Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Dreiundfünfzigster Jahrgang 1916

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Erster Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN 5 1981

AP30
D378
v.53
pt.1-2

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes

*

Romane

Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner, Seite: 1—9, 25—33, 49—57, 73—81, 97—105, 121—130, 145—154, 169—178, 193—202, 217—225.

Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte, Seite: 10—18, 34—42, 58—66, 82—90, 106—114, 131—138, 155—162, 179—186, 203—210, 226—234, 250—258, 274—282, 298—306.

Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer, Seite: 241—249, 265—273, 289—297.

*

Beiblatt

	Seite
Herbst im Feindesland. Gedicht von Leo Heller	19
Die Legende vom goldenen Wiener Herzen. Von Joseph Aug. Lux	19
Mondnacht in der Heide. Gedicht von Bruno Pompecki	23
Seppel. Von Alb. G. Krueger	23, 47, 69
Spätherbst an der Weichsel. Gedicht von Franz Lüdtke	24
Ein Spielzeug. Gedicht von Käthe Altwallstädt	43
Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge	43
Immer leiser. Gedicht von Helene Brauer	46
Husarentrunk. Gedicht von Leo Heller	48
Abschied. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	67
Emanuel Geibel. Von Paul Pasig	67
Die Kugel. Gedicht von Julius Haupt	69
Daheim. Gedicht von Otta Overhof	71
Zu spät. Gedicht von Bruno Pompecki	91
Nur Mamas Augen. Von Ella Fecht	91
Du deutsche Frau. Gedicht von Helene Brehm	93
Der Nachruf zur Kriegszeit. Von Käte Damm	93
Aufblick. Gedicht von Wotan Dietrich	94
Letzte Fahrt! Gedicht von F. Wagenknecht	115
Das Tauschgeschäft. Von Rose Raunau	115
Heimglück. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	118
Etwas von der alten deutschen Treue. Von A. W. J. Kahle	119, 142
Im Feld. Gedicht von Overhof	120
Gedenken. Gedicht von Paul Kunad	139
Im Pfarrhause. Skizze von R. Böhmè	139
Abendliches Erinnern. Gedicht von Franz Lüdtke	142
Wieder einer. Gedicht von Thilo Kiefer	163
Die Brüder. Kriegsepisode von Heinrich Leis	163
Mädchenklage. Gedicht von Bernhard Schäfer	165
Seine Kriegserfahrung. Von Heinrich Ohlendorf	165
Abend. Gedicht von Helene Brauer	167
Nachtwache im Felde. Gedicht von Erich Janke	187
Die Hexe von Lemgo. Erzählung von Florentine Gebhardt	187, 211, 237
Herbstlaub. Gedicht von Bernhard Schäfer	190
In serbischer Quarantäne. Reiseerinnerungen von Johanna Weiskirch	190
Dämmerstunde am Fenster. Gedicht von Paul Ernst Köhler †	192
Nachtgesang. Gedicht von Wotan Dietrich	211
Vier Gedichte. Von Annemarie von Nathusius	214
Der Maler der Hohenzollern. Von Paul Pasig	215
Lied im Kriege. Gedicht von Hellmuth Unger	235
Vom Sturm in alten Herzen. Von Waldemar Bonsels	235
Wanderung. Gedicht von Else Martin	237
Der große Pflüger. Gedicht von K. E. Knodt	259
Straßenkampf. Skizze von Rose Raunau	259
Auf dem Marsch. Gedicht von Paul Ernst Köhler †	261
Glockenklang. Gedicht von Eugen Stangen	283
Ein Held. Von L. Buchheit-Lorenz	283

Digitized by Google

Seite

Zum Winter. Gedicht von Franz Lüdtke 285
Jenseits des Gitters. Von Frieda von Raimann 286
Am Kamin. Gedicht von Bruno Pompecki . . . 287
Weihnachtsglocken. Gedicht von Florentine Gebhardt 307
Die wollenen Strümpfe. Eine Wintergeschichte von Rose Raunau 308
Mädchenglück. Gedicht von Helene Brauer . . . 311

Bücherbesprechungen.

Marcell Salzer. Beim deutschen Kronprinzen und seiner Armee 72
Albert Stötzner. Auf der Walze 72
Generalleutnant Sir Robert Baden-Powell. Meine Abenteuer als Spion 95
Dr. Adolf Saager. Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger 96
Dr. Karl Roth. Geschichte Albaniens 96
Neue Bücher 144, 168, 312
E. Peter. Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkrieg. 167
Professor Dr. A. Grotjahn. Der Wehrbeitrag der deutschen Frau 167
Will Vesper. Der deutsche Psalter 167
Charles de Coster. Ulenspiegel und Lamm Goedzak 167
Julius von Pflugk-Harttung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht 261
Karl Stamm, Marcel Brom u. Paul H. Burkhard. Aus dem Tornister 261
Spitzweg. Reime und Bilder 261
Richard Voß. Das Modell 262
Else Croner. Prinzeß Irmgard 262
Freiherr von Schlicht. Weit vom Schuß 262
Jungfrühling 262
Fritz Pistorius. Die Kriegsprima u. and. Geschichten 262
Joachim Francke. Hindenburgschläge und Hindenburganekdoten 262
Kriegsbuch für die Jugend und das Volk 262
Rudolf Presber. Der Don Juan der Bella Riva 263
Dr. Adolph Kohnt. Christoph Martin Wieland als Dichter und Weltweiser 263
Dr. Walter Bombe. Perugino 263
Spielbücher 263
Ernst Zahn. Uraltes Lied! 288
Albert Kleinschmidt. Im Forsthause Falkenhorst . 288
Dr. Ernst Hartmann. Ein deutscher Robinson . . 288
Karl Quenzel. Vom Kriegsschauplatz 288
Thea von Harbou. Die deutsche Frau im Weltkrieg 288
Moderne Festungswerke mit Panzertürmen und Schreibers Kriegsmodelliermappe 288
Lilly Braumann-Honsell. Ein deutsches Herz in großer Zeit 311
Ernst Eschmann. Volksfrühling 311
Fedor Sommer. Das Waldgeschrei 311
Friedrich Kipp. Sehnsuchtswege 312
Prof. Leonhard Schmidt. Gudrun 312

Vermischtes.

Herr Vandervelde u. seine belgisch. Sozialdemokraten 72
Anekdoten 72
Freie Hochschule, Berlin 96
Jetzt kauft Bücher 168
Zum Kampf um die deutsche Schrift 264
Die Mädchen- u. Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit 264
Shakespeare zum Weltkrieg 264

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 1

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

1. Kapitel.

„Es ist eine unglaubliche Idee, Stephanie. Du überschaust die Konsequenzen nicht, sonst würdest du nicht immer wieder so hartnäckig auf diesen einen Punkt zurückzukommen. Deine Schwester Irmgard paßt nun einmal nicht hierher an meine Schule. Ich halte sie — nimm mir das bitte nicht übel — ihrem Temperament, ihrer ganzen Lebensauffassung nach für ganz ungeeignet zum Schuldienst. Verwöhnte Salondamen können wir hier nicht brauchen. Und noch dazu mit einem mit Ach und Krach bestandenen Lehrerinnenexamen und sehr mäßigen Zeugnissen darf man nicht erwarten, sofort, bei der ersten sich bietenden Vakanz, berücksichtigt zu werden. — Ich finde es ja begreiflich, daß du deine einzige Schwester hier am Ort haben möchtest, aber du weißt, Kind, wie verhaßt mir jede Form von Nepotismus ist, und Amtsfragen kann ich nicht nach Privatinteressen entscheiden. Siehst du das ein?"

Roderich Degenhardt, Direktor der höheren Mädchenschule zu Rambach, wartete vergeblich auf eine Antwort seiner Frau.

Er wanderte ein paarmal zwischen den hochgetürmten Bücherreihen seines Arbeitszimmers auf und ab. Der noch jugendliche, hochgewachsene, breitschulterige Mann mit den straffen Zügen und der noch strafferen Haltung, den großen, scharfblickenden Augen und dem militärisch kurz gehaltenen Bart und Kopfhaar machte weit eher den Eindruck eines Offiziers in Zivil als den eines Schuldirektors.

Er war in seiner Wanderung aufhorchend stehengeblieben. Drüben von dem Sofa her, auf dem seine leidende Frau lag, klang ein Seufzer.

Sofort stand er neben ihr und beugte sich zu ihr herab. Sie sah so blaß und so furchtbar traurig aus.

„Du kennst Irmgard ja kaum. Versuche es doch mit ihr, mir zuliebe", klang es leise, als spräche sie mit Anstrengung, zu ihm herauf.

Eine energisch abwehrende Kopfbewegung schnitt auch diesem neuen Vorschlag den Faden der Weiterentwicklung ab.

„Deine Schwester würde nach den ersten acht Tagen davonlaufen. In ihrem eigenen Interesse wünsche ich ihr eine andere Lehrstätte — ich würde keinerlei Rücksichten nehmen."

„Wie hart du sein kannst, Roderich."

Dabei erhob sich die zarte, blonde Frau von ihrem Ruhebett und ging leise, unhörbar fast, wie es ihre Art war, aus dem Zimmer.

Doktor Degenhardt sah ihr einen Augenblick lang betroffen nach.

Wie trübe das geklungen hatte: „Du bist hart." — Er entzündete die Lampe auf seinem Schreibtisch und versuchte einen Stundenplan zusammenzustellen. Aber die noch nicht erledigte Vakanz und die sich immer wieder daraus ergebenden Verschiebungen und Lücken im Lehrplan ließen ihn zu keinem befriedigenden Resultat kommen.

Digitized by Google

Es wollte durchaus nicht klappen, eine volle Lehrkraft fehlte, das ließ sich durch alles Hin- und Herschieben nicht ausgleichen.

Wie ein riesiges Zusammensetzspiel lag der Gesamtstundenplan vor ihm, ganz angefüllt mit roten, grünen, blauen und gelben Papptäfelchen. Jeder Lehrer hatte seine Farbe, jede Klasse ihre Rubrik. Aber wie oft er auch die bunten Täfelchen mit Stecknadeln befestigte und wieder löste und sich in diese angestrengte Mosaikarbeit vertiefte — es blieb immer wieder ein Rest, eine klaffende, weiße Fläche.

Das peinlichste war, daß schon übermorgen das neue Schuljahr begann, und daß er durch diese plötzliche Erkrankung einer Lehrerin in eine Zwangslage geraten war. „Es wäre zwar reinste Torheit, aber Irmgard könnte binnen zwölf Stunden hier eintreffen." Dieser Gedanke kam ihm immer wieder.

Sie war hochmütig, eingebildet und eigenwillig; er hielt sie wohl für geeignet, in seiner Schule alles auf den Kopf zu stellen und eine Art Stadtberühmtheit zu werden, sie war für Flirt und Vergnügen, er erinnerte sich manches unangenehmen Disputes, den er in früherer Zeit mit ihr hatte. Sie schien keines Menschen Überlegenheit anzuerkennen und war, wie er meinte, ganz im Gegensatz zu seiner sanften, fügsamen Frau, mit einer ihm am weiblichen Geschlecht unsympathischen Selbstherrlichkeit ausgestattet.

Sollte er sie trotzdem kommen lassen, um seiner Frau willen? Sollte er einen Versuch wagen?

Aber wer verbürgte ihm denn, daß „Prinzessin Irmgard", wie sie in der Familie genannt wurde, seinem Ruf folgen würde? Wußte er so gewiß, daß ihre augenblickliche Notlage zwingender und stärker war als ihre Abneigung gegen ernste Arbeit?

Ganz tief, tief in seinem Unterbewußtsein war ja das Gefühl: „Sie tut mir leid, sie ist heimat- und elternlos und ohne Vermögen, angewiesen auf ihre Arbeit. Ich will ihr helfen." Aber dem Gefühl verbot er die Deutlichkeit. Es sollte doch bei Stellenbesetzungen nicht ausschlaggebend sein. Er brauchte eine tüchtige Lehrkraft, erprobt und bewährt, verantwortungsvoll und schlicht gediegen.

Er fand keine Lösung und quälte sich selbst. Schließlich beschloß er, der die Dinge sonst mit klaren Vorsätzen und starken Händen lenkte, sich zunächst von ihnen lenken zu lassen. Er wollte Irmgard die Vakanz mitteilen und ihr die Wahl selbst überlassen und abwarten, was sie tun würde.

Durch diesen Entschluß kam er ein wenig zur Ruhe. Der Abendfrieden draußen und drinnen hatte für ihn etwas wunderbar Wohltuendes. So jung und frisch war ihm zumute, daß es ihm selbst erstaunlich schien — bei seinen Jahren und seiner Amtswürde.

Es hatte den Direktor viel gekostet, den Ruf als Rambacher Mädchenschulleiter anzunehmen. Er war der einzige Sohn eines Majors; sein Vater, selbst begeisterter Soldat, bestimmte auch ihn für die Offizierslaufbahn und hatte ihn militärisch erziehen lassen. Roderich aber fühlte sich von den Wissenschaften so sehr angezogen, daß schließlich der alte Major, nach einer Schlacht, die er mit sich selbst geschlagen, auf seinen Lieblingswunsch verzichtete und den Sohn studieren ließ. Mit achtundzwanzig Jahren war Roderich Oberlehrer, Reserveoffizier und Privatdozent. Kurz nach seiner Habilitation verlobte er sich mit Stephanie v. Dünow. Da sie beide ohne nennenswertes Vermögen waren, beschlossen sie, auf die Gunst des Schicksals zu warten. Ein pädagogisches Werk, das Doktor Degenhardt herausgegeben hatte, lenkte zwar die Aufmerksamkeit auf ihn, half ihm aber zunächst nicht in der gewünschten Weise vorwärts. — Da kam eine vertrauliche Anfrage seines Heimatstädtchens Rambach, ob er geneigt wäre, die Leitung der neu zu gründenden Cäcilienschule zu übernehmen. Man bot ihm ein auskömmliches Gehalt, freie Dienstwohnung und ging auf alle persönlichen Bedingungen und Wünsche des jugendlichen Direktors ein. Die Stadt war stolz darauf, einen fast schon berühmten Gelehrten, der noch dazu ihr Sohn war, an die Spitze der neuen Mädchenschule stellen zu können. Man griff tief in den Stadtsäckel und baute dem Direktor dicht neben dem großen, weißen Schulhaus eine kleine, efeuumrankte Villa.

Villa und Schulhaus waren durch einen glasbedeckten Durchgang verbunden, so daß der Direktor bequem und ohne den Schulhof zu be-

Digitized by Google

treten, von seinem Arbeitszimmer aus direkt nach den Schulräumen gelangen konnte. In der Stadt galt Doktor Degenhardt als unbedingte Autorität in allen Kulturfragen. Nicht einmal der allerdings schon etwas betagte Gymnasialdirektor machte ihm seine Stellung streitig.

Doktor Degenhardts Wort gab den Ausschlag, gleichviel ob es sich um eine Erziehungsfrage oder den Bau eines Theaters oder um sonst eine kommunale Frage handelte. Er war der eigentliche Regent der Stadt, nicht nur der Schule. — Und doch hingen quälende Erinnerungen an diesen ersten Jahren.

Es war ihm bitter schwer geworden, allem wissenschaftlichen Ehrgeiz zu entsagen und seine Lehrtätigkeit an der Universität aufzugeben. Statt vor Studenten zu dozieren, hatte er nun Kinder und halbwüchsige Mädchen zu unterrichten und zu erziehen. Und es kamen noch immer Stunden, in denen er vergaß, vor wem er redete. —

Es war nicht einfach für ihn gewesen, all die Fäden, die ihn mit der Gelehrtenwelt verbanden, zu durchschneiden und ein praktischer Schulmann zu werden, ein Organisator, ein Mann der Tat.

Aber er hatte den schmerzhaften Schnitt glatt und haarscharf durchgeführt. Er schrieb keine wissenschaftlichen Werke mehr, besuchte nicht mehr die Kongresse der Gelehrten und war von einer unerbittlichen Strenge gegen sich selbst. Alle Halbheiten im Leben, alles Zwiespältige, Disharmonische war ihm verhaßt. Es galt seine Pflicht zu tun, den Posten, auf den man gestellt war, bis zur Selbstentäußerung auszufüllen.

Dieser echt preußische Geist bedingungsloser Pflichterfüllung übertrug sich auch auf die von ihm geleitete Schule. Den Lehrern imponierte er durch die ruhige, überlegene Sicherheit seines Auftretens mehr noch als durch seine reichen Kenntnisse, die Lehrerinnen bewunderten ihn, und nur die Cäcilienschülerinnen seufzten zuweilen unter dem Druck seiner Regentschaft. Alle höheren Töchter von Rambach unterstanden diesem Kommando, das die Stadtväter für sie ausgesucht hatten, und sie alle bekamen eine ganz eigene Note dadurch. Sie waren anders erzogen als die Mädchen in Groß-Berlin, das doch nur wenige Bahnstunden entfernt lag, sie wuchsen anders auf als die Mädchen in anderen Provinzstädten, in denen Schule und Schuldirektor keine so dominierende Rolle spielten, sie alle wurden von ihrem sechsten bis sechzehnten, oft achtzehnten Lebensjahr in den Degenhardtschen Anschauungen nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen, und kein Vater und keine Mutter hätte sich je dagegen aufgelehnt, auch wenn seine Verfügungen und Erlasse, was nicht selten aus pädagogischen Gründen geschah, in das Privatleben der einzelnen hineingriffen.

Frau Stephanie hatte sich müheloser als ihr Gatte in die kleinbürgerlichen Verhältnisse gefügt, obwohl ihr der Ruf der adelsstolzen, exklusiven Frau vorangegangen war. Sie war dankbar für das trauliche Heim, das man ihnen hier geschaffen hatte. Sie führten ein geselliges Haus, bis ihr Lungenleiden sie zu großer Zurückgezogenheit zwang. Jetzt beschränkte sich die Gastlichkeit im wesentlichen auf den Philologen-Empfangstag am Sonnabend abend, der in der Wohnung des Direktors die Lehrer zur Erörterung pädagogischer Fragen versammelte. Zum Schluß wurde dann meist musiziert oder politisiert. — Diese bescheidenen Unterbrechungen des Alltagslebens waren, außer den regelmäßig innegehaltenen Morgenritten zwei Stunden vor Schulanfang mit ein paar Regimentskameraden, die einzige Erholung, die Doktor Degenhardt sich gönnte. —

Seit geraumer Zeit hatte der Direktor Feder und Notizblock fortgelegt und schaute durch das breite Erkerfenster auf die Anlagen, den Fluß und die von der Abendsonne beleuchtete Landschaft, die hinter der Stadt sich weit und breit dehnte. Vom Erker hatte man auch den Blick auf das Schulhaus und die Straße.

Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Dort überschritt eben seine Tochter Kriemhild den Fahrdamm, und schon erschien sie in der Tür und eilte auf seinen Arbeitssessel zu, aus dem sich ihr weit seine Rechte entgegenstreckte.

Kriemhild hatte die gleiche anmutige Gestalt der Mutter, den feinen Gliederbau und das goldblonde, lockere, reiche Haar, den etwas herben Mund des Vaters und tiefe, dunkelbraune Augen. Ihr ganzes Wesen atmete Lebendigkeit und Frische. Sie war für ihre zwölf Jahre groß gewachsen.

Digitized by Google

Sie tippte mit der Hand auf den noch aufgerollt liegenden Stundenplan.

„Ach, übermorgen beginnt die Schule wieder. Wer ist unsere neue Klassenlehrerin, Papa?"

„Vielleicht — Tante Irmgard."

Ganz ungläubig blickte sie zu ihm hoch und suchte in seinen Augen zu lesen, ob das Spaß oder Ernst sei. Sie wurde ganz rot vor Freude und war plötzlich wie ein Wirbelwind zur Tür hinaus, der Mutter die Botschaft zu bringen.

* * *

Am Nachmittag des nächsten Tages traf ein Telegramm ein, in dem Irmgard v. Dünow ihre Ankunft meldete. Sie wurde von ihrem Schwager am Bahnhof erwartet. Er hatte sie lange nicht gesehen und stutzte einen Augenblick, als eine schlanke, dunkelblonde, junge Dame mit schnellen Schritten auf ihn zukam. In ihrem kleinkarierten Jackenkleid mit den blauen Aufschlägen und dem blauen Schleierhut, unter dem das lockige Haar hervorlugte, erregte sie, noch dazu als ungewohnte Erscheinung, schon auf dem Bahnhof eine gewisse Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als Doktor Degenhardt, da Tauwetter und Glatteis eingetreten waren, ihr höflich den Arm bot und sie über die Wilhelmstraße, den Stolz der Stadt, nach Hause geleitete.

Dort überließ er zunächst die beiden Schwestern ihrer Wiedersehensfreude und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück.

„Wie das wohl werden wird?" dachte er. Sie hatte ihm bereits unterwegs zu verstehen gegeben, daß sie Freiheit und Unabhängigkeit über alles schätze und nur dann etwas leisten könnte, wenn man sie gewähren ließ. Und wie kindlich sie sich gefreut hatte, als er ihr die Turnstunden in Aussicht stellte. „Mein Lehrerinnenexamen war mäßig, aber mein Turnexamen vorzüglich," hatte sie ihm lachend gesagt, „ich kann ohne Bewegung und Sport nicht leben."

Inzwischen saßen die Schwestern drüben in dem großen Wohnzimmer und besprachen eifrig, wie Irmgard ihr Leben nun einrichten sollte.

Frau Stephanie saß matt und doch glücklich in ihrem Sessel. Sie würde nun wieder frohen Lebensmut schöpfen und Hilfe und Stütze an Irmgard haben. Die ermüdende Schwere ihres körperlichen Leidens und die Kraft, die zur Erziehung der lebhaften, wilden Kriemhild nötig war, hatten sie erschöpft.

Die Wohnungsfrage war eben berührt worden. Aber hierin zeigte sich Irmgard den Bitten der Schwester gegenüber unbeeinflußbar.

„Nein, Stephie, ich danke dir herzlich für dein Angebot. Aber ganz hier bei euch wohnen kann ich nicht. Ich will meine Selbständigkeit wahren, und es gäbe Reibereien zwischen deinem Mann und mir; du weißt, wir stehen ohnedies nur auf dem Höflichkeitsstandpunkt, und — verzeih', wenn ich ganz offen bin — wenn ich deinen Herrn Gemahl jeden Tag ein paar Stunden am Vormittag genieße, wird mein Bedarf gedeckt sein. Dich und Kriemhild besuche ich natürlich so oft ich kann. Aber morgen suche ich mir eine Pension."

Und dabei blieb sie. Sie verschwieg ihrer Schwester, daß sie an eine lange Dauer der ganzen Schulherrlichkeit nicht glaubte. Sie fühlte schon jetzt, daß sie in diese kleine Stadt nicht passe, und die wenigen Worte, die ihr Schwager ihr über ihre künftige Tätigkeit gesagt hatte, hingen wie Bleigewichte an ihr.

Irmgard v. Dünow hatte bisher das eiserne Muß des Geldverdienens noch nicht kennen gelernt und hatte wie ein freier Vogel in heiteren Regionen gelebt. Die erste, große, wirkliche Sorge war an sie herangetreten, als vor Jahresfrist ihre Mutter gestorben war und sie nun ganz auf ihre eigenen, jungen Kräfte angewiesen war.

„Eigentlich müßte ich ja deinem Mann dankbar sein, daß er mich herberufen hat," sagte sie nach einem längeren Schweigen, „ich kann es bloß nicht. Ich habe ja überhaupt nur gezwungen die Stelle angenommen; ach Stephie, ich habe ein Grauen vor der Tretmühle, in die ich nun gespannt werden soll, Tag für Tag, monatelang, jahrelang — — bis zur Pensionierung. Ich fürchte mich vor dem Einerlei, vor der Stubenluft, vor der Kritik deines Mannes. Du ahnst gar nicht, wie elend mir zumute ist, wenn ich daran denke, daß die Quälerei morgen früh schon losgehen soll, und daß ich meine Freiheit für 125 Mark monatlich verkaufen muß."

Digitized by Google

„Laß das Roderich nicht hören", mahnte Stephanie ängstlich. „Alle Lehrerinnen fühlen sich hier wohl, du wirst dich einleben, sicher, Irmgard. Du weißt nicht, eine wie gütige Natur Roderich ist, nur die Schale ist hart, aber unter dem Eisenpanzer schlägt das beste Herz der Welt."

Gegen Abend ließ Doktor Degenhardt Fräulein v. Dünow für ein paar Minuten in sein Zimmer herüberbitten. Er wollte sie nur in großen Zügen informieren und forderte sie auf, in dem rotledernen Klubsessel, dem „Audienzstuhl", Platz zu nehmen.

Er war jetzt ganz sachlich, schob jedes verwandtschaftliche Band beiseite und gab ihr, wie jeder neuen Lehrerin, seine Anweisungen und ein paar Ratschläge.

„Bitte, notiere: Fünfte Klasse, sechstes Schuljahr. Ordinariat, alle deutschen Stunden, Rechnen und Geschichte."

„Geschichte kann ich selbst nicht", platzte da Irmgard voller Unruhe heraus.

„Um so sorgsamer wirst du dich vorbereiten müssen," meinte der Direktor mit unerschütterlicher Ruhe, „aber, bitte, unterbrich mich jetzt nicht und sage mir eventuelle Privatwünsche lieber zum Schluß. Du hattest notiert, Deutsch, Rechnen, Geschichte? Dann die Turnstunden in den vier oberen Klassen und — —"

„Herrgott, hör' doch auf, das sind ja schon mindestens drei Stunden am Tag!"

Ein lächelnder, halb spöttischer, halb mitleidiger Blick streifte sie.

„Ganz recht, mein Fräulein. Eine volle Lehrkraft hat vier Stunden täglich zu unterrichten. Bei dir möchte ich zunächst, daß du die vierte Stunde dazu benutzt, um in den oberen Klassen zu hospitieren. Suche dir selbst die Fächer aus, aber ich bitte dann von Zeit zu Zeit um einen Bericht über das Gehörte und Beobachtete. Die Schule beginnt morgen früh um acht Uhr zehn Minuten. Wenn du noch ein übriges tun willst und dich über die Namen und die Eigenart deiner Klasse informieren willst, so brauchst du dich nur an Kriemhild zu wenden, die darauf brennt, dich einzuweihen.

An jedem Sonnabend von acht bis neun Uhr abends habe ich eine halbamtliche Sprechstunde für alle Mitglieder meines Lehrerkollegiums mit anschließender Diskussion, bei denen ich dich gebeten haben möchte, regelmäßig zugegen zu sein." — Der Direktor hatte „gebeten", was nach seiner Einbildung „bitten" hieß, in der Tat aber immer einfach wie ein Kommando klang.

„Und gerade am Sonnabend," dachte Irmgard, „wann sollte man da wohl mal ein Theater oder ein Konzert besuchen?"

Ihr schwirrte vorläufig der Kopf. Roderich klappte jetzt mit einer charakteristischen Bewegung seiner gepflegten, schlanken Hände sein Notizbuch zu und sah seine kleine Novize prüfend an.

„Ich denke, wir werden in Frieden miteinander auskommen?"

„I Gott bewahre," dachte Irmgard, schluckte es aber mit heroischer Selbstüberwindung herunter, „das wird ein dauernder Kriegszustand."

Und fast als ob er ihre geheimen Gedanken erraten hätte, fügte er vorsichtig hinzu: „Und selbst wenn es einmal Mißhelligkeiten geben sollte, die ja niemals ganz ausbleiben, so werden wir beide bemüht sein — Stephanie zuliebe —, die beruflichen Unannehmlichkeiten nicht auf das Privatleben zu übertragen."

Irmgard saß ganz still und schaute durch den halb geöffneten Fensterflügel auf die stille Straße, die schon ganz im Dunkel lag. Kein Laut kam von draußen. Irmgard war unmutig, nicht gerade verletzt, aber sie wußte nicht so recht, was sie entgegnen sollte. Sie fühlte etwas wie Fesselung, wie Unzufriedenheit, fühlte eine Einsamkeit und Fremdheit. Sie sah sich, während Roderich ihr den Lehrplan skizzierte, in dem großen Zimmer um. Alles in diesem Raum schien ihr feindlich gesinnt, die vielen Bücherregale an den Wänden, die sie wie stumme Mahner anblickten, der ungeheure Globus, der mit seiner umfassenden Weltkenntnis fast zu protzen schien, die große Standuhr, die einem jede vertändelte oder verträumte Stunde unerbittlich nachrechnete, die vielen Lehrpläne und Klassenbücher auf der Schreibplatte — alles flößte ihr ein Gefühl der Verlassenheit ein, als würde sie nie hier heimisch werden können.

* * *

Digitized by Google

Am nächsten Morgen erwachte Irmgard von dem schrillen Klingeln des Weckers und zog sich mit der ihr eigenen Sorgfalt an. Sie wählte das schlichteste Kleid, das sie besaß, und sah doch auch in diesem Arbeitsgewand knospenhaft frisch und anmutig aus. Sie glich viel mehr einer Schülerin der Oberklasse als einer Lehrerin. Vergeblich blieb ihr Bemühen, etwas wie „Würde" in ihre Frisur zu legen. Das krause Blondhaar ließ sich nicht bändigen und fiel immer wieder unvorschriftsmäßig auf die Stirn herab. Da sie noch über eine halbe Stunde Zeit hatte, schlenderte sie die Wilhelmstraße hinauf. Auf dem schmalen Bürgersteig liefen schon ein paar Schulmädchen hin und her, schwatzten und lachten.

Schnell entschlossen trat sie an eine Gruppe größerer Mädchen heran: „Verzeihung, sind Sie Cäcilienschülerinnen?"

„Ja, erste Klasse", antwortete ihr ein vielstimmiger Chor. Darauf wurde sie einer prüfenden Musterung unterzogen.

„Sie sind die neue Lehrerin? Wir sahen Sie gestern mit dem Herrn Direktor vom Bahnhof kommen." — Sie bejahte und ging ganz langsam zwischen den Mädchen dem Schulhaus zu und kam bald in ein Gespräch mit ein paar der Erwachseneren.

„Also hier ist die Schule. Hübsch, recht hübsch, hier müßte es eigentlich sehr vergnügt zugehen, schon wegen des großen Spielplatzes unter den Fenstern."

„Unser Herr Direktor ist nicht so sehr für Vergnügen."

„So?" heuchelte Irmgard, und es machte ihr plötzlich Spaß, das Urteil dieser Backfische über Roderich zu erfahren. „Wie ist denn Ihr Herr Direktor? Beschreiben Sie ihn mir doch."

Da klang es ihr in unverfälschtem Backfischidiom lachend entgegen:

„Der ist unbeschreiblich."

„Furchtbar anspruchsvoll."

„Wüst unnahbar."

„Degen—hardt."

„Abscheulich — dickköpfig."

„Riesig interessant im Vortrag, aber eklig im Abfragen."

„Rücksichtslos bis an die Grenze des Möglichen."

Da konnte sie sich ja die nicht sehr schmeichelhaften Attribute nach Belieben aussuchen. Nur ein kleines, verwachsenes Mädchen, das seinen hohen Rücken wie ein Martyrium durch den Lenz seines Lebens trug, sagte leise: „Der Direktor ist ein Engel."

Sie standen wieder vor der Degenhardtschen Villa. „So, jetzt muß ich in meine Klasse." Im Torweg, in dem rechts und links zwei Gipsreliefs in die Wand eingeschnitten waren, zwei Mädchenfiguren mit Tennisschläger und Büchermappe darstellend, begrüßte sie Roderich.

Rechts ging es gleich in ihre Klasse. Der Direktor stellte sie vor: „Fräulein v. Dünow, eure neue Klassenlehrerin. Ich erwarte, daß ihr Fräulein v. Dünow keinen Grund zur Unzufriedenheit geben werdet", und überließ sie ihrem Schicksal. — Sie verzichtete von vornherein darauf, Respektsperson zu sein, weil es ihr doch nicht geglückt wäre, und gewann durch ihre einfache Liebenswürdigkeit schon in der ersten Stunde die Herzen ihrer kleinen Schar. Kriemhild erklärte ihrem Vater schon in der großen Pause, daß sie noch nie eine so herrliche Rechenstunde gehabt hätten.

Die Kollegen kamen Irmgard sehr zuvorkommend entgegen, die Kolleginnen dagegen verhielten sich abwartend. Als nahe Verwandte des Direktors genoß sie eine Art Ausnahmestellung, das empfand sie bald.

Ein junger Oberlehrer, Doktor Lorenz, wich in den Pausen nicht von ihrer Seite. Er fand sie entzückend, so ganz anders als alle Damen des Städtchens. Er hatte Blick für ihre schlichte Vornehmheit, sah die Stirn wie Opal, den feinen Nasenansatz mit den hoch geschwungenen Brauen, über denen Schatten spielten. Er sah den eleganten Sitz ihrer Stiefel, die unter dem fußfreien Rock hervorlugten, er fühlte den Rhythmus ihrer Bewegungen, während sie neben ihm im Schulgarten herschritt. Doktor Lorenz war sich gar nicht klar darüber, was ihn so magnetisch vom ersten Augenblick an zu ihr hinzog, er wußte nur, daß ihm so viel taufrische, augenerfreuende Schönheit noch nie begegnet war. —

In der letzten Vormittagsstunde hospitierte sie in der ersten Klasse, wo der Direktor „Deutsch" gab.

Digitized by Google

Sie freute sich ordentlich darauf, nun auch einmal eine Kritik an Roderich zu üben. Sie stellte sich ihn im Unterricht noch unsympathischer und tyrannischer vor, als er es im Privatleben war. Der hatte doch sicher keinen Funken Wohlwollen für die Mädchen, sie taten ihr aufrichtig leid, daß sie ihm und seinen Herrschergelüsten so wehrlos preisgegeben waren. Da trat er ins Klassenzimmer mit einem Lächeln auf den Lippen, wie Irmgard zu ihrem Staunen feststellte. Ein paar Mädchen hatten ihn an der Tür erwartet und entschuldigten sich wegen einer unerledigt gebliebenen Arbeit. Er hörte sie freundlich an und schien die Entschuldigungen gelten zu lassen.

Irmgard saß auf ihrem Stuhl in der letzten Reihe und beobachtete interessiert, wie sich der weitere Verkehr zwischen Roderich und seiner Klasse abspielte.

Er stand fast während der ganzen Stunde hoch aufgerichtet vor dem Katheder, die linke Hand leicht aufgestützt, die Rechte zur Begleitung und Illustrierung des Vortrags bald frei erhoben, bald eine Kurve beschreibend oder zur Verstärkung einer These in rhythmischen Bewegungen die Rede begleitend.

Das Organ war laut und wohlklingend.

„Das Dozieren steht ihm nicht übel", gab Irmgard notgedrungen zu.

Die Augen der fünfzehn Mädchen hingen an seinen Lippen. Er sprach über „Die Kunst des Vortrags" und bezweckte durch diese Einleitung, seine Schülerinnen zu freien Redeübungen zu erziehen. Er belegte seine Ausführungen mit historischen Beispielen und las einzelne kurze Proben aus den Reden berühmter Männer der alten und neuen Zeit vor. An jede Leseprobe knüpfte er eine stilistische kurze Kritik.

Es war fast wie ein literarisch-ästhetisches Kolleg. Er mochte ungefähr dreißig Minuten lang gesprochen haben, dann bat er plötzlich um kurze Wiedergabe. Er griff sich eins der Mädchen heraus und stellte ein paar vertiefende Fragen, die zugleich Verständnis und Aufmerksamkeit der Betreffenden prüften. Eine Art Dialog entspann sich, dann wandte er sich wieder an die ganze Klasse, examinierte in der Form der Unterhaltung, forderte die Mädchen auf, selbst Fragen zu stellen — und das alles in so durchaus verbindlichen Formen, daß Irmgard ihr Urteil wiederum zu korrigieren gezwungen war.

Es war etwas ausgesprochen Ritterliches in der Art und Weise, wie er mit seinen Schülerinnen verkehrte, was allerdings nicht ausschloß, daß er sie mit jedem Blick und Wort und mit jeder Geste beherrschte. Es gab keinen Gegenwillen in seiner Klasse.

Etwas Souveränes, Königliches, wie es starken Persönlichkeiten eigen ist, ging von ihm aus. Aber auch das unbewußt Herrische, das Sich-nicht-in-andere-hineindenken-können der starken Persönlichkeiten besaß er; und diese Eigenschaft war es, die die Mädchen verdroß. Und bei all seiner angeborenen Ritterlichkeit und seinem Wohlwollen kam er ihnen doch niemals nahe. Vielleicht respektierten sie ihn zu sehr, um ihn zu lieben, vielleicht auch war es eine gewollte Reserve, die er um sich zog. —

Es herrschte eine heilige Ruhe in seinen Stunden. Konnte sich eines der jungen Mädchen einmal durchaus nicht bezähmen und flüsterte der Nachbarin etwas zu, so genügte ein halber Blick des Direktors.

Er rügte selten, dann aber beißend — scharf. —

„Bitte, nennen Sie mir die berühmtesten Redner des Altertums", fragte er jetzt.

Das Mädchen, dem die Frage galt, war verwirrt oder vergeßlich oder verträumt und sah sich ratlos um Hilfe um.

Aber keine in der ganzen Klasse hätte es gewagt, vorzusagen. Immer ratloser wurden die Augen der Kleinen, sie sah den Direktor still gottergeben an und begegnete einem langen, durchbohrenden Blick aus gewaltigen Augen.

Irmgard begriff, daß man sich vor diesen Augen fürchten konnte.

„Nun?" mahnte der Direktor in aufkochender Ungeduld.

Da hielt Irmgard nicht länger an sich und sagte dem Mädchen leise, doch deutlich genug, die Namen der alten Redner vor.

Das Mädchen wagte es nicht, das Erlauschte als Erlerntes weiterzugeben und schwieg. Die Disziplin, in der sie erzogen war, siegte über den persönlichen Vorteil.

Digitized by Google

Der Direktor hätte sich eigentlich freuen können, aber ihm war das Flüstern der Namen nicht entgangen.

„Wer hat hier vorgesagt?" rief er ganz außer sich, „ich will es augenblicklich wissen. Solche Moden wollen wir doch in meinen Stunden lieber nicht einführen. Nun, bitte, wer besaß diese unerhörte . . . . . ."

Irmgard hatte sich bereits erhoben. Hier durfte keine in falschen Verdacht kommen. Tief errötend wie ein Schulmädchen sagte sie: „Ich war es."

Sie biß sich auf die Lippen, so lächerlich peinlich war die Situation.

Ein kurzes Schweigen entstand; aber die Blicke, mit denen der Direktor sie bedachte, sprachen eine beredte Sprache.

„Fräulein v. Dünow wollte sich einen Scherz gestatten", sagte er dann in beherrschtem Ton, zur Klasse gewandt. — Vom Schulhof herauf schlug die Glocke an. In den Reihen saßen sie mucksstill, obwohl sie mit innerer Ungeduld auf den Direktor starrten — die Stunde war noch nicht von ihm geschlossen worden. Endlich entließ er sie. Mit einem kurzen, kühlen Gruß zu Irmgard hinüber verließ er das Zimmer. —

---

2. Kapitel.

Ein Schultag reihte sich an den anderen, und Irmgard hatte ihre anfängliche Mutlosigkeit bald überwunden. Das Berufsleben schreckte sie nicht mehr, und die Tage verliefen viel abwechslungsreicher, als sie es je für möglich gehalten hätte. Ihre Klasse hing mit geradezu jubelnder Begeisterung an ihrer Lehrerin. Die kleinen Mädchen betrachteten jede Stunde wie ein Fest, und alle, Kriemhild an der Spitze, wetteiferten darin, sie zu erfreuen. Roderich hatte sie ganz sich selbst überlassen, noch kein einziges Mal sie durch Inspizieren belästigt, und Doktor Lorenz brachte ihr Blumen und Bücher, holte sie zu Spaziergängen ab, machte sie auf einzelne Familien, die ein geselliges Haus führten, aufmerksam und half ihr über Schulverlegenheiten hinweg. Es herrschte ein heiterer, kameradschaftlicher Ton zwischen ihnen. Sie waren beide Großstadtkinder und fanden gegenseitig das ineinander, was die kleine Stadt ihnen nicht bieten konnte. Wie auf eine Insel verschlagen fühlten sie sich beide hier, und das ergab ein schneller keimendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, als dies wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Irmgard hatte draußen in einem Vorstadthäuschen eine Pension gefunden, in der sie sich wohlfühlte. Die Mutter einer ihrer Schülerinnen, eine Beamtenwitwe, hatte ihr für einen mäßigen Preis ein Zimmer mit Gartenbenutzung angeboten. Es war zwar fast eine halbe Stunde von der Schule entfernt. Straßenbahnen gab es hier nicht, und so machte es sich ganz von selbst, daß sie bei Regenwetter bei Degenhardts über Mittag blieb.

Sie saß mit Stephanie und Kriemhild zur Teestunde in dem geräumigen Wohnzimmer mit den gotischen Fenstern. Ein leichtes Kaminfeuer flackerte, und der Teekessel summte seine alten, traulichen Melodien von Heim und Herd, von Familienzusammenhang und häuslichem Glück, von stiller Arbeit und innerem Frieden. Die beiden Schwestern plauderten von Elternhaus, Heimat und Kindertagen.

„Und doch ist's ein Glück, daß wir beide nicht auseinandergesprengt worden sind, Irmgard. Ich bin auch überzeugt davon, daß ihr beide, du und Roderich, sehr bald gute Freunde sein werdet."

Da kam das Mädchen herein und bestellte: „Der Herr Direktor läßt das gnädige Fräulein bitten, sich doch einmal zu ihm herüber zu bemühen."

Irmgard warf ihrer Schwester einen Blick zu, der zu sagen schien: „Nun wird das Monieren losgehen."

Aber sie täuschte sich. Roderich kam ihr liebenswürdig entgegen. „Nimm doch Platz. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Damen gestört haben sollte. — Ich möchte zunächst wissen, wie es dir hier gefällt? Du bist heute vierzehn Tage hier."

Irmgard, ein wenig ärgerlich, daß er sie so feierlich hierherrufen ließ, statt sich zu ihr hinüber zu bemühen, antwortete:

„Das kann dir doch total gleich sein. Dich interessieren doch nur meine Leistungen."

Der Direktor war peinlich berührt von dieser Antwort. „Gut, wie du willst. — Ich werde in den nächsten Tagen Gelegenheit

Digitized by Google

nehmen, mich von deinen Leistungen" — er betonte das Wort besonders — „zu überzeugen." —

Sie dachte: „Hat er mich deshalb, um mir diese ungemein wichtige und sympathische Mitteilung zu machen, hierherzitieren lassen?" — Sie sah angelegentlich nach ihrem Uhrarmband. Er fühlte, daß sie ihn verletzen wollte. Aber die so oft geübte und bewährte Beherrschung verließ ihn nicht so leicht. Nur die Brauen zog er zusammen und fuhr mit seiner gewohnten, kühlen Höflichkeit fort:

„Vielleicht macht es dir einmal Vergnügen, meiner Sprechstunde beizuwohnen? Natürlich nur, wenn es dich interessiert. Es ist nur eine Sprechstunde für meine Schülerinnen, wohl verstanden, nicht für die Lehrer. Jede Schülerin hat das Recht, mir in diesen Stunden ihre Wünsche und Beschwerden, auch Anregungen zu unterbreiten. Ich hielt die Einrichtung für einen Akt der Gerechtigkeit. Sehr viel Vorurteile, Mißtrauen und Verbitterung werden dadurch im Keime erstickt. Die Mädchen wissen, daß die Mitteilungen, die sie mir in diesen Stunden machen, ein offenes Ohr bei mir finden, und daß ich jeden vernünftigen Wunsch, wenn irgend mit den Schulgesetzen vereinbar, erfülle."

Im Korridor wurde es lebhaft.

Irmgard, die so viel Menschenfreundlichkeit ihrem Schwager nicht zugetraut hätte, war neugierig geworden, und hatte noch gerade Zeit, durch die Portiere in das angrenzende Zimmer zu schlüpfen, als die Audienz auch schon begann. Sie war verwundert, wie vielseitig die Anliegen sechzehnjähriger Mädchen sein konnten.

Und wie ernst Roderich jede Angelegenheit nahm. Jedes Mädchen hatte hier die Empfindung, vollwertig wichtig genommen zu werden. Wie er sich in diese Backfischinteressen zu vertiefen suchte, wie teilnahmsvoll er hier war.

Jede wurde einzeln vorgelassen, und jede durfte ganz frei reden. Er beantwortete jede Frage, und sein Ton war fast durchweg verbindlich. Wo er eine Bitte abschlug, geschah es in einer Form, daß die Abweisung nicht verletzen konnte. Allerdings behielt er auch hier die Zügel straff in den Händen, und er erteilte auch diese Audienzen mit einem militärischen Unterton.

„Ich komme wegen des Tennisspiels," hörte Irmgard eine helle, klingende Backfischstimme fragen, „wird der neue Tennisplatz eigentlich für uns oder für die Gymnasiasten eingerichtet?" — Die Stadt hatte einen neuen, großen Tennisplatz dicht am Waldrand für die Jugend anlegen lassen und den Schulen zur Verfügung gestellt.

Der Direktor lachte: „Daß ich das auch vergessen konnte. Im Frühling gibt's doch keine wichtigere Frage als Tennis. Der neue, städtische Tennisplatz gehört unseren drei Oberklassen an jedem Dienstag und Freitag. Merken Sie sich das und geben Sie es weiter. Am Mittwoch und Sonnabend spielt die Prima und Sekunda Tennis. Bitte um keine Verwechslung der Tage! — Das Tennisspiel ist gratis."

„Und für alle Schülerinnen ohne Ausnahme? Gleichviel, ob sie gut oder schlecht in der Klasse sind?" Die Frage brannte ihr scheinbar sehr auf dem Herzen, denn sie selbst gehörte zu den Schwergewichten der Klasse.

„Für alle ohne Ausnahme", entschied verständnisvoll lächelnd der Direktor; „es sei denn, daß Sie die Bestimmungen nicht innehalten oder mich durch ganz besondere Vorfälle zwingen, Sie vom Tennisplatz zu verbannen. Ich nehme an, das wird nicht vorkommen. Spielen Sie nur flott und regelmäßig Tennis. In Ihren Jahren ist das die gesündeste Muskelübung. Dienstag kann's schon losgehen, ich wünsche viel Vergnügen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

Erster Teil.

1. Kapitel.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, kommt vor meine Augen zuerst ein winzig kleines Zimmer, in dem alles von einer rührenden Einfalt und Bescheidenheit ist. Ich sehe die alte, nußbaumfurnierte Kommode mit den Messingverzierungen um die Schlösser, die ich in meiner kindlichen Ehrfurcht lange für Gold gehalten habe; diese alte, müde Kommode mit dem geschweiften Leib, der so altbürgerlich verschämt sich in den Raum vorbiegt, knackt in regnerischen Nächten. Da sehe ich die breite Altväterbettstelle, auf der ganze Berge weicher, dicker Kissen aufgetürmt sind, so daß einer klettern muß, wenn er hineinkommen will. Und dann liegt er darin und ist nicht mehr die Nasenspitze von ihm zu sehen. Es hat sich oft zugetragen, daß mich meine Mutter am Morgen suchen mußte, weil ich zwischen diesen wunderbaren Kissen und Deckbetten verloren gegangen war. Dieses Bett ist schweigsamer als die weibliche Kommode; nur in weißen Winternächten, wenn der Mond melancholisch über den Himmel faulenzt, sagt es manchmal mit einer tiefen Baßstimme: „Knack!" Gleich zu Füßen des Bettes steht mein Kinderschreibpult; es ist prahlerisch gelb lackiert und nimmt sich zwischen der Altehrwürdigkeit der großmütterlichen Möbel wie ein windiger Stutzer und Tagedieb aus. Diesen schlimmen Eindruck können auch die tüchtigen Tintenkleckse nicht mildern, die ich verschwenderisch über seine Schreibplatte gestreut habe. Dieser gelbe Geck sagt gar nichts, er ist viel zu stolz und aufgeblasen, um sich mit den alten, bescheidenen Zimmergenossen zu unterhalten. Er denkt zu viel an die mächtig großen, lärmerfüllten Fabrikräume, in denen er geboren und herausgeputzt wurde, und lächelt mitleidig und sehr verächtlich über die winzigen Werkstätten der Schreiner, die den alten Möbeln das Leben gaben. Es steht auch noch ein Tisch da, der zeitlos ist und keinen Charakter hat. Der läßt mit sich machen, was man will, er empört sich nie. Er stand da und ließ sich von derben Jungenstiefeln gegen die Beine treten, er duldete es stillschweigend, daß kräftige Jungenfäuste beim verbotenen Kartenspiel auf ihn einhieben, daß die Gläser zitterten; ja, er war so stumpfsinnig, daß es ihn nicht einmal anekelte, wenn wir sechzehnjährigen Nichtsnutze ganze Liter Bier über ihn hingossen.

Wenn ich genau in dieses heimelige Liliputzimmer blicke, sehe ich da noch in einer dunklen Ecke ein rundes Rauchtischchen stehen, mit silbernen Kettchen an den Beinen, und an den Kettchen hängen große, braune Holzkugeln, und das ist, damit es vornehm aussehen soll. Aber dieses Tischchen hat nicht lange in meinem Jungenzimmer gestanden: Weil ich es aus dem Salon, der selten betreten wurde, gemaust und in mein Zimmer gestellt hatte, um mir bei den Kameraden, die mich besuchten, ein männliches Aussehen zu geben, deswegen nahm mich mein Vater eines Tages bei den Ohren und schüttelte mich, und es ging mir auf, daß Väter und Söhne manchmal grundsätzlich verschiedene Begriffe vom Leben haben.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, ist da außer dem engen Zimmerchen, das mir einmal die Welt bedeutete, noch mancherlei, was sehr sonnig im Tag steht und viel lustiges Gelächter und Gesinge um sich her hat. Und da zeigt sich vor allem ein roter Mädelschopf; ein richtig roter Schopf, so rot fast wie ein Fuchspelz, und liederlich zusammengedreht, mit ein paar fahrigen, ungeduldigen Handgriffen, denen man ansieht, daß da in allernächster Nähe ein Ereignis und noch ein Ereignis und noch eins wartet, und daß alle diese Ereignisse zehntausendmal wichtiger sind als die sorgsame Bändigung eines dummen Büschels störrischer Haare. Ihr müßt nicht denken, daß das nun eine Schönheit war. Da kauert unter niedriger Stirn eine breite, neugierige Nase, die sich zwischen zwei großen, grauen Augen soweit ganz behaglich fühlt und sich freut, daß sie nicht dünner ist als die roten Lippen, die dem Tag entgegengewölbt sind, so, als müsse den ganzen Sommer hin geküßt und geküßt sein. Und lauter kleine Sternchen flimmern auf der weißen Haut dieses erdhaften

Digitized by Google

Gesichts; die Leute, die nicht viel davon verstehen, sagen, das seien Sommersprossen. Ich habe sie aber immer ausgelacht, denn warum soll man nicht hinter die Dinge sehen und alles in seiner Wahrheit fassen, statt in den alten, dummen Begriffen weiterzutrödeln, mit einer Zipfelmütze über den Ohren und großen, runden Brillengläsern vor den Augen? Sie haben mich darum auch immer einen verschrobenen Menschen und einen Sterngucker und Poeten genannt.

Ja, da geht nun das rothaarige Mädel vor mir her und dreht sich ein paarmal um, und ich denke, es muß für mich sein; denn sonst ist kein Mensch in der schmalen Straße zu erspähen. Nur ein alter, verschimmelter Bettler mit einem zerlöcherten Hut und trübseligen Stiefelresten lehnt an der Mauer, und in den wird sich wohl das Mädel nicht vergafft haben. Mir schwillt der Mut und ich rücke meine blaue Tertianermütze tiefer in die Stirn und setze ein keckes Eroberergesicht auf: So! Jetzt soll die Welt einmal erleben, was ein Held ist. Da zeigt es sich aber, daß mein Mädel keinen Geschmack an Helden hat, sie läuft, daß die kurzen Röcke wehen und die roten Zöpfe hilflos durcheinanderspringen, und stößt die Tür von ihres Vaters Wohnhaus auf und wendet sich, daß ich ihr feuerrotes Gesicht noch einmal sehen kann, und dreht mir mit den runden Fingerchen eine Nase vor die Erkenntnis.

Dann kam die Zeit, da solche Leichtsinnigkeiten in die Schublade gelegt werden mußten; man drehte den Schlüssel um und warf ihn in einen tiefen Brunnen, damit man nicht in Versuchung käme, manchmal verstohlen in die Schublade zu gucken und die prächtigen Leichtsinnigkeiten mit scheuen, verlangenden Händen zu streicheln. Das war eine harte, kalte Zeit. Die Schule lastete schwer genug auf einem trotzigen Jungenrücken, und da kam auch noch die Religion und verlangte, daß man sie demütig und willfähig mit sich herumtrage. Gerade in dieser Zeit wurde ein Vetter von mir zum Priester geweiht, und ich hatte einen heidenmäßigen Respekt vor ihm, so daß ich mich manchmal arg verwunderte, wenn er gerade so sprach wie die anderen; und daß er lachen konnte und allerhand lose Scherze treiben, das wollte mir gar nicht in den Sinn. Dieser Vetter sagte zu mir: „Es kommt nicht auf das Äußere an, Seppele, sondern darauf, wie es einer in sich hat." Darüber freute ich mich gewaltig, denn ich dachte, daß ich alles Gute und Schöne in mir trage. Und wenn unser Religionslehrer dann von der äußeren Demut und Ergebenheit erzählte, habe ich ihn im stillen ausgelacht. Das hinderte aber nicht, daß ich mit einem schmerzhaften Herzklopfen dem Tag entgegenschlich, da ich den heiligen Leib Jesu Christi in mich aufnehmen sollte. Es ist in dieser Zeit viel Unruhe und Bängnis in mir gewesen. Ich bin immer mit Scheuklappen umhergegangen, damit nur keine Sünde sich in mir einnisten könnte. Und als die Generalbeichte hinter mir lag, habe ich die Augen geschlossen und bin so blind heimgetappt. Jedoch man weiß, wie listig und heimtückisch der Teufel sein kann, wenn er will. Es kam ein unbewachter Augenblick, wo ich einen schnellen Blick durch die Ritzen der geschlossenen Läden warf, nur einen einzigen Blick, um das Weltbild nicht ganz aus den Augen zu verlieren; aber schon dieser einzige, kümmerliche Blick hatte das rothaarige Mädel erspäht, und da winkte sie auch schon einmal schnell mit der Hand, das hieß: Komm doch herüber. Ihr Vater und mein Vater waren nämlich gute Bekannte, die sich oft gegenseitig besuchten, und auch die Mütter pflegten einen einträchtiglichen Verkehr. Nur wir Kinder waren bisher widerborstig gegeneinander gewesen. Jetzt winkte das Mädel, und ich stand da in meiner feierlichen Generalbeichte und hing mit den Gedanken an diesem fabelhaft verführerischen Winken und war so unglücklich über meine Sünde, daß ich zusammensank und den ganzen Abend bis in die halbe Nacht hinein untröstlich weinte. Hinübergegangen bin ich nicht.

Ich will mich lieber nicht an die Qualen erinnern, die ich zu leiden hatte, als ich am anderen Morgen feierlich mit den anderen Schulkindern, die soweit waren, durch die menschenvollen Straßen schreiten mußte, als die festlichen Glocken über mir dröhnten und doch den Angstruf in meiner Seele nicht überdröhnen konnten, daß ich mit einer schweren Gedankensünde zum Altar des Herrn trete... Und als endlich die Hand des Priesters mit der weißen Hostie vor meinem Mund hielt, als ich

Digitized by Google

das heilige Symbol auf der Zunge fühlte, da glaubte ich nicht anders, als nun müsse ein Donnerschlag aufkrachen und ich entseelt, mit furchtbar verzerrtem Gesicht zu Boden brechen.

Es ist nichts Schreckliches geschehen, die Gesichter der Verwandten lachten mich stolz und freudig an, als alles zu Ende war, und wir gingen zusammen in ein Hotel, wo gegessen und getrunken wurde, so daß am Abend die elsässische Fröhlichkeit in schallenden Gesängen und handfesten Schnurren zum Ausbruch kam.

Das rote Mädel saß neben mir.

„Es ist heute so ein feierlicher Tag gewesen, Gretel," sagte ich zu ihr, „und ich meine, wir könnten uns darum versöhnen und uns die Hände geben."

Sie lachte auf eine schelmische Art, auch ein wenig boshaft, und meinte, von einer Feindschaft zwischen uns wisse sie nichts; also brauchten wir uns auch nicht zu versöhnen.

Ich blieb darauf lange stumm sitzen und sagte viel später ganz kleinlaut: „Ich habe dich gestern winken sehen, Gretel, und es hat mir einen großen Schrecken versetzt. Warum hast du denn gewinkt?"

„Weil ich dir meine neue Puppe habe zeigen wollen", sagte sie schnippisch. „Aber wenn du dich so erschreckst, wenn ich winke, so will ich es nicht wieder versuchen."

Sie hat auch nicht wieder gewinkt. Aber wir sind doch von dem Tag ab viel freundlicher zueinander gewesen. Sie kam jetzt oft mit ihrer Mutter zu uns, und wenn meine Mutter zu ihnen ging, nahm sie mich mit. Während dann die Mütter kleinen, fröhlich herumwirbelnden Stadtklatsch trieben, spielten wir, wie eigentlich Menschen von dreizehn und vierzehn Jahren nicht mehr spielen sollten: mit Puppen und Soldaten; oh! ich hatte so wunderschöne französische Zuaven mit roten Käppis und weiten Pluderhosen, und Chasseurs à cheval und Turkos, die große Schnurrbärte zeigten und überhaupt wie die richtigen draufgängerischen Teufel aussahen; auch Husaren hatte ich, und wenn alles in Reih und Glied aufgestellt war, blitzte das ganze Karree in Rot, Blau und Weiß. Mit kleinen Eisenbahnen spielten wir, die ein kratzend schnurrendes Uhrwerk in Bewegung hielt, und mit einem Puppenladen voll kleiner Tüten und Kästen, in denen Pfeffer und Salz und Muskatnüsse waren. Manchmal balgten wir uns; dann fuhr ich mit meinen derbgriffigen Händen in den roten Schopf und zerzauste ihn, und das wilde Mädel biß mich in die Backen und überallhin, wo sie mich mit ihren weißen Mauszähnchen nur erwischen konnte. Die Mütter mußten uns endlich auseinanderzerren und durch heftige Reden und gelinde Schläge eine Kühlung in unsere erhitzten Seelen bringen.

So vergingen die Wochen und auch die Monate, man wuchs in eine größere Wichtigkeit hinein und schleuderte die kleinen Kindereien beiseite wie alte Kleider, an denen die Ärmel zu kurz und die Nähte zu eng geworden sind. Ich durfte jetzt Gretel nicht mehr anfassen, sonst warf sie verächtlich das Gesicht über die Achsel und sagte unendlich erhaben: „Du benimmst dich wie ein richtiges kleines Kind, Seppele!"

Damals war sie schon ein wenig über vierzehn Jahre alt und wußte noch nicht, was sie in der Zukunft mit sich anfangen sollte. Sie wollte in ein Pensionat in der Schweiz; aber der Vater bewies ihr, daß dazu sein Geld viel zu kostbar sei, und daß ein Mädchen, wenn es vorwärts kommen wolle, seine Bildung und weltliche Gewandtheit auch in einer tüchtigen, noblen Familie holen könne. Man schrieb jetzt drüben im Nachbarhaus eifrig Briefe nach allen Stellen, die in Erfahrung gebracht werden konnten. Es fügte sich lange nicht, Monate gingen vorbei, und auch ein Jahr schloß die Tür hinter sich.

Während dieses Wartens entdeckten wir beide, daß wir einander liebten. Mit Ernst und scheuer Bedachtsamkeit begegneten wir jetzt einander, und wenn unsere Augen einmal zufällig ineinanderfielen, schlugen wir sie verwirrt zu Boden und wurden rot wie reife Tomaten. Ich sah, wie meine Kameraden den Mädels nachliefen und wie sie sich mit diesen leichtsinnigen, vergnügten Dingern an verborgenen Orten trafen; auch hörte ich mancherlei, wenn ich mit Hans und Otto, meinen besten Freunden, in meinem Zimmerchen saß und wir alle drei aus langen Weichselpfeifen schmauchten, mit selbstbewußter Tapferkeit ganze Liter Bier austranken und die Spiel-

Digitized by Google

karten schwungvoll auf die Tischplatte klatschen ließen. Ich fand aber nie den rechten Mut, mich mit einem kecken Pfeifen, die Hände in den Hosentaschen, an die Mädel heranzumachen; so kam es, daß mir alles vor der Nase weggeschnappt wurde. Nur Gretel ließ sich nicht schnappen, meinte aber, es sei zwecklos, daß wir ewig umeinander herumgingen, und wußte es denn so einzufädeln, daß ich sie ganz zufällig einmal im Stadtgarten traf. Sie hatte den kleinen Jungen einer Nachbarin mit, der in einem hübschen Sportwagen saß und der sommerlichen Welt große, strahlende Augen zeigte.

Wir gingen nebeneinander die kiesbestreuten Wege auf und ab, der Wagen rollte vor uns her, und der kleine Nachbarsohn krähte munter genug. Jedes spöttelte über das andere, damit wir uns nur nicht verrieten, wie es in Wahrheit mit uns bestellt war. Ich erkannte wohl, daß das Mädel gewaltig verschossen war, und manchmal wollte es mich dünken, als hielte sie ihre frischen Lippen lockend nahe gegen mein Gesicht. Weil ich aber damals noch ein blöder Tor war, verstand ich das Signal falsch und donnerte mit dem Schnellzug meiner Verliebtheit blindlings über ein falsches Geleise.

Mein Vater, der von diesem Zusammensein im Stadtgarten erfuhr, zog das kriegerisch geschmückte Roß einer ehrlichen Entrüstung aus dem Stall und ließ schwere Sätze dringlicher Ermahnung über mich niedergehen. Er nahm die luftige Sommersache ernst und herbstlich, so daß wir in Unzufriedenheit auseinandergingen. Das stärkte meinen Mut, und als ich es bald darauf einrichten konnte, daß ich allein daheim war, winkte ich Gretel über die Straße zu, wie sie mir einmal gewinkt hatte, und küßte sie kurzerhand auf den Mund, als sie die Treppe heraufkam. Sie wehrte mich ab, machte aber ein so süßes und strahlendes Gesicht dazu, daß ich zum zweitenmal ihre Lippen fand und durch einen scheuen Gegendruck belohnt wurde.

Nun war alles soweit in seiner Richtigkeit, nur wußten wir zwei nicht recht, wie denn das alles zu einem Ziel geführt werden solle. Wir gingen herum wie die Schlafwandler, fingen Schmetterlinge, wenn unsere Mütter einen gemeinsamen Ausflug in die Berge unternahmen und wir selig hinterhertrödelten; wir atmeten die duftende Wärme der sonnigen Tage, drückten uns verstohlen die Hände und fühlten uns jeder leuchtenden Blume, jeder summenden Hummel, jedem rosigen Sommerwölkchen verbrüdert und verschwestert.

Mein Vater nahm mich in dieser Zeit manchmal in sein Café mit, wo er dann mit ein paar Bürgern der Stadt zusammensaß und oft genug ihr Mißfallen erregte, weil er sich unumwunden zu den Deutschen bekannte und von der verlogenen Franzosenfrömmelei nichts wissen wollte. Er spielte Sonntags mit ihnen Skat und freute sich jedesmal, wenn er ein paar Pfennige gewann. Es war ihm nicht wegen des geringen Geldes, sondern wegen der Freude, die es ihm stets bereitete, wenn er jemand besiegt hatte.

Meine Mutter saß meist daheim und häkelte. Sie hatte geschickte Hände, die jede tiftelige Arbeit gleichsam lächelnd bewältigten. Jeden zweiten Sonntag ging sie in die Elfuhrmesse, um sich an der Predigt des Rektors zu erbauen. Er hielt seine Predigten abwechselnd in deutscher und französischer Sprache. Niemand wehrte ihm das, und ich habe erfahren, daß es in anderen Orten auch so gehalten wurde, so daß man also wohl nicht gut sagen kann, die Regierung sei in diesem Fall schroff und diktatorisch gewesen.

Meine Mutter hat den großen Krieg als Kind miterlebt. Sie erzählt heute noch gern ihren Bekannten und Freunden, wie es geheißen hätte, die Preußen würden die kleinen Kinder fressen; viele glaubten es, selbst die ältesten und verständigsten Leute. Eine schreckliche Panik griff in der Bürgerschaft um sich viele flüchteten. Auch mein Großvater lud alle Möbel auf einen Leiterwagen, meine Mutter wurde in einem mächtigen Kleiderschrank versteckt und machte so die Fahrt durch Nacht und Wetter nach Rappoltsweiler. Bald darauf kapitulierte die Stadt, deren Kommandant mit seinen Offizieren sie schmählich im Stich gelassen hatte. Diese Herren saßen, während die Kanonenkugeln und Granaten über die Häuser flogen und überall Verwüstung und Jammer anrichteten, bei gutem Elsässer Wein über den Karten und rauchten mit übereinandergeschlagenen Beinen Zigaretten.

Digitized by Google

Meine Mutter ist die Tochter eines Druckereibesitzers, der eine kleine französische Zeitung herausgab, als das Elsaß noch französisch war. Er war naturgemäß in welschem Geist erzogen worden, besaß aber Herzensbildung genug, später, als die rechtmäßigen Herren wieder im Land waren, nicht durch hetzerisches Gebaren seinen Unwillen auszudrücken. Er zog sich von seinem Geschäft zurück und verbrachte einen heiteren, ausgeglichenen Lebensabend.

Als er starb, war meine Mutter siebzehn Jahre alt. Von nun an lebte sie mit meiner Großmutter in stiller Zurückgezogenheit; sie ging selten einmal zum Schlittschuhlaufen und enthielt sich aller Geselligkeit, die in dem lebensfrohen Städtchen lebhaft genug auf den Beinen war. Die Großmutter hatte in ihrem Haus eine kleine Wohnung an einen deutschen Offizier vermietet, der ein Prachtkerl gewesen sein soll. Allen Elsässern kam er mit ausgestreckter Hand entgegen, saß mit ihnen bei einem Schoppen Wein zusammen und erfreute sich an ihrer derben Ursprünglichkeit. Nie hat ihn einer mit den Siegen der deutschen Heere prahlen hören; und so hat er für seine Person mehr erreicht, als manchen Germanisatoren heute gelingt. Dieser Offizier verliebte sich in meine Mutter, die damals eine zierliche, hübsche Brünette mit einem schmalen, klugen Gesicht war. Er schmeichelte sich, ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben, und in der Tat klopfte ihr Herz schneller gegen das enge Mieder, wenn sie den großen, aufrechten Mann mit dem forsch gezwirbelten Schnurrbart sah.

Es geriet aber nicht zu einem glücklichen Ende. Meine Großmutter und hinter ihr alle Bürgerfrauen der Stadt setzten Diktatorenmienen auf und untersagten meiner Mutter, eine solche unwürdige und allen ehrlichen, gut französischen Bürgern verhaßte Ehe einzugehen. Es galt damals noch als Schmach und Entwürdigung der elsässischen Ehre, wenn ein elsässisches Bürgermädchen einen deutschen Offizier heiratete.

Meine Mutter lebte einige Monate lang in einem sanften Schmerz dahin und fand dann meinen Vater, der im Nachbarhaus wohnte und als junger deutscher Staatsbeamter seine Dienste tat.

Er war der Sohn eines Bauern, und sein Blut klopft manchmal ungestüm genug in meinen Adern, denen von aller Welt feineres, edleres Blut eingeimpft werden soll, das aber auch verwässerter und matter ist als mein eigenes. Mein Großvater väterlicherseits besaß in einem Dorf im Unterland, nahe beim Hagenauer Forst, ein kleines Anwesen mit ein paar Hopfenfeldern und Kartoffeläckern. Er lebte geradeaus in seinen Tod hinein, fürchtete Gott und hielt sich mit der herrlichen Bauernschlauheit über Wasser. Sein heller Kopf, in dem keine unrealen Hirngespinste nebelten, ließ ihn erkennen, daß man nun wieder deutsch sei und sich zu den Deutschen schlagen müsse, wenn man vorwärts kommen wolle. Er schickte seinen Sohn auf die technische Schule zu Straßburg, und dort hat er sich die Kenntnisse zu seinem späteren Beruf geholt.

Nun lebte also mein Vater als junger Staatsbeamter in dem kleinen Städtchen, und es fügte sich, daß er meine Mutter beim Schlittschuhlaufen kennen lernte. Sie fanden Gefallen aneinander und kamen zusammen, obwohl meine Großmutter es ungern sah, weil er ja ein deutscher Beamter war. Diesmal aber ließ sich meine Mutter die Vettern- und Basenschaft nicht über den Weg laufen, sondern heiratete kurz und bündig den gewählten Mann. Sie sind zusammen weit im Elsaß herumgekommen, haben hier drei Jahre gesessen, dort drei Monate abgehaftet, bis es ihm endlich gelang, für immer seinen festen Sitz in der kleinen Stadt zu gewinnen, in der ich auch geboren bin.

Ich bin also in ganz kleinen Verhältnissen und Umgebungen groß geworden; aber diese Enge, die mir jetzt so liliputanerhaft erscheint, bedeutete damals eine große, strahlende, unendlich reiche Welt für mich. Ich ging durch sie hin wie ein König, kraft meines Poetengemüts, und dichtete die wunderbarsten Schönheiten in sie hinein.

Besonders seit meine Liebe zu Gretel reif geworden war, kannte das kleine Reich meiner letzten Kindheitsjahre keine Grenzen mehr. Ich war nun wohl über sechzehn Jahre alt, aber die Kindheit blühte reiner und kindhafter in mir als je. Es war ihre höchste Schönheit vor dem Sterben. Ich litt alle Qualen einer starken

Digitized by Google

Liebe und schlürfte alle Wonnen; wenn ich die Küsse dieses frühreifen, unbändigen Mädchens auf meinen Lippen fühlte, gab es nichts auf der weiten Welt, das süßer, begehrenswerter und beglückender hätte sein können. Ich schrieb auch eine Unzahl von Gedichten.

Es ist gewiß kein Wunder, daß in dieser Zeit die Schule für mich irgendwo im Graben lag, ein unnützes Ding, das einer verächtlich fortgeworfen hat. Nach und nach, gegen das Ende hin sogar in wirbelndem Falle, geriet ich in eine trostlose Unwissenheit hinein, die mir Spott und ernsten Tadel der Lehrer zuzog. Die es gut mit mir meinten, sprachen ruhig und freundschaftlich auf mich ein und erinnerten mich an meinen klugen Kopf, der so recht dazu geschaffen sei, seinem Besitzer einmal Ehren, Würden und Ämter in der Welt zu erringen. Man sprach mir von einer tapferen Karriere, die ich machen könnte, von Titeln, die mir der Staat oder die Universitäten verleihen würden, und erreichte bei meinem stilltrotzigen Sinn gerade das Gegenteil, derart, daß mir endlich alles Titel- und Ordenswesen verhaßt wurde und ich eines Tages in vollem Zorn zu meinem Vater sagte: „Lieber will ich Klavierspieler in einem Tingeltangel sein als Minister in einem bedeutenden Staat! Denn der erstere kann nur bestehen, wenn er sein Handwerk aus dem Grund kennt und dies täglich beweist. Letzterer aber hat seine Existenz auf Protektion und mächtigen Einfluß guter Freunde gebaut!"

Mein Vater entrüstete sich nicht schlecht, als ich solche rebellischen Meinungen an den Tag brachte, wir konnten uns nicht verstehen, und unter seinen heftigen und wehmütigen Worten schoß meine Abneigung gegen alles geregelte Staats- und Menschenleben immer sinnloser und herrischer ins Kraut.

Es gab nun auch Lehrer, die sich mit meinem Wesen nicht befreunden konnten. Da war ein besonders grimmiger dabei, über den ich mich immer noch arg verwundern muß, weil sich seinetwegen nie ein Schüler erschossen oder auf sonst eine Weise umgebracht hat. Er knechtete die Seelen und band sie an Pflöcke, wenn sie ihre gesegneten Schwingen heben wollten. Wer ihm nicht blindlings gehorchte und auf seinen pedantischen Wegen nachlief, wurde an den Haaren gezerrt, in den Rücken gepufft, auf die Backen geschlagen, daß es eine Art hatte.

Ich hegte einen maßlosen Haß gegen diesen Menschen, kam aber nie dazu, mich einmal zu entladen; vielleicht war ich zu schüchtern dazu, oder es fehlte die Gelegenheit oder sonst etwas war daran schuld. Kurzum: ich hatte ihn in dieser Zeit zum Ordinarius, und er prophezeite mir täglich einen schmählichen Untergang.

Es kam dann auch ein Ereignis, das mich in die Luft sprengte, obwohl weder mein Vater, noch die Gutgesinnten, noch ich selbst es für möglich gehalten hatten, daß dies so enden könne. Mein Vater hatte vom Kreisdirektor, der ein vernünftiger und frohgesinnter Mann war, die Erlaubnis erhalten, daß ich dem Kaiser, der in den nächsten Tagen erwartet wurde, ein Gedicht überreiche; es war ein schlechtes, aber vaterländisches Gedicht, und so konnte niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Die Stadt war geflaggt, und mein grimmiger Ordinarius trug ein gelbes Gesicht, weil er mir den kleinen Triumph nicht gönnte. Ich selbst aber war wie zerschlagen: vor Glück, vor Unruhe und auch vor leiser Auflehnung, daß von mir aus ein Schritt zur Monarchie getan sein sollte. Ich hatte viele Bücher gelesen über Sozialismus und über die großen Revolutionen einer geknechteten Menschheit, meine Abneigung gegen Titel und Orden blühte lustig in den Tag, und so erfüllte mich ein heftiges, im ganzen sinnloses Kämpfen gegen alle Hergebrachtheit.

Gretel schwelgte, weil sie sich nichts Erhabeneres und Gewaltigeres denken konnte, als wenn ein Mensch mit einem leibhaftigen Kaiser ins Sprechen kam.

Der Tag kam. Ich weiß noch gut, wie ich die ganze Nacht schlaflos lag und mit heftig pochendem Herzen darüber nachdachte, wie alles wohl werden würde. Ich stellte mir trotz aller lockern Ehrfurcht den Monarchen als einen unendlich schönen, gütigen und strahlenden Menschen vor und geriet nicht hinter den närrischen Zwiespalt, warum ich dann die antimonarchistischen Bücher und Systeme verteidigte. Ich stellte mir vor, jeder seiner Schritte müsse erhaben, jedes seiner Worte gewichtig und sein Wille lautere Gerechtigkeit und Milde sein. Ich zitterte bei dem Gedanken, etwas

Digitized by Google

könne sich ereignen, das alles zunichte machen würde, und wünschte doch auch wieder, es möchte geschehen.

Endlich erlöste mich die Sonne aus diesen Zwiespältigkeiten und trieb mich zu einer munteren Beweglichkeit. Der Tag zeigte mir alles festlich und kindlich einfach. Mein Vater freute sich wie ein Spitzbube, daß ich so guten Mutes war und gab mir die Pergamentrolle, auf die er mit schönen, feierlichen Rundschriftbuchstaben mein Gedicht in Tusche gemalt hatte.

Ich ging mit dem ganzen Gymnasium nach dem Bahnhof, wo wir uns in Reihen aufstellen mußten. Weil ich aber eine der Hauptpersonen war, führten sie mich ins Vestibül, wo ich auf dicken Teppichen zwischen den würdigen Vätern der Stadt stehen durfte. Es dauerte Ewigkeiten lang, bis der kaiserliche Zug gemeldet wurde. Eine ängstliche Unruhe schlängelte sich durch die Reihen der Stadtväter und der Spitzen des Jägerbataillons, das in unserer Stadt lag. Die Veteranen strichen mit nervösen Händen ihre Zylinder glatt, der Bürgermeister lispelte in einemfort seine Rede vor sich hin.

Dann fauchten die großen Lokomotiven in die Halle, der elfenbeingelbe Zug lag langgestreckt auf dem Geleise. Wir warteten mit angehaltenem Atem und unnatürlich großen Augen. Ich fühlte, wie unter den weißen Handschuhen Schweiß aus meinen Händen sickerte, und mußte oft das Nastuch ziehen, um mir die Stirn zu wischen.

Der Kaiser kam mit schnellen, federnden Schritten durch die weit geöffnete Doppeltür, begleitet von seinem Adjutanten, dem Kommandeur und dem Kreisdirektor. Der Bürgermeister hielt seine Rede; sie tröpfelte wie ein halbversiegtes Bergbrünnlein. Und als ich endlich mein Sprüchlein hersagen durfte, machte der Kaiser ein ganz gleichgültiges Gesicht, und ich erkannte mit Staunen, daß er ein Gesicht wie jeder Mensch hatte, und daß er ein wenig kränklich aussah und ziemlich außer einer guten Laune zu sein schien. Das machte mich ganz traurig, und selbst die Worte des Kaisers: „Aha! wohl ein angehender Goethe!" konnten mich nicht über meine große, ehrliche Jungenenttäuschung hinübertragen. Ich hatte einen Halbgott erwartet und einen Menschen gefunden.

Ich bin noch einige Tage ganz matt gewesen von dieser Enttäuschung, während um mich her die Freude meiner Eltern, die Glückwünscherei unserer Bekannten und das neugierig neidvolle Aufhorchen des ganzen Städtchens umging.

Hier ist nun noch zu sagen, daß Gretel diese ganze Zeit über wässerige Augen zeigte. Das will heißen: sie schwamm in einem blauen Teich des Entzückens, auf dem lauter kostbare Wasserrosen blühten. Sie fiel mir stürmisch um den Hals, wo es sich machen ließ, drückte und küßte mich, daß meine vorgerückten sechzehn Jahre schier wild wurden. Und einmal sagte sie ganz demütig zu mir: „Du böser Bub, warum habe ich dich denn so lieb, sag' doch! O Seppele, wenn ich daran denke, wie es einmal ist, wenn wir zwei verheiratet sind . . ."

Ich seufzte ganz tief aus der Magengrube, so glücklich war ich über dieses Wort; denn damals wußte ich noch nicht, wie eine Ehe sein kann und wie sie auch anders sein kann. Kurz und gut: wir glaubten fest und mit fast zorniger Entschiedenheit daran, daß wir einmal Mann und Frau würden. Und auch unsere Mütter glaubten daran; wie eben Mütter stets bestrebt sind, ihre Kinder in eine warme Hütte zu bringen, zumal wenn diese Hütte ein ganz behagliches Heim mit Plüschsesseln und dicken Teppichen ist.

Wenn nun auf dieser Seite alles gut stand und die besten Sonnenaufgänge verkündigte, schob sich auf der anderen ein bedrohlich schwarzes Gewittergebirge herauf, das seine verheißenden ersten Blitze dicht genug hintereinander in die farbenfrohen Landschaften meiner Seele zucken ließ. Das geschah in der Schule, und der Häuptling, der die Heerscharen des Gewitters gegen mich anführte, war eben jener pedantische und grimmige Lehrer, der manchem vom frechen, fröhlichen Jungenglauben verhalf.

Er fiel über mich her, wo er konnte, erspähte die kleinsten Ritzen, um in meinen mangelhaften Eifer einzubrechen, vergalt jeden gelinden Huftritt meiner fohlenlustigen Existenz mit einem derben, barbarisch ernsten Faustschlag über mein bißchen Geist und brachte es

Digitized by Google

denn endlich nach ein paar Monaten so weit, zumal mein Fleiß sich völlig dem rotschöpfigen Mädel hingegeben hatte, daß ein ernster Lehrerrat gehalten und beschlossen wurde, den Seppele Barondiot aus den Gehegen der braven Lämmer zu entfernen.

Es war ein harter Schlag für meinen Vater, der sich mit arger Raserei über mein Gewissen hermachte. Hans und Otto kamen zu mir, um mich zu trösten. Sie hoben alles auf die leichte Achsel und meinten, es gäbe ja noch Gymnasien genug, denen sich ein Kerl wie ich anvertrauen könne. Wogegen ich aber betonen mußte, daß der Geldbeutel meines Vaters nicht gerade der stärkste im Deutschen Reiche sei. Ich hatte da auch das Richtige getroffen, denn kurz nach dem Unglück gab mir der Vater frei, ob ich nun ein Post- oder ein Steuer- oder aber ein Gerichtsbeamter werden wolle. In ein Gymnasium könne er mich nicht mehr schicken, weil die Kosten in einer fremden Stadt zu groß würden. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich mich für keines von diesen dreien entschlossen; aber da mir vorläufig keine andere Wahl blieb, griff ich ohne Überlegung nach dem, was mir gerade zwischen die Finger kam. So sollte es also bei der Steuer sein.

Wir warteten auf Auskunft, und in dieser Zeit geschah es, daß Gretel eines Abends weinend zu uns in das Zimmer gestürzt kam und voll Entsetzen zu berichten hatte, sie müsse schon in fünf Tagen nach Belfort fahren, wo sie eine Stelle als Kinderbonne gewonnen habe. Das war ein harter Schreck, wenn auch ihre Eltern sich erfreut und beruhigt zeigten, weil es nach langer Zeit gelungen war.

„Na, seid nur ruhig, Kinder," sagte meine Mutter mit einem verschmitzten Lächeln, „ihr werdet euch später wiedersehen, und dann kann man ernster werden . . ."

Wir verstanden alle beide, was das heißen sollte, und fielen uns vor den Augen der Mutter um den Hals. Sie ließ es nicht lang geschehen, sondern holte ein lindentrüftetes Gesicht hervor und verwies uns solche Vertraulichkeiten.

„Ihr seid jetzt alle zwei in einem Alter," sagte sie, „wo sich so etwas nicht mehr schickt."

Da mußten wir zwei lachen. Und es schien uns auf einmal gar nicht mehr so schrecklich, daß Gretel fort sollte, während ich in ein langweiliges Bureau hocken und Zahlen abschreiben mußte. Aber am anderen Tag war der Schmerz wieder da, und ich packte die kühnsten Pläne im Genick, bis ich auf den ungewöhnlichen Gedanken verfiel, ich wolle ein Abenteurer werden und meiner Geliebten in die Fremde nachziehen. Erst stand ich scheu und mit verlegenen Augen vor dieser Lockung; dann wagte ich, die Hand nach ihr auszustrecken, um zu fühlen, ob sie rauh sei oder samtig, und als sie samtig war, nahm ich sie in beide Arme und legte mein dummes, geschütteltes Herz an ihre Wange. Und siehe da! es ging eine wunderbare Wärme zu mir über, die belebte mich und machte mich so fröhlich, daß ich anfing, in der Stube herumzutanzen und dazu wie ein Kannibale zu singen. Meine Mutter, die hereinkam, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und meinte nicht anders, als ich sei ein Narr geworden.

An diesem selben Tag kam ein großes Aktenschreiben aus Straßburg, ich könnte ein Plätzchen bei der Steuer erhalten, und es sei mir anheimgestellt, mich bei unserem Steuereinnehmer zu melden. Wenn ich mir nun den alten, unsaubern Mann vorstellte, wie ich ihn von der Straße kannte, packte mich ein wahrer Abscheu, und ich konnte mir nicht denken, daß ich jetzt meine Tage bei ihm verbringen sollte. Dann kam auch wieder der freche Abenteurergedanke, und endlich lachte ich mir ins Fäustchen und dachte im stillen, der alte, unsaubere Mann könne lang auf mich warten.

Gretel, der ich meinen prächtigen Plan wie das kostbarste Geschenk in den Schoß legte, klatschte vor Freude in die Hände, denn sie lebte in derselben respektlosen und unerfahrenen Verfassung wie ich.

Als der Tag ihrer Abreise da war und wir beide sorglos in die Welt lachten, verwunderte sich meine Mutter, daß wir so fröhlich sein konnten, wo wir doch erst aus dem Heulen nicht hatten herauskommen können. Aber sie sagte nichts; nur als sie später mit mir heimging, meinte sie, ich sei wohl ein ganz herzloses Kind, und es wäre gar nicht schön von mir.

Ich hatte Gretel vor dem Zug die Hand gedrückt und gesagt: „Es bleibt also dabei, Gretel!" und sie hatte es gut verstanden und

Digitized by Google

mir erwidert: „Ja, lieber Seppele, und auf Wiedersehen!"

Dann hatte der Zug sie mit fortgenommen.

Ich ging diesen Tag und den anderen mit einem heimlichen Triumph herum. Alles, was mir lieb war, besuchte ich noch einmal: Den alten Wall bei der Kaserne, auf dem wir oft unsere Indianerspiele gespielt hatten, jeder ein wahrhaftiger Karl May; den großen Teich draußen im Ried, auf dem in strengen Wintern Schlittschuh gelaufen wurde; und den Wartesaal 1. und 2. Klasse, der Gretel und mir oft als günstiger Treffplatz gedient hatte; auch die kleine, versteckte Kneipe suchte ich auf, in der wir frechen Gymnasiasten studentischen Gepflogenheiten gehuldigt hatten. Es war eine schimmernde Wehmut in meinem Herzen, denn ich wollte ja mit allem brechen, was gute Sitte und althergebrachte Gewohnheit hieß. Wenn ich einem Schüler begegnete, der, unter dem Arm sein dickes Bücher- und Heftepaket, eifrig nach dem Gymnasium lief, mußte ich denken: Wenn nicht alles so gekommen wäre, könntest du jetzt mit ihm laufen, ihr würdet zusammen in dem warmen Klassenzimmer sitzen, kleine Dummheiten machen, die der Lehrer nicht merken kann, ihr würdet euch in den Pausen lustig über den großen Hof bewegen, und es wäre alles von einer alten, vertrauten Heimeligkeit. Ich rannte davon und brachte die übrigen Besuche zu Ende. Auch zu meinem Vetter ging ich, der Vikar am Münster geworden war, und sprach lang mit ihm und wäre bald der Versuchung unterlegen, ihm alles zu sagen. Ich tat es aber doch nicht.

Als meine Eltern zu Bett gegangen waren, packte ich eilig meine wenigen Sachen zusammen, einen Staatsanzug und zwölf Paar wollene Strümpfe, die mir die Mutter selber gestrickt hatte, und meine Gedichte, auf denen vor allem die Zukunft aufgebaut sein sollte. Denn ich glaubte fest daran, daß sie draußen in der Welt nur auf mich und meine Gedichte warteten, und meinte in meiner Lebensunklugheit, ein Dichter werde überall mit offenen Händen aufgenommen und mit Gold zugedeckt.

Ich hob dann die Lampe vor mir her und öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer der Eltern, um sie noch einmal anzusehen, bevor ich ihnen diesen Schmerz antat. Da sah ich das bleiche, ein wenig verhärmte Gesicht meiner Mutter in den weißen Kissen liegen, und sie hatte den Mund ein klein wenig geöffnet, so, als wolle sie gerade lächeln, und es schien ein schöner Traum hinter ihrer Stirn vorbeizupilgern. Der Vater lag drüben, sein schwarzer Bart erfüllte die hellen Kissen mit einer fast drohenden Dunkelheit; er lächelte nicht und schien auch nicht zu träumen, sein Gesicht erzählte von einer ewig wachen Besorgtheit. Da ist mir doch das Herz eine einzige Wunde geworden, ich habe mich vor seinem Bett in die Knie geworfen und habe geschluchzt wie noch nie in meinem vogelleichten Leben. Und es hat mir scheinen wollen, als wäre ich darüber, eine große Torheit und eine schlimme Sünde dazu zu begehen. Es ist doch hier alles so schön und friedlich, sagte ich zu mir, die Eltern leben in Eintracht und Zusammenhalt, und du steckst warm unter den Flügeln ihrer guten Wünsche und Mühen für dich. Und alle Leute, die dich kennen, meinen es gut mit dir, wenn du die paar mißgünstigen abzählst. Eine ehrliche und haltbare Beschäftigung winkt dir, du kannst ein Rädlein in dem wohlgeordneten Uhrwerk der Gesellschaft werden, statt dessen willst du hinausgehen, um ein selbständig laufendes, mächtiges Rad zu werden, das sich nicht in das Werk des Ganzen einfügen mag . . .

Dann erschien aber wieder der Trotz, und der Glaube erschien, und die Liebe nahm sie alle beide in die Arme, und so schlossen sie ein Bündnis gegen mich.

Die Beine haben mir unter dem Leib gezittert, als ich die Stufen in der dicken Finsternis hinabtastete, das Köfferchen in der einen Hand und in der anderen einen derben Stock, der mich unterwegs beschützen sollte. Ein Geldgeklimper gab es aber in meinen Taschen nicht; wenn ich tüchtig suchte, mochten wohl ein paar betrübte Markstücklein zusammenzukratzen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Herbst im Feindesland

Blumen, die mir in der Heimat sproßten,
Ließ ich still im fremden Land verblühn.
Aber meines Schwertes blankes Glühn
Mag erst nach der frohen Heimkehr rosten.

Löscht der Herbst auch meiner Blumen Sterne,
Meiner Klinge Glanz bleibt unberührt,
Und im Arm, der sie im Kampfe führt,
Blüht die Kraft. Im Herbst. Der Heimat ferne.

Leo Heller.

Die Legende vom goldenen Wiener Herzen / Von Joseph Aug. Lux

Die Legende vom goldenen Wiener Herzen lebt in der Phantasie des Volkes fort in der Gestalt des reichen Hausherrn, der plötzlich seine dicke Brieftasche öffnet um einem armen Kerl, der den Mietzins nicht bezahlen kann, einen Tausender schenkt. Oder der edle Spender entpuppt sich als ein weitaus höherer Sagenheld, er schlägt plötzlich den Überrock auseinander und zeigt die Brust voller Kotillonorden mit den Worten: „Meinen Namen sollt ihr nie erfahren, ich bin der Kaiser Joseph!"

In allen Variationen höre ich diese Legende vom unverhofften Glücksfall, seit den Kindheitstagen tönt sie an mein Ohr, und als ich kürzlich nach langem Fernsein von der Vaterstadt in der Stadtbahn fuhr, hörte ich einen jungen Menschen hinter mir zu seinem Kameraden sagen: „Wenn jetzt einer käme und schenkte mir zweihundert Kronen."

So oft ich die Zeitung aufschlage, finde ich Inserate, die sich an einen großen, unbekannten Wohltäter wenden, an das Herz der Menschheit, sei es bescheiden um ein Darlehn, oder um größere Geldgeschenke zu Studienzwecken, oder was es sonst an Vorspiegelungen gibt. „Welcher edle Menschenfreund", beginnt er pathetisch, „würde jungem Künstler (oder junger Künstlerin) durch Zuwendung von so und so viel tausend Kronen (man gibt's oft billiger) die Ausbildung ermöglichen?" Aber alle Wege des holden Sagens und Hoffens führen mit gleicher Unfehlbarkeit zu den Feen des kleinen Lottos, den alten Weibern von Agnesbründl, die das Glück in Form von gewinnsicheren Lotterienummern in Händen halten und für jede, noch so oftmalige Spielertäuschung für ein paar Heller mit einer neuen Spielerhoffnung entschädigen können.

Wunderseliges Volk Ferdinand Raimunds! Der Glaube an Wunder stirbt nicht aus. Ein verklärendes Hoffen steht über dem Alltag. Die gefesselte Phantasie zerreißt die Ketten des drückenden armseligen Alltags und schwebt frei über der Wirklichkeit. Das ist an und für sich recht schön. aber etwas ist dabei, das mir doch nicht recht gefallen will. Wofür soll einem jemand etwas schenken? Das Volk in seinem trotzdem gesunden und praktischen Hausverstand sagt sich zwar: nichts ist umsonst, nicht einmal der Tod, denn der kostet das Leben . . . also?! Und dann die Nebenfrage: ob man das Geld nehmen kann, ohne dafür wieder zu entgelten, wenn es nicht das beschämende Merkmal des Almosens ist, das ob seiner Kleinheit stolz abgelehnt würde? Die Wunschseligen haben ihren Gedanken wohl praktisch nie zu Ende gedacht; weil ihnen wohl niemals die Erfüllung ihrer frommen Wünsche geschehen ist, denn der freigebige Hausherr ist ihnen ebensowenig erschienen, als der Kaiser Joseph, und wie es mit jenen „edlen Menschenfreunden" die auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" des Inserats gesucht werden, bestellt ist, darüber schweigt die Geschichte. Es gibt kein nennenswertes Glück, das man nicht durch eigene Kraft und Anstrengung als ein innerlich geschöpftes erwirbt. Ich gebe zu, daß im Wunsch ein gewisses Glück ist, und daß es Wünsche gibt, die von vornherein auf Erfüllung verzichten. Diese Resignation ist auch wieder typisch. Aber sie ist doch nicht das Rechte. Oder soll ich sagen, daß eine gewisse Kindlichkeit in diesen Träumen und Phantasien liegt? Ja, das ist es auch; indessen, die Wirklichkeit sieht ganz, ganz anders aus. Wann endlich, liebe Volksseele, wirst du aufhören, bloß Kind zu sein, und anfangen, mannhaft zu werden, mit Realitäten zu rechnen, nicht so sehr mit den Realitäten der zweifellos erworbenen dicken Brief-

Digitized by Google

tasche und der gewöhnlichen Genußgier, sondern mit den höhern Realitäten des Daseins, die deinem angeborenen Genius würdig sind?

* * *

Meistens sind es die unscheinbarsten, am wenigsten beachteten Vorkommnisse, die die größten Tiefblicke erschließen. Einen solchen Tiefblick durfte ich in die Seele des Wiener Rathauses tun. „Zufall", der kleine, schelmische, boshafte Schicksalsgott, lüftete ein Zipfel der protzigen Würde und zeigte eine Blöße, die zu denken gibt. Bürgermeister und Gemeinderäte zogen unter den spitzbogigen Gängen der falschen Neugotik auf, mit Ehrenketten um den fleischigen Hals, dicken Uhrketten um den wohlgenährten Bauch, feiste Ernährungstypen vom Grund, der kleine Mann als Herr von Wien. An Stelle des schlagfertigen, unfehlbaren Mutterwitzes, den der verstorbene Bürgermeister Dr. Lueger als Erbteil des Wiener Genius loci besaß, war die jovial grinsende Grimasse getreten, die im Zynismus ausartet, wenn sie gemütlich wird. „Fleantschen" nennt man das Wiener Idiom, dieses erstarrte, seelenlose Grinsen.

In dieses materiell übersättigte Rathausbürgertum drängt sich ein armes, abgehärmtes Weib, ein Kind an der Hand, eins auf dem Arm, ein drittes unter dem Herzen. Ein Sinnbild der Not, aus den volkreichen, äußeren Bezirken unseres herrlichen Wien emporgetaucht, so erscheint diese blasse Frau, ein unwillkommener, mahnender Gast in diesen feierlichen Räumen, ein weiblicher Lazarus im Kreise von reichen Prassern. Mit inständiger, klagender Bitte wendet sie sich an einen der Kettengeschmückten, der sich nicht wenig ungehalten über diese „Unverschämtheit" zeigt. Es ist wahr, das Benehmen der Frau aus dem Volk ist ein bißchen zudringlich, lästig, geradezu störend, aber — nun ja, es gibt eben viele, aber — Not kennt kein Gebot! Teufel auch, was hat sie hier zu suchen beim Empfang von Exzellenzen, Gemeinderäten und emporgekommenen Bürgern, die im Wohlstand vergessen haben, daß sie zum Teil aus der gleichen Hefe aufgestiegen sind, dank rücksichtsloserer Instinkte — Was will sie? was sie will?! Herrgott, ganz einfach, das Herz sucht sie, das goldene Wiener Herz, versteht ihr denn nicht?!

Ich erwartete nun, der angebettelte Stadtvater werde in die Tasche greifen und mit ein paar Geldmünzen das verzweifelte Elend wenigstens für den Augenblick stillen, aber es kam anders.

„Schaun's, daß weiterkommen, sonst laß ich sie arretieren!" schnauzt er sie ungehalten an. Ein paar grobe Ratsdienerfäuste reißen das aufkreischende Weib weg, mit inhaltlosem, jovialem Grinsen schreitet der städtische Würdenträger weiter.

Goldenes Wiener Herz, bist du zu Stein geworden in der verfetteten Brust?!

* * *

Kindlichkeit, dieser Grundzug des Wienertums, oder überhaupt des Österreichertums, einen Segen über sie! Ich möchte sie nicht missen, denn in dieser Naivität liegt nicht nur ewige Jugend und alles menschlich Versöhnende, sondern auch die Wurzel aller freundlichen Talente und Gaben. Schöpferisches Gefühl. Das Gefühl wallt leicht empor, ist befähigt zu edlen Ansätzen und schlägt nur allzu rasch um in Rührung über sich und andere, daraus zweierlei entstehen kann: Sentimentalität, die bekannte empfindsame Selbstverliebtheit, oder, auf einer höheren Stufe, das Mitleid. Aus der Mischung von beiden, Sentimentalität und Mitleid, ist der oft korrumpierte, auf Vorstadtbühnen und im Operettenkitsch versüßte Begriff vom goldenen Wiener Herzen entstanden, der nun einmal zum Genius loci gehört. Ihm entspringt wieder etwas sehr Edles, nämlich die private Karitas, die in keiner anderen Stadt der Welt so entwickelt und von allen gesellschaftlichen Schichten getragen wird wie in Wien. Während anderswo die offiziellen Kreise die Armenfürsorge amtlich organisiert haben und die Gesellschaft kaum daran beteiligt ist, liegt in Österreich der Fall umgekehrt, indem die Ämter hierin wenig tun und die Gesellschaft fast alles. In den Wohltätigkeitsveranstaltungen, die meistens unter der Führung gewisser in solchen Dingen besonders erfindungsreicher Mitglieder der Hocharistokratie vor sich gehen, haben wir es in Österreich unbedingt zur Weltmeisterschaft gebracht. Organisation ist nicht die starke Seite Wiens, mangelnde Voraussicht, das fehlende Zusammenwirken von Logik und Willenskraft als Inbegriff der organisatorischen Kraft, diese und andere Gebrechen des öffentlichen Lebens müßten in so ernsten Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen, zu den bedenklichsten Folgen führen, die in der Tat nicht ausgeblieben sind; nur in einem Punkt hat Wien aus privater Initiative heraus sein Herz bewährt: in der Organisation des Mitleids. Die Kriegszeit wiederum stellt ihm nach dieser Richtung das beste Zeugnis aus.

Freilich, ohne gewisse Äußerlichkeiten geht es dabei nicht ab, die Sorge um den schönen Schein darf dabei nicht zu kurz kommen. Um das nicht mißzudeuten und den tiefen Grund dafür zu verstehen, muß man die Psyche des Volkes näher kennen lernen. Der Charakterzug der Kindlichkeit tritt hier wieder in den Vordergrund. Man lechzt nach dem Zuckerbrot der Anerkennung. Die gute Tat will belobt sein. Auch die erwachsenen Kinder wollen ihren Fleißzettel haben wie in der Taferlklasse. Sie wollen in der Zeitung genannt sein, in der Nähe von Fürstlichkeiten geweilt haben, ihre Toiletten beschrieben lesen, von der Menge gesehen sein, von hohen Persönlichkeiten angesprochen werden, kurz, ausgezeichnet dastehen, wenn es sich verlohnen soll, die hohen Kosten und Mühen der Wohltätigkeitsbälle, Maifahrten, Blumenkorsi, Gartenfeste im Dienste der Frau

Digitized by Google

Karitas mitzumachen. Ich erinnere mich aus der früheren Schulzeit eines Spruches: „Wohltaten, still und rein gegeben, sind Tote, die im Grabe leben," usw.; nun, so still und rein sind diese Wohltaten gerade nicht, aber der Zweck heiligt die Mittel, und bedeutende Summen sind auf diese Weise gemeinnützigen Instituten zugeflossen, der freiwilligen Rettungsgesellschaft, den Asylen, Kinderheimen und ähnlichen Wohlfahrtseinrichtungen, die darauf angewiesen sind, von der allgemeinen Mildtätigkeit notdürftig zu fristen, weil Staat und Stadt nach dieser Seite bisher völlig versagen. Was ist doch, um nur ein Beispiel zu nennen, die Spitalsnot in Wien seit Jahren für ein peinigender Skandal!

Den erlahmenden Spendergeist durch neue, originelle Erfindungen immer wieder aufzustacheln, war in der Kriegszeit 1914/15 das goldene Wiener Herz ganz besonders schöpferisch. Unvergänglichen Ruhm hat es sich erworben, würdig eines Denkmals schwarz auf weiß! Diese Tausendsächelchen von Kreuzen, Münzen, Plaketten, Kriegsmarken, um die edlen Spender auch für die geringfügigsten Gaben zu dekorieren wie Kriegshelden. „Gold gab ich für Eisen" — unnennbar die edlen Triebe und Regungen — die Namen standen alle in den Zeitungen, die kleinste Spende wurde namentlich verzeichnet; der Kriegssammelwagen fand Gaben aus vollen Händen — ein beliebter Schauspieler begleitete ihn als Offizier — — Kinder, Kinder! Palais taten sich gastlich auf zu Schubertabenden, die Fürstin unnahbar, die Gäste scheu und gedrückt, die Stimmung gar nicht schubertisch gemütlich — aber es brachte an hohen Eintrittsgeldern der Kriegsfürsorge eine stattliche Summe ein, und man war Gast, ich bitte, Gast in dem Adelspalais! Und nun gar die glänzendste, volkstümlichste, zeitgemäßeste Erfindung des eisernen Wehrmannes als Seitenstück zum Stock im Eisen, kaum geboren, schon von der Legende umhaucht, ein Sagenschatz für die Nachwelt! Stadt der Märchen, in aller Not selbst wird dein Leben immer wieder zur Poesie! Jeder Nagel, der in den Ritter eingeschlagen wird, bis er von tausend und abertausend Händen über und über gepanzert dasteht, ein Symbol der Zeit, kostet nur zwei Kronen, und jeder Name wird in das goldene Buch der Stadt Wien eingetragen, ewigem Angedenken überliefert!

Glückliches Volk in deiner unvergänglichen Jugend und allem Ernst sieghaft lächelnden Kindlichkeit — nein, ich spotte nicht! — wenn wir nicht wenigstens das hätten für unseren edlen und edelsten Zweck! Gott erhalte sie uns!

* * *

In den weitläufigen, volkreichen und ach so häßlich gewordenen äußeren Bezirken unseres herrlichen Wien, steht ein schlichtes, sauberes Haus mit weißen Gängen und Blumen in den hellen Zimmern. Settlement nannte man es damals vor Jahren, als ich es besuchte. Frauen aus den intellektuellen Schichten Wiens leisten hier im stillen praktische, soziale Arbeit. Sie widmen täglich ein paar Stunden der Fürsorge verwahrloster Kinder der Armut, denen das Elternhaus leider auch kein Hort ist, nehmen sie tagsüber in ihre schützende, betreuende Obhut, um sie vor den sittlichen Gefahren der Straße und anderen schlechten Einflüssen wenigstens einigermaßen zu bewahren, in ihnen die Ahnung von besseren Dingen, als sie in ihrer häuslichen Umgebung zu sehen und zu hören bekommen, zu erwecken und damit, so gut es eben geht, der erschreckenden Jugendverrohung entgegenzuarbeiten.

Es ist keine leichte Arbeit, und auch keine angenehme, obschon sie ihren stillen Lohn im Bewußtsein des menschlich guten Wirkens in sich trägt. Fremde Kinder von den Läusen zu befreien, zu baden und zu waschen, ihnen die oftmals abscheulichen Ausdrucksweisen und angewöhnten gemeinen Schimpfwörter abgewöhnen, sie zu erträglichen Manieren zu erziehen, die schlummernden Talente in den Spiel- und Arbeitsstunden zu wecken, kurz, alle Pflichten einer schönen Mütterlichkeit auf sich zu nehmen und allen Anfechtungen gegenüber immer die gleiche Milde und Herzensgüte zu bewahren, obwohl der Dank dafür recht problematisch ist, dazu gehört schon einige Selbstüberwindung, ein schöner Menschheitsglaube und ein Altruismus, der wirklich vorbildlich ist. Das wahre Christentum, wo ist es denn heute, wenn nicht in dieser praktisch wirkenden Sozialdemokratie des Herzens? In den Volksheimen und Volksbildungsstätten? Und merkwürdig viel Juden sind dabei, in diesem wieder eingeführten Christentum. Frauen und Mädchen der Intelligenzklasse, die irgendeinem Studium obliegen. Von dem behäbigen Bürgertum sah ich niemand bei diesem Werk der Aufopferung.

Eine eigentümliche Freude, mitten im Kreise der Knaben und Mädchen zu sitzen und auf das Erwachen von zuweilen ungewöhnlichen Talenten, die in den Kindern des Volkes schlummern, zu achten. Wieviel wertvolles Menschentum täglich in den Straßen verkommt! Die leitenden Frauen und Mädchen klagen nur über das eine, daß ihre Mittel zu gering seien, um allen Übeln abzuhelfen, das Zehnfache dieser Institution wäre kaum hinreichend, alle zu fassen, und das Werk der Menschenliebe und Menschenrettung zu üben. Hier ist noch ein ungeahnt großes Feld der Volkswirtschaft und der Kulturarbeit — Kultur im Sinne von pflanzen, großziehen, Menschensaat veredeln, Wüsten in Gärten verwandeln — Menschenwüsten!! Und wenn ihr es nicht tut, weh euch, ihr Satten und Reichen! Weh euch, wenn in den weiten, öden Bezirken die Saat des Hasses, der Roheit und der Seelenblindheit aufwächst! Weh deiner Schönheit, herrliches Wien, das durch den

Digitized by Google

Geist deiner feinen Menschlichkeit einen Lichtstrahl über die Erde warf! An euch, ihr gleichgültigen und herzlosen Egoisten liegt die Schuld an dem Niedergang, wenn ihr nicht zum Volk geht, zu den Ärmsten der Stadt, und das Brot mit ihnen brecht! Euch wird es ergehen wie dem unfruchtbaren Feigenbaum, von dem es heißt, daß er umgehauen und ins Feuer geworfen wird.

Von diesen und ähnlichen Gefühlen bewegt, sehe ich den Kindern bei ihren kleinen Talentarbeiten zu, ergriffen von den unbewußten Regungen der zahlreichen Begabungen, die wieder in der Gosse verkümmern müssen, wenn die schützende Hand von ihnen abgezogen würde. Da und dort merke ich eine kleine Entgleisung in Rede und Gebärde; sie wird von den Leiterinnen vorsichtig und zart verbessert; merkwürdig, wie die Kinder des Volkes, meistens an den rohen Schimpf der Straße und unwissender Eltern gewöhnt, eine dennoch so empfindliche, verwundbare Seele haben, daß das ganze Erziehungswerk verfuscht wäre, wenn man sie an den unter den äußeren Schwielen ihres Empfindens verborgenen weichsten Stellen ihres Ehrgeizes unsanft berührte!

Während wir in den keuschen, weißen Wänden dieses Kinderlandes sitzen, fliegt von außen durch das geöffnete Obersenster ein faustgroßes Stück Straßenkot herein, das um ein Haar eine der Damen getroffen hätte und an den weißen Wänden in großen Schmutzflecken klebt. Der Straßenjunge läuft nach vollbrachter Heldentat davon. Ich sehe ein schmerzliches Lächeln in den Gesichtern der pflegenden Frauen und Mädchen; still und unberührt von den gelegentlichen Roheitsakten setzen sie ihr Werk der Menschenliebe fort. Goldenes Wiener Herz, Herz der Menschheit, hell scheint mir dein Leuchten draußen an dieser Großstadtmoräne, im Menschenschutt, wo mühsam der Seele Land abgerungen wird und Gärtlein in der Wüste erblühen, ohne daß andere Ehren und Anerkennungen winken, als der stille Lohn, den jede gute Tat sich selbst gewährt!

* * *

Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß im Herzen der Welt etwas Neues, vielleicht noch Ungeahntes vorgeht. Hier und da sehe ich einen halbwüchsigen Burschen in kleidsamer Tracht mit großer, männlicher Entschlossenheit eingreifen, wo gerade Hilfe not tut.

Da ist einer, der einer alten Frau aus der Elektrischen hilft und sie über die Straße geleitet. Dann wieder einmal sehe ich einen an einem Handwagen, den der Lehrjunge und der vorgespannte Hund kaum weiterbringen, helfend schieben — freiwillig natürlich. Einen anderen, der einem schwer Betrunkenen aus dem Rinnstein hilft. Einen vierten, der einem gebeugten Weiblein die Last tragen hilft. Und dann das Seltsame, daß keiner der Jungen Dank erwartet oder annimmt. Er lehnt ab mit dem Hinweis auf seine Pflicht. Keine Erwartung auf jemand, der ihm einen Tausender schenken könnte, er würde das Ansinnen entrüstet zurückweisen, kein untätiges Hoffen auf das Wunderbare, nein, viel mehr noch, das Wunderbare gleich in die Tat umgesetzt durch werktätige Hilfe und Nächstenliebe.

Was ist los? Die Zeichen sind selten genug, aber sie sind da. Ich frage einen solchen Jungen: „Wer lehrt euch das?" „Herr Oberleutnant Teuber", ist die Antwort. „Tu' täglich wenigstens ein gutes Werk, das ist unsere Pflicht." Pfadfinder also. Eine neue Heilsarmee ohne Tamtam und Umzug. Das wiedereingeführte Evangelium: „Sei stets bereit, deinem Nächsten beizustehen!" Nicht gepredigt durch das Wort, sondern durch die Tat, und zwar von den Kleinen, von denen die Großen lernen können. Die Bewegung ist hier nicht erfunden, in Deutschland umfaßt sie die ganze wehrfähige Jugend, sie ist dort militärisch organisiert, in Österreich steht sie in den allerersten Anfängen, und wächst nur sehr allmählich. Aber sie hat hier gleich einen spezifisch österreichischen Sinn bekommen im Geist der lebendigen Güte, der werktägigen Menschlichkeit und Nächstenliebe, um den krassen Egoismus, der blinden und rohen Herrschaft des Ellbogens und der Verrohung der ungeleiteten Straßenjugend einen Damm entgegenzusetzen. Doppelt wirksam, weil es mit der Begeisterungsfähigkeit der Jugend und als Akt der Selbsthilfe und Selbstbestimmung geschieht. Wieviel edles Menschenkapital ist aus der Großstadtjugend herauszuholen! Lauter Ritter des goldenen Herzens! Oder sollte es nur ein hoffnungsreicher Ansatz gewesen sein, ein schöner Traum, der alsbald wieder in nichts verrinnt? Die Organisierung der Jugendkräfte bedarf der fördernden Teilnahme der ganzen Bevölkerung, sie bedarf vor allem Geld, und gerade daran hat es bisher gefehlt. Vielleicht daß der Krieg den Sinn wandelt und die Gleichgültigen und Stumpfen aufrüttelt. Die Straßenjugend vor Verwahrlosung zu bewahren, gibt es kein besseres Mittel, als sie zu organisieren für die höchsten Zwecke der Menschlichkeit und des Altruismus. Tut es heizeiten, ihr tut es um euretwillen! Aus dem idealbeschwingten Jugendgeist erwächst eine Welt, schöner und besser, als wir sie erlebt haben; laßt sie nicht verlorengehen. Und laßt es mich nicht umsonst sagen, daß ich in den Vorstadtgassen die Auferstehung des goldenen Herzens gesehen habe, am uneigennützigsten und darum am reinsten und leuchtendsten draußen am Rande der Gosse!

Oh, merk's, Wien! Stadt des goldenen Herzens!

Digitized by Google

Mondnacht in der Heide

Und wieder flüchtet, Mutter Heide,
Mein tagemüdes Herz zu dir — —!
Wie bist du still im Sternenkleide . . .!
Und alle Unrast fällt von mir . . .

Am schwarzen Walde hin und wieder
Ein Bauernschritt sich leise bricht . . .
Hell an den Katen rieseln nieder
Goldene Märchen im Mondenlicht . . .

Ich will durch deinen Frieden schweifen
Und daraus trinken Rast und Ruh! . . .
Ich will wie du in Andacht reifen
Und ganz voll Stille sein wie du — —!

Bruno Pompecki.

Seppel / Von Alb. G. Krueger

Erzählung nach Tatsachen

Seppel Rammelspacher, der Führer des der Infanteriebrigade beigegebenen Pionierkommandos, das augenblicklich der Ruhe pflegen durfte, lag im Schützengraben und träumte. Wenig mitteilsam und redefreudig, wie sein Charakter sich gab, hatte er sich etwas abseits der anderen, die den Unterstand bevorzugten, in einer stillen Ecke zusammengerollt. Und seine großen, dunklen, todestraurigen Augen glitten langsam über den schwarzen Nachthimmel und streichelten sehnsüchtig die daran befindlichen Sterne. Daß alle fünfzehn Minuten mit tödlicher Pünktlichkeit einer jener großen, eisernen Nachtvögel unweit von ihm in den Boden fuhr und dort mit gräulichem Krach mächtige Erdmassen gen Himmel schleuderte, daß zeitweilig, manchmal in seiner nächsten Nähe, sich ein knirschendes Stöhnen, oder gar ein Aufschrei in die Nacht bohrte, konnte ihn ebensowenig stören wie die zischenden, eisernen Mordbienen, die rechts und links von ihm, über ihm in die Grabenwände klatschten, und hinterher das Erdreich leise niederrieseln machten. Schleuderte ihm eines dieser blutigen Kriegsinsekten ja einmal einen Klumpen Schmutz auf Gesicht und Kleid, so wischte ihn die Hand gelassen fort. Das alles war ja so gewohnt, so alltäglich, so unsäglich gleichgültig. Das alles vermochte in keiner Weise seine gemißhandelten Nerven, die längst keine mehr waren, zu irritieren. Was lag daran, was an dem ganzen Leben? Mochte es sein!

Seppel träumte. Und langsam glitten dabei seine Augen von dem Nachthimmel nieder über die Landschaft, die er seitwärts vom Graben aus weit zu übersehen vermochte. Und hier hafteten sie plötzlich für eine Weile fest.

Dort, weit draußen in dem Gelände, begannen, sacht und unstät, seltsame, graue Schatten zu weben, die in ihrem bald gelassenen Auf- und Niederwogen, bald wilden und tollen Nebeneinander-, Durcheinander-, Übereinanderwirbeln so verzweifelt den zerrenden, zuckenden Gedanken eines müden, gequälten Menschenhirns glichen.

Seppel kannte diese Nebelschleier nur zu gut von den raunenden, flüsternden Mooren seiner Heimat her. Gespenstische Gäste, die die Seele bedrücken. Sofort lenkten seine Gedanken in eine andere Richtung. Mit den wogenden Schwaden glitt plötzlich die schönste und unheimlichste, jedenfalls unverwischbarste Zeit seines jungen Lebens in schmerzlichen Bildern vor seine müde, wunde Seele. Und ein zitternder Seufzer hob seine breite Brust.

Genau diese selben schwirrenden, grauen Schemen umwogten ihn damals, in jener Höllenstunde, als er die Untreue seines Weibes in voller Deutlichkeit erschauen mußte. Seiner Frau, des einzigen Menschenwesens, das jemals ihm wirklich zu eigen gehört hatte; das als ein Engel Gottes in sein Leben getreten war; das er geliebt mit der rasenden, übermenschlichen Glut seiner reinen, unberührten Seele; das er behütet und gehegt hatte wie ein seltsames, unersetzliches Kleinod, einen wundersamen Strahl aus der Welt der Seeligkeit, dort über den Sternen.

Glühende Schauer glitten über Seppels Leib. Ein würgendes Pressen stieg siedeheiß in seine Kehle. Und aus den brennenden Augen wanderte leise Tropfen um Tropfen über die braunen, pulvergeschwärzten Wangen, rieselte nieder auf sein Gewand — in den blutgetränkten Lehm, auf den sein Herz plötzlich in wilden Schlägen zu hämmern begann.

Leise strich ein Windhauch über das verzerrte Gesicht des Träumers. War's ein Reueseufzer des verbrecherischen Weibes, der von weither flehend zu ihm drang? — War's ein kosender Atemzug der ewigen Allmacht, der freigebend sein zerrissenes Herz zu streicheln gesandt war?

Seppel wußte es nicht. Unter ruckendem Stöhnen begann sein schwirrendes Hirn zu grübeln. Wie konnte das — das — kommen? Wie war das doch nur — wie war — das doch? —

Digitized by Google

Und gerade ihm die namenlose Qual — ihm — ihm? —

„Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen?" fragt der Prophet. Eines Tages hatte man ihn, den nachmaligen Seppel Rammelspacher, gefunden als einen Namenlosen, draußen, in dem flüsternden Schilf des Moores, wenige Tage erst alt, eingehüllt in einige Tücher, frierend — hungernd — hilflos — verlassen . . . . . .

Dann die Jugend, diese unselige, martervolle, freudenlose Jugend! Nie ein liebes Wort, ein Lächeln, nie ein linder, kosender Arm, der sich wärmend, beseligend um das kleine Körperchen schmiegte. Rauhe Fäuste, harte, kalte Worte, schrille Zornesschreie nur — das waren des armen Seppels Jugenderinnerungen.

Aber unter der wuchtenden Last des Lebens erstarkte der Findling endlich zu jenem Kraftmenschen, der das Sklavenjoch eines Tages mit eiserner Faust zerbrechen konnte. Und, so die Faust sich zeigte, so der ganze Jüngling — eisenfest, jeder noch so zermürbenden Arbeit, jedem Sturm des Lebens weitaus überlegen. Dabei die Seele so rein, fleckenlos, so weich, aber auch so entsetzlich hungernd, ja, lechzend nach Liebe, nach — nach — ja, was denn?

Liebe! Kannte denn er dieses wundervollste, unglaubwürdigste Geschenk der ewigen Allmacht an ihre Menschenkinder überhaupt? Ja, ahnte er auch nur im entferntesten, in welch eine zauberssüße Wunderwelt dieses sonderliche Fluidum ein armes Menschenherz zu leiten vermag?

Eines Tages trat dann jenes luftige, hüpfende, trillernde Geschöpfchen in sein Leben, das fortan sein ganzes Sein, so Körper als Seele, mit einer Glut, einem Licht erfüllen sollte, denen sein armes Hirn trotz aller Mühe nichts auf Erden zu vergleichen mochte.

In heißer Andacht staunte er zunächst das zierliche Wesen, das ihm als das entzückendste Wunderwerk der Natur erschien, aus der Ferne an. Monde vergingen, während der er scheu um den Gegenstand seiner heißen Sehnsucht herumschlich, ehe er ihm die Blumen, die er tagtäglich in ganzen Büschen für ihn pflückte, um sie dann doch immer wieder fortzuwerfen, anzubieten wagte. Weitere Monde stiller Anbetung folgten dann. Endlich war das Ziel erreicht, der Abgott seiner Seele unter Zittern und Zagen, zwischen Hangen und Bangen, sein Weib geworden.

Und nun brach jene wunderschöne, und doch nur so unsagbar kurze Zeit seines Lebens an, da er wähnte, der Himmel sei über ihm zerrissen und habe all seine Seligkeit über ihn ausgegossen. Eine Zeit, in der er wie von einem wunderholden Märchentraum umfangen, seines Weges dahinschritt und nur den einen Gedanken hegte, seine junge Frau, die den Putz liebte, aus allen seinen, allerdings nur schwachen Mitteln, zu schmücken. Keinen Pfennig verwandte er für sich selber. Alles, alles opferte er freudig dem Behagen seines geliebten Weibes und bedauerte nur immer wieder, daß er noch nicht ein Weiteres zu tun vermochte. Mit Nägeln und Zähnen hätte er Gold aus der Erde graben mögen, um die Liebste zu schmücken. All sein Blut, Tropfen für Tropfen, hätte er voll Wonne für sie dahingegeben, ja, ihr seine Seele eingehaucht, so sie Verlangen danach getragen.

Ein letztes Raunen und Flüstern, ein unbestimmtes Regen irrte plötzlich durch den Schützengraben, der sich langsam mit dunklen Gestalten zu füllen begann. Seppel merkte nichts davon. Lediglich die bloße Erinnerung an seinen kurzen, wonnigen Glückstraum hatte hier in rauher, dunkler Nacht eine Glut in seiner Seele ausgelöst, die ihn die Nässe und Kälte der blutrauchenden Erde, den Tod, der ihn in tausendfältiger Gestalt umlauerte, die Kameraden, alles, alles vergessen machte. Er sann und sann.

(Schluß folgt.)

Spätherbst an der Weichsel

Hastig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
Längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.

Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
Schäumend um Schilf und Buhnen die dunkle Weichsel rinnt.

Einsam auf steilen Stegen wandern wir Hand in Hand,
Schreiten über die Acker hin durch des Lebens Land;

Tragen im Herzen beide tief, tiefernste Ruh . . .
Feierlich wallt der Strom der ewigen Heimat zu.

Franz Lüdtke.

Inhalt des Heftes 1: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Herbst im Feindesland. Gedicht von Leo Heller. — Die Legende vom goldenen Wiener Herzen. Von Joseph Aug. Lux. — Mondnacht in der Heide. Gedicht von Bruno Pompecki. — Seppl. Erzählung von Alb. G. Krueger. — Spätherbst an der Weichsel. Gedicht von Franz Lüdtke.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 2. Oktober 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 2

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

1. Fortsetzung.

Der Direktor war für jede Art Sport bei seinen Mädchen. Körpergesundheit und Muskelgewandtheit hielt er gerade für Frauen für ein kostbares Gut, das nicht früh genug gepflegt werden konnte. Es hieß, es sei leichter, bei dem Direktor einen Dispens für ein wissenschaftliches Fach durchzusetzen, als von einer Turnstunde sich zu befreien. Aber er wollte den Sport einfach als Notwendigkeit, als Mittel betrachtet wissen, nicht als höchstes Kulturziel. „Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie durch das Tennisrakett Kulturträgerinnen werden. Man kann bei acht Grad im Freien schlafen, kann ins eiskalte Wasser mit Kopfsprung springen — und kann doch ein moralischer Feigling sein", pflegte er seinen Mädchen zu sagen, wenn er sah, daß sie über der körperlichen Abhärtung die Festigkeit des Charakters, die moralische Vertiefung vernachlässigten. „Ich schätze Sport wie Tanz und Spiel als nützliche Diener des einen großen, regierenden Herrn: des Charakters, dem sich alle unsere Neigungen und Betätigungen absolut unterzuordnen haben." — Das war sein pädagogisches Glaubensbekenntnis, an dem er nicht rütteln ließ.

Auch das Tennisspiel hatte sich diesem obersten Kulturziel harmonisch unterzuordnen.

Ein ärmlich gekleidetes Mädchen hatte jetzt das Wort.

Ein Vermögensverfall war nach dem Tode des Vaters eingetreten. Sie erzählte weinend, daß sie die Schule würde verlassen müssen, da die Mutter das Schulgeld nicht mehr aufbringen könnte.

Dem Direktor ging es nahe. Es war eine seiner Besten. Elf Monate vor dem Abgangszeugnis. Eine Freistelle war augenblicklich nicht zu ermöglichen.

Er schien etwas zu überlegen. Dann sprach er so leise mit dem Mädchen, daß es Irmgard nicht hören konnte. Dann plötzlich ein jubelnder Dank des Mädchens, ein schlichtes Abwehren von Roderich. Mit einem „Bitte, sprechen Sie in der Schule aber nicht darüber, ich wünsche, daß es geheim bleibt", verabschiedete er das Mädchen.

Nun kam ein lustiges Ding mit brauner Schneckenfrisur und blitzenden Augen.

„Herr Direktor, ich muß mich beschweren. Ich bin schwer beleidigt worden. Meine Ehre ist verletzt."

„So? Von wem denn?" Tiefernst fragte es der Direktor, als gäbe es jetzt nichts Wichtigeres auf der Welt. „Bitte, nehmen Sie Platz und erzählen Sie."

„Danke, ich bleibe lieber stehen, ich bin viel zu aufgeregt. — Heute in der Mathematikstunde hat Herr Doktor Lorenz mich einfach tödlich verletzt. Er hat gesagt: ‚Sie sind ja der reinste Idiot.' Ich war so perplex, daß ich ihm gar nichts erwidert habe."

„Das war auch gut so, Ursula. Aber lassen Sie doch hier das Weinen."

„Entweder ich bin wirklich ein Idiot, wie Herr Doktor Lorenz meint, und dann möchte ich mich am liebsten aufhängen. Oder ich bin keiner — und dann ist es eine so wahnsinnige Beleidigung, daß ich die nicht auf mir ruhen lassen kann. Die ganze Klasse hat gelacht.

Digitized by Google

Idiot ist doch das Schlimmste, was man einem Menschen sagen kann."

Sie war so aufgeregt in der Erinnerung an die erlittene Schmach, daß sie von neuem schluchzte. Beschwichtigend hob Doktor Degenhardt die Hand. „Nur Ruhe, Ruhe. Herr Doktor Lorenz wird die Bezeichnung, die Sie so tief gekränkt hat, zurücknehmen."

„Vor der ganzen Klasse hat er es gesagt."

„So wird er es auch vor der ganzen Klasse zurücknehmen."

„Und, nicht wahr, Herr Direktor, wenn man auch Mathematik durchaus nicht kapieren kann, deshalb ist man doch noch lange kein Idiot?"

„Nein. Ein Idiot hat sicher kein so empfindliches Ehrgefühl. Beruhigen Sie sich ganz darüber."

Irmgard hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. Die Lustspielszene, in der Doktor Lorenz, ohne es zu wissen, die Hauptrolle gespielt hatte, amüsierte sie köstlich. Das mußte sie ihm morgen erzählen. —

Die nächste Schülerin, Stella Lohmann, war die Tochter des Bürgermeisters. Sie war in der ersten Klasse und über ihre Jahre reif und verständig. Im Hause ihrer Eltern verkehrten auch Degenhardts, und sie hatte dadurch einen etwas zwangloseren Ton als die anderen.

„Ich komme heute als Abgesandte unserer ganzen Klasse, Herr Direktor."

„Alle Achtung, also als Vertreterin der ersten Klasse? Was verschafft mir die Ehre?"

Sie hatte ihm gegenüber auf dem kleinen Audienzsessel Platz genommen und sprach mit fester Stimme, während sich ihr Gesicht immer tiefer mit flammender Röte überzog: „Herr Direktor, wir alle haben ausnahmslos einen großen Wunsch, eine Bitte an Sie, von deren Erfüllung ein ganzes Jahr ungetrübtes Glück für uns abhängen würde. Ich stelle im Namen meiner Klasse den Antrag: Die Abschaffung sämtlicher Schulstrafen."

Sie hielt einen Augenblick inne; als keine Entgegnung kam, fuhr sie mit heißen Wangen und mit einer verhaltenen Erregung im Ton fort: „Wir leiden unter den Schulzuständen, Herr Direktor, wir werden unseres Lebens nicht recht froh, die schönsten Jahre verleben wir unter Zwang. Statt daß wir uns ausleben können, müssen wir uns für alle Schulfächer interessieren, wir müssen jeden Tag ein vorgeschriebenes Pensum bewältigen, wir müssen jede Anweisung eines Lehrers befolgen, wir sind in Wirklichkeit gar nicht freier als die kleinen ABC-Schülerinnen in der letzten Klasse. Wenn man mit sechzehn und siebzehn Jahren für jede Arbeit, von der man sich mal emanzipiert hat, eine Rüge bekommt, so bedeutet das menschenunwürdige Knechtschaft. Ich hab' mal irgendwo gelesen, Strafen wären mittelalterliche Reste, die in eine moderne Schule gar nicht mehr hineingehören. Wir alle in der ersten Klasse gehen doch eigentlich ganz gern zur Schule, und wir tun wirklich ganz von selbst unsere Pflicht und Schuldigkeit. Schaffen Sie doch wenigstens für unseren Jahrgang die Strafen, die wir hassen, ab. Sie sind der einzige wunde Punkt im Schulleben, und je erwachsener man ist, desto unerträglicher wird's." —

Der Direktor stand mit abgewandtem Kopf am Fenster und sah wie benommen in den Mairegen, der die Blütenzweige der Kastanienbäume vor seinem Fenster bog. Wie hinter Gazeschleiern sah er alles.

Waren's nur die kindlichen Bitten, die ihn so tief erregt hatten?

Im Herzen fühlte er einen Stich vom Anprall einer schmerzenden Erinnerungswelle.

„Das trügerische Ideal, das ich nach langem Kampf begraben habe — es taucht wieder auf in den Köpfen meiner Schülerinnen," dachte er, „das darf nicht sein." Sein Lieblingswunsch war es gewesen, jeden Zwang aus seiner Schule zu verbannen. Er wollte seine Zöglinge herrlichen Zeiten entgegenführen.

Es hatte einen Kampf mit dem Lehrerkollegium gegeben, ehe er es seinen Wünschen gefügig gemacht hatte. Zu freien Menschen wollte er seine Schülerinnen erziehen, sie sollten ihre eigenen Richter sein, in allen Dingen selbst entscheiden, und von den Lehrern nur kameradschaftlich beraten und unterrichtet werden. Ein ganzes Jahr lang hatte der Versuch gedauert, ein volles Jahr war an der Cäcilienschule keine Strafe verhängt, kein Kind gemaßregelt worden. Nur durch die Macht der Persönlichkeit sollten die Lehrenden wirken, nur durch die

Digitized by Google

interessante Gestaltung des Unterrichtsstoffes die Aufmerksamkeit locken.

Er glaubte an das Edle im Menschen, wie das Kind an die Märchenfee glaubt. — Er focht mit der Begeisterung der Jugend und des Idealismus gegen das bestehende Schulsystem der Vorurteile, des Mißtrauens und der Gewalt.

Bis er dann eines Tages zu der bitteren Einsicht kam, daß es so nicht weitergehen konnte, daß er abwärts trieb, daß aus den „herrlichen Zeiten" Rückschritt und Zügellosigkeit geworden war. Nirgends war das Klassenpensum erreicht worden, der examinierende Schulrat hatte ein sehr erstauntes Gesicht gemacht, und er selbst hatte klar genug eingesehen, daß den Kindern die Wohltat der Zucht und Schulordnung nicht entzogen werden dürfe, und daß er — wenn auch in der allerbesten und humansten Absicht — sie geschädigt hatte. — Das war im allerersten Jahr seiner Amtszeit gewesen.

Nachdem er einmal zu der Erkenntnis gelangt war, daß das, was in kleinerem Kreise, in Landerziehungsheimen oder Privatkursen von Segen und Erfolg begleitet sein kann, in öffentlichen Schulen mit gefüllten Klassen undurchführbar und gefahrbringend wird, seitdem experimentierte er nicht mehr, sondern stellte das eherne Schulgesetz über die Cäcilienschülerinnen und über sich selbst. —

In seinem Innern hielt er noch immer jeden Lehrer für untüchtig, der viel mit Tadeln und Schulstrafen herumwirtschaftete, nur als ultima ratio wollte er sie angewandt wissen.

Er besann sich nicht eines einzigen Vorfalles in den letzten Monaten, der eine Sühne erfordert hätte.

Um so unerwarteter kam ihm dieses dringende Anliegen seiner ersten Klasse. — Es war eine ganze Weile vergangen. Die Peinlichkeit des langen Schweigens begann Stella Lohmann unbehaglich zu werden. „Nehmen Sie unseren Antrag an, Herr Direktor?" Jetzt wandte er sein scharfes Profil ihr zu und schaute sie sehr freundlich an.

„Ich stelle nur einen Gegenantrag: die Abschaffung der Schulvergehen. An demselben Tage, an dem die Missetaten aufhören, gibt es auch keine Strafen mehr."

Stella machte eine unwillige Kopfbewegung, aber der Direktor sprach weiter:

„Wir alle unterstehen Gesetzen, Stella. Wenn wir erwachsen sind, den Staatsgesetzen, und solange wir zur Schule gehen, den Schulgesetzen. Was Ihnen als Freiheitsideal erscheint, ist ein Idol, Sie erstreben nicht Freiheit, sondern Willkür. Durch Loslösung vom Sittengesetz ist noch kein Mensch, vor allem keine Frau frei geworden. Was nennen Sie denn ‚sich ausleben'? Sich der Zucht und Sitte des Familien- und Schullebens entziehen, darauf kommt es doch hinaus.

Wir, Ihre Lehrer, wollen doch nichts, als Sie zu wertvollen Persönlichkeiten heranzubilden, Sie durch Konsequenz zur Konsequenz erziehen, zu einem eisernen Wollen und einem festen Charakter."

Stella hatte aufmerksam zugehört. Mit einem unterdrückten Seufzer meinte sie: „Ja, aber die Strafen könnten deshalb doch abgeschafft werden."

Er strich ihr mit seiner gepflegten Hand über den braunen Scheitel.

„Auch die Strafen haben ja nur den einen Zweck, Sie erstarken zu lassen. Auf Schuld muß Sühne folgen — in der ersten Klasse wie in der letzten. Sie würden entnervt werden, wenn es anders wäre."

Stella war nicht befriedigt. Sie war mit so großen Hoffnungen hergekommen und hatte nichts erreicht. Was würde ihre Klasse sagen? Sie senkte den Kopf.

„Die Fähigkeit, sich unterzuordnen, ist ein Maßstab der inneren Kraft. Nur die Schwächlinge, die Undisziplinierten, revoltieren und verlieren die innere Haltung", sagte der Direktor dozierend.

„Ach Gott, Ihnen ordnen wir uns schon gern unter, Herr Direktor," kam es stoßweise heraus, „aber dieser Doktor Lorenz ist....." Ein schneller, mahnender Blick des Direktors flog zu ihr hinüber. Kritik der Lehrer duldete er nicht.

Stella verstand ihn. Da sie den einmal begonnenen Satz aber zu Ende führen wollte, schloß sie mit einem Wort, das sie ihren Vater einmal hatte anwenden hören: „Doktor Lorenz ist .... unqualifizierbar."

Digitized by Google

Der Direktor wurde nachdenklich. Immer wieder Doktor Lorenz. Er war kein eigentlicher Quälgeist, nur etwas cholerisch veranlagt.

„Es nimmt kein gutes Ende mit ihm, Herr Direktor, es ist in jeder Stunde dasselbe, er reizt uns so lange, bis uns die Geduld reißt, wir antworten dann ebenso gereizt, ein Wort gibt das andere, und es hagelt zuletzt Strafen. Das paßt uns nicht."

„Sie haben durchaus nichts zu entgegnen, wenn Sie von einem Lehrer getadelt werden. Ich warne Sie davor."

Das Gespräch drohte eine Wendung zu nehmen, die Stella unsympathisch war. Gewandt sprang sie auf ein anderes Thema über.

„Wir haben noch ein Anliegen, Herr Direktor. Wir bitten um die Erlaubnis, eine Zeitung herausgeben zu dürfen."

Eine Zeitung? überlegte der Direktor; er kannte aus eigener Erfahrung den Charakter der Schülerzeitungen, die schließlich doch nur in Lehreranklagen gipfelten. Aber er wollte ihnen nicht auch diesen zweiten Wunsch abschlagen und so sagte er:

„Meinetwegen, wenn es Ihnen Spaß macht. Aber ich bedinge mir ein Abonnement dieser Zeitung aus."

„Der Abonnementspreis beträgt fünfzig Pfennig im Monat. Darf ich Sie als Abonnent vornotieren?"

„Ich bitte darum."

Stella dankte und verabschiedete sich.

Die Sprechstunde hatte Roderich angestrengt. Er schlug Irmgard einen Spaziergang vor. Die Regenschauer hatten aufgehört, und die Luft war herb — rein.

„Deine Sprechstunde hat meinen Beifall," begann Irmgard, „wie nett du sein kannst, wenn du nur willst."

Roderichs Gedanken waren noch erfüllt von den Beschwerden, die er soeben angehört hatte. Mit Doktor Lorenz mußte er sprechen, unbedingt.

Irmgard kam ihm unbewußt entgegen: „Um sechs Uhr möchte ich zu Hause sein; ich erwarte Doktor Lorenz."

„Besucht er dich in deiner Wohnung? Ich finde das nicht passend, Irmgard, eine Lehrerin muß alles vermeiden, was Anstoß erregt."

Da flackerte schon wieder ein lustiges Kriegsfeuer in ihren Augen:

„Laß das meine Sorge sein. Ich werde doch einen Freund in meiner Wohnung empfangen dürfen, das ginge mir doch über den Spaß."

„Wir leben hier nicht in Paris, sondern in Rambach, und du bist ganz besonders abhängig durch Beruf und Stellung. Du sollst anderen ein Beispiel sein, nicht der leiseste Makel darf am Ruf einer Lehrerin sein. Sowie erst über dich geredet wird . . ."

Sie zog die Unterlippe kraus: „Geredet wird immer." Dann fügte sie hinzu: „Doktor Lorenz hält mir Geschichtsvorträge, das ist doch ein löblicher Zweck. Weshalb hast du mir auch diese Geschichtsstunden aufgehalst? Und dann — ich finde ihn eben nett." —

Sie waren vor Irmgards Gärtchen angelangt, in dem die Maiglöckchen blühten und die Amseln schlugen. In der gedeckten Laube saß Doktor Lorenz bereits und wartete ungeduldig.

„Endlich, gnädiges Fräulein. Ich glaubte, Sie hätten mich vergessen."

„Nein, nein," lachte Irmgard, „aber ich hatte Dienst. Hospitierorder in der Sprechstunde."

Der Direktor räusperte sich: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen etwas sagen, Herr Kollege, Ihnen einen Rat geben."

„Bitte sehr, Herr Direktor."

Der junge Oberlehrer setzte den Kneifer auf. Was wollte der Direktor denn?

„Seien Sie in der Wahl Ihrer Ausdrücke in der Klasse etwas vorsichtiger. Junge Mädchen sind keine Tertianer."

„Aber ich begreife gar nicht, Herr Direktor, inwiefern."

„Haben Sie die Freundlichkeit, die Bezeichnung ‚Idiot' morgen früh in der Mathematikstunde zurückzunehmen; ich bitte Sie darum."

Der Oberlehrer drehte an seinem Schnurrbart.

„Wenn Sie es wünschen, gewiß."

Doktor Degenhardt zog grüßend den Hut und setzte seinen Spaziergang fort.

Aus dem Geschichtsvortrag wurde heute nichts. Doktor Lorenz war die Stimmung ver-

Digitized by Google

dorben und er machte Irmgard gegenüber seinem Herzen Luft.

„So ein hahnebüchener Unsinn. Einer solchen Lappalie wegen so viel Aufhebens. Wenn ich nächstens ‚Plaudertasche' sage oder erkläre, daß eine Arbeit ungenügend ist, werde ich es ebenfalls feierlich zurücknehmen müssen. So etwas muß ja alle Autorität untergraben. Mit Süßholzraspeln bringt man keine Mathematik in die Köpfe."

„Widerrufen Sie feierlich, nehmen Sie es nicht so tragisch."

Irmgard scherzte und suchte die ganze Angelegenheit ins Lächerliche zu ziehen.

Doktor Lorenz ging zwar auf ihren heiteren Ton ein, aber in seinem Innern setzte sich ein Groll gegen Degenhardt fest. Wie einen unbefugten Eingriff in sein Ressort faßte er es auf.

* * *

Seit einiger Zeit verschlimmerte sich Frau Stephanies Leiden. Der Arzt zeigte besorgte Mienen und ließ Andeutungen fallen, daß es sehr ernst sei.

Als Doktor Degenhardt eines Tages aus der Schule kam, stürzte ihm das Hausmädchen aufgeregt entgegen: „Die Frau Direktor — kommen Sie schnell. Sie liegt, ohne sich zu rühren und hört nicht, was man sagt." In aufsteigender Angst riß er die Schlafzimmertür auf. Da stand er neben ihrem Bett und rief sie zärtlich und bittend.

Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Nein, das durfte nicht sein, das nicht.

Er ließ Kriemhild und Irmgard rufen. Er selbst lief zum Arzt. Noch einmal öffneten sich Frau Stephanies Augen, gesammelt und klar schaute sie um sich, wie bewußt Abschied nehmend. Mit einem Blick voll unendlicher Liebe umfaßte sie die drei Menschen, die an ihrem Bett knieten und die ihr das Liebste auf der Welt gewesen waren. Ihre weißen, schönen Hände lagen fest auf der Decke.

Jetzt hob sie ihre Hand und fuhr ihrem Mann ins Haar wie in glücklichen Zeiten, und war so zuversichtlich, als gälte es nur eine kleine Reise.

„Natürlich ist das Abschiednehmen bitter, Roderich, und ich wäre so gern noch eine Wegstrecke mit euch gegangen, aber das hilft nun nichts, und wir müssen uns damit abfinden. Es geht auch so.

Kriemhild," sagte sie dann zu ihrer Tochter, „tu alles, was der Vater wünscht und bereite ihm jeden Tag eine Freude, sei um ihn, wenn ich nicht mehr bin." Sie fiel in Sinnen. Sie wußte, daß jetzt kritische Zeiten für ihre Lieben kommen würden. Ihr sonniges Kind würde nun heranwachsen, allein mit dem ernsten Mann in dem großen Hause. „Nun geh, Kriemhildchen, und mache deine Schularbeiten, sorgsam und ordentlich wie immer."

Professor Degenhardt stand auf und setzte sich auf ihr Bett. Er dachte an ihre kurzen Ehejahre, die einem einzigen Frühlingstag glichen. Sie hatte ihm Kriemhild geschenkt und es mit dem Einsatz ihrer Gesundheit bezahlt. Nie hatte sie gemurrt oder geklagt.

Heute saß er auf ihrem Bett, sah sie starr an und biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, und dachte immer nur dasselbe: „Was ist diese Frau für ein engelhaftes Geschöpf."

Sie sah ihn an: „Du, ich möchte Irmgard noch gern einmal sprechen."

Roderich hätte ihr gern die Sterne vom Himmel geholt, wenn er es gekonnt hätte, er stand schwerfällig auf, obwohl er wußte, daß jetzt jede Minute Goldwert hatte, und überließ Irmgard den Platz.

„Nein, bleib du auch da", sagte sie und faßte mit beiden Händen seine Hand, wie um sich daran zu halten. Dann wandte sie sich zu Irmgard. Sie betrachtete sie lächelnd:

„Du hast nun hier dein Heim gefunden. Geh nicht leichtsinnig von hier fort, Irmgard, und behütet ihr beide mein Kind."

In der Nacht, drei Stunden vor ihrem Tode, brach noch einmal ihre Sorge durch:

„Ach, Roderich, wie wird das alles hier werden. Kriemhild und Irmgard, es sind ja beides noch Kinder, schütze du sie."

Das war ein kurzer lichter Moment. Bald darauf kamen die Phantasien.

Roderich stand da, und das Leben, an das er seine Jugend geknüpft hatte, zerrann ihm unter den Händen. Es sah ihn noch einmal leuchtend und mit einem gütigen Lächeln an, dann versank es in die dunklen Schatten der

Digitized by Google

Ewigkeit, und er blieb zurück mit seinem unmündigen Kind. — Zum erstenmal im Leben verließ ihn die Fassung. — Verzweifelt rang er mit seinem Schicksal. Was sollte aus ihm und Kriemhild werden? Dumpfe, schwere Tage folgten.

Als er mit Kriemhild und Irmgard im Wagen von der Beerdigung nach Hause fuhr, sah er die Zukunft wie ein feindliches, kahles, weg- und steglose Gebirge vor sich.

Dann kamen Stunden, in denen er vergaß, was geschehen war. Und oft fuhr er auf: „das muß ich mit Stephanie besprechen", um sich dann, wenn das nüchterne Bewußtsein kam, desto trostloser und vereinsamter zu fühlen. —

Kriemhild flüchtete oft in seinen Arm: „Papa, es ist so schauerlich in dem großen Hause. Komm' mit zu Tante Irmgard."

Und seinem Kinde zuliebe verließ er seine stille Klause und ging durch die blühenden Alleen bis zu Irmgards Häuschen.

Irmgard und Kriemhild suchten im Garten die ersten Vergißmeinnicht. Wie zwei Schwestern sahen sie aus in ihren schwarzen Trauerkleidern, ihren lichtblonden Haaren und ihrem schlanken Wuchs.

Kriemhild flocht jetzt einen Kranz für der Mutter Grab.

Doktor Degenhardt saß in der Laube und schaute ihnen zu. Er sah überanstrengt aus. Durch rastlose Arbeit hatte er sich betäuben wollen.

Nun waren die großen Ferien nicht mehr fern. Er fürchtete sie fast.

„Wo gedenkst du hinzureisen, Irmgard?"

„Nach Tirol. Ich will mich einer Lehrerin anschließen, wir wollen Fußtouren machen. Vielleicht dann über den Rhein nach Hause. — Willst du mir Kriemhild mitgeben?"

Er lehnte rasch ab. Nein, er würde selbst mit Kriemhild reisen. Der Gedanke, sich von seinem Kind zu trennen, war ihm unerträglich.

Kriemhild und seine Schule, das waren jetzt die einzigen beiden Lichtpunkte in seinem einsamen Leben.

In der letzten Woche vor den großen Ferien trat er unerwartet in Irmgards Klasse. Er mußte endlich einmal sich ein Urteil machen von dem Geist ihres Unterrichts.

Es war ein anmutiges Bild, das sich ihm bot.

Hoch und schlank stand sie vor ihrer Klasse, im schwarzen Rock und weißer, halsfreier Bluse. Es war, als ob der Zauber ihrer Erscheinung sich den Kindern mitteilte. Sie lauschten wie gebannt, wenn sie sprach, und jedes Kind, an das sie sich mit einer Frage wandte, fühlte sich bevorzugt und geehrt.

Sie war der Liebling, der Abgott der ganzen Klasse. Hätte eine es gewagt, sie zu erzürnen, so wäre sie von den Mitschülerinnen übel behandelt worden.

Wie kleine Pagen, die ihren Ritter durch dick und dünn begleiten, folgten die kleinen Mädchen ihr bedingungslos in jedes Gebiet.

Heute galt es in die Geheimnisse der Zinsrechnung einzudringen.

Irmgard wollte dem Direktor eine Freude bereiten und richtete gleich ihre ersten Fragen an Kriemhild, die sie fehlerlos beantwortete.

Doktor Degenhardt lächelte zum erstenmal seit dem Tode seiner Frau wieder.

Jetzt standen Irmgard und Kriemhild nebeneinander an der Tafel.

Er erschrak plötzlich. Wie ähnlich Irmgard seiner Frau sah. Jünger und kraftvoller und ein wenig herber sah sie aus, aber jetzt, diese Kopfbewegung, dieses warme Leuchten in den Augen — es war, als ob Stephanie verjüngt vor ihm stünde. Nun wandte sie sich ihm wieder voll zu. Da war die Vision vorbei. Aber er konnte doch nur mit halbem Ohr hinhören. Zu übermächtig war er an Stephanie erinnert worden.

„Soll ich jetzt Kopfrechnen lassen, Herr Direktor?" In der Schule behielten sie die offizielle Anrede bei.

„Ich bitte, sich im Gang des Unterrichts nicht stören zu lassen."

Ein Exempel jagte das andere. Es kam Bewegung und Feuereifer in die kleine Schar. Jede hätte am liebsten jede Frage beantwortet. Sie waren fast beleidigt, wenn sie ihrer Meinung nach nicht oft genug „dran kamen".

„Bitte, denkt euch einmal, jede von euch hätte fünfzig Pfennig wöchentliches Taschengeld."

Schon flog ein halbes Dutzend tintenverzierter kleiner Zeigefinger hoch. „Ich habe

Digitized by Google

nur dreißig" und „ich nur fünfundzwanzig Pfennig" und „ich fünfundsiebzig".

Es half Irmgard nichts. Sie mußte sich nun erst von jeder einzelnen erzählen lassen, wieviel Taschengeld sie hatte.

„Nun schön, Kinder. Ich weiß nun ganz genau über eure Einnahmequellen Bescheid. Aber nun stellt euch doch mal vor, ihr hättet wirklich nicht mehr und nicht weniger als genau fünfzig Pfennig wöchentlich."

„Wenn man wirklich so viel hätte", klang es nun wieder bedauernd aus der letzten Bankreihe. „Hurra, ich hab' doch fünfundsiebzig," protzte die begüterte Kleine wieder und schaute sich stolz in der Klasse um, „da verdiene ich bei diesem Rechenexempel fünfundzwanzig Pfennig pro Woche."

„Ich muß jetzt wirklich um Ruhe bitten", sagte Irmgard mit einem schwachen Autoritätsversuch, da ihr das leise Lächeln des Direktors nicht entgangen war.

„Angenommen, ihr tut diese fünfzig Pfennig nun regelmäßig in eure Sparbüchse."

„Aber, Fräulein v. Dünow, das ist ja ganz unmöglich, wovon soll man denn inzwischen leben?" — „Und ich komme so schon nie aus," protestierten die kleinen Mädchen, „bei der Teuerung jetzt, jeder Windbeutel ist um fünf Pfennig gestiegen."

Der Direktor dachte gar nicht daran, sich einzumischen. Er wollte zusehen, wie sie fertig wurde.

„Ihr sollt nun ausrechnen," begann sie mit einer leisen Ungeduld, „wie groß euer Kapital geworden ist, wenn ihr nach der ersten Klasse versetzt werdet."

Ein paar Sekunden herrschte tiefstes Schweigen. Dann meldete sich eine: „Verzeihung, auf wievielmal Sitzenbleiben ist dabei gerechnet?"

„Selbstredend immer glatte Versetzungen."

Jetzt meldete sich Kriemhild:

„Und wieviel Sonntage sollen gerechnet werden, an denen einem sein bißchen Taschengeld verkürzt oder entzogen wird? Und" — mit schneller Kopfbewegung zu ihrem Vater herüber — „letzten Sonntag hast du's überhaupt ganz vergessen. Ich mahne dich ja sonst nie, aber . . . das Exempel würde sich leichter rechnen lassen."

Irmgard staunte. Was war denn das? Kriemhild war ja wie ausgewechselt. Ein loser Schalk lachte ihr aus den Augen.

Doktor Degenhardt fand diese Stunde so jenseits von Gut oder Schlecht, so erhaben über alle Kritik, daß er — vielleicht zum erstenmal im Leben — die Lehrerin im Stich ließ und sich auf seiten der Kinder stellte.

Er zog wirklich seine Geldtasche und holte ein Fünfzigpfennigstück heraus: „Hier, bitte, wenn du doch sonst mit der Lösung in die Brüche kommst, muß ich dir schon aushelfen."

Jubel und Lachen in der ganzen Klasse.

Nur Irmgard stand in tiefer Verstimmung. Was fiel ihm denn ein? Machte er sich über sie lustig? Verhetzte die Kinder gegen sie? —

Das Lachen wollte kein Ende nehmen.

Irmgard drohte mit Ordnungsstrafen. Ganz still war's jetzt wieder.

„Also bitte um Berechnung eures Kapitals zur Zeit der Osterversetzung nach der ersten Klasse. Kapital- und Zinsberechnung."

Ganz verwirrt und nervös war sie schon.

Jetzt erhob sich der Direktor, und mit einem ganz verschmitzten Gesicht, wie sie es nie an ihm gesehen hatte, sagte er:

„Ja, Fräulein v. Dünow, ich habe bisher nur gar nicht gewußt, daß die Hausparbüchsen der Kinder auch Zinsen geben. Ich würde dann wenigstens vorschlagen, den Zinsfuß festzusetzen; vielleicht für eine Blechsparbüchse drei Prozent, für eine silberne Büchse vier Prozent."

Irmgard war glühend rot geworden. Sie gab es auf. Die Stunde war verpfuscht. Wie eine Erlösung klang ihr die Schulglocke. Beklommen packte sie ihre Bücher zusammen und machte sich auf den Heimweg.

Was würde nun werden? Würde sie entlassen werden? Noch war sie ja im Probejahr. Auf eine Anstellung durfte sie wohl jetzt kaum noch rechnen. In der Erregung, in der sie sich befand, sah sie alles pechrabenschwarz.

Eine Kündigung, die sie noch vor einem halben Jahr kühl gelassen hätte, erschien ihr jetzt wie ein furchtbares, nicht auszudenkendes Unglück.

Die strahlende Sonne, der blaue Himmel störten sie in ihrer Regenstimmung.

„Irmgard, so warte doch einen Augenblick, ich möchte dich begleiten." Und schon war der

Digitized by Google

Direktor an ihrer Seite und schritt neben ihr her.

„Du willst mir wahrscheinlich sagen, wie schlecht die Stunde heut war, Roderich, ich weiß es ja ganz allein, jammervoll war's, spottschlecht."

Er sah sie an.

Meinte sie das ehrlich? War das die selbstherrliche Irmgard, die nicht die leiseste Kritik ertragen konnte?

In aufrichtigem Kummer blickte sie mit nassen Augen zu ihm hoch: „Du wirst mich wohl nun doch nicht behalten können?"

„Aber Irmgard, ich bitte dich, weshalb bist du denn so fassungslos? Ich habe doch kein Wort gesagt."

„Aber gedacht. Du hältst mich für ungeeignet . . ."

„Weil du den Zinsfuß vergessen hattest?" neckte er, „nein, da muß es schon ärger kommen."

„Roderich, sag' mir doch dein offenes Urteil über mich."

„Als Lehrerin doch nur?"

Sie nickte.

„Deine Lehrart hat mir gar nicht schlecht gefallen, nur — deine Stunden sind kein Unterricht, sind nicht das, was man Schule nennt. Wir werden noch viel zu lernen haben, Irmgard; und vor allem empfehle ich dir, immer wieder hospitieren und nochmals hospitieren."

„Wo soll man denn die viele Zeit hernehmen?" klagte sie.

„Etwas weniger mit Doktor Lorenz zusammen sein; adieu, kleine Schwägerin."

„Was er nur immer gegen den Lorenz hat", dachte Irmgard. Glaubte er denn, sie brauchte sonst nichts außer der Schule? Sollte sie denn ganz und gar in den Schulinteressen aufgehen? Immer nur an Unterricht und Klasse denken? „Das kann er nicht fordern", sagte sie sich.

Ein versonnenes Lächeln spielte um ihre Züge. Roderich brauchte es nicht zu wissen, daß Doktor Lorenz sie heute früh um ein Rendezvous in Bozen gebeten hatte.

* * *

Auf dem Tennisplatz herrschte frohe Geschäftigkeit. Heute war der Tag der Oberprima. Aber obwohl vollzählig beisammen, begannen die spielenden Parteien noch nicht.

Man erwartete noch — Damen aus der ersten Klasse zu Gaste, heimlich natürlich. —

Es hatte Mühe genug gekostet, sie zu überreden. Ihr Direktor war so höllisch dahinter. Wenn er es merkte, gab es einen Bombenkrach. Aber heute wußte man ihn auf einem weiten Spazierritt im Nachbarort, und der Tennisplatz lag so weit von seiner Villa entfernt, da konnte man's schon mal wagen.

Da kamen die vier jungen Damen, weiß von Kopf bis Fuß gekleidet, mit roten Wangen und lachenden Augen.

Das war doch mal ein richtiges Vergnügen. Zum Tennis gehörten Herren, sonst war die Freude halb.

Was verstand denn der Direktor davon? Erfahren durfte er's beileibe nicht. Gleich nach den ersten Spieltagen, als Männlein und Weiblein sich gelegentlich in den Tagen irrten und sich auf dem Platz erfreut in die Arme rannten, hatte er für jede „irrtümliche" Tennisstunde eine Stunde Arrest in Aussicht gestellt. Da gelobte die ganze erste Klasse Entsagung, so hart es auch war.

Heute aber war der Oberprimaner Walter Lohmann persönlich nach Schulschluß als Abgesandter der Prima gekommen und hatte es ihnen so lockend geschildert, daß die Mutigsten, darunter auch seine Schwester, ihr Ehrenwort gaben, zu kommen. Die Primaner fanden es herrlich — die Mädchen konnten bei aller Lust doch ein leises Gefühl der Unruhe nicht los werden.

Ein Spiel war eben beendet. Die Herren führten ihre Damen zur Erfrischungshalle und spendierten großmütig Selter und Limonade. Aus dem nahen Walde wehte ein frischer Luftzug und kühlte ihnen die vom Spiel erhitzten Gesichter.

„Unsere beiden Direktoren, Professor Baumann und Doktor Degenhardt, sollen hoch leben," rief Walter Lohmann, „der eine, weil er weite Spazierritte, der andere, weil er den langen Nachmittagsschlaf liebt."

„Reden Sie doch nicht immer von so unerquicklichen Dingen. Sie werden den Teufel

Digitized by Google

noch an die Wand malen", antworteten ihm die Damen und stellten sich zum Spiel auf.

Der erste Ball flog gerade ins feindliche Gelände, da hörte man das Aufschlagen von Hufen, und mit einem halblauten Entsetzensschrei warfen die Mädchen Bälle und Rakett über das Netz ihren Partnern zu. „Himmelherrgott, der Direktor!"

Einige Sekunden darauf ritt er am Tennisplatz vorüber, grüßte zu den Primanern hinüber, sah die völlig verdutzten Mädchen, sprang wahrhaftig ab, band sein Pferd an einen Baum und knüpfte ganz harmlos ein Gespräch mit den Gymnasiasten an über das herrliche Tenniswetter und den hygienischen Wert des Tennisspiels. Er würde sehr gern einmal zusehen, er hätte gerade Zeit, sie möchten doch in dem eben begonnenen Spiel fortfahren.

Den jungen Mädchen brannte der Boden unter den Füßen. Es half nichts, sie mußten ihn jetzt begrüßen, sie konnten doch nicht wie die Schraubstöcke hier an der Zaunwand stehenbleiben. Er tat, als bemerke er sie eben jetzt erst und zog sie ebenso freundschaftlich in das Gespräch hinein.

Die Mädchen suchten krampfhaft unter irgendeinem Vorwand fortzukommen, aber es gelang ihnen nicht. Der Direktor stand mit seiner ganzen Größe vor der einzigen Pforte des Platzes und stellte auch immer wieder neue Fragen, lachte und scherzte und schien sich ausgezeichnet zu unterhalten.

Den Mädchen wurde es schwül. Nur jetzt einen Ausweg. Vielleicht hatte er sie gar nicht beim Spiel gesehen?

Sie wechselten Depeschenblicke mit den Primanern: „Helft uns gefälligst. Laßt uns nicht in der Patsche sitzen."

In Walter Lohmann meldeten sich Rittergefühle. Er sagte, zum Direktor gewandt:

„Wahrscheinlich wird es den Herrn Direktor wundern, die Damen hier zu finden. Sie gingen am Tennisplatz vorüber und erwiesen uns die Ehre, zuzusehen."

Der Direktor sah mit einem einzigen Blick zu seinen Mädeln hinüber.

„Zusehen in weißen, absatzlosen Schuhen?" dachte er. Aber er sagte kein Wort und wiederholte nur die Aufforderung, weiterzuspielen. Merkwürdig, daß die Zahl nicht stimmte. Einer blieb übrig, da die Damen ausschieden.

„Sie waren wohl Balljunge, Lohmann?" fragte ihn der Direktor.

Während des Spiels plauderte er mit den jungen Damen, denen die Tränen nahe waren.

Ob er's geglaubt hatte, das mit dem Zusehen? Aber wenn nicht? Es war doch ein wahnsinniges Pech, daß er hier vorbeireiten mußte. —

Endlich konnten sie sich verabschieden.

Doktor Degenhardt reichte jeder die Hand und sagte:

„Wenn Sie jetzt nach Hause gehen wollen, will ich Sie nicht aufhalten. Lassen Sie aber Ihre Raketts nicht liegen, es wäre schade." —

Sie waren nach dieser Begegnung wie vor den Kopf geschlagen und wußten einfach nicht, was sie daraus machen sollten. Auf dem Heimweg, den sie sehr einsilbig und in trübe Betrachtungen vertieft zurücklegten, trafen sie Fräulein v. Dünow.

Sie brauchten jetzt eine mitfühlende, mitratende Seele.

Sie wurde bis in die kleinsten Einzelheiten ins Vertrauen gezogen und gebeten, beim Direktor ihre Fürsprecherin zu sein.

Die Mädel taten Irmgard leid. Sie begab sich noch am selben Abend zu ihrem Schwager. „Roderich, sie sind in großer Unruhe und haben heute schon genug Peinliches erduldet. Darf ich ihnen sagen, daß du's ihnen nicht nachtragen wirst?"

Sie schaute ihn so bittend an.

Er lachte: „Dieses eine Mal will ich nichts gesehen haben, weil sie sich eine so geschickte Fürbitterin ausgesucht haben." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

1. Fortsetzung.

Es war eine milde, trostvolle Spätsommernacht. Die Sterne zwinkerten lustig; ich dachte, sie haben vom lieben Gott selber den Auftrag bekommen, dem flüchtenden Seppele Barondiot ein wenig Kurzweil und Anhalt zu schaffen auf seinem unbekannten Weg. Die alten Häuser ruhten schweigsam von den kleinen Geräuschen des Tages aus; am Münster, in dessen Schatten ich vorbeiging, drohten mir die gespenstischen Wasserspeier mit langen Drachen- und Krokodilsköpfen. In einer kleinen Schenke sangen ein paar Burschen die Marseillaise, obwohl es schon in die dritte Morgenstunde ging. Die Bächlein, die längs den Straßen unter durchbrochenen Eisenplatten dahinliefen, murmelten im Schlaf.

---

2. Kapitel.

Wer nie eine Landstraße hinpilgerte, wenn der aufbrechende Tag blaue Schatten über sie hingießt wie flüssiges Metall und drüben eine weichgeschwungene Bergreihe in sanftes Erröten gebettet ist, in allen Bäumen, die dicht in den Wiesen stehen, schmettern die kleinen Vögel, aus fernen Dörfern, die traumhaft versunken sind, weht schlafseliges Glockengeläut, wer nicht in solcher Feierlichkeit dahinwanderte, der kann sich auch nicht denken, wie dem jungen Burschen zu Sinn war, der nun da in das weite Land hinauszog, das Köfferchen in der Hand, den Kopf voll Plänen und ohne einen Halt, daran er das Seil seiner künftigen Bestimmung hätte anbinden können.

Die Hohkönigsburg hob sich da rechts von mir gegen den leicht verschleierten Frühhimmel; ihre resigniert hingestreckten Ruinen waren in das hellgrüne Wälderband gebettet wie ein köstlicher Edelstein in einen glitzernden Goldreifen. Die Wälder blitzten in den ersten Sonnenstrahlen, die über den Schwarzwald herüberkamen. Und auch die anderen kleinen Burgen waren köstliche Steine, die sich sanft von der Sonne küssen ließen. Kleine, weiße Kapellen leuchteten aus dem Rebengrün hervor, und schmale, lustig gewundene Pfädchen rieselten wie feine Äderchen durch die schweren Bergleiber.

Gegen die sechste Morgenstunde kam ich in das Dorf Gemar, durch das die Landstraße hindurchläuft. Es schnatterte und bellte mir ein munteres Leben entgegen; kleine Rauchwirbelchen zitterten über den Kaminen, in den Ställen bewegte sich unruhig und erwartungsvoll das Vieh. Ich trat in die kleine Schenke am Weg und fand darin eine hübsche, junge Wirtin, die mich freundlich begrüßte. Sie trug über dem schwarzen Haar ein weißes, dreieckig gefaltetes Tuch. Ihr roter Unterrock, in dem sie daherkam, leuchtete verheißungsvoll. Auf dem groben, gelben Sand, den sie gerade auf die Dielen streute, knirschten ihre plumpen Holzschuhe.

„Nein, so etwas," sagte sie verwundert, „daß ein so junges Bürschtel schon unterwegs ist. Wo kommt Ihr denn her?"

Ich erzählte ihr, was mir gut schien: daß ich von daheim fort sei und jetzt mein Glück in der Fremde suchen wolle.

Da zeigte sie ein bedenkliches Gesicht, indem sie die Augenbrauen in die Stirn zog und den Kopf nachdenksam auf die Seite legte. „Wenn es so mit Euch ist," sagte sie, „so weiß ich nicht, ob das einen großen Wert hat. Ihr seht mir nicht aus, wie wenn Ihr's nötig hättet, einen Handwerksburschen abzugeben; Ihr habt einen sauberen Rock und eine nette Weste an, und auch ein Köfferle habt Ihr, wo sicher mancherlei gute Sachen drin sind. Warum seid Ihr also nicht daheim geblieben?"

Sie sah mir scharf in die Augen, aber mir wollte scheinen, als eröffne sich hinter dieser bedeutsamen Schärfe ein milder Ausblick in ein zugeneigtes Wesen. Ich fragte sie also, statt ihr eine Antwort zu geben, die mir doch nur verdrießlich geworden wäre, wie alt sie sei und ob sie auch schon einen Liebsten habe.

Da schlug sie mich mit der flachen Hand auf den Mund und ging herzhaft lachend in einem süßen Erröten unter. Und dann lief sie mir davon und schickte eine alte Hexe, die mir

Digitized by Google

brummend den Willen tat, als ich eine Schüssel Kaffee und ein paar Souwecken*) forderte.

Die Alte versank von der Bildfläche; ich hörte sie im Keller mit Flaschen und Kübeln spektakeln, schlürfte behaglich meinen Kaffee und hatte noch keine Empfindung, daß bereits ein Stücklein Land zwischen mir und meinem bisherigen Leben lag. Sonderbarerweise dachte ich auch jetzt noch nicht daran, daß mir mein Vater wohl Notsignale nachschicken werde. So kopflos war ich Poetlein hinter meinem Fluchtgedanken und meiner närrischen Liebe zu Gretel hergerannt.

Als ich meine Schüssel ausgelöffelt hatte, kam die junge Wirtin wieder und brachte einen großen, starken Mann von verwegenem Aussehen mit. Er strich seinen mächtigen Schnauzbart, schnurrte durch die Nase und sagte, seine Frau solle ihm jetzt den Imbiß bringen. Ich weiß noch sehr gut, wie ich von einer schmerzlichen Scham ergriffen wurde, weil ich sie doch für ein Mädchen gehalten und eine lose Frage an sie hingegeben hatte. Das Wanderbürschchen drückte sich kleinlaut aus der Tür und trottete den Bergen zu.

„Gute Reise!" rief mir ihre klingende Stimme nach. „Und überlegt's Euch noch einmal!"

Dann lief ich im schönsten Sonnenglast dahin. Die Berge lagen jetzt in mildem Feuer, und die blauen Schatten der Landstraße waren zerronnen. Statt der öden, geradeaus gestreckten Straße zu folgen, wollte ich lieber von Rappoltsweiler aus an den Bergen hinwandern, damit mir ihr geheimnisvoll seliges Geraun und Gerausch als tröstende Wandermusik in die Ohren fiele. Der Staub schoß hinter meinen Absätzen hervor, manchmal begegnete mir ein gemächliches Ochsengespann. Neben mir her klingelte faul eine kleine Straßenbahn, die arg wichtig tat, wohl weil sie an großen, kirchlichen Feiertagen viele fromme Leute vom Bahnhof Rappoltsweiler nach der Stadt trug, damit sie von dort nach der Wallfahrtskapelle Dusenbach pilgern konnten.

Unterwegs traf ich zwei Wanderburschen, die abgerissen im Tag standen. Sie verspotteten mich, weil ich mein Köfferlein schleppte, und meinten, es sei gescheiter, man versilbere solche Luxusgegenstände und mache sich einen vergnügten Abend davon. Ich hing aber zu sehr in meiner bürgerlichen Erziehung, als daß ich diesen Lehrsatz gleich hätte begreifen können. Sie riefen mir nach, die Welt sei klein und wir würden schon wieder einmal zusammenfinden.

In Rappoltsweiler tat ich kein Auge auf, um nicht festgehalten zu werden, auch gab es da ein paar Leute, die mich kannten und sogar mit mir verwandt waren. Ich wollte ihnen nicht in die neugierigen Fragen laufen. Unbehelligt kam ich nach Reichenweier, wo ich mich so tief in die Betrachtung des Obertors versenkte, den wir den Dolter nennen, daß mich die beiden Straßenbrüder wahrhaftig wieder einholten. Sie lachten mich ganz kameradschaftlich an und luden mich ein, ich solle mit ihnen einen Liter Wein trinken; das Geld hätten sie sich unterwegs zusammengeschnorrt. Warum sollte ich es nicht tun? Ich war ein junger Bursch und auf bunte Abenteuer wild. Während wir die nächste Schenke suchten, erinnerte ich mich des Spruchs, der über den hiesigen Wein ging, und sagte ihn meinen neuen Gefährten:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweirer Sporen
Haben sie all das Spiel verloren."

Sie sagten, es sei sehr schön, aber der wirkliche Wein sei doch noch schöner. Das habe ich nachher selber erlebt und auch, daß die beiden Brüder uns kleine Schüler, die wir uns für tüchtige Becherheber gehalten hatten, zu trübseligen Waisenknaben machten.

Der Wirt besah uns mißtrauisch und unzufrieden, aber das störte die beiden nicht, und ich fühlte, wie mir in ihrer Gegenwart der Kamm schwoll; kam noch der schwere Wein dazu, und ich begann dann aller Erdhaftigkeit enthoben zu werden, tummelte mich munter irgendwo unter den weißen Lämmerwölkchen, die mit dem Abend gegen die Berge herschwammen, und hatte vergessen, was sich hinter mir noch lebendig bewegte. Ich holte meine Markstücklein hervor, und wir ließen uns eine mächtige Schüssel Servilasalat anmachen, aßen einen Laib Bauernbrot dazu

*) Viererbrötchen.

Digitized by Google

und sparten den Wein nicht; und da ich großspurig alles vorher bezahlte, hatte der Wirt mit einemmal ein anderes Gesicht, das er aus dem Schrank seiner guten Laune hervorholte. Er bot uns sogar ein Nachtlager an, aber die beiden Brüder, die lieber mein Geld in flüssigen Kostbarkeiten anlegen wollten, sagten, es sei für echte Handwerksburschen eine Schande, eine Nacht nicht unter dem freien Himmel zuzubringen.

In ihrer Gesellschaft verschlief ich meine erste Freiheitsnacht in einem Kleestück. Mir träumten wirre Dinge, durch die sich die Mutter an einem Krückstock hinschleppte; sie hatte vom Weinen rot entzündete Augen, ihre Wangen waren erbärmlich eingefallen und ihre armen Hände zitterten wie Espenlaub.

Dieser Traum und ein wüster Kopf gaben mir am anderen Morgen die Kraft, den beiden Brüdern die Gefolgschaft zu kündigen. Sie lachten mich aber aus, nahmen mich in die Mitte und wanderten mit mir weiter dem Süden zu. Ich will gar nicht erzählen, was wir bis Ingersheim alles erlebten; denn es waren nur haltlose Trinkgelage und unsinnige Fressereien, so daß ich endlich noch siebenundsechzig Pfennige besaß, ohne auf meinem Weg in eine neue Zukunft einen halben Schritt vorwärts gekommen zu sein.

Hinter Ingersheim, das vor der Stadt Kolmar liegt, schliefen wir in einer leerstehenden Scheune; ich war durch das ungewohnte, zügellose Leben fast von der Kraft gekommen und dachte, während sich meine Augen zu einem schweren Schlaf schlossen, mit Schrecken daran, was denn jetzt aus mir werden sollte.

Am anderen Morgen, als ich erwachte, stand die Sonne schon bald im Zenit, und meine sauberen Weggefährten waren zu Luft geworden. Das kränkte mich und half mir ganz von der Entschlossenheit. Kaum, daß ich noch ein Eckchen Mut fand, die zwei oder drei Kilometer nach Kolmar zu gehen. Was soll ich dort, dachte ich wehmütig, kein Mensch kennt mich; ich bin einmal dort gewesen und weiß, daß es eine Stadt ist, viel größer als unsere, mit viel mehr Menschen auf den Straßen und lebhafterem Wagenverkehr. Auch eine elektrische Straßenbahn haben sie hier, und einem jungen Menschen, der mit siebenundsechzig Pfennigen in der Tasche und einem unscheinbaren Köfferchen in der Hand in diese Lebendigkeit bricht, wird wohl keiner ein Auge zuwenden, weil jeder mit seinen beiden Augen aufpassen muß, daß er nicht selber unter die Räder kommt . . .

Es ist mir aber in Kolmar besser gegangen, als ich denken konnte. Als ich nämlich müde und ganz verzweifelt an der Infanteriekaserne vorbeischlich, stand da ein schnauzbärtiger Feldwebel, der mich scharf betrachtete und dann ein ganz erstauntes und freudiges Gesicht bekam; und dann rief er mir zu, wo ich herkomme und was sonst mit mir sei. Ich blieb stehen, obwohl ich das gar nicht tun wollte, und merkte, daß mir die Tränen über die Backen liefen. Da schnallte er seinen Säbel fester, schrie ein paar Worte über den Kasernenhof und trat neben mich.

„Komm mal her, mein Junge," sagte er so sanft, wie ich es ihm gar nicht zugetraut hatte, daß er es könne, „wir wollen uns mal eine Stärkung gönnen."

Er führte mich, ohne daß ich mich hätte wehren wollen, über die Straße in eine Kneipe, die von außen keinen guten Eindruck erweckte. Aber es war mir alles gleichgültig. Ich wollte mich hinsetzen, wo man mich hinschob, und sagen, wonach man mich fragte. Eine häßliche Kellnerin mit einem blatternarbigen Gesicht, die sich das Haar noch nicht geordnet hatte, stellte sich vor unseren Tisch und fragte mit frechem Augenzwinkern den Feldwebel, was wir trinken wollten und ob das sein Sohn sei. Er warf ihr ein grobes Wort an den Kopf; aber als ich scheu die Augen auf ihn richtete, sah ich ein gequältes Zucken um seinen Mund.

„Weißt du," sagte er, während die Kellnerin sich an seinen Auftrag machte, „das ist ein herzloses, gemeines Weib. Aber du gleichst meinem Jungen, den mir vor zwei Monaten ein verdammtes Automobil totgefahren hat, und deshalb will ich mich ein wenig mit dir unterhalten. Er wäre heute fünfzehn Jahre alt geworden, um so froher macht es mich, daß du mir gerade heute in den Weg läufst."

Er erzählte mir darauf viel von seinem Jungen, was mich sehr rührte und zugleich auch wieder froh machte, weil ich ihm für eine Stunde den Sohn ersetzen konnte.

Digitized by Google

Er schien aber viele Stunden daraus machen zu wollen. Denn er forschte mich aus, wie ich mir denn alles denke und worauf ich mich in dieser Stadt stützen wolle. Ich sagte ihm, daß ich ratlos sei. Dabei stand ich gerade vor dem alten, unten zertretenen Klavier und griff ein paar Akkorde. Er horchte auf und wollte wissen, ob ich spielen könne. Ja, das könne ich wohl. Dabei wühlte ich schon in den Noten, die da wild durcheinanderlagen, und suchte einen hübschen Marsch. Den spielte ich ihm vor. Als ich fertig war, schlug er sich entzückt auf den Schenkel und sagte, ich wäre der richtige Mann, und so könne mir geholfen werden.

„Du bist zwar noch ein junges Gemüse," sagte er, „aber das wird schließlich kein Hindernis sein. Ich werde es dem Direktor schon klarmachen."

Was denn das für ein Direktor sei.

Er lachte pfiffig und zwinkerte mich mit seinen braunen, ehrlichen Augen an, so daß ich dachte: Bei dem möchtest du einmal Soldat sein, und gab heraus, das werde erst am Abend verraten, wenn alles seine Richtigkeit habe.

Nachdem er sein Bier und meine Wurst, die ich hatte essen müssen, bezahlt hatte, nahm er mich unter dem Arm, und ich schämte mich ordentlich, daß ich als siebzehnjähriger Mensch mich noch sollte unter dem Arm führen lassen, und ging wieder mit mir über die Straße. Ich sah mich in einem mächtigen, gepflasterten Kasernenhof, vor kleinen Schilderhäuschen standen Soldaten stramm, weil gerade ein paar Offiziere vorbeiklirrten. Der Feldwebel salutierte. Dann waren wir in einem langen Gang, und der Feldwebel öffnete eine Tür, eine kleine Frau trat uns entgegen mit einem verhärmten Gesicht und ganz angstvollen Augen; ich mußte an meine Mutter denken, wie sie mir im Traum begegnet war. Das machte mir wieder das Herz schwer.

Der Feldwebel sprach mit der Frau, die ganz erschüttert war über meine Ähnlichkeit mit ihrem getöteten Buben, und sie kamen überein, daß sie mich diese Nacht bei sich behalten wollten und, wenn alles glückte, auch noch die folgenden Nächte, solange es mir gefallen könnte. Ich wußte gar nicht, was ich davon halten sollte, und erwartete unruhig den Abend. Er erschien so lind und weiß wie mancher vor ihm, und ich wunderte mich, daß ich auf einmal in einer ganz neuen Möglichkeit saß, die ich aber noch gar nicht kannte. Es erschien mir besonders närrisch, daß ich am Morgen noch ein trockenes Häufchen Verzagtheit gewesen war und nun schon wieder Wunderblumen blühen sah, die ich pflücken sollte.

Es schlug acht Uhr, als endlich mein Feldwebel wieder hereinkam und mich aufforderte, ihm zu folgen. Wir gingen zum dritten Male über die Straße und betraten die Kneipe, die jetzt voll Lärm und Tabakrauch war. Junge Leute mit verwegenen Gesichtern saßen um die nackten Tische, dazwischen sah ich Soldaten in weißen Drillichanzügen, die sich munter mit den elsässischen Burschen unterhielten. Soviel ich merken konnte, waren die meisten Soldaten aus dem Pommerschen, manche auch aus dem Rheinland. Sie verstanden sich aber alle vortrefflich mit unseren Burschen.

Das Klavier war jetzt auf ein kleines Podium gehoben, und zu seinen beiden Seiten saßen zwei junge Männer, ein ganz dicker und ein ganz dünner, die in ihren Fräcken wie bessere Kellner aussahen, und zwei Mädchen in buntem Flitterstaat. Sie ließen müde die Beine von den Stühlen hängen.

Mein Feldwebel sprach mit dem einen der junge Männer, dem mageren, ziemlich lange, und dann wandten sie sich an mich, und der Magere sagte, er wolle es einmal mit mir probieren. Ich mußte mich an das Klavier setzen und einen Walzer spielen. Der Direktor, jetzt wußte ich, daß er es war, zeigte sich zufrieden und bot mir an, ich möchte den Abend seine Truppe am Klavier begleiten, weil sein früherer Pianist ausgerissen sei, und es käme ihm auf drei Mark nicht an. Das war für mich in diesen Umständen ein Vermögen, so daß ich mich nicht lange besann. Die beiden Mädchen hielten sich abwartend auf ihren Stühlen und dachten wohl, daß ich ihnen die Hand geben solle. Ich war aber noch zu blöde zu einem solchen Vormarsch.

Der Abend erreichte gut sein Ende, und der Feldwebel hielt treulich bei mir aus, um mich dann in mein Kämmerchen zu führen. „Es ist nur das eine, was mir nicht gefallen will,"

Digitized by Google

sagte er unterwegs, „daß du mit fort mußt, wenn die Truppe das Lokal wechselt."

Ich glaubte noch gar nicht daran, daß sie mich drüben behalten würden; aber es war schon richtig und sollte so bleiben. Mein Bett war weich und breit; trotzdem fand ich keinen Schlaf. Denn es wuselte immer durch meinen Kopf, was ich einmal meinem Vater im Trotz gesagt hatte: „Lieber als Minister in einem großen Staat will ich Klavierspieler in einem Tingeltangel sein!" Es graute mir vor der Wirklichkeit, die sich so schnell und unerbittlich meinem unbesonnenen Wunsche gefügt hatte. Aber dann wieder mußte ich doch dankbar sein, daß ich mir jetzt Geld zusammensparen konnte, um nach Belfort zu reisen und bei Gretel zu sein.

Das neue Leben ließ mir aber nicht viel Zeit, mich zu zergrübeln. Ich saß den Tag über stundenlang in der Kneipe und übte mit der Gesellschaft neue Sachen ein. Der Direktor erwies sich als ein Mann von allerdings leichten Sitten, aber er besaß ein gutes Herz und nahm ebensosehr Anteil an unseren Geschicken wie an seinen eigenen.

Eines der beiden Mädchen, sie nannte sich Lia de Linde, hatte angefangen, mich immerfort zu betrachten, ob ich nun hinter der Bühne mich bewegte oder am Klavier meine Arbeit tat. Sie hatte große, fordernde Blicke für mich, die mich oft verwirrten; denn ich wollte in meiner Unschuld bleiben und Gretel das große Versprechen halten, wie ich ja auch hoffte, daß sie es halten würde. Ich wußte aber noch nicht, wie stark der Blick eines Weibes sein kann, wenn er gewinnen will. Ich fühlte, wie ich immer tiefer in diese Augen gezogen wurde, und klammerte mich mit kindlicher Verzweiflung an alles, was mir in der Erinnerung von Gretel geblieben war. Aber solange ich in der Nähe des fordernden Mädchens herumging, war es mir nicht möglich, den allergeringsten Zug jenes geliebten Gesichtes vor mich herzuzaubern. Es war, als hätte einer mit einem großen Schwamm dieses Bild von meiner Seele gewischt. Ich weinte viel in diesen Nächten.

Dann war auch die Sorge da, wie es wohl denen daheim ging. Es lagen ja nur zwanzig Kilometer zwischen uns, aber für mich bedeuteten sie einen längeren und beschwerlicheren Weg, als hätte ich dreimal rund um die Erde wandern sollen. Denn niemals hätte es mein Dickkopf zugelassen, daß ich als verlorener Sohn reuig in den Schoß des Elternhauses zurückgekehrt wäre. Ich war da ein richtiger Elsässer, der hartstirnig vorwärts rennt, wenn er einmal ins Laufen gekommen ist. Und mein Vater, das erfuhr ich viel später, war tausendmal vernünftiger als ich, der ich gemeint hatte, er müßte mir eine Verfolgung auf den Hals jagen. Er hat mich ruhig laufen lassen. Zu meiner Mutter, die alles aufbieten wollte, um mich wieder zu haben, hat er damals gesagt: „Laß den Bengel gehen, wie er gehen mag; es hat jeder seinen Weg, und wir Eltern sind viel zu viel selber eigengängerische Menschen, als daß wir das Recht hätten, unsere Kinder auf Schienen zu stellen und darauf geradeaus schnurren zu lassen, dahin, wohin wir sie haben wollen. Ist ein guter Kern in ihm und ein tüchtiges Zugreifen, dann wird er sich seinen Platz an der Sonne schon in sein Leben hereinholen; ist er aber ein Taugenichts, so hätte auch unsere sorgfältige Schienenanlage nichts genützt."

Das alles wußte ich aber in meiner Tingeltangelkneipe nicht und grämte mich also. Und auch, weil mir dieses seltsame Mädchen im Flitterstaat angst machte. Wenn wir untereinander waren, die beiden Komiker und die Mädchen und ich, wurden manchmal lose Reden geführt, bei denen ich mich tüchtig schämen mußte. Aber es beruhigte mich dann auch ein wenig, daß Lia de Linde nie zu solchen frechen Worten lachte oder sich gar an ihnen beteiligte. Sie saß vielmehr mit einem ganz traurigen Gesicht dabei und schrak jedesmal zusammen, wenn ein unsauberer Witz fiel.

Es war eine neue Welt, die sich vor mir aufgetan hatte und die mich abstieß. Denn ich kannte nur das kleine Städtchen mit seinen possierlichen Menschen und die alberne Zügellosigkeit der Gymnasiasten, mit der wir immer so groß getan hatten. Hier aber merkte ich, daß es Ernst war. Und das machte mich hilflos.

Zum Glück geschah es in dieser Zeit, daß eines Abends eine kleine Gesellschaft in die Kneipe kam, von der es mich wunderte, daß sie sich in dem ziemlich üblen Lokal sehen ließ.

Digitized by Google

Es waren zwei junge, hochgewachsene Männer, die kühn und lustig in die Gegenwart blickten und doch in ihren großen Augen eine immer bereite Zeitlosigkeit trugen. Wie ich später erfuhr, waren sie beide begabte Musiker, Dilettanten, die aber manchen „Künstler", der einen Prämienschein von einem Konservatorium hat, beschämen konnten.

In ihrer Begleitung waren zwei Mädchen, die ich sofort als ihre Schwestern erkannte. Sie sahen sich lachend in dem Lokal um und setzten sich dann an einen freien Tisch. Die blatternarbige Kellnerin zwinkerte uns auf dem Podium spöttisch zu; es war für sie das erstemal, daß feinere Leute den Weg hierher fanden. Das jüngste der beiden Mädchen aber mußte ich im Auge behalten, ob ich wollte oder nicht. Sie war groß, nicht ganz schlank und hatte in den Augen eine vieldeutige Versonnenheit. Wenn das Licht schräg in diese tiefbraunen Augen fiel, schienen sie aus lauter Gold zu sein. Ich hatte noch nie ein schöneres Mädchen gesehen, wiewohl auch Lia de Linde schön war, aber von einer ganz anderen, sündlichen Schönheit.

Dem einen der beiden Brüder fiel wohl mein Klavierspiel auf, er kam zu mir her und fragte mich, ob ich Unterricht gehabt habe. Als ich nein sagte, wunderte er sich sehr und lobte mich. Ich raffte meine ganze Jugend auf, um nicht zu erröten, und gab mir die Haltung eines weit herumgekommenen, erfahrenen Menschen, der seinem Alter vorausgeeilt ist. Er glaubte mir zuerst diese Haltung auch, und wir kamen in ein angenehmes Gespräch, an dessen Ende er mich einlud, an ihrem Tisch mit Platz zu nehmen, wenn ich frei sei. Dabei sagte er noch, er könne sich gar nicht denken, daß ich zeit meines Lebens in dieser Atmosphäre aushalten wolle, und man könnte doch darüber reden, ob mir nicht bessere Aussichten verschafft werden könnten. Er wolle gern darauf hinzielen.

Ich freute mich und zitterte heimlich bei dem Gedanken, daß ich neben dem schönen Mädchen sitzen und gar Worte mit ihm wechseln sollte. Als unsere Arbeit zu Ende war, ging ich hin. Sie empfingen mich mit fröhlichen Gesichtern und reichten mir alle die Hand.

Das schöne Mädchen sagte: „Es ist das erstemal, daß wir in ein solches Lokal kommen, wo gesungen wird. Wir sind bei einer kleinen Gesellschaft guter Freunde und Freundinnen gewesen, und auf dem Heimweg verfielen wir auf den Gedanken, uns das einmal anzusehen."

„Es ist aber doch nicht das Rechte für ein so gebildetes Mädchen wie Sie", antwortete ich.

Sie meinte aber darauf, es schade nichts, wenn man alles kennen lerne; so gewinne man eine ernstere und gerechtere Betrachtung des Lebens. Und sie würde sich auch nicht scheuen, ein Gefängnis zu betreten oder ein Krankenhaus. Auf diesem Wege kamen wir zu meiner absonderlichen Laufbahn, und sie sagte mir, daß sie es gut verstehen könne, wenn ein junger Mensch plötzlich einen Drang spüre, sich frei zu machen und auf eigenen Füßen zu marschieren. Sie wünsche, ihr Bruder Viktor, der jüngere, könne das auch; er wolle Musik studieren, aber ihr Vater habe nicht Geld genug, um ihn auf ein Konservatorium zu schicken, und auf eigene Faust den Weg in die weite Welt zu nehmen, getraue er sich nicht. „Noch nicht", setzte sie nachdenklich hinzu.

Ich platzte heraus, daß es doch zu erreichen ginge, wenn er sich wie ich seinen Unterhalt verdiene und tagsüber sein Studium betreibe. Allerdings, sagte ich, müßte das in einer ganz großen Stadt sein.

Viktor, der uns zugehört hatte, ohne daß wir es merkten, lachte verächtlich und sagte: „Ich bin halt ein meineidig uncouragierter Mensch, müßt ihr wissen. Das kommt davon, weil ich alleweil der Mutter zu viel am Rockzipfel gehangen habe."

Der ältere, Theophil, gab zu verstehen, daß er sich in seinem Beruf ganz wohl fühle, er war Zeichner bei seinem Vater, einem Baumeister, und die Musik gern nebenbei betreibe. Nur Musik zu machen, sei in diesen Zeitläuften ein gar zu unsicheres und hartes Brot.

Wir gingen dann zusammen fort. Das schöne Mädchen hielt sich an meiner Seite, und wir sprachen noch viel Hübsches und Solides zusammen. Ich war so in ihre Stimme vertieft, daß ich alle bis vor ihr Haus über den Bahngeleisen begleitete und dann ganz selig den weiten Weg zurücklief. Beim Abschied hatte sie mir freundlich die Hand gedrückt und gesagt, daß ich doch einmal in ihr Haus kommen

Digitized by Google

solle; man könne dann weiter verfolgen, was ihr ältester Bruder für meine bessere Zukunft angedeutet habe.

Es dauerte auch keine zwei Tage, so begab ich mich zu ihnen auf den Weg. In einem geräumigen, hellen Haus fand ich behaglich eingerichtete Zimmer, die mich in meiner heimlosen Lage durch ihre milde Bürgerlichkeit fast zu Tränen rührten.

Ich mußte mich in einen grünen Plüschsessel setzen und aus einem langstieligen Glas goldgelben Elsässer Wein trinken. Sie stießen mit mir an, und mir war gleich, als gehörte ich seit langem schon mit zur Familie. Dem schönen Mädchen, sie hieß Carry, gab ich ein paar von meinen Gedichten zu lesen, die ich immer mit mir herumtrug, weil ich sie doch für einen kostbaren Schatz hielt, deren Verlust nie gutgemacht werden konnte. Sie las sie andächtig, mit ernsthaft geneigter Stirn, und strahlte mich dann mit einem langen, fast andächtigen Blick an.

Ihre Schwester Luise, die ein Jahr älter war, wollte sie auch lesen, spöttelte dann aber darüber und verschloß sich so alle Türen zu mir.

Es fügte sich, daß wir einmal eine kurze Weile allein im Zimmer waren, Carry und ich. Sie sagte mir mit einer verschleierten Stimme, hinter der ich sieben Erregungen hörte, daß es doch schade sei, wenn ich mich so jämmerlich durch die Welt schlagen müsse; und sie habe also mit ihrem Bruder gesprochen. Er kenne den Chefredakteur der hiesigen liberalen Zeitung und wisse, daß er einen jungen Mann suche, der Lust und Fähigkeit habe, den Zeitungsschreiberberuf zu lernen. Und die Fähigkeit habe ich ja wohl, wie sie aus meinen Gedichten sehe, und auch an der Lust werde es wohl nicht fehlen. Und kurz und gut: Ob ich nicht meine Bemühungen darauf stellen wolle.

„Das ist eine Ermunterung, die mir sehr wohl tut", antwortete ich, seltsam beglückt und erhoben. „Und ich will froh sein, wenn Ihr guter Wille zum Erfolg anschlägt, Mamsell Dufour. Es ist wahr, daß man ein elendes Dasein mit sich herumträgt, wenn man jeden Abend vor einem so alten und mißgestimmten Klavierkasten hocken und sinnlose Musik machen soll."

„So schlagen Sie also ein", rief Carry freudig, mir die Hand entgegenstreckend, „und reden Sie dann gleich mit meinem Bruder."

Ich drückte ihre Hand und sah wieder ihre strahlenden, fast andächtigen Augen. Es ist mir ein laulicher Strom durch die Adern gegangen. Dann aber bin ich erschrocken und habe doch nicht hell und klar gewußt, warum es geschah. Und gleich ist auch der ältere Bruder wieder hereingekommen, zugleich mit ihm die Mutter, eine kleine, mollige Frau mit einem Gesicht, das aus der Ferne wie ein glatter, hellbrauner Teller aussah, in den sich beim Näherkommen nach und nach die Augen, die Nase und der Mund als dünne Striche einzeichneten. Sie gab mir die feste Hand und hieß mich mit einer häuslich durchwärmten Stimme willkommen.

Mit Theophil habe ich dann alles durchgesprochen, und wir sind übereingekommen, daß er mich dem bekannten Redakteur antragen wolle als einen nicht ungeschickten, jungen Menschen mit einem freien und ein wenig ausschweifenden Kopf, was ihm nur zum Vorteil sein könne in einem Beruf, der neben sich her viel geistige Verschlagenheit fordere.

Am Abend habe ich mich fest zusammenhalten müssen, um ruhig und schablonenmäßig meine Couplets und Tanzereien aus den gelben Tasten holen zu können. Das Mädchen im Flitterstaat bedrängte mich wieder mit ihren ziehenden Augen, und es schien mir, als wolle sie heute den Sieg mit sich forttragen. Es fiel sogar meinem guten Feldwebel auf, der doch sonst ein gläubiges Kind und von dieser Welt durch die hohe Schranke seiner In-sich-Verschlossenheit getrennt war, besonders, seit man ihm seinen einzigen Knaben getötet hatte. Als ich an seinen Tisch ging, um mit ihm anzustoßen, sagte er mit einem verlegenen Lachen: „Na, mein Junge, du scheinst da eine Eroberung gemacht zu haben", und wies heimlich mit dem Finger nach dem Mädchen, das mich immer noch in ihren Augen hatte.

„Lia de Linde", sagte er noch.

Ich wurde zornig, weil ich mich innerlich fürchtete. „Das ist Unsinn!" sagte ich heftig. „Ich weiß gar nicht, wie Sie darauf kommen. Ich kann doch nichts dafür, wenn sie mich immer anguckt. Aber ich will es ihr jetzt stecken."

Digitized by Google

Wenn er mich nicht am Arm zurückgehalten hätte, wäre ich wahrhaftig mitten auf das Podium gestürzt und hätte es ihr in das geschminkte Gesicht geschrien. „Mach' keine Dummheiten, mein Junge," sagte aber der Feldwebel, „ich habe nur Angst um dich gehabt. Jetzt bin ich beruhigt."

Damit ließ er mich gehen, und ich schlug mächtig in die lahme Klaviatur, daß der Direktor ein spitzes Gesicht machte und mich hinterher fragte, was mir denn über die Leber gelaufen sei. Ich zuckte mit den Achseln und gab keine Rechenschaft. Jetzt ist es schon gut, dachte ich, und sie wird gemerkt haben, woher der Wind bläst.

Als das Konzert zu Ende war, sollte ich mit der Truppe den Geburtstag des zweiten Komikers feiern. Das war der kurze, dicke Mensch, und er hatte eine Nase, die wie ein Knopf über seinem Mund aufgeknotet war. Von den Augen konnte man nur ein mattschimmerndes Streifchen sehen. Er watschelte wie eine Ente und hatte unaufhörlich den Mund von einem Ohr zum anderen gezerrt, weil er aus seiner närrischen Vergnügtheit nie herauskam.

Wir setzten uns also gleich neben dem Büfett an einen kleinen Tisch, und der Komiker bestellte eine Runde Bier und für jeden außerdem ein Schinkenbrot. Wir hielten unseren Festschmaus, lachten dazu und ließen uns von den übriggebliebenen Gästen verulken. Mein Feldwebel winkte mir zu, daß er gehe, und war auch draußen, bevor ich ihn zurückhalten und zu uns herziehen konnte. Als ich sein vertrautes Gesicht nicht mehr sah, griff mich wieder die Angst und ich rückte mit meinem Stuhl ein wenig von den anderen fort. Da hielt mich Lia de Linde sacht am Armel fest.

„Er scheint sich vor mir zu fürchten, der kleine Kapellmeister", sagte sie so zaghaft, daß ich fast darüber erschrak. Denn ich hatte doch gemeint, sie müsse wie ihre Augen sein, keck und ziehend.

Ich wollte mich an ihren Worten halten, stolperte aber über meine Verblüfftheit und blieb mitten in einer steifen Verdrossenheit liegen.

Das Mädchen war indessen näher an mich gerückt, ohne daß ich die Kraft fand, ihr zu entwischen, es hätte ja wohl auch lächerlich ausgesehen, wenn wir so hintereinander mit den Stühlen einen sanften Galopp durch das Lokal ausgeführt hätten, und legte jetzt ihre Hand auf meine.

Das lähmte mich, aber ich suchte in verzweifelter Angst das Gesicht Gretels, das ich als Schild vor mich halten könnte. Es war aber in der Unordnung meines Herzens verlorengegangen, und obendrauf sah ich ein anderes liegen: das Carry Dufours. Das erschreckte mich vollends und schleuderte mich dieser sanft fordernden Sängerin zu. Ich ließ es geschehen, daß sie meinen Armel streichelte und mit ihren roten Lippen meinem Gesicht näherkam, so daß ich ihre großen, unterschminkten Augen dicht vor meinen aufgerissenen hatte.

„Kleiner Dummer," flüsterte sie zärtlich, „kleiner Dummer! Warum hast du Angst vor mir? Ich warte ja so viel . . ." Plötzlich schien mir ihr Gesicht unter der dünnen Farbschicht ganz grau zu werden, ihre Augen waren elend und hilflos; sie schien zu leiden. „Ich warte ja so viel . . .", wiederholte sie langsam und ganz eintönig.

Neben allem Mitleid, das sich mit einemmal wie ein herstürzender Strom in dem Becken meines Herzens sammelte, zog ein steifer Satz durch meinen Kopf: „Mein Fräulein, was denken Sie von mir und was wollen Sie?" Und da mußte ich lachen, und sie nahm das als ein gutes Zeichen und küßte mich, ehe ich mich wehren konnte, mitten auf den Mund. Die anderen lachten.

Da bekam aber das Mädchen wieder ein wehes Gesicht und wölbte, wie um sich zu stützen, ihren Arm um meinen Nacken und zog mich näher zu sich. Es ging mir auf, daß sie vielleicht ein gutes Wort und eine Hilfe brauchen könnte. Zu gleicher Zeit aber betäubte mich auch ihre Wärme, und die anderen hielten mich an, immer wieder mit ihnen anzustoßen. So war ich ganz willenlos gemacht und wußte kaum noch, was um mich her geschah.

Endlich sollte das Lokal geschlossen werden, ich tat einen tiefen Atemzug und dachte, mich auf die Strümpfe zu machen. Aber der Direktor lachte mich aus und sagte, wir wären jetzt in ein so flüssiges Beisammensein geraten, daß

Digitized by Google

es keinen Sinn hätte, wenn wir uns nicht auch noch das letzte Endchen Nacht um die Ohren schlagen wollten. Sie schleppten mich die Treppe hinauf in das Zimmer, wo der Direktor und der Komiker wohnten. Eine stickige Luft trat mir in die Nase; auch ein stechender Duft von einem billigen Parfüm war zu merken. Zwei unordentliche Betten standen an einer Wand, an der anderen ein schiefer Tisch mit einer Likörflasche und einem Kerzenstummel darauf. Der ganze Boden war mit Kleidern, Notenfetzen und Lieferungsromanen bedeckt, so daß man kaum durchkommen konnte.

Die beiden Mädchen setzten sich auf das Bett, und Betty, die andere, sang toll darauf los. Ich hielt mich zu den Männern, die unter dem eisernen Waschgestell drei Flaschen Wein hervorholten.

„Die haben wir neulich von einem Gelage gerettet, das uns ein reicher Esel gab", sagte der Komiker lachend. „Er ist der Schatz von der Betty."

„Quatsch!" schrie die Betty erbost.

Der Wein klinkerte in die Gläser. Ich mußte mit Lia anstoßen. Dann geriet ich gleich in ein winselndes Elend, warf mich über den Tisch und heulte so schrecklich, daß die anderen von der Angst gepackt wurden und alles daran setzten, mich in die Vernunft zurückzubringen.

Ich wurde dann auch still, stürzte aber zu gleicher Zeit in eine schwere Bewußtlosigkeit, aus der ich erst emporfuhr, als die Sonne höhnisch durch das geöffnete Fenster in das kahle, schmutzige Zimmer fiel.

Der Komiker, der noch im Bett lag, sagte mir, mein Feldwebel sei schon in aller Frühe dagewesen, um nach mir zu fragen. Ich gab gar keine Antwort, ordnete hastig meine Kleidung und lief ohne ein Wort zur Tür hinaus. Ihr Gelächter schlug hinter mir her. Ich empfand einen unsäglichen Ekel, der mir wie ein Stück rostiges Eisen auf der Zunge lag. Es war aus diesem Rausch ein ganz anderes Erwachen als bei den kleinen, törichten Gymnasiastenäffchen, die wir manchmal großspurig mit heimgebracht hatten. Hier stand wieder der Ernst, die grausame Fratze der Wirklichkeit hinter den Ereignissen, statt jener traumhaften Lindigkeit gehoffter Erlebnisse, die wir damals aus der Zukunft mit vollen Händen in die Gegenwart hereingeschöpft hatten.

Ich fand keine Worte, um meinem Feldwebel die Lage verständlich vorzustellen, und konnte nur versichern, daß mich niemand mehr in die Schenke bringen würde. Und weil ich zu gleicher Zeit bei Theophil eine gute Nachricht aufnahm, dachte ich, es müsse sich leicht machen lassen. Schon am Ersten des kommenden Monats, es war der November, sollte ich in die Redaktion eintreten dürfen. Es fehlten noch sieben Tage.

Aber der Feldwebel sagte: „Sei nicht starrsinnig, mein Junge, und geh die kurze Zeit noch hin. Dann kannst du in Frieden mit ihnen auseinanderkommen."

Ich folgte ihm endlich, aber ich hätte es nicht tun sollen. Die Artisten empfingen mich mit einem lauten Gelächter, umarmten mich und tanzten mit mir durch das Lokal, das noch leer war. Lia küßte mich wieder auf den Mund und streichelte mir die Backen; ich war ganz hilflos. Ich litt heftig darunter, denn ich fühlte wohl, daß es ihr ein kleiner Ernst war, und daß sie betrübt würde, vielleicht auch unglücklich, wenn ich mit derben Worten über sie herfallen mußte, um mich zu befreien.

Es fügte sich an diesem Abend, daß wir uns draußen vor der Tür trafen, wo der große Garten mit den alten Kastanienbäumen ansetzte. Da warf sich mir das Mädchen um den Hals, und ich fühlte, wie ich zu wanken begann; verführerische Worte schwirrten gegen mich an, ich hing an einem Strohhalm, den die nächste Woge zerbrechen und fortreißen konnte. Die Woge kam schnell genug. Die alten Kastanienbäume klapperten wehmütig mit ihren kahlen Ästen, oben drehten sich die unschuldigen Sterne, und mannigfaches Gelispel und Geraune kam aus der Stadt, die rundumher gebreitet lag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Ein Spielzeug

Rot am Tore weht das Kreuzeszeichen,
Denn die Schule ward zum Lazarett.
Wo sonst Bänke sich an Bänke reihten,
Hieß der Krieg sich reihen Bett an Bett.
Wo sonst draußen auf des Hofes Raume
Tollte stürmisch-wild der Kinder Schwarm,
Gehen Helden, die zu Duldern wurden,
Lahmen Schrittes, mit verbund'nem Arm.
Dort nun schleppt voll Mühsal sich ein bleicher,
Eines Beins beraubter Landwehrmann,
Schleppt sich hin zur freien Bank am Gitter,
Läßt sich nieder, lehnt die Krücken an.
Still hinaus auf die besonnte Straße
Schweift sein Blick — doch plötzlich glänzt er auf:
Denn des Weges kommt ein kleiner Knabe,
Vogelfroh, im Trippeltrappellauf.
Ach, wie gleicht das holde Kind dem seinen!
Hat er tausendmal dies weiche Haar
Nicht gestreichelt mit den harten Händen,
Als er Förster noch im Walde war?
Gar zu gern möcht' er den Kleinen halten,
Zärtlich sich an seinem Bild erfreu'n —
Doch womit das flinke Seel'chen bannen,
Das vielleicht den fremden Mann mag scheu'n?
Nicht ein Bröcklein braune Schokolade,
Nicht ein Krümchen Zucker hat er da,
Auch nicht eine von den blauen Beeren,
Wie im Wald er überall sie sah.
Aber halt! Wozu gibt es denn Krücken!
Eine packt der schlaue Landwehrmann,
Schiebt sie leise, lockend durch das Gitter,
Zieht sie schnell und neckisch wieder an.
Sieh, da bleibt das blonde Knäblein stehen,
Schaut voll Neugier dieser Krücke zu.
Als sie wieder kommt herbeigeschlichen,
Hascht er hin — doch sie entflieht im Nu!
Aber jetzt — jetzt hat er sie gefangen!
Lachen schallt mit jubelhellem Ton.
Bis ins Herz klingt es dem bleichen Manne:
Ja, so lacht der eigne, kleine Sohn!

* * *

Mancher ging am Gitter dort vorüber —
Still vielleicht hat mancher auch gedacht:
„Heilige Liebe, die dem Kind zur Freude
Aus der Krücke selbst ein Spielzeug macht!
Selige Kindheit, der des Lebens Wille
Noch so fern des Leides Einsicht hielt,
Daß sie jauchzend wie mit Blütenzweigen
Mit dem Schicksalsholz der Krücke spielt!"

Käthe Altwallstädt.

Strupp und Schnuppe / Von Marcello Rogge

III. Teil.

„Wir stehn jetzt weit in Polen,
Die Russen zu verfohlen. —
Bei jedem derben Hiebe
Denk' Deiner ich in Liebe.
Das schmeckt der Bande bitter. —
Gruß! Wilibald Klawitter."

Diese wahrhaft erfrischenden Verse zierten eine Feldpostkarte aus dem Osten, die die vielsagende Adresse trug: „An das schöne Fräulein Minna, Köchin bei Herrn Geheimrat X., Friedenau in Deutschland". Darunter aber war noch zu lesen: „Die Ziehjarren sind leider schon alle verduftet und schmeckten — nach mehr! — Hamburg."

Diese erschütternde Nachricht vom östlichen Kriegsschauplatz schlug nun um die Mittagszeit in die hochherrschaftliche geheimrätliche Küche (mit Heißwasserversorgung und Müllschlucker!), wie eine Zweizentnermine in den feindlichen Schützengraben.

Digitized by Google

Als die Frau Geheimrat sich nach mehrmaligem vergeblichen Klingeln in höchsteigener umfangreicher Person in die Küche begab, um nach dem erwarteten Mittagsessen auszuschauen, schlug ihr ein alles durchdringender Geruch nach — verbrannter Erbsensuppe, ihrem erklärten Lieblingsgericht, entgegen. Die getreue Minna aber stand am Küchentisch, vor sich eine stattliche Kiste hochfeiner Liebesgaben-Zigarren (Spezialmarke „Siegesfeuer" à 5 Pfennige), in der Hand eine etwas zerknitterte Feldpostkarte, und antwortete auf die dringlichen Fragen der entsetzten Geheimrätin nur wirres Zeug, in dem verschiedentlich die seltsamen Worte „Polen" und „versohlen" wiederkehrten.

Um die gleiche Zeit drang auch aus den Küchenfenstern ein und zwei Treppen höher bei Doktors und der verwitweten Obersteuereinnahmehilfssekretärin ein verdächtiger Duft nach verbranntem Essen — und hier war Auguste mit dem Einpacken einer Riesendauerwurst und dort Berta mit der Verstauung eines prächtigen Lachsschinkens emsig beschäftigt, und hier wie dort empfing die erschreckten Gebieterinnen ein merkwürdiges Kauderwelsch, in dem gleichfalls die Worte „Polen" und „versohlen" vorkamen.

Die niedliche Frau Hauptmann von Wessel aber saß im kleinen Gärtchen und las mit leuchtenden Augen einen Brief ihres lieben Mannes, den ihr dieselbe Feldpost beschert hatte, und Schnuppe umsprang sie fröhlich bellend, denn es gab viele schöne Grüße von Strupp, und so war es einmal wieder ein besonderer Freudentag für die beiden Einsamen am Wagnerplatz.

Der Vormarsch in Polen, so schrieb der Hauptmann, mache auch weiter gute Fortschritte, täglich fast gäbe es größere und kleinere Gefechte, und trotz aller Mühen und Entbehrungen, die auf den weiten, von den fliehenden Russen völlig zerstörten Ebenen Polens naturgemäß zu ertragen hätten, befänden sie sich alle, unberufen, wohl und stets guter Dinge. Strupp laufe beim Marsch immer kreuzfidel neben der Kompagnie einher und werde von den Soldaten, die ihre helle Freude an den wackeren vierbeinigen Kameraden hätten, soweit dies eben möglich wäre, recht verwöhnt. Auf die Russen und besonders die Kosaken habe Strupp eine furchtbare Wut, und er haßte sie in seiner ehrlichen Hundeseele, als ob er wüßte, wie grausam und schändlich diese wüstausschauenden Kerle wären. Fast täglich machten sie zahlreiche Exemplare dieser Subjekte zu Gefangenen, und dann müsse man immer scharf darauf achten, daß Strupp ihnen nicht zunahe komme, sonst würde er unfehlbar dem einen oder anderen in gerechtem Grimme ins Bein beißen. Beim Sturmangriff auf die russischen Schützengräben wäre er überhaupt nicht zu halten und laufe, laut bellend vor Wut, wie rasend gegen den Feind. Bis jetzt seien alle drei noch heil davongekommen, und Else und Schnuppe sollten sich keine Sorge um sie machen. Strupp sage für die delikaten Würste, die ihm Schnuppe geschickt habe, noch ganz besonders herzlichen Dank. Er habe sie kameradschaftlich mit Hamburg geteilt, da er sich allein auf einmal den Magen daran verdorben hätte. —

Daß sich bald darauf eine schwere Gefahr wie düsteres Gewölk dicht und immer dichter über die drei Getreuen im Osten, Wessel, Hamburg und Strupp, zusammenziehen sollte, ahnte der Hauptmann damals wohl noch nicht.

Hauptmann von Wessel hatte einige Tage nach Absendung des erwähnten Briefes mit seinen braven Leuten Quartier auf einem prächtigen, alten polnischen Edelsitz bezogen. Hier durften sie zunächst einige Tage rasten, um die eingenommene Position zu halten und dann nach Eintreffen neuer nachgeschobener Truppeneinheiten gemeinsam mit diesen den Vormarsch fortzusetzen.

Das gleichnamige Schloß der Grafen von Radzwilow war nach Erstürmung der vorliegenden Schützengräben besetzt worden. Die Russen hatten sich in die dahinterliegenden Wälder zurückgezogen, und nur ein alter, wenig vertrauenswürdig ausschauender Kastellan hatte die Deutschen am Tore mit kriecherischer, echtrussischer Unterwürfigkeit empfangen. Dieser weißhaarige Ehrenmann mit dem verschleierten, heimtückisch schielenden Blick war aber seltsamerweise nicht der einzige Bewohner des weitläuftigen Herrensitzes.

Die junge Gräfin Radzwilow hatte, wie Hauptmann von Wessel gemeldet wurde, es nicht über sich zu bringen vermocht, das Schloß ihrer Väter zu verlassen und war trotz der drohenden Gefahr und trotzdem außer dem alten Kastellan ihre gesamte Dienerschaft geflohen war, mit ihrer treuen Zofe zurückgeblieben. Nachdem Wessel gesorgt hatte, daß seine Leute gut untergebracht waren und er die nötigen Wachen hatte ausstellen lassen, machte er seiner unfreiwilligen Gastgeberin seine Aufwartung.

Er fand Lydia Radzwilow, ein außergewöhnlich schönes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, in der altertümlich düsteren Bibliothek in einem Seitenflügel des Schlosses auf einem fellbedeckten Diwan liegend, noch mit allen Zeichen der Ermattung nach den Aufregungen der letzten Tage. Zu ihren Füßen hatte sich Kathinka hingestreckt, eine schneeig weiße Barsoihündin mit feinem, länglichem Kopf und unendlich zarten und schlanken Gliedern, die anmutigste Vertreterin einer besonders in Rußland viel gezüchteten weltberühmten Windspielart. Der Hauptmann war aufrichtig erfreut, in Lydia eine vornehme und geistvolle junge Dame von internationaler Bildung zu finden, und hatte zu seiner Freude am gleichen Abend noch, an dem er gemeinsam mit der Gräfin auf der wundervoll gelegenen breiten Schloßterrasse die Mahlzeit einnahm, ihren feinen Sinn für alles, was Kunst und höhere Lebensideale bieten, zu bewundern.

Digitized by Google

Hierzu kam wohl auch der uneingestandene Einfluß, den Lydias rassige Schönheit auf den Hauptmann auszuüben begann —, kurz Wessel fühlte sich nach den langen, einförmigen Wochen des Felddienstes äußerst behaglich und freute sich, jede Stunde, die ihm die immer noch in den Wäldern lagernden, aber sich ruhig verhaltenden Russen ließen, die Gesellschaft dieses schönen und geistvollen Mädchens zu genießen. Daß seine tapferen Feldgrauen hier auch ein wenig der wohlverdienten Rast pflegen konnten, war ihm nicht weniger lieb, und so kümmerte ihn denn auch kaum das schleichende und sichtlich lichtscheue Wesen des Kastellans, besonders da Lydia den Alten als ihr treu ergeben und nur ein wenig verbittert und schrullenhaft schilderte.

Auch Strupp hatte sich nicht weniger schnell mit der sammethaarigen Kathinka angefreundet, und Freund Hamburg, der bei bester Stimmung war, versuchte an Hand eines „deutsch-russischen Feldtornisterlexikons" die zierliche, schwarzäugige Zofe Lydias von seinen aufrichtigsten Gefühlen zu überzeugen.

Wie Wessel von einem Meldereiter mitgeteilt erhielt, sollte der dritte Tag das Eintreffen des erwarteten Truppenteiles bringen. Gleichzeitig war ihm durch diesen auch eine Warnung zugegangen, besonders auf der Hut zu sein, doch vermochte er mit gutem Gewissen zurückzumelden, daß sich alles ruhig verhalte und die Besitzerin des Herrensitzes alles täte, was nur im Interesse ihrer Quartiergäste liegen könnte.

So hieß es denn bald Abschied nehmen von dieser gastlichen Stätte. Am letzten Abend war in dem der düsteren Bibliothek anliegenden prächtig eingerichteten Musiksalon das Abendessen serviert worden. Draußen hatte sich ein schweres Unwetter zusammengezogen, und grelle Blitze zuckten fast unaufhörlich, von furchtbaren Donnerschlägen begleitet, über den fast nachtschwarzen Himmel. Der stilvoll im Geschmack Ludwigs XV. eingerichtete Saal war verschwenderisch mit fast betäubend duftenden Lilien, der Lieblingsblume der jungen Gräfin, ausgeschmückt. Hauptmann von Wessel schien dieser schwüle Duft fast den Atem zu benehmen, obgleich er sich daran erfreute, welchen seltsam prächtigen Anblick die schlanken, weißen Kelche in den Vasen und altertümlichen Urnen boten.

Auch der kleine Tisch war mit den schönen Blüten bedeckt, und Lydia, die in einem schwarzen, sanftfließenden Seidengewande ihm gesprächig und von geistreichen Einfällen übersprudelnd gegenübersaß, hatte in plötzlicher Laune einige der silbernen Kelche in ihr tiefdunkles Haar gesteckt, so daß der Hauptmann unwillkürlich sie als „Königin der Nacht" ansprechen mußte, eine Bemerkung, die das schöne Mädchen mit einem glühenden Blick aus ihren wundervoll tiefen Augen beantwortete.

Lautlos servierte der alte Schleicher, und nur einmal, als er nach einem besonders heftigen Donnerschlag auf Geheiß seiner Herrin das große Spiegelfenster nach dem Park schloß, zuckte er zusammen und machte eine auffallende Bewegung, die den Hauptmann stutzig werden ließ. Dennoch ließ ihn seine temperamentvolle Gastgeberin nicht zum Nachdenken kommen. Lydia war an den Flügel getreten und bat Wessel, sie zu einer Arie zu begleiten, ein Wunsch, den ihr der musikliebende Hauptmann nur zu gern erfüllte. Bald übertönte die seelenvolle, ausgezeichnet geschulte Stimme der Gräfin das Toben der Elemente, und nur von Zeit zu Zeit prasselte wie mit warnenden Geisterfingern der Regen gegen die hohen Scheiben, und die Lichter in den vielarmigen Leuchtern flackerten unruhig hin und her. —

Währenddessen hatte unser guter Strupp ein Liebesabenteuer zu bestehen, dessen Heldin natürlich die schöne Barsoidame mit den weißen Sammethaaren war. Strupps empfängliches Hundeherz hatte nämlich bei ihrem Anblick gar schnell Feuer gefangen, und trotz aller Versprechungen der Treue, die ihm Schnuppe bei seiner Abfahrt abgenommen hatte, waren in der Nähe der schlanken „Russin" Don-Juan-Gelüste in ihm aufgestiegen. So hatte er denn die weiße Kathinka trotz Wetters und Blitzezuckens durch den weiten Park verfolgt und mitten im schlimmsten Gewitter mit seiner Angebeteten ein verschwiegenes Stelldichein herbeigeführt. Da die Hundesprache nun bekanntlich „international" ist, so gelang es Strupp natürlich erheblich schneller, Kathinka von seiner Verehrung für ihre Hundeschönheit zu berichten, wie Freund Hamburg, der inzwischen noch immer der Zofe mit Hilfe des leider noch zu oft versagenden Wörterbuches der deutsch-russischen Sprache seinen Gefühlen Ausdruck zu geben versuchte. In diesem sonst wohl sehr nützlichen Büchlein, das von einem „alten Militär" besonders für den Felddienst bearbeitet worden war, waren wohl Redensarten, wie „Ergebt euch!", — „Wieviel Soldaten sind in diesem Dorf?" — „Wer da?", — „Ich schieße!" und andere brauchbare Sätze enthalten, aber seltsamerweise nichts von „Ich liebe dich, mein Täubchen", oder „Sei mein, Maruschka, du schwarzäugiges Perlhuhn!" —

Also Kathinka, die zartgliedrige Barsoidame, war gegen Strupps etwas ungelenke „Galanterie" nicht ungnädig, und unser Freund wäre trotz Gewitterssturmes und Donnergrollens in diesem Augenblick der glücklichste Köter im ehemaligen Reiche Augusts des Starken gewesen, — wenn nicht seine empfindliche Nase plötzlich einen ihm verhaßten Geruch gewittert hätte. Unruhig lief er erst hin und her. Dieser Geruch, den er trotz des niederströmenden Regens sogleich genau erkannte, machte ihn rasend, und er wußte sofort, daß hier Russen in der Nähe sein müßten. Diesen besonderen „Russengeruch", ein Gemisch von Birkenöl und Juchten, kannte er unfehlbar heraus. Ohne sich weiter um die verliebt mit dem seidenglatten Schweif wedelnde

Digitized by Google

Kathinka zu kümmern, steuerte er auf die verdächtige Stelle zu —, und wirklich: dort und dort im regennassen Gebüsch und dichten Unterholz bewegte es sich. Wie eine kleine Furie rannte er darauf zu, wild kläffend und bellend, daß es weit durch den Abend tönte, denn das Unwetter hatte gerade etwas nachgelassen und einer atembeklemmenden Ruhe Platz gemacht. —

Hauptmann von Wessel hörte oben im Musikzimmer das Bellen seines treuen Hundes —, dann unmittelbar ein furchtbares Wehgeheul, daß er mitten in der Mignonarie abbrach und ohne auf Lydias fast zudringliche Beschwichtigungsversuche zu achten, aufsprang und zur Tür eilte. Er stieß den schweren, eichenen Türflügel weit auf und — riß dabei den Alten um, der jetzt mit erschrecktem und wutverzerrtem Antlitz die breite Marmortreppe hinunterhastete, mitten darauf zu Fall kam und drunten ächzend und wilde Verwünschungen ausstoßend liegenblieb. Eine plötzliche Erkenntnis dämmerte dem Hauptmann in diesem Augenblick auf. Ein schriller Pfiff auf seiner kleinen Pfeife, die er stets bei sich führte, rief seine Leute an die Gewehre.

Einen Augenblick später kam auch Strupp herangerast. Er blutete stark und hatte weißen Schaum vor dem Maule —, seine Zähne aber hielten wie eine Trophäe ein ziemlich großes Stück blauen russischen Militärtuches, das er selbst seinem Herrn nur widerwillig knurrend als Beweismittel seiner rechtzeitigen Entdeckung herausgab. Hauptmann von Wessel wußte genug. Er rief Hamburg herbei, um Strupp, der bei seiner tapferen Erkundung augenscheinlich einen Bajonettstich erhalten hatte, zu verbinden, und eine Viertelstunde später hatten die grauen Jungen den weiten Park von den auf verratenen Schleichwegen herangekrochenen Russen gesäubert, deren Überfall ohne Strupps Wachsamkeit zweifellos gelungen wäre. —

Der Hauptmann schlief in dieser Nacht nicht und atmete doch, ohne natürlich etwa eine Spur von Furchtgefühl gehabt zu haben, auf, als mit dem ersten Frührot die Spitzen der erwarteten Truppen eintrafen.

Die junge Gräfin sah er nicht wieder. Er hörte nur, daß der alte Schurke von Kastellan bereits seine verdiente Strafe von einem höheren Richter erhalten hatte und nach seinem schweren Fall noch in derselben Nacht verstorben war. Gräfin Lydia Radzwilow ließ sich entschuldigen, und Hauptmann von Wessel zog, um eine herbe Erfahrung reicher, doch frohen und leichten Herzens eine halbe Stunde später mit seinen Leuten aus dem efeuumrankten alten Schloßtor, hinter dem sie fast in dieser Gewitternacht alle Opfer schändlichsten Verrates geworden wären.

Strupp, der nur noch ein wenig schwach vom Blutverlust war, wich dennoch nicht von der Seite seines Herrn und hielt wacker Schritt, neuen Gefahren, aber auch neuen Ehren entgegen.

Hinter einem Vorhang versteckt spähte Lydia Radzwilow dem fröhlichen Auszuge nach, und ihre weißen, schlanken Finger krampften sich in ohnmächtiger Wut in das weiße Seidenfell Kathinkas, daß diese leise heulte, wohl vor Schmerz durch Lydias Hand —, vielleicht aber auch im Grimm über das Mißlingen ihrer Verführungsversuche an Strupps braver Hundeseele.

*

Immer leiser

Immer wärmer stehn des Glückes Sonnen,
Immer leiser werden meine Lieder,
Wenn du lächelst, taucht ein neues wieder
Still empor aus meiner Seele Bronnen.

Alle Tage wird mein Sinn gesünder,
Alles Leid erblaßt vor deiner Güte;
Alle Träume stehen weiß in Blüte,
Alle Morgen tragen neue Wunder.

Aus den Gärten hör' ich wie ein Kind
Märchen rauschen in dem Laubgeschlinge,
Weil durch dich mir alle fremden Dinge
Süß und wundersam gewandelt sind.

Helene Brauer.

*

Digitized by Google

Seppel / Von Alb. G. Krueger (Fortsetzung anstatt Schluß.)

Und nun brach ein dumpfes, qualvolles Stöhnen aus seiner Brust. Wie kurz, wie entsetzlich kurz war ein Glück doch eigentlich nur gewesen! Während noch jeder seiner Gedanken einzig dem Glück seiner Frau galt, hatte diese, putzsüchtig, abhold jeder Arbeit, das entbehrungsreiche Leben an der Seite ihres Mannes längst gründlich satt. Und so kam denn, was kommen mußte. Der schimmernde Sonntag in dem Leben des Findlings ging zur Neige. Und herein brach die Nacht, die finstere, kalte, sternenlose Nacht.

Der Forsteleve von der benachbarten Oberförsterei, den die eigenartige Schönheit der jungen Frau in Flammen setzte, hatte gar leichtes Spiel, schonte er doch seine reichen Mittel in keiner Weise. Bald wußte alle Welt von dem sträflichen Verhältnis der beiden zu singen und zu sagen. Nur Seppel ahnte nichts. Dann aber kam jene entsetzliche, höllengeborene Stunde . . . . .

Ha! — Schlich dort nicht wieder jener Unselige heran durch die schützenden Tannen, wie einst — wie einst?

Wild fuhr Seppel empor. Pfeifend preßte sich der Atem aus seiner Brust. Unwillkürlich ballten sich die Fäuste. Groß und weit öffneten sich seine Augen, und glühten der dunklen Gestalt entgegen, die da in dem Graben näher und näher schlich. Aber seine Augen weiteten sich noch mehr. Herrgott, was war das? Alle Schützenstände, alle Maschinengewehre in dem Graben waren mit Mannschaften besetzt, die Reserven standen sprungbereit, — das war doch Alarm, stiller Alarm! — Ja, hatte er denn davon so gar nichts gemerkt?

Ein Griff an seine Schulter ließ ihn sofort jäh herumfahren. Und verblüfft sah er sich plötzlich seinem Hauptmann gegenüber:

„Rammelspacher, sind Sie das?" tönte da auch schon leise dessen sympathische Stimme.

„Wohl, Herr Hauptmann!"

„Und wo sind die anderen?"

„Nebenan im Unterstand!"

„So? — Na, denn holen Sie mir die doch mal her!"

Es war nicht nötig. Die Leute hatten aufgepaßt. Schon standen die fünf Mann, aus denen das Kommando bestand, vor dem Offizier, der sie alsbald folgendermaßen anredete:

„Ich brauche einen Freiwilligen für eine schwere und sehr gefährliche Arbeit, Kinder. — Wer geht?"

„Ich!" tönte es sofort aus fünf Kehlen zurück. Und die Pioniere drängten näher an den Offizier heran. Ihre Augen flammten.

„Das geht nicht, Kinder!" Ernst und finster klangen die Worte des Hauptmannes. „Es ist sicherer Tod, wenn die Russen Wind bekommen. Nur einer darf gehen. Aber wer? Also losen!"

„Herr Hauptmann," trat da Seppel knapp an den Vorgesetzten heran, „erstens bin ich der Rangälteste, und dann haben die anderen alle Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Weib und Kind. Ich — stehe allein in der Welt, habe niemand mehr, der mir zu eigen gehört. Ich will gehen!"

Sekundenlang ruhten die Augen des Hauptmanns mit einem ganz eigenen Ausdruck auf dem Gesicht seines Untergebenen.

„So kommen Sie!" sagte er endlich, wandte sich kurz ab, und schritt, dicht gefolgt von Seppel, voran.

Nach einem kurzen Halt an dem Depot der Pioniere, wo Rammelspacher seine Waffen ablegte, und seine Ausrüstung empfing, ging es vorwärts, bis in den der feindlichen Stellung am nächsten befindlichen Horchpostenstand. Hier machte der Hauptmann halt und winkte Seppel näher zu sich heran:

„Nun passen Sie scharf auf das, was ich Ihnen sagen werde!" flüsterte er erregt. „Dort," — seine Hand deutete nach links, — „in den russischen Gräben regt es sich seit einigen Stunden bedenklich. Es bereitet sich sicher ein Angriff vor. Diesem wollen wir nun zuvorkommen, gleichzeitig die Russen aber auch in der Flanke fassen. Dazu ist es nun unbedingt nötig, die uns gerade gegenüberliegende Bohlenverschanzung zu beseitigen. Ihre Aufgabe! — Die Sperre ist sehr stark, wie unsere Schleichpatrouillen feststellten. Indessen genügt die Ihnen mitgegebene Ladung vollkommen. Sie müssen nun sehen, daß Sie unbemerkt an die Schanze herankommen. Etwas schützt Sie der Nebel. Auch scheint man drüben eine drohende Gefahr kaum für möglich zu halten. Wir beobachten schon seit Stunden die üblichen Unterhaltungsschüsse. Freilich . . . . ." Der Hauptmann zögerte sekundenlang. Dann fuhr er rasch fort: „Wenn es irgend im Bereich der Möglichkeit liegt, entzünden Sie die Ladung erst, wenn hier drei rote Raketen aufsteigen. Die Gleichzeitigkeit des Angriffs mit der Sprengung würde uns viel Blut ersparen. Ist es nicht möglich, nun, dann feuern Sie ab, sobald Sie müssen. Sie werden ja selber am besten sehen, was zu tun ist! — Haben Sie mich vollkommen verstanden?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Nun dann . . . . . hm!"

Wieder zögerte der Offizier und schaute finster in die Nacht hinaus. Der Krieg macht hart und kalt. Gewiß. Die Ströme von Blut, all die grauenvollen Szenen und Bilder, die er zeitigt, das fortwährende Bersten und Krachen ringsum, ersticken jede weichere Regung. Dennoch bleibt es ewig ein ganz verteufeltes Gefühl, so ohne alle Weiterungen ein blühendes Menschenleben in den fast sicheren Tod zu senden. Endlich riß sich der Hauptmann energisch zusammen, faßte die Hand Seppels, preßte sie fest, und sagte warm: „Mag

Digitized by Google

Sie der ewige Gott behüten, Rammelspacher — — es ist Zeit!"

„Und ich danke Herrn Hauptmann auch noch für alle Güte und Freundlichkeit!" flüsterte Seppel zurück. Im nächsten Augenblick hatte er schon den Graben verlassen, und der Nebel nahm den Davonkriechenden auf.

Über das Gesicht des Hauptmanns irrte ein Zucken. Rasch wandte er sich ab. Und, während er sich in seinen Stand zurückbegab, zitterte es durch seine Gedanken: „Daß doch unsere Prachtkerle sich mit solch ekelhaftem Gesindel herumschlagen müssen. Und diese verlierten Russen sind längst noch nicht die schlimmsten!" —

In den Windungen einer Schlange kroch Rammelspacher derweilen vorwärts, über einstweilen noch fast ebenes Gelände. Jede, noch so kleine Erdaufhäufung wurde benutzt, um an ihr ein wenig den Kopf zu heben und nach den Russen hinüberzulauschen. Diese schienen sich indessen völlig sicher zu fühlen. Vielleicht konzentrierte sich ihre Aufmerksamkeit mehr auf den sich aus ihrer Flanke entwickelten Angriff als auf den Feind. Jedenfalls hatte man den Kriechenden nicht bemerkt. Noch nicht. Wie lange aber noch nicht? Und nur pünktlich alle fünf Minuten fiel irgendwo in ihrem Graben ein Schuß. Diese Knallerei, die selten, oder nie irgend einen Erfolg zeitigte, war den Russen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie davon nicht mehr zu lassen vermochten.

In abwechselndem Vorwärtskriechen und angestrengtem Lauschen hatte Seppel nun bereits etwa den halben Weg zurückgelegt. Er war warm dabei geworden. Aber nun kam der schwierigere und auch gefährlichere Teil seines Unternehmens daran. Das Gelände wurde uneben. Hinter jedem Busch, jedem Stein, jeder Bodenerhebung konnten russische Schleichpatrouillen lauern, deren man des Nachts häufig genug festgestellt hatte. Überdies pflegten die Russen im Dunkel auch noch zeitweilig das Gelände mit Scheinwerfern abzusuchen. Und obschon Rammelspacher kaum eine Gefahr auf der Rechnung hatte, sondern lediglich ein etwaiges Mißlingen seines Unternehmens, bewegte er sich von nun aber doch mit der alleräußersten Vorsicht, scharf ausspähend, vorwärts.

Bereits spürte er das vertrackte Terrain. Die Hände brannten wie Feuer. Besonders die Rechte schmerzte heftig. Er mußte in etwas Scharfkantiges gegriffen haben. Doch zum Untersuchen fehlte die Zeit. Und nach einem kurzen, scharfen Orientierungsblick kroch er weiter.

Plötzlich schreckte er auf. Rechts von ihm tauchte aus dem Nebel eine dunkle Wand, schwer — massig. Vor Erregung verging ihm fast der Atem. Gott im Himmel, das mußte doch der Wald sein, der sich weit rechts von seinem Ausgangsort in der deutschen Stellung hinzog. Seppel ärgerte sich. Ganz aus der Richtung war er gekommen. Wie war denn das nur möglich? Und wo befand sich nun die Bohlenverschanzung? — Dieser verzweifelte Nebel! Und doch brauchte er ihn. Sekundenlang lag er überlegend fest an den Boden gedrückt, mit klopfendem Herzen und schwirrendem Hirn. Dann fuhr er empor. Er mußte sich orientieren. So ging das nicht weiter. Nun fehlte nur noch, daß die Russen den Wald besetzt hielten. Dann gute Nacht Sprengung. Und der Hauptmann verließ sich auf eine saubere, glatte Arbeit. Herrgott!

Fieberhaft lauschte er. Nichts rührte sich. Leise, vorsichtig hob er sodann den Oberkörper, spähte eifrig um sich und überlegte, Zwischen ihm und dem fatalen Walde stand eine einsame Eiche. Die mußte er zunächst einmal zu erreichen suchen. An deren Stamm konnte er sich ungesehen aufrichten, und die einzuschlagende Richtung feststellen. Freilich — war der Baum von einem russischen Beobachtungsposten besetzt, dann war's aus. — Egal — hin!

Lautlos kroch er weiter. Sein Herz hämmerte ganz entsetzt. Und scharf spähten seine Augen immer wieder nach dem ihm näher rückenden, wirren und krausen Geäst hinüber. Alles blieb still. Nun sah er deutlicher. Der Baum war leer. Auch der Wald schien nicht besetzt. Doch dumme Teufel, diese Moskoven! (Schluß folgt.)

★

Husarentrunk.

Es hat mein Schatz nicht „Nein" gesagt,
Als ich die Flasche brachte.
Der lange Schluck hat ihm behagt.
Er sah mich an und lachte;
Er lachte, daß der Säbel klang
Und daß die Sporen klirrten:

„Noch mehr von diesem Zaubertrank,
Dann wehe den Alliierten!
Das schmeckt wie echter Höllenbrand,
Wie Schwefel, Pech und Zunder,
Doch brennt es erst in Herz und Hand,
Dann tut der Pallasch Wunder!"

Leo Heller.

Inhalt des Heftes 2: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Ein Spielzeug. Gedicht von Käthe Altwallstädt. — Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge. (III. Teil.) — Immer leiser. Gedicht von Helene Brauer. — Seppel. Von Alb. G. Krueger. (Fortsetzung anstatt Schluß.) — Husarentrunk. Gedicht von Leo Heller.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 9. Oktober 1915. — Druck von A. Seydel & Co. G. m. b. H., Berlin SW 61

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 3

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

2. Fortsetzung.

3. Kapitel.

Ein halbes Jahr war vergangen. Ferien und Schule, bescheidene Feste und anstrengende Arbeit, trübe, wehmütige Erinnerungen und zukunftsfrohe Gedanken hatten in buntem Kreislauf gewechselt.

Im Degenhardtschen Haus war eine Veränderung vor sich gegangen. Irmgard war in das Haus ihres Schwagers übergesiedelt und hatte die beiden Giebelzimmer im oberen Stockwerk bezogen, in denen sie ungestört war, wenn sie Ruhe brauchte, und doch ein wenig die Lücke ausfüllen konnte, die der Tod gerissen.

Doktor Degenhardt hatte seine Schwägerin darum gebeten, den Haushalt zu beaufsichtigen und ihm bei Kriemhilds Erziehung zu helfen, und Kriemhild hatte nicht aufgehört, sie zu bestürmen, bis sie ihre Koffer packte und ihr Heim im Grünen aufgab und zu ihrem einen großen Pflichtenkreis den zweiten fügte.

Sie tat's mehr aus einem Pflichtgefühl heraus, mehr aus Liebe zu ihrer verstorbenen Schwester als aus eigener Neigung.

Es kostete einen Teil ihrer Unabhängigkeit, und noch immer war da eine Art Scheu ihrem Schwager gegenüber.

Und es war noch einer, der unzufrieden mit dem Wechsel der Dinge war: Doktor Lorenz. Er hatte eine Art Gastrecht in dem kleinen Vorstadtgärtchen gewonnen, das ihm lieb geworden war.

„Jetzt werde ich Sie nur noch mit der gnädigen Erlaubnis des Direktors besuchen dürfen," meinte er, „er wird Sie wie ein Zerberus bewachen, und ich höre ihn schon verwundert sagen: ‚Aber, Herr Kollege Lorenz, Sie können doch nicht alle Tage Fräulein v. Dünow besuchen, denken Sie an den Ruf der Dame, denken Sie an sich selbst und Ihre Stellung.'"

Beide lachten wie zwei übermütige Kinder. Schließlich aber wurde Irmgard ganz ernst:

„Glauben Sie denn, ich ließe mir Vorschriften machen?"

„Was wollen Sie denn tun? Sie sind ja ganz in seine Hand gegeben, er kann Ihnen das Leben höllisch schwer machen, kann Ihre Anstellung hintertreiben, Sie schikanieren . . .

„Nein, nein, einer unedlen Handlung ist er nicht fähig, da kennen Sie ihn nicht", verteidigte ihn Irmgard.

Aber ein Stachel von Doktor Lorenz' Reden blieb doch, und sie hatte bei ihrer Übersiedelung die eine Bedingung gestellt: Doktor Lorenz zu empfangen, so oft es ihr paßte.

Roderich hatte eingewilligt. Daran sollte es nicht scheitern. Aber ihre Bedingung gab ihm zu denken.

Er hielt von Doktor Lorenz nicht viel und glaubte nicht an den Ernst seiner Gefühle. Zu einem Liebesspiel war ihm Irmgard zu schade. Aber er hütete sich im Interesse des häuslichen Friedens, sich unbefugt in ihre Privatangelegenheiten zu mischen, und nur wenn das öffentliche Schulinteresse gefährdet war, wollte er eingreifen.

Digitized by Google

Zunächst tat er, als merkte und hörte er nichts von Lorenz' täglichen Besuchen.

Einmal fragte er Irmgard, ob sie denn nicht Lust hätte, ihre Schultätigkeit niederzulegen. Es gäbe im Hause doch genug Arbeit für sie. Da hatte Irmgard ihn erschrocken angesehen, wie er denn darauf käme? Unter keinen Umständen wollte sie das. Sie wohnte doch nur provisorisch hier, bis Kriemhild erwachsen sei. Sie brauchte einen anregenden Wirkungskreis usw. Doktor Degenhardt berührte dieses Thema nicht wieder.

An einem fast sommerlich warmen Novembertag war für Irmgards Klasse ein Schulspaziergang festgesetzt; schon um zwölf Uhr sollte es in den Wald gehen, damit man vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurück war. Doktor Degenhardt ließ Irmgard rufen: „Ich bin beschäftigt und kann nicht mitfahren. Ich vertraue dir allein das Wohl der sechzehn Kinder an. Du kannst nicht vorsichtig genug sein, es ist eine wilde Bande, amüsiere sie, aber sei wachsam. Spätestens mit dem Fünfuhrzug seid ihr zurück."

Auf dem Bahnhof war der Treffpunkt. Als Irmgard erschien, waren ihre Schutzbefohlenen bereits versammelt. Es fehlten noch etwa zwanzig Minuten bis zum Abgang des Zuges, aber die Kinder waren schon furchtbar aufgeregt, sie könnten den Zug versäumen.

In den beiden reservierten Abteilen war ein Drängen und Stoßen, jede wollte natürlich neben Fräulein v. Dünow sitzen. Sie wurde förmlich umlagert.

„Bitte, Fräulein v. Dünow, Sie müssen meinen mitgebrachten Kuchen kosten."

„Fräulein v. Dünow, die Lisbeth hat mich auf den Fuß getreten."

„Steigen wir noch nicht bald aus?" so ging es fortwährend, und Irmgard fing an zu begreifen, daß Schulspaziergang strammen Dienst bedeutete.

Aber sie verlor die gute Laune nicht.

„Wir wollen ein Lied singen, Kinder. Schlagt eins vor."

Sie entschieden sich für „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", und es brauste wirklich bald aus sechzehn Kinderkehlen, bis ihr Fahrtziel bei der dritten Strophe erreicht war.

Nun ging es in den Wald. Irmgard hatte kleine, schwarz-weiße Schleifen mitgebracht, die steckte sie zwei zum Vergnügungskomitee ernannten Mädchen an. Zwei andere, die Gitarren mitgebracht hatten, wurden mit roten Schleifen geschmückt. Sie eröffneten den Zug.

„Wollen wir wandern oder spielen? Das Vergnügungskomitee übernimmt die Abstimmung."

Spielen wollten sie, viele, viele Stunden lang, spielen und tanzen und tollen.

„Gut. Wir gehen jetzt zu zweien, hübsch in Reih' und Glied, nach der großen Waldwiese."

Dort lösten sich die Reihen, und es begann ein Hin- und Herlaufen.

Wie die jungen Füllen, die dem Stall entronnen, sprangen sie und jagten sich. Jeder Sprung ein Kraftgefühl, erwachende Lebensenergie, Muskelfreude. Irmgard lief besser und gewandter als sie alle, sie blieb Siegerin in jedem Rennspiel, ihr turn- und sportgewandter Körper kannte keine Ermüdung. Als sie aber merkte, daß ihre gewonnenen Laufwetten Verstimmung schufen, da hemmte sie künstlich den fliegenden Lauf ihrer Glieder und verlor, zum Jubel der Kinder, sechzehnmal.

„Noch einmal Drittenabschlagen, Fräulein v. Dünow", baten sie.

Schnell war ein Kreis gebildet. Sie umringten Irmgard und erklärten, sie müßte anfangen. Gehorsam trat sie aus dem Kreis heraus und wollte eben ihren Rundlauf beginnen, als . . . Doktor Lorenz, tief grüßend, vor ihr stand.

„Ich habe den Nachmittagzug benutzt, um Sie hier zu treffen. Sie gestatten doch, daß ich mich Ihnen und den Kindern anschließe?"

Natürlich gestattete sie. Die Kinder waren enttäuscht. Der Doktor Lorenz hatte doch bei ihnen gar nichts zu suchen, er war doch nicht ihr Lehrer. Was wollte der hier?

„Zum Kaffee!" kommandierte Irmgard, nachdem sie ein paar Worte mit Doktor Lorenz gewechselt hatte.

Nun saßen sie an einem langen Tisch unter dunklen Tannenbäumen. Heißen Kaffee gab es und leckeren Kuchen.

Digitized by Google

Sogar mit Doktor Lorenz fing man an, sich auszusöhnen, als er für jede eine ganze Tafel Schokolade stiftete. — Um vier Uhr wurde der Heimweg angetreten. Es fielen die ersten Abendschatten. Zwei und zwei gingen sie wieder, Doktor Lorenz und Fräulein v. Dünow bildeten den Schluß.

Kreuz und quer ging es durch den Wald, um auf dem schnellsten Weg den Bahnhof zu erreichen.

„Reichen Sie mir doch Ihren Arm, der Boden ist feucht und schlüpfrig."

Leise drückte er ihre Hand.

Die Kinder schlugen ein schnelleres Tempo an.

Irmgard und Doktor Lorenz blieben in immer weiteren Abständen zurück.

Die Dämmerung war schon weit vorgeschritten, kaum sahen sie noch die Silhouetten der Kinder.

Wie im Traum hörte Irmgard, daß Doktor Lorenz ihr gestand, er hätte sie von der ersten Stunde an geliebt; sie hätte Duft und Farbe in sein ödes, reizloses Dasein gebracht, ohne sie wäre das Leben in dem kleinen Nest ihm zur Qual geworden, ob sie es denn nicht längst gemerkt hätte, und ob sie seine Gefühle erwidere?

Irmgard hatte diese Sprache noch nie gehört, und noch nie hatte sie selbst Liebe empfunden.

Wie das lockte und reizte. — Eine Sehnsucht nach einem eigenen Heim, nach dem Geborgensein, dem Beschütztwerden stieg in ihr auf.

Wie zärtlich-bittend er sie ansah, so hatte sie noch kein Mann angeschaut.

Sie erwiderte seinen Händedruck, er hielt es für Einverständnis und zog sie jubelnd an sich. Hastig besprachen sie das Nötigste. Die Verlobung sollte geheim bleiben, bis Doktor Lorenz definitiv angestellt war. Nach außen hin sollte alles bleiben wie bisher.

Als sie am Bahnhof anlangten, rollte der Zug schon ein. Die Kinder standen in heller Aufregung, ohne Schutz auf dem dunklen Bahnsteig. —

„Schnell in die Abteile, Kinder." Sie stieg als letzte ein, der Zug fuhr ab.

Sie atmete auf; Gott sei Dank, sie hatte den Zug noch erreicht.

Noch ganz in die Erlebnisse der letzten Stunde vertieft, lehnte sie versonnen in ihrer Ecke. Da, kurz vor der Ankunft, überflog sie ihre Schützlinge, zählte fast mechanisch die Köpfe, wurde stutzig, erregt, fast wahnsinnig vor Angst — das waren ja nur fünfzehn; auf der Hinfahrt waren's doch sechzehn gewesen.

Der Zug hielt. Vielleicht war eine aus Tollheit in ein anderes Abteil geschlüpft?

Sie stiegen aus. Sie zählte wieder.

„Kinder, eine ist zurückgeblieben."

Bald war's festgestellt. Irmgards Freundin, Rita, die Tochter des Theaterdirektors, war's. Was nun? Ratlos fragte sie Doktor Lorenz, wann der nächste Zug ginge.

„In zweieinhalb Stunden." — Dann war es Nacht. So lange durfte es dem Direktor nicht verborgen werden. Doktor Lorenz war verstimmt. So unharmonisch hätte dieser Tag nicht zu schließen brauchen.

In fliegender Hast verabschiedete sie die Kinder und begab sich zu Roderich, ihm die Hiobsbotschaft zu sagen. Es wurde ihr schwer, ihm nur die bloße Tatsache beizubringen. Er begriff es kaum.

„Wie ist denn das möglich? Die Kinder waren doch in deiner Obhut?" Noch nie war je so etwas bei einem Schulspaziergang passiert. Wann es ihr denn aufgefallen wäre?

„In der Eisenbahn? Und du hieltest es vorher beim Einsteigen nicht einmal für nötig, nachzuzählen? Wußtest du nicht, daß du allein die Verantwortung trugst? Ich warnte dich noch ausdrücklich. Wie willst du denn den Eltern gegenübertreten, wenn hier wirklich ein Unglück passiert ist?"

Es wurde sofort ein dringendes Telegramm an den Bahnvorstand aufgegeben.

Irmgard sah, wie übermächtig Roderich an sich halten mußte, um ihr nicht ungeschminkt seine Meinung zu sagen. Sie wollte mit dem nächsten Zug zurückfahren und nachforschen.

„Das besorge ich selbst", sagte der Direktor. „Bitte, laß mich jetzt allein."

Da ging sie verstört in ihr Zimmer hinauf, und selbst der Gedanke, daß sie verlobt sei, konnte sie nicht trösten. Wenn das Kind nur erst gesund und unversehrt wieder da wäre.

Doktor Degenhardt war um halb acht Uhr am Bahnhof und fuhr die kurze Strecke bis

Digitized by Google

zum Walde in sorgender Unruhe. Er dachte sich selbst an die Stelle von Ritas Eltern. Wenn seinem Kinde etwas zugestoßen wäre.

Der Bahnvorsteher konnte ihm keine Auskunft geben. Doktor Degenhardt gab eine genaue Personalbeschreibung und bat um einen Wagen.

Schrittweise fuhr er nun durch den dunklen Wald, überall spähend und von Zeit zu Zeit Ritas Namen rufend.

Es blieb alles still. Die letzte Strecke legte er zu Fuß zurück und ließ den Kutscher nebenher fahren. Vor dem Wirtshaus, in dem die Kinder gerastet und Kaffee getrunken hatten, ließ er halten. Als der Wirt ihn erkannte, rief er ihm schon vom Fenster aus zu: „Kommen Sie nur, Herr Direktor, die kleine Ausreißerin ist hier. Meine Frau hat ihr soeben die kalten Füße warm gerieben und bringt ihr jetzt ein Glas heiße Milch. Bis auf einen Schnupfen, den sie sich bei ihrer Wanderung durch Nacht und Nebel geholt hat, scheint sie ganz vergnügt. An die Eltern hat sie soeben schon selbst telephoniert."

Er führte den Direktor in die große Wirtsstube, wo Rita, ein wenig matt und blaß, neben der Wirtsfrau vor einem großen Glase Milch saß.

Doktor Degenhardt, der mehr Angst ausgestanden hatte, als er es sich selbst eingestand, hätte in seiner Freude das Kind am liebsten umarmt. Er hatte väterliche Sorge empfunden und empfand jetzt ein vertieftes Glück.

Er fragte gar nichts weiter, hob das Kind in seinen Wagen, hüllte es sorglich in warme Decken und legte schützend seinen Arm herum.

Rita, die nicht geglaubt hatte, so warm empfangen zu werden, und der die nächtliche Wagenfahrt mit dem Direktor ganz seltsam vorkam, schmiegte sich wortlos an ihn und schlief fest ein.

Ohne sich zu regen saß Doktor Degenhardt. Arme und Glieder waren ihm schon steif geworden, aber er wollte die kleine Schläferin nicht stören und rührte sich nicht, bis der Wagen hielt. Dann hob er das verschlafene Kind aus dem Wagen.

Rita konnte sich kaum besinnen, wo sie war. Verschwommen erinnerte sie sich, daß heute Schulspaziergang war, daß sie auf dem Rückweg durch den Wald marschiert waren, daß sie dann plötzlich Fräulein v. Dünow nicht mehr gesehen hatte, daß sie sie suchen wollte und deshalb hinter den anderen zurückblieb, daß sie eine andere Dame, die ganz weit entfernt war, für ihre Lehrerin gehalten hatte, daß sie ihr entgegenlief, dabei vom Wege abkam und sich verirrte. Hu, wie finster und feucht es dann plötzlich im Walde war, sie bekam solche Angst und lief wie gehetzt fast zwei Stunden herum, weinend und rufend. Endlich sah sie Licht und glaubte, am Bahnhof zu sein, bis sie schließlich das Wirtshaus erkannte, von dem sie vor zwei Stunden ihren Marsch begonnen hatten. Sie brach, ganz erschöpft vor Angst und Müdigkeit, vor dem Haus zusammen und war hier von den Wirtsleuten freundlich aufgenommen worden. Der Direktor setzte sich mit ihr in das Wartezimmer, sie mußten noch eine geraume Zeit auf den Zug warten.

„Gut geschlafen?" fragte er und fuhr liebkosend über das zerzauste Haar.

„Wundervoll war's," sagte sie, nun schon wieder etwas munterer, „ich hab' vom Erlkönig geträumt, er ritt hinter unserem Wagen her, aber ich war so beschützt, er konnte mir nichts tun."

Als der Direktor sie nun wieder frisch und ausgeschlafen vor sich sah, konnte er doch mit der einen pädagogischen Bemerkung nicht länger zurückhalten: „Warum bist du Fräulein v. Dünow ausgerissen, Rita? Konntest du dir nicht denken, in welche heillose Angst du uns versetzt hast? Es war doch furchtbar unrecht."

Rita verteidigte sich, sie wäre doch nicht absichtlich ausgerissen, sie hätte nur Fräulein v. Dünow gesucht, die ganz allein mit Herrn Doktor Lorenz im Wald zurückgeblieben wäre.

„Mit wem? Mit Doktor Lorenz? Ist das wahr, was du sagst?"

Rita wurde weinerlich. Weshalb sah sie der Direktor, der bisher so freundlich zu ihr war, denn plötzlich so böse und wild an?

Sie mußte nun auf viele Fragen Antwort geben und dem Direktor alles haarklein erzählen, wie Doktor Lorenz sie auf dem Spielplatz überrascht hatte, wie er sich freute, daß er mit ihnen gehen durfte, und wie er sich nur mit

Digitized by Google

Fräulein v. Dünow unterhalten und sie dann auch auf dem Heimweg durch den Wald begleitet hätte. „Zuletzt konnten wir sie alle gar nicht mehr sehen, und da rannte ich fort", schloß sie ihren Bericht.

Doktor Degenhardt sprach während der Bahnfahrt kein Wort mehr. Aber es lag ein gequälter und zugleich empörter Ausdruck auf seinem Gesicht.

„Schamlos," dachte er, „es ist ihnen ja nichts mehr heilig. Vor den Augen der Kinder treiben sie ihr würdeloses Spiel, hintergehen mich, stempeln einen Schulspaziergang zum heimlichen Rendezvous und haben nicht einmal mehr so viel Verantwortungsbewußtsein, um Leben und Gesundheit der Kinder zu beschirmen. Die Kinder ließen sie allein durch den dunklen Wald gehen, während die, die sie führen und schützen soll, sich von ihrem Galan entführen und den Kopf verwirren läßt.

„Das muß und wird ein Ende haben," sagte er sich, während die Erregung sich bis zur hellen Empörung in ihm steigerte, „sie wird dann freilich nicht im Hause bleiben wollen, sie wird mir fehlen, Kriemhild würde hart getroffen werden, mein Haus würde wieder verödet sein, aber tausendmal besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende." —

In Rambach angelangt, brachte er Rita persönlich zu ihren Eltern. Ihrem Dank entzog er sich eilig und ging starren Blickes die Wilhelmstraße entlang, ohne die ihn grüßenden Herren und Kinder zu bemerken.

Erst jetzt, wo er im Begriff war, ein Band, das Stephanie ihm in die Hände gelegt, das Klein-Kriemhild ihm fester geknüpft, in das er selber schon manche Schleife geschlungen, erst jetzt, wo er gezwungen war, dieses Band zu zerschneiden, empfand er, wie furchtbar schwer ihm das wurde.

Aber das Moralische galt ihm mehr als das Persönliche. Ordnung und Hoheit der Schule war ihm unantastbares, heiliges Sittengesetz; hier mußte jedes persönliche Wünschen oder Nichtwünschen schweigen.

Seine sonst so feste, klare Stimme klang heiser, als er Kriemhild beauftragte, Irmgard zu rufen.

Er empfing sie stehend, ohne Gruß. — Mit erzwungener Ruhe begann er:

„Ohne Umschweife. Das Kind ist gefunden. Ich habe die näheren Umstände inzwischen erfahren. Es bedarf keiner weiteren Erörterung mehr, die dir und mir nur peinlich sein könnte. Ich hatte dir versprochen, mich um deine Privatangelegenheiten nicht zu kümmern, solange sie mit den Interessen der Schule nicht kollidierten. Sie haben sehr häufig kollidiert; ich schwieg trotzdem, so sehr es mich auch oft empörte, und glaubte immer wieder an dich. — Der heutige Tag hat entschieden. Unsere Wege müssen sich trennen. Die Cäcilienschule kann sittlich unreife Frauen nicht als Lehrerinnen brauchen. Vielleicht glückt es dir anderswo. Hier ist deine Anstellung unmöglich geworden. Ich berücksichtige deine große Jugend, deine Verwöhnung im Elternhaus, dein Temperament und ich weise dir nicht Knall und Fall die Tür — wie ich es vielleicht nach deiner Lebensführung und den heutigen Begebnissen tun müßte —, aber ich bitte dich, diese Unterredung als Lösung unseres Vertrages zu betrachten und dich, spätestens für Ostern, nach einem anderweitigen Feld deiner Tätigkeit umzusehen. Jedes weitere Wort ist überflüssig."

Ganz kühl und ruhig hatte er gesprochen, als ob er eine wildfremde Lehrerin, die den Ansprüchen nicht genügte, entlassen hätte.

Irmgards Stimmung stand auf Sturm. Unter ihrer Haut flogen die Blutwellen. So ließ sie nicht mit sich umspringen wegen nichts und wieder nichts.

„Glaube nur nicht, daß ich mir deinen Rittmeisterton gefallen lasse. Was ist denn groß geschehen? Das Kind ist gesund und heil wieder da. — Es ist ja alles nur persönliche Ranküne. Dir ist Lorenz ein Dorn im Auge, weshalb, weiß ich nicht, denn er ist gescheit und nett und unterhaltend. Aber du malträtierst mich. Ich lasse mir keine Vorschriften machen, ich . . ."

„Das hast du ja alles künftig gar nicht mehr nötig, nur auf die Schulstellung sollst du verzichten."

„Ich denke gar nicht daran, du hast gar kein Recht, mich zu entlassen, ich werde mich an das Provinzialschulkollegium wenden, mich höheren Orts über dich und deine Willkür beschweren."

„Das tu nur", sagte er gelassen.

Digitized by Google

Diese Entlassung wirkte wie ein Donnerschlag auf Irmgard. Doktor Lorenz riet ihr von weiteren Schritten dringend ab; das Provinzialschulkollegium stände immer auf seiten der Direktoren, meinte er. Lorenz und Irmgard abonnierten beide auf den Vakanzenanzeiger. Er wollte ohne sie nun auch nicht länger in dem öden Nest sitzen. Aber als Woche um Woche verstrich, ohne daß sich etwas Passendes bot, ebbte Doktor Lorenz' Kündigungslust erheblich ab, und Irmgard ging mit niedergeschlagenen Mienen und oft nassen Augen im Hause umher. —

Wie auf stillschweigende Verabredung hatten weder Roderich noch Irmgard das Thema wieder berührt. Selbst Kriemhild ahnte nichts von Irmgards bevorstehender Trennung.

Und doch kam der Tag immer näher, und die ihr gesetzte äußerste Frist schmolz immer mehr zusammen. Sie arbeitete jetzt mit völliger Selbstvergessenheit, leistete Erstaunliches in der Schule; sie war mit ihrer Klasse verwachsen, jedes der Kinder war ihr lieb geworden, sie kannte jede Schwäche und jede Lücke und half so verständnisvoll und mit so viel Aufwand von Geduld und Zeit nach, daß ihre Klasse die Musterklasse der Schule geworden war — ohne daß irgend jemand davon Notiz nahm. Der Direktor kümmerte sich in keiner Weise mehr um ihren Unterricht. Sich einen ehrenvollen Abgang zu sichern, war alles, war ihr noch übrigblieb.

Einmal, nach Tisch, legte Kriemhild unaufgefordert ihrem Vater ihr Diktatheft vor. Er sollte wahrscheinlich das prunkende „Sehr gut" bewundern. „Es war gar kein leichtes Klassendiktat, Vater, und doch hatte fast die ganze Klasse null Fehler." Degenhardt warf einen kurzen Blick auf das Heft und dann auf seine Schwägerin, ohne sich irgendwie zu äußern.

Irmgard hatte ein paarmal mit sich gekämpft, ihren Schwager zu bitten, ihre Lehrtätigkeit an seiner Schule fortsetzen zu dürfen. Es lag ihr so unendlich viel daran, der Abschied fiel ihr weit schwerer, als sie selbst geahnt hatte, nicht nur des Doktors Lorenz wegen, alles hier hielt sie und war ihr nahegetreten, in keiner anderen Schule würde sie sich je so heimisch fühlen können. Hier war das Haus ihrer Schwester, in dem sie als Herrin geschaltet hatte, hier war Klein-Kriemhild, die mit ungestümer Kinderzärtlichkeit an ihr hing, und an der sie Mutterstelle vertrat, hier — so schien es ihr plötzlich — brachten ihr alle, mit denen sie in Berührung trat, Sympathie und Liebe entgegen.

Sie zuckte leise zusammen, als Roderich das Heft wortlos beiseite legte. Er war der einzige hier im Ort, der ihr Steine in den Weg legte, der abscheulich schlecht an ihr handelte.

„Vater — sie weint!" sagte Kriemhild erschrocken.

„Ja", sagte Degenhardt, der in seinen Gedanken bei Doktor Lorenz' rücksichtslos zur Schau getragenen Verliebtheit gewesen war.

Seit diesem Tage entstand eine Spannung zwischen Kriemhild und dem Vater. „Der Vater liebt Tante Irmgard nicht; er bleibt gleichgültig, wenn sie weint", reflektierte Kriemhild und nahm leidenschaftlich für die Tante Partei. Sie gab nichts aus sich heraus in Gegenwart des Vaters, aber sie hatte oft verweinte Augen, ließ bei den gemeinsamen Mahlzeiten die Lippe hängen und aß nicht. Er redete sie an, gut und böse, ernst und neckisch, aber er bekam kaum eine offene Antwort von ihr. Dieses halb trotzige, halb weinerliche Wesen seines kleinen Mädels lief ihm schließlich in die Galle; er wurde grob, schnauzte es an, warf ihm plötzlich seine allgemeine Unerzogenheit vor, und die Mittagsmahlzeit endete auf der einen Seite mit Tränen, auf der anderen mit einem widerwärtigen Ärgergefühl, sich sein Kind noch mehr entfremdet zu haben. Dennoch lenkte Degenhardt nicht ein. Er hatte keine Lust dazu, sich ihr Vertrauen erst zurechtzuflicken. Es kam ihm plötzlich vor, als sei Vatersein das Schwierigste, was es auf Erden gäbe. Er erfand auch mit der Zeit die funkelneue Weisheit für sich, daß ein eigenes Kind zu erziehen viel schwerer ist, als hundert fremde Kinder zu unterrichten. Er sah sein Kind kaum noch; immer huschte es ihm aus dem Weg. Das wurde seine neue Not. Da saß er nun einsam in seinem Zimmer und grübelte. Nun finde nur einer den rechten Ton, dem Kinde begreiflich zu machen, daß Irmgard gehen müsse. Herrgott, ist das schwierig. Ach, Stephanie, wo bist du? Du hättest den richtigen Weg gefunden.

Digitized by Google

Wenn er sich vornahm, Kriemhild z. B. daran zu gewöhnen, statt oben bei Tante Irmgard in seinem Zimmer zu arbeiten und ihr nun eindringlich zu sagen versuchte, daß sie mit ihren Wünschen vertrauensvoll zu ihm kommen sollte, begegnete er einer zähen, inneren Abwehr, und versuchte er, sie zu zwingen, ihre Schulaufgaben unter seiner Leitung zu erledigen, so hieß es fast bei jedem Rechenexempel und jeder Zeile, die sie schrieb: „Du verstehst das wirklich nicht, du weißt nicht, wie Tante Irmgard das haben will", oder wenn er gar etwas verbesserte oder monierte, dann bekam er zu hören: „Das sollte Tante Irmgard nur sehen, ich weiß doch besser als du, wie sie es gern mag."

Dieses ewige „Tante Irmgard" begann ihm an den Nerven zu zerren, und als wieder einmal bei einer von ihm gerügten Arbeit Irmgards Name als Schutz und Verteidigung fiel, rief er wütend:

„Zum Donnerwetter, i c h wünsche es aber so; und Tante Irmgard wird in sehr kurzer Zeit von hier fortgehen."

Aber kaum sah er seinem Kinde ins Gesicht, da war sein ganzer Zorn verlöscht. Ihm war, als müßte er das tränenüberströmte Kind an sich ziehen und ihm sagen: „Geh' zu Irmgard und sag' ihr, daß sie bei uns bleiben soll."

Der Professor Degenhardt hatte auch hier mal wieder die Gefühlswerte unterschätzt.

So unsinnig schwer hatte er es sich nicht vorgestellt. Fast feindlich blitzten ihn Kriemhilds Augen jetzt an: „W i l l Tante Irmgard fort von uns?"

„Nein, ich will's. Du verstehst die Gründe noch nicht." Er fühlte selbst, das war die schlechteste, unbefriedigendste und unpädagogischste Antwort, die er ihr nur geben konnte.

Um Kriemhilds Gedanken abzulenken, wies er auf das aufgeschlagene Heft:

„Na, wie steht's also mit den Rechenexempeln?" fragte er. Sie konnte vor Tränen kaum die Zahlen unterscheiden. „Ich möchte gern jetzt gleich zu Tante Irmgard," schluchzte sie, „noch ehe Herr Doktor Lorenz kommt."

Er nickte zustimmend, und schon war sie zur Tür hinaus.

Ihm schien es, als hätten sich alle gegen ihn verschworen, Irmgards Abgang zu einer förmlichen Revolte zu gestalten. Doktor Lorenz bat um eine persönliche Audienz und erklärte sich bereit, die Schuld auf sich zu nehmen. Wenn einer durchaus weichen müßte, so wollte er es sein. Er bäte, dafür Irmgard ihren Platz zu lassen.

Der Direktor dachte: „Wieviel lieber ließe ich dich gehen als meine kleine Schwägerin, du bist ja doch der Schuldige, nicht sie." — Aber so d a c h t e er nur. Nur Roderich Degenhardt als Privatmensch durfte so denken. Als Direktor antwortete er mit kühlem Bedauern, wie es Lorenz auch kaum anders erwartet hatte: „Ihr Einspringen für Fräulein v. Dünow ehrt Sie. Möglich auch, daß Sie tatsächlich der Hauptschuldige an jenem verhängnisvollen Tage waren. Amtlich interessiert mich das jedoch nicht und kann auch nicht ins Gewicht fallen. Sie waren nur als Privatperson bei dem Spaziergang zugegen; nicht Ihnen übergab ich die Klasse, sondern Fräulein v. Dünow. Sie allein trifft die Verantwortung." —

Dann kam seine erste Klasse, in die das Gerücht auch schon gedrungen war: „Ist es wahr, daß Fräulein v. Dünow fortgeht? Wir lassen sie nicht weg, Herr Direktor, wir mögen keine andere Turnlehrerin; wir kommen sonst alle nicht mehr zum Turnen."

„Ich werde Ihnen die neue Turnlehrerin erst zur Begutachtung schicken", antwortete er spöttisch und verbarg unter dem Spott sein eigenes Mißbehagen.

Wieviel Sympathie und Freundschaft hatte sich Irmgard in der kurzen Spanne Zeit hier erworben.

Auf dem Schulhof überfiel ihn eines Tages Kriemhilds ganze Klasse. Das war wie ein einziger Entrüstungsruf: „Unser Fräulein v. Dünow soll bleiben! Und jetzt, ein Vierteljahr vor der Versetzung!" Sie umringten ihn förmlich und wollten durchaus ein Versprechen von ihm.

Er machte sich unsanft von den Kleinen los. Aber wie merkwürdig das war: es ärgerte ihn eigentlich gar nicht, im Gegenteil, er hatte eine Freude darüber, daß die Kinder sie alle lieb hatten.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Am ersten Dezember wurde in Rambach offiziell die Wintersaison eröffnet. Das geschah Jahr um Jahr durch ein Festessen im Hause des Bürgermeisters Lohmann und die daran anschließende feierliche Eröffnung des kleinen Theaters. Seit vielen Jahren kannten es die Rambacher nicht anders. Der erste Dezember war aus Tradition eine Art städtischer Feiertag geworden.

Hier, im Lohmannschen Hause, fand sich alles zusammen, was den Anspruch machte, „mitzuzählen".

Zu drei Uhr war gebeten worden.

Irmgard und Doktor Lorenz waren natürlich auch unter den Geladenen. Irmgard nannte dieses Fest scherzend ihr „Abschiedsauftreten". Ihr war innerlich ganz elend zumute. Das Programm des Rambacher Festtages wurde aber diesmal ganz unvorschriftsmäßig gestört, als sich für den Vormittag des ersten Dezember der Schulrat angesagt hatte. Daraufhin hatte Professor Degenhardt seine bereits erfolgte Zusage wieder zurückgezogen; der von auswärts kommende Schulrat pflegte meist bei ihm zu Tisch zu speisen. Auch Irmgards Klasse war unter denen, die der Schulrat zu besichtigen wünschte. Er hörte schweigend zu und stellte nur innerlich fest, daß keine Klasse das Pensum so restlos beherrschte. Das war ja der reine Parademarsch, die Antworten der Kinder waren Glanzleistungen. Aber er war alt und grau im Schuldienst geworden und ließ sich so leicht nicht imponieren. Vielleicht waren das lange und sorgsam eingedrillte Kenntnisse; kurz entschlossen begann er selbst zu examinieren. Fräulein v. Dünow trat ruhig beiseite. Ein, zwei Minuten lang ließen sich die Kinder durch Art und Fragestellung verblüffen, dann erfolgten die Antworten ebenso glatt wie vorher. Kriemhild tat sich mehrmals besonders rühmlich hervor und wurde nach ihrem Namen gefragt. Dem Schulrat bereitete diese musterhaft geleitete Klasse ein ganz besonderes Vergnügen, er ließ sich die Klassenbücher, die Aufsatz- und Diktathefte vorlegen und reichte zuletzt Fräulein v. Dünow mit anerkennenden Worten die Hand.

Von dem häuslichen Familientisch dispensierte sich Irmgard heute, teils aus Takt dem Schulrat gegenüber, teils wegen der noch nicht beendeten Gesellschaftstoilette. Kriemhild dagegen nahm auf besonderen Wunsch des Schulrats am Essen teil. Sie spitzte die Ohren, als das Gespräch auf ihre Klasse kam.

„Sie haben dort eine ausgezeichnete, junge Lehrerin, Herr Direktor, v. Dünow war wohl der Name? Sie scheint erst kurze Zeit hier?"

Der Direktor räusperte sich. Von Irmgards ausgezeichnetem Lehrtalent hatte er noch nichts gewußt. —

„Es ist meine Schwägerin, Herr Schulrat, eine jüngere Schwester meiner verstorbenen Frau."

„So, so." Der Schulrat wurde ganz interessiert. „Mein Kompliment, Herr Direktor. Erhalten Sie Ihrer Schule eine so talentierte, junge Dame. Ist die Anstellung schon erfolgt?"

„Nein, Fräulein v. Dünow ist noch im Probejahr."

„Zu Ostern wird das schon erfolgen, Herr Direktor."

Der Schulrat glaubte, ihm eine Freude damit zu bereiten. Er hob sein Weinglas und stieß erst mit dem Direktor, dann mit Kriemhild an: „Auf das Wohl deiner Lehrerin, Kriemhild!"

Kriemhild knickste und warf ihm einen dankbaren Blick zu. „Sie ist aber außerdem noch meine Tante", antwortete sie stolz.

Da kam Irmgard in voller Dinertoilette zur Tür herein. Sie trug ein teerosenfarbenes, weiches Seidenkleid und keinen anderen Schmuck als zwei frische, weiße Rosen am Halsausschnitt. Der Schulrat erkannte sie anfangs kaum wieder.

„Wie eine Märchenprinzessin siehst du aus", flüsterte Kriemhild.

Die Herren baten sie, doch wenigstens den Mokka mit ihnen zu trinken. Der examinierende Schulrat verwandelte sich in einen aufmerksamen Kavalier, und nur Roderich schaute sie so prüfend und ganz eigen an, als hätte er ihr etwas abzubitten. —

Bei Lohmanns wurde Irmgard schon ungeduldig erwartet. Da sie zum erstenmal in diesem Hause zu Gast war, führte sie der Hausherr zu Tisch.

Die Unterhaltung war ein wenig gezwungen. Der Herr Bürgermeister liebte klare Verhältnisse in allen Lebenslagen. Hier bei

Digitized by Google

diesem Fräulein v. Dünow war eigentlich nichts so klar, daß man es im Gespräch hätte berühren dürfen. Da war dieses eigentümlich inoffizielle Verhältnis zu Doktor Lorenz, das in der Unterhaltung gemieden werden mußte. „Entweder eine anständige Verlobung oder Schluß," dachte der Bürgermeister, „aber nicht dieses verliebte gegenseitige Sichzutrinken und Tuscheln." Es genierte ihn vor seiner jungen Tochter, die am Ende der Tafel saß und höchst interessiert jeden Blick verfolgte, den Doktor Lorenz und Fräulein v. Dünow miteinander tauschten. Bürgermeister Lohmann stolperte nun beinahe über die Frage, ob Irmgard weiter in Rambach zu bleiben gedenke? Es fiel ihm zu spät ein, daß auch dieses Thema eine jener unklaren Situationen berührte, in denen die junge Lehrerin sich befand. Er hatte ja da etwas munkeln hören, daß sie verabschiedet werden sollte. Aber Irmgard, weit entfernt, die Frage übelzunehmen, antwortete ruhig: „Das, Herr Bürgermeister, steht nicht in meinem Belieben. Wir armen Probekandidaten erwerben uns nicht so rasch Bürgerrechte, wir sind heimatlos bis zur Anstellung. Die Anstellung aber hängt von unseren hohen Vorgesetzten ab."

Sie sagte das mit einem kleinen Schelm in den Augen, der ihr mehr als alles andere das Herz des Bürgermeisters gewann. Er fand sie plötzlich gar nicht mehr „hochnäsig und extravagant", wie seine Frau ihm eingeredet hatte, sondern nur noch rührend kindlich und hilfsbedürftig.

Daß Degenhardt mit einem so allerliebsten Geschöpf nicht auskommen konnte, begriff er gar nicht. Sie hier fortzustoßen, war ja geradezu grausam. Er nahm sich vor, ein gutes Wort für sie bei dem Schulgewaltigen einzulegen.

Frau Lohmann aber konnte sich nicht enthalten, nach Tisch Fräulein v. Dünow unter vier Augen ins Gebet zu nehmen.

„Nehmen Sie's mir nicht übel, liebes Fräulein, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten mische, aber ich habe längst nach einer Gelegenheit gesucht, Ihnen einen wohlmeinenden, mütterlichen Rat zu geben. Sie sind jung und unerfahren, liebes Kind. Sie wissen nicht, wie sehr Sie sich selbst schaden . . ."

„Aber wodurch denn, gnädige Frau? Was habe ich denn getan?" brachte Irmgard, der das ganze Gespräch unsagbar peinlich war, mühsam hervor.

Die Frau Bürgermeister sah sie durch ihre Lorgnette scharf an: „Sie empfangen Herrenbesuch und sind zu ungeniert in Ihren Gewohnheiten. Glauben Sie denn, daß Herr Doktor Lorenz Sie heiraten wird?"

Frau Lohmann hatte den Streich direkt geführt. Umschweife hielt sie nicht für nötig. In ihrem Kaffeekränzchen bot Irmgard seit Monaten das — so notwendige! — sittliche Entrüstungsthema. Wieviel Damen waren daran beteiligt, die selbst erwachsene Töchter hatten, der junge Oberlehrer galt als ernst zu nehmender Heiratskandidat, den wollte man sich nicht fortschnappen lassen.

Bei den letzten Worten Frau Lohmanns hatte sich Irmgard blutrot erhoben: „Gnädige Frau, das habe ich nicht erwartet, daß ich hier in Ihrem Hause . . ."

„Aber, liebes Kind, fassen Sie es doch nicht falsch auf, es war Interesse an Ihnen, das mich trieb; wenn es Ihnen peinlich ist, so soll dieses Thema nie wieder von mir berührt werden", sagte die Frau Bürgermeister einlenkend.

„Ich muß Sie dringend darum bitten, gnädige Frau", antwortete Irmgard in ihrem hochmütigsten Ton. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

2. Fortsetzung.

. . . Ich weiß nicht mehr, wie ich diese Nacht überstand. Ich weiß nur, daß ich auf meinem Bett in dem kleinen Kämmerchen des Feldwebels lag und einen bohrenden Schmerz quer durch den Kopf hatte. In meine Augen schien jemand glühendes Metall gegossen zu haben. Meine Lippen bekamen vor Trockenheit kleine, schmerzhafte Risse. Gegen Morgen wurde das Elend unbezwinglich, ich holte leise meine wenigen Sachen zusammen, warf sie weinend in das Köfferchen und schloß den Deckel. Dann wußte ich aber wieder, daß ich aus der Kaserne nicht hinaus könne, weil ein Posten dastand, und drehte hundert Pläne um mich her, wie ich doch entwischen wollte. Darüber kam der Morgen ganz, ich hörte den Feldwebel mit schleppendem Säbel fortgehen und machte mich nun eilends bereit. Die Frau strich mir liebevoll ein Butterbrot, so, wie sie es sonst ihrem Knaben gestrichen hatte, und erzählte in kleinen, scheuen Sätzen von den Wichtigkeiten des vergangenen Tages und den kümmerlichen Hoffnungen des gegenwärtigen. Es traf mich schwer, daß ich wie ein Dieb aus dem Hause wollte, aber der Haß gegen mich selber war so stark, daß ich mich mit allen Schmerzen peinigte, die ich in meine Gewalt ziehen konnte.

Ich ging also um die neunte Stunde über den Kasernenhof und am Wachtposten vorbei, der mir ein munteres Wort nachrief. Am entgegengesetzten Ende der Stadt fand ich ein kleines, schmuckloses Zimmer, wo ich wohnen konnte. Die Wirtin war eine alte Frau mit sorgsam gescheiteltem, weißem Haar und kalten, schmerzlichen Augen.

Es fand sich ein kleiner Knabe, der mit einem Brief von mir an den Feldwebel abgehen konnte und zugleich mein Köfferchen mitbringen sollte. Der Feldwebel erschien mit ihm. Er machte mir Vorwürfe, und was denn geschehen sei. Aber ich konnte es ihm doch nicht sagen. Er ging sehr betrübt von mir, nachdem ich ihm noch versprochen hatte, daß wir uns oft einmal sehen würden.

In diesen sieben Tagen ließ ich mich viel im Haus der Familie Dufour sehen, wo mich immer ein fast wunschloser Friede in seine Arme nahm. Wenn ich aus dem Hause wieder heraustrat und in der lebhafteren Straße stand, ging ich diesem Frieden nach und konnte ihn doch nicht fassen. War es diese heimelige Traulichkeit der Zimmer oder die liebenswürdige Munterkeit der Geschwister, oder war es das Licht von Carrys Augen, das wie ein ewiges Lämpchen rot und mild in meinen Tag strahlte? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, daß ich bei diesen offenherzigen, guten Menschen alles vergaß, was sonst in mein Leben hineingehörte.

Carry blieb von einer gleichmäßigen, schamhaften Zärtlichkeit zu mir, die sich in ihren sanfter gesetzten Worten und weicher geschwungenen Bewegungen zeigte. Ich sah manchmal einen jungen Mann bei ihnen, von dem mir Theophil sagte, er solle Carrys Bräutigam werden. Das verstimmte mich, ohne daß ich mir Rechenschaft darüber abgelegt hätte.

Einmal war es mir, als fiele plötzlich ein Nebel von meinen Augen: Und da stand mitten auf dem großen Rappplatz, mir entgegengekehrt, so daß die entlaubten Bäume des Marsfeldes den Hintergrund gaben, Gretel vor mir, so deutlich und hell, daß ich fast die Arme ausstreckte, um sie näher zu ziehen. Und um sie her standen alle unsere Versprechungen und meine heroische Gewißheit: Ich werde die daheim verlassen und dir nachreisen, und wir wollen zusammen schon sehen, ob wir die Welt nicht zwingen!

„Gretel!" rief ich, daß einer, der gerade vorbeiging, kopfschüttelnd zur Seite wich, weil er wohl glaubte, es bewege sich hier ein armer Narr. Da war auch das gute, rotköpfige Mädchen in die grauen Astmassen des Parks zerronnen. Aber meine Pläne standen noch da und klagten mich an.

Ich habe an diesem Abend einen Brief nach Belfort geschrieben: es möchte auf beiden Seiten Geduld aufgebracht werden, damit ich erst einmal einen Grund schaffen könne, worauf wir dann bauen wollten. Als feige Entschuldigung für mein Zögern gab ich die Erzählung von meinem Mißgeschick auf der Landstraße, das mich gelehrt habe, wie wenig der Mensch

Digitized by Google

ohne Geld bedeute, selbst wenn er ein Dichter sei.

Der Brief beruhigte mich, zumal er mir Aussichten schenkte, daß ich nach zwei Tagen die Gegenrede in Händen halten würde. Es wurde aber nicht so. Erst zwei Wochen später fand sich ein kleines rosa Brieflein auf meinem Kaffeetablett, als ich gerade fertig war, um die Redaktion aufzusuchen. Und es lagen viele Erleichterungen unter diesem rosa Kuvert. Gute Einsicht, daß es so sein müsse, und die Bitte, nichts zu überstürzen, da ja unsere Liebe so stark und tief sei, daß sie eine vorüberhuschende Trennung wohl zu überstehen vermöge.

Der Brief schläferte mich ein, weil ich mich einschläfern lassen wollte. Denn es warteten neue und lockendere Ereignisse an meinem Weg. Das gestand ich mir aber noch nicht, sondern hakte mich noch fester in das Versprechen einer ewigen Liebe zu Gretel, dem ungestümen, eigenwilligen und klarköpfigen Mädchen.

Während ich also den Brief aus Belfort erwartete, rückte die Zeit hinter mich, der Tag erhob sich, wo ich den Platz neben dem Chefredakteur, dem ich mich schon gezeigt hatte, einnehmen sollte.

---

3. Kapitel.

Es wurde ein Leben mit einem doppelten Gesicht. Nach vorn lachte es einen an mit seinen munteren Vielheiten, seinen Schwänken und Schnurren, die durch das Telephon und in dicken Manuskripten geflogen kamen; nach hinten aber weinte es viel, denn es hatte wahrhaftig keine Schönheiten, die vor der Gerechtigkeit hätten bestehen können.

Man hatte mir einen Kleistertopf, eine mächtige Schere und ein uraltes Tintenfaß auf einem kleinen, kahlen Tisch zusammengestellt; das waren meine Werkzeuge und Waffen. Ich löste ganze Spalten aus den großen Zeitungen und klebte sie mit schnellgriffigen Fingern auf lange Streifen Papier und schrieb darüber „Vermischtes" oder „Aus aller Welt" oder auch „Gemeinnütziges", wie es gerade paßte.

In die Politik durfte ich noch nicht gucken, weil ich ein dummer Neuling war. Später erkannte ich, daß man mich erst schonend vorbereiten wollte. Denn wenn einer mit harmlosem Herzen und großer Gläubigkeit plötzlich vor die Politik tritt, rührt ihn der Schlag der Enttäuschung.

Eines Tages erlebte ich eine Überraschung. Ich hatte gerade in einer freien halben Stunde einen langen Brief an die Eltern geschrieben, daß es mir jetzt gut gehe, und sie möchten außer aller Angst und Sorge sein, der Seppele wolle sich schon durch den Berg wühlen. Es bedeutete eine große Erleichterung für mich, daß sich endlich wieder ein Draht zwischen uns spannen sollte, obwohl ich ja gar noch nicht so lang von daheim fort war. Bei alledem fürchtete ich aber doch, mein Vater möchte meine nächsten Pläne verurteilen und mich am Zipfel meines kindlichen Gehorsams in die Enge zurückschleppen.

Ich leckte also gerade nachdenklich über den gummierten Streifen am Kuvert und schloß den Brief, als unser Metteur hereinsah und sagte, es sei eine junge Dame da, die den Herrn Chefredakteur zu sprechen wünsche. Der Chefredakteur war ein großer Mann mit einer entschlossenen Adlernase, der wegen seines scharfen Mundes gefürchtet war. Er ließ die Dame hereinkommen, indem er zu mir sagte: „Das wird wieder eine vom Theater sein. Die Weiber überrennen einen ja, daß man ihnen gute Kritiken schreiben soll. Vielleicht ist es auch eine, die jetzt im Winter ein Frühlingsgedicht bringt. Man ist nie sicher."

Es war auch wirklich eine vom Theater, das hätte man ihr gleich an der Kleidung angesehen, wenn es einem nicht so schon bekannt genug gewesen wäre. Sie glich verteufelt Lia de Linde, und als ich richtiger zusah, war sie es auch. Das gab einen kräftigen Ruck in meiner gegenwärtigen Zufriedenheit. Sie lief denn auch gleich auf mich zu und legte mir die Hände auf die Achseln und wollte schier närrisch werden vor Freude.

„Ach, daß ich dich wiederfinde, du Schlimmer!" rief sie, ohne auf den Chefredakteur zu achten, der, wie ich sah, unmutig drüben stand und das Ende dieser sonderbaren Zärtlichkeit erwartete. „Warum bist du davongelaufen, Joseph? Der Direktor ist furchtbar zornig auf dich, und jetzt ist es ein windiger

Digitized by Google

Pfuscher, den wir am Klavier sitzen haben . . . Ich selbst bin aber jetzt am Variété . . .“

Die Stimme des Chefredakteurs stemmte sich dazwischen. „Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte er, „wenn ich Sie darauf aufmerksam machen muß, daß Sie jetzt in der Redaktion des Tageblatts sind.“

Sie wandte sich ihm mit einem heftigen Ruck zu und lachte dann gleich in die stille Nüchternheit der Redaktion hinein. „Sie scheinen mir ein Brummbär zu sein, Herr Chefredakteur“, sagte sie fast übermütig. „Aber ich muß mich wohl fügen. Mit diesem hier,“ fügte sie gegen mich hinzu, „werde ich später ins Abrechnen kommen.“

Sie erzählte nun dem Chefredakteur eine Masse zierlicher Dinge: Daß der Direktor der Variététruppe im Stadtsaal sie vor zwei Tagen entdeckt habe, als er zufällig in die kleine Schenke bei der Kaserne gekommen sei, wo sie gerade gesungen habe; und dann habe er sie von der Stelle weg engagiert. Heute abend solle sie debütieren und bitte doch, daß die Herren Kritiker ein armes Mädchen, das am Beginn einer glänzenden Laufbahn zu stehen scheine, wenn nicht mit Glacéhandschuhen, so doch mit linden Händen anfassen möchten.

Der Chefredakteur hörte ihr mit gerunzelter Stirn zu und gab ihr zur Antwort, daß er sich durch persönliche Bitten, auch durch weibliche Anmut und Liebenswürdigkeit nicht bestimmen lasse, seine Urteile rosig zu färben, wenn sie schwarz sein müßten. Lia de Linde schmollte und schlug mit ihrem Handschuh nach dem Chefredakteur wie ein verzogenes Kind. Er lachte daraufhin bissig und sagte, auch versuchte Liebkosungen könnten sein hartes, verheiratetes Herz nicht zum Schmelzen bringen.

Lia de Linde ging wie ein kleines Wutwirbelchen aus der Tür, nachdem sie mich noch aufgefordert hatte, sie nach Schluß des Variétés im Museumscafé zu erwarten. Ich wollte ihr sagen, daß ich nicht kommen würde, aber sie war schon aus der Stube.

„Nanu,“ sagte jetzt der Chefredakteur mit hochgezogenen Brauen zu mir, „Sie haben ja exzentrische Bekanntschaften. Ich hätte das gar nicht hinter Ihren knappen achtzehn Jahren gesucht.

„Ich meine es gut mit Ihnen,“ fuhr er ernster fort, „und warne Sie deshalb. Sie stehen hier auf einem exponierten Posten, und es ist nun einmal so, daß in unserer Stadt, wie überall, wo man eng zusammenwohnt, die Leute vom Theater und vom Variété nicht angesehen sind; es ist fast noch so wie in den Zeiten, da sie mit dem grünen Thespiskarren von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zogen.“

„Das Mädchen ist stärker als ich“, sagte ich kleinlaut und erschrak gleich darüber.

„Oho!“ Er hob überrascht seine starken Augen auf mich und lachte riesenmäßig. „Ein junger Mensch wie Sie, der ein paar gute Fäuste und einen flotten Geist besitzt, will sich vor einem Mädchen ducken? Das wäre mir doch!“

Er sprach viel über diese Gegenden, die ich noch gar nicht kannte, weil doch bei Gretel nie die Rede von Fürchten gegangen war, und goß so viel Mut in mich hinein, daß ich mich entschloß, am Abend in das Café zu gehen und dem Mädchen mächtig die Wahrheit zu blasen.

Ich ging also auch hin. In dem Café saßen nur ein paar Offiziere, die laut miteinander sprachen, und drei junge Lebemänner, die, wie ich von der Kellnerin erfuhr, Söhne reicher elsässischer Fabrikanten waren und sich auf französisch unterhielten, so daß die Offiziere es hören mußten; aber sie taten nicht dergleichen. Es wäre ja wohl nur unnötiger Spektakel daraus geworden.

Fast eine Stunde mußte ich warten, das hob meinen Mut; ich sagte zu mir: „Wir wollen ihr schon zeigen, wo Barthel den Most holt!“

Dann kam sie. Alle sahen nach ihr hin und drehten die Köpfe hinter ihr her; ich konnte hören, wie sie zusammen tuschelten.

Ich begrüßte Lia ganz steif und hielt mein bitterstes Gesicht vor. Sie lachte aber nur und strich mir mit der Hand über die gerunzelte Stirn.

„Die dummen Falten wollen wir weghaben, Lieber!“ sagte sie.

Ich sagte: „Mein Fräulein, wir wollen vergessen, was geschehen ist, und uns als gute Freunde trennen.“

Eigentlich hatte ich sagen wollen: „Ich verbitte mir für jetzt und für immer Ihre Zu-

Digitized by Google

dringlichkeiten. Richten Sie sich danach, mein Fräulein!"

Aber ich fand den preußischen Ton nicht, und der elsässische, der noch stracker gewesen wäre, schien sich in mir versteckt zu haben. So blieb es eine niederträchtige menschliche Schwäche.

Lia öffnete ein wenig ihren kleinen Mund mit den feuchten Lippen, hob die Augenbrauen verwundert und lachte dann so froh und herzlich, daß das ganze Lokal mit einemmal ein liebes, freundliches Gesicht hatte. Die abgeschabten Goldverzierungen der Deckenstukkatur leuchteten wie das echteste Altgold, die faden Gesichter der Lebemänner waren gütig und intelligent; es schien alles mit einem Schlag eine wundervolle Verjüngung erfahren zu haben.

„Fräulein Lia," stotterte ich, „ich weiß nicht, warum Sie darüber lachen müssen . . . Ich denke doch, es ist eine ernste und würdige Sache, die man überlegen soll . . ."

Da lachte sie noch herzhafter. Das ganze Lokal war in einem fröhlichen Aufruhr.

Ganz hilflos sagte ich endlich strenger: „Ich möchte doch bitten, Fräulein Lia, daß Sie mich hier nicht auslachen . . ."

„Aber du Dummer, du Närrischer!" rief sie jetzt. „Was fällt dir denn nur ein?! Ich bin froh, daß ich dich wiedergefunden habe, und du hältst mir hier einen stockfischsteifen Vortrag vom Trennenmüssen und Gutefreundebleiben, und weiß der Herrgott, was alles noch . . . Ach, mein Lieber, warum willst du mich denn los sein?"

Da drängte sich mir doch die Galle ins Blut, und ich dachte, daß ich jetzt heidenmäßig grob daherfahren müsse.

„Seien Sie so gut," sagte ich mit einer ganz rasenden Zunge, „und verschonen Sie mich mit Ihren Reden! Ich habe gesagt, wir müssen uns trennen, und daran will ich festhalten."

Sie schien zu erkennen, daß es mein todbleicher Ernst war; ein hilfloses Lachen verzuckte noch auf ihrem Gesicht, dann war es ein ganz anderes, eines, wie ich es nie unter der leichtsinnigen Schminke und dem glatten Puder dieser Mädchen gesucht hätte. Das Gesicht eines in das Herz getroffenen armen Menschen, der sich verbluten fühlt. Und er drückt die Hand gegen das unruhige Herz und will sein kostbares Blut nicht fortlassen, aber da steht einer und zwingt ihn, und wenn er nicht gehorchen will, schießt er noch einmal, damit ja keine Rettung mehr sein kann.

Ich habe mich in dieser gespannten Minute geschämt wie noch nie. Dann habe ich ihre Hand genommen, die ganz kalt war, und habe gut auf sie eingeredet. Es ginge nicht, und es fehle ja so viel daran, daß ich sie richtig liebhaben könne. Warum sie sich auch so in die Bitterkeit hineingestürzt habe, an mir hängen zu müssen! Und es sei doch gar nicht viel an mir, kein hübsches Gesicht und kein göttlicher Wuchs, und um mein Herz sei es trostlos bestellt, weil ich keinen Platz mehr darin habe, und so sagte ich noch vieles, was sie trösten und vernünftig machen sollte. Es nützte aber alles nichts, sie weinte jetzt ganz still, nur ihre Schultern zitterten ein wenig, und aus den Augen rieselten dünne Tränenbächlein.

„Wir wollen gehen, Joseph," sagte sie matt, „ich halte es hier nicht mehr aus."

Ich bezahlte ganz verwirrt, was wir getrunken hatten, und führte sie hinaus. Die anderen sahen uns verwundert nach.

Die Nacht war mild, man konnte gar nicht denken, daß es Winter war. Die endlos lange, stangengerade Rufacher Straße hinab liefen sich die runden Bogenlampen nach, bis sie ganz unten zusammenstießen. Ein paar faule Droschken schlichen über den Asphalt. Vom Theater her kamen laut schwatzende Menschen; die Vorstellung schien eben ihr Ende gefunden zu haben. Wir gingen gegen diese Menschen an; ich wollte Lia heimbringen, denn sie war so müde und zerschlagen, daß ich Angst um sie hatte.

Weil sie sich nur mühsam vorwärts bewegen konnte, schob ich meinen Arm unter ihren Ellenbogen und stützte sie so. Sie ergriff meine Hand und drückte sie so, daß es mir weh tat.

Ein kleines Gedränge nahm uns auf. Schöne Frauen in knisternden Kleidern unter dunklen Mänteln und Herren in dicken Überziehern, mit steifen Hüten auf dem Kopf. Die Frauen trugen über dem Haar spinnwebdünne Schleier, die unter dem milden Licht der Bogenlampen silbrige Funken warfen.

Digitized by Google

Da geschah es, gerade unter einer Lampe, die hochmastig über uns schaukelte, daß meine Augen in die verwunderten und, wie mir schien, schmerzlich aufleuchtenden Carry Dufours fielen. Ich erschrak heftig, obwohl ich doch nichts Böses getan hatte. Bevor ich grüßen konnte, war sie an der Seite Viktors, der mich nicht gesehen hatte, vorbei.

Da ergriff mich ein richtiger Zorn über Lia, die nun schuld war, wenn Carry eine üble und schiefe Erkenntnis über mich gewonnen hatte. Denn Lia bewegte sich in Kleidern, die wie ein buntes Plakat jedem sagten, welchem Stand sie angehörte.

Ich sagte heftig: „Nimm dich doch ein wenig zusammen, Lia. Alle Leute gucken uns ja an. Es ist wirklich ärgerlich, so mit dir gehen zu müssen."

Das hätte ich aber nicht sagen sollen. Denn jetzt fing sie so schrecklich an zu weinen, so ruckweise, daß man bei jedem Stoß meinen konnte, es drücke ihr die Luft ab, und die Leute sahen nun noch viel mehr und in einem gewissen Sinn mitleidiger her.

Ich machte weite Schritte, und sie hing an meinem Arm wie ein schlafendes Kind. Sie weinte ohne Aufhören, ich mochte sprechen wie ich wollte, sanft oder heftig. Es war, als hätte sie mich ganz vergessen und weinte nun einem Verlorenen nach, der meilenweit irgendwo über die Berge entflieht. Ihre Wohnung lag in einer engen Seitengasse, in der nur ärmliche Gaslaternen auf schlanken Eisenpfosten standen. Ich sah, wie Lias Hände flogen, als sie in ihrem Täschchen nach dem Hausschlüssel suchte; und dann konnte sie ihn nicht seiner Bestimmung zuführen. Als ich die Tür zurückgeschoben hatte, sagte sie unter Schluchzen, während sie in den Rahmen trat: „Einmal will ich dich noch sehen . . . Heute bin ich so herunter, daß ich nicht mehr sprechen kann . . . Aber einmal mußt du mich noch anhören . . . Ich will dir schreiben, wenn es besser mit mir ist. Wirst du kommen?"

„Ich komme", sagte ich, denn ich fühlte, daß sie eine Dummheit begehen würde, wenn ich mich widersetzte.

Sie küßte mir die Hand, und ich hörte, wie sie innen nach dem Schlüsselloch tastete. Traurig ging ich die trübselige Straße zurück und fürchtete mich fast, die belebtere Gegend zu durchmessen, um mein Zimmer aufzusuchen. Es schien mir, als höben vor mir alle Menschen strafend die Augenbrauen. Und ich wußte doch nicht, was ich getan hatte. Wenn ich das Mädchen nicht liebte, warum sollte ich bei ihm bleiben? Ich konnte mir nicht denken, daß ich eine Verpflichtung gegen sie habe, weil das im Kastaniengarten geschehen war . . .

Ich war ganz unzufrieden mit allem. Und am nächsten Morgen habe ich die Zeit verschlafen und bin eine halbe Stunde zu spät auf meine Redaktion gekommen. Der Chefredakteur tadelte mich nicht, hatte aber ein Stück Eis in seinem Wesen, so daß ich den ganzen Morgen fror. Als wir dann zusammen weggingen, meinte er so nebenhin: „Es scheint gestern abend spät bei Ihnen geworden zu sein."

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, lief er schon wieder in einem anderen Gespräch herum.

Unser Nachmittagsdienst fing erst um ein halb vier Uhr an; ich ging deshalb einmal nach dem Essen zu den Dufours hinaus, denn ich wollte nicht, daß Carry länger in einer falschen Meinung stehe. Ich fand sie allein in dem kleinen Musikzimmer, in dem ein ganz alter, brauner Stutzflügel träumte. Sie las ein Lied unter den Noten weg. Als ich hereintrat, hob sie erschrocken das Heft höher, und so sah ich, daß es aus dem „Trompeter von Säkkingen" war. Ich wunderte mich, daß sie solche süßlichen Sachen gern haben könnte und fragte sie darum.

„Ich weiß nicht, wie ich heute dazu komme", sagte sie verwirrt. „Es ist mir, glaube ich, ganz von allein in die Finger geglitten. Aber ich weiß auch nicht, was Sie gegen den Trompeter haben . . ."

„Ich kann ihn nicht leiden," antwortete ich, „wenn sein Komponist auch ein Landsmann von mir ist. Er hätte bei seinem ‚Rattenfänger' bleiben sollen, dann würde er jetzt ein Stüflein höher stehen."

Ich merkte wohl, daß ihre Gedanken gar nicht bei meinen Worten waren und konnte mir gut denken, warum das so war.

Und richtig, sie konnte ihre stupsnäsige Neugierde nicht im Kämmerlein halten, sondern ließ sie als ein wildes, armeschwenkendes

Digitized by Google

Mägdlein auf die Straße laufen. „Sie haben uns gestern abend wahrscheinlich gar nicht gesehen", fing sie an. „Wo wir aus dem Theater kamen . . .?"

Ich denke: Halt einmal, jetzt wollen wir Versteckens spielen.

„Gestern abend . . .?" sagte ich nachdenklich.

„Ja," sagte sie, „wir gingen durch die Rufacher Straße. Der Viktor und ich. Sie sind uns entgegengekommen . . ."

„Gestern abend . . .?" sagte ich noch einmal, mit dem Finger an der Nase.

Jetzt kann ihre Neugierde nicht mehr still sein. Sie steht da und tut den Mund gegen mich auf und ruft: „Ja, aber das müssen Sie doch noch wissen, ob Sie gestern abend durch die Rufacher Straße gegangen sind. Ich glaube sogar, es ist jemand bei Ihnen gewesen . . ."

Ich bin heidenmäßig froh, daß sie keine schwere Betrübnis aus der dummen Geschichte holt, und denke, daß ich nun noch ein Streckchen in meiner Neckerei weiterschwimmen kann.

„Aber ich weiß gar nicht," sage ich heuchlerisch, „daß gestern abend . . . Was habe ich denn da gemacht? Zu Nacht gegessen, und dann bin ich noch einmal auf der Redaktion gewesen . . . Und auf dem Rückweg habe ich unseren Maschinensetzer getroffen, mit dem bin ich ein Stück gegangen . . . Aber ich kann mich nicht erinnern, daß wir die Rufacher Straße passiert haben!"

„Oh, was sind Sie für ein Filou!" sagte sie jetzt lachend. „Seit wann rennt denn Ihr Maschinensetzer in Frauenkleidern herum?"

Ich wollte schon eine närrische Auskunft geben, da fiel ihr Gesicht aber mit einemmal in eine abweisende Gleichgültigkeit, und sie sagte mit trockener Stimme: „Es geht mich ja doch auch gar nichts an, mit wem Sie spazierengehen, Monsieur Barondiot!"

Da mußte ich mein Herz auf die Zunge nehmen, weil ich sehr erschrocken war, und sagte: „Aber Mamsell Carry, Sie haben doch nur Spaß gemacht, und ich dummer Teufel habe es auch so genommen . . . Wenn ich gewußt hätte, daß Sie Interesse dafür haben, so hätten Sie ja alles gleich wissen sollen. Und ich bin ja auch hauptsächlich deswegen hergekommen, weil ich mir gedacht habe, daß Sie sich am Ende falsche Gedanken machen . . ."

Was sollte nun das gute Mädchen denken? Kam ich nicht wie einer, der sich erklären will? Denn wie wäre es sonst so gehalten worden, daß ich mich bei einem Menschen entschuldige, weil ich mit einer anderen am Tag vorher durch die Straßen gegangen bin?

Sie schien auch hinter die Wahrheit in meinen Worten geraten zu sein, denn auf einmal saß sie ganz rot da und hatte die Augen im Schoß. Dann hob sie wieder die Stirn und sah mich so still und vertrauend an, daß ich wahrhaftig an nichts anderes mehr dachte, als wie ich ihr etwas Liebes tun könnte.

Ich dummer Mensch fand aber nur das eine Wort, und das sagte ich denn verlangend genug: „Carry!"

Da gab sie mir ihre Hände entgegen, und ich hielt sie, und wir wußten, was die Zeit gebracht hatte.

Abends mußte ich ins Theater, um eine Uraufführung zu beurteilen. Es war ein schwülstiges Stück von einem einheimischen Verseschreiber, dessen fünffüßige Jamben einherkrochen, als hätten sie nicht fünf, sondern nur anderthalb Füße. Ich hätte mich schändlich gelangweilt, wenn mir nicht ein so hübsches und, wie mir damals schien, großes Theater eine Neuigkeit gewesen wäre. In meiner Heimatstadt hatten wir nur einen langen, niederen Saal mit schwelenden Petroleumlampen und Kulissen, die manchmal die Kraft verloren und umfielen. Und eine rechtmäßige Truppe kam nie zu uns, immer nur Leute, die sonst verkracht waren und jetzt hinten am Thespiskarren schoben. Hier war aber ein richtiges städtisches Theater mit einer ständigen Truppe, zu der ganz bekannte Namen gehörten. Und die leuchtenden Toiletten, die da herumgetragen wurden. Das vornehme Wesen, das sich breit durch die Gänge und im Vestibül vorwärts bewegte. Die farbenfrohen Uniformen der Offiziere, grüne, blaue und weiße.

Als ich am Büfett ein Glas Limonade trank, trat der Doktor König zu mir. Das war der liberale Kandidat für die nächsten Landesausschußwahlen. Er war ein hagerer Herr mit einem bösen und geistreichen Gesicht. Ich habe immer gefunden, daß wirklich geistreiche

Digitized by Google

Menschen böse Gesichter haben; die anderen mit den runden, freundlichen Humoristengesichtern sind nur mit Talmisprit belastet. Der Doktor König fragte mich, wie es mir denn in dem Zeitungsberuf gefalle. Ich antwortete, daß ich als nichtsnutziger Ausreißer wahrhaftig froh sein müsse, unter ein wasserdichtes Dach geraten zu sein. Er lachte darüber und sagte, ich möge nur mit der Politik anfangen, sie verderbe zwar den Charakter, fördere aber stärker als alles andere das Philosophentum im Menschen. Er versprach, mich auf seiner nächsten Agitationsfahrt mitzunehmen. Das ist denn auch schon drei Tage später geschehen. Wir saßen zu viert in einer engen Mietsdroschke, die einem duseligen Kutscher und einem Pferdeskelettchen anvertraut war, das der Herrgott locker mit einem braunen Fell überspannt hatte. Wir rumpelten aus der Stadt und nahmen den Weg zu den Bergen. Ein milder Wintertag schritt plaudernd neben unserem Wägelchen her. Bald erzählte er uns von der Schönheit der verblichenen Blätter, die von einer verschwenderischen Hand über den ganzen Wasgau gestreut waren, bald von der duftigen Herbheit der dunklen Schollen, die wie erstarrte Wellen das flache Land bedeckten. Manchmal tat der Winter auch einen kleinen Pfeifer, dann mußten wir unsere Mantelkragen hochschlagen, damit unsere Ohren sich nicht beklagen konnten.

Man sah Burgen liegen, alle hoch auf den Kämmen und trotzig wie edle Tiere, die noch im Tod bedeutend sind. Unsere Straße stieg sanft hügelan, wir kamen ins richtige Weinland. Der Doktor König erfüllte die ganze Zeit mit witzigen Gesprächen, denen der Chefredakteur und unser Verleger, ein kleines, geschniegeltes Männchen aus Hamburg, mit nachlässiger Aufmerksamkeit zuhorchten.

In Türkheim, wo die Versammlung angesagt war, hielten wir vor einem großen Wirtshaus, das eine altertümliche Fassade und große Zimmer mit kostbaren, tiefbraunen Holztäfelungen hatte. Im oberen Saal waren Bänke für die Wähler aufgestellt, die der Doktor König bearbeiten wollte. Er selber kam hinter einen kleinen Tisch zu stehen, der immerfort wackelte und nicht zur Ruhe zu bringen war. Der Doktor ging mit schweren Hämmern gegen die eigensinnig geschnittenen Winzerköpfe los, um die spitzen Nägel seiner Weisheit tief genug in ihre Gehirne zu treiben. Man hörte manchmal ein spöttisches Lachen, das gaben die klerikal Gesinnten her, jedesmal, wenn ihr Pfarrer, der neben ihnen stand, mit einem hetzenden Blick das Zeichen dazu nickte.

Er sprach dann auch selber, der Pfarrer. Man konnte aus seinen Worten deutlich genug hören, wie er eigentlich im Lande gar nichts zu suchen hatte, sondern mit beiden Füßen drüben im Französischen stak.

Es wurde schon dunkel, als man die Säbel in die Scheide warf und in grimmigem Zorn auseinanderging. Während wir vor der Tür des Wirtshauses auf den Wagen warteten, schaukelte ein Mädchen vorüber, dessen Gesicht und Gestalt mich im Innersten erschreckten. Das war nicht eine Vision, die vor den grauen, kahlen Bäumen des Marsfeldes erschien, das war Gretel selbst. So setzt sie die Füße, so wirft sie in kleinen, zierlichen Kurven die Hände, so zeigt sie keck der Menschheit ihr sommersprossiges, wildes Gesicht.

Ich lief hin, weil ich mir nicht anders helfen konnte, vertrat ihr den Weg und wollte rufen: „Wie kommst denn du hierher, Gretel?!“ Da war es nur ein Spuk! Das Mädchen sah mich mit einer Art schelmischer Entrüstung an und sagte von oben her: „Pardon, Monsieur!“ und wischte mir unter den Augen weg.

Der Chefredakteur hatte es nicht gesehen, und darüber war ich heilfroh. Er hätte sonst wieder seine bissigen Lehren ausgepackt.

Mir aber war ein Dorn in die sündhafte Glückseligkeit der letzten Tage gefahren. Betrog ich nicht nach allen Seiten hin? Hier stand ein Mädchen, das mit meiner Kindheit gegangen war, widerborstig zwar und voll unfestlicher Abwehr, spottend des kleinen, eigenwilligen Jungen und doch bereit, ihn unter die Fittiche ihrer gewandteren Weiblichkeit zu holen. Und auf der anderen Seite kam ein Mädchen gegangen, unbelehrt noch, ohne den tiefen, wissenden Frauenblick in die Häßlichkeiten des Lebens, vertrauend dem Menschen, der mit heuchlerisch geöffneten Händen auf sie zuschritt . . . Ich war dieser Mensch mit den heuchlerischen Händen, und mein Kopf war wie mein Beruf: Ein Januskopf, der herüberwärts

Digitized by Google

weinte, hinüberwärts aber ein gezwungenes Lachen zeigte.

In der Nacht, die diesem Tag folgte, habe ich meinen zweiten Brief nach Belfort geschrieben. Es stand darin, daß es doch eine große Pflicht für uns beide sei, daß wir bald wieder zusammenkämen; denn es fügten sich an meinem Lebenshimmel trügerisch freundliche Wolken zusammen, hinter denen ich aber bereits das Gewitter einer verbrecherischen Untreue rauschen höre. Und meine achtzehn Jahre brausten zu wild in mir, als daß ich versprechen könnte, sie würden sich nicht über neue Erlebnisse werfen, wenn das erste und ursprünglichste sich immer in der Ferne halte.

Es gab auch die Frage in dem Brief, ob in ihrem Herzen noch keine Grenzverschiebung geschehen sei.

Noch ungeduldiger als die erste Antwort wartete ich die diesmalige ab. Unterdessen richtete sich meine Sehnsucht von Tag zu Tag heftiger und begehrender auf die Worte, die ich von denen daheim erhoffte. Es geschah aber nichts, was mich befriedigt hätte. Bis eines Tages gleich viel mehr vor mir hielt, als ich mich zu begehren getraut hatte.

Ich kam gerade von einem kleinen Brand, der in einem Seilerladen ausgebrochen war, und den ich angestaunt hatte, um ihn in unserer Zeitung bunt genug beschreiben zu können, schlenderte so ein wenig angegriffen über die Rufacher Straße, an den großen, glitzernden Schaufenstern hin, blinzelte über den Rappplatz, nach dem steifen, in seiner Gestrafftheit herausfordernden Denkmal des alten französischen Generals und dachte an den Brief, der nicht eintreffen wollte. Da rief über die Straße eine Stimme zu mir herüber, die mich in die Höhe und in munterstes Wachsein riß.

Die elektrische Bahn surrte gerade vorbei, ich suchte die Straße ab, nach oben und nach unten, da stand sie wahrhaftig in ihrer ganzen scheuen, spinnwebzarten Zierlichkeit, die so an die guten, alten Zeiten erinnerte, winkte mit den kleinen, schlanken Armchen und traute sich nicht zwischen den alten, lahmen Droschkenpferden durch, die schläfrig mit den dürren Köpfen nickten. Da stand sie, vor den klugen, ein wenig scharfen und hinter die Dinge blickenden Augen den funkelnden Klemmer, und die Kreppblumen auf ihrem kleinen Hut schwankten ganz hilflos und so, daß man wohl sehen konnte, sie paßten nicht in die größere Stadt und fühlten sich nur wohl, wenn sie über das liebe, holprige Pflaster des kleinen Städtchens getragen wurden, vorbei an den kleinen, alten Häuschen mit den schiefen Fensterkreuzen und dem körnigen Mauerbewurf.

Da drüben stand meine Mutter, und der Nichtsnutz, der seinen dicken Elsässerschädel gegen den Willen, als reuiger Sohn zurückzukehren, mächtig angestemmt hatte, lief diesem köstlichen Wunder mit einem lauten Jauchzer in die ausgebreiteten Arme.

„Aber Seppele, Seppele!" begrüßte mich die Mutter. „Was hast du uns angetan! Es ist keine Ehre, die du für dich eingelegt hast: und im ersten Schrecken haben wir gar nicht gewußt, was wir anfangen sollen. Alle Leute haben uns so sonderbar angeguckt, und man hat sich vorkommen müssen wie ganz schlechte und unehrliche Menschen . . ."

Ich führte sie in mein Zimmerchen, das nicht sehr weit von da lag, und sie mußte es sich auf meinem alten, harten Kanapee mit den weißen, gehäkelten Deckchen bequem machen. Sie legte aber erst den Hut sorgfältig auf mein Bett und steckte die gelösten Härchen an den Schläfen mit hausmütterlicher Sorgfalt zwischen die anderen, die brav geblieben waren.

Jetzt erfuhr ich auch, was mein Vater gesagt hatte, als meine Flucht offenkundig gewesen war. Ich schämte mich heimlich, daß ich ihn für kleiner gehalten hatte, weil ich damals meinte, er müsse mir Spürhunde auf die Fersen setzen.

„Der Vater hat jetzt viel zu arbeiten, seit die Ill übergetreten ist", erzählte die Mutter. „Er steht manchmal nächtelang bis über die Knie im Wasser, sie müssen Dämme bauen und Kanäle in die Matten, daß das Wasser sich verteilen kann. Es gefällt mir gar nicht, und ich habe alleweil Angst, daß er sich etwas an der Gesundheit holen könnte. Er ist ja nie ganz fest auf der Brust gewesen. Und jetzt hüstelt er seit ein paar Tagen, und die Pfeife schmeckt ihm nicht mehr so recht . . . Lieber Gott, wenn es nur kein Unglück wird!"

Ich versuchte sie zu trösten, so viel ich konnte, und sagte, daß ich ja auch zwei Hände

Digitized by Google

hätte, um zuzupacken; und wenn der Vater einmal vom Dienst zurücktreten müßte, wäre ich schon da, um seinen Platz auszufüllen.

„Wenn du nur Beamter geworden wärst, Seppele", klagte die Mutter. „Dann hättest du dein sicheres Gehalt und einmal eine gute Pension und ein angenehmes Leben. So ist das ja nichts Solides, du kannst jeden Tag wieder auf der Landstraße stehen. . . ."

„Davor fürchte ich mich nicht, Mütterle", gab ich fröhlich zur Antwort. „Denn die Landstraße kenne ich jetzt schon, und das zweitemal will ich besser mit ihr fertig werden als das erstemal."

Sie nannte mich einen Strudelkopf und küßte mich auf beide Backen.

Ich habe ihr dann die Stadt gezeigt, die sie noch nicht kannte, so närrisch sind manchmal die Leute bei uns: Paris und Nancy und ein paar der anderen großen Städte Frankreichs haben sie gesehen und mit hungrigen Augen verschlungen, aber von ihrer schöneren Heimat kennen sie nicht viel und lernen sie erst kennen, wenn eine dumme Notwendigkeit hinter ihnen steht und sie hineintreibt. Meine Mutter wunderte sich, daß die alte Stadt schon so viele neue Gesichter zeige, besonders der belebte Verkehr in der Rufacher- und Schlüsselstraße beschäftigte sie eifrig.

Ich sagte, sie könne doch noch einen Tag dableiben, dann wolle ich mir freinehmen und sie auf Drei-Ähren führen. Sie sträubte sich lang, fügte sich aber endlich, als ich versicherte, daß wir dem Vater ein Telegramm schicken würden, damit er wisse, wie die Sache sich entwickelt habe.

Wir trafen dann in der Stadt Carry und ihre Schwester Luise, die mich, wie immer, ein wenig unfreundlich begrüßte, was ich ihr mit dem nötigen Anstand und Freimut zurückgab. Aber meine Mutter wurde von beiden mit lebhafter Freude aufgenommen, und als die Mädchen hörten, daß sie über Nacht dableiben wollte, gaben sie gleich ihr Fremdenzimmer her, und dazu konnte ich meine Mutter nur beglückwünschen.

Wir saßen an diesem Abend lange bei den Dufours zusammen. Es war das erstemal, daß der Vater Dufour unter dem jungen Volk aushielt. Sonst war er immer in seine Kneipe gegangen, denn er hatte die kleine Schwäche, gern ein wenig über den Durst hinaus zu trinken. Diesmal blieb er aber bei uns und steckte voll guter Einfälle und handfester elsässischer Schwänke.

Es fiel mir auf, daß er das Welsche stark begünstigte, und ich fragte ihn darum.

„Oh, ma belle France!" rief er entzückt. „Wir, die vor dem Krieg geboren und groß geworden sind, könnten wir unsere Brüder vergessen? Lâche, qui trahit la belle France! Wir wollen nichts von den Preußen, als daß sie uns unsere Anhänglichkeit an Frankreich lassen."

„Sie sind also für die Revanche, Monsieur Dufour?"

Er schüttelte trübselig seinen weißen Kopf und sagte: „Das kommt vielleicht, vielleicht kommt es auch nie. Wir können nichts ändern. Aber wenn genug Kraft da ist, daß es kommen kann, dann will ich nicht der letzte sein, der den Säbel in die Faust nimmt."

Das stimmte mich nachdenklich, ich mußte an Gretels Vater denken, der auch ein alter Preußenfresser war. Ich sagte es später Carry, die mich lächelnd beruhigte: „Darauf müssen Sie keinen zu großen Wert legen, Monsieur Joseph. Hier sind die alten Bürger so. Sie sitzen ihr ganzes Leben lang auf dem einen Fleck und haben eine ganz andere Erziehung gehabt als wir. Und manches ist jetzt strenger und ordentlicher geworden. Dabei haben alle ihren harten Elsässerkopf, und sie müssen alleweil etwas zu schimpfen und zu wettern haben. Aber sie sind die schlimmsten nicht . . ."

„Und Deutschland kann froh sein, daß es so prächtige Menschen da unten sitzen hat", brachte ich ihre Gedanken fröhlich zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Abschied

Nun gib mir beide Hände
Und laß dein Herz mich recht verstehn!
Wenn alles geht zu Ende,
Werden noch stille Sterne stehn.

Ich weiß: nicht einen Sommer wird es währen,
Da wird am alten Apfelgartenzaun
Ein andrer dir inmitten reifer Ähren
Durchs tiefe Auge in die Seele schaun.

Und ich? Ich seh' auch ferne ohne Grämen
Noch oft vor mir ein Sommerröslein stehn,
Das einst ich fand so im Vorübergehn,
Und das zu schön war, um es mitzunehmen!

Fritz Alfred Zimmer.

Emanuel Geibel / Von Paul Pasig

Eine Jahrhundertbetrachtung. 1815 — 18. Oktober*) — 1915.

Man darf es gewiß nicht ohne weiteres Aberglauben schelten, wenn man in der Tatsache, daß der „Kaiserherold des Deutschen Reiches", wie man den Lübecker Dichter Emanuel Geibel treffend genannt hat, gerade am 18. Oktober 1815 das Licht der Welt erblickte, etwas anderes als einen blassen „Zufall" erblickt. Man vergegenwärtige sich nur: das Jahr 1815 brachte mit Waterloo und dem endgültigen Zusammenbruch der Napoleonischen Macht die unglückselige „Deutsche Bundesakte" (8. Juni), die unseres Vaterlandes Zersplitterung und Ohnmacht amtlich besiegelte. Und der 18. (17.) Oktober ist ewig denkwürdig durch das heiße Leipziger Völkerringen, das des Korsen Herrschaft über Deutschland jämmerlich zerschmetterte. Und gerade in dieser Zeit wurde uns jener geweihte Dichter geschenkt, der, wie kaum ein anderer vor und nach ihm, von der herrlichen Wiedergeburt und Auferstehung unseres Vaterlandes sang, der mit seines Liedes Waffen wider den dritten Napoleon stritt, und so auch an seinem Teile die deutsche Kaiserkrone mit erringen half, die das herrliche Gebäude deutscher Einigkeit und Stärke krönen sollte. . . . Ja, fürwahr, das denkwürdige Königswort von Sedans blutgetränktem Schlachtfelde: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!", durfte auch Geibel auf die glorreiche Erfüllung seiner Jünglingsträume anwenden, wie er sie in „Letzter Wunsch" ausspricht:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig,
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art! . . .

Laß mich's einmal noch vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn,
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn."

Und ist das nicht auch wundersam, daß dieser ersehnte „Meister" in dem gleichen Jahre wie unser Dichter geboren ward? Daß er, als letzterer das Licht der Welt erblickte, bereits Erdenluft atmete seit dem 1. April? . . .

Geibel hatte als Sohn eines Geistlichen die Luft eines evangelischen Pfarrhauses eingesogen. Das und der starke Einfluß einer frommen Mutter gaben seinem Dichten jenen tief innerlichen Charakter, den man mit dem platten Worte „religiös" keineswegs genügend kennzeichnet. Es ist vielmehr der unbedingte Glaube an das Walten einer ewigen Vorsehung, die nach unwandelbaren, sittlichen Gesetzen alles zum Heile des Geschaffenen fügt. Unser Dichter spricht diesen Gedanken in

*) Als Datum der Geburt des Dichters wird allgemein der 18. Oktober (1815) angenommen. Gaedertz suchte in der „Gegenwart" 1885 nachzuweisen, daß es richtiger der 17. Oktober sei, den auch der „Große Meyer" angibt.

Digitized by Google

der Widmung seiner ersten Gedichtsammlung (1840) an Klara Kugler treffend aus:

„Wenn draußen der verworrne Reigen
Des Tages laut und lauter scholl,
Lernt' ich zum Born hinabzusteigen,
Aus dem mir ew'ge Wahrheit quoll.
Mir spielte nie mit kühler Schwinge
Ums Haupt der Odem der Natur,
Und einsam den Gesang der Dinge
Vernahm mein Ohr aus Wald und Flur.

Da ward es hell mir im Gemüte,
Ich sah durch eines Geistes Weh'n
Der Zeiten Schritt, der Blumen Blüte
In heil'ger Ordnung wechselnd gehn;
Ich sah den Tod das Sein gebären,
Den Einklang hört' ich durch im Zwist,
Und ahnend, lernt' ich tief verehren
Das Wunder dessen, was da ist."

Diese Innerlichkeit, diese Gemütstiefe der Geibelschen Dichtungen, die freilich einem Gutzkow zu dem Spotte Anlaß gaben, sie seien nach Gesangbuchmelodien gedichtet, gehören zu ihrem echt deutschen Charakter. Denn immer waren Deutschtum und starkes Gottvertrauen gepaart, wie wir es ja erst in der jüngsten, großen Zeit, ähnlich wie 1870-71, erleben durften. Und damit eng zusammen hängt es, daß Geibel auch zu singen wußte „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt". Denn die zartesten, duftigsten Liebesblüten entsprießen der unergründlichen Tiefe des deutschen Gemütes. Wir brauchen sie nur anzudeuten, die allbekannten Geibelschen Lieder, wie „Wenn sich zwei Herzen scheiden", „Wo still ein Herz in Liebe glüht", sodann die frischen Wanderlieder „Der Mai ist gekommen", „Wer recht in Freuden wandern will", das ein linder Balsam in die Seele träufelnde „Schon fängt es an zu dämmern", ferner „Und dräut der Winter noch so sehr", und wie sie alle heißen, jene köstlichen Liederperlen, die unseren Dichter zum ersten deutschen Lyriker des vorigen Jahrhunderts und zu einem der besten Sänger aller Zeiten erheben. Aber auch als Epiker verdient Geibel uneingeschränktes Lob, vor allem war er Meister in jener Stimmungsmalerei, die zwar keine größeren, in wuchtigen, verschnörkelten Goldrahmen prunkenden Gemälde schuf, wohl aber liebliche, teilweise tief ergreifende Miniaturen, die vortrefflich die Lage erfaßten, sie in kurzen, charaktervollen Strichen zeichnen und zum Herzen sprechen. Wer kennt nicht „Bildhauer des Hadrian", den „Tod des Tiberius", „Babel", „Gudruns Klage", „Rheinsage", das vielgesungene „Der Zigeunerbube im Norden" u. a. m.? Geibel ist eben in erster Linie Lyriker, und daraus erklärt es sich, daß auch in seine Epik der sangbare Ton mit hineinklingt, und selbst diese Dichtungen zur Vertonung sehr geeignet macht. Auch von den Dramen Geibels möchte das teilweise gelten, obwohl auf diesem Gebiete unser Dichter, wie nicht anders zu erwarten, nicht gerade den Unsterblichen beigezählt werden kann. Es fehlt eben ihm, dem aus Herzens- und Gemütstiefe Singenden, die dramatische Gestaltungskraft, die Charaktere bildet und zu Helden heranreifen läßt. Gleichwohl haben seine Tragödie „Brunhilde", das graziöse Lustspiel „Meister Andrea", sein preisgekröntes Trauerspiel „Sophonisbe" u. a. verdiente Anerkennung gefunden. Auch als formgewandter Übersetzer, namentlich romanischer Lyrik, teilweise in Verbindung mit gleichgestimmten Dichtern (Graf Schack, H. Leuthold u. a.) hat sich Geibel einen Namen gemacht. Am bekanntesten ist sein „Romanzero der Spanier und Portugiesen" und sein „Klassisches Liederbuch" geworden.

Aber als vaterländischer Dichter steht, zumal heute, wo unser Volk aufs neue und hoffentlich zum letzten Male um Sein und Ehre ringt, Geibel unserem Herzen doch am nächsten. Seine politischen, auf Einheit, Freiheit und Machtherrlichkeit des deutschen Vaterlandes gestimmten Lieder sind Weissagung und Erfüllung zugleich. Das „Vaterland" ist der Grundton, ihm weihte er sein reinstes, tiefstes Singen und Sagen, sein Amt, seines Lebens ganzes Streben. Als er den Sieger von Königgrätz bei dessen Einzuge in die alte Hansastadt Lübeck (13. September 1868) in einem weihevollen Liedergruß bewillkommnet hatte, der in den Wunsch ausklang:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht",

sah er sich veranlaßt, seine Stellung in München, wo er seit 1851 in freier Dichtertätigkeit als Honorarprofessor lebte und wirkte und den Mittelpunkt jenes bedeutsamen Dichterkreises bildete, aufzugeben und nach seiner Vaterstadt Lübeck überzusiedeln, wo er nun bis an sein Lebensende, 6. April 1884, im Dienste der Musen tätig war. Hier sah er namentlich während des französischen Krieges sein Sehnen und Hoffen über alles Erwarten herrlich in Erfüllung gehen und begleitete mit seiner reichgestimmten Harfe Weiheklängen den Siegesmarsch unserer tapferen Heere bis nach Paris. Seine Kriegslieder („Empor, mein Volk, das Schwert zur Hand", „Habt ihr in hohen Lüften", vor allem, „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm ...", ferner „Heil euch im Siegerkranz" usw.) gehören zu den besten jener großen Zeit, und wie mag er es tiefinnerlich mitempfunden haben, als er nach der Kaiserproklamation in Versailles (18. Januar 1871) die „Kaiserwitwe" Germania zur „Neuvermählung" begrüßen durfte („An Deutschland"):

„Drum wirf hinweg den Witwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz!"

Digitized by Google

Geibels Gedichte erschienen in verschiedenen Ausgaben. Die hundertste Auflage der besten, im Jahre 1840 erschienenen Sammlung „Gedichte" konnte dem Dichter als schönste, sichtbarste Anerkennung auf den Sarg gelegt werden. Außerdem gab er „Zeitstimmen", „Juniuslieder", „Spätherbstblätter" u. a. heraus, sämtlich bis heute in hohen Auflagen erschienen. Und ein Dichter wie Emanuel Geibel wird und kann nicht sterben. Denn sein Singen und Sagen ist zu innig mit des Vaterlandes Sein und Ruhm verwachsen. Ihm, unseres Reiches geweihtem Dichterherold, werden noch die spätesten Enkel dankerfüllt den Kranz der Unsterblichkeit reichen.

*

Die Kugel

Gefangene beim Spiel um Kupfergeld:
Die Muße stimmt die ernsten Züge heiter;
Ein Fehlwurf! Kürzer ist das Ziel gestellt:
Die Kugel rollt um eine Spanne weiter.

Am Abend — Träume aus der Heimatwelt,
Erinnerungen ... Schmerz ist ihr Begleiter. ...
Ob Frankreich siegt? Sie sehn zum Sternenzelt,
Die Weltenkugel rollt gleichgültig weiter. ...

Ein Todeskampf auf blutgetränktem Feld,
In kühnem Ansturm stürzen wild zwei Reiter,
Viel hundert folgen, Lanzen tief gefällt:
Die Kugel eilt, die Schlacht, das Schicksal weiter.

Julius Haupt.

*

Seppel / Von Alb. G. Krueger

Erzählung nach Tatsachen (Schluß.)

Endlich hatte Seppel den Baum erreicht. Heftig keuchend blieb er eine Weile liegen und rang nach Atem. Dann packte er den Stamm mit beiden Händen, schob sich langsam, vorsichtig, Zoll für Zoll an ihm empor und schaute um sich.

Deutlich drang das Lachen und Schwatzen aus der russischen Stellung zu ihm herüber. Die schienen dort ganz sorglos. In dem Walde erklang der abgebrochene, sehnsüchtige Ruf eines liebebedürftigen Steinkauzes. Ein seltsam weicher, klagender Laut, der eigentümlich an die Seele griff. Aber wo befand sich nun die Bohlenwand? Angestrengt suchte Seppel den ganzen Horizont ab. Er vermochte sie nicht zu entdecken. Der Nebel schien dichter zu werden. Und eine fürchterliche Angst, die Sprengung nicht rechtzeitig bewirken zu können, befiel mit aller Gewalt seine Seele.

Da fegte plötzlich ein starker Windstoß über das Gelände, riß für Sekunden die verhüllenden Schleier auseinander, und ermöglichte einen deutlicheren Ausblick. Scharf äugte Seppel voraus. Drahtverhaue wie Sand am Meer. Aber wo war die Wand? — Ha! — Fast hätte er einen lauten Freudenruf ausgestoßen. Dort unten schob sie sich ja massig und düster aus dem Nebel heraus. Und was Seppel besonders freute, genau in der Richtung von ihm auf sie zu, stand ein rohes, hohes Holzkreuz, wahrscheinlich das Zeichen eines Russengrabes. Dieses konnte er beim Vorankriechen in das Auge fassen. So verlor er die Richtung nicht mehr.

Nun gab es aber auch kein Zögern weiter. Schnell und vorsichtig ließ er sich an dem Stamm niedergleiten, schnallte den Rucksack mit dem Sprengkasten fester, visierte noch einmal die einzuschlagende Richtung ab und schob sich dann, so schnell er es, ohne Geräusch zu verursachen, bewirken konnte, vorwärts, seiner Wand zu.

Ein mühselig Stück Arbeit aber war das! Wie eine Schlange mußte er sich zwischen Busch und Geröll, durch Senkungen und über Erhebungen, winden. Dann wieder hielt er sekundenlang an, um zu lauschen, zu beobachten. Bald genug steiften sich die Gelenke, schmerzte jede einzige Stelle seines Körpers, stand dieser in Schweiß. Aber nichts vermochte ihn aufzuhalten. Vorwärts strebte der kühne Pionier, rücksichtslos vorwärts.

Dabei wuchs die Sorge, nicht rechtzeitig mit seiner Arbeit fertig werden zu können, in seiner Seele zur Riesin. Einmal kam ihm auch verworren der Gedanke, daß er in Atome zerrissen werden müsse, sobald eine irrende Kugel zufällig den Sprengkasten traf. Und er schauerte leicht. Gewiß nicht aus Todesfurcht. Aus Sorge, dann seinen Auftrag nicht mehr ausführen zu können.

Erneut stutzte er jetzt. Vor ihm spannte sich plötzlich ein hemmender Drahtverhau. Wetter, den mußten die Russen erst unlängst fertiggestellt haben. Von ihm wußte man in den heimischen Gräben bestimmt noch nichts. Ein schneller Blick nach rechts und links überzeugte Rammelspacher,

Digitized by Google

daß das Hindernis nicht wohl zu umgehen war. Auch gut. Also durch!

Vorsichtig legte er zunächst die Zange mit den Isoliergriffen an den Draht, um zu sehen, ob er elektrisch geladen war. Die Zange bewies das Gegenteil. Und mit wenigen, energischen Schnitten war ein Loch hergestellt, das Seppel mit Gepäck und allem bequem durchließ.

Nun noch eine letzte, fürchterliche Kraftanstrengung, und völlig ausgepumpt, mit flatternden Gliedern, entsetzlich nach Atem ringend, lag er an der erfieberten Bohlenwand.

Obschon Seppel sich mit aller Energie zusammenriß, dauerte es dennoch mehrere Minuten, ehe er sich soweit erholt hatte, um seine Arbeit beginnen zu können. Schnell genug war dann die Mine sachgemäß gelegt, und an ihren Polen der Draht befestigt, der sie mit der Zündmaschine verband. Eben war er im Begriff, den Draht abzurollen, und sich zurückzuziehen. Da erstarrte plötzlich sein Blut zu Eis. Mit einem schmerzenden Ruck setzte sein Herz aus, um dann sofort in rasenden Schlägen, die bis oben in den Hals hinein nachvibrierten, loszuhämmern. Rechts, noch weit entfernt, glaubte er den unbestimmten Schall von Fußtritten zu vernehmen. Und diese fürchterliche Entdeckung lähmte sein Denken und Fühlen für Minuten so gründlich, daß er völlig bewegungslos da hockte, und mit weit aufgerissenen Augen in die Richtung starrte, aus der die Schritte hörbar wurden.

Allmählich nur begann sich die Sturmflut der in seinem Hirn durcheinanderbrausenden Gedanken ein wenig zu ordnen. Und damit kehrte auch seine Willenskraft, in etwas wenigstens, zurück. Immer noch dunkel und unbestimmt drängte sich ihm die Notwendigkeit auf, zunächst einmal festzustellen, wohin sich die gehörten Schritte lenkten. Lang streckte er sich also aus, preßte das Ohr fest an den Boden und lauschte, während seine Glieder wie im Fieberfrost schütterten.

Tatsächlich waren es Schritte, die er vernommen, deutlich erkennbares Tappen schwerer Stiefel. Sie kamen direkt auf ihn zu.

Das war der Tod, der sichere, unabwendbare Tod — so, oder so!

Diese eiserne Gewißheit schlug so unerwartet wie mit Keulen auf ihn ein, daß er zunächst reglos in seiner lauschenden Stellung verharrte. Ganz gewiß, lediglich in der Voraussetzung, rasch von seinem Leben befreit zu werden, das für ihn eine Last war, hatte er sich freiwillig für den Krieg einstellen lassen, hatte er seither die tollkühnsten, wildesten Sachen unternommen. Aber die unmittelbare Nähe, die Majestät des Todes hat unter allen Umständen etwas Überwältigendes. Kein Wunder also, wenn selbst den „eisernen Seppel" sekundenlang das Grauen schüttelte.

Die kleine Schwäche dauerte indessen nicht lange. Als er sich mit kreidebleichem Gesicht endlich aufrichtete, lag der Weg, den er zu gehen hatte, klar vor seinen Augen. Und die richtige Erkenntnis desselben gab ihm mit einem Schlage die Gelassenheit seiner Seele zurück.

Mehr noch! In dieser Seele begann es plötzlich seltsam, dämonisch zu glühen. Immer höher schlug sein Herz in einem ihm bisher ganz unbekannten Freudengefühl, das er weder zu rubrizieren, noch zu klassifizieren vermochte, das ihn aber im Augenblick mit einer enormen Tatkraft und Tatfreudigkeit versah. Es war das plötzlich freiwerdende Bewußtsein des ihm bisher latent eigen gewesenen Heldentums, das ihn mit aller Gewalt packte, schüttelte, fortriß!

Seltsam, daß ihm dabei alsbald traumhaft ein Bibelspruch durch die Seele zitterte, den er als Knabe einmal lernen mußte: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Freunde!"

Ruhig und gelassen wurden nun Seppels Bewegungen. Die Logik kehrte in sein wirres Denken zurück. Und er überlegte: Die Schritte konnten nur von einer russischen Patrouille herrühren, die ausgesandt war, die Drahtverhaue zu kontrollieren. Diese Patrouille mußte ihn finden, unbedingt, sicher. Alles kam nun darauf an, daß sie ihn nicht vor dem Aufsteigen der roten Raketen bespürte.

Rasch schnitt Seppel den Verbindungsdraht durch, und ließ an der Mine nur ein Stück, das er beim Aufrechtstehen bequem in der Hand halten konnte. An dieses Stück schloß er die Pole der Zündmaschine an, richtete sich auf, preßte sich fest mit dem Rücken an die Bohlen, um den Russen so lange als irgend möglich, unsichtbar zu bleiben, und die Zündmaschine mit beiden Händen umklammernd, harrte er der Dinge, die da kommen mußten.

Näher klang jetzt der Schall der Schritte, deutlicher. Bereits konnte Rammelspacher die unterdrückte Unterhaltung der Leute vernehmen, die keine Gefahr für möglich hielten. Er wandte nicht einmal mehr den Kopf danach. Fest die Blicke an die deutsche Stellung geheftet, zitterte er dem Aufsteigen der roten Raketen entgegen.

Nun waren die Russen heran. Mit einem erschreckten: „Boge moij!" prallte der nächste mehrere Schritte zurück, als er die hohe, dunkle Gestalt an den Bohlen bemerkte. Auch die anderen starrten entsetzt auf die unvermutete Erscheinung.

Minutenlang verharrten sie so in starrem Staunen, ohne irgendeinen Entschluß fassen zu können. Dann ermannte sich der Führer der Patrouille, senkte das Bajonett, trat einen Schritt vor und rief Seppel mit einem gellenden „Heij!" an.

Digitized by Google

Der aber merkt von alledem nichts. Seine weitabgewandten Augen sehen soeben drei feurige Punkte aus der deutschen Schützenlinie aufsteigen, oben an dem dunklen Nachthimmel einen kleinen Bogen beschreiben, um dann auseinanderprasselnd das Gelände mit einem intensiven, roten Licht zu übergießen. — Es ist Zeit!

In seiner Seele zittert es leise, demütig: „Herr, vergib mir, so wie ich ihr vergab!" Die wahnsinnige Glut, die sein Inneres erfüllt, droht ihm momentan die Brust zu zersprengen, reißt ihm plötzlich, unvermittelt, mit aller Gewalt das Lied der Deutschen aus der Kehle. Und, während sein dröhnendes: „Deutschland, Deutschland über alles . . . . ." in die Nacht braust, wirbelt er mit fester Hand die Kurbel der Zündmaschine herum.

Eine Sekunde nur noch herrscht sein Gesang allein im Felde. Dann zuckt eine mächtige Stichflamme auf, der im Augenblick ein turmhoher Feuerberg folgt, untermischt mit gen Himmel rasenden Holz- und Steintrümmern, Erdmassen und Menschenfetzen. Eine ungeheure, fürchterliche Detonation begleitet die Flamme und läßt die Erde weithin erzittern. Minutenlang verschwindet dann alles unter einer gewaltigen, schweren, fettigen Qualmmasse. Und als diese sich verzieht, ist von der Bohlenwand, vom Seppel und von den Russen kein Atom mehr vorhanden. Wo sie sich befanden, gähnt ein viele Meter tiefes, breites, gräßliches Loch, in das die gen Himmel geschleuderten Erd- und Steinmassen nun mit Donnergepolter zurückschmettern. —

Jetzt rast mit Eilzugsgeschwindigkeit eine sprühende Feuerschlange der deutschen Linie entlang. Neben, hinter, über ihr schießen sofort hinterher gierige Flammenzungen auf. In wenigen Sekunden füllt sich die Luft mit heulenden, sausenden, pfeifenden Wesen. Auch am Russenstand beginnt es zu glühen und zu sprühen. Überall lodernde Feuer, zuckende Blitze, Dunst, Qualm. Die Welt steht in Flammen. Und ein Krachen, Donnern, Poltern, Bersten und Schmettern setzt ein, als ob die alte, geduldige Erde aus allen Fugen gehen will, als ob die Titanen der Tiefe erwacht sind zur Schlacht, und in rasender Wut die Waffen schütteln.

Da löst sich plötzlich aus diesem erschütternden Chaos ein sonderbarer Ton, schwach noch und von dem Donner übertönt, schwillt rapide an, mehr und mehr, wächst ins Riesenhafte, Unglaubliche, bis er endlich die Erde erdröhnen und das gräßliche Donnerkrachen verhallen macht. Es ist der furchtbare, nervenmordende, Entsetzen verbreitende Schlachtruf der Deutschen, die plötzlich zu Tausenden das weite Gefilde decken, sich in rasendem, unwiderstehlichem Ansturm auf die Russen werfen, und unter Strömen von Blut, Rauch, Feuer, Brüllen und Stöhnen Hekatomben von Menschenwesen dem Gott des Krieges opfern.

Und über dem Greuel der Verwüstung schwebt eine lichte Gestalt. Er, der sein Leben gab für die Brüder. Er, dem die Erde nur Leid brachte, und der nun in reinen, lichten Höhen, den Frieden fand, welchen die Welt nicht zu bieten vermag.

Groß Heldentum trügt nimmer!

*

Daheim*)

Schlafe nun, Kind, dein Vater ist fern,
Und fern ist dort oben der Abendstern —
Fern und so nah.
Siehst du ihn blinken, schlafe schnell ein,
Fällt wohl in den Traum dir sein goldener Schein —
Vater ist da!

Schlaf' nun und träume und lächle still —
Oh, heilig ist, was dein Vater will.
Und so du weinst, —
Geht er, ach, laß ihn nicht traurig gehn,
Sag', heute noch könntest du's nicht verstehn —
Aber dereinst!

Schläfst du schon, Liebling? Bist noch so klein
Und machst doch, wo du mich lässest allein,
Mir schon so bang.
Will, bis durchs Fenster den Tag ich seh' graun,
Sein liebes Antlitz in deinem schaun —
Bleib' nicht zu lang!

Otta Overhof.

*) Aus dem im Verlage K. Curtius, Berlin, erscheinenden Drama „Am Abhang".

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Marcell Salzer. **Beim deutschen Kronprinzen und seiner Armee.** Eine feldgraue Vortragsreise. Hamburg 1915. Anton J. Benjamin.

Ich habe das Werkchen mit großem Vergnügen und stellenweise auch mit Rührung gelesen, es zeigt uns unser Heer in Feindesland von der rein menschlichen Seite, und wir dürfen dem Verfasser für seine Darstellung aufrichtig dankbar sein. Ein Kriegsbüchlein ist es, das eigentlich nichts Kriegerisches enthält und doch so überaus bezeichnend im kleinen die gewaltige Organisation des Ganzen widerspiegelt, wofür das „Rundschreiben des A. O. K. 5." auf Seite 27 ein prachtvolles Beispiel gibt. Ich hoffe, daß viele Freunde des prächtigen Künstlers und warmherzigen Menschenfreundes sich das ganz orginelle Büchlein erstehen werden, niemand wird es bereuen.

Albert Stötzner. **Auf der Walze.** Aufzeichnungen eines Handwerksburschen. Preis 1 Mark.

Es wird für viele eine Überraschung sein, in unseren Tagen noch von dem Landstraßen- und Wanderleben unserer Handwerksburschen zu hören. Stötzner hat als junger Buchdruckergeselle den Wanderstab ergriffen und schildert seine Erlebnisse in höchst anschaulicher und amüsanter Weise. Die menschlichen Typen, die er vor uns hinstellt, sind eine wahre Fundgrube für Psychologen, andererseits kommt auch die reine Unterhaltung nicht zu kurz. Jedenfalls kann ich das kleine Werkchen, obgleich es nichts vom Kriege enthält, aufs beste empfehlen, und ich darf dem Verfasser gegenüber die Hoffnung aussprechen, daß es nicht das letzte Erzeugnis seiner gewandten Feder ist. Dr. Erich Janke.

Vermischtes

Herr Vandervelde und seine belgischen Sozialdemokraten. Was belgische Sozialdemokraten von ihrem „Führer" Vandervelde halten, darüber veröffentlicht der bekannte Schriftsteller Anton Fendrich in dem Büchlein „Mit dem Auto an der Front, Kriegserlebnisse" (Stuttgart, Frankhsche Verlagsbuchhandlung, Preis geheftet 1 Mk, gebd. 1,60 Mk.) folgendes Zwiegespräch, das er mit belgischen Gefangenen hatte:

Ich fragte einen der Belgier, woher er gebürtig sei.

„Aus Brüssel, mein Herr."

„Was für eine Beschäftigung haben sie gehabt?"

„Ich war Briefträger, mein Herr."

„Da sind sie wohl Sozialist?"

„Gewesen, mein Herr, gewesen!" sagte der kleine Belgier bestimmt und trocken.

„Warum nicht mehr? Sie haben ja bei Kriegsausbruch einen sozialistischen Minister bekommen! — Vandervelde! — —"

Der Schatten einer kaum merklichen Grimasse huschte über das Gesicht der Soldaten.

„Je m'en fouts'"*)

„Was haben Sie gegen Vandervelde? Es ist doch bei euch in den Schützengräben gewesen."

„Bei uns in den Gräben?" Er lachte. „Bei uns auf jeden Fall nicht. Auch sonst wohl nirgends, ganz gewiß. Ja, in Amerika, und hinten in den Lazaretten hat er das Maul verrissen."

„Es hat aber in allen französischen Zeitungen gestanden, daß Vandervelde im Granatfeuer die Soldaten zum Aushalten ermutigt habe", sagte ich.

Es entstand eine kleine Pause, ich bot den Leuten Zigaretten an. Der Kleine mit dem roten Bärtchen sah seine Kameraden der Reihe nach an, als ob er ihnen sagen wollte, sie wüßten doch, wie die Dinge gelegen hatten, und fing plötzlich mit einer nicht unsympathischen Beredtsamkeit an:

„Wir haben, mein Herr, seit August in den Gräben gelegen und haben keine Anfeuerung durch Herrn Vandervelde nötig gehabt. Aber ich will ihnen sagen, wer zu uns gekommen ist. Unser König hat uns in den Gräben besucht, während die Kugeln nur so pfiffen und — er steigerte seine Stimme — für unsern König und unser Vaterland haben wir uns geschlagen. Aber wenn die letzte belgische Ecke da oben von euch Deutschen auch noch genommen sein wird, dann gehen wir wieder heim und scheren uns einen Teufel um Vandervelde und Joffre und French."

Ein Beifallsgemurmel seiner fünf Kameraden folgte dieser kleinen Rede, die ich hier im Deutschen wiederhole, genau so, wie sie gehalten wurde.

*) Ein im Deutschen schwer wiederzugebender Ausdruck, etwa mit der Bedeutung: „Der hat mir nichts zu sagen!"

Anekdoten

Der Geheimsekretär R. in D. hatte einen treuen Diener, den er in seinem Alter keine Not leiden ließ und ihn nach Verdienst in Ehren hielt. Einst war R. unwohl. Der alte, besorgte Diener besuchte ihn und sagte mit Teilnahme: „Ei, ei, Herr Geheimsekretär! Sie sehen recht schlecht aus." Ihm fiel aber sogleich ein, daß es unschicklich sei, dies einem Kranken zu sagen, schnell und treuherzig fügte er also hinzu: „Doch, Sie haben in Ihrem ganzen Leben nie gut ausgesehen."

Der Schweizer Johann Heinrich Maier, welcher im Jahre 1812 eine Reise nach Konstantinopel, Ägypten, Jerusalem und auf den Libanon machte, erzählte, er sei in Salonichi an ein Handlungshaus empfohlen worden, das einen deutschen Namen führte. Kein Individuum des Hauses verstand aber ein Wort Deutsch, es waren Italiener, und die deutsche Firma war bloß deshalb angenommen worden, weil der Deutsche überall noch mehr Kredit findet als jede andere Nation.

„Dies sind noch die späten Früchte der alten Treu und Redlichkeit," setzt Maier hinzu, „die einst so gut auf deutschem Grund und Boden gediehen.

Inhalt des Heftes 3: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Abschied. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Emanuel Geibel. Eine Jahrhundertbetrachtung von Paul Pasig. — Die Kugel. Gedicht von Julius Haupt. — Seppel. Erzählung von Alb. G. Krueger. (Schluß). — Daheim. Gedicht von Otta Oberhof. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 16. Oktober 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 4

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

3. Fortsetzung.

Wäre nicht jetzt noch Professor Degenhardt erschienen, und hätte sie nicht jedes Aufsehen vermeiden wollen, so hätte Irmgard unverzüglich die Gesellschaft verlassen. — Aber kaum hatte Frau Lohmann sie freigegeben, so kam Roderich auf sie zu: „Ich soll dir noch eine besondere Empfehlung vom Herrn Schulrat übermitteln." Dann zögerte er einen Augenblick, als wollte er noch etwas hinzufügen, wandte sich aber dann unvermittelt ab, als Doktor Lorenz sich näherte. Er zog sich mit dem Bürgermeister und dem Theaterdirektor in das Rauchzimmer zurück. Der Bürgermeister benutzte sofort die Gelegenheit, das Gespräch auf den Punkt zu bringen, der ihm heute am Herzen zu liegen schien.

„Ihre kleine Schwägerin hatte ich heute die Ehre, zu Tisch zu führen, Herr Direktor. Es wird doch Rambach gelingen, sie hierher zu fesseln? Es wäre wirklich schade, wenn Fräulein v. Dünow uns verlassen wollte."

Professor Degenhardt stäubte seine Zigarre in aller Seelenruhe ab, ohne ein Wort der Entgegnung zu äußern.

Trotz der behaglichen Klubsessel, trotz der Kognakflaschenbatterien und der echten Importen entstand eine etwas peinliche Stimmung.

Da ergriff der Theaterdirektor ganz spontan Fräulein v. Dünows Partei, ohne die Vermittlerrolle, die er hier spielte, auch nur zu ahnen.

„Meine Frau und ich sind Fräulein v. Dünow zu ganz besonderem Dank verpflichtet. Sie hat sich Ritas sehr angenommen, opfert ihr so viel freie Zeit, gibt ihr Nachhilfestunden und weist mit Entschiedenheit jedes Honorar und selbst jeden Dank zurück, so daß wir tief in ihrer Schuld sind."

Degenhardt traute seinen Ohren kaum. Das sagte der Vater des Kindes, um dessentwillen er Irmgard entlassen wollte.

Bürgermeister Lohmann wies nach dem Nebenzimmer: „Meine Tochter Stella, da sehen Sie nur, sie ist eifersüchtig auf die Gunstbeweise, die Doktor Lorenz zufließen. Sie liebt Fräulein v. Dünow schwärmerisch."

Durch eine Raffung der Portiere konnte man Stellas unmutvolles Gesicht sehen, ihre Augen hingen an Irmgard; von Zeit zu Zeit funkelte ein Blick des Hasses zu Lorenz hinüber. Sie begriff dieses Spiel der beiden nicht. Sie hätte Irmgard warnen mögen. Sie kannte ja diesen Lorenz viel besser, wußte, was für ein gewissenloser Quälgeist er war. Vorläufig tyrannisierte er seine Schülerinnen, später würde er seine Frau tyrannisieren. Keinen Menschen auf der Welt haßte sie so inbrünstig wie diese Pauker- und Schinderseele! Und gerade den liebte Irmgard, die ihr wie die Verkörperung alles Edlen und Reinen erschien.

Niemals in späteren Lebensphasen steigern sich Haß und Verehrung zu so ungemessenen, die ganze Seele erfassenden Tiefen wie in den Entwicklungsjahren. Da wird nicht geprüft, sondiert, erwogen, da herrscht oft ein einziger, hemmungsloser Impuls.

Stella wurde von ihrer Mutter daran erinnert, ihre Haustochterpflichten nicht zu ver-

Digitized by Google

nachlässigen; sie reichte Konfekt in zierlichen Schalen herum. Alle, selbst der Direktor, hatten ein liebenswürdiges Scherzwort für sie, nur Irmgard und Lorenz standen weltentrückt und beachteten sie gar nicht. — Kurz vor Aufbruch wandte sich Irmgard ihr endlich mit der ihr eigenen gewinnenden Liebenswürdigkeit zu: „Stella, Sie kommen doch mit ins Theater?"

„Nein, heute ist nur Honoratiorentag, dazu zähle ich noch nicht. Aber Sie werden mich sicher auch kaum vermissen, Fräulein v. Dünow", antwortete sie.

Irmgard sah sie erstaunt an. Was sollte denn das?

Stella war ganz heiß vor Erregung, und ehe sie selber wußte, wie's geschah, zog sie die ganz verdutzte Irmgard mit sich in ihr Zimmer, brach in Tränen aus und sagte:

„Sie, gerade Sie, Fräulein v. Dünow, dürfen diesen Menschen nicht heiraten, Sie wissen nicht, wie gemein, wie proletenhaft er innerlich ist, sobald er sich gehen läßt. Sie werden todunglücklich mit ihm werden, es ist gar nicht anders möglich." Dann kamen neue Tränenfluten.

Irmgard, erschrocken und beunruhigt durch den heftigen Ausbruch, beugte sich über das weinende Mädchen und sprach besänftigend auf sie ein. Sie hielt es für Backfischhysterie, für gekränkte Eitelkeit oder Eifersucht, für einen jener Auswüchse, wie sie in den Jahren des Reifens häufig sich einstellen.

Bisher kannte sie Stella zwar als temperamentvolles, aber äußerst vernünftiges, gut erzogenes Mädchen.

Als das gütige Zureden erfolglos blieb und Irmgard nicht Lust hatte, dieselben für Lorenz so schmeichelhaften Bezeichnungen noch einmal aus Stellas Mund zu hören, sagte sie, so kühl und ruhig es ihr möglich war:

„Sie regen sich und mich ganz unsinnig auf. Sie vergessen vollständig, daß Sie die ganze Geschichte nichts, aber auch gar nichts angeht. Ich kann kein weiteres Wort von Ihnen in dieser Angelegenheit dulden. Sie, ein halbes Kind noch, maßen sich die beleidigendsten Urteile an, die Ihnen als Schülerin von Doktor Lorenz durchaus nicht zukommen."

„Oh, Sie sind so blind, Sie wollen nur nicht sehen . . ."

„Adieu, Stella, ich verbot Ihnen doch soeben . . ."

„Sie haben uns immer ‚Ihre jungen Freundinnen' genannt. Freundschaft gibt das Recht und sogar die Pflicht, jemand zu warnen, der in sein Unglück rennt."

Irmgard hatte Ernst gemacht und war ohne weitere Worte aus dem Zimmer gegangen.

In Stella gärte es. Sie hatte heute vormittag erst wieder einen Disput mit ihrem leidenschaftlich gehaßten Mathematiklehrer gehabt, der ihr noch an den Nerven riß. Sie vertrug seine grobe, verletzende Art nicht, er machte sie rasend. Sie gönnte ihm eine Xantippe, aber keine Irmgard. Zunächst empfand sie ein glühendes Verlangen, sich einmal ausgiebig an ihm zu rächen, in irgendeiner Form ihm seine zahllosen Schändlichkeiten, die sie sich alle von ihm Stunde um Stunde gefallen lassen mußten, gehörig heimzuzahlen.

Inzwischen hatte sich die ganze Gesellschaft in das Theater begeben. Es erstrahlte in feierlichem Glanze. Professor Degenhardt saß zwischen dem Bürgermeister und dem Gymnasialdirektor in der Mitte der großen Honoratiorenloge, die bis auf den letzten Platz gefüllt war. Der „Prinz von Homburg" sollte den Spielplan eröffnen. Ehe aber das Spiel begann, hob sich der Vorhang bis zur halben Höhe, und Rita, in phantastischem Kostüm, eine Fahne mit dem goldgestickten Wappen der Stadt Rambach in der Hand, sprach einen kurzen, geschickt verfaßten Prolog zum zwölfjährigen Bestehen des Theaters. Sie nannte darin das Theater ihre Zwillingsschwester, genau ebenso alt wie sie selbst; sie erzählte in glatten, anmutigen Versen, wie sie miteinander aufgewachsen seien, immer in engster Berührung miteinander, wie unterhaltend und belehrend, wie erheiternd und anregend diese Zwillingsschwester immer auf sie gewirkt hätte, und wie ihr Vater all seine Zeit und zärtliche Liebe stets in gleichen Teilen auf sie beide verwandt hätte. Die letzten Verse klangen in eine Huldigung an die Stadt Rambach aus, wo Rita, das Musenkind, und ihre Zwillingsschwester, das Theater, eine Heimstätte gefunden, wo sie beide hatten wachsen und emporblühen dürfen, dank des Opfermutes und Kunstverständnisses seiner Bewohner. Zur Ehre Rambachs sich weiterzu-

Digitized by Google

entfalten, das wäre Wunsch und Ziel der kleinen Rita und ihrer viel bewunderten Zwillingsschwester, des Theaters. —

Die Worte waren so schlicht und einfach, das Ganze so kindlich warmherzig vorgetragen, daß, als Rita zuletzt in rosenfarbener, bengalischer Beleuchtung die Stadtfahne hochschwenkte, und dann aus einem ihr gereichten Blumenkorb Rosen ins Parkett und nach der Honoratiorenloge zu warf, der Beifall kein Ende nehmen wollte. Rita knickste und verschwand, um dem Prinzen von Homburg das Feld zu überlassen.

Es war in Anbetracht der in jeder Mittelstadt herrschenden schwierigen Theaterverhältnisse eine hervorragende Aufführung.

Während der junge Prinz auf der Bühne von Liebesglück träumte, lehnte sich Professor Degenhardt tief in seinen Sessel zurück und sann nach. Ihm konnte das Spiel heute nichts geben, er mußte hier ausharren, weil das zu den Repräsentationspflichten seiner Stellung gehörte, aber er war nicht in Theaterstimmung. Er kannte den Prinzen von Homburg fast wörtlich auswendig, es war eins seiner Lieblingsdramen seit seiner Primanerzeit her, aber nur heute nicht, heute war er viel zu sehr mit eigenen Konflikten und inneren Katastrophen beschäftigt.

Ihm wurde heute abend während der Aufführung so vieles offenbar, was in den Tiefen seiner Seele geruht hatte. Er hatte den Wunsch, Irmgard zu halten — und gerade darum wollte er sie fortschicken. Er hatte ihr Vergehen vor sich selbst aufgebauscht, um einen plausiblen Kündigungsgrund zu haben. Sie hatte zehnfach alles wieder gutgemacht, hatte ehrlich gestrebt und gearbeitet, er hörte das ja von allen Leuten, vom Schulrat, von dem Theaterdirektor, er sah es an den Leistungen der Kinder, — er war ja ein unbarmherziger, rücksichtsloser Geselle, wenn er sie trotzdem fort wies. Weshalb tat er es denn?

Ganz scharf und unerbittlich ging der Professor Degenhardt mit sich selbst ins Gericht, so daß kein Ausweichen, kein Fliehen vor sich selbst mehr möglich war.

Er wollte ihr herz- und gefühllos den Abschied geben, nicht weil sie als Lehrerin nichts leistete, sondern — weil sie den Lorenz liebte.

„Nun weiter, weiter", spornte er sich selbst an, als er einen Augenblick die Augen schloß, „Du bist noch nicht am Ende. Deduziere weiter. Eine tüchtige Lektion kann jeder brauchen."

Ja, warum störte ihn das fast physisch, daß dort unten in der zweiten Parkettreihe Irmgard neben Lorenz saß? Weshalb blickte er so gespannt hin, ob sie die Dunkelheit benutzen würden, um einen Händedruck zu tauschen? Warum quälte ihn das denn so unsinnig?

Er examinierte sich weiter, schonungslos an die tiefsten Verborgenheiten seines Innern rührend.

Er atmete tief, es war fast wie ein Stöhnen. Was sich in dieser Stunde alles im Hirn des Professors Degenhardt herumwarf, hätte er später niemals angeben können. Erst war es wohl nur ein ungeduldiges, zuckendes Tasten: „Was geht mich das alles an?" Dann ein Aufdämmern, blitzartig oder allmählich — wer kann es sagen? Eine Erschütterung ohnegleichen, als sich so in der Seele mit einem Ruck ihr Bild tief prägte.

Er lehnte sich noch weiter zurück, weil es ihm im Kopf wirbelte. „Ich liebe sie und darf's nicht wissen", dachte er unaufhörlich. „Wie lange? Wie kam es?" Nein, nein, nicht mehr daran denken, nicht daran rühren. Sein Hirn schien ihm ein einziges wildes Chaos. Die Liebeserkenntnis war so voller Leid für ihn. Er schalt sich selbst, nannte sich einen strauchelnden Jugendführer, hielt sich seine Jahre, seine Vaterschaft, sein Amt vor.

Irmgards Liebe gehörte ja dem jungen Lorenz. Das entschied.

Mit einem Ruck hatte er sich wieder in der Gewalt. Seit seiner Jugend in Selbstzucht und Selbstwehr geübt, strich er sich ohne Sentimentalität selbst aus der Rolle der Mitspielenden aus und saß mit dem leichten Spott eines geistesklaren Zuschauers vor der großen Bühne des Lebens.

Als die Lichter aufflammten und das Foyer sich füllte, unterhielt er sich mit dem alten Gymnasialdirektor über die dramatischen Motive der zweiten romantischen Dichterschule. Innerlich aber fand er, daß das Leben selber eine Schule der Romantik war, die zu überwinden oder auch nur anständig zu absolvieren, klassischer Selbstzucht bedurfte.

Digitized by Google

Er blickte Irmgard nach, wie sie an Lorenz' Seite im Saal entlang schritt, sah ihren Gang, ihren Wuchs, das Wehen ihres hellen Seidenkleides. Ein klein wenig spöttisch betrachtete er den jungen Oberlehrer. So sah Irmgards Idealbild aus. — Merkwürdig, wie es ihn gefreut hatte, als der Schulrat heute einzig und allein an Lorenz Ausstellungen gehabt hatte. Sein Unterricht hätte ihm mißfallen, hatte er unumwunden geäußert. Als ob Irmgard das nicht ganz gleichgültig war. Dazu kannte er sie zu gut. Innerlich pfiff sie auf den Schulrat.

Während das Spiel seinen Fortgang nahm und der Prinz von Homburg verurteilt und begnadigt wurde, herrschte im Lohmannschen Hause ein eilfertiges, munteres Treiben. Stella hatte ihre Klasse versammelt, erstens um kulinarische Nachlese zu halten. Was sollte aus all dem schönen Eis und den Torten sonst werden? Und dann um Rache zu brüten, Rache an Lorenz für all seine Gemeinheiten in den letzten Wochen.

„Mein Bruder Walter hat mich auf eine pyramidale Idee gebracht, die euch allen gefallen wird," begann sie ihre zündende Ansprache, als fast alle Mitschülerinnen versammelt waren, „wir bringen ihm heute, nach Schluß der Theatervorstellung, ein Ständchen, Katzenmusik, die ihm in den Ohren klingen soll. Die Instrumente haben wir schon fertiggestellt, Walter und ich, hier bitte eine künstlich verstimmte Geige, eine verbogene Kindertrompete, ein knarrender Stiefelknecht, eine Zehnpfennigharmonika, ein ausgedienter Leierkasten, zwei Hausschlüssel, eine lebendige Katze. —

„Wir stellen uns unter seinem Balkon auf und machen einen Mordsspektakel. Walter kommt mit und besänftigt die Nachtwächter. Lorenz' Schlafzimmer liegt zum Glück nach vorn; so oft er einschlafen will, legt unsere Kapelle wieder los. — Seid mutig und steht euren Mann. Wir musizieren für unsere Ehre und unsere Freiheit. Nieder mit dem Tyrannen!"

Es hätte gar keiner Anfeuerung mehr bedurft, die ganze erste Klasse lechzte danach, ihrer glühenden Empörung Luft zu machen.

Doktor Lorenz begleitete Irmgard vom Theater nach Hause.

„Du warst die Schönste von allen heute", flüsterte er ihr zu. — „Ich gäbe was drum, wenn ich noch eine Stunde mit dir plaudern könnte. Es ist noch früh."

„Heute nicht mehr," antwortete Irmgard, „geh' nach Hause, morgen heißt's wieder um sechs Uhr aufstehen."

„Komm' dann wenigstens morgen in deiner Freistunde zu mir hospitieren," bat er sie, „erste Klasse, Mathematik. Deine Gegenwart macht mir die ödeste Stunde erträglich."

Sie überlegte eine Sekunde lang. Dagegen ließ sich nichts einwenden; sie sollte ja hospitieren; weshalb nicht bei Lorenz?

Sie versprach's ihm. „Aber übrigens," sagte sie lachend, „weshalb bist du so über alle Maßen bei den Mädeln beliebt?"

„Weil ich ihnen nicht den Hof mache", gab er unwillig zurück. „Im übrigen sind fast alle wirklich tüchtigen Lehrer unbeliebt."

„Aber gleich so," meinte Irmgard lächelnd, „sie hassen dich fast und reden respektlos von dir, mich verdroß es beinahe."

„Hassen — daraus mache ich mir nichts, das haben sie frei. Respektlos, das ist viel schlimmer; ich bin eben immer noch zu rücksichtsvoll, scheint mir. Aber daß dich das verstimmt oder auch nur berührt, ist geradezu lächerlich. Schülerinnen auch noch ernst nehmen, das sollte mir fehlen." Dann ging er nach Hause.

Kaum hatte er sein Zimmer betreten, da begrüßte ihn ein so vielseitig zusammengesetztes, scheußliches, mißtönendes Konzert, in das noch dazu die mitgebrachte Katze, eingedenk ihrer Pflichten, mit kläglichstem Miau einstimmte, daß Lorenz mit zwei Sätzen auf dem Balkon war. Die Musikanten waren aber noch schneller als er. Dunkel und lautlos lag die Straße in solidem Bürgerschlaf. Wütend zog er sich in sein Zimmer zurück und entkleidete sich.

Da, was war das? Von neuem hörte er ein Stampfen, Pfeifen, Zischen, Knarren, Quietschen, Miauen. Es war nicht möglich, bei dem Höllenspektakel ein Auge zu schließen. Er zog das Federbett über die Ohren. Umsonst, *diese* Töne hätten Tote erwecken müssen. Trat einmal eine Pause ein, so füllte sie die Katze mit einem A-capella-Miauen huldvollst aus.

Im Schlafrock und in Pantoffeln erschien er noch einmal auf dem Balkon.

Digitized by Google

Waren denn das Betrunkene? Weshalb setzten sie sich so hartnäckig vor seinem Hause fest?

Da hörte er singen, Mädchenstimmen waren's.

„Der Lorenz ist ein Wüterich, Wüterich, Wü—te—rich."

Halt, hier lag ja noch sein Opernglas. Beim Vollmondschein unterschied er jetzt einzelne seiner Schülerinnen, dort der blonde Zopf gehörte Stella Lohmann.

„Na wartet, ihr Bande." Es war kein Segenswunsch, mit dem Doktor Lorenz vom Balkon zurücktrat. Ihn beschlich Mißbehagen, das schlimmste Gefühl, das er kannte. Er versuchte den Vorgang lächerlich zu nehmen, und doch hatte er das deutliche Gefühl von Unannehmlichkeiten, die bevorstanden. Die schöne Stimmung, in die er sich eben noch gewiegt, war zerstört.

---

5. Kapitel.

Auch bei Degenhardt hatte „Der Prinz von Homburg" noch ein kurzes Nachspiel.

Der Direktor fragte Irmgard, ob sie noch ein Glas Tee mit ihm trinken wollte. Es hatte draußen zu schneien begonnen. Sie hatte in ihren dünnen Lackstiefeln bei der Abendpromenade mit Lorenz kalte Füße bekommen. In fünf Minuten war der Tee und ein Imbiß bereitet, und Irmgard waltete ihres Amtes als Hausfrau.

„Ich wollte dir noch eine Mitteilung machen," begann Degenhardt, ohne sie anzusehen, „der Schulrat sprach den Wunsch und die Absicht aus, dich hier an der Cäcilienschule zu Ostern anstellen zu lassen. Die höhere Instanz hat entschieden; ich ziehe unter diesen Umständen deine Entlassung zurück — es hängt nur noch von dir selbst ab, ob du bleiben willst oder nicht."

Einen Moment zitterte Irmgards Teetasse in ihrer Hand. Sie antwortete nicht gleich. Sie lächelte nur.

„Du willst hierbleiben?" fragte er gedämpft.

„Wäre es dir persönlich unsympathisch, wenn ich bleibe?" erwiderte sie ahnungslos.

Degenhardt stand auf und schritt von Unruhe bewegt hin und her.

„Nein, nein."

Die blonde Irmgard stand noch einen Augenblick und spielte mit der Teerose, die ihr Lorenz geschenkt, dann ließ sie die Rose fallen, ging mit leisen Schritten zu Roderich und reichte ihm ihre kühle, linde Hand: „Dann danke ich dir für dein Anerbieten; ich bleibe." Als der Direktor dann allein war, kam ihm zu Bewußtsein, daß nun eine Zeit großer Prüfungen, eine harte Schule für ihn beginnen würde, die täglich äußerste Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung erforderte.

Er lebte unter einem Dach, in demselben Wirkungskreis mit Irmgard, und sie durfte nicht einmal ahnen, daß ihr Bild, wie aus dem Boden wachsend, von seiner Seele Besitz ergriffen hatte.

* * *

Schon am nächsten Morgen begann die große Prüfung für Roderich Degenhardt.

Als Irmgard aus der offenen Haustür in den Schulhof trat, sah sie die erste Klasse inmitten des Schneewetters stehen. Es herrschte ein großes Stimmengewirr und eine solche Aufregung, daß niemand auf die Schulglocke achtete.

Doktor Lorenz war allein im Klassenzimmer anwesend, als Irmgard eintrat.

Wie peinlich, daß sie gerade heute bei ihm hospitierte. Weder vor ihr noch vor dem Direktor durfte er etwas von der nächtlichen Überraschung verlauten lassen; er genierte sich, daß ihm das geboten worden war, schluckte die Pille herunter, so schwer es ihm angesichts der jetzt hereinströmenden Klasse wurde, und beschloß, bei passender Gelegenheit Vergeltung zu üben. Aber der ausgestandene Ärger und sein heftiges Temperament warfen seinen Feldzugsplan rasch um.

Die Mädel setzten ihm bei jeder Frage Widerstand entgegen. Ermutigt durch sein Schweigen — innerlich nannten sie es „Feigheit" — enthoben sie ihn ganz der Mühe, sie zu unterrichten, indem sie sich anderweitigen, nützlichen Beschäftigungen, wie Zöpfe flechten, Romane lesen, Abschriften von Übersetzungen, hingaben.

Digitized by Google

Der Oberlehrer schäumte vor Wut, tat aber, als merke er nichts; nur keine Blamage in Irmgards Gegenwart.

Er zeichnete weiter Kreise und Formeln an die Wandtafel und deduzierte:

„Um aus dem Flächeninhalt eines Kreises den Radius zu erhalten, muß man zunächst mit 3,14 in den Flächeninhalt teilen. Aus diesem zieht man die Quadratwurzel, und man erhält den Radius. — Ein ganz einfaches Verfahren, wie Sie sehen."

„Ganz einfach", echote die Klasse. Sie hatten keinen blauen Dunst von der Berechnung. Dann erfolgte die Rückgabe der letzten Mathematikarbeiten, von denen zwei Drittel „Nicht genügend" hatten. Wie es in seiner Art lag, machte Doktor Lorenz bei der Besprechung der Fehler faule Witze und verletzende Bemerkungen. Da gingen die Mädchen aus der Defensive in die Offensive über, „das läge an den mangelhaften Erklärungen", „bei dieser Art Unterricht würden sie nie etwas begreifen". Da kochte der Zorn über, und unfähig, sich noch länger zu beherrschen, schrie Doktor Lorenz ihnen ins Gesicht, daß sie die frechste und faulste Klasse wäre, die er je gehabt.

Jetzt hatte er gerade Stella Lohmanns Heft unter seinen groben Händen. Während er damit herumfuchtelte, fiel ihm ein, daß er Stella gestern abend erkannt hatte, wodurch sein Zorn noch gesteigert wurde: „Nachts sich auf der Straße herumtreiben, das können Sie, aber vom Parallelogramm wissen Sie gerade so viel wie mein Hund. — Merkwürdig, daß die Frechsten gewöhnlich auch die Dümmsten sind."

In Stellas Augen glühte Empörung. Noch beherrschte sie sich:

„Herr Doktor, bitte zerknüllen Sie mir mein Heft nicht."

Er hielt das für eine neue Unbotmäßigkeit und warf ihr das Heft mit der durchgestrichenen Mathematikarbeit mit einer verächtlichen, heftigen Bewegung vor die Füße. Ehe es aber zu Boden fiel, streifte es — ob diese Schwungbahn berechnet war oder nicht, konnte nicht festgestellt werden — Stellas Stirn, und die haarscharfe Papierkante ritzte in der Schläfengegend die Haut. —

Stella blickte ihn an, zog umständlich ihr Batisttuch heraus und drückte es an die jetzt leicht blutende Stirn.

Sie erwartete natürlich eine Entschuldigung. Der junge Lehrer, immer nur von dem Gedanken beherrscht, sich in Gegenwart seiner Braut von diesen Frechdächsen nichts bieten zu lassen, schnappte nach Luft und schrie:

„Heben Sie gefälligst das Heft auf."

Es gellte Irmgard disharmonisch in den Ohren. Darauf sagte Stella leise, mit äußerster Beherrschung: „Sie haben mich verletzt, Herr Doktor."

Bis hierher führte er einen Kampf mit erlaubten Mitteln. Nun aber zog er sich selbst den Strick um den Hals. „So, verletzt? Das freut mich."

Seine Stimme überschlug sich, er wußte kaum noch, was er sagte.

„Was bilden Sie sich denn ein? Glauben Sie etwa, weil Sie die Tochter des Bürgermeisters sind, werde ich mir Ihre Unverschämtheiten gefallen lassen? Stehen Sie nicht so süffisant da und heben Sie endlich das Heft auf."

„Ich habe es nicht hingeworfen", antwortete Stella, ohne sich zu regen.

Er sprang vom Katheder wie ein gereiztes Tier, wollte das Mädchen, das ihn öffentlich verhöhnt hatte, aus dem Klassenzimmer weisen, — da erhob sich die ganze Klasse wie ein Mann und trat gegen den Oberlehrer und für Stella ein. Erst ein Murmeln, ein Füßescharren, dann offenes Murren und schließlich Höllenlärm, bis nicht Stella, sondern der Lehrer aus dem Zimmer war. Es blieb ihm gar nichts übrig, als den Direktor zu Hilfe zu rufen. Irmgard, die zurückblieb, suchte vergebens die aufgeregten Mädchen zu beschwichtigen.

Der Direktor machte ein sehr ernstes Gesicht, als er vor der bis aufs Blut erregten Klasse stand und Herrn Doktor Lorenz angesichts der Schülerinnen um einen genauen Bericht bat.

Ein paarmal versuchten die Mädchen auch zu Wort zu kommen und durch erregte Zwischenrufe zu ergänzen, was Doktor Lorenz vergaß.

Mit sehr großem Nachdruck verbat sich das der Direktor. Er wollte offenbar nur in der Beleuchtung des amtierenden Lehrers den Vor-

Digitized by Google

gang sehen. Und doch, selbst nach Doktor Lorenz' eigenen Berichten, empfand er das Vorgehen des Kollegen als so aufstachelnd, unpädagogisch und fast unethisch, daß er einen Augenblick lang den Wunsch in sich aufsteigen fühlte, diesen durchaus ungeeigneten Lehrer zu beseitigen. Diese impulsive Heftigkeit, diese zügellose Wut waren ja direkt gefährlich. Wo war hier auch nur das Mindestmaß von Besonnenheit und selbstverständlicher Autorität, ohne das kein Jugendbildner auskommen kann? Erst die Mädchen bis aufs äußerste reizen, dann ihnen Hefte an den Kopf werfen und zuletzt sich aus der Klasse jagen lassen, wo blieb da die innere Überlegenheit? — Zum Unterricht heranwachsender Mädchen paßte dieser Mann keinesfalls.

Der Direktor schüttelte mißbilligend den Kopf. Der Schulrat hatte sich ohnedies absprechend über Lorenz geäußert. Es würde kaum mehr bedürfen als einer wahrheitsgetreuen Schilderung der sich heute abgespielten Vorgänge, um ihn für immer aus Rambach verschwinden zu lassen. — Der Direktor stand mit abgewandtem Kopf am Fenster. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte in der Klasse. Das aufgeschlagene Heft lag noch immer vor Stellas Füßen.

Dem Oberlehrer wurde unbehaglich. Der Direktor konnte ihn nie leiden. Schockschwerenot, wenn er jetzt etwa den Spieß gegen ihn kehrte, um ihn los zu sein?

Ganz mechanisch ging er schon auf das Heft zu, wie um es aufzuheben. Nur Irmgards Blicke hielten ihn zurück.

Er klappte innerlich zusammen. Was galt ihm im Grunde Stella Lohmanns Widerstand? Mochte sie doch tun, was sie wollte. Was interessierte ihn die Talentlosigkeit der ganzen Klasse? Mochten sie doch als Bähläminer durch die Welt laufen. Er wollte nichts, als halten, was er hatte, wollte seine Stelle nicht verlieren. Aber der Direktor würde ja froh sein, daß er in die Falle gegangen war, sich selbst die Schlinge gelegt hatte, — und daß er ihn nun mit einem Federstrich los werden konnte.

Es machte ihn im höchsten Grade nervös, wie Stella Lohmann noch immer die drei Blutstropfen an der Stirn mit ihrem Tuch betupfte. Womöglich legte man ihm das noch als „tätliche Verletzung einer Schülerin" aus. Bei einigem Übelwollen ließ sich die Situation für ihn ja herrlich auslegen. Verdammt, daß er sich nicht etwas vorgesehen hatte. —

Was sich inzwischen im Innern des Direktors abspielte, ahnte niemand im ganzen Raum. Wie eine Erlösung schien ihm Lorenz' Fortgang. Und handelte er etwa selbstsüchtig? Mit Fug und Recht durfte er, mußte er sogar über einen Lehrer an die Behörde berichten, der sich so beispiellos unwürdig benommen hatte. Zwei-, dreimal hatte er ihn bereits gemahnt. Er hatte seine Pflicht getan.

Lorenz würde gehen — Irmgard bleiben; vielleicht — heiß zuckte es ihm in Herz und Schläfen — würde sie erkennen, was das für ein hohler, haltloser Mensch war, unfähig zu starkem Fühlen und Lieben, vielleicht würde sie ihn vergessen . . . und dann . . . und dann . . . Blitzartig jagten sich in seinem Kopf die Vorstellungen.

Dann mit einemmal fiel sein Blick auf Irmgard, deren Augen gespannt wie in bangem Fragen an ihm hingen.

Da kam er wie aus weiten Fernen zu sich selbst, zu seinem guten Dämon zurück. Gott sei Dank, wie er sich sagte, noch rechtzeitig. Er machte einen Ruck mit seinem ganzen Körper und wandte sich der sehr verdutzten Klasse zu.

„Herr Doktor Lorenz ist mit Recht empört über Ihr unglaublich kindisches und unschickliches Benehmen. Wenn solche Szenen wie heute sich wiederholen, werden Sie mich von einer Ihnen sicherlich sehr unangenehmen Seite kennen lernen. Herr Doktor Lorenz ist Ihr Lehrer, folglich haben Sie sich ihm in allen Dingen unterzuordnen. Wer ihm den Respekt versagt, versagt ihn mir mit, merken Sie sich das."

Doktor Lorenz atmete tief auf. Das war anständig, das war kameradschaftlich von Degenhardt gehandelt.

In beherrschtem, ruhigem Ton fuhr der Direktor fort:

„Stella Lohmann, Ihre Widersetzlichkeit reizte Herrn Doktor Lorenz besonders. Sie hatten die Aufforderung erhalten, das Heft vom Boden aufzuheben? Ich sehe, daß es noch

Digitized by Google

immer da liegt. Nun, haben Sie mich nicht verstanden, Stella?"

„Was denn?" fragte Stella in aufsässigem Ton. Sie verstand den Direktor nicht, wie er Partei für diesen Grobian nehmen konnte. Ihre Schramme, die sprach doch deutlich genug! Aber der Direktor war heute so anders, als sie erwartet hatte, er war eben immer unberechenbar.

„Übrigens bin ich zuerst und wiederholt beleidigt worden; und ich finde," fuhr sie fort, immer tiefer in widersetzliche Erregung geratend, „daß ich überhaupt nicht nötig habe, mir Hefte an den Kopf werfen und mir die Stirn blutig ritzen zu lassen."

Doktor Degenhardt sah das leidenschaftlich erregte, zitternde Mädchen, wie sie doch bei aller inneren Empörung immer noch ihre Worte wog und zügelte, viel mehr als der jämmerliche, haltlose Lehrer, der jetzt mit aufreizendem Lächeln vor ihr stand, und er fand, daß sie recht hatte mit jedem Wort und mit ihrem ganzen Empfinden.

Aber er befand sich da in einer jener Situationen, die ihm deshalb so in der Seele zuwider waren, weil sie erheischten, daß Recht hier nicht Recht blieb, daß dem Götzen Disziplin — um der Autorität willen — einmal wieder geopfert werden mußte.

„Unsinn, Stella," fuhr er sie an, „der Vorgang spielte sich anders ab, als Sie es in Ihrer Schülerinnenempfindlichkeit ansehen. Es war doch wohl so: Herr Doktor Lorenz teilte die Hefte aus, dabei warf er das Ihre, vielleicht ein wenig heftiger als die anderen, weil Sie besonders viele Fehler hatten, auf Ihren Platz. Sie fingen das Heft nicht rechtzeitig auf, so daß es an Ihrem Kopf vorbei zur Erde fiel. Eine einzige unvorhergesehene Kopfbewegung von Ihnen konnte es bewirken, daß die scharfe Heftkante Ihre vom Haar unverdeckte Stirn traf. Der kleine Riß ist ja nicht der Rede wert. Haben Sie sich doch nicht so. Eine Absichtlichkeit oder besonders verletzende Behandlungsart kann ich darin nicht finden. — Jetzt fordere ich Sie im Namen von Herrn Doktor Lorenz auf, das Heft unverzüglich aufzuheben!" befahl er.

Stella stand blaß und regungslos da. Ihr Herz klopfte so stark, daß sie nicht reden konnte. Aber sie wollte nicht. Die Stunde war längst zu Ende, keine hatte heut auf das Klingeln geachtet.

Der Direktor schickte alle, bis auf Stella, aus der Klasse. Als auch Irmgard und Doktor Lorenz gegangen waren und er allein Stella gegenüberstand, sagte er ihr: „Sie werden dieses Zimmer nicht eher verlassen, als bis das Heft hier auf dem Katheder liegt."

Hocherrötend bückte sich Stella jetzt, hob das mißhandelte Heft auf, glättete es und legte es neben Degenhardt nieder. Er schüttelte den Kopf und bat um eine Erklärung für das seltsame Benehmen.

Da brachte sie stoßweise heraus: „Weshalb soll ich es denn nicht aufheben, wenn Sie es wünschen? Nur in Gegenwart dieses spöttisch lächelnden Menschen war es mir ganz unmöglich."

Das gab ihm zu denken.

Als er in sein Arbeitszimmer zurückkehrte, harrten seiner neue, unangenehme Überraschungen.

Beschwerdebriefe lagen auf seinem Schreibtisch. Ein alter Major und ein Gerichtssekretär beschwerten sich bitter über die nächtliche Ruhestörung, die, wie sie festgestellt hätten, durch Schülerinnen der höheren Lehranstalt hervorgerufen worden war. Es waren Namen genannt, fast die ganze erste Klasse. „Katzenmusik vor dem uns benachbart wohnenden Doktor Lorenz, Rüpelhaftigkeit schlimmster Sorte", hieß es in dem einen Schreiben. Das zweite Schriftstück war in noch schärferer Tonart verfaßt: „Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, die Schuldigen zu fassen und gebührend zu bestrafen, damit künftig unsere Nachtruhe nicht wieder durch die Rücksichtslosigkeiten einer zuchtlosen Jugend gestört werde." — Dem Direktor war nicht zum Lachen zumute, und doch lachte er über seine Mädel. „Sie sind viel ehrlicher und konsequenter in ihrer Abneigung als ich", dachte er, wenn er auch die Wahl ihrer Ausdrucksmittel durchaus nicht billigte.

Natürlich durften die Rambacher in ihrer Nachtruhe durch seine Schülerinnen nicht beeinträchtigt werden, und er sah ein, daß es seine Pflicht war, energisch dafür zu sorgen, daß solche Scherze nicht wieder vorkamen.

Digitized by Google

Die nächste Stunde hatte er selbst zu geben. Er las, statt jeder anderen Einleitung, die Briefe der beiden Beschwerdeführer einfach vor. Allgemeines Entsetzen. Das nun auch noch. Hatte man einmal ein kleines Vergnügen gehabt, wupp, kamen die Beschwerden. Konnten die alten Herren denn nichts Gescheiteres tun als petzen?

„Ich bitte jetzt um strikteste Wahrheit," sagte der Direktor ernst, „wer war mit dabei? Die Betreffenden stehen auf." Da erhob sich die ganze Klasse ohne Zögern. „Ich dachte es mir", fuhr der Direktor fort. „Von wem ging der Vorschlag aus?"

Stella meldete sich.

„Auch das hatte ich erwartet", sagte der Direktor. „Sie glauben doch wohl selbst nicht, daß Ihnen allen ein so grober ‚Unfug', um mich des mildesten Ausdrucks zu bedienen, ungesühnt durchgehen kann? Sie haben sich Herrn Doktor Lorenz gegenüber so ungewöhnlich viel zuschulden kommen lassen, daß auch die Sühne, die Sie dafür auf sich nehmen müssen, Ihnen etwas ungewöhnlich erscheinen wird. Aber Sie werden sich mit der Zeit schon daran gewöhnen: Sie sind, wie das hier bei uns üblich ist, seit Ostern von allen Ihren Lehrern gesiezt worden. Ich bestimme, daß vom heutigen Tage ab, bis zu einem Termin, den ich noch näher festsetzen werde, Sie von allen Lehrern wieder — geduzt werden. — Weiter habe ich vorläufig nichts zu sagen.

„Wir wenden uns jetzt Schillers Geschichte der Niederlande zu. Bitte, Gisela, gib uns eine zusammenfassende Inhaltsangabe des ersten Kapitels. Fasse dich kurz und hebe nur das Wesentliche hervor."

Die Klasse saß in starrem, ungläubigem Staunen. Das konnte doch unmöglich Ernst sein? Seit Ostern genossen sie das erhebende Gefühl, von allen mit „Sie" angeredet zu werden. Diese süße Gewohnheit wieder aufgeben zu sollen, war die härteste Demütigung, die sie treffen konnte. Das ging bis ans Mark ihrer Klassenehre. Alles andere hätten sie hingenommen, das nicht. Für eine Scherzdrohung hielten sie's vorläufig.

Aber nein, der Direktor fuhr zu ihrem steigenden Ärger ruhig fort, immer „ihr" und „euch" zu sagen und versprach sich auch nicht ein einziges Mal, tat gerade, als hätte er niemals ein „Sie" über die Lippen gebracht. Zunächst wußten sie gar nicht, wen er mit seinem „Du" meinte. Gisela, der als Zuerstgefragten die Anrede besonders verblüffend und schmerzhaft in den Ohren klang, vergaß über ihrem Schreck, geduzt worden zu sein, ganz das Antworten, so daß der Direktor noch einmal — und wieder in diesen infamen Du-Ton — seine Frage wiederholen mußte. Wie hätte sie — ganz unter dem Eindruck dieser entehrenden Anrede — an die Geschichte der Niederlande denken können!

„So, du weißt nichts?" sagte der Direktor äußerst gelassen, machte sich eine kurze Notiz in sein Taschenbuch und fragte die Nächste:

„Ursula, du wirst uns den Inhalt erzählen können." Er erlebte das gleiche Schauspiel: Erglühen bis zum Halsansatz, sprachloses Anstarren und finstere Mienen.

„Willst du dich nicht bequemen, zu antworten?"

Der Direktor wußte jetzt, daß es einen Kampf kosten würde. Er liebte den Kriegszustand mit seiner ersten Klasse nicht, war aber auch weit entfernt, ihm auszuweichen, wenn es unbedingt nötig war. — Ursula, ganz besonders empfindlich und von der Ehre geplagt, tat, als gälte ihr die Frage gar nicht. Sie bemühte sich, gleichmütig auszusehen, als sie, ebenso wie Gisela, ein glattes Ungenügend im Merkbüchlein erhielt. Aber Degenhardt sah, als er aufblickte, daß in ihren Augen Wasser stand.

Er kannte seine Mädel, wußte ganz genau, was jetzt in ihnen vorging, sie taten ihm sogar leid, aber helfen konnte er ihnen doch nicht.

„Da ihr so verblüffende Kenntnisse aufgewiesen habt, lesen wir jetzt das ganze erste Kapitel noch einmal."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

2. Fortsetzung.

Meine Mutter sagte gerade: „Ja, der Seppele, der ist ein wüster Bub. Der hat uns viel Kreuz gemacht. Er hätte es so schön haben können, wenn er ins Steuerfach gegangen wäre. Es ist ja schon soweit gewesen! Aber lieber ist er ins Ungewisse gerannt."

„Que voulez-vouz, Madame", sagte der Vater Dufour lächelnd. „Das ist halt nicht anders. Wir haben es schon zu unseren Zeiten so gehalten. Und das ist auch ganz gut so. Es kommt ein weiterer Blick in die jungen Menschen und eine disziplinliertere Couragiertheit; wenn sie dann ausgetobt haben, wissen sie, was sie wollen, und halten das Leitseil fest in der Hand."

Bei diesen Worten schlich sich Viktor mit einem ganz verzerrten und unglücklichen Gesicht hinaus. Wir aber stießen auf die Ausreißer und unruhigen Jungenköpfe an und waren sehr vergnügt.

Am nächsten Morgen, als wir nach Türkheim unterwegs waren, von wo wir nach Dreiähren wollten, fragte meine Mutter, wie es denn mit Gretel wäre. Ich bekannte, daß ich einen Brief von ihr erwartete, und fragte ausweichend, wie es ihr denn so äußerlich gehe. In ihren Briefen schriebe sie immer nur von innerlichen Schwankungen und Ereignissen.

„Sie ist bei zwei Kindern, Seppele. Das weißt du sicher schon. Armand und Geneviève heißen sie, und das Mädchen ist fünf Jahre alt, der Bub aber vier. Sie hat ein schönes Leben und wird gehalten, wie wenn sie die eigene Tochter wäre. Die Madame hat ihr schon viel Präsente gemacht; auch der Herr ist sehr lieb zu ihr. Sie schreibt, er ist jünger als die Madame, die jetzt in das einundvierzigste geht. Du hast sicher schon von ihm gehört: Es ist der bekannte Schriftsteller Barbignolle, der in seinen Romanen die Revanche predigt. . . ."

„Ja, das weiß ich", sagte ich.

„Und Gretel paßt sehr gut in die Familie, sie ist ja von daheim aus französisch erzogen."

„Aber sie ist doch zum Beispiel so begeistert gewesen, als ich mit dem deutschen Kaiser zusammentraf", sagte ich großspurig.

„Ja, das ist doch etwas anderes, Seppele. Das ist die Ehre gewesen. Ein Kaiser ist ein Mensch, an den sich jeder gern heranmacht, wenn es ihm gegeben ist."

Meine Mutter hat noch viel von der französischen Erziehung gesagt, und daß sie viel daran schuld wäre, wenn immer noch ein paar Dickschädel nichts von Deutschland wissen wollten. Und auch, warum sie selbst sich mehr in das Deutsche hinübergelebt hat, erzählte sie mir. „Dein Vater ist ja in der Richtung gelehrt worden," sagte sie, „und ich bin später nicht übel mit ihm gefahren."

Den ganzen Tag sind wir in den Bergen herumgewandert, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte diese Freiheit noch ein Dutzend Tage und darüber dauern müssen. Aber meine Mutter wollte sich nicht mehr halten lassen.

„Ich habe ja jetzt gesehen, daß es dir gut geht," sagte sie gerührt, „und du weißt, daß es mir in meinen vier Wänden am wohlsten ist. Ich bin jetzt bald eine alte Frau und habe gern meinen Frieden und meine Ruhe. Für dich ist es noch etwas anderes: Wir haben ja erfahren, daß du nicht auf einem Platz sitzenbleiben kannst. Aber wenn du alleweil deine Ehrlichkeit und deinen guten Willen zeigst, kann es dir nicht fehlgehen."

Es ist von dieser Zeit an ein warmer Briefwechsel zwischen uns gewesen. Und auch ihre Einladung habe ich mit Freuden angenommen, ich solle doch einmal wieder heimkommen und alles betrachten, wie es sich gehalten und bewahrt habe.

Und dann habe ich alles gefunden, wie es früher gewesen war. Die Menschen gingen noch gravitätisch und von ihrer kleinleutehaften Wichtigkeit erfüllt einher, saßen in ihren engen Stuben zusammen und warfen emsig die Schifflein am altmodischen Webstuhl ihrer Neugierde; die Hunde strichen lebenslustig an den Häusern vorbei und warfen sich über die Müllbehälter, denen man bei uns den griffesten Namen „Dreckkistlein" gibt, und die Katzen schnurrten unter den Haustüren, rieben ihr empfindliches Fell an den Pfosten und koket-

Digitized by Google

tierten dazu. Es gab auch noch das Storchnest auf dem hohen Giebel des Arsenals. Das Münster dehnte sich in seiner ganzen Feierlichkeit und lockte, man solle doch seinen breiten, schwerfällig anstrebenden Turm besteigen.

Das tat ich denn auch, zusammen mit meinen zwei guten Kameraden Hans und Otto, die so oft in meinem Liliputzimmer gesessen und Bier aus einem großen, bauchigen Dreiliterglaskrug getrunken hatten. Da lag nun die runde Stadt tief zu unseren Füßen und die weite, farbige Ebene mit ihren blaßgewordenen Matten, ihren zerpflügten und verlassenen Äckern, den vielen, vielen Weidenbäumen an geschlängelten Rinnsalen. Der braune, silbergetüpfelte Strang der Ill, den diesmal der Winter nicht gebändigt hatte, schlich behaglich an den alten Wällen vorbei und versickerte in der Ferne. Dunkle, schweigsame Wälder schliefen zwischen Himmel und Erde, hingelehnt an die Horizontlinie, die gewellt hinter dem Schwarzwald lief. Und drüben schob sich die sanfte Mannigfaltigkeit der Vogesen vor die Augen, wie ein Trüpplein gemächlicher Riesen aus der guten Zeit, da man noch an solche Burschen glaubte. Diese lieben, sanften Vogesen waren geschmückt wie Mädchen, die in freudigen Dörfern zum Kirmestanz gehen, mit rotbraunen Schleifen und dunkelgrünen Kränzen um die Stirn, und manchmal konnte man auch weiße Häuserzeilen leuchten sehen. Das waren, wenn ich ein Dichter bleiben soll, die blitzblanken Strümpfe der lustigen Mädchen.

Wenn wir uns über das steinerne Geländer beugten, sahen wir tief unter uns das verwitterte Ziegeldach des Münsters und gleich daneben das hellere des Pfarrhauses liegen. Darin wohnte der Rektor, der seine Predigten einmal deutsch und einmal französisch hielt. Ich fragte, wie es ihm ginge, und erhielt die Antwort, er habe sich noch nicht zu ihrem Jungenglauben bekehrt.

Auf diesem Wege kamen wir auch auf die Schule zu reden, und ich tat natürlich mächtig groß und hochmütig, weil ich den Kleinkinderpopanz weggeschleudert hatte wie ein junger Hund eine zerrissene Puppe.

„Ich kann aber nicht verstehen," sagte Hans, „warum du nicht bis hinter das Abitur gegangen bist. Da hättest du andere Aussichten in der Welt. So bleibst du bei den anderen immer ein ungebildeter Kerl."

Ich lachte verächtlich und blies die Backen auf: Es drehe sich zuletzt doch immer um das, was einer zusammenbringe, und nicht um das, was ihm von anderen zusammengebracht worden sei. Und ich wolle schon allen beweisen, ob das nicht eine wirkliche Wahrheit sei.

Dann gingen wir wieder hinunter; der alte Turmhüter, der eifrig ein Paar alte Stiefel zusammenflickte, er war ein tüchtiger Schuster, lachte freundlich hinter uns her, während er schmunzelnd unsere Groschen in sein rotes Taschentuch knüpfte. Wir tappten durch eine gänzliche Finsternis die vielen Stufen hinab und schrien jedesmal, wenn durch eine schmale Luke in der Mauer ein Stückchen Dach oder ein entblättertes Baumkrönchen in unseren Blick fiel.

Später, als es schon Nacht wurde und feiernde Menschen mit entspannten Gesichtern, kurze Pfeifen im Mundwinkel oder auch dicke Zigaretten, durch die Straßen trödelten, ging ich mit meinem Vater in sein Stammcafé und fühlte mich ganz anders als kurze Monate vorher: Nicht mehr als ein Schülerbub, der sich nach allen Seiten ducken und verbeugen muß, sondern als ein junger, tüchtiger Mensch, der bereits eine nicht gewöhnliche Last und Verantwortung auf den breiten Schultern trägt.

Sie sprachen im Café viel von den Gemeinderatswahlen, die über acht Tage gehalten werden sollten. Mein Vater hatte sich auch als Kandidaten aufstellen lassen, ein paar Kaufleute und einige Beamte standen hinter ihm, die ihm durchhelfen sollten; die Aussichten waren aber nicht viel wert, denn die deutschen Beamten versperrten den Elsässern den Weg, den sie sonst vielleicht zu meinem Vater gefunden hätten. So bissen sich meine Landsleute in den eigensinnigen Gedanken fest, mein Vater sei ein „Schwob", einer von denen, die sie nicht recht leiden können.

Es fiel mir auf, daß mein Vater manchmal hüstelte, was ich früher nie bei ihm gehört hatte. Er griff sich einmal auch mit einem ganz entsetzten Ruck vor die Brust, und seine Augen wurden dunkel dabei. Darauf sah ich mir sein Gesicht besser an, und ich fand, daß

Digitized by Google

es schmaler geworden war. Ich sah auch dünne, scharfe Fältchen von den Mundwinkeln herab, die vorher nicht dagewesen waren. Das Gesicht erschien im ganzen müder und weltabgewandter.

„Warum willst du dich eigentlich in den Gemeinderat wählen lassen, Papa?" sagte ich, weil ich es jetzt auf einmal nicht mehr verstand.

Er lächelte fast gequält und nahm dann meine Hand, während wir uns von den anderen abwandten. Dies hat er mir erzählt:

„Siehst du, Seppele, wir zwei kennen uns vielleicht nicht so, wie es eigentlich zwischen Vater und Sohn sein sollte. Ich bin ein Mensch, der seinen eigenen Weg geht, und darüber habe ich manchmal frieren müssen. Wenn ich deine Mutter nicht gehabt hätte . . . Ich bin als junger Mensch hierhergekommen, und es ist meine zweite Heimat geworden. Aber Freunde habe ich hier nie gehabt; die Wunden sind noch zu frisch, die ihnen der Krieg geschlagen hat, und sie können es noch nicht recht verstehen, daß einer zu den Deutschen hält, was ich immer offen getan habe. Jetzt kommen aber die jüngeren, und mit denen wäre ich besser Freund; es ist aber doch jetzt für mich zu spät. Ich werde nicht alt, Seppele, und wenn ich noch in den Gemeinderat kommen will, ist es, weil ich den letzten Versuch nicht scheuen möchte, um meinen Mitbürgern ein klein wenig zu nützen.

„Du weißt, Seppele," fuhr er fort, „daß ich dich zu einem Beamten habe machen wollen. Zuerst habe ich gemeint, du solltest mit dem Gymnasium fertig werden, dann hättest du Amtsrichter oder Postdirektor oder auch ein höherer Steuer- oder Bahnbeamter werden können. Weil aber das mit der Schule so geworden ist, habe ich immer noch gehofft, du könntest zu den kleineren Beamten gehen; auch da hättest du manches für unsere Stadt und weiter für unser schönes Land helfen können, daß endlich diese schrecklichen Mißverständnisse aufhören, die uns Elsässern alle Freude verbittern, und den Deutschen böse und zornige Tage machen. Du hast es anders mit dir gehalten, und ich darf dir nicht bös sein. Du wirst schon wissen, was du willst. Das sieht man ja auch schon, denn du bist doch jetzt ohne unsere Hilfe auf einen Posten gekommen, von dem aus du weitersteigen kannst."

„Ja," sagte ich, „das will ich wohl auch so halten."

„Ich will dir einen Vorschlag machen, Seppele", fuhr er fort, und ich merkte gut, daß es ihm sehr am Herzen lag. „Wie wäre es denn, wenn du wieder zu uns heimkämst und würdest für unsere Stadt arbeiten? Du mußt wissen, daß der Verleger von unserer Zeitung einen guten Redakteur sucht, und ich habe schon mit ihm gesprochen, er wäre nicht abgeneigt."

Nachdem mir mein Vater mit einer solchen Verblüffung sozusagen auf die Füße getreten war, saß ich längere Zeit ganz hilflos und leidend da. Es winkten zwei Arme, die nicht so übel waren, und eine Unterkunft, in der ich mich wärmen konnte. Wenn ich mir aber alles sorgfältig auseinanderlegte, um es genau betrachten zu können, hob ich doch manches an die Erkenntnis, das mich zum Gegner machte. Ich konnte mir nicht helfen: Aber das Allerschlimmste an der ganzen Geschichte schien mir doch ihre verzweifelte Hinneigung zu einem engen, kleinbürgerlichen Dolcefarniente-Leben. Man sitzt da in der winzigen Redaktion, schneidet die Leitartikel aus einer gedruckten Korrespondenz, die aus Berlin kommt, klebt die politischen Depeschen aus dem Wolfbureau zusammen, schreibt ein paar steife Sätze, daß sich die Kuh des Bauers Xaver Humblot ein Bein gebrochen hat, weil Glatteis war, vermerkt mit ein paar lahmen Witzworten, wie die Stadtverwaltung wieder einmal über das Budget hinausgehauen hat, und es ist in allem kein rechter Schwung, nichts, was irgendein tüchtiger Mensch ganz ernst nehmen könnte. Es ist ja auch in meinem Kolmar keine Tätigkeit, dachte ich, die Berge versetzt und die Welt staunen macht, aber doch immer ein schärferer Wind und eine tiefere Bewußtheit.

Ich gab also meinem Vater zur Antwort, daß ich tief von seiner Sorge um mich gerührt sei und mich wohl in das ungefährliche Abenteuer wagen würde, das er mir anbot, wenn ich nicht noch so jung wäre, und erst einen höheren Flug nehmen müsse, bevor ich mich in eine solche Bescheidenheit setze, die mir gar nicht zukäme.

Ich sah, daß er mir das ein wenig übelnahm. Er bezwang sich aber und versuchte mit sanften Worten, alles für mich schön zu machen.

Digitized by Google

Ich dachte dabei fortwährend an die Schule, in der ich manches hatte leiden müssen, und dann stand ungerufen Gretel vor mir, ich wußte wieder, daß ich mich zu schämen hatte wie ein schlechter Kerl, wenn ich nicht hielt, was ich ihr und mir versprochen hatte: Wir wollen uns die Welt erobern, und ich komme dir nachgereist.

Es tat mir weh, daß ich dem Vater zum zweitenmal eine Absage geben mußte. Jetzt erschien auch sein elsässischer Dickkopf, wir gerieten ein wenig gegeneinander. Er nannte mich einen unruhigen Geist, der zwar das Recht habe, sich selber nachzugehen, aber doch nicht in schrankenloser Ungebundenheit immer weiterrasen dürfe. Und ich auf meiner Seite hielt ihm vor, daß er meine Flucht doch gebilligt und so die Verwaltung meiner geistigen Finanzen mir völlig in die Hand gegeben habe. Ich müßte also selber wissen, wie ich zu rechnen hätte.

Er: „Wenn ein Sohn seiner Wege geht, braucht er sich darum noch nicht ganz von seinem Vater loszuziehen."

Ich: „Nein, aber er soll nur mit dem Vater zusammengehen, wenn es ihn selber auf seiner Straße nicht zurückwirft."

Er: „Das ist Hochmut. Wo es sich um wirkliche Dinge dreht, die jeder mit Händen greifen kann, hat der Vater die größere Erfahrung. Und da darf und soll der Sohn unbedenklich hinter ihm hergehen."

Ich: „Es liegt vielleicht auch in der Richtung, die beide nehmen wollen. Wenn einer im Kreise geht und der andere will geradeaus, werden sie nie einig."

Wir stritten uns immer heftiger, so daß die Leute im Café munter wurden und ihr Ohren auf uns einstellten. Das Ende war, wie es oft ist, wenn zwei Dickköpfe sich balgen: Der eine stieß seinen Stuhl hinter sich und rannte davon.

Ich bin bis in die Nacht hinein vor der Stadt herumgelaufen und habe finstere Gedanken um mich herumgeworfen.

Mit dem Frühzug bin ich dann davongefahren, ohne noch ein gutes Wort mit meinem Vater zu sprechen.

---

4. Kapitel.

In meinem Kolmarer Zimmerchen fand ich einen Brief, der mir nicht nachgeschickt worden war, weil ich vergessen hatte, meiner Wirtin die Adresse zu sagen. Er kam von Lia de Linde und bestellte mich zu ihr in die Wohnung. Als ich aber näher zusah, merkte ich, daß der Tag schon vorbei war. Und es stand in dem Brief noch zu lesen: „Es ist der letzte Tag, den ich hier bin. Dann muß ich nach Straßburg."

Ich ging zu dem Direktor der Variététruppe im Stadtsaal, um ihn nach der Straßburger Adresse Lias zu fragen. Er gab mir einen großen Vortrag zum besten, daß Lia de Linde in wenigen Wochen ein beneideter und gesuchter Variétéstar sein werde, und ihm habe sie es zu verdanken, wenn sie aus dem Dunkel und dem Schmutz eines armseligen Tingeltangellebens in den Glanz einer gefeierten Künstlerin gehoben sei; und auch ihr Engagement am Edentheater zu Straßburg habe sie natürlich ihm zu verdanken. Dort könne ich sie also finden. Aber wenn ich ihre Privatadresse wünsche, die sei Heiligenlichtergasse Nummer 5. Ich schrieb ihr ein paar Zeilen und kam mir mächtig schlau vor, weil ich mich so um ein Zusammentreffen in nächster Zeit, vor dem ich mich fürchtete, herumbetrog. Und mit falschem Edelmut setzte ich an den Schluß des Briefes mit fast grandseigneurhafter Nachlässigkeit das Versprechen, daß ich sie bestimmt aufsuchen würde, wenn ich einmal nach Straßburg käme.

Carry hatte ich schon damals alles erzählt, wie es geschehen war und wie ich nun fremd vor dem Mädchen stand. Sie hatte mich aber inständig gebeten, ich dürfe das Mädchen nicht durch eine eigensüchtige Kälte unglücklich machen, da sie gut und ehrlich zu sein scheine. Dadurch war ich noch ratloser und gepeinigter geworden und hatte dann aus Trotz die ganze Geschichte seitwärts liegen lassen. Ich dachte nicht mehr viel daran und tröstete meine Unruhe immer, es würde schon einmal eine Gelegenheit geben, sich in Straßburg zu zeigen.

Darüber verging die Zeit, ich besuchte fast jeden Tag die Familie Dufour, die Brüder kamen manchmal auf die Redaktion und er-

Digitized by Google

wiesen sich immer mehr als kluge, verträgliche, junge Männer, die es nicht ungern sahen, wenn ich mit Carry länger und wärmer sprach als mit den anderen.

Einmal sagte mir Viktor: „Ich beneide Sie, Barondiot. Sie haben wenigstens einen Weg vor sich. Unsereins aber hockt auf einem Stuhl, zieht Tuschlinien über sein Quadrat Zeichenpapier und wünscht sich mit dem ganzen Kopf in alle Welt. Wenn ich nur wüßte, was ich anfangen soll!"

„Ausreißen!" sagte ich in meiner festgemauerten Überzeugung.

Er lachte aber verächtlich und wiederholte: „Dazu bin ich zu uncouragiert. Die verdammten Rockzipfel, die einem die Mutter in der Kindheit immer hinhält, wenn man das Gesicht zu einem dummen Greinen verzieht."

Er kam an einem der nächsten Abende in einem Konzert des Philharmonischen Vereins zum Vorschein. Da oben saß er, wie ein zweimal gebrochenes Schwefelholz auf dem Stuhl vor dem Flügel geknickt, und schwitzte. Seine Hände flogen über die Tasten, und Liszt mag nicht schlecht gehorcht haben, als er seine 2. Rhapsodie hörte, wie sie an diesem Abend in Kolmar gespielt wurde. Aber es war bei aller Willkür eine gläubige und echte Begeisterung in seinem Spiel. Er fand lauten Beifall und war ganz glücklich. Theophil sagte mir hinterher: „Ich wäre damit zufrieden. Aber Viktor ist unersättlich; der möchte sich am liebsten den lieben langen Tag in Musik herumwälzen."

Ich schrieb ihm eine freundliche Kritik.

Als ich am nächsten Abend hinkam, fragte ich Carry, ob sie den heutigen Leitartikel gelesen habe, und wußte nicht, was ich dabei für ein Esel war. Denn es gibt wenig Mädchen, die einen politischen Leitartikel lesen.

„Nein", sagte sie ehrlich.

„Er ist von mir", bekannte ich mit einem offenkundigen Stolz.

Da las sie ihn vom Fleck weg, denn ich hatte ihn natürlich in der Tasche.

Soweit war ich jetzt schon in der Politik, und um diese Zeit führte mich der Chefredakteur, der sich seit ein paar Tagen unwohl fühlte, so schnell es gehen mochte, in die Zusammenstellung der Zeitung ein, hob mich auf die richtige Warte, von wo aus ich die Absichten der Partei, der wir dienten, erkennen und vertreten konnte, zeigte mir die Kniffe und Schlauheiten, mit denen man sich unliebsame Leute aus den Spalten hielt, und brachte mich so in eine erträgliche Fähigkeit, ein paar Tage lang seinen Drehstuhl einzunehmen. Dann legte er sich ins Bett, um tüchtig zu schwitzen.

Da saß ich nun, ich grünes Bürschchen, mit einem Schein vom Amtsgericht, daß ich als volljährig gelte, und hatte das ganze Setzerpersonal, den Korrektor, den Metteur, unsere Partei und die Leserschaft in der Hand. Ich war maßlos frech, weil ich es mit meiner unausgegorenen Jugend wagen wollte, weißhaarige Männer zu belehren und klüger zu sein als die anderen, die um Jahre länger in dieser Fahrbahn dahinliefen. Aber ich muß mich selber rühmen, so schlecht es auch aussehen mag: Ich wickelte die Spule meiner anmaßlichen Beschäftigung so keck und gottesfürchtig ab, daß mir keiner hinter die Karten gucken konnte. Ich zerzauste die Gegner, wie sie seit langem nicht zerzaust worden waren, säuberte die Redaktion von Bittstellern und schmeichelnden Komödianten, daß es war, als wehe immer ein kräftiger Zugwind durch dieses kahle Zimmer, und trieb im ganzen selbstherrlich, was mein Kopf mir in die Finger gab.

Das ging, solang es gehen konnte. Bevor unser Verleger, das kleine, geschniegelte Männchen aus Hamburg, seine kapitalistische Hand verbietend auf meine allzu große Kühnheit legen konnte, bevor die Aktionäre und die Vorstandsleute unserer liberalen Partei mich totschimpfen konnten, sie kamen oft genug in die Redaktion, um mich zu beuteln!, bevor also eine kräftige Schranke vor das wild gewordene Roß, das Seppele Barondiot hieß, gesetzt werden konnte, tat der Staatsanwalt seine Arme auf, um mich einmal näher an sich zu ziehen und den widerhaarigen Knaben aus der Nähe zu besehen.

Das ereignete sich aber so:

Es waren, wie ich erzählt habe, von der liberalen Partei Agitationsfahrten im Land herum veranstaltet worden, das war nicht abgegangen, ohne daß die Gegner, die Klerikalen, sich mächtig erboßten und rote Köpfe bekamen. Sie machten einen fürchterlichen Spektakel in

Digitized by Google

ihren Blättchen, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte, besonders, wenn es einem selber auf den Kopf gemünzt war. Und das war ja nun der Fall mit meinem Chefredakteur; dem sagten sie die haarsträubendsten Dinge nach, daß er vom Journalismus überhaupt nichts verstehe und von der Politik noch viel weniger, und daß einer, der im Glashause sitze, den geringsten Grund habe, mit „Wacken" zu werfen. Wacken nennt man bei uns die großen Steine. Kurz und gut, als sie erfuhren, mein Chefredakteur sei krank, dachten sie, es sei günstige Zeit für sie, und schleppten ganze Kübel voll übelriechender Flüssigkeiten heran, die sie über ihn ausgossen. Über ganze Spalten hin ging das so in ihrer Zeitung.

Da hat mich neben dem Mitgefühl mit dem kranken Chefredakteur und der Empörung des rechtschaffenen Menschen der Kitzel gepackt, ich möchte an seiner Stelle einmal einen Marsch blasen, der die Mauern der Gegner umwerfen sollte, wie die Posaunen jene der alten Stadt Jericho seligen Angedenkens.

So schrieb ich denn einen Leitartikel, der sich aus lauter zentnerschweren Quadersteinen zusammensetzte und eine hübsche Verwirrung anrichten mußte, wenn er denen drüben an den Kopf flog. Ungeklärte religiöse Sehnsüchte mischten sich hinein. Unzufriedenheiten mit der bestehenden katholischen Kirche, der jugendliche Trotz und hochfahrender Gescheitheitsüberschwang taten das übrige, so daß alles fürchterlich wild und luziferhaft auf dem Papier stand.

Unser Verleger verzweifelte, als er meinen Leitartikel gedruckt las, den ich ihm gegen die Vorschrift nicht erst zur Prüfung vorgelegt hatte. Dann tobte er und wollte mich auf der Stelle davonjagen. Aber der Chefredakteur schrieb von seinem Bett aus zwei zittrige Zeilen, man möge mich ruhig dabehalten, mich aber auch völlig den Folgen meiner Unbesonnenheit übergeben. Das wäre ein exzellentes und oft erprobtes Abkühlungsmittel.

Weil der Chefredakteur in der Partei ein gefürchteter Mann war und großen Einfluß hatte, drang er durch. Seppele Barondiot blieb in der Redaktion.

Das war nun auch noch gerade in der Zeit der Landesausschußwahlen, in der die Gemüter ohnedies sotten. Der Doktor König hielt sich auch nicht an das Maß, sondern goß in die Krüge der Gegner seine Bosheiten so reichlich, daß sie schäumend überliefen. Es war auf verschiedenen Seiten ein barbarischer Haß gegen uns. Und ich muß sagen, daß ich dabei die schwarze Leidschärpe um den Arm binden mußte.

Als die Anklage gegen mich kam, las ich im Strafgesetzbuch den einhundertundsechsundsechzigsten Paragraphen und bekam Schweißtropfen auf die Stirn. Es steht da geschrieben: „. . . wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft . . . wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft." Das war ja nun gar nicht aussichtsreich.

Ich hielt mich aber an der Wichtigkeit aufrecht, in die mich dieses Erlebnis rückte. Vor Carry rühmte ich mich sogar meiner nahen Märtyrerschaft und war ganz bestürzt, als ich das Mädchen plötzlich weinen sah. Die Tränen liefen ganz sacht und rührend still über ihre Wangen, und ich Tölpel saß wieder einmal da und wußte nicht, was ich sagen sollte.

Aber wir kamen uns dadurch noch ein paar Schritte näher, und als wir beide zusahen, merkten wir mit einem süßen Schrecken, daß wir schon ganz dicht voreinander standen, und so war es nicht groß verwunderlich, daß, ehe wir es selber wußten, die Arme des einen um den Nacken des anderen lagen und unsere Gesichter sich sanft aneinanderlehnten.

„Ich kann es ja nicht ertragen, wenn du in einem fürchterlichen Gefängnis sitzen sollst", sagte sie. „Was soll ich denn nur anfangen bei dem Gedanken!"

„Ich komme ja wieder", suchte ich zu trösten, ohne mir bewußt zu werden, daß ich immer tiefer in ein gefährliches Doppelspiel versank.

Die Mutter Carrys kam herein; ihr gutes, rundes Gesicht war sehr wohlwollend und so, daß man, wenn man ein besserer Kenner war als ich, wohl merken konnte, daß hinter ihren kleinen, schmalen Augen sich ein stilles Einverständnis freute. Sie lud mich zum Abend-

Digitized by Google

essen ein, und es wurde eine Menge aufgetragen, so wie es nur bei uns im Elsaß geschehen kann. Wir aßen eine gute, fette Fleischsuppe, dann wunderzartes, gekochtes Rindfleisch mit roten Rüben und Pfeffergurken; ein Kalbsbraten, der an Weichheit und Größe gleiches Maß hatte, folgte, und als ich dachte, jetzt müsse es doch ein Ende haben, weil es schon viel zu viel für einen gewöhnlichen Abend war, da trugen sie noch eine lange Omelette herein, über die Rum gegossen wurde, und der Vater Dufour brachte sie schmunzelnd zum Brennen. Zu all diesen guten und schönen Sachen mußte dreierlei Wein getrunken werden, zweimal weißer und einmal roter.

Und zu guter Letzt, als bald alles vorbei war, sagte der Vater Dufour, indem er die Augen zusammenkniff: „Sie wissen es am Ende noch gar nicht, Monsieur Barondiot, denn Sie machen so ein verwundertes Gesicht. Heute hat ja Carry ihren Geburtstag."

Ich war ganz verwirrt und fuhr vom Stuhl und legte ihr einen zerrissenen und notdürftig zusammengestückelten Glückwunsch an das pochende Herz.

„Aber warum haben Sie mir das nicht eher verraten", sagte ich zu allen, um meinem Ungeschick ein Mäntelchen überzuwerfen. „Man hätte sich doch einrichten können."

Sie lachten und meinten, so sei das viel schöner. Da trieb mich der Satan, zu fragen, warum denn der junge Mann nicht da sei, von dem mir Theophil einmal gesagt hatte, er solle Carrys Bräutigam werden. Ich sah, wie das Mädchen verlegen wurde, und erkannte gleich, daß ich eine Dummheit gesagt hatte.

Die Mutter fand sich gut in die schiefe Geschichte. Sie hob an zu erzählen:

„Warum sollen wir nicht sagen, wie es gekommen ist, Monsieur Barondiot. Sie sind ja so viel bei uns, daß Sie schon fast zur Familie gehören. Der junge Mann, von dem Sie da angefangen haben, ist ein leichter Bruder, dem wir jetzt hinter seine Windbeuteleien geraten sind. Er hat nur auf das bissel Geld gezielt, das Carry mitbekommen soll. Er hat eine ganz nette Stellung bei der Post, aber wir haben ihm schärfer auf die Finger geguckt und dabei ist mancherlei an den Tag gekommen. Er läuft mit nichtsnutzigen Weibsleuten herum und sitzt manchmal bis in den Morgen hinein in den Wirtshäusern. Das ist aber eine Sorte, die nicht in den Ehestand paßt. Und so haben wir ihn draußen gehalten. Carry ist uns auch nicht bös deswegen", fügte sie mit einem listigen Augenblinzeln auf das Mädchen hinzu.

Ich merkte jetzt, daß man Boten zu mir ausschickte, die mich wissen lassen sollten, wie weit meine Ernte war. Und ich muß sagen, daß mir das ein wenig die Freude verdarb. Ich konnte es nicht leiden, wenn die Familie mit segnend erhobenen Händen hinter einer scheuen, verborgenen Liebe stand, mit nassen Augen und einem milden Segenswunsch: „Seid glücklich!"

Den Rest des Abends bin ich auch ganz still und verstimmt gewesen, und alle haben sich darüber gewundert. Beim Abschied führte mich Carry bis an die Haustür und fragte da ganz erschrocken, was denn mit mir wäre. Ich ging der Frage aber aus dem Wege, weil ich dachte, es werde schon wieder besser mit mir werden, wenn ich nur erst einmal das Unkraut weggerupft hätte, das auf meiner Straße zu wachsen anfing.

Ich sah mich mit einemmal in einer verzweifelten Wildnis, die mir über den Kopf zu wachsen drohte. Wohin ich mich wenden wollte: überall stellte sich etwas quer vor mich hin und hielt mich an. Auch von daheim kam schlimme Nachricht. Der Vater, angegriffen durch das nächtelange Aushalten im kalten Wasser der Ill, aufgeregt durch meine, wie er meinte, vermessene Unbotmäßigkeit und durch den Mißerfolg bei den Gemeinderatswahlen, er hatte ganz wenig Stimmen erhalten, war von einer bedenklichen Brustkrankheit ergriffen worden und lag jetzt im Bett, und der Doktor schüttelte den Kopf über ihm. Die Mutter, die in der Zeitung von dem Prozeß gelesen hatte, den sie mir machen wollten, war darüber erschrocken und empört und hielt mich für einen schweren Verbrecher und gefährlichen Menschen. „Es ist also doch nicht unrecht von mir gewesen," schrieb sie mir, „wenn ich glaubte, es würde nie etwas Richtiges und Tüchtiges aus dir werden. Ich habe es schon gesagt, als du uns ausgerissen bist. Und eine Mutter irrt sich selten in ihren Kindern."

Digitized by Google

Das alles drückte mich nieder, und es fehlte wenig, so hätte ich ihr recht gegeben und mir selber den Glauben aufgekündigt.

Mit einem abgespannten Gesicht und einer abgespannteren Seele kam ich in die Gerichtsverhandlung, die mich vollends platt auf den Boden legte. Es war soweit mit mir, daß ich alles gleichgültig hinnahm und immer das Gefühl hatte, Arme und Beine seien mir eingeschlafen und im Kopf hätten sich üble Gase gesammelt. Ich brachte nichts zu meiner Verteidigung vor, ließ reden, wer reden wollte, hielt mich beschämt und klein im Hintergrund, wo ich doch mit einem weit aufgerissenen Maul ganz vorn hätte stehen und alle Anklagen mit den Knüppeln einer wankellosen Frechheit totschlagen sollen. Sie gestanden mir mildernde Umstände zu, und es gab mir einen Stich mitten in das verwirrte Herz, als ich hören mußte, daß es nur wegen meiner „großen Jugend" geschah.

Ich mußte also auf zwei Wochen in das Gefängnis wandern. Aber ich sollte nicht von der herrlichen Welt abgeschlossen sein; meine Freunde durften mir manchmal ein Stückchen Sonnengold hereinbringen und frohe Reden und auch ein zärtliches Streicheln. Wenn ich noch nicht an Carrys Liebe geglaubt hätte, so wäre sie jetzt strahlend in mich eingebrochen. Das gute, scheue Mädchen fürchtete sich nicht vor dem bedrückenden Gang in das Gefängnis, um ein paar Worte an mich hingeben zu können. Wir nützten die karge Viertelstunde gut aus, und hier haben wir uns auch zum erstenmal auf den Mund geküßt.

Glücklicher und zugleich elender blieb ich zurück.

Es ist mir dann aufgegangen, daß es nicht weiter so gehalten werden dürfe, wenn ich nicht ein seelischer Hochstapler werden wollte. Drüben in Frankreich saß ein Mädchen, das mich erwartete. Ich hatte mich aufgemacht, sie einzuholen, aber mancherlei hatte sich gegen mich herbewegt, um mir die Reise in die Länge zu ziehen. Liebe auf allen Wegen. Gute Menschen, die mir die Hand reichten, um mich in die Höhe zu ziehen. Mannigfach neue Eindrücke und Bilder, die meine empfängnissüchtige Seele umwarben. Ihnen allen hatte ich mich hingegeben, unbedenklich und mit dem selbstsüchtigen Drang der Jugend, reicher zu werden. Darüber aber konnte ein Menschenleben zugrunde gehen; vielleicht war auch schon ein anderes zerbrochen. Denn was lag mir, wenn ich mich ehrlich betrachtete, an Straßburg, das ein sehnsüchtiges Mädchen mit Augen nach mir in sich trug?

Ich begann, mich vor mir selber zu fürchten, und bekam in den Kopf einen rasenden Wirbel, der mich fortriß, über die Berge, irgendwohin, wo ich keinen Menschen kannte und für mich allein gehen konnte, ohne wieder in Wechselbeziehungen zu geraten und darin schlecht zu werden. Aber die kalten Mauern meiner engen Gefängniskammer hielten mich fest und gaben selbst meinem harten Kopf nicht nach, der gegen sie anfuhr. Ich schrieb einen langen, mich anklagenden Brief an Gretel, den ich aber wieder bereute, als er draußen war. Ich fürchtete, sie nun zu verlieren, und empfand einen ätzenden Schmerz, wenn ich an diese Möglichkeit stieß. Dann schrieb ich an Carry, sie möchte mich verachten und mir nicht mit einem halben Gedanken nachblicken, denn ich sei es nicht wert. Und zuletzt ging ein Brief an den Chefredakteur, daß ich nicht mehr in die Redaktion zurückkehren wolle, weil mir die Stadt und alles verleidet sei.

Der Chefredakteur kam selber, um, wie er sagte, die wackelige Karre meines Willens wieder mitten auf den vernünftigen Fahrweg zu heben.

„Barondiot," sagte er, nachdem er mir die Hand gereicht hatte, „Sie sind ein gescheiter Kopf, aber verteufelt eigensinnig und streitlustig. Und weil Sie die anderen Menschen soviel wie möglich verschonen wollen, fangen Sie alle naselang mit sich selber Händel an."

„Nein," unterbrach ich ihn, „ich will nur ein ehrlicher Kerl bleiben."

„Das sollen Sie, Barondiot. Gewiß und unter allen Umständen sollen Sie das. Aber Sie müssen dem nicht mit Totenliedern beikommen, wenn vieleicht ein Schnadahüpfel genügt."

Er setzte mir nun manches aus seinem eigenen Leben auseinander, aber ich konnte nicht zu einer gleichgültigen Beruhigung kommen. Es blieb für mich keine andere Aussicht.

Als er sah, daß ich nicht zu bekehren war, zog er andere Register, so daß mir aus seinen

Digitized by Google

Worten der tröstende Choral einer neuen Tätigkeit entgegenwehte.

„Sie wissen, ich habe einen Bruder in Mülhausen," begann er, „der Buchführer in der Redaktion der demokratischen Zeitung ist. Er macht auch nebenbei die Redaktion mit. Man muß die dortigen Parteiverhältnisse kennen. Es ist ihm schon längst zu viel. Sie können sich die Arbeit ja denken. Und er drängt darauf, einen richtigen Redakteur zu bekommen. Bis jetzt fand sich nur die Gelegenheit nicht, weil sie dort natürlich kein Ministergehalt zahlen können. Aber ich will jetzt Sie vorschlagen und glaube gar nicht, daß es Schwierigkeiten machen wird, Sie hinzubringen."

Ich dankte ihm von Herzen und fühlte mich ruhiger als er wieder ging, nachdem er noch lachend gesagt hatte: „Es ist schließlich auch eine Empfehlung für Sie, daß Sie wegen einer solchen Sache im Gefängnis gesessen haben."

Am nächsten Tag wurde ich freigelassen. Es war der Vorabend von Kaisers Geburtstag. Mein schmächtiger Leib hatte keinen Schaden genommen, und in die Unordnung meiner seelischen Zustände war ein Wind gefahren, der, wie ich dachte, Reinigung geschaffen hatte.

Auf dem Weg nach meinem Zimmerchen begegnete ich dem alten Feldwebel. Er sah bleicher aus, als ich ihn früher gekannt hatte, und hatte eine heisere Stimme; seine Augen waren auch blasser und toter, und seiner Nase ungesund rot gefärbt. Es konnte aber auch von der Kälte sein.

Er wußte schon von meinem Mißgeschick und machte mir Vorwürfe, daß ich so etwas getan hatte.

Das beschämte mich und weckte zu gleicher Zeit Trotz in mir. „Jeder kann es halten, wie er will", sagte ich ganz schroff. „Ich habe jetzt auch wenig Zeit." Dabei gab ich ihm schon die Hand und sah nur noch, wie er mich vorwurfsvoll und traurig ansah.

„Mein guter, alter Feldwebel!" sagte ich da gerührt. „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber es hat mir ein wenig die Nerven verwirrt."

Ich dachte noch im Weitergehen an ihn, und wie er anders war als sonst, und wollte dahinter kommen, was sein könnte. Aber meine Sorge war zu scharf auf mein eigenes Schicksal eingestellt, als daß sie lang hätte bei einem anderen verweilen können.

Ich packte meine Sachen und fuhr mit dem nächsten Zug zu meinen Eltern, ohne von einem Menschen Abschied zu nehmen. Daheim staunten sie nicht schlecht, als der Seppele plötzlich mit einem gedrückten Gesicht dastand und meldete, daß er ein paar Tage dableiben wolle. Ich sah richtig, wie meine Mutter sich fern von mir hielt, weil sie immer noch glaubte, ich sei ein gezeichneter Mensch. Der Vater lag im Bett und hustete so, daß man den Tod in der Ecke stehen sah. Das hätte mich nun mild und versöhnlich stimmen sollen, denn ich war doch kein Mensch, der immer Rücksichtslosigkeiten und Herzenshärten vor sich hertrug. Aber wer will sagen, wie es möglich war und warum es so war: Ich fand nicht das ärmlichste gute Wort für ihn. Sagte kaum guten Tag, murrte etwas von Neugierde, wie es ihm ginge, und drehte mich aus dem Zimmer.

Die Mutter schalt mich und fing zu weinen an. Das verhärtete mich ganz, so daß ich aus dem Haus lief.

Die Bekannten blickten mich alle verwunderter als sonst an; ich mochte ihnen als ein Monstrum erscheinen; denn ein Mensch, der seinen Eltern davonläuft, dann trotzdem ein Zipfelchen Vorwärtskommen erwischt und endlich wegen seiner ausgekochten Bosheit und Widersetzlichkeit gegen die bestehenden Verhältnisse hinter feste Mauern gerät, mochte ihnen gefährlich und absurd erscheinen. Sie gaben sich wohl mit mir ab, aber nur, um ihre Neugierde zu füttern. Ich ging auch zu Gretels Eltern. Ihr Vater empfing mich mit einem vertraulichen Lachen.

„Voilà un vrai alsacien!" begrüßte er mich und reichte mir beide Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Zu spät . . .

Du, die mir aus Träumerhaaren
Einst das Kränzlein Liebe nahm,
Du, von der ich rauh vor Jahren
Zornig schied in Groll und Gram . . .

Kämst du heute mir entgegen,
Würd' ich still, gereift im Leid,
Dankbar dir zu Füßen legen
Kränze meiner Einsamkeit.

Eine Seele, stark in Güte,
Voll Verstehen reich geschwellt,
Einer Liebe reifste Blüte,
Die nicht mehr von dieser Welt . . .

Bruno Pompecki.

Nur Mamas Augen / Von Ella Fecht

„Ich bitte dich, Kind, nicht so stürmisch! Sieh nur wie du die Rüsche gedrückt hast. Geh' jetzt artig mit Fräulein in dein Zimmer und dann recht frühzeitig zu Bett. Wenn ich heute nacht aus dem Konzert komme, will ich leise an dein Bettchen treten und sehen, ob mein kleines, verständiges Mädchen schläft."

Ruths Arme, die sich um ihrer schönen Mutter Nacken legen wollten, sinken schlaff herab.

„Frau Baronin, der Wagen wartet." Die Jungfer hüllt die elegante Frau in einen kostbaren Abendmantel.

Die Baronin rauscht hinaus. Ihre Schleppe verfängt sich einen Augenblick am Türrahmen.

Bei der unwillkürlichen Rückwärtsbewegung sieht die Baronin in ein paar traurige Kinderaugen.

„Aber Kind, sei doch vernünftig und mach' nicht solch Jammergesichtchen! Morgen wollen wir zusammen vergnügt sein! Heute hab' ich keine Zeit — es ist schon so spät — gute Nacht, Liebling!"

Ein flüchtiges Winken mit der Hand.

Man hört den Wagen davonrollen.

Zitternde Kinderlippen flüstern: „Nicht einmal einen Kuß! Immer, immer ‚keine Zeit'. Wann wird Mama nur einmal für mich Zeit haben?"

Große Tränen rollen über das unschöne, kleine Gesicht.

„Ruth, du bist ein undankbares Kind! Wer hat es wohl so gut wie du? Kein anderes Kind! Die schönsten Kleider, die teuersten Spielsachen, die täglichen Spazierfahrten mit deinen eigenen, kleinen Ponies! Und ich, Ruth, habe ich dich nicht lieb, und bin ich nicht den ganzen Tag um dich?!"

„Ja gewiß, Fräulein, Sie sind gut zu mir, aber — ich habe doch keine Mama wie die anderen Kinder, die ich täglich vorbeigehen sehe. Jede Mama hat ihr Kind an der Hand, und immer sprechen sie miteinander und die Kinder lachen und die Mama lacht auch. Bloß ich — ich habe keine Mama, die mit mir spazierengeht und mit mir lacht — ich habe — bloß Sie" —

„Nun heult das Dummerchen auch noch, weil es durchaus statt meiner die Mama will! Komm', Kleine, geh' zu Bett und schlaf' deine schlechte Laune aus."

Ruth läßt sich geduldig hinausführen und zu Bett bringen.

„Jetzt sei schön artig und schlafe. Ich will dir das Nachtlicht anzünden."

„O bitte, nein, Fräulein, bitte kein Licht, und die Fenster weit öffnen. Und nicht die Rolläden herunterlassen. Der Vollmond scheint so schön — gerade ins Fenster. Da sieht's im Zimmer aus wie ein Märchen. — Ich seh' so gern in den Mond —

„Meinetwegen. Ich schließe später die Fenster. Aber jetzt bald schlafen, Kleine, und nicht so lange in den Mond sehen. Das taugt nicht für junge Menschenaugen. Ich gehe indessen ins Nebenzimmer und richte die Toilette her für die Frau Baronin auf morgen zum Rennen. Gute Nacht, Ruth!"

Digitized by Google

Ruth nickt: „Gute Nacht, Fräulein."

Das Kinderfräulein ist gegangen.

Ruth ist allein mit ihrem schweren, kleinen Herzen. Sie setzt sich im Bett aufrecht und stützt das Kinn in die Hand:

„Morgen das Rennen? Da läuft Papas Mikado. Da hat Mama doch wieder keine Zeit für mich. Und übermorgen, und über-übermorgen — es ist immer das gleiche — ich habe keine richtige Mama! — Heute nacht will Mama zu mir ans Bett kommen. Ich will nicht einschlafen, will immerfort mich wachhalten und warten, bis sie kommt. Aber wenn sie's vergißt, wenn sie's doch vergißt?" —

Leise klettert sie aus ihrem Gitterbettchen, reißt ein Blatt aus ihrem „ersten" Schreibheft und kritzelt auf dem Fenstergesims beim Mondenschein mit großen, ungelenken Buchstaben:

„li-be ma-ma komm doch zu mier und vergies es nicht" — —

Sie lauscht ins Nebenzimmer. Alles still. Das Kinderfräulein ist längst hinunter und schwatzt mit der Jungfer und dem Koch.

„Jetzt schnell, ehe Fräulein wieder heraufkommt, hinüber in Mamas Schlafzimmer!"

Im langen, weißen Nachtkleidchen — mit bloßen Füßen huscht sie über den Korridor.

Wie ein Heiligtum erscheint ihr Mamas Schlafgemach, dieser märchenhafte Raum, den sie nur ausnahmsweise betreten darf, wenn Mama leidend ist, um ihr die Hand zu küssen.

Sie wühlt den Kopf in Mamas Kissen und vergräbt ihr kleines, weißes Gesicht darin:

„Ich leg' dir jetzt einen Brief aufs Kopfkissen, damit du auch ganz gewiß nicht vergißt, an mein Bett zu kommen."

Zärtlich und behutsam glättet sie wieder das Kissen, legt das ausgebreitete Papier darauf und huscht leise wie ein Irrlichtchen hinüber in ihr Stübchen.

Sinnend setzt sie sich ans offene Fenster und schaut mit großen Augen unverwandt in den Mond.

Alles still im ganzen Hause.

Sie allein wacht und wartet, daß ihre Mutter komme, sie zu küssen.

„Vielleicht hätte Mama mich lieb, wenn ich schön wäre wie sie. Ich weiß, daß Mama schöne Kinder gern hat. Die kleine Liselotte von Hauptmanns hat sie geküßt und ihr die Locken aus der Stirn gestrichen und dabei ganz leise gesagt: „Wie schön sie ist." Ich hab's wohl gehört. Und als ich neulich Fräulein aus der Küche unten holen wollte, hörte ich gerade, wie unsere alte Susanne zu den anderen sagte:

„Nu ja, freilich — hübsch ist ja unser Baroneßchen gar nicht! So ein altes, müdes Gesichtchen, und solch dünnes, blondes Haar! Nur die schönen, großen Augen — die hat sie von der Gnädigen."

„Lieber Gott, wenn Susanne recht hätte! Und ich hätte Mamas Augen! Dann würde sie mich vielleicht lieb haben — später — wenn sie es auch merken wird" — —

Hastig holt sie Mamas große Photographie in schwerem, silbernem Rahmen von ihrem kleinen Schreibtisch, haucht auf die Glasplatte, reibt eifrig mit ihrem Nachthemdchen darüber und läßt entzückt die Mondstrahlen darauf spielen: „Du bist so wunderschön, wie gar keine andere Mama sein kann! Und solche Augen sollt' ich haben? Das ist ja gar nicht möglich!"

Ihr kleiner Stehspiegel steht nebenan auf dem zierlichen Toilettentisch.

In der einen Hand Mamas schweres Bild, in der anderen den Spiegel, vergleicht sie — weit aus dem Fenster gebeugt — damit der Mond in seiner ganzen, vollen Glanzfülle darauffalle — ihr eigenes Spiegelbild mit ihrer schönen Mutter Bild.

Schaut — schaut — zittert — lächelt — jubelt: „Ja, es sind Mamas Augen! Nur Mamas Augen! Nichts weiter von Mama als ihre Augen! Aber Mamas Augen sind schön und leuchten und funkeln. Die meinen sind häßlich und glanzlos wie Mamas schwarzes Samtkleid, und so traurig — ach, so traurig! Mama sprich: Wirst du mich denn je lieb haben können mit meinen traurigen Augen? Sprich, sprich, wirst du?" — —

Unverwandt fragend — Antwort heischend, starren die flehenden Kinderaugen auf das Bild in der zitternden, kleinen Hand.

Der Mond wirft zauberhafte, gespenstisch flimmernde Strahlen darauf — traumhaft verwirrend — geisterhaft — —

Des Kindes Augen weiten sich — der ganze kleine Körper bebt.

„Da — da — jetzt — Mama lächelt — ich seh' es genau — sie winkt mit den Augen, sie öffnet die Lippen" — —

Immer weiter hinaus beugt sich die kleine weiße Gestalt aus dem Fenster, um das Wunder zu schauen, das der Mond vollbringt — immer tiefer, tiefer in bebender Verzückung — —

Da — ein gellender Kinderschrei — das dumpfe Aufschlagen des kleinen Körpers auf dem Straßenpflaster — —

Der schönen Mutter stolz lächelndes Bild liegt zerschellt neben der kleinen Sterbenden.

Ein dünner Blutfaden rinnt langsam, seitwärts aus dem zuckenden Mundwinkel herab in das weiße Halskrauschen.

Die Augen starren glanzlos, unverwandt in den Mond:

„Ma—ma mor—gen — lieb — — —"

Digitized by Google

Du deutsche Frau

Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen,
du deutsche Frau, nun gilt das Wort auch dir!
Dein Herz muß unermeſſ'ne Opfer bringen,
Gefordert von der Feinde wilder Gier.

Doch wenn da draußen in der Schlachten Gluten
Die Beſten deines Volkes dahingerafft,
D e i n Herz, du deutſche Frau, darf n i c h t verbluten,
Das Vaterland braucht deine volle Kraft!

Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen!
So dulde ſtill, — Schmerz iſt des Weibes Los!
Doch laß nicht feſſeln deiner Seele Schwingen,
Du deutſche Frau, ſei auch im Leide groß!

Helene Brehm.

Der Nachruf zur Kriegszeit / Von Käte Damm

Der Nachruf, beſonders der in Form von Vers, Gedicht oder je nach der Gemütsſtimmung der Hinterbliebenen aus mehreren Gedichten willkürlich zuſammengeſetzter Verſe nebſt ſelbſt hinzugeſetzten Zeilen, war während einer ganzen Reihe von Jahren in Vergeſſenheit geraten, nachdem er Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts eine ganz außerordentliche Verbreitung gehabt hatte. Und zwar hatten damals auch die den höheren Kreiſen Angehörigen den Nachruf meiſt als feſtſtehend in den Zeitungen, um den Leſern ihren großen Verluſt noch augenſcheinlicher zu machen. Daß die Tragik und Größe des Heldentodes im Kriege beſonderer Worte zu Nachrufen bedürfen, erſieht man ſchon aus ſolchen, die vor hundert Jahren den Gefallenen der Befreiungskriege gewidmet waren. Da lieſt man in einer Tageszeitung: „Beim Sturm auf Dresden fiel im Kampf um die heilige und gerechte Sache des Vaterlandes mein teurer Sohn Auguſt von Grodel, Leutnant im Füſilier-Bataillon im 27. Lebensjahre. Ach — er wurde geliebt von mir, ſeinem alten Vater, ſeinen Geſchwiſtern, vorzüglich aber von ſeiner Braut, Fräulein Luiſe von P . . . in Rügenwalde. Er ſchätzte ſich ſo glücklich, dieſe Liebenswürdige kennen gelernt zu haben und verſprach ſich von der Verbindung mit ihr nach wiedererlangtem Frieden heitere, frohe Tage. Aber der uns unbegreifliche, doch gewiß weiſe und gute Ratſchluß Gottes hat es anders erſehen und unſere Herzen tief verwundet. Du allein, ſüße Wiederſehenshoffnung kannſt unſere Herzen aufrichten." An einem anderen Tage findet ſich in der gleichen Zeitung die Anzeige, in der der Staatsminiſter von Schr . . . . den Tod ſeines einundzwanzigjährigen Sohnes, Leutnants im Huſarenregiment, meldet, der infolge Strapazen des Feldzuges am Nervenfieber zu Offenbach a. M. geſtorben iſt.

Unter den gereimten Nachrufen findet ſich einer, der „Karoline" unterſchrieben und dem Andenken des Heldentodes des freiwilligen Jägers Grafen Karl v. d. G. gewidmet iſt:

„Als du Knabe noch — liebt ich in dem Sohne
Deiner edlen Mutter frommen Geiſt,
Jetzt ſtehſt du als Held vor Gottes Throne,
Wo ſie freudig dich willkommen heißt.
Früh ſchwand'ſt, edler Jüngling du der Erde,
Viel zu früh für deiner Lieben Glück —
Aber lächelnd ſprichſt du: Seht ich werde
Jetzt unſterblich! Wünſcht mich nicht zurück." —

Im Verlauf dieſes Krieges hat ſich die ſchon faſt vergeſſene Sitte des Nachrufs wieder belebt, aber während ſie damals in den höheren Kreiſen üblich war, iſt ſie jetzt faſt nur im Volke zu finden. Die höheren Kreiſe begnügen ſich mit kurzen Worten, wenn es ſich um einen Nachruf handelt: „Er war unſer Stolz und unſere Hoffnung."

„Sie waren unſeres Herzens Licht im Leben, und im Tode unſer Stolz." Sogar das hochgemute Wort: „In ſtolzer Trauer" ſieht man ergebungsvoll unter den Anzeigen.

Die gereimten Nachrufe, die in gebundener Rede, aus ſchon vorhandenen alten oder jetzt neu gedichteten Verſen zuſammengeſtellt, ſind Eigentum des Volkes, und zwar meiſt des Volkes der Großſtädte geworden.

Digitized by Google

Da finden sich selbstverständlich oft die gleichen, sie haben den Leuten gefallen, als sie sie unter fremden Anzeigen lasen — nun soll ihr geliebter Sohn auch so besungen werden.

Sehr beliebt ist z. B. der Vers aus einem Gedicht des Lehrers Braun geworden unter den Anzeigen von Witwen:

„Und als nun kam dein Heldentod —
Dein Mut gab mir die Ruh'
In meiner Fraun- und Mutternot,
So hart zu sein wie du."

Auch die kurzen Worte:

„In heißem Ringen — in blutiger Schlacht,
Hat des Feindes Kugel dich hingerafft —
Nun bist du gekrönt nach irdischem Streit
Mit der Krone des Lebens in Ewigkeit."

finden sich oft, ebenso oft das in Verse gekleidete Bedauern, daß der Trost, den Grabeshügel schmücken zu können, unmöglich geworden ist:

„Wir konnten dich nicht sterben sehn,
Auch nicht an deinem Sarge stehn,
Nichts können wir dir mehr bieten:
Mit nichts dich mehr erfreun,
Nicht eine handvoll Blüten
Auf deinem Hügel streun.
O Natur, die du freier bist, —
Streu Blumen um ihn her."

Hin und wieder barg der Nachruf das Bedauern, daß der junge Krieger sein Leben noch gar nicht genossen hatte:

„Du hattest weiter nichts erlebt,
Als Disziplin und Schule —."

Im allgemeinen selten sind Verse wie folgende:

„Lieber Sohn, schlaf' in Frieden,
Du warst zu gut für diese Welt,
Ein schönes Los war dir beschieden —
Da droben überm Sternenzelt.
Einst werden wir in seinen Höh'n,
So's Gott gefällt, und wiedersehn."

Mancher Nachruf malt noch einmal den Trennungsschmerz beim Abschied von der Heimat aus:

„Er zog so mutig von dannen
Und hoffte auf ein Wiedersehen,
Doch reicher fließen unsere Tränen,
Da dies nun nicht mehr kann geschehen."

Hin und wieder sieht man selbstgedichtete Verse, z. B.:

„Lieber, guter Heinrich, —
Du zogst hinaus mit Mut und Kraft —
Und kehrst nun niemals mehr zurück,
Dein starker Arm, er ist erschlafft,
Und hin ist unser ganzes Glück.
Du gingst von uns so tränenschwer,
Dein einz'ger Wunsch war: Wiederkehr!
Da wir die Hoffnung auf solche nicht haben,
Bleibt nur der Wunsch, man möcht' uns auch bald begraben."

oder:

„Zum Weihnachtsfeste fiel der Schwager dein —
Bei ihm wirst du nun ewig sein,
Ihr wart unser Stolz in unserer Not —
Unser Trost ist euer frommer, tapferer Tod."

Wahrscheinlich gewährt es den Hinterbliebenen einen großen Trost, dem gefallenen Krieger solche Worte zu widmen, weil es ihnen nicht vergönnt ist, ihren Nachruf etwa auf Stein und Kreuz aufs Grab zu schreiben, wie es sonst geschieht.

Und wenn solche Nachrufe, ganz gleich ob ganz willkürlich zusammengesetzt, selbst gedichtet, der Kunstdichtung entnommen und geändert, nur einen schwachen Trost in die traurigen Herzen geben, so kann man die Wiederkehr des Nachrufes als eine Wohltat für die vielen, vielen Hinterbliebenen ansehen, und darum werden die Nachrufsverse dieses Krieges ein wertvoller Beitrag zur Psychologie des Volkes sein.

*

Aufblick

Der Abend kommt. Still wird mein Herz
Wie rings der Wald, wie fern das Meer
Nur aus den Tiefen wogt noch schwer
Der müde, ungestillte Schmerz.

Mit jenem Lichtglanz überm Rand
Des Himmels möcht ich strahlend schweifen
Und wie die rote Sonne reifen,
Zu einem besseren Morgenland . . .

Wotan Dietrich.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Generalleutnant Sir Robert Baden-Powell: Meine Abenteuer als Spion. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. Mit Genehmigung des Generalkommandos des 19. Armeekorps. Mit vielen Illustrationen. Verlag Otto Gustav Zehrfeld (Leipzig). Preis 1 Mark.

Was der Verfasser, dem man nach Kenntnisnahme des Buches zugestehen muß, daß er einer der besten Kenner und Beherrscher dieses Faches ist, an Ratschlägen erteilt, wie man am besten den Gegner überlistet und täuscht, ist in der Tat geeignet, Propaganda für das Handwerk des Spions zu machen. Allerdings müßte der neue Jünger des Spionengenerals auf andere Schliche und Wege verfallen als die, die gerade Baden-Powell in seinem Buche angegeben hat; denn das ist klar, daß nunmehr die Zeit der harmlosen Schmetterlingssammler, Forellenfänger, Jagdliebhaber und Skizzenmaler, unter deren Maske Baden-Powell am liebsten arbeitete, vorbei ist. Trotzdem haftet natürlich diesem Handbuch der angewandten Spionage, wie man seine Erlebnisse am besten charakterisieren könnte, doch soviel des Spannenden und Interessanten an, daß die deutsche Uebersetzung des englischen Buches zu begrüßen ist.

Sir Robert Baden-Powell, Generalleutnant Seiner britischen Majestät, K. C. B. (Komtur des Bath-Ordens), ist in Deutschland weniger durch seine militärischen Fähigkeiten — die im Burenkriege keine sonderlich rühmliche Rolle gespielt haben — als durch seine Tätigkeit als Gründer und Förderer der englischen Pfadfinderbewegung bekannt. Während des jetzigen Krieges hat er eine aktive Kommandostelle nicht bekleidet, an Stelle davon hat er des öfteren geredet und obendrein ein Buch herausgegeben, von dem es eigentlich zweifelhaft erscheinen mag, ob er seinem Vaterlande damit einen besonders großen Dienst erwiesen hat. Sir Robert ist zeit seines Lebens einer der ersten, und das kann man unbedenklich sagen, besten und erfolgreichsten Spione des britischen Heeres gewesen. Dieses Urteil bleibt auch bestehen, wenn man die Hälfte dessen, was er berichtet, als unwahrscheinlich abzieht. Mit einer für einen Briten etwas ungewöhnlichen Phantasie sieht er überall dort Erfolge seiner eigenen Tüchtigkeit, wo ihm die Dummheit oder Unvorsichtigkeit der Auszuspionierenden zu Hilfe kam. Köstlich wirkt auch die Ueberhebung, mit der er die nichtbritische Spionage als zwecklos und unnütz abtut, und namentlich die angeblich außerordentlich großzügige deutsche Spionage ist stets an der ebenso außerordentlichen britischen Schlauheit gescheitert. Ueberhaupt, das merkt auch der nichtmilitärische Leser bald heraus, sind seine Berichte und Meinungen über Deutschland ein Gemisch von Wahrheit, Dichtung und Uebertreibung. Aber abgesehen davon bietet das Buch eine Fülle des stofflich Interessanten, daß es sich verlohnt, einiges besonders Charakteristische hervorzuheben.

Nach allgemeinen Betrachtungen über die verschiedenen Arten von Spionen, Verständigungsmöglichkeiten usw. kommt Sir Robert zu dem Hauptteil des Buches, seinen Abenteuern als Spion in Dalmatien, der Türkei, Bosnien, Italien und anderen Ländern. Eines der fesselndsten Kapitel ist der Ausspionierung von Festungsanlagen gewidmet, das seinen Reiz besonders noch dadurch erhält, daß eigene Zeichnungen des Verfassers sie erläutern. Für den Spion kommt es natürlich in erster Linie darauf an, seinen militärischen Aufzeichnungen ein äußerlich harmloses Gewand zu verleihen, damit im Falle einer Verhaftung oder Durchsuchung seiner Papiere diese nichts Verdächtiges enthalten. So muß er nach „Verkleidungen" suchen, die ihm selbst alle Geheimnisse offenbaren, einem anderen aber als Skizzen eines Sammlers oder Fachgelehrten erscheinen müssen. Betrachten wir z. B. die Zeichnung eines Schmetterlings. Ein aufmerksamer Betrachter wird an ihm nichts besonders Bemerkenswertes finden. Und doch enthält die Zeichnung nicht nur den Grundriß eines Forts, sondern auch den Standort und die Stärke der Geschütze. Die rechts und links des Schmetterlingsleibes über die Flügel laufende Zeichnung enthält die Gestalt des Forts, wobei der Schmetterlingskopf nach Norden weist. Die Zeichen auf den Flügeln zwischen den Linien haben nichts zu bedeuten, die auf den Linien dagegen geben Aufschluß über Art und Größe der Geschütze. Die beiden gezackten Kleze auf dem unteren Flügelpaare bezeichnen schwere Geschütze über 15-Zentimeter-Kaliber. Ein kleiner, schwarzer Kreis gibt Feldgeschütze, und zwei Punkte hart an der Linie Maschinenkanonen oder Maschinengewehre an. Der Standort der Geschütze ist in der Schmetterlingsskizze durch Weiterführung der betreffenden Linien innerhalb des Fortumrisses derart bezeichnet, daß der Endpunkt der Linie die Stellung des Geschützes angibt. Die beiden schweren Geschütze stehen also in den beiden Südvorsprüngen; an der Südfront sind auch drei Maschinengeschütze aufgestellt.

Eine in der Tat hervorragende Leistung auf dem Gebiet des Verbergens ist auch die Skizze eines Efeublattes.

Eine geradezu geniale Arbeit aber ist die Zeichnung eines Schmetterlingskopfes. Um jeglichen Argwohn zu verschleiern, schrieb Boden-Powell in sein Skizzenbuch: „Kopf des Dula-Falters, durch ein Vergrößerungsglas gesehen. Gefangen am 19. 5. 12. Etwa das Sechsfache der natürlichen Größe."

Und was stellt nun dieses Falterköpfchen in Wirklichkeit dar? Ein Fort auf einer Bergspitze, das zum Zweck einer Flußsperre angelegt ist. Daß der Kopf des Falters den Grundriß des Forts, die Augen zwei Geschütze, die — etwas sonderbaren — Nasenlöcher ein Maschinengewehr und der Mund — wie sinnig und praktisch — den Eingang zum Fort bedeutet, ist, nach dem früher Mitgeteilten, ja nicht mehr allzu schwierig zu entziffern. Nicht ganz so einfach ist dagegen die Deutung der übrigen Angaben. Wir müssen dabei von dem Zweiglein ausgehen, an dem sich der Falter mit den beiden Vorderbeinen festhält. Der Zweig ist der Fluß; zwischen den Fußenden in der Mitte liegt eine Brücke. Die Blätter rechts deuten Laufgräben auf beiden Seiten der Flüsse an. Die Krümmungen der Fußenden sind kleinere Verschanzungen, in denen je ein Maschinengewehr steht. Von diesen Verschanzungen ziehen sich zum Fort hinauf Wallanlagen (die Falterbeine); im Knick des — vom Beschauer gesehenen — rechten Beines steht ebenfalls, wie die Punkte zeigen, ein Maschinengewehr. Die Behaarung am Kopf und auf der Außenseite des rechten Beines bedeutet Hindernisse, wie Drahtverhaue, Wolfsgruben usw. Das Größenverhältnis findet sich endlich in der Angabe: „Etwa das Sechsfache der natürlichen Größe", d. h. 6 Millimeter der Zeichnung entsprechen einer englischen Meile in Wirklichkeit.

Man wird zugeben müssen, daß eine gehörige Portion Scharfsinn und Geschicklichkeit dazu gehört, um derart irreführende Zeichnungen zu erfinden. In der Tat muß Baden-Powell, wie aus seinen Erzählungen hervorgeht, ein außerordentlich geschickter Spion gewesen sein. Was er sonst noch erlebt hat, die oftmals sehr kritischen Lagen, in die er bei der Ausspionierung militärischer Geheimnisse geriet, seine Festnahme und seine Flucht mag ein jeder selbst nachlesen. Nochmals sei aber ausdrücklich davor gewarnt, seinen tendenziösen Behauptungen über Deutschland Glauben zu schenken. Als beste Antwort auf sein anmaßendes Eigenlob der britischen Schlauheit, vor der jede fremde Spionage zwecklos ist, sei auf den Prozeß hingewiesen, in dem sich der Admiral des englischen Mittelmeergeschwaders zu verantworten hatte, weil er unsere „Goeben" und „Breslau" aus dem Hafen von Messina

Digitized by Google

hatte entkommen lassen. In seiner Verteidigungsrede führte nach englischen Zeitungsmeldungen der Admiral an, daß er einen drahtlosen Befehl erhalten hätte, seine Schiffe an der und der Stelle zusammenzuziehen. Dieser Befehl sei in den Zeichen des Geheimkode abgefaßt gewesen, der nicht einmal den Schiffskommandanten, sondern nur den Kommandierenden Admiralen und ihren Stellvertretern zugänglich und bekannt sei. Der Befehl war aber, wie sich erst später herausstellte, ein Funkspruch von der „Goeben"! Infolgedessen mußte der ganze Geheimkode der englischen Marine von Grund aus umgeändert werden.

Also, Sir Robert, ganz so einfältig und erfolglos sind die Germans denn wohl doch nicht gewesen, nicht wahr?

Daß unsere Militärbehörde das Werk freigegeben hat, beruht vermutlich auf der Erwägung, daß unser Volk daraus größere Vorsicht jedem Fremden gegenüber lernen kann. Hoffentlich wird dieser Zweck erreicht, indem recht viele das Buch lesen und beherzigen. Es enthält eine Fülle interessanter Einzelheiten K. F.

Dr. Adolf Saager. **Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger.** Bunte Bilder von gestern und heute. 270 Seiten. Preis geh. 2 Mark. Schön in Leinwand geb. 3 Mark. (Einbandentwurf von A. H. Pellegrini.)

Über Nacht, „im Fluge" sozusagen, und durch sein Flugzeug ist Graf Zeppelin unser Nationalheld geworden, umjubelt, verehrt und geliebt von alt und jung, von hoch und niedrig. Zeppelin und Hindenburg! Der eine wie der andere gestern noch ungekannt und ungenannt, beide heute die gefeierten Volkshelden eines mächtigen Kulturvolkes. Des deutschen Volkes Schicksal verkörpert sich in diesen zwei Männern, ihr Schicksal war unser Schicksal. Rückblickend erkennen wir jetzt das Zeppelinsche Echterdingen als Auftakt für 1914! Und Zeppelins Person hat seit Echterdingen für uns fast noch mehr zu bedeuten als die Größe seines Werkes: Zeppelin wurde durch Echterdingen zu dem Wiedererwecker des deutschen Nationalgefühls.

Das Buch enthält Anekdotisches, Abenteuerliches, Heldenhaftes, Charakteristisches für Zeppelins Person und sein Werk, Großes und Kleines aus seiner Jugendzeit, Bekanntes und Unbekanntes von seinen Schicksalen und Heldentaten in drei Feldzügen: dem nordamerik. Bürgerkrieg, dem 66er und 70er Krieg, von seinem Hoffen und Kämpfen für sein Lebenswerk, seinen Mißerfolgen und Mißhelligkeiten, seinen Siegen und Triumphen als deutscher Erfinder und Volksheld.

Alles Wertvolle und Dauernde in blitzhellen Schlaglichtern, aufgefangen aus Archiven, aus vergilbten Blättern, aus Briefen, Büchern, Zeitungen. Eine besondere Rolle spielt in dem Buche die Tätigkeit der Zeppelin-Luftschiffe 1914/15 in Feindesland, wobei auch der freiwillige und unfreiwillige Humor nicht zu kurz kommt, für den Engländer und Franzosen, insbesondere die Londoner und Pariser den Stoff lieferten.

Diese Zeilen gibt der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart dem Buch mit auf den Weg, und ich zweifle nicht, daß es seine Leser finden wird. Immerhin darf man aber dem berechtigten Wunsche Ausdruck geben, daß der angesehene Verlag seiner bekannten „Lebenserinnerungen-Bücherei nur wirkliche „Werke" einverleibt im Gegensatz zu Sammlungen von Zeitungsausschnitten und ähnlichem, die in diesem Buch vorliegen. Ein Zeppelin darf schon beanspruchen, daß man sein Leben wirklich schildert und nicht nur das Stoffliche in mehr oder weniger geschickter Weise aneinanderreiht. Immerhin kann das Lesepublikum an diesem Band nicht vorübergehen, er enthält doch eine Fülle fesselnder Tatsachen.

Dr. Karl Roth. **Geschichte Albaniens.** Leipzig, Bruno Volger.

Wenn auch Albanien nicht mehr im Vordergrund der Balkanereignisse steht, so fällt doch durch seine Geschichte manches interessante Streiflicht auf die Vorzeit des Balkans überhaupt, die auf unseren Schulen künftighin wohl etwas mehr betrachtet werden muß als bisher. Die reiche Fülle der Geschehnisse überrascht den Leser, und die flüssige Darstellung erleichtert auch dem weniger Geschichtskundigen die rasche Auffassung des Ganzen.

Dr. Erich Janke.

Vermischtes

Freie Hochschule Berlin. Das soeben erschienene neue Programm für das Herbstquartal enthält eine Fülle allgemein verständlicher, alle Gebiete in Kunst und Wissenschaft umfassende Vorträge. Neben allgemein anregenden und belebenden Vortragsreihen haben auch besonders solche Aufnahme gefunden, die auch von praktischem Nutzen sind. Wie bisher finden die Kurse, um allen Kreisen der Bürgerschaft Groß-Berlins die Teilnahme zu ermöglichen, in den Abenden von 7 bis 10 Uhr statt und sind jedermann zugänglich. Alles Nähere ist aus dem Programm zu ersehen, das in allen Bibliotheken, Lesehallen und bei Loeser & Wolff kostenlos ausgegeben wird. — Die Vorlesungen beginnen am 7. Oktober und folgende Tage.

Wir wollen unsern Lesern in den ernsten Zeiten das folgende bei der Schriftleitung eingelaufene Gedicht nicht vorenthalten.

Erwachen im Walde. Von A. Frahm.

Der roten Sonne Boten schreiten
Nun leise durch den grünen Flor,
Gesandte aus Unendlichkeiten,
Wie sah sie keiner je zuvor.

Sie wecken auf die Wisperstimmen
Der Biene, Mücke und Horniss'.
Bis lauter aus den Zweigen klimmen
Der Vögel Lieder. Schmitz an Schmitz

Schon tritt auch zage auf die Halde
Ein schlanker Bock ... Dann alle Reh' — —
Dann reißt ein Dampferpfiff im Walde
Die Tannen auf, grad', wo ich geh' —

Da ist verscheucht das schöne Schweigen,
Der Sommernacht gesunde Ruh'.
Und ich — tu' meine Sinne neigen
Und . . strebe meinen Pflichten zu.

Kriege werden mit den Beinen gewonnen — Darum sollte keiner Liebesgabe eine Büchse Dr. Reiß' Lenicet-Wund- und Schweiß-Puder fehlen, der sich gegen den Schweiß und seine nachteiligen Folgen vorzüglich bewährt, und der ein langjährig erprobtes Mittel zur Verhütung des Wundlaufens der Füße ist.

Inhalt des Heftes 4: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Zu spät ... Gedicht von Bruno Pompecki. — Nur Mamas Augen. Von Ella Fecht. — Die deutsche Frau. Gedicht von Helene Brehm. — Der Nachruf zur Kriegszeit. von Käte Damm. — Aufblick. Gedicht von Wotan Dietrich — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 25. Oktober 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 5

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

4. Fortsetzung.

Degenhardt wußte, daß es sie tödlich langweilte. Nach jedem Abschnitt stellte er kurze Fragen, in einem Ton, der jeden weiteren Widerstand ausschloß. Er jagte sie durch Kreuz- und Querfragen durch die ganze Geschichte der Niederlande, ohne sich um den kochenden Mißmut seiner Schülerinnen zu kümmern.

Sie waren geradezu verzweifelt, bekamen Kopfweh von dem scharfen Wind, der heute in der Stunde wehte, Tränen tröpfelten um ihre verlorene Würde und Ehre, bei jedem neuen Du und Dir und Dich fuhren sie nervös zusammen, — und als sie alle erst begriffen hatten, daß diese Anrede, die sie haßten, mit unerbittlicher Regelmäßigkeit bei jeder Frage erfolgte, da gärte es in den vergewaltigten, jungen Seelen.

Der Direktor wagte ja einfach alles. Das hatte ihnen der Lorenz nun wieder eingebrockt. Was sollte nur jetzt werden? Wollte er sie denn, bis sie Urgroßmütter waren, duzen?

Degenhardt hatte jetzt, nachdem der erste Widerstand bezwungen war, um ihnen eine kleine Freude zu bereiten, ein paarmal jede Anrede vermieden. Die aufgeregten Gemüter sollten zur Ruhe kommen. Er fragte unpersönlich, etwa: „Stella, was könnte man als die inneren Ursachen des Krieges zwischen Spanien und den Niederlanden bezeichnen?" Oder: „Charakterisieren wir einmal die spanischen Granden, die an der Spitze der Verwaltung standen." Schon begann der Stoff sie wieder zu interessieren, schon folgten sie wieder willig den historischen Ausführungen des Direktors, als plötzlich irgendwo eine Störung, ein Plaudern und Lachen, entstand. Professor Degenhardt sah sich in seinem Vortrag unterbrochen und verschaffte sich mit starker Stimme Ruhe. Es fielen ein paar kräftige Wörtlein dabei, kaum anders als sonst bei ähnlichen Anlässen, aber das „Sie" hatte doch erheblich mildernd gewirkt, hatte, selbst bei heftigem Tadel, immerhin gewisse Schranken gesetzt. Jetzt empfanden sie erst, was es heißt, mit fünfzehn und sechzehn Jahren sich peinliche Dinge in diesem Ton sagen zu lassen. Zwischen einem Sie- und einem Dudonnerwetter war eben doch ein Unterschied.

Möglich, daß sie sich es bloß einredeten, aber diese Empfindung beherrschte sie so stark, daß sie nicht stillschweigend damit fertig werden konnten.

All ihren Mut zusammennehmend, meldete sich Stella: „Herr Direktor, das geht doch nicht so weiter."

„Was wollen Sie, . . . was willst du denn?" fuhr er sie an, ärgerlich, daß er sich nun doch versprochen hatte.

Stella errötete stark, aber jetzt mehr vor Eifer als vor Ärger: „Das mit dem Duzen ist furchtbar. Wir sind so sehr empfindlich, Herr Direktor, wir haben so viel Not daran. Wenn Sie uns nur erlauben wollen, uns bei den Herren, die sich beschwert haben, zu entschuldigen", sagte Stella. „Wir wollen — auf Ehre — nichts Ähnliches mehr tun."

Degenhardt fing an spöttisch zu werden: „Vierzehn Tage lang, nicht wahr?"

Digitized by Google

Stella sagte in ihrem weichen, bittenden Ton, der den Direktor schon öfter entwaffnet hatte: „Sie würden uns sehr froh machen, wenn Sie diese grausige Verfügung zurücknehmen würden."

Diesmal blieb er aber fest: „Nicht eher, als bis ihr gelernt habt, euch mit Herrn Doktor Lorenz zu vertragen."

Nun meldete sich Ursula zum Wort.

Es war dem Direktor schon zu viel, eine aufsteigende Ungeduld zupfte schon an seinen Nerven, aber als er Ursulas ernstes, von dem Kampf um ihr Recht erhitztes Gesicht sah, bekam er es doch nicht fertig, sie abzuweisen.

„Was wünschst du?"

„Wir haben eben die Geschichte der Niederlande gelesen, und Sie sagten, Herr Direktor: ‚Die alten verbrieften Rechte der Niederlande wären mit Füßen getreten worden, jede freiheitliche Regung wäre eisern unterjocht worden, es wäre ein unerträglicher Druck für ein freiheitliebendes Volk gewesen.' Auch unsere alten verbrieften und versiegelten Rechte sind in den Staub getreten. Seit die Schule besteht, hatte die erste Klasse immer das Sieprivileg; und heute ist es uns einfach mündlich gekündigt worden."

Mit dem Anflug eines Lachens sagte der Direktor: „Ihr habt mir ja auch mit einer Kriegserklärung geantwortet. Und nun möchtet ihr mir gern vorher noch ein Ultimatum stellen, ich weiß schon, ihr wollt eine Frist. Aber ich bin diesmal weder für gütliche Einigung noch für diplomatische Verhandlungen zu haben, sondern verlange unbedingte Unterordnung, spart euch alle weiteren Bemühungen. Guten Morgen." Damit verließ er die Klasse.

Auf dem Korridor hielt ihn Doktor Lorenz an und dankte ihm für sein kollegiales Eintreten. Degenhardt wies den Dank kühl zurück: „Ich tat nur meine Pflicht."

* * *

Es war kurz vor Weihnachten, ein klarer, kalter Dezembertag. Bei Degenhardts brannten alle Flammen. Um den großen, runden Eßtisch im gotischen Zimmer saß das Lehrerkollegium bei Punsch und Tee und würdigen Gesprächen.

Es war der letzte Philologentag vor den Ferien, den der Direktor heute abhielt.

Irmgard machte die Wirtin und suchte es jedem recht und behaglich zu machen. Das war gar nicht so einfach. Der alte Oberlehrer Richter durfte beileibe keinen Zug bekommen, nicht in der Nähe der Tür und nicht in der Nähe der Fenster sitzen, die Oberlehrerin beanspruchte den rechten Platz neben dem Direktor und trank den Tee nur mit Sahne, die jüngeren Lehrer und Lehrerinnen waren für Zigaretten empfänglich und bevorzugten die Nebenräume, wo man sich zwanglos unterhalten konnte. Lorenz war unzufrieden, wenn sie sich ihm nicht ausschließlich widmete, und Roderich verlangte, daß die häusliche Maschinerie an diesen Abenden tadellos klappte.

Kriemhild erschien nur für fünf Minuten, um allen die Hand zu geben, und verschwand auf Irmgards Wink sofort. Jeder sagte ihr etwas Nettes, obwohl man sie bodenlos verwöhnt fand. —

Überhaupt wurde im stillen viel Kritik am Degenhardtschen Haus geübt. Was für eine Kateridee das vom Direktor war, sich seine Schwägerin ins Haus zu nehmen. Wie schlecht paßte dieses doch offenbar recht leicht veranlagte Fräulein v. Dünow zu dem ernsten Mann. Und welches Gift für das Kind, diese Irmgard als einzigen Umgang zu haben, die nichts als Liebesgeschichten im Kopf hatte und das Kind nicht zu erziehen verstand. Man sah es ja, wie die Kleine aufwuchs.

Jede der unverheirateten Lehrerinnen hätte recht gern mit Irmgards Platz hier im Hause getauscht. Nachdem ein paar Tagesfragen besprochen waren, eröffnete Professor Degenhardt die eigentliche Konferenz: „Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mir Ihre Wünsche und Ansichten offen zu sagen. Es handelt sich heute um einen Erlaß des Kultusministers, der eine gewisse Wahlfreiheit der Lehrfächer in den oberen Klassen der Lyzeen in Aussicht stellt. Der Herr Minister stellt anheim, ob und inwieweit die Direktoren Gebrauch davon machen wollen." Er las darauf im Wortlaut das in einer Mappe bereitliegende betreffende Schriftstück vor.

„Ich wollte nun einmal fragen, wie sich die Herren Kollegen und auch Sie, meine Damen, dazu äußern."

Digitized by Google

Der alte zug- und neuerungsfeindliche Oberlehrer ergriff zuerst das Wort: „Mir war der Erlaß des Herrn Ministers schon bekannt. Ich habe eingehend darüber nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Versuch besser unterlassen wird, aus drei Gründen . . .“

Degenhardt, der eigentlich nur „pro forma“ gefragt hatte und die Weitschweifigkeit des alten Oberlehrers kannte, unterbrach ihn, noch ehe dieser die drei Gegengründe mit ihren Unterabteilungen a, b und c auseinandersetzen konnte, mit einer raschen Handbewegung: „Einen Augenblick, Herr Kollege, ich weiß, was Sie anführen wollen, und möchte Ihre Argumente gleich vorwegnehmen, um nicht mißverstanden zu werden; denn ich sehe, daß mehrere der Damen und Herren ablehnend ihr Haupt schütteln.“ Ruhig fuhr er fort: „Es handelt sich hier nicht etwa um Einführung akademischer Freiheiten, von denen ich für unsere halbwüchsigen Mädchen durchaus nichts wissen will, sondern nur um kleine Rücksichtnahmen auf besonders stark hervortretende Begabungen für ein Fach und meist dementsprechende Talentlosigkeit in einem anderen Fach. Denken Sie sich zum Beispiel ein vierzehnjähriges Mädchen, das durchaus Mathematik nicht begreifen kann . . .“

„Natürlich müssen Sie gerade an meinem Fach exemplifizieren“, warf hier Lorenz halb ärgerlich, halb scherzhaft ein.

Degenhardt beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort: „Es ist fleißig, gibt sich die größte Mühe, es scheitert aber an Mächten, die wir nicht kennen, es muß andere Fächer vernachlässigen, um alle freie Zeit für häusliche Mathematikarbeit zu verwenden, und bringt es doch zu keinem befriedigenden Resultat. Welche Erleichterung, welche Befreiung könnten wir da schaffen, wenn wir in solchen Fällen, natürlich nach sorgfältigster Prüfung von Fall zu Fall, gestatten würden, daß eine Dispensation vom Mathematikunterricht stattfindet und dafür ein Doppelpensum in einer Fremdsprache oder einer anderen Disziplin verlangen oder auch umgekehrt. — Ich will ja keine Erziehung zur Bequemlichkeit, Sie kennen mich alle, denke ich, ich bin kein Verfechter der weichlichen Schonungsmethoden, die vor jeder härteren Forderung und jedem scharf bemessenen Arbeitsmaß zurückscheuen, — aber ich halte eine gewisse begrenzte Berücksichtigung auf natürliche Anlage und Eigenart, soweit die allgemeine Charakterschulung nicht dadurch leidet, in der ersten Klasse für wünschenswert und zweckmäßig.“

Doktor Lorenz war durchaus nicht dieser Ansicht.

„Das hieße, Herr Direktor, daß nächstens die ganze Klasse angesetzt käme und erklärt: ‚Wir dispensieren uns auf Grund unserer natürlichen Talentlosigkeit von Mathematik, fremdsprachlicher Grammatik, deutschen Aufsätzen und Geographie. Wir bevorzugen dafür und verpflichten uns zu doppelten Leistungen in Turnen, Tennis, Gesang und Nadelarbeit.“ — Der Direktor, der eigentlich viel mehr Autokrat war, als ihm bewußt war, erwiderte ziemlich unhöflich: „Solche Scherze passieren bei uns nicht, Herr Kollege Lorenz. Wenn Sie keine ernsteren Einwände haben, dürfen wir die Debatte über diesen Punkt schließen.“

Die Oberlehrerin war ganz der Ansicht des Direktors; ebenso der größte Teil des Lehrerkollegiums. Selbst der alte Oberlehrer erklärte sich nun einverstanden. Nur Irmgard fühlte kriegerische Impulse. Was fiel Roderich denn ein, Lorenz so ironisch und verächtlich zu behandeln?

Sie bat ums Wort.

Degenhardt sah sehr erstaunt zu ihr hin. Das hatte sie ja noch nie getan. Alle Augen richteten sich auf Fräulein v. Dünow. Irmgard, ermuntert durch ein beifälliges Kopfnicken des Doktor Lorenz, überwand ihre aufsteigende Schüchternheit und sagte:

„Ich muß mich, völlig objektiv, den Ausführungen des Herrn Doktor Lorenz anschließen. Eine solche Bestimmung hieße doch nur Verwirrung und trügerische Freiheitsbilder in die Köpfe der Mädchen bringen. Ja, wenn es ein wirkliches Freiheitsgeschenk für sie bedeutete, wie es vielleicht von oben her auch gemeint ist. Nach der Version des Herrn Direktors aber wäre die angebliche ‚Wahlfreiheit‘ so verklausuliert und so sehr von seiner jedesmaligen Geneigtheit bedingt, daß tatsächlich nur neue Enttäuschungen und zerstörte Freiheitsillusionen unseren Mädchen blühen würden. Lieber sollen sie die Mathematik- oder Physikstunde als un-

Digitized by Google

abänderliche Notwendigkeiten betrachten, als von einer Stunde zur anderen sich damit trösten: Vielleicht leuchtet's dem Herrn Direktor bis heute über acht Tage ein, daß ich nie ein Rechengenie werden kann! — Das bedeutete nur, ihr Abhängigkeitsbewußtsein von dem Willen eines einzelnen noch erhöhen." Es war so scharf gesagt, so auf den Direktor zugespitzt, daß das ganze Lehrerkollegium in Erstaunen geriet. So hatte noch nie jemand mit Degenhardt gesprochen. Der kleinen Dünow, der Jüngsten von allen hier, hätte es keiner zugetraut. Donnerwetter, hatte die es ihm gegeben.

Lorenz triumphierte innerlich. Sie war eben nicht nur schön und reizend, sie war auch schneidig und klug; ein ganz famoser Kerl. Er hätte sie auf der Stelle küssen mögen.

Degenhardt hatte sie nicht unterbrochen. Er saß stirnrunzelnd da und zog mit seinem Taschenblei einen Kreis neben den anderen auf ein vor ihm liegendes weißes Blatt Papier. — Bei der Stelle „in der Version des Herrn Direktors aber" wandelte ihn plötzlich die Lust an, seiner schönen Schwägerin das Wort zu entziehen. Aber ihre großen, fest auf ihn gerichteten Augen, in denen neben aller Entrüstung auch wieder ein Schelm, ein lustiger Strahl aufblitzte, entwaffneten ihn.

Aber ärgerlich war er doch.

„In welcher Klasse unterrichtet doch Fräulein v. Dünow?" fragte er in sachlichem Ton die neben ihm sitzende Oberlehrerin.

„Vierte Klasse und achte Klasse."

„So, so. Ich dächte, wir haben von den o b e r e n Klassen gesprochen. Fräulein v. Dünow scheint zu glauben, daß es sich um eine Wahlfreiheit zwischen Schreiblesen oder Strumpfstricken oder Rundlauf handelt. Sollte der Minister einmal die A B C-Schützen zur Selbstbestimmung auffordern, so werden wir als erste Sachverständige Fräulein v. Dünow hören."

Irmgard hatte sich am Teetisch zu schaffen gemacht, sie wollte noch etwas erwidern, der Direktor schloß aber bereits den offiziellen Teil der Konferenz mit dem Wunsch, möglichste Milde bei den Weihnachtszeugnissen walten zu lassen.

Irmgard setzte sich an den Flügel und spielte Weihnachtslieder. Lorenz saß neben ihr und sagte ihr leise süße Verliebtheiten. —

„Irmgard, kümmerst du dich auch um Getränke und so weiter?" kommandierte Degenhardt, und als nicht bald eine Antwort kam, trat er zu der Gruppe am Klavier heran: „Sie können sich hier doch nicht zurückziehen. Ich bitte dich, Irmgard, wir haben Gäste."

„Bin auch Gast", brummte Lorenz.

Professor Degenhardt ärgerte sich den ganzen Abend über Irmgard. — Als die Gäste fort waren, fragte sie ihn, ob sie am nächsten Vormittag wohl einmal fünfzehn Minuten früher schließen könnte; sie wollte Weihnachtsbesorgungen in Berlin machen, wie sie es mit Lorenz verabredet hatte, und der Berliner Zug ging Punkt ein Uhr.

Der Direktor stand am Tisch und goß sich ein Glas Kognak ein.

„Um drei Uhr geht der nächste Zug", war seine Antwort. Irmgard räumte die Gläser fort.

„Du bist ja fabelhaft gefällig, das muß ich sagen, Roderich. Mir liegt an dem Einuhrzug ungeheuer viel."

„Und mir liegt ungeheuer viel an der deutschen Stunde, die nicht von zwölf bis dreiviertel eins, sondern zwölf bis eins ist, liebe Schwägerin."

Von Irmgards schäumendem Ärger hatte er sich leidlich unberührt gefühlt. Es gab schon öfter Tage, an denen sie ihn kaum eines Wortes würdigte.

Diesmal wurde es kritischer. Am nächsten Tage teilte Lorenz, dem es seit der Klassenrevolte doch nicht mehr hier gefiel, voll freudiger Erregung Irmgard mit, daß er eine auskömmlich besoldete Oberlehrerstelle in einem Thüringer Knabeninternat erhalten hätte und unverzüglich eintreten sollte.

Alle gratulierten ihm; Degenhardt befreite ihn sofort von dem Vormittagsunterricht. Schon am Nachmittag wollte er fort.

Irmgard wirbelte der Kopf. Der Abschied versetzte sie in so wehmütige Stimmung, daß sie sich kaum noch beherrschen konnte.

In der großen Pause ging sie ins Direktorialzimmer hinüber. Roderich schrieb an einem Jahresbericht und hatte ihr Klopfen nicht gehört. Als er Irmgard mit Tränen in den

Digitized by Google

Augen vor sich sah, warf er den Federhalter fort und war sofort zu ihrer Verfügung.

„Wegen des Lorenz?" fragte er, „geht es dir so nahe, daß er fort geht? — Es ist doch aber eine Staffel aufwärts. Weshalb Tränen?"

Er sah sie zum erstenmal weinen. Es regte ihn auf.

„Du weißt nicht, wie das ist, wenn man jemanden lieb hat und sich urplötzlich trennen soll."

„Doch nicht für lange", tröstete er. „Aber was willst du eigentlich von mir?"

„Urlaub, und zwar sofort. Du siehst doch, Roderich, daß ich nicht imstande bin, zu unterrichten."

„Fühlst du dich krank? Dann bedarf es doch keines Wortes weiter", entgegnete er.

Sie errötete. „Krank? Nein, aber todunglücklich."

„Todunglücklich ist kein Grund für Pflichtversäumnis. — Irmgard, es tut dir ja selber viel besser, wenn du deinen augenblicklichen Schmerz durch Arbeit beherrschst. Es geht, verlaß dich darauf."

„So redet nur einer, der herz- und gefühllos ist. Ich bin nicht in der Stimmung, um zu turnen oder deutsche Grammatik einzupauken."

„Nicht in der Stimmung? Entschuldige, Irmgard, aber das sind Backfischrückfälle. Kein reifer Mensch vernachlässigt aus Gründen des Gefühls und der Stimmung sein Amt oder seine Pflicht. — Keiner meiner Schülerinnen würde ich das hingehen lassen. Was würdest du sagen, wenn morgen ein Teil der ersten Klasse sich bei dir entschuldigt, sie könnten nicht zum Turnen kommen, sie wären zu sehr mit Liebesdingen beschäftigt? Glaubst du, die Mädel haben nicht auch, so jung sie sind, ihre internen Privatangelegenheiten?"

Irmgard sah ihn groß an: „Aber Roderich, ich bitte dich, du kannst doch ihre flüchtigen Verliebtheiten und Tändeleien nicht mit dem Liebesgefühl erwachsener Menschen vergleichen."

„Die Pause geht zu Ende, Irmgard. Ich habe nun keine Zeit mehr. Bestehst du darauf, deine Stunden zu schwänzen, so sage es bitte. Zur Vertretung habe ich niemanden zur Verfügung, da Doktor Lorenz ohnedies vertreten werden muß. Ich müßte selbst einspringen. Da ich aber deine Turnstunde in der ersten Klasse unmöglich geben kann, werden Schwierigkeiten entstehen. Wären es Jungen, so übernähme ich auch die Turnstunde mit Vergnügen, so aber werden die armen Mädel dann eben statt Turnen Geschichte haben; geistiges Turnen statt Rundlauf und Reck. — Aber bitte, so entscheide dich doch endlich. Dort drüben stürmen sie schon in die Turnhalle, und einzelne sind schon zum Turnen umgekleidet. Wie nett sie in ihren Turnblusen aussehen." — Er sah dem Treiben draußen eine Minute lang zu. Dann wandte er sich zurück: „Nun, Irmgard?" —

„Ich werde alle beide Stunden geben, Turnen und Deutsch, so schwer's mir auch wird. Behaupte aber nie, daß du ein Herz hast. Liebe ist für dich eine tönende Schelle; und wenn andern das Herz zum Springen schlägt, kommst du kühl und gefühllos mit deinen Pflichtbegriffen."

Damit war sie zur Tür hinaus, und fünf Minuten später sah er sie in fußfreiem Blusenkleid über den Hof zur Turnhalle eilen.

Mocht sie ihn für herz- und gefühllos halten. Das mußte er mit in Kauf nehmen. „Liebe ist für dich eine tönende Schelle", wiederholte er und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Dort drüben in der Turnhalle tönte ein Marschlied zum Reigen. Er hörte ihre Stimme heraus, stand und lauschte und vergaß ganz den Bericht, den er zu schreiben hatte, vergaß zum erstenmal seine Pflichten über seinen Privatgedanken.

Doktor Lorenz kam und verabschiedete sich. Auch diese letzte Unteredung zwischen ihnen blieb kühl und formell.

---

6. Kapitel.

Für Irmgard kamen einsame Tage. Selbst in den Weihnachtsferien konnte Lorenz nicht aus seinem Internat fort. Sie ließ den Kopf hängen und verlebte ein ziemlich stilles Weihnachtsfest mit Roderich und Kriemhild. Für den ersten Feiertag hatte Professor Degenhardt zwei seiner Schülerinnen zu Tisch geladen, die eine ein armes Mädchen, dessen Schulgeld er aus eigener Tasche bezahlte, und das kleine, verwachsene Mädchen, das ihn schwärmerisch

Digitized by Google

verehrte, und dem er eine besondere Freude bereiten wollte. Die beiden Mädchen sorgten für lebhafte Tischunterhaltung, Irmgard war es lieb so, sie war mit ihren Gedanken im Thüringer Knabenstift.

Man sprach von Heiligabend und den Weihnachtsgeschenken. „Das schönste Weihnachtsgeschenk war für uns alle doch Doktor Lorenz' Abgang", platzte das kleine, verwachsene Mädchen heraus.

Degenhardt sah, daß Irmgard litt. „Aber Marga, so taktlos und unverfroren habe ich dich ja noch gar nicht kennen gelernt."

Marga ahnte wohl die Zusammenhänge, starrte blutrot auf Irmgard und den Direktor und nahm sich vor, jetzt gar nicht mehr zu reden.

Um abzulenken, fragte Degenhardt seinen Schützling, ob sie mit der Zensur zufrieden gewesen sei. Durch das Bewußtsein, von Degenhardts Tasche abzuhängen, war sie ein wenig bedrückt und meinte: „Ich hätte sie besser gewünscht, Herr Direktor."

„Ach wo denn, sie war ganz gut, fand ich", versicherte schnell der Direktor und fuhr ihr streichelnd übers Haar. Er war sonst nicht so übermäßig tolerant. Bei einer anderen hätte er mit einem Spott über die verschiedenen „Kaum genügend" nicht zurückgehalten. Aber bei diesem Mädchen, das zu Hause viel mithelfen mußte und nicht auf Rosen gebettet war, hatte er ein nachsichtiges Begreifen.

Nach Tisch schlug er eine Schlittenpartie vor. Der Schnee lag fußhoch. Selbst Irmgards Stimmung wurde erhöht, als man durch den weißen Wald fuhr. Während die drei Mädchen unaufhörlich schwatzten und lachten, versuchte Professor Degenhardt mit Irmgard ein Gespräch. Aber sie war einsilbig und verträumt und Roderich zu zurückhaltend, um sie in ihren Gedanken zu stören.

Plötzlich sagte sie leise: „Er ist doch schon vierzehn Tage fort und hat mir erst dreimal geschrieben, und immer so kurz."

Der Professor, in seinen Pelz gehüllt, saß dicht neben ihr. Er machte die Ohren vom Mantelkragen frei, damit ihm keins ihrer sehr leisen Worte verlorengehe.

„Im Anfang ist jeder neue Wirkungskreis schwierig; laß ihm Zeit und Ruhe zum Einarbeiten", meinte er.

Kein Blick, kein Tonfall hätte Roderichs Empfinden verraten. Es war etwas so Geschultes, Erzogenes in seinem ganzen Wesen, wie es Menschen von Intelligenz und Charakter bekommen, die sich frühzeitig selbst in Erziehung genommen haben. — Marga, die Irmgard und Kriemhild gegenübersaß, und die, wie viele Verwachsene, eine scharfe Beobachtungsgabe hatte, meinte jetzt: „Kriemhild sieht Fräulein v. Dünow eigentlich zum Verwechseln ähnlich! Sehen Sie nur, Herr Direktor, selbst die Grübchen an genau derselben Stelle, nur Kriemhild ist noch nicht so schön wie Fräulein v. Dünow."

Was half das warnende „Aber, Marga!" des Direktors, sie schien heute dazu bestimmt, überall anzurennen. —

Am Abend wurde der Baum noch einmal angezündet. Die Kinder spielten und sangen Lieder, Irmgard zog sich zurück, um Briefe zu schreiben.

Roderich hatte den Spielen der Kinder eine Weile zugeschaut, dann ging er in sein Zimmer, und es kamen ihm Gedanken, die wie Pfeile ins Herz drangen. Das Leben, wie es sich in seinem Hause vor seinen Augen entrollte, diese tägliche stumme Qual, dieses Bezwingen jedes persönliche Wünschens dünkte ihn sehr schwer zu ertragen.

* * *

Kriemhild hätte in dieser Zeit ihrem Vater sehr viel sein können. Sie war jetzt zwölf Jahre alt und ganz geweckt, aber so knabenhaft wild, daß Degenhardt sie schwer lenken konnte. Er hatte ihr bisher viel Freiheit gelassen und zu all ihrem Jagen, Toben und Lärmen gelacht. Irmgard hing mit einer zärtlichen und starken Liebe an ihr und schützte all ihre kleinen Torheiten und Streiche. Professor Degenhardt suchte nach Berührungspunkten mit seiner Tochter, er hätte sie gern zu sich herangezogen, wenn sie nur überhaupt irgendein tieferes Interesse, irgendeine Lieblingsbeschäftigung, die er ihr nachfühlen konnte, gehabt hätte. Sie war ihm so unähnlich wie nur möglich. Bücher langweilten sie, die Schule war Spaß und Zeitvertreib, jeder Arbeit war sie abhold. Ihr liebster Spielkamerad war ein wilder Tertianer, mit dem sie halbe Tage lang im Walde herumlief, Vogelnester suchte, in Jungenkleidern auf die

Digitized by Google

Bäume kletterte und dann schmutzig und verwildert, aber hoch befriedigt, am Abend nach Hause kam. Irmgard hatte nichts gegen diese Lebensführung einzuwenden. —

Als nach Weihnachten der französische Lehrer in Kriemhilds Klasse erkrankt war, entschloß sich der Direktor, diese Stunden selbst zu übernehmen. Er versprach sich Freude davon, direkt auf Kriemhild wirken zu können. Daß sie begabt war, lag für ihn außerhalb jedes Zweifels. Nur der rechte Ernst fehlte ihr.

Aber diese intimere Berührung mit seinem Kinde wurde zunächst ein neuer Quell der Enttäuschungen für Vater wie Tochter.

Kriemhild, verwöhnt von allen Lehrern, hatte immer nur so viel gelernt, wie ihr von selbst anflog. Nun kam ihr Vater und stellte Forderungen, verlangte von ihr so viel wie von allen anderen, und das war nicht wenig.

Eine Weile ging's leidlich. Irmgard half zu Hause ausgiebig nach, und Kriemhild nahm's auf die leichte Achsel. Degenhardt kam aber schon nach vierzehn Tagen zu der Erkenntnis, daß seine Tochter entweder bodenlos verbummelt oder sehr sprachunbegabt sein müsse. Das letztere glaubte er einfach nicht. Seine Tochter konnte kein Dummkopf sein. Ihre sehr ungleichen Leistungen bestärkten ihn in der Annahme, daß es mehr Bummelei als irgend etwas anderes war.

Aber es war ihr nicht beizukommen, und Irmgard war stets auf ihrer Seite.

Er appellierte an ihre guten Geister, als er sich über ihre immer schlechter werdenden Leistungen schwer geärgert hatte. Er nahm seinen wilden Blondkopf in seinen Arm: „Tu' mir's zuliebe und überwinde deine Faulheit", bat er ernst —, und immer wieder mit demselben kläglichen Erfolg.

Sie ging lachend über seine Vorstellungen hinweg. „Ach laß doch, Vater, ich kann nicht so viel pauken. Französisch liegt mir nicht."

Sie saß auf seinen Knien, baumelte mit den Füßen und schlang die Arme um seinen Hals. Ihre Kinderzärtlichkeit tat ihm wohl, und er ließ Vokabeln und Grammatik sein.

Kriemhild lebte ihr eigenes Leben wie jeder in diesem Hause. Seit einiger Zeit stand sie ganz unter dem Einfluß des Tertianers. Werner Hagen und sie hatten bei einem Wandervogelfest im Walde einen Freundschaftsbund geschlossen. Gleiche Neigungen und Lebensanschauungen verbanden sie. Beide haßten die Büffelei und Arbeit in jeder Form, beide liebten das Herumvagabondieren im Walde über alles; die einzige Lektüre, die sie mochten, waren Carl Mays Abenteuergeschichten. — Sie setzten, ganz stilecht und persönlich, ihre Wandervogelbekanntschaft in der Weise fort, daß sie an jedem Mittwoch und Sonnabend, mochte es schön sein, regnen oder schneien, meilenweit in den Wald liefen und davon träumten, Indianerkinder oder Zulukaffern zu sein.

„Kriemhild und Hagen" waren unzertrennliche Wandervögel geworden.

Degenhardt erfuhr durch Zufall von diesem Weg- und Spielgenossen seiner Tochter und schränkte diesen seltsamen Verkehr etwas ein, wodurch er sich ihren höchsten Unwillen zuzog. Sie richtete sich auch nicht allzu viel nach den Vorschriften. Urplötzlich lief sie, wie vom Sturm gejagt, fort, sowie Werners Pfeifen unter ihrem Fenster klang. Werner war ihre höchste Autorität, sie bewunderte ihn und seine unbekümmerte Nichtsnutzigkeit und göttliche Faulheit wie ein höchstes, kaum zu erreichendes Ideal. Aber sie bemühte sich so eifrig, ihm näher und näher zu kommen, daß sie vier Wochen nach Weihnachten es glücklich erreicht hatte, die mangelhaftesten Leistungen der ganzen Klasse aufzuweisen. Werner lobte sie aufrichtig: „Du imponierst mir jetzt beinahe, und da dein Vater Direktor ist, ist's doppelt verdienstvoll."

Kein anderes Lob hatte sie je so stolz gemacht. Sorgfältig und gewissenhaft vermied sie jede häusliche Arbeit, und mit hingebendem Eifer beherzigte sie die Tugendregeln des Tertianers, der bereits in fast jeder Klasse sich länger als gewöhnlich aufgehalten hatte.

„Nur zielbewußt bleiben, darauf kommt's an," predigte ihr Werners Erfahrung, „zielbewußt nichts tun, sich durch Drohungen nicht einschüchtern lassen, sich sein Leben nicht verschandeln lassen, man hat bloß ein einziges, weißt du. Schade um jede Stunde, die man durch Arbeiterei totschlägt. Wenn du nur fest bleibst, kann kein Lehrer und kein Vater dich zwingen, nach ihrer Art zu leben."

Digitized by Google

Zunächst war das „Zielbewußtsein" in Werners Sinn doch nicht so einfach durchzuführen.

Der Direktor war sich klar darüber geworden, daß Kriemhild nicht weiter so ohne Zaum und Zügel aufwachsen konnte, daß Irmgard ihrer Erziehung nicht mehr gewachsen war und Kriemhild unter dem schlechten Einfluß des Tertianers stand. Sollten ihre Bildung und ihr Charakter nicht rettungslos verfahren werden, so mußte er durchgreifend einschreiten.

Ausbrüche von Faulheit und Wildheit zu behandeln, hatte er ja in seiner langen Schulpraxis gelernt. Nur hier in diesem Fall stand ihm eben der Gegenstand so unendlich viel näher als sonst. Aber darauf kam es hier jetzt nicht an. — Er hatte sich ja immer etwas darauf zugute getan, daß er wüßte, wie man junge Bäume biegt, ohne sie zu brechen.

Nun am eigenen Stamm wollte ihn oft alle Zuversicht verlassen. — Er hatte sich seine eigene Tochter so ganz, ganz anders vorgestellt. Was hatte er nicht alles in sie hineingedichtet, hineingesponnen in seinen einsamen Stunden.

Was war so ein Vater doch für ein merkwürdiges, trostlos unerfahrenes Wesen, sobald er allein die Verantwortung zu tragen hatte! Bald allzu leichtgläubig, bald ungläubig und überklug, bald überweich, bald überhart, bald zu viel Kameradschaft, bald erdrückend durch Autorität. Wer wies ihm hier den rechten Weg?

Kriemhild empfand jede väterliche Einmischung in ihre Erziehung als unberechtigte Gewalt. In der bisherigen Freiheit ihres Daseins hatte sie vorläufig, ebenso wie ihr Tertianerfreund, noch eine summarische Verachtung für jede Art der Freiheitsbeschränkung. Sie war außer sich über den Vater, als er sich anmaßte, ihr eine Zeiteinteilung zu schaffen, die mehr seinen als ihren Wünschen entsprach. Ihre freien Stunden wurden ihr arg beschnitten, ihre Hausarbeiten unterstanden der väterlichen Kontrolle, und fast jedes Zusammensein mit ihrem Vater gestaltete sich zu einer Nachhilfestunde. Er verzichtete auf seine gewohnten Morgenritte und forderte dafür Kriemhild auf, tagtäglich vor Schulanfang eine Stunde mit ihm spazierenzugehen. Diese regelmäßig ausgeführten Spaziergänge wurden zu französischen Verbkonjugationen benutzt.

Kriemhild ging widerwillig mit. Es machte ihr keinen Spaß, noch eine Stunde früher aufzustehen und Schritt für Schritt neben dem Vater herzugehen und sich noch obendrein mit Verbformen zu plagen. Sie haßte bald diese Spaziergänge.

Noch halb verschlafen ging sie an einem kalten Wintertag neben ihm. Ihr hübsches Gesicht war finster zusammengezogen. Was ihr Vater auch für Ideen hatte, seit drei Wochen kam sie nun schon um ihren Morgenschlaf. Sie gähnte heftig.

„Das Passé défini von craindre, Kriemhild, paßt du auf? Wir hatten es gestern erst."

„Fehlen dir deine Morgenritte gar nicht, Vater?"

„Das Passé défini von craindre, hörst du denn nicht?"

„Kein anderer Vater nimmt es so ernst wie du. Alle bemitleiden mich."

„Zum Konversieren gehen wir hier nicht zusammen. Jetzt wird aufgepaßt. Wir schreiben eine Klassenarbeit, ich bitte mir dringend aus, daß du nicht wieder ungenügend schreibst."

Kriemhild seufzte. Das Passé défini von craindre war ihr entglitten; aber „sie fürchtete" ganz deutsch die fanzösische Klassenarbeit. — Sie steckte ihre erfrorene Nasenspitze in ihren Muff. Bei der Kälte spazierenlaufen und auch noch lernen. Andere lagen jetzt noch im warmen Federbett.

Degenhardt blieb stehen und sagte ihr laut und eindringlich die vergessenen Verbformen.

Ganz kalte Füße bekam sie vom Stehen. Nun mußte sie alles wiederholen. Natürlich ging's wieder nicht glatt. Aber sie konnte auch nicht mehr hinhören; dort drüben lief Werner Hagen über die Straße, warf seine Schulbücher hoch in die Luft und fing sie geschickt wieder auf. Das war viel lustiger als Repetieren. Wenn er sie nur nicht hier mit dem Vater zusammen sah. Sie schämte sich furchtbar. Er würde sie verspotten, wenn er wüßte, daß sie jeden Morgen lernen mußte. „Vater, biegen wir doch hier ab in die nächste Straße."

„Unsinn. Wir biegen nur Verben, alles andere ist jetzt gleich."

Er hielt sogar Werner an: „Hören Sie, Hagen, ich bitte Sie, auf die Gesellschaft meiner Tochter vor der Versetzung nicht mehr zu

Digitized by Google

rechnen. Sie hat jetzt für Allotria keine Zeit mehr."

Daran mußte Kriemhild in der Stunde immerfort denken. Den Werner ließ sie sich nicht nehmen. Lieber wollte sie ihm zuliebe Ostern sitzenbleiben. Darüber vergaß sie wieder das mühsam erlernte Passé défini, und die Klassenarbeit mißlang auch diesmal.

Mit innerem Zorn konstatierte Degenhardt, daß seine Tochter die allerschlechteste Arbeit der Klasse geliefert hatte, die Fehlerzahl war kaum noch zu addieren, er strich mit zwei wütenden Strichen alles durch. Dazu hatte er seit Wochen ihr jede freie Zeit geopfert; alles war wieder vergeblich gewesen.

Bei Rückgabe der Hefte war die ganze Klasse gewöhnlich etwas in Spannung. Jetzt, vor der Osterversetzung, hing viel von jeder Arbeit ab.

Jede bekam ihr Heft mit ein paar kurzen, erklärenden oder kritischen Worten zurück. Nur Kriemhilds Heft behielt er zurück und sagte ihr nur: „Diese Arbeit ist die schlechteste von allen. Wir sprechen zu Hause noch darüber."

An diesem Tage ging Degenhardt zum erstenmal mit seinen Sorgen zu Irmgard.

Sie waren heute beide schon um zwölf Uhr schulfrei und trafen sich im Wohnzimmer. Irmgard saß mit einer Handarbeit an Stephanies Nähtisch. Sie hatte heute wieder — wie schon so häufig — einen sie wenig befriedigenden Brief von Lorenz erhalten und dachte darüber nach. Daß er nie etwas Ernstes zu schreiben hatte, etwas, was sie hätte mitempfinden können. Die Briefe klangen so oberflächlich, so wenig persönlich. Sonderbar, sie verursachten ihr kein Herzklopfen, wenn sie kamen und auch keins, wenn sie längere Zeit ausblieben.

Als sie in ihre Gedanken vertieft saß, während ihre flinken Finger mechanisch Masche an Masche knüpften, sah sie ernster und reifer aus. Ein nachdenklicher Zug lag um ihre Augen.

Plötzlich stand Degenhardt vor ihr. Sie war erstaunt, ihn zu so ungewohnter Zeit zu sehen. Plauderstunden vor Tisch liebte er sonst nicht.

Er zog sich einen Stuhl heran.

„Es stört dich wohl nicht, wenn ich rauche?" fragte er. — Sie fand ihn blaß und abgespannt.

„Roderich, ich glaube, du überanstrengst dich. Du hast es doch nicht nötig, so viele Stunden selbst zu geben. Ich an deiner Stelle machte es mir bequemer."

Er lächelte: „Das ist es nicht. Arbeit erquickt mich; mein Beruf hat mich noch nie angestrengt." Das Lächeln verschwand plötzlich, und er sah sie mit zusammengeschobenen Brauen an, so daß Irmgard fast erschrocken fragte:

„Hast du mir persönlich irgendeinen Vorwurf zu machen? Klappte was nicht? Hast du die Korrekturen revidiert?"

In bezug auf methodische Genauigkeit war ihr Gewissen nie ganz frei.

„Nein, nein, es sind schwerer wiegende Dinge, Irmgard. Du bist daran nicht mehr und nicht weniger schuld als ich selbst. Ich mache dir auch keinen Vorwurf, sondern konstatiere nur: Kriemhilds Erziehung ist gleich Null. Sie ist wie ein junges Füllen aufgewachsen, ohne Pflichtbegriffe, ohne Hemmungen, ohne Richtschnur, und wir beide haben einfach zugesehen."

Irmgard begriff nicht recht, wie er überhaupt Kriemhilds kleine Schulsünden so feierlich ernst nehmen konnte.

„Gab's mal wieder Sturm in der Schule? Hat sie ihre Aufgaben nicht gelernt oder eine schlechte Note bekommen? Nimm doch das nicht so tragisch, Roderich, und bereite ihr und dir deshalb kein schweres Leben."

Er schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

4. Fortsetzung.

Es stellte sich aber bald genug heraus, daß er mich in einem ganz schiefen Sehwinkel ins Auge nahm, denn er sagte: „Brav so, Seppele, und so weiter gemacht! Jeder, der sich von uns Elsässern für Frankreich aufopfert, darf sicher sein, daß er einmal ehrenvoll belohnt wird. Die Brüder da drüben haben uns nicht vergessen."

Ich sagte verwundert, er verkenne meine Absichten; ich sei gegen die Kirche vorgegangen, nicht weil sie sie in Frankreich abschaffen wollen, sondern weil ich persönlich nicht ihr Freund sei, voreilig vielleicht, aber es sei nun einmal geschehen und habe sein Leben aus mancherlei Geschichtswerken und auch aus der Gegenwartspolitik erhalten.

Da runzelte er bedenklich, fast abweisend die Brauen und war auf einmal steif wie ein Ladestock. „Ah, wenn es so ist", sagte er gedehnt. „Ich habe halt gemeint, daß du ein echter Elsässer bist."

„Das bin ich auch!" gab ich stolz und nicht ohne Heftigkeit zurück. „Und den will ich sehen, der es mir abstreitet!"

Er sagte nichts mehr, kam aber auch nicht wieder auf den Wunsch zurück, den er bei meinem Eintritt seiner Frau zugerufen, sie möchte einen Liter Wein heraufholen, und den sie unter dem Gespräch vergessen hatte.

Ich ging angekältet und auch verstimmt, weil sie kein Wort von Gretel gesprochen hatten. Das wurde ja noch am Abend nachgeholt, als ich gerade heimgehen wollte und Gretels Mutter unter der Haustür fand. Sie hielt mich an und flüsterte mir zu: „Gretel hat geschrieben; eben ist der Brief gekommen. Sie schreibt, daß sie so glücklich ist in ihrer Stelle. Aber über dich beklagt sie sich, Seppele. Du schreibst so wenig, und wenn du schreibst, ist's alleweil so schwermütig und so, wie wenn es dir in der Welt nicht gut ginge . . ."

Das stach mich in die Brust; denn ich dachte mir: Wie kann man herausfinden, daß es mir in der Welt nicht gut geht, wenn ich meine innerlichen Nöte sage?

„Und ein paar Bücher hat sie mitgeschickt", fuhr die Mutter fort. „Es sind die Romane von Monsieur Barbignolle. Wenn wir sie gelesen haben, sollen wir sie dir schicken. Dich würden sie gewiß auch interessieren. Aber besonders den Papa, weil er doch gern wieder zu Frankreich gehören möchte. Horch, Seppele," unterbrach sie sich, „du mußt es ihm nicht übelnehmen, daß er vorhin ein Gesicht gemacht hat, als du das sagtest. Er ist halt einmal so, und deswegen bist du uns gerade noch so lieb wie vorher."

Als ich heimkam, ließ mich der Vater zu sich kommen und fing gleich von seinem alten Plan an.

„Du wartest jetzt auf die neue Stelle in Mülhausen, hat mir die Mutter erzählt", fing er an. „Aber soviel ich heraushöre, ist es noch etwas Unsicheres. An unserer Zeitung kannst du zu jeder Stunde ankommen. Wie denkst du jetzt darüber?"

Ich sagte, daß ich mich nicht geändert hätte. Er wollte wieder zornig werden, aber ein starker Husten nahm ihn vorn an der Brust und schüttelte ihn hin und her.

Als er wieder Ruhe bekam, schalt er mich aus und hieß mich dann fortgehen. Ich ging in Trotz.

Weil es gerade vor Kaisers Geburtstag war, liefen viele Menschen in den Straßen herum, um den Fackelzug mit der Jägermusik zu erwarten. Aus den Fenstern hingen festliche Fahnen, schwarzweißrote und weiß und rote; auch die Papstfahnen sah man, weiß und gelb.

Als der Fackelzug vorbei war, ging ich in die enge Kneipe, in der ich als Gymnasiast mit den Kameraden verbotenen Bacchusfreuden nachgelaufen war. Da fand ich auch Hans und Otto, die sich im Trubel des Festabends offen in der Kneipe sehen lassen konnten, weil die Lehrer andere Geschäfte hatten, als ihren Zöglingen nachzuspüren. Wir saßen lange in die Nacht hinein, tranken tüchtig und führten gewaltige Reden von der Freiheit des Menschen, ließen den Kaiser hochleben und trieben allerhand Allotria, auf dem Klavier und sonst in dem kleinen Zimmer.

Als wir dann aber endlich hinaus mußten, war es uns auf einmal, als hätten wir Blei in

Digitized by Google

den Köpfen. Es drehten sich schwarze Ringe vor meinen Augen, Funken sprangen auf, wie wenn man glühendes Eisen mit einem schweren Hammer schlägt. Aber dann berauschte uns die kalte Luft noch einmal, so daß wir wieder alle gedankenlose Frechheit unmündiger Kinder in die Köpfe bekamen und auf dem Heimweg noch mancherlei bunte Kurzweil trieben.

Als ich aber unten an der Treppe in unserem Haus stand, wehte mich plötzlich eine fürchterliche Kälte an, die zäh und schleimig von den Füßen her an meinem Körper hinaufkroch, so ekelhaft und klitschig, daß ich mich schütteln mußte. Die Füße waren mir schwer wie Steinklumpen, die Hände zitterten in einer sinnlosen Angst; es war mir, als rauschten über mir schwarze, unheimliche Vögel, die mit den Krallen nach mir schlugen. Dabei schien mir das ganze Haus von einem pestartigen Gestank erfüllt. Die Funken vor den Augen wurden zu weißen Flammen, die knisternd um mich her sprühten. Und dann stand plötzlich unter der Korridortür meine Mutter vor mir, in einer weißen Nachtjacke, mit wirrem Haar, und in der Hand eine tropfende Kerze und den Mund so seltsam geöffnet, daß er wie ein O aussah und das ganze Gesicht in sich eingesogen zu haben schien.

„Geh zum Vater!" sagte die Mutter mit einer eiskalten Stimme. Ihre guten Augen trafen mich feindlich und glitten vorbei. Ich lief durch die zwei Zimmer, stieß gegen einen Tisch und hörte, wie eine Glasvase umfiel und klirrend am Boden zerbrach.

Dann stand ich vor dem Bett und griff nach einer der wächsernen, langen Hände. Sie war kalt und steif, und ich bekam einen dolchscharfen Schmerz in die Brust, denn ich glaubte nicht anders, als der Vater sei schon tot.

Aber er öffnete auf einmal den Mund, sah mich aus gebrochenen Augen an und lallte: „Gib dem Schangel seinen letzten Wochenlohn, den er noch zu bekommen hat . . ."

Der Schangel war sein treuester Arbeiter, den er sehr liebte.

„Und, gelt, man erstickt nicht an einem Bleistift, den man verschluckt hat. Gelt nicht, Mary?"

Er glaubte meine Mutter bei sich. Plötzlich krampfte sich diese kalte, steife Hand um meine Finger, als wollte sie da Leben und Wärme holen, und der Mund tat einen wahnsinnigen, stechenden Schrei, die Zunge fiel weißlichgrau aus dem Mund, über die Augäpfel rollte ein dünner, hellgrüner Schleier.

„Adieu! Adieu, Mary!" stammelte er, die Hand entspannte sich und fiel über den Bettrand zu Boden. Dann atmete er ruhig, wie ein Landmann, der nach dem schweren Tagewerk vor seinem Häuschen auf der Bank sitzt und ein Pfeifchen raucht und sein ganzes Hausglück um sich her hat.

Ich taumelte hinaus, fast besinnungslos, stöhnte und versuchte umsonst, alles in einen festen Begriff zusammenzuballen. Es war wüst in meinem Kopf, riesige Glocken dröhnten darin, und die aufgereizten, heiseren Stimmen kämpfender Menschen; manchmal wohl auch das lustige Singen heimkehrender Nachtschwärmer. Ich sank quer über das Bett und stürzte hundert Klafter tief in den schwarzen Brunnen des Schlafs.

Einmal war es mir, als würde dicht neben meinem Ohr ein Kanonenschuß abgefeuert; ich riß die Augen auf und stierte in das fahle Zwielicht, das durch die Ritzen der Fensterläden hereinsickerte. Eine Stimme, in der blutige Tränen weinten, klang neben mir auf: „Steh auf, Seppele, er ist gestorben."

Ich fiel zurück, lag ein paar Minuten besinnungslos, fuhr dann aus dem Bett und suchte mit fahrigen Händen nach den Kleidern, so, als könne noch alles gerettet werden, wenn ich nur so schnell wie möglich meinen Anzug über dem Leib geordnet hatte.

Im Krankenzimmer brannte ein schwaches Nachtlicht, dessen spitzes Flämmchen in der sieghaften, grauen Weiße des aufbrechenden Tages armselig ertrank. Mein Vater lag, wie ich ihn ein paar Stunden vorher verlassen hatte, mit dem Gesicht nach der Decke, die Hände über der Brust gefaltet. Das erste, was mir auffiel, war ein grauseidenes Tuch, das man ihm um den Hals gebunden hatte. Das gelbe Gesicht war voll einer milden, mannhaften Hoheit; es lebte hinter dieser toten Stirn ein ewiger Gedanke, furchtbar in seiner Einsamkeit und tröstlich in seiner wunschlosen Nirwanaseligkeit: Es ist vollbracht!

Digitized by Google

Ein schwerer Hammer schlug mir ein rundes Loch in die Schädeldecke, darein wurde eine ätzende Anklage gegossen: Er ist unversöhnt von dir gegangen. Du hast in deinem eitlen Jugendtrotz, in deiner hochmütigen Selbstherrlichkeit gegen das Leben gesündigt, das dir von diesem Menschen kam. Ich sank über der Leiche zusammen und weinte, daß sie es auf der Straße hören konnten. Meine Mutter brach neben mir in die Knie, und es war keine Feindschaft mehr gegen mich in ihr; denn ich klagte mich vor dem Toten unerbittlich des Verbrechens an und schrie, er möchte noch einmal lebendig werden, damit ich mich vor ihm zerbrechen könne. Er lag aber und lächelte über meine kleine Menschenangst. Zwei Tage später war das Begräbnis. —

Sie hatten meinen Vater in ein Leintuch gewickelt die Treppe hinabgetragen, weil der Sarg nicht das enge Stiegenhaus hinaufgedreht werden konnte. Jeder Hammerschlag, den sie auf die Nägel taten, fuhr mir ins Gehirn.

Zwei Kerzen zu Häupten und zwei zu Füßen schwelten in dem sonnigen Tag. Meine Mutter empfing die Trauergäste im Salon, ich mußte mich in das Wohnzimmer stellen, im schwarzen Kleid, mit einer Schärpe um den Arm; und nun kamen sie alle, diese Männer, die meinem Vater sehr nah gestanden oder vielleicht auch nur ein halbes Wort mit ihm gewechselt hatten; sie kamen mit gelben Gesichtern, die vor Traurigkeit schmolzen, mit Eistropfen in den Schnurrbärten und mit klappernden Zähnen, denn es war trotz der Sonne eine fressende Kälte, sie kamen und reichten mir die Hand und brachten eine Formel von Beileid und Mitleid an mein Ohr, und ich mußte ihnen eine andere Formel zurückgeben, und es ist für beide Teile nicht viel Wertvolles und Dauerndes an den Tag gekommen. Dann gingen wir alle hinunter, denn wir hörten schon die Priester und Chorknaben singen. Sie standen in weißen Gewändern und roten Unterröcken vor dem Sarg und sangen ihre Gebete darüber hin; die Weihrauchwolken ballten sich in der starren Luft und flogen wie harte Kugeln davon.

Der Zug bildete sich; neben mich stellte sich mein Vetter, der Vikar. Er schob seinen Arm unter meinen und führte mich so. Auf den Bürgersteigen wartete die neugierige Menge, die sich in den Straßen angesammelt hatte. Am Abend des Begräbnisses aber stand auf einmal Gretel in meinem kleinen Zimmerchen, in einem langen, schwarzen Pelzmantel, mit einem großen, vornehmen Muff und goldenen Ohrringen in den Ohren; über dem unbändigen, roten Schopf trug sie eine kleine Wieselpelzmütze. Ich habe sie fast nicht wiedererkannt.

„Wo kommst denn du her?" habe ich nur stammeln können.

Da ist sie mir aufweinend um den Hals gefallen und hat tausend Worte für meinen Schmerz und das schreckliche Unglück gefunden. Es ist mir aber gewesen, als kämen diese Worte aus der Rumpelkammer ihres Herzens und nicht aus der Kapelle. Ich habe dann auch erfahren, daß sie den Anschluß an den Schnellzug in Mülhausen verpaßt hatte und so zu spät zum Begräbnis gekommen war.

Der Schmerz hat mir damals nicht viel Gerechtigkeit gelassen. Und auch keinen Schnellzug, in dem ich der plätschernden Wortfreude Gretels hätte nachfahren können. Ich saß steif genug in meinem Sessel und hörte ihre unerschöpflichen Worte, ohne sie zu verstehen, und es hat sich später herausgestellt, daß sie mir alles noch einmal sagen mußte.

---

5. Kapitel.

Zwei Tage später sind wir zusammen nach Mülhausen gefahren. Ich trug einen Brief in der Tasche, daß ich mit meiner Arbeit in der Redaktion anfangen könnte. Man gab mir nur ein mageres Gehalt, aber ich wollte schon damit durchkommen und mir im übrigen ein Stücklein mehr vom Leben erobern.

Wir saßen ganz allein in einem Abteil, in dem französische Zeitungen herumlagen. Gretel hatte ihren Pelzmantel aufgeknöpft; so kam ihre schwarzseidene Bluse zum Vorschein. Sie trug auch einen breiten Gürtel mit einer goldenen Agraffe, in der ein grüner Saphir funkelte. Sie kam mir so erhoben und geadelt vor, daß ich mich ganz fremd in ihrer Nähe fühlte. Und ich mußte denken, wie es gewesen war, als ich in Kolmar in Angst nach ihr ge-

Digitized by Google

rufen hatte. Und wie sie wohl darüber hinginge, wenn sie wüßte, daß andere weibliche Lindigkeiten in meinem Herzen geflüstert und gekost hatten, und daß dieser meineidig verwöhnte Seppele Barondiot nicht an dem Park der Liebe vorbeigegangen war, als sich ihm die großen Tore weit geöffnet hatten: Komm herein, Bürschlein, es sind Wohlgerüche und köstliche Blumen für dich da!

Es trat mir auf die Zunge, ihr das alles herzuzählen. Aber sie plauderte so unermüdet, daß ich gar nicht dazu kam und darüber einsichtsvoller wurde, es möchte doch besser sein, wenn es mein Eigentum bliebe.

Ich fragte sie, als sie mir in ihrem Reden eine Lücke zum Durchschlüpfen ließ, warum sie denn ganz in Schwarz gehe, und da hob sie das Gesicht ganz vornehm und runzelte die Nase ein wenig und meinte, das sei jetzt höchste Mode, und man müsse doch etwas auf sein Äußeres halten. Sie lehnte sich lässig wie eine große Dame gegen das Polster, wir hatten zweiter Klasse genommen, weil sie es wahrhaftig nicht anders getan hätte, und legte ihre rechte Hand mit den drei wertvollen Ringen graziös auf die Seitenlehne.

Dann öffnete sie mir fremde Landschaften unter einem hohen, sehr blauen Himmel, daß ich ganz verzückt die Augen aufriß und hineinsah und alles sorgsam in mich hineinhob, damit es nicht beschädigt werde und dadrin stehe als köstliches Besitztum.

So erzählte sie:

„Du weißt ja, Seppele, wie schwer es mir geworden ist, von dir fortzugehen; wir haben ja damals ein süßes und heimlich warmes Leben miteinander gehabt. Ich habe die ganze Zeit geweint, bis ich in Belfort ankam."

„Ja, hast du das getan, Gretel?" fragte ich atemlos und beglückt.

Sie machte aber gleich ein ungnädiges Gesicht und sagte: „Stör' mich doch nicht immer, dummer Bub, wenn ich erzählen will."

Dann fuhr sie fort: „In Belfort also sind mir die Augen übergegangen; da hat eine zarte, junge Frau auf dem Perron gestanden, mit einem Mund, der wie ein kleiner Blutfleck in dem weißen Gesicht leuchtete. Und ihre Augen waren groß und schwarz und so, wie man sie bei sehr kranken Menschen sieht. Und sie ist ja auch krank, meine arme Madame. . . Aber so rührend geduldig, Seppele. Weißt du, viel geduldiger als du, und du bist nicht einmal krank . . ."

Sie schlug mir auf die Finger und ich wollte nach ihrer Hand haschen, aber da saß das ganze Geschöpf schon wieder in seiner Vornehmheit und sprach weiter: „Und denk' dir, die Madame ist bald einundvierzig Jahre alt. Ich habe es fast nicht glauben können, sie sieht ja noch aus, wie wenn sie siebenundzwanzig wäre.

„Sie hat mich also gleich in ein Zimmer geführt, und da sind alle Möbel weiß und klein, so, wie wenn es für Puppen wäre. Ich habe sie ganz erstaunt angeguckt und gar nicht denken können, daß ich da wohnen soll. Aber die Madame hat zu mir gesagt: Das ist jetzt Ihr Zimmer, Marguerite, und ich hoffe, es gefällt Ihnen. Sagen Sie nur, wenn Sie noch etwas brauchen, es soll Ihnen an nichts fehlen."

Gretel atmete tief und strich zärtlich über ihren großen Pelzmuff.

„O Seppele!" rief sie entzückt. „Wenn du das alles sehen könntest! Die kleine Kommode mit den geschliffenen Glasknöpfen an den Schubladen, da habe ich meine Wäsche hineingelegt, und die Madame hat mir Parfüm geschenkt, das ich immer darüber spritze, und es duftet wie ein Blumengarten. Und einen Schrank habe ich, die Türen sind große Spiegel, in denen man sich ganz sehen kann. Ich habe mich zuerst gar nicht daran gewöhnen können und bin immer erschrocken, wenn ich in das Zimmer gelaufen kam und mir plötzlich selber begegnete. Aber jetzt stehe ich manchmal halbe Stunden lang davor und kann mich nicht satt sehen."

Sie reckte die Arme aus und bog sich zurück, daß ihre Brust sich vordehnte, und es ist mir da ein süßer Schrecken über den Rücken gelaufen.

„Über dem Waschtisch ist auch ein Spiegel", fuhr sie versonnen fort, wie ich sie gar nicht kannte. „Der glänzt jeden Morgen, wenn die Sonne über den Park guckt, wie Gold . . ."

„Du redest ganz anders wie früher, Gretel," sagte ich nachdenklich, „man meint fast, du seist unter die Dichter gegangen . . ."

Da lachte sie aber und wurde rot und brachte vor, daß es wohl von den Romanen

Digitized by Google

des Monsieur Barbignolle sei; da zeige sich eine solche wunderbare, farbige Sprache . . . So, dachte ich, also von den Romanen des Monsieur Barbignolle.

Sie fuhr fort: „Und dann steht da das Bett . . ."

Sie schlug sich auf den Mund und senkte die Augen. „Du Schelm," flüsterte sie, verschmitzt die Blicke wieder halb zu mir hebend, „das sollst du ja gar nicht wissen."

Ich fand immer mehr, daß sie in eine neue Haut gekrochen sei; die lag nun schillernd und glatt um sie herum.

„Ich habe die ersten Nächte immer nur von dir geträumt, Seppele", sprach sie weiter. „Wir sind zusammen auf den alten Wällen spazierengegangen, weißt du noch, wo wir manchmal an schönen Abenden uns über das Geländer bogen und in das weite Land hinaussahen und uns wünschten, wir hätten Flügel und könnten leicht und frei in dieses weite Land hinausfliegen . . ."

„Ja," sagte ich versonnen, denn es faßte mich eine linde Wehmut, „wir haben immer fliegen wollen, und es schien uns nichts Schöneres zu geben, als wie zwei Wanderburschen, ohne Sack und Pack, hinauszulaufen, immer der Sonne nach, durch alle Länder, bis wir in eines kamen, wo es nur gute Menschen und vornehme Häuser und viel, viel Gesang und Freude gibt . . ."

„Ja," nahm sie meine Rede auf, und es schien mir, als sei auch in ihren Augen eine kinderselige Verträumtheit angezündet, „es ist alles so närrisch und so schön. Wenn ich jetzt in meinem weißen Zimmer erwache, und ich höre nebenan die ruhigen Atemzüge der beiden Kleinen, und draußen singt ganz leise der Park im ersten Morgenwind, die Sonne steht dahinter und wird jeden Augenblick zum Vorschein kommen, dann liege ich ganz still und horche. Mir ist dann, als gehöre ich eng in dieses wunderschöne Haus, das so frei in der Ebene liegt, so daß der Stadtlärm und die Unsauberkeit der Fabriken es nicht erreichen können, mir ist, ich müsse schon immer da gewohnt haben und es könne gar keine Zeit kommen, da ich nicht mehr dort leben dürfte. Ich liege dann da und horche und weiß nichts mehr von denen zu Hause und, ja, Seppele," fügte sie nach einem kurzatmigen Zögern hinzu, „und auch von dir nicht. Es gehen dann nur zwei süße, kleine Kinder in meinen Gedanken spazieren, Armand und Geneviève, und eine schlanke, schöne Frau, die noch so jung ist, und ein Herr mit einem schwarzen Spitzbart und tiefliegenden, ernsten Augen, die aber auch ganz lieb und schalkhaft blicken können . . ."

Sie versank in freudiges Nachdenken, und ich hielt sie nicht; denn mir war eine kühle Welle über das Herz gegangen, von der ich nicht wußte, woher sie kam und warum sie denn kam. Sie kam aber wohl hinter der Wahrheit hervor, die ich noch nicht wußte.

Der Zug raste durch die im Abend ruhende elsässische Landschaft; die Vogesen liefen uns nordwärts davon, sie schienen es aufgeregt eilig zu haben, so, als müßten sie noch eine große Pflicht erfüllen. Ich konnte mir aber nicht denken, was sie da oben wollten, und wunderte mich, daß es so täuschend aussah, als liefen sie wirklich.

In Kolmar stieg ein Herr in unser Abteil, während ich mich im Gang aus dem Fenster lehnte, um dieses vertraute Stadtbild in die Augen zu nehmen und an die lieben Menschen zu denken, die da irgendwo in diesen Häuserklumpen herumgingen, sprachen und nachsannen. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz, weil ich seit Tagen nichts von ihnen gehört hatte, und am wehsten tat es mir, daß Carry mir auf meinen verzagten Absagebrief keine Antwort geschickt hatte. Aber es war ja wohl so, daß ihr Stolz es nicht anders zuließ; und ich hatte es ja auch so gewollt . . .

Es ist mir aber schwer genug geworden, an dieser Stadt, die mir in wenigen Monaten lieb geworden war, vorüberzufahren, als sei ich ihr gar nichts schuldig.

Gretel hat es wohl gesehen, daß ich betrübt war, denn sie fragte mich, und ich hatte meine innere Not, daran vorbeizukommen.

Ich sah auch, daß sie den Herrn, der zu uns eingestiegen war, scharf musterte und nicht wußte, wie sie es zu halten hatte. Auf einmal beugte sie sich aber zu ihm vor und sagte mit einer ganz süßen Stimme: „Ah, Monsieur Marcel, comment vous portez-vous?"

Der Herr fuhr ganz erstaunt aus seiner Ecke und riß sich den Klemmer von den Augen,

Digitized by Google

um einen schärferen davorzusetzen. Da entschuldigte er sich denn in lebhafter Weise, daß er sie nicht erkannt habe, weil seine Augen so schwach seien, und sie lachte dagegen, ihre Schuld sei ja ebenso groß, aber für sie müsse der Schnurrbart als Entschuldigung gelten, den er nicht mehr im Gesicht stehen habe. Sie sprachen aufeinander ein, wie es ist, wenn man sich seit einiger Zeit nicht mehr gesehen hat und plötzlich unerwartet irgendwo zusammentrifft. Ich hörte aus ihren Worten, daß er bei einem Belforter Kaufmann in Stellung war und von einer Geschäftsreise aus Brüssel zurückkam.

Endlich drehte sich Gretel, die mich ganz vergessen zu haben schien, wieder zu mir her und stellte mich ihm vor. Wir begrüßten uns zurückhaltend. Wir sprachen vom Wetter und von dem Unterschied zwischen belgischen und französischen D-Zugwagen und was uns sonst noch an Nichtigkeiten zwischen die Finger lief. In Mülhausen verabschiedete ich mich von ihm, und Gretel, die mit mir den Abend verbringen wollte, drückte ihm lange die Hand.

Sie klammerte sich gleich in meinen Arm, als wir durch den unsauberen Bahnhof auf einen größeren Platz gekommen waren, der aber viel Pfützen zeigte. Der Schnee, der hier noch lag, taute mächtig. Gretel raffte ihre Röcke so, daß alle Herren sich nach ihr umdrehten.

„Kennst du den Herrn näher, den wir da im Coupé getroffen haben, Gretel?" fragte ich sie, um aus meinem Unmut in eine bessere Geschicklichkeit zu kommen.

„O ja", gab sie lebhaft zur Antwort. „Wir sehen uns oft, wenn Monsieur und Madame bei dem Kaufmann Loriette eingeladen sind, bei dem Monsieur Marcel einen sehr guten Posten hat. Er wird gewiß einmal Teilhaber werden. Es war so närrisch, daß er mich nicht gleich erkannte; der arme Teufel ist so kurzsichtig. Aber das hindert ihn nicht, wie ein Besessener hinter mir herzulaufen . . ."

Sie lachte; ich mußte denken, es rolle eine Perlenschnur zwischen ihren roten, immer kußbereiten Lippen hervor.

Die Laternen wurden schon angezündet, und wir erlebten beide den wehmütig feierlichen Gang durch eine fremde Stadt, die einem vielleicht Schicksal werden kann.

Aber Gretel schien nicht in eine besondere Feierlichkeit gehoben zu sein. Sie gähnte einmal und sagte gelangweilt: „Ich habe Hunger, Seppele, und außerdem bin ich gar nicht gewöhnt, so lange herumzulaufen, besonders, wenn es so schmutzig ist wie hier. Das ist eine unsaubere Stadt, da möchte ich nicht bleiben."

Ich sagte ihr darauf, daß es nicht so bedeutend auf die Stadt ankomme, als auf die Menschen, die sich darin bewegten; darüber lachte sie und meinte, ja, ein hübscher, junger Mensch sei ihr überall lieb. Ich sah schon, daß ich nicht in meiner besseren Geschicklichkeit bleiben konnte, denn Gretel schickte immer wieder boshafte Plänkler gegen mich her. Es kam mir vor, als ob sie meine Liebe zu ihr necken und verspötteln wollte. Dazu schien die mir aber zu gut und zu ernst zu sein.

„Gretel," sagte ich, „es ist etwas mit dir. Du hast dir eine andere Beweglichkeit in deine Art hereingeholt, die mir nicht behagen will."

Da lachte sie mich aber aus; und am Ende sei sie doch schon alt genug, um zu marschieren, wie es ihr recht sei. Ich wußte damals noch nicht, daß man den Weibsleuten nie offen sagen darf, wo man mit ihnen unzufrieden ist.

Aber ich bin doch schon gerissen genug gewesen, schnell in eine Seitenstraße einzubiegen, weil auf dem Plateau unserer Reden der Wind zu heftig blies. „Komm," sagte ich, „hier scheint ein gutes Restaurant zu sein, da wollen wir hineingehen und uns erholen."

In dem Lokal, das groß und hoch war und schwere, langlehnige Stühle vor breiten, massigen Tischen hatte, saßen viele Offiziere und Studenten von der Chemieschule, meistens lange, russische Kerle mit glatten, stahlblauglänzenden Haaren und melancholisch glühenden Augen. Sie sprachen laut und heftig miteinander, so, daß es immer war, als hätten sie sich mächtig bei den Ohren. Auch Mülhauser Bürger saßen da und spielten Sechsundsechzig miteinander. Sie tranken ihr Schöppchen Wein und rauchten aus kurzen Pfeifen oder schnupften ihren Schneeberger.

Wir kamen an einen Ecktisch zu sitzen, gleich neben eine Gesellschaft von solch übertriebenen Studenten, die denn auch gleich mit ihren verführerischen Augen eine Verbindung zwischen sich und Gretel zogen.

Digitized by Google

Auf der Speisekarte war ihr alles nicht gut genug; ich dachte, sie muß doch bei diesen Schriftstellersleuten in Belfort eine wahre Schlemmerei treiben. Aber ich gönne es ihr. Nur, daß sie unsere elsässische Kartoffelsuppe nicht mehr mochte und sogar sagte, sie sei so scheußlich dick und mache dick und passe überhaupt nur für Holzknechte und Rheinflößer, das habe ich ihr nicht verzeihen können.

„Jetzt sollst du mir deine Geschichte weitererzählen", sagte ich, als sie ein paar gefüllte Suppenpastetchen und einen Hecht blau und noch zwei Apfelbaisers verzehrt hatte.

Das tat sie also auch:

„Ich habe ein schönes Leben dort, Seppele. Fast den ganzen Tag, wenn es warm ist, kann ich mit den Kindern im Park sein. Da gibt es schattige Bänke und kühle Grotten, und auch ein kleiner See ist da mit einem Schifflein, das fast von allein davonschwimmt, so leicht ist es. Und abends, wenn Besuch kommt, im Sommer, darf ich dabei sein und bin wie die Tochter gehalten. Man lernt da andere Menschen kennen als daheim, Seppele, und dann kommt einem nach und nach alles so klein und eng vor, was man hinter sich gelassen hat . . ."

Ich konnte nicht darum herumgehen, zu fragen, ob sie mich denn jetzt auch klein und eng finde.

Da hat sie ihre kleine, weiche Patschhand auf meine langen Schreiberfinger gelegt, und ich habe erfahren, daß so eine warme, schmeichelnde Patschhand mehr Überzeugung bringt als tausend klug gesetzte Advokatenworte. Ich mußte einfach glauben, daß ich immer noch der bedeutende, hinauswollende Seppele Barondiot war, der ein Mädchen im Stadtgarten trifft und sich ihm für das ganze Leben in einer dummen, seligen Liebe verbindet.

„Ja, Seppele," fuhr sie bedächtiger fort, „man lernt viel in der Fremde. Da sieht man erst, was das Leben ist. Und dann mußt du einmal die Bücher von Monsieur Barbignolle lesen. Oh, wie ich sie bewundere, Seppele. Er ist der größte Romancier, den Frankreich jetzt hat, du wirst sehen, daß ich recht behalte. Und wie lieb er unser Elsaß hat, sage ich dir. Er versucht alles, um seine Landsleute zu gewinnen, daß sie sich das Elsaß wiederholen . . ."

Da unterbrach ich sie wieder, denn es gefiel mir nicht, daß einer so gewissenlos für den Krieg hetzen kann. Und wir wollten doch gar nichts von den Franzosen wissen. Sie waren gute, gebildete Menschen, die wir achteten; aber Brüderschaft und Seelenverkäuferei wollten wir doch nicht mit ihnen machen. Ich sagte das auch Gretel. Sie sah mich aber groß und ein wenig mißbilligend an und zuckte dann mit der Achsel.

„Ja, weißt du, Seppele, das lernt man erst drüben verstehen. Ich habe auch einmal wunder was gemeint, als du dem deutschen Kaiser ein Gedicht geben durftest und er dir dann die Hand hinhielt. Jetzt bin ich aber damit fertig."

Sie kam mir jetzt wieder niedlich vor in ihrer kleinmädchenhaften Wichtigkeit, und ich konnte ihr nicht böse sein.

„Aber du mußt dich in acht nehmen da drüben, Gretel," sagte ich, „es ist doch die Hauptsache, die da hinter uns steht: Daß wir den Deutschen treu bleiben."

Sie schüttelte ungeduldig das Gespräch ab, das sie langweilen mochte, und fing ein anderes an, indem sie mir von den Gewohnheiten ihres Herrn erzählte, und daß er ihr manchmal selbst aus seinen Manuskripten vorlese; dann sei sie ganz aus der Welt gerückt. Das wollte mir bedenklich scheinen, weil ein Mädchen nie aus der Welt gerückt sein soll; aber ich sagte nichts, denn es lag mir nichts daran, mir noch einmal den Mund zu verbrennen.

Darüber kam ein kleiner, dicker Mensch gegen den Tisch der russischen Studenten neben uns. Den mußte ich doch kennen, und es stellte sich auch heraus, daß er der kleine Louis Mathieu war, der mit mir bis in die Quarta gegangen und dann mit seinem Vater, dem berittenen Gendarmen, nach Straßburg versetzt worden war. Jetzt besuchte er die Chemieschule. Er trat lebhaft an unseren Tisch und freute sich, daß wir uns so unerwartet wiederfanden. Auch Gretels erinnerte er sich und neckte sie gleich, daß sie früher den Pennälern die Köpfe verdreht habe, weil sie so mordmäßig lockende Augen stellen konnte. Wir lachten alle drei, und er fragte, ob er sich zu uns setzen dürfe, und brachte dabei auch seinen guten Freund, den Russen Alexander Dmitrijewitsch, mit. Der setzte sich breit und fast herrisch in den Augen

Digitized by Google

Gretels fest, wo sie ihm denn auch ruhig und mit einladendem Lächeln Platz ließ.

Ich merkte bald, daß der Russe ein ausbündiger Luftfahrer war, der nichts mit den soliden Beständen des Erdbodens zu schaffen haben wollte. Er neckte sich mit allen Kellnerinnen herum und blieb doch frech in den Augen Gretels sitzen.

Wir beide gingen bald, es gefiel mir nicht in der Gesellschaft, denn ich war gereizt und konnte keine richtigen Maße mehr anlegen. Wir mußten auch noch ein Hotel für Gretel suchen, sie wollte einen Tag länger hierbleiben.

„Das erlaubt mir meine Madame gern", sagte sie obenhin. „Und ich finde, es ist gar nicht so armselig hier, wie es mir zuerst scheinen wollte. Du hast wahrhaftig recht, Seppele: Es kommt nicht auf die Stadt an . . ."

„Sondern auf die jungen Menschen, besonders wenn sie hübsch sind und unwiderstehliche Augen haben", knurrte ich dagegen. Die Eifersucht bließ mächtig aus mir; ich bin an dem Abend nur noch eine verstimmte Lärmtrompete gewesen.

Als wir endlich ein Hotel in der Wildemannsgasse gefunden hatten, gab mir Gretel die Hand und sagte ganz kühl und ein wenig schmollend: „Mit dir ist heute doch nichts mehr anzufangen. Und ich bin auch müde. Gute Nacht."

Der Wind wehte uns um die Ohren, ich fand, wir könnten noch ein bißchen zusammen sein in Wärme und Behaglichkeit. Aber sie klopfte mir mit der Lorgnette, die an einer seidenen Schnur von ihrem Hals hing, auf die Finger und ließ mich stehen. Ich mußte daran denken, wie froh jetzt Lia wäre, wenn sie hier stehen könnte, und ich winkte ihr, damit sie mir winken solle. Und es wollte mir scheinen, als habe sich die Liebe Gretels zu mir in ein seltsam und unerfreulich blasses Licht gerückt. Auch neigte sich an diesem Abend meine Achtung mehr zu Lia hinüber, die mich allein genommen hatte, ohne noch an jeden Finger zwei andere zu hängen. Und über diese Nachdenklichkeit kam ich zu Carry, die allein, nicht ganz schlank, sehr still in der Nacht stand und wartete. Aber es war ein Brief da, und darin standen harte Worte, die waren wie eine hohe Mauer, über die keines von uns zweien klettern konnte. . .

Dann habe ich auch einen Unterschlupf gesucht und bärenmäßig geschlafen.

Der andere Tag hat mich in die Redaktion geführt und zu dem Rechtsanwalt, der vor der scharf links marschierenden Partei den Hauptmann spielte. Ich bekam Handfesseln angelegt, das will sagen, man befahl mir, alles, was ich für die Zeitung schrieb, erst durch die Zensur des Advokaten gehen zu lassen. Das warf mir schon einen Schatten über die neue Würde.

Gretel traf ist erst gegen Abend, nachdem ich den Nachmittag an der Hand des Buchführers, der seinem Bruder, dem Chefredakteur, sehr ähnlich sah, ein Stückchen weit in das neue Amt hineingewandert war.

Das Mädchen wollte wieder in das „Münchener Kindl" gehen, weil es dort so wundergute Suppenpastetchen gab, sagte sie.

„Ja," sagte ich, „und Kartoffelsuppe", und dachte dabei: Die Pastetchen kennt man schon!

Der Russe saß auch richtig schon da. Er sprang auf, als hätte er auf einer Sprungfeder gesessen, die jetzt losgelassen wurde, und stellte ein Paar anbeterische Augen, als er Gretel die Hand schüttelte und dabei immerfort mit den Füßen nach hinten scharrte.

Der kleine, dicke Louis Mathieu kam nicht; der Russe sagte, daß er eine Verkäuferin habe, an die er viel Geld hänge, und ich wunderte mich, wo das Gendarmensöhnlein das wohl herausziehen mochte.

Der Abend ist mir sehr traurig geworden; ich habe gut gefühlt, wie lieb ich Gretel hatte, und daß das andere, das mit Lia und wohl auch mit Carry etwas anderes war. . . Ich bin damit immer verwirrter in mir geworden, und endlich habe ich einen tüchtigen Zorn auf mich bekommen und gesagt, ich würde heimgehen; wer bleiben wolle, solle meinetwegen bleiben bis Anno dann.

Gretel lachte zu dieser Erregung, daß es mir richtig frech vorkam; ich hätte ihr weiß Gott etwas antun können in diesem Augenblick. Besonders, weil der Russe sein gelbes Gesicht in ein spöttisches Grinsen zerrte.

Ich riß also meinen Hut vom Nagel, warf der Kellnerin das Geld hin. Das andere soll der Steppensatan bezahlen, dachte ich wütend. Und dann verlor ich mich mit einem barschen Gute Nacht aus dem Lokal. Ein paar Minuten

Digitized by Google

später bereute ich es, aber als ich zurückkam, waren die zwei nicht mehr vorhanden. Da schäumte ich und lief ein paar Stunden lang in der kalten Nacht herum. Dabei bin ich auch in die Arbeitervorstadt gekommen, die Cité heißt, und habe da viel Elend unter einem schlammgrauen Himmel hocken sehen. Zerstoßene Häuschen zwischen schmutzigen Gartenfetzen, in denen die armseligen Bäumchen wie kleine Kindergerippchen froren; zerrissene Wäsche hing trüb an gespannten Seilen, die wie Silberfäden, bereift, von Baum zu Baum liefen. Viele Hunde bläfften. Aus kleinen Spelunken kletterte affenhurtig wüstes Johlen und Singen, glotzte ein paar Sekunden blöd über die Straße, mir mitten in das kühle Gesicht, und sprang dann tigerartig davon.

Ich rannte nach Hause, in das schmale Zimmer, das ich mir in der Mitte der Stadt gemietet hatte, und verkroch mich bis über die Ohren unter das Deckbett. Schreckliche Träume kniffen mich in das überhitzte Gehirn, ich sah Gretel, wie sie von einem turmhohen Riesen zwischen die Finger genommen und mitten entzweigebrochen wurde. Der niederträchtige Kerl hatte das fatale Gesicht des Russen Alexander Dmitrijewitsch.

Das erste, was ich beim Erwachen tat, war, nach der eingelaufenen Post zu fragen; es war aber kein Brieflein von Gretel dabei. Das machte mich noch elender, ich schalt mich einen gemeinen Lumpen, der ein Mädchen hilflos in einer fremden Stadt stehen lasse, dazu ein Mädchen, das so goldig, so lieb und gut war wie Gretel, und das er obendrein liebte!

Der Buchführer wollte mich mit derben Mülhauser Witzen aufmuntern, erntete aber von den zerzausten Ästen meines unleidlichen Seelenzustandes morsche und verkrüppelte Früchte.

Als sich aber einmal die Tür auftat, ohne daß eins geklopft hätte, und mit einemmal Gretel an meinem Hals hing, da ging es mir doch an das Herz, als müsse ich mich jetzt platt hinsetzen und das allerdümmste Gesicht von der Welt machen.

„Ja, wo kommst du denn hier?" stotterte ich ganz greisenhaft.

Sie lachte und wirbelte durch die kleine Redaktion, daß der dicke Staub Tanzanfälle bekam und lustig mitwirbelte.

„Denkst du denn, ich reise davon, ohne meinem dummen, bösen, lieben Buben Adieu gesagt zu haben?" lachte sie ganz närrisch. „Dem einfältigen, eifersüchtigen Männele da?!" Sie tippte mir mit dem Zeigefinger gegen die Stirn, und diese verfluchte zarte Wärme, die da aus ihrer Hand ausstrahlte, warf mich richtig wieder auf den Rücken und besiegte mich.

„Wie ist es denn aber nur gestern abend gewesen?" sagte ich und tat so, als bliebe ich in meiner mannhaften Entschlossenheit, gründlich auszukehren.

Aber sie steht da und klatscht in die Hände und ist ein einziges silberhelles Lachen. „Ach, Seppele, Seppele!" stöhnt sie. „Was war das doch für eine Herrlichkeit! Wir sind noch zusammen in ein Café gegangen, als du uns so niederträchtig hattest beieinander sitzen lassen, und da ist es am allerschönsten geworden! Da war noch ein ganzer Haufen von solchen ernsthaften Russen, über die ich heimlich so lachen mußte, weil sie um den Tisch herumsaßen, als würden sie gerade eine neue Weltordnung beschließen, die noch vor Tag auf der ganzen Erde eingeführt werden muß. Und dann hat mich Alexander in mein Hotel gebracht . . ."

„Alexander?" sagte ich dumm.

„Natürlich, du einfältiger Tropf", lachte sie mich aus. „Der schöne Alex, so habe ich ihn jetzt getauft. Und er will mir oft schreiben, wenn ich wieder in Belfort bin; vielleicht kommt er auch einmal hingereist . . ."

Mir ist eine endlose Schraube durch den Kopf gefahren, und ich denke, man muß das Brett wohl gesehen haben, das vor meine Stirn genagelt war. Ich habe nur sagen können: „Ja, aber Gretel, was soll denn das heißen? Was wird denn deine Madame sagen, wenn du so lange nicht kommst . . ."

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Letzte Fahrt!

Was hindert, flott den Kahn zu machen,
Und hält die mächt'ge Faust gebannt?
Stoß' ab, mein Freund, und lenk' den Nachen,
Es geht ja in ein beff'res Land,

Ins Land der goldnen Jugendträume,
Dem Glanz des ew'gen Lichtes zu —
Was zauderst du, da ich nicht säume?
Stoß' ab den Kahn und fahre zu — —

Fahr' zu, fahr' zu, ich seh' die Grenzen
Und seh' manch jugendschön' Gespiel,
Sie winken mir und nah'n mit Kränzen,
Sie grüßen mich — wir sind am Ziel —

Hab' Dank, mein Freund — nun bringe jenen
Dort drüben frohe Botschaft hin,
Mein letztes Grüßen und ein Sehnen,
Und sage, daß ich glücklich bin!

F. Wagenknecht.

Das Tauschgeschäft / Von Rose Raunau

Von klein auf hatte sie Prinzeßchen geheißen. Es lag ein stiller Adel über allem, was sie tat. Und es mußte viel sein, was sie tat, vom Morgen bis zur Nacht. — Aber wenn sie die weißgescheuerte Diele fegte, stand sie kerzengerade dabei und hielt den langen Stiel so drollig weit von sich ab, als ginge sie eigentlich die ganze Sache nichts an, als gehöre der Besen überhaupt nicht zu ihr.

Bei Mutters Tode — sie zählte eben vierzehn Jahre damals — war sie den beiden Brüdern und der eben geborenen Schwester die Mutter geworden. — Wie betäubt, in dumpfem Schmerze wankte der Mann umher, als habe ihn ein Hammerschlag an die Stirn getroffen, von dem er sich nicht besinnen konnte, von wem er kam und warum.

Die Verwandten und Kollegen hatten ihn mit derb-freundlichem Zuspruche verlassen, und immer noch saß er in seiner Eisenbahneruniform in der Stube und starrte auf das leere, gelüftete Bett. Er rief ihren Namen in die Stille, noch einmal ihren Namen „Annemarie". Das half, das tat gut, ihren Namen zu sagen.

„Mutter, sei doch nicht tot, sei doch nicht tot." Die Worte hatte sein kleinster Junge immerfort gerufen, wie sie den Sarg hinuntertrugen. Der Klang ging ihm nicht aus den Ohren. Er wollte lächeln und sich aufraffen. Die Lippen weiteten sich und die Zähne wurden frei, aber der Mund zog sich zitternd bald wieder zusammen.

Da hatte sich eine schmale, aber kräftige Kinderhand ihm auf die Schulter gelegt. „Komm', Vater, du mußt jetzt noch was essen und dich dann gleich legen. Morgen um fünf hast du doch wieder Dienst."

Wie selbstverständlich hatte sie, jäh greift, die verlassenen Pflichten der Toten auf sich genommen. Die Wildheit der Brüder war gedämpft durch den ersten Schmerz, der in ihr Leben gefaßt hatte. In der weichen, stillen Stimmung der ersten Tage hatten sie sich in ihren Jungenherzen geschworen, dem armen Prinzeßchen das schwere Leben nicht noch schwerer zu machen.

Jahre waren darüber hingegangen, Jahre, in denen sie nicht Zeit gefunden hatte, an sich zu denken.

Annchen freilich, das spielte nun schon allein umher, aber Fritz und Paul, was die zerrissen und an Aufsicht brauchten bei ihren Schularbeiten, die ihr selber so uneingestanden sauer wurden, das kostete Stunden an jedem Tage.

Und alles machte sie selber. Sie wollte sparen. Paul sollte in zwei Jahren auf die Präparandenanstalt und dann aufs Seminar. Das war ihr Ehrgeiz und seiner, den sie geweckt hatte und wachhielt. Und freundlich sollte doch alles im Hause sein und nett. Ein Wasserglas mit Blumen stand immer auf dem Tisch und ließ vergessen, wie einfach ihr Mahl war, besonders, wenn der Vater nicht mitaß, weil er Dienst hatte.

In aller Einfachheit wußte sie die Gewöhnung an bessere Lebensformen, die ihr natürlich waren, ohne daß man wußte, wie sie den Weg zu ihr gefunden, in den Kindern zu pflegen. Keines von

Digitized by Google

ihnen wäre ungewaschen in sein Bett gegangen und in dem gleichen Leinenzeuge, das es am Tage getragen. Sie hätten das gar nicht mehr gekonnt. Und wie man seine Fingernägel nach dem Waschen pflegte, wußten sie auch.

„Schmutzige Fingernägel sind ein Charakterfehler", sagte sie ihnen immer. „Wenn man sich eben erst angezogen hat, meine ich." Den Respekt vor den anderen wollte sie in den Jungen nicht untergraben.

Und sie taten alles, was ihr Prinzeßchen wollte. Wenn sie den blitzenden Leitungshahn angefaßt hatten, rieben sie gleich danach die Spur der kleinen Jungenfinger wieder blank. Und unter Lachen und Singen ging alles und unter echten Leberecht-Hühnchen-Freuden.

Zum letzten Weihnachten hatte ihr der Vater eine Weckuhr geschenkt, die war das Entzücken und der beneidete Stolz der Kinder. Niemand hatte so eine Uhr; sie hatte freilich zwölf Mark gekostet. Was für ein Werk hatte sie aber auch! Nach dem Wecken spielte sie eine halbe Stunde lang „Letzte Rose". Das weihte den ganzen Tag.

Sie hatte sonst nicht Zeit, Feierstunde zu halten. Nur wenn sie das Schwesterchen auf die Wiese führte, die hinter dem Rangierbahnhof lag, da hatte sie gefühlt, wie blau der Himmel war, und wie der Widerschein davon ihr Herz bewegte. Und jetzt im Frühling überhaupt. Wie komisch das war. Was war es nur, dieses Drängen und Wolken? Lachen und weinen konnte man darüber.

Ein lustiges Gesicht grüßte militärisch zu ihr herüber. Wilhelm war's, der vor einem Jahre hierher versetzt worden war und mit einer freundlichen, rundlichen Mutter auf einem Flur mit ihnen wohnte. Wie schmuck er aussah mit dem kleinen Bärtchen über den roten Lippen, zwischen denen die Zähnen aufblitzten.

Er sprang auf einen rangierenden Wagen, den er angekuppelt hatte, und sah ihr zu, wie sie die blendend weiße Wäsche aufhing. War das ein hübsches Bild, wie sie die beiden Arme hochhob und so kräftig auf den Zehenspitzen stand! Den Rock hatte sie zurückgeschlagen und an der rechten Seite im Gürtel festgeklemmt.

Auch diese Maßregel gegen die Nässe konnte ihren Wuchs nicht entstellen. Wie eine junge Birke war sie; schlank und lieblich wie eine Birke stand sie da und ließ den Frühlingswind in ihren hochgesteckten Haaren wehen.

Sie mußte wider Willen hinsehen, wie der Wilhelm gewandt und flink von dem Wagen sprang, der eben zurückkam.

Der Hauch von Leichtsinn, der über seinem frischen, intelligenten Gesichte lag, berauschte sie unbewußt. Sie hatte nie erfahren, was Leichtsinn war, und ihre unterdrückte Jugend rächte sich, indem sie den Leichtsinn in ihm liebte mit einem Gefühl, das wie schmerzender Neid war.

Was der Wilhelm nur von ihr wollte? Schon wieder grüßte er. Er sah doch, daß sie keine Zeit hatte. Sie mußte hinauf. Um zwölf kamen die Kinder aus der Schule.

Annchen spielte mit ihrer Puppe bei Frau Martin in der Stube. Sie trug ihr schnell eine Schmalzstulle hinüber. Dann setzte sie die sauber gebürsteten Kartoffeln aufs Feuer, die Paul beim Nachhausekommen abgießen sollte. Auf den zerschnittenen Hering legte sie einen Zettel: „Der Kopf und das Mittelstück für Paul, das zweite Mittelstück für Annchen, der Schwanz und das dritte Mittelstück für Fritz. Die Gräten nicht unter die Kartoffelschalen mischen!" Die Mahnung kam den Kaninchen zugute.

Dann ging sie wieder hinunter an ihre Arbeit in den Waschkeller. Die Bank mit der großen Wanne hatte sie schräg ans Fenster gerückt und die kleine Wanne daneben auf die Erde gestellt. Friedlich und warm war es hier. Die Vormittagssonne sah durch das offene Fenster herein und vergoldete ihre braunen Haare und den blitzenden Kessel auf dem Herde. Kalt war nur der steinerne Fußboden, obschon sie dicke, runde Filzschuhe über ihre Pantoffel gezogen hatte.

Da fiel ein Schatten ins Fenster. Wirklich, Wilhelm. „Was wollen Sie denn hier? Haben Sie nicht Dienst?"

„Ach, mir passiert schon nichts. Der lange Franz vertritt mich. Ich muß Ihn' wirklich sprechen, Fräulein Marie. Abends is ja immer wer bei."

„Ich habe aber keine Zeit, Wilhelm," sie sprach es ängstlich und schnell, „alle die Strümpfe müssen noch in der Mittagssonne auf die Leine."

„Zeit haben Sie ja nie. Sie können ja auch ruhig bei waschen. Also, Fräulein Marie, daß ich Zulage kriege und nach'n Gesundbrunnen versetzt werde, hat Ihn' wohl Vater schon gestern erzählt?"

Sie nickte, ohne von dem Seifenschaum aufzusehen. Die Kinder kamen aus der Schule und grüßten, von Wilhelm weiter keine Notiz nehmend, lustig ins Fenster herein. Da mußte sie aufsehen. „Stich erst in die Kartoffeln vorm Abgießen, Paul, und tropf' nich daneben."

„Daß ich Zulage kriege, freut Sie das gar nich?"

„Was soll ich mich dran groß freuen?"

Sie räuselte, so mühsam wie sie sprach, einen endlos langen, grauen Strumpf vom Vater auf und warf ihn neben sich in die Wanne unten.

„Für Ihn' und Ihre Mutter hat's ja wohl ohnedem gelangt.."

„Aber nu eben nich mehr. Ich will heiraten."

„Heiraten, heiraten? Da kann ich ja wohl nichts zu sagen."

Erst hatte sie freudig aufgerufen und beide Hände so fest auf die Wanne gestützt, daß sie zu ihr hinüberschwankte. Der zweite Ruf klang, sich besinnend, stiller, und die letzten Worte kamen dann ganz tonlos und traurig.

Digitized by Google

Sie bückte sich wieder auf ihre Arbeit und wusch so heftig, daß die kleinen, schaumigen Seifenperlen bis an ihr Stirnhaar spritzten. Dort blitzten sie auf und zerflossen. Ein Fleck in Pauls Hacken wollte und wollte nicht fortgehen.

„Heiraten, natürlich! Raten Sie mal, wen."

„Ich verkehr' ja groß mit niemand. Ich weiß nicht wen."

„Möchten Sie mich nich, Fräulein Marte?"

„Ich? Ich habe ja keine Zeit", stammelte sie in der Verwirrung das erste geläufige Wort, das ihr einfiel.

Er lachte ein helles, schallendes Lachen. Er duckte den lockigen Kopf und sprang in geschicktem Satze ins Fenster herein. Drin hielt er sie fest und fragte sie noch einmal.

Da barg sie nickend den Kopf an seine Brust und weinte. Weinte still alle Tränen von sich herunter, die auf ihr gelegen hatten. Und er trocknete ihre Augen und streichelte die lieben Hände, die lauter drollige Rinnen zeigten und ganz weich und fettig von dem heißen Wasser waren.

„Jetzt wirst du bald bloß noch meine Strümpfe waschen und deine. Du sollst es so gut haben. Wir putzen uns zwei schöne Stuben mit Sofa und Spiegel gleich dran drüber und zwei Kaiserbilder daneben und ein Vertikow auch. Weißt du, so eins, wie Langes haben. Ich hab' auch feste was gespart. Du wirst Augen machen, wenn ich dir zeig', wieviel. Bist du mir denn gut, Marte?"

„Sterblich! Ich wär' ja ganz krank geworden, wenn du eine andere gewollt hättest. Hast du nicht manchmal an die Kukatz-Klara gedacht?" Sie sah ihm mit noch nicht ganz schlafen gegangener Eifersucht ins Gesicht.

„Nie!" schwor er. „Überhaupt schon lange nich. Da bist du auf dem falschen Gleise. Ich bin ja froh, daß ich dich kriege, so ein Prinzeßchen mit so feinen, gepflegten Haaren, und immer so sauber alles, mit allen Knöpfen dran, als sollte gleich Revision sein und der Betriebsinspektor kommen."

Er wollte sie lachen machen, weil sie an seiner Schulter leise schluchzte. Es tat ihr so wohl das Weinen und das Ausruhen. Sie hatte sonst selber immer bloß trösten müssen und anderen die Tränen trocknen. Plötzlich fuhr sie auf, und offene Angst lag auf ihrem Gesicht.

„Wilhelm ich kann ja nich. Was soll denn mit die Kinder werden?"

Verlegen und doch ein bißchen pfiffig, drehte er die rotgerandete Mütze im Kreise auf seiner Faust.

„Das is ja Rat, Martel, hat der Vater noch immer nichts gesagt von?"

Sie sah ihn verständnislos an.

„Was meine Mutter is, die und dein Vater, die sind ja einig!"

„Mach' keine schlechten Witze, Wilhelm. Dazu is mir so was allemal zu heilig."

„Taksache! Dein Vater hatte nur noch keine Traute nich, es dir vorzustellen."

„Wie ich das finde! Hat der Mensch Worte? Zwei so alte Leute! Nimm mir das nich übel, schön is das von deine Mutter nich, daß sie den Vater so rumgekriegt hat, denn der, das weiß ich für gewiß, hat mit kein' Gedanke mehr an Liebe und so 'ne Sachen gedacht. Schön is das nich von deine Mutter."

Und sie sah kopfschüttelnd vor sich hin.

„Ne du, wenn de daß de und du denkst," — für gewöhnlich sprach er den schnell erkannten Dialekt, den er seiner Würde als Berliner Beamter schuldig war, aber in der Lebhaftigkeit kam drollig mitten durch sein altes, geliebtes Schlesisch zum Vorschein — „wenn de daß de und du denkst, das laß ich auf Muttern sitzen, irrst du dir. Er hat ja wohl natürlich allein gewollt.

Meinst du denn, dein Vater hat's nich gespürt, daß er keine Frau hat? Sei man gut, so mein' ich's ja nich. Sein warmes Essen hat er gehabt richtig zur Zeit, und die Kanne immer in Ordnung und seine Wäsche allemal propper, aber so in andere Richtung nach, mein' ich, Tochter is doch wie nich Frau. Hat sich ja jedes gewundert, hör' ich, daß er so für sich geblieben is die ganzen Jahre."

„Aber nu is er doch alt und bald grau. Und deine Mutter, die is ja wohl die jüngste auch nich mehr?"

„Was hat den das dermitte zu tun?" Er zwang sich, nicht böse zu werden. „Weißt du, wenn man so allein sitzt in der Nacht und keinen zum Lachen und was zu erzählen hat, und von der Bude aus bloß den Himmel sieht mit alle Sterne oben, da kommen einem so die Gedanken, daß man sich selber wundert. Und der Mond scheint einem rein in die Gedanken und macht's so hell, was einem am Tage ganz finster und dumm gewesen ist.

Mit die Liebe, da is es wohl überhaupt so wichtig nich, wie alt daß man ist. Du bist neunzehn und ich vierundzwanzig Jahre, da erlauben's ja die Leute, daß is so die richtige Zeit.

Aber mach' nur mal richtig die Augen auf in die Welt, und mit die Jahre hat das absolut nichts zu tun. Woll'n wir unseren Alten auch ihr bissel Herbstglück gönnen, wo wir zwei so froh sind!"

Und er trocknet ihr die letzten Tränen von den Wimpern, und sie fand ein immer größeres Glück darin, ihre Lippen von seinen Lippen finden zu lassen. Seine Küsse durchschauerten sie, daß es fast schmerzte, aber immer wieder, wie unter einem Zwange, hob sie den Kopf und hielt ihm die jungen, feuchten Lippen hin.

Und doch war sie die erste, die sich besann und mahnte: „Du mußt nu fort. Es ist Zeit."

Beide Hände legte sie auf seine breiten Schultern und hielt ihn so von sich ab. „Wilhelm", sagte sie leise, noch in keuscher Erinnerung an die letzte Viertelstunde: „Ich bin dir ja immer so gut gewesen, ich hab's bloß nicht wissen wollen. Und ich bin immer so kurz gewesen und beinahe grob, weil ich

Digitized by Google

dachte, du gehst mit der Kukatz-Klara und tutst bloß zum Unsinnmachen schön mit mir. Aber jetzt glaub' ich's, du bist mir gut, Wilhelm. Wilhelm, wie ist es schön auf der Welt!"

Und ihr Blick umfaßte liebevoll sein Gesicht und den Kupferkessel und die Strümpfe, die geduldig warteten, daß sie sich ihrer erinnerte.

Sie tauchte die Hände wieder in das fast kalt gewordene Wasser und nickte ihm glückselig zum Abschied zu.

Die Kellertür stand weit offen und lud zur Treppe, aber er sprang flink davon auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, als gelte auch für ihn das Gesetz der Teufel und Gespenster „wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus".

Sorglich, nur ein wenig träumerischer als sonst, wand sie die Strümpfe aus und hing sie in den Sonnenschein. Kann man so glücklich sein? Sie hatte ja gar nicht gewußt, daß man so glücklich, so übermenschlich glücklich sein konnte. —

„Marie, wie ist denn heute dein Gesicht? Das sieht aus, als ob du's draußen dick mit Sonnenstrahlen bestrichen hättest", rief Paul und sah die Schwester zur Erholung an. Er saß über seinen Aufsatz gebückt und keuchte.

„Der Freuden des Frühlings" waren auch zu schwer. Wozu man so was schreibt? Im Leben war es viel schöner. Ein wirklicher, dicker Schweißtropfen rann ihm von der Stirn an seinem Ohr entlang.

„Paul weint mit die Ohren", rief Annchen. Fritz fragte zugleich, er hatte immer zu fragen: „Du, Marie, muß vor das neue Subjekt ein Komma, auch wenn das neue Subjekt bloß ein ein ganz kleines Kind ist?"

Annchen putzte in der Stille, die der Beantwortung dieser verblüffenden Frage gefolgt war, erfolglos ihr winziges Näschen.

Fritz, der Witzbold der Familie, rief: „Stecke man oben 'n Groschen rin, wenn du willst, daß unten was rauskommen soll."

Erschrocken faßte Annchen auf ihren Kopf, es war aber, Gott sei Dank, kein Loch da, bloß ein Krummkamm, der ihren dicken, blonden Schopf zusammenhielt. In Goldbuchstaben stand auf der Rundung: „Gott schütze dich!" Vater fand immer so extra schöne Dinge zum Kaufen.

Mit einem verachtungsvollen Blick kroch sie von dem Stuhl herunter, hinken durch die offene Lehne: „Arbeit't nu alleine. Ich muß überhaupt Wäsche legen helfen."

Aus der Küche hörte man sie bald ihr Lieblingslied singen; nicht richtig, aber kräftig:

„Ich hatt' ein' Kameraden
Ein Messer findst du nicht."

Am Abend legte sich eine feste, schmale Hand, wie damals, vor fünf Jahren, auf des Vaters Schulter, und eine stockende Stimme sprach:

„Vater, es war nich richtig von mir, daß ich dir immer so zu Hause gehalten hab'. Sieh' mal, ich war doch noch jung, ich hab' das nich so verstehen können. Ich dachte, wenn du deine aufgeräumte Stube hast und alles ganz, da bist du zufrieden, aber Wilhelm sagt — ja, und Vater, vor mir brauchst du dir doch wirklich nicht genieren. Sie — deine — die Frau hat ja die Jungen gerne und das Annchen überhaupt, das steckt ohnedem den halben Tag drum. Und wenn du, und du willst Frau Martin", — sie kam in Wilhelms Sprechform hinein.

„Was bist du für ein braver Kerl, daß du mir's so leicht machst. Heut' nämlich hätt' ich dir's für bestimmt gesagt."

Und elastisch sprang er auf; er sprach so hell und jung, wie sie ihn lange nicht sprechen gehört hatte.

„Brav gar nich, Vater, bloß Wilhelm meint" — der Schelm kam in ihre ernsten Augen —, „ihr könnt doch ein Tauschgeschäft machen. Wenn du und du holst seine Mutter, da will er gern mich dafür haben. Er hat mir's heute in der Waschküche vorgestellt, und ich glaube auch, es ist eine ganz gute Idee."

Der Vater lachte über das ganze, breite, verwitterte Gesicht, wie er Wilhelms Bitte jetzt von ihm selber noch einmal hörte. Dann gingen sie alle drei hinüber und holten die zweite Braut, die an Verliebtheit der ersten nichts nachgab. Sie verstand außerdem viel besser und deutlicher, ihre Gefühle zu zeigen. Wilhelm und sein kindlich Gemüt hatten richtig philosophiert und prophezeit.

Er tröstete sich, daß seine Braut, die scheu wie ein Vögelchen an ihm lehnte, ja auch einmal in den Vierzig sein würde. Indessen aber war er mit der stilleren Liebe ihrer neunzehn Jahre zufrieden, wie er in seinem Leben noch nicht zufrieden gewesen war.

*

Heimglück

Nun bist du längst mein eigen.
Aus unser'er Liebe Blütenzweigen
Lacht jungreif schon die Frucht.
O laß mich meine Stirne neigen:
Dir möchte dankbar sich bezeigen,
Der längst schon fand und nimmer sucht.
Die Welt tollt draußen ihren wilden Reigen —
Doch Weh und Stürme müssen schweigen
In unsres Glückes stiller Bucht!

Fritz Alfred Zimmer.

Digitized by Google

Etwas von der alten deutschen Treue / Von A. W. J. Kahle

Es ist Krieg, die Zeit ist wieder groß, das Leben wert geworden. Krieg dröhnt es durch die Welt. Zehnfach hat das Wort in den letzten Jahren die Gemüter erregt, aber jetzt hält die Menschheit erstarrt ihren Atem an; denn Deutschland reckt sich und erhebt seinen Riesenarm. Mit seltener Einmütigkeit und Opferfreude hat sich das deutsche Volk erhoben, als der König zu den Waffen rief; für alle Stände, für alle Klassen gab es keine konfessionellen Parteien mehr, es war nur ein Wahrzeichen vorhanden: das Vaterland zu erretten gegen unsere Widersacher, die das Deutsche Reich zertrümmern wollen. Mit stolzer Ruhe und Sicherheit sind unsere braven Krieger mit beispielloser Begeisterung hinausgezogen zur Ehre unseres Vaterlandes unter den Klängen des Hoffmann von Fallerslebenschen Liedes:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

In dem Gefühl, daß wir nach des Kaisers Wort alle deutsche Brüder sind, hat das deutsche Volk, als die Schicksalsstunde schlug, die Waffen ergriffen, um für seine bedrohte Ehre und für sein gefährdetes Eigentum mannhaft einzustehen, wenn auch Feinde ringsum sein mochten. Man erinnerte sich an die alles niederstürmende Gewalt germanischer Volkskraft, die vor vielen Jahrhunderten das römische Reich zerbrach und in allen drei Erdteilen der damals bekannten Welt Wunder der Tapferkeit vollbrachte. Schwere Kämpfe stehen uns noch bevor, und zu dieser frischen Stoßkraft muß sich ausdauernde Beharrlichkeit gesellen.

Aus den Herzen klangen sie tief heraus, die Lieder, die stets ihre zündende Kraft bewiesen haben und immer wieder dartun: „Deutschland, Deutschland über alles", „Die Wacht am Rhein" und als trutzigstes Bekenntnis: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Das deutsche Volk wird sich seiner Haut wehren, und wenn's schlimm zu werden droht, bis zum letzten Greise und Kinde aufstehen, um sich von dem Joch fremder Gewalt, von Barbaren und welschen Lügnern zu befreien wie vor hundert Jahren. Es handelt sich in diesem Kriege um den Bestand unseres Deutschen Reiches.

Und diese deutsche Treue, die sich in unseren Tagen wieder so hervorragend bewiesen hat, spielt in Sage und Poesie eine nicht zu verdrängende Rolle. Der Ruf deutscher Treue reicht in frühe Zeit zurück, und jedes neue Jahrhundert hat glänzende Züge derselben aufzuweisen; sie ist eine hervortretende nationale Tugend der Germanen, und seitdem nach schwerem Druck das nationale Bewußtsein wieder erwacht ist, ist deutsche Treue gewissermaßen zum Sprichwort geworden. Aus Deutschlands Geschichte ließen sich viele Züge von Treue sammeln und zu einem Ehrenspiegel unseres Volkes vereinigen; vollkommener und herrlicher als in der Geschichte zeigen sich die edelsten Volkseigenschaften. Diese Eigenschaften und Tugenden für das Volksbewußtsein werden am liebsten in der Dichtkunst dargestellt; sie bezeichnen den objektiven Idealismus der Nation.

Das Wort Treue bezeichnet im Gotischen triggva, Vertrag, Bund, und dient zur Übersetzung von testamentum; das Alte, das Neue Testament wird durch die alte, die neue Treue wiedergegeben. Auch im Althochdeutschen hat das Wort triuwa noch die Bedeutung von Vertrag, Friedensvertrag, und in diesem Sinne kommt es in den germanischen Volksrechten als treuga, treuwa oft genug vor; im Mittelhochdeutschen hat triuwe die Bedeutung eines gegebenen Versprechens. Aus dem Ausdruck heraus, daß die Treue geben gewöhnlich mit Handschlag vorgenommen wurde, hat sich das Bild von zwei ineinandergeschlungenen Händen auf einem goldenen Ringlein eingebürgert; es soll die Treue einer verstorbenen Frau bezeichnen. Die Treue leisten, heißt das gegebene Versprechen halten; hier berührt sich der Begriff Treue mit dem stärkeren des Eides. Der gebrochene Eid ist Meineid, falscher Eid.

Bei den Alten des 14. Jahrhunderts war es Brauch, daß, wenn ein Mann seine Treue zu Pfande setzte, man darauf Burgen und Lande vertraut und niemand widersprochen hätte! Wie man das Pfand einlöst, so löst man die Treue durch Erfüllung dessen, was man versprochen hat. Der Mann voll Treue und Ehre läßt eher allen irdischen Besitz, ja das Leben, ehe er sein Wort, seine Treue bricht.

Das Festhalten am gegebenen Versprechen entwickelte sich zum allgemeinen Begriff von Zuverlässigkeit, Charakterfestigkeit, Aufrichtigkeit, während Untreue das Gegenteil davon bezeichnet. In allen Lebenslagen tritt die Treue bei den Germanen angenehm in Augenschein, und zwar im Verhältnis des Mannes zu seinem Herrn. Die Mannentreue selbst mit dem Tode zu besiegeln, bleibt ein altgermanischer Grundsatz. Nach Tacitus bedeutet es Schimpf und Schande, die Schlacht lebendig verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen. Ihn zu verteidigen und zu schützen, bleibt erste, heiligste Pflicht. Ist für den Germanen ein Versprechen selbst auch in einer schlechten Sache bindend für das ganze Leben, so erscheint dem Römer dies treue Festhalten eher tadelns- als lobenswert.

Die Treue erscheint in ihrem schönsten Lichte, wo sie, dem angestammten Herrn erwiesen, alles daransetzt, um denselben zu schützen und zu schirmen. Eins der herrlichsten Beispiele von Mannentreue aus der deutschen Heldensage liefert die Dichtung von Wolfdietrich. Es ist ein anderer Geist als der des Christentums, der in dieser Sage lebt, aber auch

Digitized by Google

er ist ein starker, ein frommer Geist. Besonders erschütternd wirkt diese, das ganze Herz erfüllende Mannentreue, wenn sie mit einem anderen, ebenso starken Gefühl der Treue in Widerspruch gerät. So steht im Nibelungenliede Markgraf Rüdiger da, das Bild eines edlen, treuen Ritters. Die starke Mannentreue trägt hier den Sieg über andere Treue davon, aber wir fühlen den furchtbaren Konflikt, in welchen die Seele durch diese Doppeltreue hineingerissen wird.

Ist bei dem Verhältnis der Mannen zum Herrn die Macht des geschworenen Eides das leitende Motiv, so ist es im Verhältnis untereinander die Heiligkeit der Bande des Blutes, was die Herzen in unauflöslicher Treue aneinanderkettet. Seinen schärfsten Ausdruck findet dieses Gefühl der Verwandtentreue in der Blutrache, die wir von den ältesten Zeiten an bei den Germanen heimisch finden. Die Feindschaften des Vaters oder der Verwandten so gut wie die Freundschaften zu erben, ist Pflicht; doch währen sie nicht ohne Versöhnung fort. Gesühnt wird nämlich selbst der Totschlag mit einer bestimmten Anzahl von Zugtieren oder kleinerem Vieh, und es nimmt das ganze Haus die Sühne an. So Tacitus. Was im Leben die Rechtssitte feststellte, findet auch in der Sage seinen Widerklang; die Dichtkunst band sich nicht an diesen Brauch: ideal in ihrer Darstellung, kennt sie auch eine Treue, die keine Sühne in Gold und Silber findet, die nur in der Vernichtung desjenigen sich beruhigt, der ein geliebtes, verwandtes Haupt erschlagen hat. So zeigt sich uns die nordische Kriemhild, die den Namen Gudrun führt. Die Rache für geliebte Verstorbene ist in keiner germanischen Sage grauenhafter geschildert als in dieser. Gudrun hat keinen Kampf in ihrem Herzen zu bestehen, voll und ganz ist ihre Seele von dem Gefühl der Rache erfüllt. Und doch ist der freiwillige Tod, den sie erwählt, wenn auch nicht findet, eine Sühne, die sie selbst sich für die schreckliche Tat auferlegt. Ein ähnliches Motiv waltet in einer anderen nordischen Sage vom König Siggeir und seiner Gemahlin Signy. Auch sie hat dem Rufe der höheren Pflicht Folge geleistet, als Sühne kann sie nur ihr eigenes Leben, selbst für den ungeliebten Mann darbringen.

Die Innigkeit des verwandtschaftlichen Bandes ruht auch auf der Verwandtschaft des Blutes. Unter dem Namen Eöstboedrlag, wörtlich Ziehbrüderbund, begriff man im Norden einen Bund von zwei Männern, die als Kinder miteinander aufgewachsen waren. Die beiden, die einen solchen Bund, der unauflöslich war, schließen wollten, ritzten ihre Hand, ließen das Blut in eine kleine Grube zusammenfließen und rührten es um. Darauf gaben sie sich die Hand und gelobten sich Brüderschaft; beide traten nun in ein Verhältnis wie wirkliche Brüder, der eine übernimmt für den anderen die Pflicht der Blutrache und die Sorge, für den Toten einen Grabhügel aufzuwerfen. Das ursprüngliche Verhältnis der Ziehbrüder gewann jedoch bald einen weiteren Sinn, indem alle, die sich durch Freundschaft verbunden fühlten, diese Blutsbrüderschaft schließen konnten. Der Kirche war diese heidnische Art von Brüderschaft ein Dorn im Auge und wurde schon aus dem Grunde von ihr verfolgt, weil sich die Blutrache daran knüpfte.

Auch ohne diese auf feierliche, symbolische Art geschlossene Freundschaft kommt die mittelalterliche Sage aus. Wie das Altertum seinen Orest und Pylades hatte, so das Mittelalter die Sage von Amicus und Amelius, eine Sage, die ihrer Entstehung nach in die Zeit Karls des Großen verlegt wird. Sie ist keine speziell deutsche; Bearbeitungen in allen mittelalterlichen Sprachen sind auf uns gekommen; auch hier kehrt der Zug wieder, dem wir schon mehrmals begegneten, daß das eine Gefühl der Treue im Gegensatz zu einem anderen gedacht wird. Hier thront Elternliebe, die in Konflikt mit der Freundestreue gerät.

Anders liegt der Konflikt in der Sage von Athis und Profilias. Wenn hier das Gefühl der Freundschaft über das der Frauenliebe den Sieg davonträgt, so liegt darin ein Anklang an jene unauflöslichen Freundschaftsbündnisse, die das germanische Altertum durch Blut besiegelt.

(Schluß folgt.)

Im Feld

Blut ist hier Blut!
Floß es dir sanft und mild,
Kochte dir's heiß und wild —
Hier fließt es allen gleich,
Hier werden alle reich.
Blut ist hier Blut!

Blut ist hier Blut!
Ob sich's im Sand verliert,
Ob es im Schnee gefriert —
Lenzesfrüh, herbstesspät —
Jeder hat recht gesät.
Blut ist hier Blut!

Blut ist hier Blut!
Frag' nicht, was werden mag
Weiß nicht den Erntetag.
Viel rote Blumen stehn
Immer, wo Schnitter mähn.
Blut ist hier Blut!

Oberhof.

Inhalt des Heftes 5: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Letzte Fahrt. Gedicht von F. Wagenknecht. — Das Tauschgeschäft. Von Rose Raunau. — Heimglück. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Etwas von der alten deutschen Treue. Von A. W. J. Kahle. — Im Feld. Gedicht von Otto Oberhof.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 30. Oktober 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 6

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

5. Fortsetzung.

Nach einer Weile sagte Professor Degenhardt:

„Es handelt sich um ernstere Dinge als um eine schlechte Zensur. Die würde ich Kriemhild zur Not erlauben. Aber daß ihr Charakter versagt, daß sie keinen Funken Ehrgefühl besitzt, daß sie faul aus Prinzip, ungehorsam aus Lust ist, das sind trübe Anzeichen einer inneren Entgleisung. — Ich will keine mißratene Tochter haben, und ich bitte dich dringend, dein Verwöhnungssystem endlich aufzugeben."

Irmgard murmelte etwas von „mutterlosen Kindern".

„Das spätere Leben nimmt darauf keine Rücksicht, Irmgard. Ich habe die Pflicht, mein Kind lebenstüchtig zu erziehen."

„Aber sie soll nicht mit Dingen gequält werden, die ihr schwerfallen, Roderich."

Sie dachte an die endlosen Grammatikstunden.

„Soll Kriemhild vielleicht mit der Bildung einer Köchin herumlaufen? Nur, weil sie es niemals gelernt hat, sich zu überwinden und anzustrengen?"

„Sie kommt oft weinend aus deinem Zimmer."

„Ganz ohne Tränen ist kein Kind zu erziehen. — Irmgard, versprich mir nur, daß du meine Absichten in bezug auf Kriemhilds Erziehung nicht hinderst."

„Wann tat ich das je?"

Er sah sie lächelnd an und sagte mit einem leisen Vorwurf:

„Wenn ich einmal mir anmaßte, Kriemhild die Süßspeise zu entziehen, weil sie's reichlich verdient hatte, — wer stellte ihr wohl dann heimlich nach Tisch den Pudding ins Zimmer? War das pädagogisch oder auch nur vernünftig?" — Irmgard errötete wie bei ertappter Untat und senkte den Kopf tiefer auf ihre Nadelarbeit.

Er fand sie entzückend in ihrer Verwirrung. Und doch lag ihm in dieser Stunde die Sorge um sein Kind mehr am Herzen als jeder persönliche Wunsch. Irmgard tat der Mann leid, der so ernst für die Entwicklung seines Kindes zitterte.

Ihr fiel plötzlich auf, daß er eigentlich keinen hatte, der ihm nahestand. Wie einsam er war; sie empfand Mitleid und eine Art scheuer Bewunderung für ihn. Er stand so sicher und fest im Leben und lenkte andere mit starker Hand und klarem Blick. „Wer unter seinem Schutz steht, ist sicher und geborgen", philosophierte Irmgard v. Dünow, während Roderich ihr sagte:

„Schicke mir Kriemhild, wie sie geht und steht, sofort nach Schulschluß in mein Zimmer."

Inzwischen flanierte der Gegenstand der väterlichen Sorge mit Werner Hagen in der Wilhelmstraße und schüttete dem Busenfreund ihr schweres Herz aus. Er hielt denn auch nicht mit seinem Rat zurück:

„Du, wenn du Schneid hast, gehst du jetzt nicht nach Hause, sondern läßt deinen Alten mal Angst schwitzen. Weißt du was, komm'

Digitized by Google

mit in den Wald. Da vergißt man den verdammten Schulärger."

Sie ließ sich von ihm zu einem Waldspaziergang überreden. Die Wege waren schlecht. Der Schmutz spritzte hoch an Kriemhilds Stiefeln und Kleid.

„Ich halt's nicht mehr aus, Werner. Ich werde nächstens noch an Überanstrengung sterben."

„Pfui, Teufel. Sieh mich an, für mich existiert kein Buch," renommierte der junge Mann, „es ist ja nichts als Neid, blasser Neid, wenn sie uns unsere Freiheit nicht gönnen. Weil sie im Joch sind und nicht mehr herauskönnen, sollen wir auch schwitzen."

Kriemhild seufzte. Sie fiel doch schließlich immer herein. Was nützte es ihr, wenn sie eine Arbeit nicht gemacht oder ein Gedicht nicht gelernt hatte? Sie bekam wegen Faulheit und Ungehorsam eine Rüge und mußte nacharbeiten. War das ein Vorteil? Hagen belehrte sie: „Faulheit allein nützt nichts; du mußt auch frech sein können, dich deiner Haut wehren, so patzig sein, daß sie genug von dir bekommen und dich in Frieden lassen. Du wirst dich doch nicht piesacken lassen? — Na so dumm!" —

Kriemhild gelobte ehrliche Besserung. Sie wollte sich entschieden Mühe geben, wenn auch das mit dem Patzigsein bei ihrem Vater seine Schwierigkeiten hatte. „Keine in der Schule ist ihm gegenüber frech, Werner. Du könntest es auch nicht."

„Oho."

„Er hat so was Einschüchterndes."

„Das kenn' ich. Versuch's nur mal, ihm saugrob zu antworten, wenn er dich anfährt."

„Ja", sagte Kriemhild, ohne eine klare Vorstellung, wie sie das anfangen sollte.

Als sie eine Stunde später als üblich nach Hause kam, hatten der Vater und Tante Irmgard schon gegessen. Auf ihrem Platz stand nur ein Glas Milch und eine Scheibe Brot, was sie höchst merkwürdig fand. Die Tante sagte ihr, daß sie auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters heute kein anderes Mittagessen bekommen würde.

„Und du, Tante Irmgard, findest du das etwa richtig?" rief Kriemhild empört.

„Eigentlich ja, Liebling. — Warum tust du aber auch alles, was den Vater ärgern muß?"

„Pfui, du bist auch gegen mich." Wütend wollte sie aus dem Zimmer. „Ich mache mir aus eurem Essen nichts. Meinetwegen laßt mich doch verhungern."

„Bei Milch und Brot ist noch keiner verhungert. — Aber Vater wünscht dich sofort zu sprechen."

Mit kampfbereitem Ausdruck stand sie kurz darauf neben ihrem Vater.

„Wo kommst du jetzt her?" fragte Degenhardt mit seiner ruhigsten Stimme. —

„Aus dem Wald."

„Mit wem warst du dort?"

„Mit Werner Hagen", klang es trotzig.

Er sah sie an und sagte so ruhig wie zuvor:

„Das war meinem Verbot strikt zuwidergehandelt. — Hast du etwas zu deiner Entschuldigung anzuführen? Dann bitte, sage es schnell."

Kriemhildes trotzige Abwehr wandelte sich plötzlich in ein kindlich banges Angstgefühl. — Die eiserne Ruhe des Vaters flößte ihr tiefes Unbehagen ein. In solchen Sekunden versagten Werners Ratschläge vollkommen. Ihre Worte überstürzten sich plötzlich:

„Ich wollte ja gar nicht mitgehen, aber Werner bat mich . . . ich wollte wirklich nicht, er redete mir so lange zu, bis ich mitkam."

„Hast du denn keinen eigenen Willen?" donnerte da der Direktor los, „Werner bat mich, als ob das ein Grund wäre. Jeder Mensch ist für seine Handlungen verantwortlich; verstehst du das? Du allein haftest für alles, was du tust. Ein Blatt läßt sich vom Winde treiben, ohne Willen und ohne Verstand. Ein Mensch aber hat zwei Füße, die sich nur dann bewegen, wenn sein Wille ihnen das Kommando dazu erteilt. Auch dein Gedächtnis bewältigt eine wirkliche Arbeit nur, wenn es durch deinen Willen gespornt und ermuntert wird." — Hierbei schlug er das französische Diktatheft auf, dessen letzte Arbeit, wie in heftigem Erglühen, über und über rot gezeichnet war. Darunter stand nur: „Völliges Versagen. D."

„Dein Wille scheint mir nur ein schwacher Oberbefehlshaber zu sein. Wenn er aus eigener Kraft nichts leisten kann, muß er eben durch andere Mächte gestärkt werden. Komm' jetzt einmal mit."

Digitized by Google

Der Direktor war aufgestanden. Er hatte Kriemhild an der Hand, sie leistete Widerstand, wollte den Platz nicht verlassen und klammerte sich an jedes Möbelstück. Da wurde sein Griff hart, und er zog sie über den Glasdurchgang ins Schulgebäude, die Treppe herauf bis zu ihrem Klassenzimmer. Plötzlich riß sie ihre Hand los, das Herz klopfte ihr zum Springen: „Was willst du denn tun?" Mich einsperren? Ich bin doch kein wildes Tier."

Sie befand sich bereits in dem weiten, leeren Zimmer. Degenhardt gab ihr keine Antwort, legte nur die mißratene Arbeit vor sie hin und forderte sie auf, Platz zu nehmen.

„Du wirst den heutigen Nachmittag hier verbringen und arbeiten, sogar sehr fleißig arbeiten." Als Kriemhild diese Ankündigung hörte, brach sie in Tränen aus:

„Vater, du weißt doch, daß heute Schülervorstellung ist, Rita hat mich eingeladen, ich habe doch schon zugesagt", kam es schluchzend heraus.

„Diesmal wird wohl meine Schülereinladung vorgehen müssen," sagte der Direktor ungerührt, „die Theaterbesuche hören jetzt überhaupt auf, für dich sowohl wie für deine ganze Klasse. Vor Ostern gibt's das nicht mehr. — Jetzt aber an die Arbeit. Du bist hier ungestört. Ich wünsche dieses Klassendiktat heute abend in fehlerloser Niederschrift vorgelegt zu sehen."

Er ging die einzelnen Verbformen mit ihr durch; kamen falsche Antworten, so wurde er grob vor Ungeduld.

„Vater, was hast du bloß gegen mich?" rief sie schließlich ganz außer sich, „du kannst doch gar nicht wissen, wie schwer mir das alles wird."

Sie bekam plötzlich eine unsinnige Angst, hier in dem weiten, leeren Hause allein festgehalten zu werden. Sie verlegte sich auf bittende Zärtlichkeit, drängte sich an ihn heran und legte ihm die gefalteten Hände um den Hals.

Dem Direktor ging es eine Sekunde lang durch den Sinn, daß dieses Kindes Zärtlichkeit etwas Beglückendes war. Wenn einer keine Frau mehr hat, tut eine weiche Kinderhand doppelt gut.

Er fing Kriemhilds bittenden Blick auf. Diese kindlichen, halb schüchternen, halb schelmischen Dünowschen Augen. Stephanies Augen waren das. Und auch Irmgards Augen.

Aber auch nur eine Sekunde lang wollte er weich werden. Schon hatte er wieder die nötige Distanz zu Kriemhild genommen. Mit einem Ruck faßte er sie an beiden Armen und schob sie von sich ab. „Was ich gesagt habe, bleibt," sagte er in rauhem Ton, „du mußt arbeiten lernen." Kriemhild hörte dann, wie von außen der Schlüssel im Türschloß umgedreht wurde. Sie war mutterseelenallein mit ihrer französischen Grammatik und ihrem Heft und ihren weltschmerzlichen Gedanken. Ihr graute vor dem endlos langen Nachmittag. Mechanisch griff sie zu ihren Arbeiten, schon um die Zeit hinzubringen.

Niemand kam nach ihr zu sehen. Hätte sie wenigstens ihre Taschenuhr da. Wie spät mochte es wohl sein? Ihr kam es vor, als säße sie schon viele, viele Stunden lang hier allein. Wie lange es wohl dauerte, bis man das Sprechen verlernte? Sie dachte an Einsiedler, die Tag für Tag so lebten, und an die Klöster mit Schweigegebot, von denen ihr Tante Irmgard erzählt hatte.

Halt, Tante Irmgard. Die war heute auch schlecht zu ihr gewesen, hatte sie nicht wie sonst in Schutz genommen. Warum wohl? Hatte die sich auch vom Vater aufhetzen lassen? —

Sie ging ans Fenster. Dort unten im Schulhof spielten die Kinder des Schulwarts. Wie die's gut hatten, brauchten kein Französisch zu lernen. Wer doch auch in eine Volksschule gehen könnte.

Herrgott, dort drüben ging Werner. Ins Theater natürlich. Es mußte jetzt vier Uhr sein. Jetzt pfiff er unter ihrem Fenster. Da mußte sie hinunter, für fünf Minuten nur. Wie der Sturm rannte sie zur Tür, sie hatte ganz vergessen, daß sie eingeschlossen war. Mit einer wahren Kriemhildenwut warf sie sich gegen die Tür. Sie gab nicht nach, so sehr sie sich auch dagegenstemmte. Ob sie zum Fenster hinuntersprang? Grimmig stellte sie fest, daß sie sich zwei Treppen hoch befand. An ein Entkommen war da nicht zu denken. — Still, gottergeben wandte sie sich wieder ihrer schriftlichen Arbeit zu. Als die Hälfte unter lauten Seufzern und stillen Verwünschungen beendet war, gönnte sie sich eine Ruhepause und verzehrte einen Apfel,

Digitized by Google

den sie noch vom Vormittag in der Tasche stecken hatte. Dabei philosophierte sie über die Willkür und Anmaßung der Väter im allgemeinen und besonderen. „Ich kümmere mich ja auch nicht darum, ob er seine Hefte pünktlich korrigiert, weshalb mischt er sich in meine Angelegenheiten," dachte sie, „wenn er doch bloß endlich wieder seine Reserveoffiziersübung hätte, damit ich mich von ihm erholen kann."

In zwischen saßen drüben im Wohnzimmer Irmgard und Doktor Degenhardt beim Tee.

Beiden war das Alleinsein ungewohnt. Kriemhilds frohes Plaudern fehlte.

„Ursula Bonnhöfer war soeben bei mir", begann Professor Degenhardt, „und überbrachte mir eine Einladung ihres Vaters für uns alle zu heute abend. Ich habe versprochen, in einer halben Stunde telephonischen Bescheid zu geben."

Der Gymnasialoberlehrer Bonnhöfer war ein Regimentskamerad von Doktor Degenhardt. Seine beiden jüngeren Töchter besuchten noch die Schule, Käthe war in Kriemhilds Alter, Ursula in der ersten Klasse, und Edita, die älteste, versuchte sich seit einem Jahrzehnt auf allen möglichen wissenschaftlichen und literarischen Gebieten. Sie galt in der ganzen Stadt als unheimlich gelehrt. Es gab nur e i n e n Mann, den sie selbst für geistig ebenbürtig hielt, das war Professor Degenhardt. Ihm widmete sie ihre „freien Gedanken" und ihre verschämtesten Wünsche. Ahnungslos verkehrte Degenhardt in dem Bonnhöferschen Hause, ohne von Fräulein Edita besondere Notiz zu nehmen.

Das alles schwirrte plötzlich durch Irmgards Kopf, als von der Einladung die Rede war. Ihrem weiblichen Scharfblick waren Editas schwärmerisch-verhimmelnde Blicke keineswegs entgangen, und sie hatte stets ein unbehagliches Empfinden dabei gehabt.

„Zu Bonnhöfers?" fragte sie gedehnt.

„Ich denke, wir sagen zu."

„Ist Kriemhild mit eingeladen?"

„Eingeladen ist sie, aber, da sie Grund zur Unzufriedenheit gab, wird sie wohl zu Hause bleiben müssen."

Da schlug Irmgards Stimmung zu Kriemhilds Gunsten um. Das Kind hätte nun schon stundenlang drüben gesessen und gearbeitet. Ob es denn noch nicht genug wäre? Er hielte sie von jedem gleichaltrigen Verkehr fern, und er übertriebe alles; er verscherze sich des Kindes Liebe vollständig; und es könnte ihn überhaupt kein Mensch lieben, so starr und unbeeinflußbar wäre er.

Atemlos hielt sie inne. Das Wort „Bonnhöfer" hatte ihr ganzes Nervensystem aufgerührt. Sie litt zwar tatsächlich unter Kriemhilds zudiktierter Strafe und wünschte sehr, sie beendet zu sehen, aber ganz im Unterbewußtsein war da doch noch eine andere Stimme: Kriemhild mußte unbedingt mit zu Bonnhöfers; ihr war, als wäre das Kind ein Schutzwall gegen Editas deutliche Augensprache, als könnte keine feindliche Attacke etwas ausrichten, wenn sie mit Klein-Kriemhild im Bündnis war.

Der Direktor lächelte ironisch:

„Heute mittag warst du doch vollständig einig mit mir, daß es so mit Kriemhild nicht weiterginge?"

Heiß und erregt antwortete Irmgard:

„Sie soll aber nicht gequält werden; und ich will durchaus, daß sie uns heute abend begleitet."

Roderich zuckte die Achseln und sagte: „Auf deine Verantwortung, Irmgard." Dann ging er selbst zu seiner Tochter und schenkte ihr die Freiheit wieder.

„Wir gehen heute abend zu Bonnhöfers; du auch."

„Ich mit?" wiederholte sie ganz ungläubig. Doktor Degenhardt versuchte nicht, diesem Begnadigungsakt ein pädagogisches Mäntelchen umzuhängen, er gab seiner Tochter keinerlei weitere Erklärungen, sondern schickte sie einfach zu Irmgard.

* * *

Das Bonnhöfersche Haus zeichnete sich durch eine in bescheidenem Rahmen gehaltene, aber sehr gepflegte Geselligkeit aus. Es ging hier nicht steif und würdevoll zu wie bei Bürgermeister Lohmanns und bei den übrigen Honoratioren der Stadt, es herrschte eine ungezwungene Fröhlichkeit in diesem Haus, die von dem jovialen Ehepaar Bonnhöfer ausstrahlte und sich bald allen Gästen mitteilte. Nur die älteste Tochter mit ihren gemessenen Bewegungen und ihrer herrischen Art fiel aus dem Rahmen. Sie begrüßte den Direktor Degenhardt mit gesucht liebnswürdigen Worten,

Digitized by Google

Fräulein v. Dünow etwas kurz und nebenbei, und Kriemhild mit zuckersüßer Zärtlichkeit. Während Professor Degenhardt und Fräulein v. Dünow sich mit Herrn und Frau Bonnhöfer unterhielten, beschäftigte Edita sich ganz ausschließlich mit Kriemhild, herzte und streichelte sie und erzählte ihr, daß auch Werner Hagen, der ein Neffe von Bonnhöfers war, kommen würde. Diese Mitteilung rief stürmische Begeisterung hervor, mehr als alle Zärtlichkeit Editas.

„Ihr Töchterchen ist entzückend, Herr Direktor", wandte sie sich jetzt an den Gegenstand ihrer Verehrung.

„Das können wir nicht immer finden, nicht wahr, Irmgard?" erwiderte der Direktor und erzählte andeutend die Vorgänge des Nachmittags.

Edita schüttelte den Kopf und meinte eindringlich: „Sie als Mann verstehen eine zarte Kinderseele nicht, können es gar nicht. Sie sind sicher viel zu heftig, zu ungeduldig, Herr Professor. Ein Kind braucht, um zu gedeihen, weibliche Fürsorge und Zärtlichkeit; oh, sie tut mir so leid, die kleine, mutterlose Kriemhild!"

Jetzt mischte sich Irmgard ins Gespräch.

„Gnädiges Fräulein, wollen Sie nicht bitte Ihr Mitleid etwas leiser äußern? Kriemhild wird schon aufmerksam und hört gespannt zu."

Edita schäumte vor Wut. Was maßte diese junge Lehrerin sich an? Hätte sie nicht die Pflichten der Gastgeberin zu wahren gehabt, so wäre eine giftige Antwort erfolgt. So begnügte sie sich mit einem ironischen Blick und einem geringschätzigen Lächeln. Ursula und Käthe bestürmten den Direktor mit allerlei Schulwünschen. Für sie war es ein Hauptspaß und ein seltenes Vergnügen, das sie sehr zu schätzen wußten, wenn sie ihren Direktor privatim bei sich im Hause hatten und ausnahmsweise, wohl hauptsächlich Kriemhild zuliebe, mit dabei sein durften.

„Meine Töchter sind schon den ganzen Tag heute außer Rand und Band vor Freude, weil Sie erwartet wurden, Herr Direktor", sagte Frau Bonnhöfer lachend.

„Du meinst doch damit hoffentlich nur deine jüngeren Töchter, Mama?" fragte Fräulein Edita in zurechtweisendem Tone. Und Frau Bonnhöfer wurde unter dem tadelnden Blick ihrer Tochter über und über rot, als hätte sie die ungeschickteste Taktlosigkeit gesagt.

Der Professor Bonnhöfer verwickelte Degenhardt bei Tisch in ein ernsteres Gespräch — sehr zum Ärger von Fräulein Edita. Die Herren, die durch Beruf und Neigung vielseitige, gleiche Berührungspunkte und Interessen hatten, sprachen so vertieft über Kommunalfragen und Politik, über Schulwesen und militärische gemeinsame Erlebnisse, daß es den Damen nicht recht möglich war, an der Unterhaltung teilzunehmen.

Für die drei Kinder, Kriemhild, Werner Hagen und Käthe Bonnhöfer, war im Kinderzimmer gedeckt worden; sie fühlten sich dort ungenierter und heimischer als unter den Großen. Hier führte Werner das große Wort.

Frau Bonnhöfer unterhielt sich indessen in ihrer warmen, mütterlichen Art mit Irmgard.

„Da haben Sie in Ihren jungen Jahren auch kein leichtes Amt, Fräulein v. Dünow. Strengt Sie die Schule nicht sehr an?"

Irmgard lachte: „Ich lasse mir das Leben von den Mädeln nicht schwer machen, fragen Sie nur Ihre Töchter, Frau Professor."

Sie sah so blühend frisch aus, daß Frau Bonnhöfers Blicke wehmütig von dem liebreizenden Gesicht zu ihrer Tochter verbitterten Zügen glitt. Unwillkürlich verglich sie.

Als die Käseschüssel herumgereicht wurde, schlich sich doch vorübergehend ein wenig Stadtklatsch ins Gespräch, obwohl das sonst im Bonnhöferschen Hause nicht beliebt war.

„Ich habe heute vormittag die Frau Bürgermeister besucht," erzählte Frau Bonnhöfer, „denken Sie nur, Herr Direktor, Lohmanns wollen Stella zu Ostern nach der Isle of Wight in Pension schicken."

„Ich hätte den Bürgermeister doch für vernünftiger gehalten," sagte Professor Bonnhöfer, „ich würde meine Töchter niemals in ein Pensionat schicken, ein kultiviertes Elternhaus ist die beste Pension, was meinen Sie, Degenhardt?"

Da rief Ursula vom anderen Ende der Tafel: „Ach bitte, Herr Direktor, sagen Sie doch meinem Vater, daß ein Pensionsjahr Wunder bewirkt, ich möchte für mein Leben gern ein Jahr nach Berlin!"

Der Direktor trank ihr lächelnd zu:

Digitized by Google

„Auf daß das Berliner Jahr in Erfüllung gehe, Ursula."

Dann wandte er sich wieder seinem Freund zu: „Ja, Bonnhöfer, sehen Sie, da bin ich anderer Meinung als Sie. Weshalb sollen unsere Provinzmädchen nach abgeschlossener Schulbildung nicht mal Weltstadtluft kennen lernen? Es braucht ja durchaus kein Bummeljahr zu sein; Berlin ist der Brennpunkt für jeden Deutschen; wo fänden Sie nur annähernd solche Bildungsmöglichkeiten? Ob nun unsere Töchter ein Handwerk lernen oder sich einem Studium hingeben, oder eine Kunst treiben — nirgends in der ganzen Welt können sie so gefördert werden wie in der Metropole. — Aber", und jetzt kam ein stahlharter Klang in seine Stimme, „wenn Lohmann sein Kind nach England schickt, um die Erziehung nach englischer Auffassung zu vollenden, so ist das nicht nur verfehlt und töricht, sondern geradezu sündhaft; eine Versündigung an deutschem Geist und deutschem Wesen. Sollen unsere Töchter etwa nach dem Ideal Albions erzogen werden? Ist denn die englische Frau so viel mehr wert als die deutsche Frau? Steht sie höher an Bildung? Ist sie tiefer im Gemüt? Überragen die englischen Schulen und die englischen Colleges unsere deutschen Lehranstalten? Geben die englischen Suffragetten ein so erstrebenswertes Beispiel? Ich finde es geradezu lächerlich, wenn wir unsere Jugend gerade in den reizempfänglichsten Jahren ins Ausland schicken, um Schliff und Manieren zu bekommen. Als ob wir Barbaren wären. Nur der Schliff und die Manier haben Wert, die innere Vorzüge andeuten; sonst ist's Talmi, Täuschung und Heuchelei. Auf die inneren Werte, auf Charakter, vertieftes Wissen und unbedingte Pflichtbeugung kommt's an im Leben, und darin sind wir vielgeschmähte Barbaren den Engländern über. Ich will nicht, daß mein Kind dann zurückkommt und erklärt: ‚Arbeiten ist nicht ladylike' oder ‚Tennisspielen und Sport genügen mir als Lebensinhalt' oder ‚ich heirate nur einen reichen Mann'. In reiferen Jahren mag das Ausland bilden, in jungen Jahren vergiftet's und macht undeutsch. — Es ist nicht so sehr wichtig, ob unsere Mädel und Jungen dies oder das lernen, aber deutsch sollen sie erzogen werden, urdeutsch, ohne fremden Einschlag, darauf kommt's an."

Er hatte sich in steigernde Erregung hineingesprochen. Niemand hatte ihn unterbrochen. Fast andachtsvoll hatte die Bonnhöfersche Familie zugehört.

„Wenn Sie das alles Lohmanns mal auseinandersetzen würden, wie Sie's uns eben so wunderschön gesagt haben, Herr Direktor, so werden sie sich das mit der Isle of Wight schon noch überlegen", meinte Edita, während sie im stillen ihre Schwester Ursula beneidete, die eben eine Apfelsine kunstgerecht für Degenhardt zergliederte.

„Ich danke dir, Ursula, diese Apfelsinenanalyse ist ja bewundernswert."

Edita fiel das mehrmals wiederholte „Du" auf. „Seit wann duzt dich denn der Herr Direktor? Hast du ihn darum gebeten?" fragte sie Ursula, deren Gesicht bei dieser Frage sich mit flammender Röte überzog. Natürlich hatte sie zu Hause nichts von den Schulfatalitäten erzählt; so etwas pflegte sie als selbständiger Mensch mit sich allein abzumachen. Sie hatte auch nicht geglaubt, daß der Direktor diese Duzerei so lange aufrechterhalten würde. Zum mindesten hätte er doch aber hier im Hause ihrer Eltern sie nicht zu kompromittieren brauchen und die Form wahren können. Eine zweite Apfelsine bekam er nicht. Höchst ungnädig beantwortete sie von nun ab die scherzenden Fragen des Direktors nur mit dem knappsten Ja oder Nein, damit er endlich aufhören sollte, sie anzureden, noch ehe auch den übrigen die beschämende Anrede auffiel. Aber er selber schien nichts von ihren Nöten zu spüren.

„Ursula, würdest du mir wohl einen Apfel schälen?" fragte er „taktlos" laut über den Tisch hinüber.

„Er scheint die persönlichen Fürworte nur noch bis zur zweiten Person Singularis zu kennen", flüsterte sie in steigendem Ärger ihrer Schwester Edita zu. Dann aber, als man vom Tisch aufgestanden und in den Nebenzimmern war, kam ihr plötzlich ein erlösender Gedanke; sie reichte mit verbindlichem Lächeln ein paar aufgeknackte Knackmandeln dem Direktor:

„Ein Vielliebchen, Herr Direktor."

Ehe er wußte, wie ihm geschah, hatte er eine Mandel in seiner Hand, während Ursula die angeblich dazugehörige Schwestermandel

Digitized by Google

verzehrte. Sie war neben seinen Stuhl getreten und sagte leise, aber eindringlich:

„Auf Du und Sie, Herr Direktor; es gilt bis heute abend um zwölf Uhr." —

Er verstand sie nicht sofort, bis er ihre tödliche Verlegenheit bemerkte.

„Sie müssen darauf eingehen, Herr Direktor, ich bitte Sie, ich erkläre Ihnen später, weshalb ich . . ."

„. . . den Eltern nichts gesagt habe", fiel er ihr ins Wort. „Ja, Ursula, ich begreife das ja auch ohne Erklärung."

„Nicht wahr, man schont doch seine Eltern? Man erzählt ihnen doch nicht jeden Ärger und Verdruß." —

„Ich würde mir allerdings bei meiner Tochter diese Art Schonung verbitten", meinte der Direktor, und es schwang nun doch wieder eine erzieherische Mahnung in seiner Antwort mit.

„Ach, bitte, sprechen Sie bloß nicht so laut, Herr Direktor. Jetzt nachträglich brauchen's doch die Eltern weiß Gott nicht mehr zu erfahren. — Nicht wahr, Sie siezen mich bis heute um zwölf Uhr? Es sind ja nur noch lumpige zwei Stunden, Herr Direktor, ja? Gilt's?"

Frau Bonnhöfer wurde aufmerksam.

„Ursula, du belästigst doch nicht etwa den Herrn Direktor? Was hast du denn?"

Ursulas Augen hingen noch immer bittend an Degenhardts Zügen.

„Ich spiele deinen Eltern keine Schulkomödie vor, Ursula. Ich kann dir deinen Wunsch nicht erfüllen. Zum Schein dich siezen — das geht mir gegen den Strich."

Ursula wandte sich ab. War eine solche Spottschlechtigkeit denn denkbar? Nicht den kleinsten Gefallen, der ihn gar nichts kostete, tat er ihr. Fast zwei Monate hatte sie's nun glücklich den Eltern verheimlicht, und nun zu guter Letzt verdarb er ihr noch alles und brachte sie in die peinlichste Lage. Und alles nur aus Ungefälligkeit und Starrsinn.

Jetzt trat Professor Bonnhöfer heran:

„Aber, Ursula, nun läßt du den Herrn Direktor in Ruh. Es schickt sich nicht, daß du ihm hier mit Wünschen und Anliegen kommst. Das wird doch wohl alles bis morgen Zeit haben."

Ursula gehorchte und trat zurück, dachte aber, daß es eben nicht bis morgen Zeit hätte. Da, sie traute ihren Ohren kaum, hörte sie Degenhardts Aufforderung:

„Singen Sie uns doch etwas vor, Ursula. Ich habe Sie lange nicht gehört."

Nun war sie vollends stutzig. Erst die abschlägige Antwort auf ihre dringende Bitte, — und nun doch die ersehnte menschenwürdige Anrede?

„Was hattest du denn immerfort mit dem Direktor zu tuscheln?" fragte Edita, der die kleine Szene natürlich nicht entgangen war.

„Wir haben nur ein Vielliebchen gegessen", antwortete Ursula und wandte sich zum Flügel, wo Fräulein v. Dünow bereits Platz genommen hatte.

Sie einigten sich auf „Fridericus Rex". Irmgard begleitete, Ursula sang. Von ihren frischen Lippen klang die Löwesche Ballade klar und hell durch den Raum. Sie hatte einen ausgezeichneten Vortrag. Bei dem letzten Vers „Nun adieu, Luise, wisch' ab dein Gesicht", stimmte die ganze Gesellschaft kräftig mit ein, und aus dem Sologesang wurde ein begeistertes Chorlied.

Degenhardt liebte die Musik und besonders die Pflege des Gesanges. Er hatte eine Vorliebe für unverbildete, frische Mädchenstimmen. Oft lauschte er regungslos und unbemerkt in einem leeren Klassenzimmer, wenn nebenan Gesangstunde war.

„Ein gepflegtes Organ, eine wohltönende Stimme ist unendlich wichtig, gerade bei Frauen," wandte er sich an Bonnhöfer, „es bedeutet einen Teil weiblicher Kultur."

Professor Bonnhöfer nickte zustimmend. „Das hat ein Größerer vor uns schon gesagt. Sie kennen doch Ihren Shakespeare? ‚Und eine Stimme lieblich-mild, ein köstlich Ding bei Frauen.'"

Degenhardt trat an den Flügel und bat Ursula, noch eins von den niederländischen Volksliedern zu singen, die er ganz besonders liebte. Aber Ursula, innerlich verletzt und wütend über das unberechenbare Wesen ihres Direktors, klappte das Klavier zu.

„Morgen, Herr Direktor, von zwölf bis eins haben wir Gesangstunde, dann wird mir ihr Wunsch Befehl sein, wenn Sie mich durch-

Digitized by Google

aus singen hören wollen. Heute bin ich nicht mehr in Stimmung."

„Aber, Ursula, wie benimmst du dich denn heute?" rief Professor Bonnhöfer ärgerlich. „Wenn der Herr Direktor, noch dazu als Gast unseres Hauses, dich auffordert zu singen, so singst du ohne lange Ziererei, wenn ich bitten darf." Ursula errötete heftig, ohne dem väterlichen Wunsch nachzukommen.

„Lassen Sie nur, Bonnhöfer, Ursula und ich sind vorhin in einem Zwiegespräch unterbrochen worden", griff jetzt Degenhardt ein. „Es scheint mir doch nötig, daß wir es erst zu Ende führen; und ich bitte um Verzeihung, wenn wir uns zu diesem Zweck noch für fünf Minuten beurlauben."

Dabei bot er der sehr verdutzten Ursula höflich den Arm und führte sie in ein Nebenzimmer. Er schloß die Tür hinter sich.

„Vertragen Sie es so schlecht, wieder ‚Sie' genannt zu werden, Ursula?" fragte er.

Ursula antwortete gereizt:

„Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Sie sagten mir doch klipp und klar, daß Sie auf meinen Vielliebchenvorschlag nicht eingehen könnten, weil Sie den Eltern keine Komödie vorspielen wollten."

Degenhardt zündete sich in aller Gemütsruhe eine Zigarre an:

„Ganz recht, Ursula; ich tue so etwas nicht und biete dazu nicht die Hand, wenn Sie Ihre Eltern täuschen wollen, nicht in großen und nicht in kleinen Dingen, nicht im Ernst und nicht im Scherz, nicht für zwei Stunden und nicht für zwei Minuten. Wer so vernünftige und fast zu nachsichtige Eltern hat wie Sie, Ursula, der sollte doch wahrhaftig keine Verschleierungskünste nötig haben, dächte ich."

Ursula war maßlos verwundert: „Ja, aber ich begreife nicht, Herr Direktor, Sie verdammen meinen wirklich harmlos gemeinten Vorschlag so scharf, und doch — befolgen Sie ihn. Sie tun sogar noch mehr und siezen mich selbst hier unter vier Augen."

Ganz verschmitzt lachte Degenhardt sie jetzt an: „Eben, eben, selbst unter vier Augen, Ursula, Sie scharfe Mathematikerin, nun schließen Sie doch einmal logisch weiter. Wenn ich nun den Schein, die Täuschung, verwerfe und Sie trotzdem wieder mit der Ihrem Klassenrang gebührenden Anrede nenne?"

Ungläubig sah sie zu ihm auf, bis ein helles Lachen ihm bewies, daß sie ihn diesmal verstanden hatte. Strahlend lachte sie ihn an: „Das heißt, Sie wollen aus dem Schein, den ich meinte, Wahrheit machen und uns ganz wirklich alle wieder ‚Sie' nennen, weil Sie einsehen, wie peinlich es ist."

„Nicht deshalb, sondern weil mir der Zeitpunkt geeignet erscheint, und weil, seit Doktor Lorenz fort ist, keine Klage mehr über Sie kam."

Ursula war nun plötzlich „in Stimmung", die altniederländischen Volkslieder zu singen. „Das Dankgebet für den Herrn Direktor kommt jetzt an die Reihe", rief sie Degenhardt zu. —

Sie konnte es kaum erwarten, am nächsten Morgen ihrer Klasse die verheißungsvolle, frohe Botschaft zu überbringen. —

Auch zwischen Werner Hagen und Degenhardt gab's noch ein kleines Privatissimum.

„Da ich Sie gerade hier zu fassen bekomme, möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob Sie nun endlich Ihre losen Streiche ohne die Gefolgschaft meiner Tochter machen wollen? — Ich wende mich an Ihren Vater, wenn das so weiter geht."

Hagen sah trotzig und verächtlich zum Fenster hinaus. „Mein Vater kümmert sich um solche Kleinigkeiten nicht."

„Dann werde ich es Ihrem Direktor mitteilen."

„Oktober mache ich das Einjährige, und dann geht mich der ganze Schwindel nichts mehr an."

„Was wollen Sie denn werden?"

„Bierbrauer, wie mein Vater. Aber erst will ich reisen, mir die Welt ansehen."

„Dazu gehören fremde Sprachen", schaltete der Direktor ein. „Wie steht's mit Ihrem Französisch?"

„Faul."

„Darin scheinen Sie ja auch mit Kriemhild zu sympathisieren."

„In vielem anderen auch. — Wir lassen uns auch nicht auseinanderreißen", klang es fast drohend.

„Merkwürdig," dachte Degenhardt, „daß meine Tochter sich gerade diesen Strick als

Digitized by Google

Busenfreund ausgewählt hat." Aber der Junge interessierte ihn doch.

„Auseinanderreißen will ich euch auch nicht," lenkte er ein, „der Wandervogel sorgt schon dafür, daß ihr zusammenkommt, nur beschränken muß ich euren Verkehr im Interesse eurer beiderseitigen Versetzungen."

Als er wieder in das Wohnzimmer trat, meinte Bonnhöfer lachend:

„Wissen Sie, Degenhardt, sehr viel hat man eigentlich nicht von Ihnen. Sie sind ja fortwährend mit der Jugend beschäftigt."

Degenhardt entschuldigte sich und meinte, dann müßte man ihn eben nicht mit der Jugend zusammen einladen. Seine Schülerinnen interessierten ihn immer, nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb der Schule.

Käthe und Kriemhild kamen, um gute Nacht zu wünschen.

Werner erbot sich natürlich, Kriemhild zu begleiten. — Degenhardt und seine Tochter hatten noch kein Wort gewechselt. Auf Kriemhilds hübschem Gesicht lag ein Schatten, als sie jetzt sich von der Gesellschaft verabschiedete. Der Vater sollte sich nicht einbilden, daß sie ihm sein Benehmen vergessen hatte. Den heutigen Tag trug sie ihm nach.

Sie kämpfte augenscheinlich damit, ob sie ihm überhaupt gute Nacht wünschen oder ihn nicht lieber übersehen sollte.

Um kein Aufsehen zu machen und — wie sie sich selber einredete — „aus angeborenem Takt" entschloß sie sich dafür, ihm die Hand zu reichen und formell adieu zu sagen. Degenhardt erwiderte diesen Gutenachtgruß noch kühler, als ginge sie ihn gar nichts an. Dann wurde er von Fräulein Edita in ein Gespräch gezogen.

Sie erklärte sehr offenherzig, daß sie sich fabelhaft für seine Tätigkeit, seine Art zu leben, seine Studien und seine Lektüre interessiere.

Ohne einen Blick von ihm zu lassen, meinte sie: „Sie gehören zu den Menschen, die in allem, was sie tun und denken, immer eigenartig sind, Herr Direktor. Ich habe die Empfindung, als könnte man sich, selbst wenn man jahrelang mit Ihnen zusammenlebt, nicht eine Minute in Ihrer Gegenwart langweilen."

Der Direktor verbeugte sich höflich und doch ein wenig ironisch, wie es Irmgard schien.

„Ihre gute Meinung ehrt mich tief, gnädiges Fräulein, aber Sie kennen mich wirklich zu wenig, sonst wüßten Sie, daß ich durchaus nicht den Ehrgeiz habe, ‚eigenartig' zu handeln oder zu denken. Ganz im Gegenteil, ich verachte die ewig rücksichtheischende Betonung der Eigenart, die oft nur der Deckmantel für eigenartige Untugenden ist. Meiner militärischen Erziehung verdanke ich es, daß ich nichts Höheres kenne als das für alle Menschen gleich lautende, keine Ausnahme gestattende Gebot der Pflicht. Keine andere Eigenart als die preußische; keine andere Richtschnur als Bismarck und Kant. — Und auch Punkt zwei Ihrer Behauptung muß ich leider widerlegen. Ich gehöre durchaus nicht zum Typus der ‚interessanten' Menschen und möchte das auch um alles in der Welt nicht sein. Daß man sich in meiner Gesellschaft nicht langweilen könnte, wird Ihnen Ihre Schwester Ursula abstreiten."

„Ach, die Kinder zählen doch nicht mit", meinte Edita. Ursula aber schüttelte den Lockenkopf energisch: „Man langweilt sich nicht in Ihrer Gesellschaft, Herr Direktor, — man ermüdet nur bisweilen."

Edita schlug einen gemeinsamen Ausflug für den morgigen Sonntag vor. Ihre Eltern und Ursula waren sehr entzückt von dieser Idee, und alle gemeinsam baten Degenhardt, sich ihnen anzuschließen.

Er sah fragend zu Irmgard hin.

„Ist es dir recht?"

Fräulein v. Dünow, die den ganzen Abend über wie unter einem seltsamen Druck gestanden hatte, erhob sich:

„Auf mich rechnen Sie bitte nicht. Aber du, Roderich, laß dich dadurch nicht bestimmen. Ich habe Kopfschmerzen und möchte jetzt bald nach Haus."

Edita sah mit stillem Verdruß, wie Roderich auch sofort aufsprang und ebenfalls erklärte, den Ausflug ein anderes Mal zu unternehmen, er wäre gewohnt, den Sonntag mit seiner Familie zu verleben.

Als die Gäste gegangen waren, stand Edita am offenen Fenster und schaute ihnen nach.

„Wie diese unbedeutende Irmgard den klugen Mann beherrscht," dachte sie empört, „hat sie denn nicht genug an dem Lorenz? Muß sie alle Männer behexen? Den Lorenz

Digitized by Google

gönne ich ihr, den Direktor aber nicht. Aber er konnte ja nicht blind sein, mußte doch sehen, wie himmelhoch sie, Edita Bonnhöfer, über dieser blonden, kaum erwachsenen, verwöhnten Prinzessin stand. —

Mit welcher anderen Dame der Stadt konnte Degenhardt ein tieferes, gebildetes Gespräch führen? Sie allein paßte zu diesem bedeutenden Mann.

Freilich würde er sich in manchen Dingen ändern müssen. Stundenlange Unterhaltungen mit seinen Selektanerinnen würde sie ihm nicht gestatten. Überhaupt, diese Vorliebe für junges Gemüse. Jeder Backfisch war etwas Besonderes für ihn, jede Schulmädelansicht nahm er wichtig. Das mußte aufhören, wenn sie erst seine Frau war.

Sie stockte bei diesem Gedanken; Klugheit, viel Klugheit gehörte dazu, um ihn zu einer Werbung zu veranlassen. Er war von einer direkt störenden Zurückhaltung. Aber wenn Fräulein v. Dünow erst verheiratet war, würde er wohl selbst eine Lücke in seinem Hauswesen empfinden.

Sie — „Frau Direktor" — als Herrin in dem großen Hause schalten, in gleicher gesellschaftlicher Stellung wie die Frau Gymnasialdirektor — das war ein lockendes, lohnendes Ziel." — — — — — — — — —

Es war am Abend, als Irmgard zu später Stunde in ihr Zimmer trat und einen Brief vorfand.

Sie erkannte Lorenz' Schriftzüge. Er hatte ihr längere Zeit nicht geschrieben, und sie hatte heute den ganzen Tag über ein dumpfes, quälendes Gefühl nicht los werden können.

Während des Lesens erbleichte sie. Dann ließ sie den Brief zu Boden fallen, und ein fieberhaftes Schluchzen schüttelte sie.

Sie hatte nicht gehört, daß Roderich vergeblich geklopft und, als er ihr trostloses Weinen hörte, hereingekommen war. Besorgt fragte er, was vorgefallen sei. Er selbst hatte mit der Abendpost vom Provinzialschulkollegium das Anstellungsdekret für sie bekommen und hatte ihr nun die Freude machen wollen, es ihr sofort persönlich zu überbringen.

Das Anstellungsdiplom, wie sehnlich hatte sie es erwartet — und nun in diesem Augenblick war es ihr vollständig gleichgültig.

„Ein persönliches, sehr freundliches Handschreiben des Schulrats, der dich nicht vergessen hat, Irmgard, liegt bei", sagte er, um nur irgend etwas zu sagen, was ihr wohltun sollte.

Irmgard aber brach leidenschaftlich aus: „Was kümmern mich Schulräte und Provinzialschulkollegium und Anstellungsschreiben. Antworte deinem Schulrat, es gäbe noch andere Dinge auf der Welt."

„Irmgard, Irmgard," bat er dringender, „kannst du mir nicht sagen, was Dich so grenzenlos erregt und quält?"

Da warf sie ihm mit einer wilden Bewegung Lorenz' Brief hin.

„Es sind keine Geheimnisse, und du mußt es ja doch erfahren. Bitte lies nur."

Der Direktor war an Irmgards Schreibtisch getreten, auf dem klassenweis geordnet Stöße von Heften lagen, und las, während sich zwei tiefe Falten zwischen seinen Augenbrauen bildeten:

„Liebe Irmgard. Unser Briefwechsel ist seit einiger Zeit ins Stocken geraten. In den letzten Wochen haben wir uns ausschließlich auf Ansichtspostkarten beschränkt. Ich hoffte von Tag zu Tag, daß wir uns in Berlin einmal treffen könnten, dann hätte ich Dir mündlich alles erklären können, was weit einfacher gewesen wäre. Nun muß es brieflich geschehen. — Irmgard, wir haben uns beide ineinander getäuscht, als wir an eine tiefe, dauernde Neigung glaubten. Das enge, kleinstädtische Milieu, in dem wir uns kennen lernten, war unserem Liebesroman ein günstiger Boden. Aber schon heute empfinden wir alle beide — ich kenne Dich, Irmgard! — ganz deutlich, daß es ein Irrtum war. — Ziehen wir tapfer die Konsequenzen und quälen wir uns beide nicht mit den Resten einer einst beglückenden Leidenschaft.

Ich sende, da das wohl deinen Wünschen entsprechen wird, alle Deine Briefe zurück.

Du wirst mir nicht zürnen, weil ich das frei ausgesprochen habe, was Du selbst innerlich schon lange enmpfunden hast.

Leb' wohl, Prinzessin Irmgard, hab' Dank für die Rambacher Tage und werde so glücklich, wie ich es Dir aufrichtig wünsche.

Walter Lorenz."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gessel / Roman von Arthur Babillotte

5. Fortsetzung.

Da drehte mir Gretel eine lange Nase vor das Gesicht und bewies mir, daß sie und der schöne Alex viel schlauer waren als so ein dummer, kaum aus dem Ei gekrochener Provinzler. Sie haben einfach nach Belfort depeschiert, Mademoiselle wäre auf der Reise ein kleiner Unfall zugestoßen und Madame Barbignolle möge doch noch für zwei Tage Geduld aufbringen . . .

Da hatte ich nun das schönste Rechenexempel: Was wird daraus, wenn man den Seppele Barondiot und Gretel zusammenzählt und beide durch die unbestimmte Größe Alexander Dmitrijewitsch dividiert? Ich habe es nicht lösen können, aber denken konnte ich mir, daß es eine verflucht dreibeinige Zahl werden müßte.

Gretel ist erst am anderen Morgen abgereist, und ich habe am Abend dem Russen den Generalmarsch gepfiffen, so daß er fluchend aus dem Lokal gelaufen ist und mit ein paar russischen Erzverwünschungen geschworen hat, er werde mich für diese Züchtigung schon einmal zu packen wissen.

Am nächsten Morgen erschien großartig ein Brief von Gretel, in dem sie mir schrieb, ich wäre halt doch ein kleines Schaf, weil ich keinen Spaß verstehe, und ich müsse doch wissen, was wir uns damals daheim versprochen hätten und das wolle sie halten, wenn auch zehntausend Russen sich an ihren Arm hängten. „Warum soll ich den armen Kerlen das bißchen Illusion von den Augen wischen, Seppele? Sie merken es schon von selbst früh genug, und wenn sie übermütig werden, gebe ich ihnen eins auf den Mund." Am Schluß schrieb sie mit würdiger Erhabenheit: „Im übrigen, lieber Seppele, brauchst du wirklich nicht den Aufseher über mich zu machen. Ich bin alt genug und habe eine zu gute Erziehung genossen, als daß ich vor mir selber Unehre einlegen würde."

Da spukt nun doch wieder der Monsieur Barbignolle dahinter! Aber was war weiter zu sagen? Ich bin doch wieder hineingetappt wie ein kleines Kind, das man dreimal angeführt hat, und das doch immer wieder seine großen, vertrauensseligen Augen in das erbärmliche Erlebnis richtet.

Die Arbeit hat mich über dem langsam verebbenden Wasser meiner Unzufriedenheit gehalten. Es regnete Grobheiten und Lasten genug auf mein demokratisches Haupt, und die eigene Partei sorgte mütterlich dafür, daß ich nicht einrostete.

Einer unter ihnen wurde von dem Einfall gesegnet, man möchte doch als eine immerhin führende Zeitung eine eigene Berichterstattung über die Verhandlungen im Landesausschuß einrichten, und die anderen fanden dazu, daß ich ja diese Berichte schreiben könne, solange man in Straßburg selbst keinen Korrespondenten gefunden habe. Zeit bliebe mir doch dazu. Ich habe mich erst gewehrt, dann dachte ich aber, es möchte doch für mich eine Bereicherung sein, wenn ich auch einmal nach Straßburg und in die weitere Politik hinguckte.

Ich fuhr jetzt in den Sitzungstagen mit dem D-Zug eine Stunde lang landabwärts, an Kolmar vorbei und auch an meiner Heimatstadt, und begann mich in der Hauptstadt auszubreiten. Da habe ich nun auch Lia de Linde nicht vergessen; ich hatte geradeswegs eine milde Sehnsucht nach ihr, vielleicht, weil mir von Gretel so üble Kost vorgesetzt worden war.

Sie begann gleich zu weinen, als sie mich sah, und ich mußte erkennen, daß sie schmaler geworden war und ein ganz unscheinbares Gesicht bekommen hatte. Darüber erschrak ich ordentlich.

„Was ist mit Ihnen, Lia?" fragte ich ganz zärtlich, um sie nicht zu erschrecken.

„Es geht mir ja so schlecht, Lieber", klagte sie. „In der Kneipe zu Kolmar, wo Sie mich kennen lernten, Joseph, da ging es mir auch nicht zum besten, das wissen Sie. Uns allen nicht. Aber es war ein schöneres Leben als hier; hier ist man ja nur Beute. Dort lebte man mit seiner bescheidenen Truppe und war ein Ganzes, das nicht zerbrochen werden konnte, wenn es die anderen nicht leiden wollten. Und sie mochten sein wie sie wollten, die anderen, sie hielten zusammen und ließen auf keines von

Digitized by Google

ihnen etwas Schlechtes kommen. Hier aber ist man ein einzelner, und jeder, der Geld genug hat, glaubt, er braucht nur die Hände auszustrecken und wir sind sein. . . ."

Sie sank müde in den kleinen Sessel zurück, der gleich neben dem schmalen, weißen Porzellanöfchen stand und wickelte sich frierend in einen spinnwebfeinen Spitzenschal.

„Joseph," sagte sie, und aus dieser veränderten Frauenstimme ist mir zum erstenmal die tiefe Not einer Geknechteten entgegengesprungen, „Joseph, da geht ein reicher Fabrikantensohn um mich herum, und ich mag ihn doch nicht. Aber er versucht alles, um mich zu gewinnen. In der letzten Zeit greift er sogar zu Schlechtigkeiten, verleumdet mich bei der Direktion, untergräbt mein bißchen Kunst, wo er kann. . . . Er will mich mürbe machen, wie es scheint, und dann kommt er und hält mich edelmütig an der Oberfläche. . . ."

Und plötzlich, leidenschaftlich niederbrechend, so daß ihre Knie gegen den Boden schlagen, mit gerungenen Händen vor der Brust: „Joseph, warum sind wir nicht in Kolmar geblieben, bei der kleinen Truppe, wo wir doch alles hatten, wenn wir es uns ehrlich überlegen. . . . Möchtest nicht auch du manchmal zurück? Sag' mir ein gutes Wort, Joseph, du bist der einzige, von dem ich es annehmen will, weil ich weiß, daß du kein Lügner bist wie die andern alle!"

Ich kauerte hingestreckt in meiner Ecke, mit halben Augen diese zerwühlte Frau betrachtend, die mir einmal so abschreckend vorgekommen war, die ich zeitweise gehaßt hatte, weil ich meinte, ihre Augen seien sündhaft und gierten in jedes Männergesicht hinein. Nun lag sie da und schrie um Hilfe zu mir. Und ich armer Narr war doch an meiner eigenen Hilflosigkeit erfroren und hätte selber einen nötig gehabt, der mich heraustaute.

Aus allem, was sie noch sagte (ich weiß es ja nicht mehr, weil ich so zerschüttelt war), aus allem, das weiß ich noch, stöhnte und schrie ihre unselige Liebe zu mir. Sie hatte keinen Mann beschenkt, seit ich an ihrem Leben vorbeigegangen war. Sie lebte in ihrem unheiligen Beruf wie eine Nonne, die alle Verlockungen auf sich einrasen läßt, um stärker und heiliger zu werden. Sie wurde verspottet und verlacht, weil keiner sich auf ihre Höhe denken konnte. Sie hielt aus. Und wartete, wartete nur auf mich. Ich aber kam einmal, blickte sie an, litt ihre Leiden und blieb doch, der ich bisher gewesen war.

Als diese Spannung unerträglich wurde, ließ ich mich willenlos von der Feigheit an das Gängelband nehmen und entfloh. Ich höre noch ihren entsetzten Schrei hinter mir und ihr aufbrechendes, wildes Schluchzen. Aber ich weiß nicht mehr, wie ich an diesem Tag den langweiligen Verhandlungen im Landesausschuß folgen konnte, die da so protzig, nüchtern und fast kaufmännisch kühl in das Leben traten. Ich weiß nur noch, daß ich spät in der Nacht wieder im Zug saß und die Nägel in das Holz der Coupébank schlug und mir die Lippen blutig biß. Und als wir nach Kolmar kamen, habe ich eine Faust hinübergeschüttelt und gemeint, es sei jetzt alles aus zwischen dieser Stadt und mir.

---

6. Kapitel.

Einmal besuchte mich in der Redaktion mein guter Feldwebel, der mit einem militärischen Auftrag nach Mülhausen geschickt worden war. Er schalt mich tüchtig aus, daß ich damals so klanglos und ohne besondere Rührung auf die Flucht gegangen war.

„Warum haben Sie uns nicht einmal Adieu gesagt?" warf er mir vor.

Ich sagte, er solle es ruhig beim Du lassen, das gebe gleich eine festere Verkittung, und er freute sich riesenmäßig darüber. Im ganzen sah er aber schlecht und fast heruntergekommen aus.

„Sie sind doch jetzt in Amt und Ehren," zögerte er noch dazwischen, ließ sich aber gern von diesen Würden herunterlangen.

Seine Frau sei in einen bösen Zustand geraten, erzählte er; das Herz. Sie wird manchmal von schlimmen Krämpfen gepackt, und ihr schwacher Körper kann leicht darunter zerbrechen. Der Arzt rümpft die Nase und gibt wenig Zuversicht. Der Schmerz um den gemordeten Knaben hat sie zugrunde gerichtet.

Ich mußte daran denken, wieviel Gutes ich bei diesen einfachen Menschen gefunden hatte, die mich doch gar nicht weiter kannten und mich lieb hatten, weil ich sie an ihr Kind erinnerte.

Digitized by Google

Mir wurde wehmütig zu Sinn, und ich drückte dem braven, schnauzbärtigen Menschen fest die Hand.

Dann fragte ich ihn, was denn in Kolmar sonst getrieben werde. Er meinte, es halte sich auf seiner Fläche, das kleine bißchen Leben trudle fröhlich weiter seiner Bestimmung zu.

Ob er die Familie Dufour kenne, fragte ich ihn.

Ja, die kenne er gut; der älteste Sohn habe einmal bei einem Vergnügungsabend der Unteroffiziere mitgewirkt. Das sei ein tüchtiger Musiker. Und da habe man auch die übrige Familie kennen gelernt.

Wie es ihr denn gehe.

Soweit scheine es eine glückliche Familie zu sein. Nur die jüngere Tochter ist ein wenig kränklich. Man sagt, daß sie es leicht auf der Brust hat. Das zeigt sich aber erst in jüngster Zeit, vorher ist nie geklagt worden.

Das hat mir einen neuen Schlag versetzt. Ich habe dann einen Brief an Carry schreiben wollen; aber weil ich endlich fürchtete, es möchte sie übel erschrecken, richtete ich mich gegen ihren Bruder Theophil, der mir denn auch kundgab, nachdem er mich ebenso tüchtig wie der Feldwebel wegen meiner Flucht an den Ohren gezerrt hatte, es ginge alles gut bei ihnen; Carry müsse sich ein wenig schonen, es sei aber nicht bedeutend, und im übrigen wäre sie die alte geblieben. Das beruhigte mich auf der einen Seite, brachte aber auf der anderen ein blechernes Glöckchen zum Klingen, das mir immerfort in die Ohren bimmelte, es sei also bei ihr doch wohl keine richtige Liebe zu mir gewesen. . . . . Dann schalt ich mich wieder und gab mir die häßlichsten Namen, weil ich immer wieder von Gretel abfiel und anderen zulächelte. Endlich wirst du wohl gar das arme Mädchen am Weg liegen lassen, du miserabler Tropf! schalt ich mich. Obzwar ja manches zur Erscheinung gekommen ist, was die Schmerzlichkeit einer solchen Untreue von meiner Person aus dämmerig machte. . . . Sie hat dich ja verhöhnt, wer weiß, wie sie in ihrem Belfort mit den jungen Männern umgeht, suchte ich gegen mich anzumarschieren, hatte aber nicht viel Glück damit, denn Seppele Barondiot war immer noch der weltfremde Landstraßengänger, der er von jeher gewesen.

So verging mir die Zeit langsam und verbittert genug in dauernder Mißlaune und wüstem Hin- und Herfahren. Ich konnte zu keiner Beruhigung kommen, und auch die neue Tätigkeit erwies sich als ein schlechtes Heftpflaster. Ich sehnte mich schon wieder fort. Ich mußte die Landstraße hingehen, durch einen hohen Sommertag, und mußte mein Herz auf den Händen vor mir hertragen für jeden, der es haben wollte. Aber wenn ich lang in einem Sessel sitzen sollte, das bekam mir nicht. Und hier in dieser Stadt mit den selbstsüchtigen, zugespitzten Menschen, mit diesen haßvollen Chauvinisten, die nach Frankreich zetern, diesen in ihren Kastengeist eingemauerten Fabrikanten und Rentiers, mit ihren heißköpfigen und kühlherzigen Politikern, ob sie nun klerikal oder liberal oder demokratisch sind, in dieser unruhigen und zersplitterten Stadt hatte ich keinen Boden unter den Füßen und keinen Menschen, der sich mit mir freuen oder mit mir traurig sein konnte. Hier waren sie rauher und widerhaariger als bei uns im Mittelland und ließen keinen zu sich hinein, bei dem sie ein eigenwilliges Andersſein witterten. Ich schob also meine Blicke schon wieder über die Mauern hinaus und besah mir mit einer erwartenden Wollust das weite Land, das da im freudig erstandenen Frühling schwoll.

Ich lebte wie ein Einsiedler und zehrte von den schmerzhaft süßen Gedanken an die seltsame und, wie mir schien, unirdisch gezeichnete Liebe zu guten und hoffenden Mädchen. Dabei stand Gretel immer zuerst da, die anderen waren bleicher und verschwommener.

Gretel schrieb nicht viel; aber in allem, was sie schrieb, zitterte eine verhalten drängende Lust, über mich hinauszuwachsen, den kleinen Buben, mit dem man sich wütend gebalgt, dem man seine Soldaten aufgestellt, den man in seine Puppengeheimnisse eingeweiht hatte, und der nun so bauernhaft zäh an einem hing, diesen kleinen Buben lustig wie eine bunte Fahne in allen Winden des Lebens flattern zu lassen. Ich wehrte mich dagegen und bekam manchmal schlimme Gedanken und wollte das Mädchen zwingen.

Es machte mich von Tag zu Tag unruhiger, und als ich es nicht mehr ertragen konnte, setzte ich mich in den Zug und fuhr nach Bel-

Digitized by Google

fort. Der Tag war von einer bukolischen Sanftmut. Frankreich atmete ruhig und wohlig erschlafft unter der goldenen Maiwärme. In den Grand Bois zwischen Petit-Croix und Chèvremont gaben die Vögel ein Massenkonzert, das nicht durch unzeitiges Klatschen vernüchtert wurde. Die Bächlein wuselten wanderlustig durch die Wiesen, und auf den Landstraßen war ein lebhafter Vorwärtsdrang von allerlei Karren und Vehikeln.

Man sagte mir, daß das Haus des Schriftstellers Maurice Barbignolle vor der Stadt liege, nach Danjoutin zu. Ich reckte die Arme und tat einen kleinen Schrei, weil ich wieder einmal auf einer fremden Landstraße wandern durfte; mir war, als müßten jeden Augenblick die beiden frechen, unbekümmerten Wanderburschen hinter einem Baum hervorkommen, hinter mir her, und einer müßte die Hände über meine Augen legen und unbändig lachend fragen, wer er wohl sei. Als ich gar ein Wirtshaus an der Straße traf, in dem eine kleine, kokette Wirtin tänzelte, da war ich wieder der dumme, glückliche Ausreißer, der in den ersten besten Gasthof hineinfällt und die hübsche, junge Wirtin angeht, ob sie denn schon einen Liebsten habe. . . .

Alles war von mir abgefallen, ich war nur ein lustiger Mensch, der hinter seinem Versprechen her der Geliebten nachwandert, die in die Fremde gezogen ist.

Es gab nur eine: Sie hieß Gretel!

Es gab nur ein Singen, in den Wäldern, auf allen Straßen und aus den rauhen Kehlen fröhlicher Arbeiter, und es hieß: Gretel!

Es war da nur eine blaue Luft und ein goldiges Glänzen und Flirren darin, und die ganze Herrlichkeit hieß: Gretel!

Jetzt hat sie wohl eine luftige, weiße Bluse an und einen hübschen Gürtel über den Hüften, und wenn sie geht, wippt der Rock schmeichlerisch über ihren kleinen Schühlein; vielleicht sitzt sie auch in dem wunderleichten Kahn und läßt sich über den kleinen See gleiten, und die Kinder sitzen ihr gegenüber, halten sich mit ihren zierlichen Händchen am Bootsrand fest, daß sie nicht hinausfallen, und horchen gut, was Gretel ihnen erzählt. Von alten, lieben Großmüttern und bösen Wölfen und von der schönsten Königin, die Schneewittchen ermorden lassen will, weil sie ihre aufkeimende Schönheit fürchtet. . . . Ja, das ist so, ihr Lüfte, ihr Matten, ihr weitgestreckten Straßen und Wege: Gretel muß den lieben, niedlichen Kleinen unsere deutschen Märchen erzählen, unsere lieben, versonnenen Märchen, die alle Kinderaugen strahlen und alle Kinderwangen glühen machen.

Der Park des Monsieur Barbignolle zeigte sich rechts am Weg hinter einem hohen, eisernen Gitter, an dem zwei große Bernhardinerhunde zähnefletschend entlang strichen. Sie hielten ihre roten Augen gegen mich und ruckten mit den Köpfen an, als wären sie kleine Stiere, und ich sollte von ihnen aufgespießt werden. Ich zog am Klingelgriff und sah gleich einen großen, schlanken Herrn in einem Samtjakett auf mich zukommen; er rauchte eine kurze, englische Pfeife und machte ein sauertöpfisches Gesicht. Er fragte, was ich wolle und hielt dabei die Pfeife zwischen den vier Fingern und dem Daumenballen. Ich sagte es ihm.

„Ah, ein Jugendfreund von Mademoiselle Marguerite sind Sie", gab er zurück, und seine Miene wurde sommerlicher dabei. „Das ist sehr hübsch. Leider muß ich Ihnen aber mitteilen, Monsieur, daß Sie Mademoiselle Marguerite heute nicht sprechen können. Sie hat ihren freien Tag und ist mit Monsieur Marcel auf einer Landpartie. Man ist mit dem offenen Wagen gefahren und wird vor zehn Uhr abends nicht zurück sein."

Sack voll Mehl! fluchte ich da in mich hinein. Meinetwegen nicht vor morgen früh um sechs Uhr! Sie sollen überhaupt beim Teufel bleiben! Ich habe mich ja dann wieder abgekühlt, aber die Wälder und die Straßen und die frohen Arbeiter sangen nicht mehr; der ganze blaue Himmel war verschleiert und die Sonne griesgrämig bleich. In dem kleinen Wirtshaus an der Straße habe ich mir an französischem Rotwein einen schweren, vergesserischen Kopf getrunken und viel mit der koketten Wirtin getändelt. Dann bin ich heimgefahren, in einem tiefen Schlaf, daß mich der Schaffner in Mülhausen herauszerren und auf den Weg bringen mußte. Schlafend bin ich in mein nüchternes Zimmer gekommen und habe die Nachricht, meine Mutter sei dagewesen, zornig von mir abgeschüttelt, um weiterschlafen zu können.

Digitized by Google

Mein erster Gedanke, als ich am anderen Morgen mit einem sausenden Kopf erwachte, war: Jetzt mußt du an Carry schreiben, alles, alles, und von ihr Hilfe holen, daß die wankenden Mauern deines Zustandes noch rechtzeitig, bevor sie den letzten schwachen Halt verloren haben, gestützt werden können. Ich hatte ja sonst niemand. . . . Meine Mutter?

Ich bin lange in dem engen Stübchen auf und ab gegangen und habe überlegt, und bin endlich dahinter geraten, daß es besser sei, wenn ich bei meiner Mutter anklopfte. Bei ihr hatte es keine Gefahr, und ihr brauchte ich wenigstens keinen Schuldschein auszustellen, wie ich es doch schon aus Selbstachtung bei Carry hätte halten müssen.

Weil an dem Tag gerade der Landesausschuß seine Sitzung hatte, traf es sich gut. Auf der Rückfahrt stieg ich daheim aus und lief zu meiner Mutter, wie ein Kind, das draußen Prügel bekommen hat und meint, die Mutter könne alle Händel der Welt schlichten und alle Untaten fürchterlich bestrafen.

Meine Mutter freute sich aber nicht besonders, als ich über sie hergeschneit kam. Sie war verstimmt, weil sie die Reise nach Mülhausen umsonst hinter sich gebracht hatte.

„Ich hätte dir ja geschrieben," sagte sie unzufrieden, „aber ich habe doch gemeint, man trifft dich auch so an, weil du doch dort deine Arbeit hast. Du weißt ja auch, daß ich das Geld nicht übrig habe, und in meinem Alter macht man auch nicht gern so eine weite Fahrt umsonst. . . ."

Ich hatte meine Mühe, sie zu besänftigen, und darüber war mein hitziger Mut, sie in meinen Liebesirrgarten zu führen, sanfter und fast klein geworden. Aber weil ich doch einmal da war, sollte es auch nicht ganz für den Schneider sein, und ich fing denn an. So und so, und schon in Mülhausen habe mir Gretel nicht gefallen, weil sie so mit den Augen herumgewirtschaftet habe und so lange nicht fortgereist sei, obwohl doch ihre Herrschaft gewiß auf sie wartete; und auch die Prahlerei mit den dicken, goldenen Ringen und der breiten, auffallenden Gürtelschnalle, dieses Schöntun mit langstieligen Lorgnetten könne mir nicht sonderlich behagen. Überhaupt . . . .

Hier unterbrach mich meine Mutter und bekam Tränen in die Augen. „Aber um Gottes willen, Seppele!" sagte sie scheu und mit einer ganz fremden Stimme. „Was ist denn das nur? Ihr seid doch von klein auf beisammen gewesen, und es hat doch immer als etwas Selbstverständliches gegolten, daß ihr zwei einmal Mann und Frau werdet . . . Jetzt kommst du da mit solchen gesuchten Kleinigkeiten. Laß doch dem Mädchen ihre Freude, sie hat doch weiter auch nichts, und sie ist jung, und alle jungen Mädchen sind so. Da ist doch nichts Böses dahinter . . ."

Ich fiel in ein bedeutsames Erstaunen. Wenn ich meine Mutter früher in diesen Dingen gehört hatte, war stets die Rede gegangen, ein junges Mädchen müsse sich demütig und bescheiden über die Straße bewegen, und ihre Augen seien zu kostbar, als daß sie sie an alle verschwenden dürfe. Es sei ein Elend, wie gefallsüchtig und verschwenderisch die heutigen jungen Mädchen einherkämen, und wenn sie eine Tochter hätte, möchte es mit der wohl anders bestellt sein, sonst würde sie ihr mit eigenen Händen den törichten Staat vom Leibe reißen.

Ich sagte ihr das jetzt auch. Da wich sie aber aus und brachte vor, sie habe Gretel ja selber gesehen, als sie zum Begräbnis meines Vaters zu spät gekommen sei, und da müsse sie doch sagen, daß Gretel nicht im geringsten auf Extravaganzen zu ertappen sei; sie sei wohl geschmackvoll und schick gekleidet, aber es wirke durchaus nicht lächerlich . . .

Ich sah da gut, daß nicht viel anzufangen war, weil meine Mutter aus der Angst herausprach, es möchte zwischen Gretel und mir ein Ende haben.

Sie lief auch gleich zu Gretels Eltern hinüber und klagte der Freundin die neue Not. Dann sind sie beide über mich hergestürmt, und meine Ohren haben nicht schlecht geklungen. Aber ich habe immer wieder nur gesagt, daß ich mich nicht an ein Mädchen binden könne, die sich mit anderen abgebe.

Darüber ist ihre Mutter endlich zornig geworden, hat wütend geweint und immerfort gerufen: „Meine Tochter ist ein braves Mädchen, daß du es nur weißt, Joseph! Ich lasse nichts,

Digitized by Google

auf meine Tochter kommen. Du bist ein ganz schlechter Mensch, daß du so etwas aufbringst!"

Und meine Mutter gab ihr recht, so lange, bis mir bei dem Getrubel die Galle schwoll, weil ich doch gut fühlte, daß sie sich gegen mich verschworen hatten und Gretel auch weiß waschen würden, wenn sie die Schlimmste unter der Sonne wäre. Ich fuhr also in eine kläffende Unart hinein und trommelte ihnen auf dem gespannten Fell meiner schmerzlichen Verzagtheit die Meinung. Dann bin ich davongelaufen und mit dem nächsten Zug nach Mülhausen gefahren.

An Gretel schrieb ich noch an dem Abend kurz und derb, ich wolle nichts mehr von ihr wissen, und sie solle sich einen Dümmeren als mich suchen. Vom nächsten Tage an vergrub ich mich in die Arbeit, unter der ich nun hockte wie ein Maulwurf unter seinem Hügelchen, ohne etwas von der Sonne draußen und der Buntheit des Lebens zu sehen. Ich schrieb kantige Leitartikel, fing mit den anderen Zeitungen der Stadt Streit an und bekam den Parteihauptmann über den Kopf. Er sagte mir bündig heraus, wenn ich es so weitertreibe und überhaupt noch einmal etwas in Druck gebe, bevor er es gesehen habe, wie es zwischen uns festgesetzt sei, so könne ich ohne weiteres die Tür von draußen zumachen.

„Das ist mir ganz gleichgültig," sagte ich grob, „meinetwegen kann mir die ganze Partei . . ."

Er verließ mich höchst aufgebracht, und ich fühlte, daß es nun hier bald ein Ende haben müßte. Es war mir auch gar nicht unrecht, denn hier war mir ja alles verleidet. Am liebsten wollte ich ganz aus der Heimat fort. Es war nicht geworden, wie ich es geträumt hatte: ein warmes Wirken zusammen mit lieben Freunden, mit einer fröhlichen Aussicht auf ein gutes, treues Miteinanderleben in einem behaglichen Ehehäuschen; die Elsässer hatten sich von mir zurückgehalten, vielleicht, weil ich ihnen nicht genug entgegenkam, vielleicht auch, weil sie es nicht leiden konnten, daß ich lieber Hochdeutsch sprach als den zerklüfteten, felsblockharten Dialekt, vielleicht... Ich weiß es nicht. Aber es war alles anders zur Erscheinung gekommen, und wenn ich jetzt manchmal darüber nachdachte, lief ich Gefahr, meinem Vater recht zu geben, und auch meiner Mutter, die ja dasselbe gewollt hatte: ich hätte Beamter werden sollen, mit einer genau abgezirkelten Karriere, an der kein Mensch etwas ändern konnte, die mir aber als sichere Belohnung bevorstand, wenn ich mich gut hielt.

Als wir immer mehr auseinandergerieten, der Rechtsanwalt und ich, und weil die Partei keine Ruhe gab, meldete ich mich gegen den Oktober hin zum Militär. Gleich in Mülhausen, denn es war mir gleichgültig, wo sie mich hinsteckten. Ich wurde zur Untersuchung vorgerufen und freute mich schon, daß jetzt wenigstens ein Jahr nahe war, in dem ich nicht selber über mich zu verfügen hatte, sondern achselzuckend sagen konnte: es tut mir leid, aber ich bin für nichts verantwortlich.

Der Stabsarzt war ein großer Mann mit einem langen, gelben Gesicht, das mich über den schiefsitzenden Klemmer hinweg mit spöttischem Zweifel betrachtete. Ich fühlte heraus, daß hinter dieser breiten Stirn, die zu beiden Seiten über die Augen hinausragte, ein feindlicher Plan gegen mich im Marsch war, daß dieses Gehirn, das ich nicht kannte, Palisadenwände zwischen dem deutschen Heer und mir errichtete. Mich faßte eine ungeheure Verwirrung, weil mir nun dieses Jahr verloren gehen sollte; ich wußte ja, daß ich vor einer Leere stand, die ich aus Armut niemals würde ausfüllen können. Als er meinen Brustumfang messen wollte, atmete ich so heftig, daß mir fast die Lungen zerrissen. Er schüttelte aber den Kopf und kam mit seinem Hörrohr auf mein Herz zu. Jetzt mußte ich wieder lachen, weil ich sonst allen Menschen mein Herz auf der Hand entgegentragen wollte, und diesem da konnte ich's nicht entgegentragen . . . Er sagte eine Zahl zu seinem Schreiber, und zu mir: „Es ist gut, ziehen Sie sich wieder an!"

Ich bin nie geduckter und frierender in meine Kleider gekrochen. Aber ich wußte immer noch nicht genau, wie es ausgegangen war, und drehte mir also noch schnell ein dünnes Fädlein, an dem ich mich über dem Abgrund halten konnte.

Wir gingen beide hinaus, über den mächtigen Kasernenhof, der Gefreite, der mich geführt hatte, und ich. Die Soldaten standen in kleinen Reihen, hier zwei Reihen, die Knie-

Digitized by Google

beuge übten, dort zwei, die „Präsentiert das Gewehr!“ lernten, ein paar mußten über ein Seil springen, andere wieder kletterten wie geprügelte Affen an einer steilen, glatten Holzwand hinauf. Auf einer in den Sand getrampelten, runden Reitbahn ließ ein Offizier seinen Braunen gemächlich hintänzeln.

„Was ist denn jetzt?“ fragte ich im Gehen den Gefreiten.

Er lächelte gutmütig und sagte, ich wäre doch jedenfalls nicht bös darüber, daß sie mich nicht brauchen könnten.

„Doch!“ sagte ich wütend. „Ich will doch zu euch kommen!“

Da blieb er stehen und sperrte den Mund auf, denn so ein närrisches Menschenstück war ihm wahrscheinlich noch nie vor die Augen gestellt worden. „Kerl,“ sagte er endlich, ganz so, als ob ich schon zu seinen Rekruten gehörte, „ist er denn ganz verrückt geworden?!“

„Nein,“ sagte ich, „Herr Gefreiter, aber ich will doch Soldat sein, und dafür ist die erste Bedingung, daß sie mich nehmen. . .“

Jetzt lachte er, daß der ganze Kasernenhof zu ihm herguckte, und ich fragte ihn, ob er Zeit habe, wir könnten doch einen Frühschoppen zusammen nehmen.

In der Kantine setzte ich ihm dann alles, was mich bewegte, vor die Blicke. Der gute Mensch mag wenig genug von den außenseiterischen Wünschen und Erwägungen des Seppele Barondiot verstanden haben; er trank aber behaglich sein Bier und rauchte meine Zigarren und meinte, es gebe sich alles im Leben, und einem so hübschen und netten Kerl wie mir könne es nicht fehlen.

Dann bin ich gegangen, und das Tor der Kaserne ist für ewige Zeiten hinter mir ins Schloß gefallen, obwohl es ganz weit offen stand, als ich mich noch einmal umdrehte.

Wenige Tage später kam ein Brief von Gretel. Ich wunderte mich, daß es so lange gedauert hatte, wenn sie schon schreiben wollte, und ging mit keiner besonderen Andacht an das Lesen. Aber was sollte man da nun wieder denken und sagen. Das Mädchen weinte viel in dem Brief. Ich täte ihr so schrecklich weh mit meinen ungerechten Vorwürfen, und sie könne sich doch in ihrer Stellung und in ihrem Alter nicht einmauern, und wenn ein junges Mädchen einmal mit einem Herrn freundlich spreche oder eine Landpartie mit ihm unternehme, so sei das doch kein Verbrechen. „Denn wir sind doch Menschen, lieber Joseph, und wir sind doch nicht auf der Welt, daß eins am anderen vorübergehen soll. Und es gibt doch nichts Schöneres als Fröhlichkeit und harmlose Scherze. Die Sonne scheint so warm, trotzdem es im Oktober ist, und meine Herrschaft ist so gut, die Kinder lieben mich fast mehr als ihre Mama, da muß einem doch das Herz übergehen, und man muß singen und mit allen Menschen gut Freund sein, ihnen die Hand drücken und ihren Augen zulachen. Verstehst Du denn das nicht, lieber Joseph? Du, der Du doch immer solch ein guter, lieber Bursche warst? Ach, wie gut weiß ich noch, wenn Du allen Menschen Deine hübschen Einfälle und Deine herzlichen Wünsche gabst. Und jetzt bist Du ganz anders, kalt, herrisch und despotisch. Weil ich schöne Sachen trage, bist Du mir bös? Aber, Lieber, soll ich besser im Flanellunterrock und mit wollenen Strümpfen an den Beinen herumlaufen und eine Bluse aus getüpfeltem Kattun anziehen, so eine, die viel zu weit ist und wie ein Sack um mich herumhängt?“

Da mußte ich ja nun lachen, und überhaupt merkte ich gut, daß dieses Teufelsmädchen mich wieder glatt in die Hand bekam, und daß so, wie sie es beschrieb, mein ganzer Zorn eine Tölpelei und Kinderunart gewesen war. Da bekam ich Angst vor ihr und vor mir selber und nahm kopflos einen Entschluß, den ich an mich festschmiedete, damit ich nicht wieder von ihm loskommen konnte.

Dabei half mir die Spannung, die zwischen der Partei und mir immer weiter gedehnt wurde.

Eines Tages kam der Rechtsanwalt zu mir auf die Redaktion, gerade, als ich mir den Mantel anzog, um nach Straßburg zu fahren. Er behielt den Hut auf dem Kopf, das halten die Elsässer manchmal so, denn sie lügen auch äußerlich nicht gern über ihre Gesinnungen hinweg, und lief, klein und verwachsen, wie er war, einem wütenden Kobold ähnlich, an dem Regal mit den gesammelten Zeitungsjahrgängen auf und ab.

„Wo wollt Ihr hin?!“ blies er mich an.

Digitized by Google

„Nach Straßburg, in den Landesausschuß", gab ich knapp genug zurück.

Er nickte höhnisch und holte sich eine Zigarette in den Mund.

Ich sagte ungeduldig: „Ich habe auch gar keine Zeit mehr, der Zug fährt in zehn Minuten."

„Laßt ihn nur fahren", versetzte er noch höhnischer. „Der fährt auch ohne Euch."

Ich sah ihn dumm an. Das witterte ich wohl, daß er zum Sprung ansetzen wollte und daß der Sprung auf mich zu geschehen würde, aber ich konnte mir nicht gleich denken, was es werden sollte.

„Laßt ihn nur fahren", wiederholte er, gerade vor mir stehenbleibend. Dann lief er wieder.

Das trieb mich in einen unlustigen Widerspruchsgeist, so daß ich die Türklinke in die Hand nahm, meinen Hut auf den Kopf stülpte und Adieu sagte. Er schoß aber auf mich zu und hielt mich am Rockknopf fest und schrie heraus: „Ja, geht nur, und kommt nimmer wieder! Das habe ich Euch sagen wollen! Wir können hier keine Menschen brauchen, die unsere Partei in Verruf bringen . . ."

„Weil ich mir meine Meinung nicht von Euch totschlagen lassen will", sagte ich gemächlich, denn ich fühlte mich auf einmal ganz ruhig und befriedigt.

„Dummheiten!" schrie er mich wieder an. „Wenn man einer Partei angehört, so muß man sich dem Gesamtwillen fügen, aber das könnt Ihr nicht, nom de dieu!"

Ich sagte lächelnd: „Ich habe immer geglaubt, daß Eure Partei für die Freiheit kämpft, aber da bin ich falsch gefahren."

Jetzt lachte er ganz niederträchtig. „So geht doch in eine andere Partei und seht zu, ob Ihr da Eure Sprünge machen könnt, wie Ihr wollt! Disziplin muß sein, Ihr junger Mensch, Ihr!"

„Ja", sagte ich trocken, „darum habe ich auch zu den Soldaten gehen wollen." Obwohl ich damit ja meineidig schwindelte, denn es hatte eine andere Herkunft gehabt.

Ich war also Hals über Kopf draußen und wollte mich auch gar nicht dagegen wehren, denn sie hatten ja das Recht dazu, und ich war eben der unfolgsame Brausekopf gewesen. Aber ich hatte jetzt die ganze Politik schwer im Magen und wollte nichts mehr davon hören. Der Doktor König in Kolmar hatte schon recht gehabt, daß die Politik zwar den Charakter verderbe, das Philosophentum im Menschen aber fördere. Nur habe ich einen andersgerichteten Nutzen daraus gezogen.

Ich packte mein Bündel und verließ die Stadt, die ich nur als ein Gewirr unsauberer Straßen und kalter Menschenschicksale in der Erinnerung trage.

Meine Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ich schiffbrüchig in ihrem kleinen, bescheidenen Leben landete.

„Ich habe es mir doch immer gedacht," sagte sie, „daß aus dir nichts wird, Seppele. Wenn du uns doch gefolgt hättest! Jetzt wärst du schon ein gutes Stück weiter, und dann hättest du dein sicheres Brot. Jetzt sitzt du da und kannst nicht einmal an unsere Zeitung gehen, denn der Verleger hat derweilen einen anderen eingestellt . . ."

Dann schöpfte sie aber wieder Hoffnung: Ich könnte doch einmal mit ihm reden, daß er mich vielleicht nähme, denn so viel sie wisse, sei er mit dem jetzigen nicht recht zufrieden . . . Ich war aber hochgemut und herzlos und sagte, daran sei nicht zu denken, einfach, weil ich mich gar nicht wieder auf so einen verfluchten Drehstuhl setzen und mich von jedem Parteimitglied, ob es nun ein Krämer oder ein Kaminfeger oder auch ein Fabrikant sei, an der Schnur ziehen lassen wolle. Und ich wolle mich schon allein auf den Beinen halten; meine Gedichte und auch ein paar Novellen seien von angesehenen Zeitschriften angenommen und gedruckt worden, und das brächte immer ein Stücklein Geld herein, und das solle wohl vermehrt werden, denn es lauere bei mir eine große Novelle und auch ein Roman, wenn Gott mir das Leben lasse. Zu allen diesen schönen Dingen aber, daß sie richtig zur Welt kommen und kein angemaltes Gesicht zeigen, müsse ich erst einmal die Nase in die Welt hinausstecken, daß mir ein größerer Sturm um die Ohren blase, als er hier in unserem kleinen Ländchen möglich sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Gedenken

Da ist die Bank, auf welcher ich gesessen
Dereinst mit dir. Ich denk's und seufze auf
In bitt'rem Schmerz. Wie öd' der Tage Lauf,
Seit du dahin! Genossen nichts und nichts vergessen!

Enttäuschung nur aus allem, was da leibt
Und aus den Träumen, die wir nächtlich leiden —
Und alles, alles, was mir übrigbleibt:
Dir nicht dein Glück, o Tote, zu beneiden!

Paul Kurnad.

Im Pfarrhause / Skizze von R. Böhme

Es war an einem Nachmittag des Sonnabends vor Pfingsten, als der Pfarrer Regener in seiner Studierstube saß und über die Predigt nachdachte, die er morgen, am ersten Pfingstfeiertage, in der kleinen Dorfkirche seinen andächtigen Zuhörern halten wollte.

Nun stand er auf und schaute durchs Fenster. Da erblickte er einen Mann, der ungefähr hundert Meter vom Pfarrhause entfernt stand und sich nach allen Seiten wie scheu umsah.

Pfingsten fiel in diesem Jahre etwas spät, und die Sonne meinte es schon recht gut. Der Mann hatte seinen grauen Filzhut abgenommen und hielt ihn in der Hand. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein und sah aus, als ob er eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Seine Kleidung war ziemlich schäbig, und er mochte sich schon lange Zeit auf der Landstraße herumgetrieben haben. Der Eindruck, den er auf den Beobachter machte, war durchaus kein vertrauenerweckender.

Nachdem der Pfarrer den Mann einige Minuten beobachtet hatte, trat er von dem Fenster zurück und ging auf die Dorfstraße.

Vielleicht bedurfte der Fremde seiner Hilfe.

Pfarrer Regener gehörte zu denjenigen Christen, die die Worte Christi: „Brich den Hungrigen dein Brot und die so im Elend sind, führe ins Haus" nicht nur auf der Zunge hatten, sondern sie auch in die Tat umzusetzen pflegten, und noch nie war ein Notleidender ohne Hilfe aus dem Pfarrhause gegangen.

Als der Mann den Pfarrer auf sich zukommen sah, zuckte er zusammen, und es war, als ob er fliehen wollte. Aber sei es nun, daß seine Füße ihn nicht weitertragen konnten, oder sei es aus Trotz, er blieb stehen, setzte seinen Hut auf und erwartete so die Ankunft des Pfarrers.

„Guten Tag, lieber Freund", redete ihn dieser an.

Nun erschrak der Mann doch, als die Stimme des Pfarrers in sein Ohr klang. Aber er faßte sich schnell.

„Was wollen Sie von mir?" fragte er rauh.

Der Pfarrer lächelte sanft.

„Ich will nichts von Ihnen, aber vielleicht wollen Sie etwas von mir, lieber Freund."

„Gar nichts will ich von Ihnen. Lassen Sie mich ungeschoren. Verstehen Sie mich! Sie wollen mir wohl die Polizei auf den Hals hetzen? Sie!"

„Haben Sie denn die Polizei zu fürchten?" fragte ruhig der Pfarrer, der sich durch die herausfordernden Worte des Mannes nicht abschrecken ließ.

„Unsinn! Ich fürchte mich nicht. Wer sagt das? Die Polizei hat mir gar nichts zu befehlen. Verstehen Sie!"

Er wandte sich um und ging einige Schritte nach dem Dorfe zu.

„Der hat sicher etwas auf dem Kerbholze, sonst würde er die Polizei nicht erwähnt haben", murmelte der Pfarrer vor sich hin, indem er dem Manne nachsah.

Dieser hatte sich ungefähr hundert Schritte entfernt, als er zu taumeln anfing. Er mußte stehenbleiben und sich an einen Baum festhalten, um nicht umzufallen. In wenigen Sekunden war der Pfarrer bei ihm.

„Sie scheinen erschöpft zu sein und können nicht weiter, lieber Freund. Nicht wahr?"

„Die Hitze — der Durst —"

Der Fremde holte sich eine Flasche aus seiner Tasche und hielt sie sich vor die Augen.

„Verdammt", murmelte er, als er sah, daß die Flasche leer war.

Digitized by Google

„Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zu trinken geben."

Der Mann zögerte und blickte den Pfarrer mißtrauisch an. Die scharfen Augen, die zwar milde, aber doch forschend auf ihn blickten, waren ihm unbequem.

„Bis zum Gasthof ist es noch weit", fuhr der Pfarrer fort. „Wie Sie sehen, liegt die Pfarre weit von den Häusern entfernt, und das Wirtshaus befindet sich am anderen Ende des Dorfes."

Der Fremde nickte. „Ja, ich weiß." Dann hielt er sofort inne, als ob er schon zu viel gesagt hätte. Er nahm den Hut vom Kopfe und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Sie haben den Heißhunger, Mann, und werden auf der Straße liegenbleiben, wenn Sie nicht essen und trinken", redete der Pfarrer freundlich auf ihn ein. „Fassen Sie meinen Arm, ich werde Sie führen."

Noch immer zögerte der Mann. Aber er sah ein, daß er nicht weiter konnte und ergriff den Arm des Pfarrers. Dieser führte ihn in sein Studierzimmer, wo er ihn in einen Lehnstuhl sich setzen ließ. Dann schenkte er ein Glas verdünnten Wein ein und hielt es ihm hin.

Gierig griff der Fremde nach dem Glase und trank es mit durstigen Zügen leer.

Nun holte der Pfarrer ein halbes Brot aus der Küche und legte es nebst einem Stück Butter und einem Kuhkäse auf den Tisch vor seinen unfreiwilligen Gast.

„Essen Sie, lieber Freund", sagte er. Mehr kann ich Ihnen nicht geben. Meine Leute sind auf dem Felde und ich bin allein im Hause."

Der Mann ließ sich nicht nötigen. Hastig griff er zu und verschlang einen Bissen nach dem anderen.

Während er aß, konnte ihn der Pfarrer ungestört betrachten. Es war eine lange, knochige Gestalt. Dünne, fahlblonde Haare bedeckten notdürftig den Kopf. In den kleinen, stechenden Augen lag etwas von dem Ausdruck, den das Auge der Katze zeigt, wenn sie sich auf die ahnungslose Maus stürzen will.

Der Pfarrer sagte sich, daß er diesem Mann nicht allein im Walde oder auf einem einsamen Pfade begegnen möchte. Doch er wollte keine Furcht zeigen. Vielleicht konnte er da noch helfen. Eine Seele retten.

Sein eigenes Leben stand in Gottes Hand.

Er setzte sich ihm gegenüber und schaute ihn ruhig an. Hier in diesem kleinen Raume wohnte der Friede Gottes.

Nach und nach aß der Fremde mit mehr Ruhe. Der erste Hunger war gestillt. Ab und zu nahm er einen Schluck aus dem Glase, das ihm sein freundlicher Gastgeber wieder gefüllt hatte. Er mochte wohl schon lange nichts Ordentliches gegessen haben.

Nun war er fertig. Er fühlte sich wohler und behaglicher. Man konnte es an seinen Bewegungen sehen. Er reckte sich und legte sich in den Lehnstuhl zurück. Es schien, als ob er die Anwesenheit des Pfarrers vergessen hätte und als ob seine Gedanken ganz wo anders weilten.

Der Pfarrer störte ihn nicht und beobachtete stumm die Gesichtszüge, die oft einen verschiedenen Ausdruck annahmen. Plötzlich wie zufällig sah der Mann auf. Als er die Blicke des Pfarrers auf sich gerichtet bemerkte, ging ein heftiges Erschrecken über seine Züge, und ein Beben durchzuckte seinen Körper. Die Gegenwart, die er auf kurze Zeit vergessen, trat wieder grell vor ihn. Er erinnerte sich, wo er war. Hastig sprang er auf und sagte mit heiserer Stimme:

„Ich muß fort und ich — ich danke Ihnen."

Es fiel ihm unsagbar schwer, einen Dank auszusprechen.

„Es ist gern geschehen, lieber Freund", entgenete der Pfarrer. „Aber bleiben Sie doch noch bei mir. Wir wollen gemütlich zusammen plaudern. Vielleicht kann ich etwas für Sie tun."

„Nein, nein, ich muß fort."

„Sie sind noch zu matt. Bleiben Sie noch. Auch wird es bald anfangen zu regnen. Sehen Sie nur, wie schwarze Wolken den Himmel bedecken."

Und als ob der Himmel selber diese Worte bestätigen wollte, erhellte ein greller Blitz das Zimmer, und gleich darauf machte ein Donnerschlag das ganze Haus erzittern. Der Himmel wurde immer dunkler, unaufhörlich zuckten die Blitze, und der Regen goß in Strömen hernieder.

„Nun müssen Sie schon noch bei mir bleiben. Denn wenn Sie nur zwei Schritte in diesem Wetter gegangen sind, sind Sie durchnäßt bis auf die Haut", redete der Pfarrer gutmütig auf den Fremden ein.

Nur ungern fügte sich dieser der Notwendigkeit. Er ließ sich wieder in den Stuhl fallen und starrte schweigend durch das Fenster auf die Straße.

Der Pfarrer wollte versuchen, den unheimlichen Fremden zum Sprechen zu bringen.

„Sie kennen wohl die Gegend hier?" unterbrach er das Schweigen.

„Nein. Weshalb soll ich die Gegend kennen?" fragte mißtrauisch der Fremde.

„Nun, ich meine nur so. Sie scheinen doch vorhin zu wissen, daß das Wirtshaus am anderen Ende des Dorfes liegt."

„Ich bin einmal hier durchgekommen. Ich erinnere mich. Es ist aber schon lange her. Sehr lange. Und aufgehalten habe ich mich im Dorfe gar nicht. Nur durchgekomen bin ich. Das ist alles. Nur durchgekommen. Sie können es mir glauben."

Es war, als ob in dieser Ableugnung des Kennen der Gegend eine gewisse Absicht lag, und dem Pfarrer entging dies nicht. Er wollte etwas fragen, als der Mann sich einen Ruck gab und fortfuhr:

„War dies Haus früher nicht mit wildem Wein bewachsen?"

Digitized by Google

„So ist es", erwiderte der Pfarrer. Er wunderte sich, da der Fremde diese geringfügige Erscheinung noch im Gedächtnis hatte, da es doch schon lange her sein sollte, wo er das Dorf gesehen hatte und er das Haus nur flüchtig gesehen haben konnte.

„Als ich hier einzog, ließ die Gemeinde die Pfarre neu anstreichen, und dann mußte der Wein entfernt werden."

„Sind Sie schon lange hier?" fragte der Fremde weiter.

„Nun, es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre, daß mein Vorgänger ermordet wurde, und seit dieser Zeit bin ich hier."

„Ermordet, sagen Sie? Warum? Wer hat ihn ermordet?"

Stoßweise kamen die Worte aus dem Munde des Mannes, und es war, als ob er sich Gewalt antun müßte, um zu sprechen, und als ob eine heimliche Angst aus seinen Augen leuchtete.

„Ja, es war um diese Jahreszeit. Der Pfarrer stand damals in meinem Alter und befand sich allein im Hause. Seine Leute waren ausgegangen. Als sie zurückkehrten, lag er tot da. Er war erstochen und der Schrank, in dem er seine paar Groschen aufbewahrte, erbrochen."

„Und wer ist es gewesen? Wie heißt der — der Mörder? Hat man ihn gefaßt?"

Die Hände krampften sich zusammen, und seine Augen quollen starr hervor, als er diese Fragen an den Pfarrer richtete. Es ging wie ein Zittern durch seine Seele.

„Nein, man hat ihn nicht gefaßt", erwiderte der Pfarrer, die letzte Frage zuerst beantwortend. Das sonderbare Benehmen seines Gastes, der ihm immer unheimlicher vorkam, war ihm nicht entgangen.

„Noch nicht. Wer weiß, wo er ruhelos umherirrt. Aber er wird seiner Strafe nicht entgehen."

„Hahaha! Sie werden ihn nicht fassen. Er wird sich nicht fassen lassen", rief der Mann mit heiserem Lachen.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher", entgegnete der Pfarrer. „Der Strafe Gottes entgeht er sicher nicht."

„Das sind Märchen. Damit schreckt man Kinder."

In der Seele des Geistlichen stieg ein Argwohn auf. Er wollte etwas sagen, doch der Fremde kam ihm zuvor.

„Weiß man denn, wie der — der — Mörder heißt", fragte er, die Augen lauernd auf seinen Wirt gerichtet.

„Franz Erdmann heißt der Mörder", antwortete der Pfarrer mit ruhiger, aber fester Stimme, den Blick nicht von dem Fragenden wendend.

Das Gesicht des Mannes ward erdfahl. Er wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Endlich stammelte er:

„Woher wissen Sie das?"

„Im Kampfe mit seinem Opfer waren dem Mörder wahrscheinlich seine Papiere aus der Tasche gefallen. Man fand sie im Zimmer und konnte so den Namen feststellen."

Der Mann faßte sich schnell wieder, und in seinen Zügen prägte sich eine finstere Entschlossenheit aus.

„Und man hat nie wieder von ihm gehört?"

Der Pfarrer antwortete nicht gleich. Nach einer kleinen Weile sagte er:

„Er irrt noch ruhelos umher wie Kain, der seinen Bruder Abel erschlug. Aber eines Tages wird er wieder hierherkommen zu der Stelle, wo er den Mord verübt hat. Denn es ist eine bekannte Tatsache und in der Natur des Menschen begründet: den Mörder zieht es in die Nähe des Ortes zurück, wo er die Tat begangen. Wie von einem Magnet wird er angezogen, und er kann dieser Anziehungskraft sich nicht entziehen."

„Er wird sich hüten und nochmals hierherkommen", höhnte der Fremde mit heiserer Stimme. „So dumm ist er nicht."

Pfarrer Regener legte seine Hand fest auf die Schulter des Mannes und sagte langsam:

„Er ist bereits zurückgekehrt. Mann, Sie sind Franz Erdmann, der Mörder."

Einen Augenblick saß der Mann wie gelähmt, als ob ein Schlag ihn getroffen. Er starrte den Pfarrer an wie einen bösen Geist mit wild erschrockenen, weit aufgerissenen Augen. Dann sprang er erregt auf, schlug dröhnend mit der geballten Faust auf den Tisch und rief:

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Franz Erdmann sein soll?"

„Sie selbst haben es mir gesagt. Jetzt, in diesem Augenblick. Und schon vorher las ich das Geständnis Ihres Verbrechens in Ihren Augen, Ihren Bewegungen."

Der Mörder sah ein, daß er sich verraten hatte, und daß er in eine Falle gegangen war. Aber er wollte sich nicht fangen lassen. Drohend und mit geballten Fäusten stellte er sich vor den Pfarrer und schrie:

„Und nun willst du mich der Polizei ausliefern, du elender Verräter! Aber das soll dir nicht gelingen!"

Er griff in die Tasche, als ob er dort ein Messer suchte. Seine Gesichtszüge waren verzerrt vor Wut. Der Pfarrer trat keinen Schritt zurück. Er blieb ruhig vor dem Mörder stehen, und furchtlos sagte er:

„Du bist in Ihrer Gewalt und kann mich Ihnen gegenüber nicht wehren. Sie können mich umbringen, wie Sie meinen Vorgänger umgebracht haben. Eins aber will ich Ihnen noch sagen: wenn Sie auch dem irdischen Richter entgehen, dem himmlischen entgehen Sie nicht."

Sei es nun, daß diese feierlich gesprochenen Worte des Pfarrers Eindruck auf den Mann machten, oder sei es, daß er das Messer nicht fin-

Digitized by Google

den konnte, das er unterwegs verloren haben mochte, er trat einen Schritt zurück und schien unentschlossen, was er tun sollte.

Der Geistliche sah es und fuhr unerschrocken fort:

„Ich bin ein Diener meines Gottes. Es ist nicht meines Amtes, Sie dem irdischen Richter zu überliefern. Aber der Herr wird Sie finden und flöhen Sie auch bis an das äußerste Ende der Welt. Sein Auge sieht Sie und verfolgt jeden Ihrer Schritte. Ihre Taten werden eingetragen in das Buch des Lebens mit ehernen, unverwischbaren Zeichen. Einst wird die Stunde kommen, wo Sie Rechenschaft ablegen müssen von allem, was Sie begangen haben. — Und nun gehen Sie, verlassen Sie dies Haus und versöhnen Sie sich mit Gott, der auch Ihr Gott und ein Gott der Liebe und des Erbarmens ist. Suchen Sie ihn, solange es noch nicht zu spät ist, er wird sich finden lassen."

Noch einige Augenblicke zögerte der Mann. Dann wandte er sich um und verließ, ohne daß ein Wort über seine Lipepn kam, fluchtartig das Zimmer. Eine Erinnerung aus seiner Kindheit, an Gott mochte vielleicht in ihm wach geworden sein.

Der Pfarrer sah ihm nicht nach. Er wollte nicht wissen, wohin der Mörder seine Schritte lenkte. —

Am anderen Morgen fanden Arbeiter im nahen Walde an einem Baume einen Mann hängen.

Franz Erdmann hatte sich dem irdischen Richter entzogen.

Niemand kannte den Fremden, und der Pfarrer verriet nicht, was sich am Tage vorher im Pfarrhause zugetragen hatte.

In einem Winkel des kleinen Kirchhofes scharrte man den Selbstmörder ein.

Nur der Pfarrer folgte seinem Sarge und sprach an dem Grabe ein stilles Gebet.

✱

Abendliches Erinnern

Und sie kam wieder . . . Lang war sie mir tot.
Sie kam mir wieder . . . Und im Abendrot
Schritt sie mir zu; es stand die Welt in Segen.
Sie kam und blieb und . . . ging dann und entschwand. —
Die Sonne stieg hinunter bis zum Rand
Und floh der Nacht, der tiefen Nacht entgegen.

Franz Lüdtke.

✱

Etwas von der alten deutschen Treue / Von A. W. J. Kahle

(Schluß.)

Die Treue des Mannes gegen das geliebte Weib und umgekehrt ist begreiflicherweise von Sage und Dichtung oft mit ihrem schönsten Glanz geschmückt worden. Das herrlichste Beispiel aus der deutschen Heldensage bietet Gudrun, die, von den Normannen gefangen, auf der feindlichen Burg alles Elend der Gefangenschaft dulden muß. Nach germanischer Auffassung konnte sie schlechterdings keine zärtliche Empfindung für Hartmut hegen, da sein Vater ihren eigenen in der blutigen Schlacht auf dem Wülpensande tötete.

Während hier die treue Liebe nach geduldigem Ausharren ihr Ziel erreicht hat, stellt sich uns in der nordischen Brunhild die Treue tragisch dar. Die gekränkte Weibesehre, die beleidigte Liebe wecken das Verlangen glühender Rache in ihr, und Sigurd muß fallen. Als sie ihr Ziel erreicht und sich ihre Rache erfüllt hat, folgt sie dem noch immer geliebten Mann in den Tod: der Scheiterhaufen, auf dem seine Gebeine verbrennen, lodert auch für sie empor und nimmt sie samt ihren Schätzen auf.

Diesen idealen Bildern aus der deutschen Nationalsage läßt sich auch ein Ideal der Frauenliebe zur Seite stellen, das die ritterliche Zeit, die Zeit des Minnesanges, sich erschaffen; doch ein charakteristischer Zug besteht noch. Ein Beispiel aus einem der größten mittelalterlichen Dichter, aus Wolfram von Eschenbach, mag erwähnt sein: Sigune und Schionatulander. Die Launenhaftigkeit, mit der hier bei aller Innigkeit der Empfindung das Mädchen den geliebten Mann behandelt, bildet einen scharfen Gegensatz zu der naturwahren Einfachheit, die uns in der Heldensage entgegentritt.

Eine andere Sage zeigt uns das Raffinement des höfischen Minnedienstes auf die Spitze getrieben. Es ist die Sage vom Herzessen, welche bald an den provenzalischen Troubadour Guillem von Cabestanh, bald an den französischen Tronvère, den Kastellan von Coucy, bald an andere Namen angelehnt, bald ohne Namen des Helden überliefert wird.

Von der Treue der Eheleute gegeneinander weiß die Sage des Mittelalters herrliche und ergreifende Züge zu berichten. Bekannt dürften die Sagen von Genoveva, von Crescentia, von der geduldigen Helena sein. Die nordische Sage, die uns schon so manchen schönen Zug geboten, hat in der Liebe von Helgi und Sigrun, die treueste Frauenliebe gezeichnet. Die Sage ließ beide von den Toten

Digitized by Google

auferstehen zu neuer Liebe; im Liede aber, fügt die Erzählung hinzu, leben sie ewig.

Zwischen der Treue der Gudrun, der nordischen Kriemhild, und der deutschen Kriemhild besteht eine charakteristische Verschiedenheit. Die nordische Fassung der Sage scheint das Ursprüngliche zu sein, weil in ihr jener altgermanische Geist noch lebt; die Anschauung, auf der das deutsche Nibelungenlied ruht, ist eine christliche; ihr liegt das innige Band zugrunde, das die Ehe zwischen Mann und Weib schlingt, jenes Wort der Bibel: ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. Bezeichnend ist es, wie im Nibelungenlied selbst die verschiedenen Bearbeitungen eine Fortbildung dieser Auffassung enthalten. Derjenige Bearbeiter, der am meisten das Lied auf den Boden der höfischen Dichtung zu verpflanzen bemüht ist, bemüht sich augenscheinlich, Kriemhildes Handlungsweise durch ihre Treue zu entschuldigen und die Schuld der ganzen Katastrophe auf Siegfrieds Mörder Hagen zu wälzen.

In dieser altgermanischen Sage herrscht der Geist des Christentums vor; er waltet besonders in zwei Verhältnissen, und zwar in der Treue gegen den Nebenmenschen und der Treue gegen Gott; für jene bietet die Volkssage eine Gestalt, die gewissermaßen ein Typus geworden ist: die Gestalt des treuen Eckart, der nach noch heute lebender Sage der wilden Jagd vorauszieht und jeden aus dem Wege gehen heißt. Diese Treue gegen den Nächsten wird eigentlich mit Recht in innigste Verbindung mit der Liebe zu Gott gesetzt; denn wer rechte Liebe zu Gott hat, ist treu und seinen Mitmenschen hold. Treue, Ehre und Gott gehören aufs innigste und untrennbar zusammen.

Das Mittelalter liebt es, Vorstellungen und Gedanken in ein typisches Gewand zu kleiden. Da die Treue in der Charakterfestigkeit besteht, so wählte das Mittelalter zu ihrem Bilde den Stein, vor allem den härtesten Edelstein, den Diamanten. Ein anderes Symbol der Treue ist das wegen seiner Härte und Reinheit dazu geeignete Gold. Für unsere Symbolik bleibt es auffallend, wenn ein Dichter das Chamäleon mit seinem Farbenwechsel als Bild aller Tugenden aufstellt, indem seine verschiedenen Farben verschiedene Tugenden bezeichnen; die gelbe Farbe bedeutet, daß die Treue golden sei. Auch der Hund wird als Symbol der Treue angeführt.

Als Bild der Untreue sieht man das Laub in seiner Beweglichkeit und Vergänglichkeit an oder die Kerze, die zu Asche wird oder das wertvolle Zinn oder Kupfer, das vergoldet zu täuschen bestimmt ist. Der Wolf gilt als Typus der Untreue. Die bekannte Erzählung vom Wolf und Kranich schließt in einer niederdeutschen Bearbeitung: So tat der böse, ungetreue Mann . . . nach des untreuen Wolfes Art, der also an dem Kranich tat. Ein anderer Typus der Untreue ist Kaiser Ermenrich; in dem Gedicht von Dietrichs Flucht heißt es: Untreue ist von ihm leider zuerst in die Reiche gekommen. Wie Gott ein Bild der Treue, ist der Teufel ein Typus der Untreue.

Die Tugenden und ebenso ihr Gegensatz werden fast immer in Gestalt von Frauen gedacht. Frau Treue erscheint oft in den Dichtungen entweder allein oder in Verbindung mit anderen, ebenfalls personifizierten Tugenden. Zum Gefolge der Treue gehört jeder treue Mann, in die Dichtung ist er eingeführt als Engelhart. Schon Walter von der Vogelweide klagt, daß Treue, Zucht und Ehre in der Welt tot sind: Einfältige Treue ist tot, die Untreue ist manches Mannes Brot, der golden Wort hat in dem Munde und falschen Hort im Herzensgrunde. So wird ein beständiger Kampf gegen die Untreue die Treue gedacht und der ersteren Sieg ist oft von den Dichtern beklagt.

In den verschiedenen Dichtungen sehen wir die Untreue persönlich auftreten. Ihre Verkörperung, wie sie sich in dem ungetreuen Menschen darstellt, schildert der wilde Alexander.

Die Tugenden unter dem Bilde von Kleidern darzustellen, war eine im Mittelalter sehr beliebte Allegorie. Die Tugenden sind der Seele Gewand und bilden ihren Schmuck, sagt bereits ein Dichter des 12. Jahrhunderts. Die Treue ist das beste Kleid und schmücket mehr als alle edlen Stoffe. Die Kleider der heiligen Martina sind Tugenden, ihr Kranz besteht aus sechs Blumen, unter denen sich auch die Treue befindet. Gott hat Maria sieben Kleider gegeben, von denen das sechste stete Treue heißt.

Die Treue kommt auch unter dem Bilde von Waffen vor. Treue ist ein Schild. Auch unter dem Bilde einer Farbe ist sie eingeführt: Christi Kleid hat zwanzig Farben, die erste davon ist die Treue; oder eines Spiegels: Treue ist ein Spiegel, den der Mann vor sich in all der Welt hier trägt; oder einer Kammer: in der von Dichter des heiligen Georg fingierten Tugendburg befinden sich viele Kammern, welche die Seligkeit mit dem Pinsel Ehre malt. Eine Kammer heißt Treue, vor welcher der Ungetreue draußen stehenbleiben muß.

Neben dem bezeichneten Lob der Treue klagt die Dichtung im mittelalterlichen Deutschland, daß die Zustände dem Ideal von Treue wenig entsprächen. In der Welt voll Untreue und Arglist tröstet den Trauernden aber der Aufblick zum Himmel. Untreue ist aller Untugenden voll, sie kann zur Hölle leiten Mann und Frauen wohl, die nimmer kämen sonst dahin, wenn sie nicht Untreue hätten in dem Sinn.

So mannigfache Klagen über Untreue auch herübertönen, das lebendige Gefühl für Treue verleugnet sich nicht in unserer alten Dichtkunst. Ein Volk, das in seiner Sage so leuchtende Gestalten der Treue aufzustellen vermochte, mußte von dem hohen Wert der Treue durchdrungen sein. Und in unserer schweren, ernsten Zeit hat es sich bewahrheitet, daß das deutsche Volk treu durch und durch ist und hat es bewiesen, als der König seine siegreichen Mannen zu den Fahnen rief.

Digitized by Google

Neue Bücher

Zur Charakterisierung der Engländer. Von Arnold Schröer. Preis brosch. 1,40 M. E. Webers Verlag, Bonn.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Von Julius v. Pflugk-Harttung. Preis geb. 3 M. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Kochstr. 68/71.

Napoleons Haß und Kampf gegen England. Ein Buch für unsere Zeit von Heinrich Conrad. Preis 1,20 M. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Mode und Kultur. Von Dr. Robert Stern, Dresden. Preis 1,20 M. Expedition der Europäischen Modenzeitung, Klemm & Weiß.

Gemüse-Kriegskochbuch. Von W. Warschatka. Verlagsbuchhandlung Alfred Michaelis, Leipzig.

Das A und das O. Roman von Gerhard Duckauer-Knoop. Delphin-Verlag, München.

Die Adria mit Italien. Preis 25 Pf. Franckesche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Beim deutschen Kronprinzen und seiner Armee. Eine feldgraue Vortragsweise von Marcell Salzer. Verlag Anton Benjamin, Hamburg.

Der Herzog von Sorsona. Roman von Carl Graf Scapinelli. Preis geh. 4 M., geb. 5,20 M. Verlag von Heinrich Minden, Leipzig.

Die italienische, japanische, griechische Kriegsflotte. Preis 25 Pf. Franckesche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Zeppelin. Von Dr. Adolf Saager. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Die Hauswirtschafts-Buchführung. Von Hermann Meineke. Verlag Otto Herm. Hörisch, Dresden.

Aus dem Tornister. Von Karl Hamm. Preis 2,70 M. Druck und Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Aus dem Lande der unbegrenzten Heuchler. Von Spiridinn Gopcevix. Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W 35.

Ein neues Heilverfahren.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß unter allen lebenerhaltenden Faktoren der Sauerstoff der bei weitem wichtigste und unentbehrlichste ist. Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Säftemasse verunreinigen, die Blutbewegung erschweren und die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Die Zufuhr konzentrierten Sauerstoffs zum Blute und somit die Verwendung dieses lebenswichtigen Gases zu Heilzwecken gehört zu den Aufgaben, welche lange Zeit für unlösbar gehalten wurden. Erst der modernen Chemie ist es gelungen, in Gestalt eines weiß aussehenden und leicht einzunehmenden Pulvers ein Präparat herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Magen-, Nierenleiden, Darmträgheit, Hämorrhoiden, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind, selbst noch in sehr schweren und veralteten Fällen, ganz vorzügliche und überraschende Heilerfolge erzielt worden. Bei längerem Gebrauch der Präparate konnte häufig eine vollständige Regeneration des Körpers mit all den erfreulichen Symptomen des wiedererwachenden Wohlbehagens, der Lebensfreude und des Betätigungstriebes konstatiert werden. Zahlreiche Aerzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben.

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): „Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." —

Dr. med. H. in H.: „Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mußten, will ich . . ." —

Dr. med. F. in G.: „. . . . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist." — F. Sch.: „Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., p. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bäder usw., für welche ich mehr als 1000 Mark während dieser Zeit verausgabte, brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Ihr Superoxyd wirkte geradezu wunderbar. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — E., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das Gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitschrift einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein, und ich ermächtige Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Heilberichte gibt eine Broschüre, welche das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W 35 C 6, kostenlos versendet.

Inhalt des Heftes 6: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Gedenken. Gedicht von Paul Kunad. — Im Pfarrhaus. Skizze von R. Böhme. — Abendliches Erinnern. Gedicht von Franz Lüdtke. — Etwas von der alten deutschen Treue (Schluß). Von A. W. J. Kahle. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 6. November 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1916 Heft 7
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

6. Fortsetzung.

Kaum hatte sie Roderich den Brief überlassen, so bereute Irmgard es auch schon.

Die helle Röte schlug ihr aus den Wangen. Wozu einen Dritten zum Zeugen ihrer Demütigung machen.

Das war das Seltsame, sie empfand keinen Schmerz und keine Trauer, sondern nur einen rasenden, ohnmächtigen Zorn, eine wütende Beschämung, eine unerträgliche Pein tief verletzten Stolzes.

Das wagte man ihr zu bieten, der stolzen Irmgard v. Dünow, so behandelte man sie, die sich eingebildet hatte, ein Prinz wäre nicht zu gut für sie. Man schickte ihr einfach den Absagebrief und behandelte noch obendrein die ganze Angelegenheit als Bagatelle, als kaum der Rede wert.

„Hab' Dank, Prinzessin Irmgard und leb' wohl." Das war alles. — Als Roderich den Brief zu Ende gelesen, hatten seine Züge einen Ausdruck, der Irmgard, trotz ihres Schmerzes, auffiel. Die Falte zwischen den Brauen hatte sich vertieft. In seinen Augen las sie aber so viel echtes Mitgefühl und so viel Besorgnis, daß sie ihn bat, noch eine Weile bei ihr zu bleiben.

Sie fühlte deutlich heraus, wie sehr er die Handlungsweise Lorenz' verachtete, aber er enthielt sich jedes Urteils.

„Sprechen wir nicht mehr von dem da," sagte er nur einmal, „sage mir lieber, was ich für dich tun kann, Irmgard. — Willst du Urlaub? Möchtest du verreisen?"

Es war das erstemal, daß er selbst ihr einen Urlaub anbot.

Sie war jetzt etwas ruhiger geworden, schüttelte den Kopf und meinte:

„Ferien? Jetzt? Nein, Roderich, viel Arbeit will ich, mehr Stunden, nur jetzt keine Muße. — Ich muß heute sogar noch Hefte korrigieren, die zurückgegeben werden müssen; ich ahnte ja nicht, was mich heute abend noch erwartete."

Er nahm einfach den Stoß Hefte vom Schreibtisch. „Die nehme ich mit zu mir herüber. Heute darfst du unter keinen Umständen mehr arbeiten. Morgen früh um sieben Uhr findest du die Hefte korrigiert auf meinem Schreibtisch liegen." — Und, jeden Dank von vornherein ablehnend, fügte er in sachlichem Ton hinzu: „Ich hatte ohnedies die Absicht, mich selbst einmal vom Stand der Klasse zu überzeugen."

Die Aufsatzhefte unter dem Arm, verließ er Irmgard. Drüben in seinem Zimmer atmete er tief auf. Tiefe Erregung lag auf seinen sonst so unbeweglichen Zügen.

Dann stürzte er sich in die Aufsatzkorrekturen wie einer, der eigenen Gedanken entfliehen will.

An eiserne Willensschulung gewöhnt, korrigierte er bis lange nach Mitternacht, vertiefte sich gewaltsam in die Kleinkinderaufsätze, lächelte sogar hin und wieder über einen allzu kindlichen Ausdruck, achtete auf die Interpunktion, übersah keinen Sinn- und keinen Satzfehler, verbesserte schlecht gewählte Bezeichnungen, addierte die Fehler, beachtete die Schrift

Digitized by Google

und formulierte nach allem zusammen das Gesamtprädikat. Nun lag nur noch Kriemhilds Heft vor ihm, das er sich als letztes aufgehoben hatte. Und er las nun zum zweiundzwanzigsten Male die Schilderung eines Weihnachtsfeiertages.

Er schlug ein paar Seiten zurück. Da waren überall Irmgards Korrekturen, wie ihm schien, mit ganz besonderer Sorgfalt hier in diesem Heft geübt. Und die Prädikate nicht gerade willkürlich, aber doch um eine halbe Note nach oben abgerundet. So manches „Gut" schien ihm nicht ganz motiviert.

„Warten Sie, Fräulein v. Dünow, darüber reden wir gelegentlich. Das ist parteiische Zensierung, Tantenverwöhnung schlimmster Sorte", dachte er und zensierte nun, „um einen Ausgleich zu schaffen", doppelt streng, und obwohl der Aufsatz hübsch und gut war und nur ein paar kleine Unebenheiten aufwies, bekam Kriemhild nur ein „Im ganzen genügend".

Als der Stoß Hefte wieder zusammengeschichtet vor ihm lag, lehnte er sich tief in seinen Arbeitsstuhl zurück, und vor seinem Auge stand plötzlich die jugendlich schöne Erscheinung seiner Schwägerin. In dem grenzenlosen Mitleid, das er für Irmgard empfand, flammte noch etwas anderes auf, das er bisher so übermächtig unterdrückt hatte. „Himmelherrgott, sie ist frei", brauste es in ihm.

Sein Antlitz trug in dieser Stunde nicht den Ausdruck kühler, stolzer Ruhe, in der die Rambacher es zu sehen gewohnt waren, sondern den Ausdruck angstvoller Spannung. Was nützte ihm am Ende ihre Freiheit? —

---

7. Kapitel.

Am Montag hallte der Schulhof wider vom Lärm der schwatzenden, spielenden, lachenden, kichernden, sich katzbalgenden, sich küssenden und sich neckenden Kinder, und die kleinen Mädchen in ihren Wintermänteln und festgeschnallten Tornistern trippelten und stampften durch den Schnee.

Und in der Mitte des Hofes schritt Irmgard, den Kopf hoch und die Augen geradeaus gerichtet. Stolz und straff ging sie zwischen den grüßenden Mädchenscharen hindurch. Unter der Anspannung und Erregung der letzten Stunden hatte ihre Willenskraft nicht versagt, nur ihre Augen hatten einen neuen Ausdruck bekommen, voll herber Unnahbarkeit, wo früher kindliches Vertrauen war.

„Prinzessin Irmgard", flüsterten die Schülerinnen hinter ihr her; und selbst die Größeren, die sonst „vertraulich" mit ihr standen, wichen ihr heute in scheuer Ehrfurcht aus, als ahnten auch sie, daß heute nacht nicht nur draußen im Freien Rauhreif gefallen und vorzeitiges Blühen in Eis erstarrt sei.

Im Treppenflur begegnete ihr Roderich. Als er sie begrüßte, bemerkte er, daß der schmale, goldene Kettenring an ihrer Hand fehlte. — Ihre starre Blässe und ihre zusammengepreßten Lippen fielen ihm auf. „Geh' nach Hause, Irmgard, du fieberst. Nach derartigen seelischen Erschütterungen ist Ruhe nötig. Komm', ich begleite dich hinüber."

Irmgard schüttelte den Kopf.

„Laß mich, bitte. Ich muß zusehen, wie ich fertig werde."

Zwischen Tür und Angel bat er sie noch einmal eindringlich, sich zu schonen, dann mußten sie beide in ihre Klassenzimmer.

Beim Eintritt in das Schulzimmer hatte Irmgard ihre volle Fassung wieder. Sie wußte selbst am besten, daß Unterrichten heute Wohltat für ihre bedrängte Seele war. Bis sie dann in der vierten Stunde, die sie an diesem Vormittag zu geben hatte, doch merkte, daß ihr Kopf und Glieder bleischwer wurden.

Sie ließ eine Klassenarbeit schreiben.

Die Mädchen saßen über ihre Hefte gebeugt mit heißen Wangen und schrieben ganz eifrig, so daß man nichts als das Kritzeln der Federn hörte.

Irmgard war ans Fenster getreten und schaute auf die schneebedeckte Straße. Ihr Blick versank in dem träumerischen Weiß, in das die Giebeldächer und Kirchturmspitzen, die Bürgersteige und die breiten Äste der Bäume gehüllt waren. Wie ein folternder Traum erschien ihr, was sie mit Lorenz durchlebt. Sie starrte in die Winterpracht und öffnete das Fenster, weil der heiße Kopf zu arg schmerzte.

Sie legte sich einen Brief zurecht, den sie ihm schreiben wollte, einen letzten Abschiedsbrief. Dann aber verwarf sie diesen Gedanken

Digitized by Google

sofort wieder, weil er ihr kleinbürgerlich-sentimental erschien. War er's denn wert, je wert gewesen, daß sie ihm ihre Liebe geschenkt hatte? Liebe? War's denn Liebe gewesen? Hatte Walter Lorenz in dem einen Punkt nicht vollkommen recht, daß es auf keiner Seite Liebe war? Wem galten denn all ihre Tränen heute nacht, dem verlorenen Liebesglück oder dem verletzten Stolz?

Er war der erste, der ihr gehuldigt hatte, war flott und elegant und hatte ihr gefallen; aber hatte ihr je das Herz geklopft, wenn er kam? Hatte er eine tiefe Lücke gerissen, als er ging? Und doch peinigte es sie. Sie schämte sich innerlich ihres Fiaskos. Zugleich brach auch ihr alter, trotziger Stolz durch. Diese Demütigung war das härteste. Und nicht nur sie selbst, auch Roderich wußte davon . . .

„Fräulein, es zieht so", rief da plötzlich in ihre stechenden, peinigenden Gedanken hinein ein kleines Mädchen.

Irmgard schloß eilig das Fenster. Die Kinder sahen ganz erfroren aus und hatten klamme Finger bekommen. Sie sammelte die Hefte ein und schloß die Stunde.

Dann folgte die große Pause, bei der sie die Aufsicht hatte, und zuletzt Turnen.

Die gleichmäßige, zähe Tätigkeit des Schultages, all die hundert verschiedenen Dinge, die an Irmgard herantraten, zeigten ihr, daß es doch noch etwas Höheres gab als die kleinen, persönlichen Leiden, und dieser Gedanke hatte ihr geholfen, Ruhe zu finden. Irmdard spürte heute mehr als je, daß die Schule, das kleine, bescheidene Stückchen Boden, auf dem sie fest und sicher stand, ihr Heimat geworden war.

* * *

Roderich Degenhardt wußte nicht recht, woran er mit Irmgard war. Trauerte sie noch immer ihrem entschwundenen Liebestraum nach? Es schien fast so, als könnte sie noch immer nicht innerlich fertig werden. Sie lehnte jede Geselligkeit ab, besuchte weder Theater noch Konzerte und vergrub sich immer tiefer in ihre Arbeit.

Nichts außerhalb der Schule flößte ihr Interesse ein. Das war nicht mehr die Irmgard von früher.

Er bewunderte sie und ärgerte sich doch zugleich, wenn er beobachtete, mit welcher ausschließlichen Hingebung sie ihrem Beruf nachging, Tag für Tag, von früh bis spät.

Wenn sie einmal zu ihm herüberkam, so geschah es nur, um ein Buch zu leihen oder einer beruflichen Rücksprache wegen. Der Privatmensch Irmgard schien wie ausgelöscht.

Ihm gegenüber war sie höchst ungleichmäßig, heute neckt und reizend, am nächsten Tage verschlossen und abwehrend. Niemals aber, soweit verstand er sich auf die Dünows, war Koketterie die Triebfeder ihres Benehmens. Es war vielmehr, als ob ihr seelisches Gleichgewicht noch nicht ganz wiedererrungen wäre und Schwankungen unterlag, deren geheime Ursachen er nicht kannte. „Es ist, als ob sie sich Mühe gäbe, mir zu m i ß fallen", sagte er sich, als er einmal wieder eine etwas temperamentvolle Auseinandersetzung mit ihr hatte. Innerhalb ihres Berufes ließ sie sich noch immer höchst ungern „schulmeistern", wie sie jede noch so behutsame Degenhardtsche Einmischung nannte.

In der Osterkonferenz rannten beide hart zusammen. Degenhardt leitete die Konferenz und gab, wie immer, in allen zu erörternden Fragen den Ausschlag. Er blätterte im Klassenbuch und erklärte mit Nachdruck: „Es tut mir leid, meine Damen und Herren, aber ich muß Ihren Vorschlag, Kriemhild Degenhardt trotz nicht genügender Leistungen zu versetzen, zurückweisen. Es handelt sich hier um ein Prinzip der Gerechtigkeit. Nicht genügend das Betragen, der Fleiß, die Aufmerksamkeit und die Leistungen. Von einer Versetzung, wie Sie in falschverstandenem Entgegenkommen vorschlagen, meine Damen und Herren, kann demnach gar nicht die Rede sein."

Peinlich berührt schwieg das Kollegium. Wenn er in so entschiedener Weise ablehnte, war nichts zu wollen, das wußten sie.

Endlich sagte der alte Oberlehrer:

„Wir haben es aber hier mit einem begabten, temperamentvollen Kinde zu tun, Herr Direktor. Eine Nichtversetzung kann gefährliche Wirkungen haben."

Nun fiel auch Irmgard ein:

„Der eigene Vater sieht zu scharf und darf hier deshalb nicht den Ausschlag geben, und ich meine im Gegenteil . . ."

Digitized by Google

„Was, Fräulein v. Dünow?" fragte Degenhardt scharf, sich rasch zu ihr wendend.

Der alte Oberlehrer, der eine Explosion fürchtete, beeilte sich, schnell zu versichern, daß seine und Fräulein v. Dünows gegenteilige Meinung nur einem warmen Interesse entsprungen wären. Sie fügten sich selbstverständlich seinem Urteilsspruch. — Irmgard schüttelte erregt den Kopf:

„Aber nicht doch, Herr Professor, bitte, reden Sie für sich allein. Ich verfechte meine Meinung schon selbst, auch vor dem Herrn Direktor." Und sich zu Degenhardt wendend, fuhr sie fort:

„Ich beantrage als Kriemhilds Klassenlehrerin ganz entschieden die Versetzung. Bitte, meine Damen und Herren, vergleichen Sie unparteiisch und ohne Scheu vor den Blicken des Herrn Direktors meine Notizen und das Klassenbuch. Es stehen nirgends Glanzleistungen verzeichnet, bis auf die deutschen Aufsätze, die ausgezeichnet sind, aber ein ‚Ungenügend' kann ich nirgends konstatieren, außer dem fremdsprachlichen Unterricht, den eben der Herr Direktor erteilt. So überzeugt ich sonst von seiner peinlichen Gerechtigkeit bin, hier ist er Partei, hier ist er stark voreingenommen. Wäre Kriemhild Degenhardt — Kriemhild Schulze, so würde er ihre Leistungen als noch genügend bezeichnen und ihre Versetzung glattweg als zulässig erklären. Weil Kriemhild nun aber zufällig die Tochter des Direktors ist, so muß sie dieses ihr selbst sehr zweifelhaft erscheinende Vorrecht büßen und soll es mit einem vollen Lebensjahr bezahlen. Ich rufe das Kollegium an, einen solchen Willkürakt nicht zu dulden."

Eine noch peinlichere Stimmung entstand unter den Damen und Herren. Sie beugten sich über ihre Notizbücher und schwiegen.

Ihnen allen erschien des Direktors Machtspruch in diesem Fall kraß. Er schnitt sich ins eigene Fleisch, traf sich selbst am schwersten, denn man kannte seinen Ehrgeiz in bezug auf seine Tochter — und es war doch gar nicht nötig. Fräulein v. Dünow hatte recht; mit etwas gütigem Willen hätte die Versetzung ganz ordnungsmäßig erfolgen können. Kriemhild war bei allen Lehrern beliebt. Sie sahen ihr gern etwas nach. Sie hatte eine leidenschaftliche, zärtliche Natur und brauchte mehr Liebe, als der ernste Vater ihr zeigte.

„Er hat's eben immer mit der Übergerechtigkeit und mit der Überobjektivität", murmelte der alte Oberlehrer.

Aber keiner aus dem ganzen Kollegium erhob sich zu offenem Widerspruch. Sie mochten sich wohl innerlich sagen „es nützt doch nicht". Wenn der eisenharte Mann einmal etwas beschlossen hatte, kam das gesamte Lehrerkollegium nicht dagegen an. Sie kannten ihn.

„Kriemhild Degenhardt bleibt als einzige in der Klasse zurück. Ich wünsche es."

Damit erhob sich der Direktor und gab damit das Zeichen, daß die Konferenz beendet sei.

Beim Abendessen herrschte bei Degenhardts begreifliche Verstimmung.

Diese Konferenz hatte den Direktor mehr gekostet, als er ahnen ließ.

Die schlechten Zeugnisse seiner Tochter genierten ihn vor dem ganzen Lehrerkollegium.

Wie gut hatte er's doch immer verstanden, anderen Vätern und Müttern, die um die Osterzeit seine Sprechstunden mit Vorstellungen und Bitten bestürmten, über die Nichtversetzung ihrer Sprößlinge zu trösten. „Nehmen Sie's nicht so tragisch. Das Sitzenbleiben ist doch keine Schande, es ist ein einfaches Repetieren. Das scheinbar verlorene Jahr kann später doppelten Gewinn tragen, und so weiter." Er hatte nie begriffen, daß Eltern die einfache Tatsache der Nichtversetzung so schwer und so niederdrückend empfinden konnten und so viel Wesen davon machten. Und nun, wo er selbst der leidtragende, der persönlich betroffene Vater war, nun mit einemmal leuchtete ihm das Hochnotpeinliche dieses Aktes ein. Es war eben ein ganzes, kostbares Lebensjahr, das er Kriemhild rauben mußte. Sie kam zu allen Dingen, die sich an die Schule angliederten, ein volles Jahr später. Und warum? Letzten Grundes, weil sie das Passé défini vom Imperfekt nun mal nicht unterscheiden konnte, und weil sie einen Widerwillen gegen grammatische Regeln hatte. Würde das im nächsten Jahr anders sein? Aber wohin führten solche Betrachtungen? Sie stand im Französischen zwischen kaum und nicht genügend, folglich mußte sie sitzenbleiben. — Die Falte auf der Stirn des Direktors wurde tiefer. Es war ein schweigsames Abendessen.

Digitized by Google

Kriemhild, der Gegenstand dieser eingehenden väterlichen Betrachtungen, ahnte noch nichts von den Konferenzbeschlüssen. Aber auch sie war heute nachdenklich. Das Nächstliegendste bekümmerte sie. Diese Zeit vor Ostern war die reine Folter, jeder Tag brachte einem etwas Unangenehmes. Heute hatte sie wieder mal Pech gehabt. Rita hatte ihr Schokoladenplätzchen mitgebracht und sie ihr in der Gesangstunde zugesteckt. Kriemhild lächelte in der Erinnerung des Wohlgeschmacks. Oh, Ritas Schokoladenplätzchen waren ganz besondere Schokoladenplätzchen; die gab es in der ganzen Stadt nirgends. Das waren keine glatten, schwarzen Plätzchen, sondern talergroße, ganz und gar mit buntem Mohn bestreute Plätzchen, und auf die Mitte der süßen Mohnfläche war ein Zuckerschwan, wie ein Siegel, aufgepreßt. Da gab es weiße Mohnplätzchen mit rosa Schwänen und rosa Schokoladenplätzchen mit weißen Schwänen. Wie herrlich die schon aussahen! Kriemhilds Gesicht strahlte plötzlich, als sie sich diese Schokoladenherrlichkeit so greifbar plastisch vorstellte.

Sie nahm eine runde Pumpernickelscheibe, bestrich sie mit Butter und tat ein rosa Radieschen in die Mitte. Bei einiger Phantasie konnte man sich vorstellen, das wäre eins von Ritas weißbesetzten, rosa schwangeschmückten Schokoladenplätzchen!

Das Radieschen war wohl zu scharf? Plötzlich hatte Kriemhild einen unangenehmen Nachgeschmack auf der Zunge.

Wie war's doch mit den weiß-rosa Schokoladenplätzchen gewesen?

Eins mit einem weißen Schwan hatte sie glücklich verzehrt, heimlich und schwelgend, zwischen zwei Tonleitern.

„Steck's weg", hatte ihr Rita zugeflüstert.

Aber sie wollte doch auch den rosa Schwan probieren, der Gesanglehrer stand ja am Klavier, er würde's nicht merken, ob sie im Chor mitsang oder solo naschte.

Aber wenn einer Pech hat! Kriemhild ließ das Köpfchen sinken.

Gerade als sie den Mund voll Süßigkeit hatte, wurde sie aufgefordert, eine Moll-Tonleiter solo zu singen.

Mit äußerster Anstrengung schluckte sie und schluckte und sang dann „Do, re, mi, fa ..."

Aber schon bei „mi" stand der mißtrauische Mensch, der Gesanglehrer, vor ihr und entwand ihr die kostbare Tüte mit einem Griff, der nichts mehr von Moll an sich hatte.

Das war der Schwanengesang der Schokoladenplätzchen. Kriemhild hatte sie nicht wiederbekommen. Der Gesanglehrer fand seine Stunde entweiht und hatte ihr einen Tadelzettel verabreicht, den sie morgen unterschrieben mitbringen sollte. Alles vor Ostern.

Sie warf einen Blick nach ihrem Vater hin. Der sah heute zu merkwürdig aus, zum Fürchten fast, da wollte sie lieber mit ihrer Angelegenheit bis morgen früh warten. Eine Unterschrift dauert ja keine Ewigkeit, sagte sie sich.

Nach diesem Beschluß wurde sie vergnügter.

Irmgard hatte sich nach dem Abendessen ein Buch geholt. Aber sie las nicht, die Augen flogen über das Buch fort und die Gedanken auch. — Sie war noch heiß und erregt von der Konferenz. Wie seltsam das war, daß Roderich sich so viel von ihr bieten ließ. Sie hatte geglaubt, er würde auffahren, ihr das Wort entziehen und sie heftig zur Rede stellen wegen ihrer allzu deutlichen Meinungsäußerung. Nichts von alledem war geschehen. Nicht einmal unfreundlich war er geworden, wenn er auch seinen Entschluß nicht geändert hatte. Es war ja Wahnsinn, daß Kriemhild sitzenblieb, mißleitete Pedanterie. Und es durfte nicht sein, dafür wollte sie schon sorgen.

Alle drei, heute nicht zum Plaudern aufgelegt, lasen jetzt, Roderich erst die Abendzeitung, gründlich, Zeile für Zeile, wie das seine Art war, dann die letzten Nummern der Philologenblätter. Irmgard las einen Band moderner Lyrik, den ihr Stella Lohmann geliehen hatte, und Kriemhild blätterte in Brehms Tierleben; sie hatte den Band „Schwimmvögel" vor und vertiefte sich in das Leben und die Eigenschaften der Schwäne. —

Roderich war jetzt bei einem pädagogischen Artikel über den „ethischen Wert der Probeversetzung" angelangt, Irmgard bei einem Dehmelschen Liebesgedicht, und Kriemhild bei der „nicht wiederzugebenden, traurigen Süßigkeit des Schwanengesanges". Alle drei lasen und dichteten selber lesend mit.

Digitized by Google

Irmgard wunderte sich, daß sie die glühenden Liebesrhythmen lesen konnte, ohne Schmerz zu empfinden. Lorenz' Name löste nichts mehr in ihr aus. Als er das Band leichtfertig zerschnitt, hatte sie selbst es in ihrem Innern längst gelöst. Heute dachte sie ohne Bitterkeit an ihn. In ihrer Seele aber wuchs das Bild des Mannes, den sie täglich mehr schätzte und bewunderte, den sie erst so gründlich verkannt hatte, den sie gehaßt hatte, weil er ihr zu groß und zu fehlerlos erschien, den sie immer nur als Schwager und als Vater Kriemhilds, nur als Schuldirektor und Vorgesetzten, niemals einfach als Mensch, als Roderich Degenhardt betrachtet hatte.

War er denn blind? Ihm zuliebe war sie die tüchtige Lehrerin geworden, ihm zuliebe war sie hier in Rambach geblieben, ihm zuliebe begehrte sie auf und kämpfte — wie heute — für Kriemhilds Versetzung, weil sie allein wußte, wie tief es ihn traf.

Mit einem verstohlenen, schüchternen Blick liebkoste sie seine kraftvolle Gestalt, seine dunklen, tiefen Augen, sein volles Haar und seine sehnigen, schön geformten Hände. Wie klug und gefestigt er aussah, und wie gütig zugleich.

Er schaute von seiner Zeitschrift auf, eine Sekunde lang begegneten sich ihre Blicke, fragend, erstaunt, bang fast, als traute die Seele den Augen nicht.

* * *

Der nächste Tag war einer jener bestechenden Vorfrühlingstage, die so strahlend hell und so voll lockender Verheißung sind, daß man nur allzu leicht geneigt ist, an ihre Dauer und Beständigkeit zu glauben. Selbst sonst nüchternverständige Menschen werden an solchen Tagen zu Schwärmern und Poeten und wiegen sich in Hoffnungen, die von schwingenden Gedanken getragen, von singenden Empfindungen geboren wurden. — Roderich Degenhardt vergaß heute, an diesem strahlend schönen Märzmorgen, was ihn gestern noch bedrückt hatte, er schritt pfeifend durch den weiten Vorhof. Unten stand sein Pferd gesattelt und wieherte vor Ungeduld, ins Freie hinauszujagen. Er saß im Steigbügel, faßte nach dem Zügel und war eben im Begriff, loszugaloppieren, als er Irmgard durchs Tor treten sah. Er begrüßte sie vom Pferd herab, ein wenig kurz und eilig.

„So früh schon auf, Prinzeß Irmgard?"

„Nur eine Sekunde, Roderich; Kriemhild läßt dich noch schnell um eine Unterschrift bitten." Zögernd reichte sie ihm ein beschriebenes Blatt Papier und einen Taschenfederhalter.

„Läßt bitten? Warum kommt sie nicht selbst?" Ihm ahnte nichts Gutes bei Kriemhildes Bitten. — Inzwischen lugte Kriemhilds Lockenkopf oben am Fenster durch die Gardine. Sie beobachtete aufmerksam die kleine Szene.

Dabei lachte sie sich ins Fäustchen. Das war eine rettende Idee, Tante Irmgard zu schicken. Sich den sonnigen Morgen mit einer Standpauke zerstören zu lassen, das fiel ihr nicht ein.

Sie verfolgte genau, wie der Vater stirnrunzelnd den Zettel las und unwillig den Kopf schüttelte. Was? Mit einem Fuß war er aus dem Steigbügel? Wollte er etwa umdrehen? Es war ihm zuzutrauen. Ihr fiel ein, wie abscheulich wichtig er gerade die Gesangstunde nahm. Das nächste Mal sollte Rita ihr die Schokoladenplätzchen doch lieber in der Zeichenstunde geben. — Kriemhilds Schalk kehrte wieder, als sie sah, daß Tante Irmgard beschwichtigend ihre Hand auf Vaters Arm legte, wie er halb ärgerlich, halb lachend ihr etwas zurief und dann fortritt. —

Der kleine Vorfall war nicht imstande, Roderich die Laune zu stören. Heute nicht, heute sah er nur die Sonne und den Frühling, ritt unbeschwert ins Morgenrot hinein.

Wer sein halbes Leben auf dem Katheder zubringen muß, empfindet doppelt stark den Reiz der starken Bewegung in freier Waldluft. Er fühlt sich belebt, verjüngt, erhoben.

Seine Brust wurde frei: Ha, das war ein Atemzug. Diese würzige Tannenluft. Wie heiliger Karfreitagszauber lag's über den Bäumen. Vogelstimmen wurden wach. Ihm war, als jauchzte der Wald, als riefen Geister und Nymphen ihn an, als rüttelten sie an ihm: hui, wie das durch alle Glieder rann.

Er sprengte noch immer in vollem Galopp. Aufrecht, kerzengerade saß er auf seinem Schimmel, der sich jeder seiner Stimmungen anzupassen schien.

Digitized by Google

Jetzt fühlte er seine Kraft. Er pfff einen Marsch. Dann ritt er langsamer, ließ die Zügel locker. Er dachte plötzlich an Irmgard, die in sein verödetes Haus wieder Behagen gebracht, und seiner Seele Glanz, die ihm die Freude am Leben wiedergegeben hatte, die seinem Kinde schon längst Mutter geworden war. —

„Es wäre unnatürlich, wenn ich mich ihr nicht erklärte, wenn wir noch länger in gewollter Kühle nebeneinander hergehen", dachte er.

Wenn sie ihm ihre Hand schenkte! Der sonst so ernste, kühle Mann wurde zum Dichter. Die Vorstellungsreihen in seinem Hirn wurden zu Jubelakkorden, zu farbenglühenden Bildern, zu stillen Gebeten.

Würde sie ihn denn erhören? Das blühende Mädchen den alternden Mann?

Eine Angst sondergleichen erfaßte ihn, die sich mehr und mehr verdichtete, je näher er den Toren der Stadt kam.

Er senkte den Kopf. Die Gedanken stockten ihm.

„Guten Morgen, Herr Direktor", rief es hinter ihm drein.

Er griff mechanisch an seinen Hut. — Als die Schule vor ihm lag, war der Karfreitagszauber, der eben noch seine Sinne umwoben hatte, verrauscht.

Als er seiner ersten Klasse gegenüberstand, hatte er fast ein Gefühl der Scham, als ob er etwas höchst Unpassendes getan hätte. Eine ungewohnte, wohlige Milde herrschte heute in des Direktors Stunde. Die braun- und blondhaarigen Köpfe steckten zusammen und tauschten ihre Bemerkungen aus, ohne daß die sonst so scharfen Augen ihres Lehrers es merkten. Kein herber Zuruf, kein tadelndes Wort wie sonst beim leisesten Verstoß.

Die erste Klasse ließ diese angenehme Wahrnehmung nicht ungenutzt vorübergehen. Man machte es sich bequem; unter den Tischen entstanden Lesekabinette. Wer gerade einen spannenden Roman im Besitz hatte, las ungestört. Weißstickereien wurden aufgerollt; kunstvolle Madeirastiche wurden fabriziert. Fast so behaglich wie in einem Kränzchen war's. Vorn auf dem Katheder stand Degenhardt und dozierte über die Fichtesche Rede an die deutsche Nation.

„Wie wunderschön das alles klingt," dachte Ursula, eben einen neuen Faden einfädelnd, „es ist so angenehme Begleitmusik zum Sticken, und was für ein tiefes, herrliches Organ er hat." Aber das schönste war doch, daß die „halbe" Aufmerksamkeit heute genügte.

Stella unterhielt ein Postamt; von allen Seiten flatterten Briefchen und Fragebogen zu ihr. Der scharfen Beobachtungsgabe der Sechzehn- und Siebzehnjährigen entging so leicht nichts. „Was hat der Direx heute? Ist er krank? Er hat ja noch kein einziges Mal gewettert oder gespottet. Was fehlt ihm bloß?"

Stella war nachdenklich. Auf eins der Briefchen schrieb sie: „Wenn's nicht der Direktor wäre, würde ich glauben, daß er verliebt ist. So aber ist's ausgeschlossen. Vielleicht komponiert er oder dichtet. So weltentrückt war er jedenfalls noch nie."

„Herr Direktor, es hat schon sooo lange geläutet." Roderich zog eilig die Uhr. Wahrhaftig, schon zehn Minuten drüber. —

„Lernen Sie zum nächstenmal die Fichteschen Reden."

„Was. Alle? Herr Direktor!"

„Nein, nein, eine natürlich nur." Er war ganz zerstreut. „Die vierte Rede, über die deutsche Sprache."

„Prosa auswendig lernen ist abscheulich. Herr Direktor, das ist eine Riesenarbeit, die uns einen halben Tag raubt." Heute wagten sie schon einige Gegenvorstellungen.

„Und man verbringt wahrhaftig seine schönste Zeit mit der Arbeiterei."

Das aber waren unvorsichtig gewählte Worte und erinnerten Roderich stark an Kriemhildes Lebensauffassung.

Mit seinem Bleistift kurz und hart aufs Katheder klopfend, sagte er in seiner gewohnten, befehlenden Art:

„Ich muß doch sehr bitten, Ihre Bemerkungen und Erwägungen für sich zu behalten. Sie lernen den ersten Teil der vierten Fichteschen Rede", er bezeichnete die Stellen, „bis zur ersten Stunde nach Ostern."

„Oder auch nicht", klang's irgendwoher aus der letzten Bank, leise geflüstert zwar, aber immerhin vernehmlich genug.

Degenhardt mißfiel die kecke Antwort. Die Falte zwischen den Augen grub sich tiefer,

Digitized by Google

und er wiederholte drohender: „Sie werden alle ohne Ausnahme die Fichtesche Rede nach den Ferien können — verlassen Sie sich darauf. Ausreden und Entschuldigungen nehme ich nicht an und warne Sie. Ich denke, Sie kennen mich."

„Die Stunde hat etwas peinlich geschlossen, finde ich," sagte Stella in der Pause zu ihren Freundinnen, „und sie fing doch so nett an."

„Im Gegenteil, beängstigend zahm war die Stunde. Am Schluß war er wenigstens wieder normal", klang die Antwort. „Aber das Ende vom Liede ist, wir müssen das langatmige Gerede des alten Onkel Fichte wörtlich auswendig pauken. Ein Vergnügen!"

„Ich bin ein prinzipieller Gegner der Heimarbeit", nahm Stella wieder das Wort.

In dieser Stunde wünschte die ganze erste Klasse des Rambacher Lyzeums, der gute Fichte hätte sich Anno dazumal etwas kürzer gefaßt. Die Rede war ja endlos und die Osterferien so kurz. —

* * *

Vor der Tür, die zum Sprechzimmer des Direktors führte, standen den ganzen Korridor entlang Väter, Mütter, Hauslehrerinnen und Erzieherinnen, die über die Aussichten ihrer Kinder und Zöglinge sich informieren wollten oder sonst ein Anliegen an den Direktor hatten.

Auch Fräulein v. Dünow war unter der harrenden, wartenden Schar.

Sie ging langsam in der Vorhalle auf und ab, ließ allen den Vortritt und wartete geduldig, bis auch die letzten abgefertigt waren. Dann klopfte sie kurz an und trat ein.

Roderich saß schreibend an seinem Arbeitstisch. Er schien nicht angenehm überrascht, daß die Sprechstunde heute gar kein Ende nehmen wollte.

Als er aufblickte und Irmgard erkannte, atmete er auf:

„Womit kann ich dienen, Prinzeß Irmgard? Gut, daß du's bist; noch eine um Versetzung bittende Mutter hätte ich heute nicht vertragen."

Irmgard v. Dünow hatte in einiger Entfernung Platz genommen. Mit einem leichten Lächeln, das ihr über die eigene Befangenheit hinweghelfen sollte, sagte sie:

„Ich komme heute auch in Versetzungsangelegenheiten zu dir, nicht als Lehrerin, sondern als Kriemhilds nächste Verwandte. In der Konferenz hast du mich nicht anhören wollen. Jetzt stehe ich als Kriemhilds Tante, an Mutter Statt, vor dem Schuldirektor und bitte, genau ebenso behandelt zu werden wie jede andere Mutter."

Bei den letzten Worten war der Direktor unmutig aufgefahren:

„Ich dächte, die Sache wäre erledigt. Ich muß gerecht sein und fest bleiben, gerade Kriemhild gegenüber. Ihr verwöhnt sie ja alle sträflich, du, ihre Freundinnen, alle ihre Lehrer. Ich bin der einzige, vor dem sie Respekt hat. Ich werde es nicht dulden, daß sie verloddert. Noch ist's Zeit, noch habe ich sie am Zügel."

Irmgard hatte ein Heft mitgebracht, das sie jetzt wortlos vor Roderich hinlegte. Es war der letzte Klassenaufsatz Kriemhilds über ein Zitat aus „Hermann und Dorothea", das sie selbst frei gewählt hatte. Ziemlich verärgert warf er einen Blick auf das Heft. Aber bald wich der Ärger einem neugierigen und erstaunten Lächeln.

Das Zitat, das Kriemhild zur Bearbeitung gereizt hatte, war der Rede von Hermanns Mutter entnommen, in der sie dem heftigen Vater gegenüber die Eigenart ihres Kindes verteidigt:

„Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren."

Kriemhilds Aufsatz zeigte eine weit über ihre Jahre hinausgehende Reife und eigene Gedanken, wenn auch noch in kindliche Form gefaßt, so doch klar durchgeführt; auch ein gewisser Trotz klang durch und unverhohlener Geschmack an dem gewählten Thema.

Roderich las mit steigendem Interesse und mußte sich gestehen, daß dieser Aufsatz für ein knapp vierzehnjähriges Mädchen eine erstaunliche Leistung sei.

Unter anderen Umständen hätte ihn der geharnischte Ton, in dem die Schreiberin gegen „die eigenwillige väterliche Erziehung" zu Felde

Digitized by Google

rückte, amüsiert. Hier aber waren seine Gefühle gemischt.

Er war jetzt bei dem zusammenfassenden Schlußteil des Aufsatzes angelangt:

„Ebenso wie der Wirt zum goldenen Löwen seinen Sohn vollkommen ungerecht beurteilt, nur weil er anders ist als er selber, ebenso willkürlich denken und handeln die meisten Väter in der Erziehung ihrer Kinder. Sie lieben die Kinder nicht ‚wie Gott sie ihnen gab', sondern formen und erziehen viel zu viel an ihnen herum; das trifft nicht nur für Söhne zu, sondern leider auch für Mädchen, die im allgemeinen ein noch schwereres Los haben, ehe sie sich durchsetzen können.

Hermann aber hatte das große Glück, eine Mutter zu besitzen, die ihren Jungen nicht nur verstand und hochschätzte, sondern die es auch fertig bekam, dem starren und heftigen Vater Hermanns Eigenschaften so nett und warm und herzlich zu schildern und zu erklären, daß es doch niemals zu einem ernsten Riß zwischen Vater und Sohn kam."

Bei dieser Stelle war Roderich ganz ernst geworden. Dann las er den letzten Satz, der, wahrscheinlich weil die verfügbare Zeit verstrichen war, in flüchtiger Schrift hingeworfen war:

„Möchte doch die Mahnung Goethes von allen Vätern recht beherzigt werden, und möchte doch jeglicher Vater jegliches Kind ‚lassen gewähren'." — Das „lassen gewähren" war zur Bekräftigung dieses Wunsches, dreimal dick unterstrichen.

Schweigend gab Roderich das Heft zurück.

„Nun? Wie findest du den Aufsatz?" fragte Irmgard. „Ich sah doch, wie interessiert du ihn gelesen hast, wie deine Augen leuchteten."

„Ja, der Aufsatz ist gut, sehr gut vielleicht", gab Roderich zu.

„Wie kühl du das sagst, Roderich. Im Innern vergötterst du deine Tochter; wenn sie's selber nur wüßte . . ."

„So würde sie mich wehrlos machen mit ihrer Zärtlichkeit wie Euch alle. Nein, nein. Ihre Gaben und Talente, die sie ja unstreitig hat, sind ihr selbst nur hinderlich. Sie glaubt Ausdauer und Fleiß nicht nötig zu haben." Roderichs Gesichtsausdruck war wieder düster geworden.

„Ein wenig mehr Liebe und Verständnis wäre bei einer Natur wie Kriemhild viel angebrachter als deine Schroffheit, Roderich. Du vergißt so oft, daß Kriemhild kein Kadett und kein Gymnasiast ist, sondern ein Mädchen, das Liebe und nochmals Liebe braucht."

„Immer wieder dasselbe Lied", dachte der Direktor.

„Hier handelt sich's doch zunächst um Schulfragen, um die Versetzung, Irmgard. Und darauf muß ich dir das gleiche antworten wie all den Müttern und Damen, die heute bei mir waren: Selbst wenn ich wollte — ich kann nichts mehr ändern. Es ist zu spät. Die Konferenzbeschlüsse sind gefallen und unterzeichnet. Und nun quäle dich und mich nicht mehr damit."

Irmgard hörte mehr noch aus der Entschiedenheit des Tones als aus den Worten, daß sie hier einem unbeugsamen Willen gegenüberstand.

Lautlos still war's in dem ganzen Schulhaus. Zwei Uhr fast. Auch die Nachzügler waren um diese Zeit auf dem Heimweg. Roderich hatte während der Unterredung es vermieden, zu Irmgard hinzuschauen. Jetzt sah er sie voll an und genoß mit hellem Entzücken den unbeschreiblichen Liebreiz ihrer mädchenhaften Erscheinung. Noch erregt, gerötet von der Debatte stand sie am Fenster, deutlich zeigend, daß sie unzufrieden war.

Degenhardt war zu ihr herangetreten.

„Kleine Irmgard, du wirst es mich doch nicht entgelten lassen?" — Jetzt hatten sie die Rollen vertauscht, und er war der Bittende. Irmgard, jetzt ganz Dame, ganz wie eine Prinzessin, stand mit abgewandter, stolzer Kopfhaltung da, ohne auch nur ein Wort zu erwidern.

Eine Verlegenheit, die von Minute zu Minute wuchs, kämpfte in Roderich mit dem Entschluß, um Irmgards Hand zu bitten. Dieser Entschluß, der ihm heute morgen so natürlich und selbstverständlich erschienen war, kam ihm nun plötzlich, wo er dem kühlen, stolzen, schönen Mädchen gegenüberstand, wie eine törichte, durch nichts zu rechtfertigende Anmaßung vor.

Er mit seinen grauen Haren! Sie würde ihn auslachen, würde seiner Liebe spotten.

„Es ist stillos und lächerlich zugleich, wenn ich ihr wie ein Jüngling von meinen Herzensempfindungen rede", sagte er sich, immer mut-

Digitized by Google

loser werdend. Herrgott, weshalb kamen ihm denn plötzlich so viele Bedenken, so viele Wenn und Aber?

Er hatte ihr doch etwas zu bieten, war doch nicht der erste beste. Es war nur so schwierig, einen Heiratsantrag zu stellen und ihn vernünftig zu begründen, anstatt einer Liebeswerbung, die Herz und Seele diktierten.

„Wie macht man einen Heiratsantrag?" quälte er sich selber. „Heute oder nie", flößte er sich selber Mut ein. — Irmgard stand noch immer am geöffneten Fenster.

Eine köstliche Luft wehte über die Wilhelmstraße; selbst hier im Schulzimmer roch es nach Frühling, nach Frische und Blühen.

Roderich unterdrückte die Stimmen der Liebe und Leidenschaft, stürzte ihr nicht zu Füßen, haschte nicht einmal nach ihrer Hand, stammelte kein zärtliches Wort, sagte nichts von dem Nichtlebenkönnen ohne sie, sondern stand, äußerlich kühl und steif, mehrere Schritte entfernt von ihr und fragte in mühsam erzwungenem, nüchternem Ton in dem nüchternen Arbeitsraum, in dem noch nie von „Gefühlen" die Rede gewesen, in vollendeter Korrektheit und Würde, ob Irmgard bereit wäre, seine Frau zu werden, um Kriemhild die Mutter zu ersetzen.

Er bildete sich auf diese Fassung des Antrags, die ihm die Not der Stunde eingegeben, etwas ein. Irmgard liebte sein Kind, das wußte er. Dem Kinde zuliebe würde sie nicht nein sagen.

Irmgard, völlig unvorbereitet, wandte sich rasch um und schloß das Fenster.

Bei seinen ersten Worten waren ihr Tränen in die Augen gekommen.

Er wußte von ihrem Erlebnis, kannte ihre Demütigung und wollte sie trotzdem?

Er, Roderich Degenhardt, der so turmhoch über ihr stand, daß sie ihn um seiner Fehlerlosigkeit und Überlegenheit willen fast gehaßt hatte; sie hatte sich ja fast Mühe gegeben, diese Abneigung zu hegen, auch als sie im täglichen, zwanglosen Verkehr sich tausendmal überzeugt hatte, daß seine Gesinnung vornehm in allen Lebenslagen war, und daß das, was sie als Überlegenheit empfand, keine äußere Pose, sondern ein inneres Gefühl war.

Kein anderer Mann hatte ihr je so imponiert durch die ganze Art seines Wesens und seiner Lebensführung. Sie vergaß ganz, daß er dicht neben ihr stand und atemlos gespannt, besorgt fast, auf ihre Antwort wartete.

Sinnend stand sie da; nichts verriet ihre Empfindungen.

Er sah, daß sie überlegte, nachdachte.

Jedes Überlegen achtete er viel zu hoch, als daß er sie gestört hätte.

Sie aber dachte immer nur das eine, einzige, was ihr in dieser lebensentscheidenden Stunde wichtig war: „Ob er mich wirklich liebt? Er hat's nicht gesagt, mit keiner Silbe —, aber weshalb sonst will er mich zur Frau?"

Roderich Degenhardt, der sonst so kühl Wägende, der Mann mit der ehernen Fassung und dem klaren Blick, konnte seine Erregung nicht länger meistern. In seiner sinnlosen Angst und in völliger Unkenntnis weiblicher Eigenart wählte er das Falscheste, was er sagen konnte:

„Nicht meinetwegen, Irmgard; aus Liebe zu Kriemhild sage nicht nein. Ein Kind braucht Vater und Mutter, wenn es gedeihen soll. Bleibe du bei uns beiden für immer. Schon jetzt könnte sich mein Kind ein Leben ohne dich nicht mehr vorstellen. Laß uns diese Bande, die sich auf so natürliche und fast selbstverständliche Weise knüpften, auch durch die Heiligkeit des Gesetzes besiegeln."

Er seufzte tief auf. Mit äußerster Selbstbeherrschung hatte er seine Person, seine eigenen stürmischen Wünsche vollständig in den Hintergrund gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

6. Fortsetzung.

Meine Mutter hat mir darauf eine kalte, in sich hinein murrende Feindschaft gezeigt, und wir haben ein paar Tage lang kein Wort miteinander gesprochen. Es stand ja auch das mit Gretel zwischen uns.

Die Eltern Gretels gaben sich verschlossen und abweisend, und sonst hatte ich nicht viel Menschen in der Stadt, bei denen ich mich wohlfühlen konnte. Manchmal kam ich mit Hans und Otto zusammen; sie waren die alten Luftikusse geblieben, die ihre tollen Streiche gottesfürchtig in die Welt setzen, aber diplomatisch genug sind, dabei nicht aus ihrer geraden Bahn zu springen, die sie zu gut besoldeten Stellungen führt. Ich ging mit ihnen in die kleine, verbotene Kneipe und fand, daß sie noch ebenso frech und ängstlich waren wie früher. Ich fand auch, daß mein Wesen sich in der weiteren Welt von ihrer Begrenztheit losgelöst hatte, und wurde stolz, als ich mir dachte, wie es werden würde, wenn ich erst in die weite Welt hinauszog, in diese ganz weite Welt, in der die Heimat nur ein Fleckchen ist, hineingespritzt von einem übermütigen Maler auf ein buntes Gemälde.

So machte ich mich zur Ausfahrt bereit. Meine Mutter blieb in ihrem stummen Widerstand, wie oft ich auch gute Worte, leichte oder schwere, für sie finden mochte. Ich saß manchmal lang in meinem kleinen Zimmerchen, das so geblieben war, wie ich es einmal verlassen hatte; dann knackt die alte, müde Kommode, denn es regnet draußen in der Nacht, und dieser gelbe Geck, der immer noch so protzenhaft und unausstehlich dasteht, das Kinderschreibpult, glänzt prahlerisch unter dem milden Schein der Petroleumlampe. Der zeitlose Tisch ist noch nicht charaktervoller geworden, er lehnt stillschweigend und stumpfsinnig an der Wand und trägt die Lampe und läßt alles über sich ergehen, was die Zeit bringt.

„Adieu, Mutter," sagte ich am anderen Morgen, „wir zwei können jetzt nicht länger zusammenbleiben, so will ich gehen und sehen, was mir draußen in der Welt zukommt. Grämе dich nicht, denn der Seppele ist kein Mensch, der sich gleich das Rückgrat bricht, wenn er einmal von einer Hoffnung herabfällt. Und wenn es mir gut geht, sollst du schon wieder von mir hören. Bis dahin leb' wohl, Mutter, und denk' nicht schlecht von mir, denn es ist immer einer schwere Aufgabe, schlecht von einem zu denken."

Ich küßte sie noch einmal auf den dünnen, kühlen Mund, der so verräterisch zitterte, nahm noch einmal ihre kleine, spinnwebzarte Gestalt in meine Augen auf, damit ich sie in der Zukunft überall mit mir herumtragen konnte, und ging dann schnell aus dem Zimmer. Mein Gepäck hatte ich schon in aller Frühe durch einen Bahnhofbediensteten abholen und nach Straßburg aufgeben lassen. Ich selber wollte eine lange, versonnene Wanderung die Landstraße hin unter die Füße schieben.

Wie schon einmal, nahm ich Abschied von allem, was mir bisher die Welt in diesem engen, altmodischen Städtchen bedeutet hatte. Ich fühlte wohl, daß es diesmal ein anderer Abschied war, einer, der schwerer auf die Wagschale meiner innerlichen Verfassung fiel und sich tief in mein Herz senkte, so, daß ich merkte, diesmal sei es ein viel größerer Ernst als damals. Und ich mußte ehrfürchtig staunen, wie wir Menschen aus dem Kleinen und Beschränkten hinauswachsen wollen in das Weite und Grenzenlose, indem wir einen Ernst nach dem anderen durchschreiten, und jeder ist wieder größer als der vorhergegangene. Wie bedeutend war mir einmal der Ernst meiner Kindheit und ersten Jugend erschienen, wie klein dann; und wie bedeutend wieder der Ernst des ersten Flügelregens in der näheren Ferne. Jetzt ging es hinaus in das Weitere, der Ernst der Heimat versank hinter mir, das Reich sollte mich aufnehmen.

Ich wollte draußen im Leben ein berühmter Dichter werden, und meine ausschweifenden Hoffnungen stießen ihre Kähne vom freundlichen Strand kleiner Erfolge ab, die mir während meiner Kolmarer und Mülhausener Tage in Zeitschriften geblüht hatten.

In der Nacht war Schnee gefallen. Jetzt lag die Ebene in einem weichen, tröstlichen Weiß da, das dort, wo die Vogesen aus dem

Digitized by Google

Boden wuchsen, reiner und feierlicher strahlte. Ich grüßte noch einmal den plumpen Turm des Münsters und die dünne, gotische Zierlichkeit der protestantischen Kirche, grüßte den breiten, drohenden Hexenturm, der noch aus einer finsteren Zeit dasteht, und wandte dann entschlossen das Gesicht der Wanderung zu.

Ich trappte in dem knarrenden Schnee dahin und grüßte lustig jedes Schlittengeklingel, das mir entgegenglitt. Ein naseweiser Hase schlug über das glatte Feld hin seine vergnügten Purzelbäume, und es ging von jeder Erscheinung eine herbe, kräftige Zuversicht aus.

Ich habe die Nacht in einem Dorf am Weg zugebracht, in einem wundervollen Bauernbett, das mir hoch über die Ohren ging, so daß ich mich am anderen Morgen suchen mußte, wie früher die Mutter den kleinen Seppele in seinem breiten Altväterbett gesucht hatte. Ich riß das kleine Fenster auf, und da lag nun das elsässische Dorf vor mir, mit seinen verschneiten Höfen und Gärten und seinen eingemummelten Kindern, die auf großen, mit Stroh ausgestopften Holzschuhen singend und schreiend nach der Schule schlitterten. Die Hunde tanzten wie Narren im Schnee, warfen ihn mit den Schnauzen hoch in die Luft und verbellten ihn, wenn er feinsprühend wieder herabkam. Kleine Dampfsäulchen stiegen aus den Nüstern der Pferde und verwehten in der bleichsonnigen Luft wie neckische Geisterlein.

Dann bin ich weitergewandert, und gegen Abend kam ich in die wunderschöne Stadt.

Da hat mich eine große Sehnsucht ergriffen wie einst den armen Schweizer, als er auf den Festungswällen Straßburgs in die Nacht nach dem fernen Klang des Alphorns horchte, nur daß ich nicht wußte, wonach denn meine Sehnsucht horche, und was daraus wohl werden müsse.

Ich habe mich also von der leise schwirrenden Wehmut hinter meinen Augen führen lassen und bin so in das Edentheater gekommen.

Als ich aber auf einem Plüschsessel saß, bin ich heftig erschrocken wie einer, der aus einem unerwarteten Schlaf emporzuckt. Ich floh. Die Nacht lag feierlich in den engen Straßen; schwarz, seltsam verschnörkelt bauten sich die Häuserecken mit ihren Türmchen und Erkern in den dunklen Himmel hinauf. In mir aber drängte ein Verlangen und eine Angst. Und die Erkenntnis wurde immer ungestümer, daß ich doch auch von Lia Abschied nehmen müsse; und darein schmeichelte sich die kinderzarte Tröstung, daß es heimlich geschehen solle, weil sonst viel Schweres für uns beide daraus käme.

Und so bin ich wieder in das Edentheater zurückgegangen und habe mich ganz bescheiden und erwartungsvoll auf den Plüschsessel gesetzt.

Was die Akrobaten an ihren Trapezen vollführten, hat mich wenig aufgeregt, und auch nicht die prickelnden Lieder der Sängerinnen und die unnützen Couplets und Parodien der Humoristen. Ich habe nur von ganz weit her an die kleine Schenke in Kolmar denken müssen, in der ich einmal vor dem klappernden Klavier saß, um mich im Leben zu halten.

Ich wartete nur auf das eine.

Das Orchester spielte plötzlich eine dunkle Einleitung, man merkte gut, daß jetzt etwas Ernsteres erscheinen sollte, und ich wußte besonders, wen ich nun gleich da oben auf dieser grellen, buntfarbigen Bühne sehen würde.

Lia kam in einem langen, gelben Kleid mit einer schweren Schleppe, die sie müd nachgleiten ließ. Sie sah dem Publikum mit brennenden Blicken in die hundert und hundert Augen und öffnete den Mund.

Das kleine Orchester lag ganz gezähmt am Boden, man hörte nur dann und wann einen klagenden Geigenstrich oder ein brummiges Cellomurren. Einmal trillerte auch eine Flöte, erschrak aber gleich und erstarb.

Lia sang ein wehmütiges Lied von einer kleinen Pariser Näherin, die hoch oben in einer armseligen Dachkammer bunte Lappen zusammenflickt, denn es soll ein Karnevalsfest gefeiert werden. Und die Näherin sticht sich die Finger blutig und schneidet sich mit allzu eifrig gezogenem Faden in die rissige Haut. Aber sie merkt es nicht, denn der Glanz des nahen Festes ist um sie her, ihres allerersten Festes, das sie mit ihm verbringen darf.

Da strahlen die vielen, hellen Lampen, ein Orchester gießt rauschende Walzer und unbeholfene Polkas in den riesengroßen Saal, Augen sprühen und Herzen drängen einander zu. Paar um Paar. Aber die arme, kleine Näherin steht in einem kalten Winkel, zitternd

Digitized by Google

an eine dicke Säule gedrückt und wartet. Und wartet.

„Ach, du arme, kleine Näherin,
Wankelmütig ist der Männer Sinn . . .“

Aus den traurigen Augen Lias brach eine Welle funkelnden Lichts; das war Angst, Not, Verzweiflung, Haß, Rachewut, ein ganzes, zertretenes Schicksal. Und als sie dann mit einer haßerfüllten, leidenschaftlichen Stimme das Ende sang, dieses Ende mit einem gewaltsamen Tod des Ungetreuen in den Armen seiner schönen Buhle, als man aus dieser wundervollen Stimme die wild und unversöhnlich ineinandergetauchten Blicke der beiden Frauen, die sich über der Leiche gegenüberstanden, gleichsam ineinanderknirschen hörte, da schrie der schwerfällige, faule Körper, der da breit in den Theaterraum hingegossen lag, dieser Körper mit den hundert und hundert Augen schrie und weinte und stampfte in der rasenden Unbeholfenheit seiner Begeisterung.

Lia de Linde ließ die Stirn ein klein wenig nach vorn sinken und ging langsam und müde von der Bühne.

Seppele Barondiot aber saß in einem Wirbelsturm der wildesten Wünsche, Ängste und Schmerzen. Ich meinte, es könne nicht geschehen, daß ich dieses gesegnete Geschöpf am Weg liegen ließ, und lachte mich dann aus, weil ich noch glauben konnte, sie liebe mich . . . Dann wußte ich es aber wieder, so deutlich und schmerzhaft, als hätte es mir einer mit glühenden Eisen in die Handflächen geschrieben, und wenn ich die Hände hob, mußte ich es lesen. Sie liebt dich, sie liebt nur dich! Und du begehst ein Verbrechen, wenn du sie verläßt. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, ich kannte mich selbst nicht mehr. Alle tiefatmende Freiheitsseligkeit war wie ein armseliges Streichholzflämmchen im Sturm dieser Stunde erloschen, ich wollte mich Lia zu Füßen werfen, und sie sollte mich behalten, es mochte im übrigen weitergehen, wie es wollte.

Aber ich bin glücklicherweise noch rechtzeitig aus dieser gefährlichen Verzauberung erwacht, und da ist dann eine leise, singende Wehmut über mich gekommen, daß es soviel Schönes auf der Welt gibt, und man geht daran vorüber oder zertritt es kalt und selbstsüchtig, weil es gar nicht anders sein kann . . .

Ich irrte noch lang, bis tief in die Nacht hinein durch die kalte Stadt, immer vor der Versuchung, doch noch einmal zu Lia zu gehen, auf der Flucht. Denn jetzt wußte ich wohl, daß ich verloren war, wenn ich sie noch einmal sah.

Und dann bin ich davongefahren, gehetzt von der schrecklichen Angst vor allem, was mir in dieser Stadt zwischen die selbstsüchtige Ordnung meiner Zukunftspläne trampeln wollte, und auch in der hellseherischen Gewißheit, daß alles seinen gebotenen Weg finden und zu einem Ende kommen würde, das ihm bestimmt war.

So habe ich meine Heimat in der Finsternis verlassen und sie nicht noch einmal mit den Augen von meinem bewegten Herzen grüßen dürfen.

Stück um Stück der Vergangenheit fiel in dem eintönigen Rattern der Räder von mir ab, Stück um Stück der Vergangenheit, soweit sie Äußerlichkeit gewesen war. Wenn ich mir das Heimatstädtchen oder Kolmar oder auch Mülhausen vorstellen wollte, mußte ich an die Stirn greifen und tüchtig an den Strängen ziehen, an die meine Gedanken gebunden waren, und dann sträubten sie sich solange, bis ich es überdrüssig wurde und sie in ihren Schlupfwinkeln liegen ließ. Selbst die Gesichter der Menschen wurden unwirklich und gar nicht so, als hätte ich sie einmal, vor ganz kurzer Zeit, ganz aus der Nähe gesehen, sie gestreichelt oder gar geküßt. Ich konnte mir nicht mehr sagen, wie das Gesicht Gretels in seinen feinsten Linien aussah oder das Carrys, ich wußte nur, daß das eine wild und keck war und das andere sanft und voll einer elsässischen Verträumtheit. Ich habe mich damals groß gewundert, wie schnell solche Erscheinungen in uns blaß werden können, wenn wir einen neuen Kampfplatz mit ganz anderen Formen und Schranken in uns aufgestellt haben, den neue, noch unbekannte Menschen betreten sollen.

Ich saß im Zug nach Leipzig, weil ich dachte, in dieser berühmten Buchhändlerstadt müsse mein dichterischer Weizen am üppigsten ins Korn schießen. Und ich hatte die Empfindung, es gehe nun bis an das Weltende. Weiter als du kann kein Mensch fahren, sagte ich in aller Überzeugung zu mir, und dazu hatte

Digitized by Google

ich gewiß ein Recht; denn in meiner vorwärtsseligen Verfassung konnte bei mir kein Mensch sich eine weitere Reise vorgesteckt haben als ich.

Und dann ist mir noch ein lieber Abschiedsgruß der Heimat mitgegeben worden, den ich nicht vergessen habe.

Da neben mir auf dem harten Holz der Coupébank saß ein junges Mädchen in einer Tracht, daß mir schien, sie müsse aus der Weißenburger Gegend sein. Die große, schwarze Elsässer Schleife schaukelte kokett in ihrem vollen, dunklen Haar wie ein riesiger Schmetterling. Das Elsässer Maidle war so müd, daß ihr kleines, apfelfrisches Gesichtchen immer wieder zur Seite fiel, wieder in rührendem Willen zum Widerstand hochgezogen wurde und abermals umsank. Bis endlich der Wille einschlief und mit ihm das ganze Geschöpf.

Da lag denn das warme, unschuldige Gesicht an meiner Schulter, daß ich seine Wärme durch den Stoff fühlte und sogar das sanfte Schlagen des kleinen Mädchenherzens, und ich habe mich nicht gerührt, daß mir der süße Heimatgruß nicht weggenommen werden sollte, und habe für mich gedacht: So schläft nun die Heimat an dich gelehnt, und das ist doch wie eine Mahnung: Vergiß mich nicht und halte mich stets an dir und denke daran, daß du mir vielleicht einmal viel sein kannst.

In Weißenburg ist sie ausgestiegen, mit einem freundlichen und dankbaren Lächeln in meine Augen, und dann ist auch die Heimat vorbei gewesen, und die Fremde hat begonnen mit ihren unbekannten Versprechungen und Erfüllungen.

Zweiter Teil.

7. Kapitel.

Unter dem niedrigen, verrußten Dach des provisorischen Thüringer Bahnhofs zu Leipzig bin ich am anderen Tag um die zweite Mittagsstunde aus dem Coupé gesprungen wie etwa ein alter Schiffahrer, der als erster Europäer den Fuß auf rote Erde setzt. Dann ist mir aber ein eiliger Dienstmann mit einem schweren Koffer gegen den Leib gerannt, und da habe ich wieder gewußt, daß wir in anderen Zeiten leben.

Es ist mir doch nicht einerlei gewesen, als ich dann mit einem Schlag in dem lauten, schreienden, klirrenden, rasselnden, pfeifenden Getrubel vor dem Bahnhof meinen Weg suchen sollte. Ein dummer, eckiger Provinzler, denn was besagte eine Stadt wie Mülhausen oder selbst wie Straßburg gegen die vielen Hunderttausende von Menschen, die hier auf den Beinen waren, da stand also ein dummer, verschüchterter Provinzler mit eingedrücktem Hut, die Hände frierend in den Manteltaschen, und wußte nicht, was an diesem Tage noch aus ihm werden sollte. Ich griff in mein Herz und suchte da nach einer Auskunft; aber es gab keine, und der Kopf, den ich dann mit einer höflichen Verbeugung um Rat ersuchte, tat einen unwilligen Murrer und sagte mir den Dienst auf. Da bin ich denn ziellos in die unbekannte Stadt gestolpert.

Der Regen kam hier herab, als hätten sie im Himmel nicht genug Platz für ihn gehabt. Ich lief herum, den Kragen hochgeschlagen, die Nasenspitze ungerührt unter sausenden Tropfen, durch schmale Gassen voller Menschen, über mächtige Plätze voller Pfützen, und auch einmal durch ein riesiges Häuserquadrat. Meine Augen suchten nach weißen oder gelben Tafeln, auf denen einem armen Ermatteten ein freundliches Zimmerchen präsentiert würde, und fand wenig genug. Und wenn ich dann vier oder fünf schmale Treppen hinaufgekeucht war, stand da unter heftig aufgerissener Korridortür ein böses Weib und schrie mich feindselig an. Und ich merkte, daß es nichts für mich sei, weil ich wohl nicht so aussah, als könne ich eine tüchtige Zeitlang jeden Monat ein paar dünne Goldfüchse auf den Tisch ihrer Vermieterinnenexistenz legen.

So bin ich endlich hungrig und durstig in eine kleine Schenke geraten, mitten in der Stadt, in ganz bürgerlichen Vierteln. Da bedienten Kellnerinnen, und weil ich aus dem Süden kam, fand ich nichts Außergewöhnliches dabei. Später habe ich allerdings erfahren, daß der Leipziger sich seine Gose nicht gern von weiblichen Händen einschenken lassen will.

Ich bestellte mir neben dem Bier ein wenig Wurst und bekam einen fragenden Blick,

Digitized by Google

der mir auch nicht ganz ohne Spott schien. Ob es ein Schinkenbrot sein solle. Nein, ich habe doch eine Portion Wurst verlangt, Lyoner meinetwegen, und Salami und Preßkopf.

Einen Aufschnitt also.

Das war nun ein böhmisches Dorf für den Elsässer Buben, und darüber bin ich wütend geworden.

„Himmeldonnerwetter!" habe ich geschrien. „Wenn ich Wurst fordere, so will ich Wurst haben, und mit Ihrem Aufschnitt können Sie meinetwegen die Wände tapezieren. Hat Sie verstanden, Jungfer?"

Da saß neben mir, an einem Tisch für sich, ein junger Mensch mit einem offenen und freundlichen Gesicht, der sich an unserem bewegten Gespräch kräftig belustigte. Er belehrte mich, während die Kellnerin murrend abtrat, daß man hierzuland ein Sammelsurium von Wurst, wie ich es verlangt hätte, allerdings Aufschnitt hieße und somit die Kellnerin in ihrem guten Recht sei.

Wir kamen auf diesem Weg in ein munteres Gespräch, und ich war froh, daß ich jetzt einen Menschen hatte, an den ich meine Wünsche hingeben konnte. Er stellte sich vor: Fritz Nitzsche, Student der Akademie, und ich blieb ihm nichts schuldig. Wir saßen dann lang zusammen, und ich vergaß bei seinem offenen und gescheiten Geplauder ganz meine Absichten. Bis sie mir wie ein plötzlich abstürzender Felsblock auf die Seele fielen. Da fragte ich den jungen Studenten, ob er mir an die Hand gehen könne.

„Es trifft sich gut", sagte er freundlich. „Meine Mutter hat vor ein paar Tagen ihren Zimmerherrn verloren, weil er heiratete. Jetzt steht das Zimmer leer und Sie können es sich immerhin einmal ansehen. Gefällt es Ihnen, so werden Sie sich mit meiner Mutter schon einigen; gefällt es Ihnen nicht, kann es niemand ändern."

„Wir können gleich hinausfahren", sagte er.

Wir gingen. Und da war nun in dem Lichtüberfluß, der die Straßen erfüllte, ein Gewirr von elektrischen Bahnen, daß ich mich allein nie zurecht gefunden hätte. Die eine zeigte an der Stirn ein F, die andere ein M, und eine dritte wieder eine 4. Ich bekam aber bald heraus, daß die mit den Zahlen dunkelrot angemalt waren, die mit den Buchstaben aber blau und gelb. Fritz Nitzsche schob mich kurzerhand durch das Gedränge und wies mich an, auf die R-Bahn zu steigen, so kämen wir am schnellsten nach Reudnitz hinaus.

Es kamen Straßenecken nach Straßenecken, wir fuhren zwischen kahlen Bäumen durch, die im grellen Licht der Laternen froren, lange Zeit, so lange, daß ich bald dachte, es sei doch gar nicht möglich, daß es solche endlosen Straßen gebe. Ich mußte an Kolmar denken und an die kleine Straßenbahn, die vom Bahnhof nach dem Kanalhafen fuhr, und daß ich immer gedacht hatte, eine längere Linie könne es auf der ganzen Welt nicht geben.

Aber endlich kam doch die Erlösung. An einer breitgeschweiften Ecke stiegen wir aus, und der Wagen surrte weiter wie ein Keil in die fast schwarze Nacht hinein. Ich staunte, als ich das Haus sah, in das Fritz Nitzsche eintrat, denn es schien mir eher ein Ministerpalast als eine Bürgerwohnung zu sein. Da lagen Teppiche auf den Stufen, eingeklemmt von blitzenden Messingstangen, das Geländer funkelte in seiner Politur unter dem Schein der summenden Gasflammen, und an jedem Absatz wölbte sich ein buntes Fenster in die Höhe.

Es war gleich im Parterre. Der junge Student klingelte; ich hörte lebendige Schritte gegen die Tür kommen und nahm den nassen Hut vom Kopf. Dann hörte ich eine Stimme, die ganz entschlossen und doch auch wieder von einer versprechenden Freundlichkeit war.

Fritz spielte den Vermittler, und ich sah, daß der Frau meine Absicht ganz recht war.

„Wollen Sie sich's nicht erst einmal ansehen?" fragte sie.

„Das wird wohl gar nicht nötig sein", sagte ich aber. „Ihr Sohn hat es mir so schön beschrieben, daß es mir einfach gefallen muß."

Sie ließ mich aber nicht los. Da habe ich also ein Zimmer gefunden, wie ich mir es gar nicht geträumt hatte.

Durch die zwei hohen Fenster konnte ich die breitgeschweifte Ecke sehen, an der wir von der Straßenbahn gestiegen waren, und auch die Straße, die sich am Haus vorbeizog. Und ein hübsches, grünes Kanapee hatte ich mit einer vornehm gebogenen Lehne. Davor fand sich

Digitized by Google

ein bequemer, ovaler Tisch mit gedrechselten Beinen, so daß ich nicht ohne Beschämung an den charakterlosen in meinem Liliputzimmerchen daheim denken mochte. An der Wand stand ein großer Kleiderschrank, in dem sich wohl meine zwei Röcke und die drei Hosenpaare verloren genug ausnehmen werden. Das seltsamste aber war das Bett, das gar nicht aussah wie die bei uns. Bei uns muß man klettern, daß es jedesmal die erfreulichste kleine Bergtour ist, und dann liegt man aber auch in der allerschönsten Molligkeit, aus der man wohl nicht mehr heraus möchte, wenn nicht der fröhliche Tag riefe. Hier aber mußte man sich bücken, wenn man hineinkommen wollte, und lag dann gewiß, soviel ich von außen sehen konnte, flach wie auf einem Brett. Denn es gab da nur ein Kissen und nicht einmal ein Federbett, sondern nur ein flaches, schmales Deckbett.

Ja, natürlich nähme ich das Zimmer, gab ich an die Frau hin, und ich wolle gern bezahlen, was sie forderte. Sie tat es sehr billig und fragte auch nicht, ob ich junger Mensch denn eigentlich die Aussichten im Sack trage, pünktlich abliefern zu können. Sie fragte nur, was ich sei, und als ich großsprecherisch sagte, Schriftsteller, nickte sie und erzählte, es habe vor zwei Jahren schon einmal ein Herr bei ihr gewohnt, der auch Schriftsteller gewesen sei; er habe an der Illustrierten Zeitung gearbeitet. Da stach mich doch der Satan, daß ich sagen mußte: Das hätte ich gar nicht nötig, mich in eine Redaktion zu setzen, überhaupt hätte ich die Redaktionen im Magen, und ich wolle mich schon so durch die Welt bewegen.

„Ja, das werden Sie ja wohl am besten wissen", gab sie nach und lud mich ein, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken, damit ich doch gleich ihre Familie kennen lerne; auf den Vater müßte ich allerdings noch verzichten, weil der immer erst spät abends aus dem Geschäft nach Hause komme.

Ich wurde also in das Wohnzimmer geführt, das groß und hoch war und einfach feierlich und vornehm aussah. Da fand ich denn ein junges Mädchen, das unter der Lampe mit einer Handarbeit saß und freundlich aufstand, als die Mutter mit mir hereinkam. Auf dem breiten Sofa lag ein wenig flegelhaft ein etwa vierzehnjähriges Dirnlein mit einem schmalen Gesicht, in dem große, übermütige Augen flackerten; es sagte schnippisch „Guten Tag", und wirtschaftete weiter in seinen Schulbüchern und -heften herum. Der junge Fritz war am Tisch beschäftigt, und ich sah, daß er Photographien beschnitt.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen mein Sohn schon gesagt hat, daß er auf die Akademie geht", erklärte die Mutter. „Und so bastelt er auch zu Hause immer ein bißchen."

Ich merkte gleich, daß ich mich mit den Leuten im großen ganzen wohl vertragen könnte. Es war mir auch eine große Wohltat, daß sie mich gleich in der Familie duldeten, ich fühlte mich schon nicht mehr so fremd und verlassen in der großen, unbekannten Stadt.

Als sie erfuhren, daß ich Klavier spielen könne, mußte ich mich gleich an das braune Instrument setzen und etwas vorbringen. Die ältere Tochter trat neben mich und horchte mit großer Anteilnahme zu. Das gab mir eine warme Sicherheit.

Ich fragte bei ihr an, ob sie singen könne, und ließ sie nicht aus meinen Bitten, bevor sie es nicht tun wollte. Wir griffen ein Schubertheft heraus, und sie sagte, das „Ständchen" sei ihr Lieblingslied. Sie hatte eine warme, biegsame Stimme, die nicht gerade groß und mächtig war, aber doch eine sanfte Zufriedenheit verlieh, in der man sich lange wohlfühlen konnte.

Während sie sang, konnte ich sie auch gut betrachten, und es stellte sich heraus, daß sie ein feines, rundes Gesicht hatte, und kleine, rote Ohren, und die Haare wellten sich in einer sanften Kurve an den Schläfen. Sie hatte dunkelbraunes, mattes Haar.

Als dann mein Reisekorb gebracht wurde, den Fritz durch einen Dienstmann hatte holen lassen, ging ich in mein Zimmer und fing an auszupacken. Dabei bekam ich es doch mit einer ungestümen Wehmut zu tun. Ich war jetzt so weit von daheim fort, ein trotziger Brausekopf, der gegen alles Herkommen und alle von den anderen Menschen gesammelte Erfahrung auf seinem eigenen Wäglein dahinkutschieren wollte. Es ist mir da zum erstenmal ganz aufgegangen, daß doch wohl viel Steine in meinem Weg liegen würden, und vielleicht konnte es

Digitized by Google

auch geschehen, daß mein Wäglein umpurzelte und Seppele Barondiot sich im Graben das Genick brach. Denn in dieser erhellten Stunde ging es mir zaghaft auf, daß meine Dichtwerke doch am Ende gar nicht die riesenmäßigen Schlüssel waren, die die schwersten Türen aufschlossen.

Als ich aber wieder die ruhigen und sicheren Stimmen der anderen hörte, die neben mir im Wohnzimmer hin und her gingen, löste sich meine Bangigkeit, und ich fand sogar einen Vorwurf, den ich mir gegen die Stirn schlagen konnte.

Ich lernte an diesem Abend auch noch den alten Herrn Nitzsche kennen. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann, der sehr gehaltene und vornehme Bewegungen an sich hatte und mir gleich herzlich die Hand drückte, als ob wir uns schon lang nähergestanden hätten. Er erzählte in einer wunderlich knappen Art vom großen Krieg Anno 70 und 71, den er mitgekämpft hatte, und wie sie vor Paris gehungert und gefroren haben. Es ging mir da ein ganz anderes Bild von dem großen Krieg auf, der mir bis dahin nur aus dem elsässischen Boden herausgewachsen war, wie ihn mir meine Mutter erzählt hatte. Ich sah, daß jeder auf seinem Fleck steht und andere Augen hat, und daß man deswegen keinen verdammen soll.

Die nächsten Tage sind mir unter Suchen und Verzichten vergangen. Ich hatte erst die Stadt im großen unter der lustigen Führung des jungen Fritz kennen gelernt, das Museum am Augustusplatz, das Neue Theater und das Gewandhaus, das Buchhändlerhaus und was alles an schönen, öffentlichen Gebäuden in Leipzig zu finden ist. Und ich sah, daß auch hier Menschen herumgingen wie überall, und daß jeder seinem Endchen Glück nachjagte, das eben um die Ecke verschwand wie bei uns auch. Nur daß sie es hier mit anderen Gesichtern taten, und mit anderen Schritten und graueren Voraussichten, merkte ich bald genug.

Ich bin also mit meiner elsässischen Freimütigkeit zu den Leuten gegangen, die mir helfen sollten, und beim ersten habe ich gedacht: Er wird dich aufnehmen, deine Arbeiten schön gebunden herausgeben und du wirst bald ein berühmter und gefeierter Dichter sein.

Die Verleger waren sehr gütige oder sehr geschäftsmäßige Leute, die mich mit teuren Zigaretten bewirteten oder mir ein schlecht garniertes Knurren vorsetzten. Manche hoben die Achsel und sagten: „Ja, du lieber Gott . . .! wir haben so viel Angebote . . . Was soll man machen!“ Die anderen sagten, wenn meine Arbeiten tüchtig seien, so solle sich wohl darüber reden lassen. Denen vertraute ich und hatte wieder einmal die ganze Welt im Sack. Aber dann bekam ich mein Paketlein zurück, es sei schön, und zweifellos stecke ein bedeutendes Talent darin, und man könne auch auf einen Erfolg rechnen, wenn das und das noch geändert würde, aber man habe sich gerade in diesem Jahr so viel anderes vorgenommen, daß an eine Mehrbelastung der Kräfte nicht zu denken sei.

Da stand ich ja nun mit einem ganzen Stoß Absagen und betrachtete wehmütig die paar ersparten Goldfüchse, die mich grimmig genug an meine Drehstuhlzeit erinnerten, und sah sie davonlaufen, einen nach dem anderen, ganz so, als wäre es ihnen in meinem Portemonnaie nicht warm genug; und ich trommelte mir umsonst gegen die Stirn, um einen munteren Gedanken zu finden, was jetzt getan sein solle.

In diesen Tagen gab mir eine Zeitschrift auf, einen Artikel zu schreiben. Das brachte einen neuen Goldfuchs herein und in die Verfassung des Elsässer Anbeters eine gewaltige Hoffnung. Ich begleitete am folgenden Sonntag mit einer geschwellten Seele die beiden Geschwister nach der Rennbahn. Es war ein goldiger Vorfrühlingstag, in den sich schon die ersten Knospen und Halmspitzchen drängten, und ich war glückselig, als ich sehen konnte, daß um das ungeheure Steinmeer weite Parke und Gärten gesetzt sind. Aber die Natur kam mir gleich bescheidener und dürftiger vor als bei uns.

Der junge Fritz trug seine achtzehn Jahre und den photographischen Kasten so, als seien sie untrennbar miteinander verwachsen; und sie waren es ja wohl auch. Er pfiff und erzählte dazwischen unermüdlich, sein Sächsisch summte mir im Ohr wie eine angenehme Wiegenmelodie. Neben ihm her schritt tapfer seine Schwester Johanna, klein und altklug in

Digitized by Google

der Figur, aber doch von einer frühlingshaften Beweglichkeit und Sanftmut.

Ich erzählte ihr von meiner Heimat, von den hellen Bächen darin und den weiten Matten mit ihren vielen krummen Weidenbäumen, und von den Burgen auf sanften Bergen, und auch davon, wie sie jetzt anhoben, die Hohkönigsburg nach dem Willen des Kaisers wieder aufzubauen. Sie hörte mit sinniger Ruhe und Erwartung zu und tat kluge Fragen dazwischen. Ich merkte wohl, daß sie ihr besonderes Weltbild im Kopf trug, und das machte sie mir gleich vertraut und hob sie aus der Menge der anderen Mädchen.

Wir saßen im Freien vor dem Rennbahn-Restaurant, so warm war es schon, und da rauchte sie eine Zigarette, die sie so niedlich zwischen den gespitzten Fingern hielt, daß ich es ihr sagen mußte. Sie lächelte froh, wenn es auch ein wenig belustigt war.

Dann erzählte sie mir viel von den Künstlerfesten, die sie in der Akademie verlebt hatte. Es trat da viel Neues und Farbiges zu mir; aber ich konnte mich noch nicht hineinfallen lassen, ich war noch zu ungelenk, und meine Art war zu fest an einen Pfahl gebunden, als daß sie sich gleich hätte losreißen und verbeugen können.

Weil mich Frau Nitzsche zum Essen eingeladen hatte, fuhr ich mit ihnen nach Hause. Wir waren übereingekommen, daß ich jeden Sonntag miteſſen könnte, und weil ich es nicht umsonst haben wollte, war eine kleine Entschädigung angesetzt worden. In der Woche aß ich an einem Massenfütterungstisch billig und wahrhaft bescheiden.

Am Montag begann wieder das Laufen und Suchen; dabei kam ich mir ganz heldenhaft und entschlossen vor, manchmal aber auch erbärmlich und schwach. Alles, was ich in der Schublade liegen hatte, fand keine Gnade, vielleicht, weil die Leute keine Zeit dafür hatten, vielleicht auch, weil es sich in der Tat nicht besonders tauglich zeigte. Ich verlor aber die Hoffnung immer noch nicht, am allerwenigsten nach außen hin, und ging jetzt heimlich darauf aus, auf einem anderen Wege ein bißchen Geld hereinzuholen. Einmal traf es sich, daß ich in einer kleinen Schenke saß, und vor dem Klavier kauerte ein verwachsener Mensch und schlug den Gästen ein lahmes Klavierstück nach dem anderen um die Ohren. Da flog der Gedanke her und blieb an mir hängen, ich könnte es wieder auf dieser Straße versuchen, solange die andere mich nicht vorwärts lassen wollte. Ich tat mich also auch um und hatte ein Glück, das mich wie einen dummen Jungen behandelte, indem es mich lockte und, als ich vertrauensselig in seine Arme lief, ein Bein hob und mich gegen den Leib stieß, daß ich hintenüber fiel.

Der verwachsene Klavierspieler in der kleinen Schenke hatte mir ein Lokal genannt, wo sie einen Pianisten suchten. Das war ja nun mein Fall. Ich lief also in das Café und kam auch richtig an. Es war eine Kapelle von sechs Mann. Da sollte ich nur zu begleiten haben; das ist so leicht wie das Einmaleins, Seppele, sagte ich großmäulig zu mir und setzte mich auch gleich hin. Eine herrliche Gage winkte mir, daß ich mir in wehmütigem Spott sagen mußte: „Du wärst ein Ochs, Seppele Barondiot, wenn du noch länger auf der dürren Lyra klimpern wolltest, wo dir das prosaischere, aber saftigere Klavier Schätze in den Schoß wirft!" Das erste Stück, ein Marsch, ging gut, weil ich nur einmal links, dann rechts, und wieder links und wieder rechts und immer so weiter in die Tasten zu schlagen hatte. Aber dann kam eine verwickeltere Sache, und da stand mein Glück mitten darin und winkte mir und hob den Fuß gegen mich, und während es zustieß, verlieh es dem Kapellmeister eine mächtige Stimme, die mir zubrüllte: „Mensch, haben Sie denn kein Taktgefühl, Sie verstehen ja vom Begleiten so viel wie der Elefant vom Garnspinnen! Machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

Ich vermißte darin die sächsische Gemütlichkeit und trat von der Bühne. Und stand wieder in meiner Beengung und tüftelte in meinem Kopf an einer neuen Möglichkeit. Es gelang mir, in minderwertigen Kneipen unterzukommen, aber der Lohn war so gering und das wüste, unsaubere Leben dieser Kutscher, verbummelten Studenten, Schlächtergesellen, Schmiedelehrlinge und was da alles zusammenkam, ekelte mich bald so an, daß ich lieber verhungern wollte, als in solchem Dunst und solcher Fäulnis länger zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Wieder einer

Wieder einer, der mit mir draußen war,
Hat sich erholt und hat wieder Abschied genommen;
Oh, wie strahlte sein Blick so hell und so klar,
Eine leise Wehmut ist über mich gekommen.

Lustig flattern und wehen die Fahnen im Wind,
Künden von neuen Siegen und locken und rufen;
Tränen mir ins Auge gestiegen sind, —
Dank den Tapf'ren, die draußen wirkten und schufen!

Laßt mich allein! — Warum nur muß ich mich hier
Still verzehren? Mein Mut wird zager und kleiner;
Niemand bringt die ersehnte Genesung mir, —
Sporenschritt hör' ich immer, — es geht wieder einer!

Thilo Kiefer.

Die Brüder / Kriegsepisode von Heinrich Leis

Es war ein heißer Tag gewesen und die laue, windlose Abendschwüle drückte erschlaffend schwer auf die Sinne und auf die Glieder. Der Himmel, im Westen ganz rot, warf einen leuchtenden Widerschein ins Tal. Das streckte sich mit Wiesen, voll von hohem Gras und übersät von gelben Dotterblumen.

Wir standen vor dem Erdloch, das den Eingang unserer Batterie darstellt, durch den Erdaufwurf des Laufgrabens gedeckt, Hans Helmut und ich. Die Zeit der Ablösung nahte heran. Wie die Sonne brannte, ohne belebenden Luftzug in gleichmäßiger Schwüle, war der Tag träg und ruhig verlaufen, ohne daß wir zum Schuß kamen. So lagen wir seit Wochen nun, in stetem Abwarten. Nur selten krachte ein Schuß von hüben oder drüben, um dem Gegner zu zeigen, daß man noch da war und auf der Lauer lag.

Mählich dämmerte es. Erst hüllten sich die Höhenzüge ringsum in Dunst. In bläulichem Schein verschwammen die zerstreuten Baumgruppen, die spitzaufstrebenden Pappeln und die Dächer des zerschossenen Dörfchens vor uns mit dem blaßblauen Hintergrund der Bergrücken. Darüber ein Himmel von glühendem, wallendem Blei. Zwielicht schlich sich durch die Wiesen.

Wir packten unsere Sachen zusammen, nahmen Leibriemen und Karabiner auf. Die Ablösung sah man schon heranstapfen durch das hohe Gras. Und nachher ging's heimwärts, durch den warmen, diesigen Abend, langsam niederperlende Schweißtropfen auf der Stirn. Der Weg zieht sich weit. Unser Dörfchen lag eingebettet ins Grün mit ziegelroten Dächern und erwartete uns wie Bauern, die heimkommen von Friedensarbeit. Schlank und spitz überragte der Kirchturm. Nur am Rathaus, das auch zugleich Schule gewesen, offenbarte der Krieg seine zerstörende Faust, von einer Granate durchschlagen, stand es mit brandigen Mauern gegen den Himmel. Und im Dorfteich, den Zuflüsse aus den Gassen speisen, schwammen Enten, schlugen mit den Flügeln, kleine Kücken patschten in den Rinnen mit flaumigem Gefieder. Im Quartier fanden wir Grüße von lieben Händen aus der Heimat. Da waren zwei kleine Pakete für mich darunter und gleich machte ich mich ans Auspacken, mit jener Spannung wie Kinder sie haben, wenn sie in Weihnachtsstimmung auf ihre Geschenke harren. Man ist der Heimat gewissermaßen nähergerückt für einen kurzen Augenblick. Auch für Hans Helmut war ein Brief gekommen. Ich sah, noch während die Umschnürung meiner Pakete unter dem Messer

Digitized by Google

fiel, wie er ihn kurz überblickte und aufriß. Nach einer Weile merkte ich auf, und seltsam mutete mich sein Gesicht verändert an.

„Du hast einen Brief von Hause?" fragte ich.

„Ja." Kurz gab er Antwort. Und nach einer Weile, gedämpften Tones: „Mein Bruder ist gefallen. In Rußland."

Mein erstes Gefühl war Mitleid, aber dann Erstaunen. Hans Helmut hatte nie von einem Bruder mit mir gesprochen, wohl oft von seiner Schwester, die seit kurzem vermählt war. „Ich wußte nicht, daß du einen Bruder im Felde hattest", sagte ich.

Er antwortete nicht. Durchs Fenster sah er auf die Gasse. Draußen ratterten Kraftwagen vorbei, Transporte von Truppen oder Baumaterial. Dazwischen wieder Fuhrwerke aller Art, Karren und Planwagen. In der Ferne, wo Pont-à-Mousson liegen mochte, fing ein starkes Schießen an.

In den nächsten Tagen erfuhr ich dann etwas von Hans Helmut über seinen Bruder. Die beiden waren schnell auseinandergewachsen, zwei Trotzköpfe, jeder gewissermaßen in ewigem Neid auf die Vorteile und Glücksfälle des anderen. Und den älteren Bruder, Hans Helmut bildete es sich wenigstens ein, zog der Vater vor. Die Mutter war früh gestorben. Der Bruder mochte eine ernstere, verschlossene Natur sein, dem Vater ähnlich, während er selbst, der Jüngere, einen Einschlag hatte von der beweglichen, leichtblütigen Art der Mutter. Und es verletzte ihn, daß der Vater ihm seine Ausgaben vorhielt, sein sorgloses Leben. Hans Helmut gelang es nicht, seine Welt anders zu sehen wie ein Schmetterling, der im Sonnenschein eines blauen Tages sein Leben verflattert und verrauscht. Dann, als der Bruder sich verlobte, einem ganz armen Mädel — Näherin — die er mit all seiner Seele und all seinem Trotze liebte, und als der Vater einwilligte: Da kam's zum Bruch durch irgendein hartes Wort, indem Hans Helmut sich wieder zurückgesetzt fühlte durch die Nachgiebigkeit des Vaters gegenüber seinem Lieblingssohn. Die Zeit machte kühler, der Jüngere wurde ernster, der Ältere schliff sich seinen Trotz ab im Kampf mit dem Leben, aber beide waren zu herb zum ersten, versöhnlichen Schritt. Wie der Krieg kam, wuchs wieder das Gefühl des Zusammengehörens, das brüderliche Blut bangte nach dem anderen, das irgendwo in der Fremde in Gefahr war. Das Neue, Riesenhafte der Ereignisse, der Überschwang der Begeisterung nach den ersten Siegen riß Hans Helmut mit und seine eigensinnige Scheu. Er schrieb: Offen und geradeheraus forderte er Versöhnung. Aber die Antwort kam nicht, nun, nach langen Kriegsmonaten schrieb der Vater von des Bruders Tod. —

Hans Helmut blieb seit jenem Abend ein anderer. Der schwermütige Zug, den ich damals bei ihm sah, hielt vor, und teilte sich seinem ganzen Wesen mit. Er scherzte nicht mehr mit seinem auffrischenden Humor, wenn wir harte Kampfesarbeit taten, in den Geschützrädern lagen, den Koloß vorbrachten nach dem Schuß, mit den Hebebäumen wieder einrichteten, die schweren Geschosse ins Ladeloch rammten, während die Ohren singelten unter dem Donner der loskrachenden Schüsse. Ich fühlte, daß ihm jede Erinnerung wehtat, und suchte meinerseits, einen sorglosen Plauderton zu treffen. Ich glaube, Hans Helmut hat den Tod damals herbeigewünscht, den Granatsplitter, der das Erinnern tilgte mit dem Leben.

Da kam ein Brief für ihn, genau wie letzthin, als wir im Abendgrau von den Geschützen abgelöst waten. Seltsam, als ob er eine Vorahnung hatte, sagte er zu mir mit dunkler Stimme: „Mir will heute abend der Gedanke an meinen Bruder gar nicht aus dem Kopf."

Und es überraschte ihn kaum, der Brief — vielleicht war auch die Müdigkeit und die Schwüle daran schuld, die in dumpfes, bleiernes Hindämmern hineinzwang. Der Brief war mit Tinte bunt bekritzelt, trug Stempel und Vermerke an jeder Ecke. Er kam aus dem Osten, hatte sich irgendwie verlaufen im Taumel der vorwärtsdrängenden Kolonnen und Transportzüge, war seit Monaten unterwegs. Es war die Antwort vom Bruder. Darin stand von harten Gefechten, Entbehrungen und Todesnot, vom treuen Weib daheim. Und vom freudigen Glück des Augenblicks, als das Bruderherz den Bruder wiederfand. Auch den älteren hatte der Zwist gereut und der gleiche Stolz, der alte Trotz verhindert, als erster die Hand zur Versöhnung zu bieten. Innerlich war er längst anders gesonnen und wartete. Wartete auf den Bruder.

„Vielleicht muß ich sterben," schloß der Brief, „den Tod haben wir stündlich vor Augen. Vielleicht komme ich auch heim. Und wenn ich sterbe, lebe ich fort in meinem Kinde, meinem einzigen. Und ihr daheim und draußen, Vater, Schwester, Bruder, werdet an mich denken und keine Mißklänge und Mißverständnisse uns stören. Auf Wiedersehen; vielleicht bald, vielleicht nie . . . wer weiß das Morgen?"

Es schien von Hans Helmut eine schwere Last durch den Brief abgenommen. Nun wußte er, daß er das Herz des Bruders noch einmal besessen hatte, ehe er ihn ganz verlor. Dieses Wissen war ihm Trost.

Digitized by Google

Mädchenklage

Mit den Schwalben ist er fortgezogen
In den blut'gen Strauß —
Schwalben kamen wieder hergeflogen,
Doch mein Schatz blieb aus.

Und schon wieder hebt es an zu falben,
Sommers Glanz verloht —
Wieder nach dem Süden streifen Schwalben,
Untreu meiner Not . . .

Schwalben, Schwalben, wenn ich wahr beschieden,
Daß mit euch das Glück,
Bringt mir mit dem Frieden, mit dem Frieden,
Meinen Schatz zurück!

Bernhard Scharf.

Seine Kriegserfahrung / Von Heinrich Ohlendorf

Also schreibt Peter Ecke, ein Kriegsinvalide und Poet:

Nun bin ich wieder daheim, — bin wirklich daheim im Vaterlande. — Wie Feiertagsglocken und Weihnachtslieder klingt das; und ist doch auch wie Schluchzen darin, lachend und weinend zugleich: Vaterland . . .

Mensch bin ich wieder geworden und ich selbst. Und ganz weit in der Ferne verdämmern die Nöte jener Stunde, da ich wund und vergessen irgendwo da oben zwischen Ypern und dem Kanal im Sande lag, und mit brennenden Augen an den Winterhimmel starrte, — damals als der Tod grinsend neben neben mir am Wegrand hockte.

Weit, so weit liegt das nun schon alles wieder in der Ferne, und nur manchmal noch stehen sie in der Nacht brennend und lodernd vor mir, — alle jene Tage, da mich der Tod grüßte in der Champagne und bei Lille und an den Gräbern in Flandern — der Tod, dessen Zeichen ich vierfach an mir trage . . .

Und wo der Tod blüht, da brennt das Leben so heiß. — Und dann führt der Weg über weiße Betten in Lazaretten und blutige Binden ins Freie und geht endlich nach Hause . . .

Nun bin ich invalid und war ein Soldat . . . Alles ist so fern und so unwirklich geworden, als sei es nimmer gewesen . . .

Immer sitze ich nun am Fenster in meiner stillen Straße und starre in die Sonne. Herbstlaub fährt um die Giebel, und an den Wänden glühen noch einmal die Kletterrosen wie Blut und Purpur, als wollten sie dunkler sein und röter, als das Blut von Marie à Py und Flandern . . .

Der Wind schauert die Straße herab. Mädchen kommen den Fußsteig herunter, und blinzeln lächelnd gegen den Himmel. Die Kinder spielen und singen: „Lieb Vaterland . . ."

Mein Herz ist unruhig und voll Trauer. Ich sitze da und starre in die Sonne, und meine Lippen murmeln das Lied vom Vaterland. —

Seltsam . . . seltsam . . .

Mein Haus ist so still und nachdenklich. Der Herbst schickt seinen Duft und seine Sonne herein, wenn ich am Fenster sitze. Auf den Bäumen lärmen die Stare und sammeln sich zur großen Reise in die Ferne und ins Unbestimmte. Hell und voll Glanz ist das Land noch einmal rot und leuchtend, wie Rauch und Brand vom Sommeropfer . . . und klar brennen jetzt in allen Nächten die Sterne . . . und der Wind summt und raunt: Deutsches Land, heiliges Land . . . Immer weiter und freier wird mein Herz . . . Nun blühen alle meine Träume und klingen, weil ich im Vaterlande bin . . .

Ich lache, — alle meine Sinne lachen und sind voll Jubel. Ich weiß nicht, was in mir ist und was da werden will. Zu viel des Glückes voll ist der Herbst, — so bunt und von Farben trunken. Alle Häuser in meiner stillen Gartenstraße träumen. Kleine humoristische Häuser sind das mit breiten Giebeln und spitzen Dächern. Sie liegen neckisch zwischen Bäumen und Gebüsch versteckt oder ruhig und gesetzt hinter wohlgepflegten Vorgärten mit geschmiedeten Gitterstäben und bunten Glaskugeln, darin sich die Sonne spiegelt . . .

Gerade meinem Fenster gegenüber liegt das spaßigste Haus mit dem rotesten Giebeldach und dem koketten Türmchen an der Seite. Ich liebe das kleine Haus. Ich liebe sie alle, diese reinen Giebel, die in Deutschland so verträumt in den stillen Straßen liegen, wo am Abend die weißen Kleider durch die Büsche sehen, wenn die Mädchen heimlich mit ihrem Liebsten an den Toren stehen . . .

Nun muß ich jederzeit hinübersehen auf die stillen Fenster, um die das Weinlaub rankt, und jede Stunde sehe ich nun vor mir das reine Gesicht, das einmal so unendlich müde und traurig herübersah. Immer sehe ich die schmalen, schmerzlichen Hände, die damals auf der Brüstung lagen. — Bei Sturm und Wind — jedwede Stunde bei Tag und bei Nacht höre ich nun ihre Stimme, wie sie einstmals sang . . .

Ich bin so traurig, weil ich weiß: — Schwer und voll Schmerzen sind die Träume in diesen

Digitized by Google

stillen Häusern, und ihre Sehnsucht ist voll Qual, und in den Nächten liegen zitternde Hände auf den einsamen und unruhvollen Herzen . . .

Zum ersten Male habe ich sie gesehen, als sie die Straße herunterkam. Es ging auf den Abend zu; die blauen Schatten schlichen schon um die Giebel. Sie ging die Straße querüber auf ihr Haus zu, — gerade an meinem Fenster vorüber. — Wie leicht sie ging. Keine vermag so wie sie zu gehen — frei und so lieblich. Und doch war etwas Schweres und Müdes an ihr, und sie war nicht mehr so ganz jung.

Ich wußte mit einem Male, daß da drüben die Lieb ging, und wußte doch auch: — Ich bin ein Narr . . .

Nun weint meine Seele. Mein Herz ist unruhig und bebt, und hat doch kaum gezittert, als wir da draußen durch die Kugeln in die Lanzen sprangen . . .

Seltsam! . . . Seltsam! . . .

* * *

Ich habe mit ihr gesprochen . . .

Heller glänzen nun die Sterne in meinen Nächten. Mein Herz jubelt. Tausend Bronnen springen nun in meinen Träumen; Quellen rieseln; Winde flüsternd deinen Namen; — und alle meiner tollen Sehnsucht ungestüme, stumme Wünsche wachen auf und singen: Ich liebe dich . . .

Und doch weiß ich, daß ich ein Narr bin. — Aber ich sprach mit ihr . . .

Ich sah, wie sie ihr Haus verließ und die Straße hinabging. Ich sah, wie sie das Kind aufhob, das vor ihr fiel; — sah, wie sie mit müden Sehnsuchtsaugen geradeaus in die Ferne sah. Matt fielen ihre Hände von dem Scheitel des Straßenkindes herab, das sie gekost, und sie ging davon, als trüge sie schwere Last auf ihren Schultern. —

Ich bin ihr nachgegangen, so gut ich konnte, und als sie zurückkam, sprach ich mit ihr. Genau vor ihrem Hause war es, diesem spaßhaften, roten, koketten Häuslein zwischen den Büschen . . .

Was habe ich gewagt? Ich habe mit ihr gesprochen, — mit ihr, deren Namen tausend Stimmen in mir murmeln, tausend Lieder singen; — deren Bild meine Hände in Gedanken formen Tag und Nacht — beim Sturm und Sonne und jederzeit . . .

Und nun erst weiß ich, wie arm ich bin — ganz arm . . .

Ihre Stimme ist weich und lind, und klang wie versunkene Glocken aus meiner Kinderzeit, da ich noch leichtbehende durch meiner Heimat grüne Tannenwälder sprang.

Wie gütig und fein sie lächelte, als sie mit mir sprach, und ich ihr erzählte, was da draußen war: — das rote Blut von Lille und von Flandern. — Sie war so behutsam und lind, wie meiner Mutter fromme Hände, die so lange nicht auf meiner Stirne lagen . . .

Ich fragte, warum sie immer so ernst und so voll Zwang sei. Da sah sie mich jäh an und preßte die Hände auf die Brust; eine Träne fiel auf meine Hand — eine einzige Träne nur; aber sie glüht, sie glüht . . . Ganz leise sagte sie mehr zu sich selbst: „Er fiel in Flandern und ich war verlobt" . . .

Nimmer werde ich vergessen, wie sie das zu mir sagte, — so voll Schmerz und wilder Sehnsucht —, und doch auch voll von Stolz und Kraft. . . . Nun weiß ich auch, daß deutsche Frauen in Festtagskleidern ihre Trauer zeigen dürfen, dieweil sie stark sind und stolz . . .

Nun schlägt wilder und lauter mein Herz, und heißer schluchzt meine Stimme: „Ich liebe dich . . ." Und doch weiß ich ganz genau, daß ich ihr das nie sagen darf. — Ich weiß doch, daß ich ein Tor bin, ein armer Narr, der einsam sein muß bis dahin, wo ihm Zeit und Stunde gesetzt ist . . . Aber doch bin ich nicht traurig. Mein Herz ist voll Jubel, und meine Seele nennt deinen Namen. Ich singe; ich lache . . .

Seltsam . . .

* * *

Nun wird der Herbst gehen, wie der Sommer ging. Der Winter kommt. Ich bin einsam und immer einsamer. —

Nimmer werde ich von Liebe reden. Kein weicher Arm wird schmeichelnd mich umfangen, kein Mund meine Stirne kosen. Es darf nicht. Nie, niemals darf das sein . . .

Manchmal will ich weinen. Das ist am Abend, wenn die Mädchen vor den Toren singen, und die Paare Hand in Hand auf meiner stillen Vorortstraße gehen. —

„Warum?" schreit meine Seele in den Nächten. „Warum auch ich??" — — Leise flüstert dann in mir eine Stimme: „Vaterland . . ." Und dann sehe ich Giebelhäuser vor mir, stille Straßen, Mädchenaugen — sehe Felder und Wälder und Matten und Schiffe. Und dann lacht mein Herz wieder. Ich werde froh und leicht, dieweil meine Seele singt: Heimat . . . heilig' Land . . .

Ich weiß: — Habe ich nur einen Stein von dir geliebt, nur einen Baum beschützt und gerettet vor dem Tod da draußen; — half ich nur einem Stück von dir, deinem Winde, deinen Wäldern, dem Dufte deiner Wiesen, dem Glanze deiner Sonnen und deiner Sterne — o du mein Vaterland; — dann war es nicht vergeblich, daß ich damals eine Nacht und einen Tag im Sand am Wegrande lag. Dann war für dich rot und dunkel genug das Blut von St. Marie à Py und Flandern.

Jetzt sitze ich an meinem Fenster und starre in die Sonne, die immer müder wird. Ich bin traurig und froh zugleich. Und meine Lippen murmeln wundersame Namen . . .

Seltsam . . . Seltsam . . .

Digitized by Google

Abend

Die Wolken waren wie gefrorner Schnee,
Nun legen sie blutfarb'ne Schleier an,
Der Abend segelt heim im Silberkahn
Und streut verwehte Rosen in die See.

Der Himmel flammt — mein Herz, wie pochst du hart,
Als schautest ferne du ein lohend Feld,
Wo so viel knabenjunges Glück zerschellt,
Und so viel Jauchzen jäh zerrissen ward?

Herz, gib dich still — der Tag weint sich zur Ruh',
Schon saugt das Dunkel sacht die Farben ein,
Die Nacht kommt wie ein holdes Stillesein
Und deckt barmherzig alle Wunden zu.

Helene Brauer.

Bücherbesprechungen

E. Peter: **„Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkrieg."** Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. Preis in hübschem Pappband bei 300 Seiten Umfang 1,80 Mark.

Deutschlands Schutz- und Trutzlieder aus den ersten gewaltigen Kriegsmonaten werden ewig denkwürdig bleiben. Wir können die umfassende Kriegslieder-Sammlung bestens empfehlen. Gerade diese reichhaltige und doch sehr kritisch angelegte Sammlung des bekannten Herausgebers scheint uns besonders geeignet. Eintagsfliegen zweifelhaften Werts sind ausgeschlossen geblieben, und doch hat nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz seinen Anteil bei der Auswahl gehabt. Dem Kaiser, Vaterlandslieder, Lieder an Heer und Flotte, Kriegs- und Soldatenlieder, Schlachten- und Siegeslieder, Unseren Helden, Den deutschen Frauen, Unseren Feinden, Mundarten und Humor, so ist diese reiche Sammlung gegliedert. 10% des Ladenpreises werden von jedem verkauften Exemplar an die Nationalspende für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen abgeführt. So wünschen wir, daß „Deutschlands Kriegsgesänge" ihren Weg zum Herzen des deutschen Volkes finden, um zu trösten, vor allem aber zu begeistern.

Prof. Dr. A. Grotjan: **Der Wehrbeitrag der deutschen Frau.** Erschienen im Verlag von A. Marcus & E. Weber (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn. Preis nur 60 Pf.

Wer von der Kriegs- und Wehrleistung des Mannes spricht, denkt ohne weiteres zunächst an die pflichtgemäße Hingabe von Leben und Gesundheit, während die unzähligen anderen Leistungen an Arbeit, Geld, Zeit, Behagen, Lebensfreude, die zur Kriegszeit aufgebracht werden müssen, mit Recht in die zweite Linie gestellt werden. Spricht man jedoch von den Leistungen, die die Frau für Krieg und Wehrkraft darbringt, so denkt man umgekehrt zunächst an diese Nebendinge und nicht an jede lebensschaffende Hauptleistung, die allein der lebenlassenden des Mannes vollwertig entspricht; nämlich die Leistung einer Zahl von Geburten, die die Kriegsverluste ausgleicht und im Frieden einen Bevölkerungsauftrieb gewährleistet, der für den nationalen Aufstieg und für die Behauptung überragender nationaler Geltung ganz unerläßlich ist. Auf die Wichtigkeit dieser Leistung, die in den Zeiten ständig sinkender Geburtenzahl nicht mehr wie früher als selbstverständlich angesehen werden kann, macht in der vorliegenden Broschüre der bekannte Dozent für soziale Hygiene an der Universität Berlin, Prof. A. Grotjahn, in eindringlichsten Worten aufmerksam. Er appelliert an den „Willen des Kindes", der in jedem Elternpaare lebt, und empfiehlt, diesen Willen durch Einführung einer Elternschaftsversicherung, Gehaltsabstufung nach der Kinderzahl, Reform der Erbschaftsgesetzgebung u. a. m. rechtzeitig zu stärken, denn Wissen ist Macht, Geld ist Macht, Heeresgröße ist Macht, aber auch Geburtenüberschuß ist Macht, und nicht mehr die natürliche Fruchtbarkeit, sondern der Wille der Frauenwelt kann uns diese Macht erhalten.

Es ist unmöglich, mit wenigen Worten den Inhalt dieser gerade in der jetzigen Zeit so überaus wertvollen Schrift anzugeben. Jede deutsche Frau und jedes deutsche Mädchen, die am Patriotismus unseren Männern und Söhnen nicht nachstehen wollen, sollten das Heftchen lesen!

Will Vesper: **Der deutsche Psalter.** Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. 436 Seiten in feiner Ausstattung, leicht, aber haltbar kartoniert. Preis 1,80 Mark.

Eine künstlerisch strenge Auswahl gerade aus der geistlichen deutschen Dichtung eines Jahrtausends zu verhältnismäßig billigem Preise herauszugeben, ist in mehrfacher Hinsicht ein Wagnis. Nicht zuletzt deswegen, weil ein solches Buch sich einerseits auf die ausgesprochen christliche Dichtung beschränken muß, andererseits aber sich nicht auf ein kirchliches Bekenntnis beschränken kann und darf. Nicht Bekenntnis, Gesinnung und Gewandtheit des einzelnen Dichters durfte entscheiden, sondern lediglich sein religiöses Erleben und Empfinden und die Kraft seiner künstlerischen Gestaltung. Andererseits aber erscheint die besondere Aufgabe dieses Buches: das Gottesgedicht der tausend Jahre deutschen Christentums einmal als ein Ganzes darzubieten, wertvoll genug. So kann man die vorliegende Ausführung im großen ganzen für glücklich halten und das Buch allen den vielen, für die es bestimmt ist, warm empfehlen. x. y.

Charles de Coster. **Ulenspiegel u. Lamm Goedzak.** Die fabelhafte Geschichte ihrer heldenmütigen, lustigen und romantischen Abenteuer in Flandern und anderen Orts; mit Bildern von Felicien Rops, verlegt bei Wilhelm Borngräber, Berlin.

Gerade jetzt, wo die Aufmerksamkeit etwas gewaltsam nach den Gebieten Flanderns hingelenkt wird, ist es von besonderem Interesse, das wahrhaft klassische Buch von Ulenspiegel wieder zu lesen. Gern begleiten wir den witzigen Burschen auf seinen abenteuerlichen Wegen und sind oft erstaunt, welche Weltweisheit sich hinter den drolligen Einfällen und komischen Situationen versteckt, die der Ulenspiegel in Szene setzt; überall glaubt man typisches Menschenschicksal zu erfahren.

Die Ausstattung der neuen Borngräberschen Ausgabe ist ausgezeichnet zu nennen. Die Bilder von Rops sind hervorragend gut wiedergegeben, und dabei ist das Buch für den erstaunlich billigen Preis von 3 Mark zu haben. Man kann wirklich jedem nur empfehlen, die Gelegenheit nicht zu versäumen und sich einen Ulenspiegel anzuschaffen.

Dr. H. Janke.

Digitized by Google

Vermischtes

Jetzt kauft Bücher. Niemand braucht jetzt Bücher so nötig wie unsre braven Feldgrauen, die nicht weniger geleistet haben, als unser Vaterland, unsern Besitz, unsre Ehre, alles was wir sind und haben, zu retten vor den gehässigsten und verlogensten Feinden, die je die Welt gesehen hat. Dafür gebt ihnen in diesem Augenblick die Handreichung, deren sie am nötigsten bedürfen. Für Wollsachen und Essen sorgt unsre herrliche Heeresverwaltung, an Tabak denkt ihr von selbst, aber an Bücher denkt ihr vielleicht nicht, weil ihr ihren Wert zu wenig versteht, denn ihr borgt sie zu viel und denkt, der Buchhandel soll sie verschenken. Der Buchhandel hat freilich viel geschenkt und ist stets voran, wo es sich um Hochherzigkeit handelt, aber er lebt vom Buch und darf sein Brot nicht verschenken, denn ohne die Büchermänner wäre Deutschland verloren. Ohne Tabak und Alkohol kann Deutschland Schlachten schlagen, die ganze Welt besiegen, aber nicht ohne das Buch.

Jetzt sorgt alle, daß Bücher ins Feld kommen. Schafft sie für die ungezählten Tausende, die verwundet in den Lazaretten liegen, als euern ersten Dank, schafft sie für die Mannen im Schützengraben und in den rückwärtigen Staffeln.

Der Krieg mag sich entwickeln, wie er will. Unsre Heeresleitung wird schon wissen, wie sie vorzugehen hat, denn — gottlob! — unser Generalstab bestimmt seinen Verlauf. Aber eines sollt ihr wissen: Unsre Jungen kommen noch lange nicht heim. Auch nicht, wenn Friede geschlossen wird. Sie werden noch lange Besatzungsmannschaft sein. Da brauchen sie das Buch und immer wieder das Buch. Sonst halten sie es nicht aus. Das Buch ist die edelste Ablenkung von den Schrecken des Kriegs, die Genesung von der Roheit des Kriegs.

Drei Bedürfnissen dient das Buch. Erstlich dem Fach. Das Buch schafft Fachkenntnisse. Ihr wißt, daß unsre Fachkenntnisse das wesentliche des Sieges geschafft haben. Diese Überlegenheit war der Hauptschrecken unsrer Feinde. Sorgt dafür, daß unsre jungen Männer innerlich über dem langen Fernbleiben die Fühlung mit ihrem Fach nicht verlieren.

Zweitens schafft es Behaglichkeit. Schickt ihnen also Unterhaltendes und Erfreuliches. Langeweile und Heimweh mag manchen schwer drücken in der unabsehbaren Unbehaglichkeit des lange lastenden Krieges. Kein Mensch hat soviel innere Ruhe und Fröhlichkeit, um nicht in diesen langen Monaten, die schon längst ein Jahr erfüllt haben, gelegentlich den Humor zu verlieren. Ohne Humor aber werden wir nicht Sieger bleiben. Und wir haben die Mittel, ihn zu erhalten weit mehr als unsre Feinde, die zu Zehntausenden nicht lesen können. Wir haben ihn im Buch.

Endlich dient es der Erbauung. Es ist nicht gleichgültig, ob unsre Jungen verrohen. Das Buch pflanzt unter sie und in sie den Gottesgedanken. Ein alter Kriegsheld hat gesagt: „Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen.“ Unsre Heere werden über alle feindlichen Mauern springen im Namen des Gottes, der Eisen wachsen ließ und uns nicht ohne Absicht dieses große Wehren auferlegt hat. Das Buch lehrt sie Gott verstehen mitten im Blutvergießen.

So sorgt das Buch für Leib, Seele und Geist unsrer Helden und erhält sie stark. In welcher Richtung ihr sonderlich helfen wollt, das überlegt euch allein, was ihr dann senden sollt, das sagt euch euer Buchhändler. Er ist euer zuverlässigster Berater, denn er hat sein Leben in den Dienst des Buches gestellt. Niemand hat mehr zu vergeben als sein Leben. Sorget, daß diesen Männern in den schweren Zeiten geschäftlicher Not das für das Volk so wertvolle Leben erhalten bleibt.

Aber ihr selbst braucht das Buch, das ganze Volk braucht es, ja die Welt braucht das deutsche Buch. In einem sind wir alle einig: wie immer der Krieg ausgehen mag, wie immer wir unsere Grenzen setzen mögen, wir wollen nie ein Weltreich werden im alten Sinne der Weltunterjochung. Warum kämpfen wir eigentlich? Im letzten Grunde, damit die Welt weder von England noch von Rußland aufgesogen wird. Wir wollen frei sein, aber die Welt soll auch frei sein. Wir kämpfen schon heute als neuer Dreibund. Daraus soll werden ein Weltbund des Friedens und der Kraft. Dazu legen die Waffen den Grund, den Ausbau schafft nur der Geist. Seit Jahrhunderten hat deutsche Arbeit für Werte des Gedankens und Geistes sich eingesetzt. Was sie schuf, ist niedergelegt im deutschen Buch. Nicht deutsche Gewalt, sondern das deutsche Buch hilft der Welt auf.

Wir sind das erste Büchervolk der Welt, darum sind wir die einzigen, die den neuen Weltbund der Freiheit und des Geistessieges gründen können. Wer dem deutschen Buche hilft, der stützt den deutschen Weltsieg. Darum steht jetzt wie ein Mann hinter dem deutschen Buch und laßt euern besten Wert nicht verkümmern. Ihr habt alle euer Gold, Kupfer, Nickel dem Vaterland zur Verfügung gestellt. Das war recht, und der Lohn bleibt nicht aus Jetzt stützt mit eurem Geld unsere mächtigste Waffe

Jetzt kauft das deutsche Buch.

Heinrich Lhotzky.

Neue Bücher

Der Deutsche Krieg in Feldpostbriefen. Von Joachim Delbrück. Verlag Georg Müller, München.

Prinz Nihilist. Roman von E. A. Bratter. Preis 1,50 M. Verlag Robert Markiwicz, Berlin.

Von Hannibal zu Hindenburg. Von Karl Strecker. Verlag von Carl Curtius, Berlin.

Das deutsche Jahr. Dichtungen zum Kriege von Ernst Bischoffculm und Martin Brandeburg. Preis 25 Pf. Xenien-Verlag, Leipzig.

Starkutar, der Schmied. Ein Schauspiel von Bernhard Sengfelder. Preis 2 M. Verlag Robert Markiwicz, Berlin.

Sechs Monate Westfront. Von Walter Reinhardt. Verlag Mittler & Sohn, Berlin.

Blätter unter der Asche in Tagen lodernder Flammen. Von Francesor Chiesa. Preis 1,20 M. Druck und Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Seerosen. Gedichte von Heinrich Pestalozzi. Preis 2,40 M.

Mütter. Gedichte von Johanna Preßler-Flohr. Verlag von Ludwig Ey, Hannover.

Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben von Dr. Friedrich Düsel. Verlag von George Westermann, Braunschweig.

Inhalt des Heftes 7: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Wieder einer. Gedicht von Thilo Kieser. — Die Brüder. Kriegsepisode von Heinrich Leis. — Mädchenklage. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Seine Kriegserfahrung. Von Heinrich Ohlendorf. — Abend. Gedicht von Helene Brauer. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 13. November 1915. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 8

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

7. Fortsetzung.

Da, was war das? Mit einem Ruck wandte Irmgard sich zu ihm, flammend fast, tief beleidigt, in ihrem Innern enttäuscht und verletzt.

Wie hatte sie auch nur einen Augenblick glauben können, daß er sie lieb hatte? Sein Kind brauchte eine Mutter, das war es, nicht der Mann eine Geliebte. Er würde sie heiraten, weil es ihm bequem so war, weil sein Kind ihm Sorge machte und er allein nicht fertig werden konnte, weil sie als nächste Blutsverwandte des Kindes ihm liebevollere Regungen entgegenbrachte als eine Fremde, weil sie eben die Nächste, Bequemste war. Tausend „Weil's", und doch nicht der eine Grund, der für sie ausschlaggebend gewesen wäre.

Das Ganze eine Spekulation auf ihre sich zur Mütterlichkeit verdichtenden Tantengefühle. Er hatte es ja selber gesagt: „mein Kind braucht eine Mutter".

Nein und tausendmal nein. So nicht.

Wie ihre Augen blitzten, als sie ihn jetzt fest ansah.

Ihre Lippen zitterten, aber ihre Stimme blieb fest, als sie ihm antwortete:

„Das große Vertrauen, das du in mich setzest, ehrt mich, Roderich, aber ich kann deinem Wunsch nicht entsprechen . . ., ich fühle mich noch zu jung, um deinem Hause das sein zu können, was du von mir erwartest."

Fassungslos, vollständig verdutzt sah er sie an. Eine so unverblümte Abweisung, noch dazu mit der Anspielung auf den großen Altersunterschied, hatte er denn doch nicht erwartet. Bei der verwundbarsten Stelle hatte sie ihn getroffen.

Und wie unverbindlich sie war, fast feindlich sprühten ihre Augen.

Ihm fiel plötzlich ein, daß diese selben Augen ihn schon öfter ganz anders angeschaut hatten, so daß ihm unter ihren Blicken warm und sonnig geworden war. War das leeres Spiel, Freude am Kokettieren gewesen? War sie eine Frau ohne Gemüt und Tiefe? Hatte es ihr Spaß gemacht, ein unwürdiges, herzloses Spiel mit ihm zu treiben? Noch einen Versuch wollte er machen, sich Klarheit schaffen. — Vielleicht war nur der Augenblick schlecht gewählt, vielleicht stand sie noch unter dem Einfluß, daß er ihr kurz zuvor einen Wunsch abgeschlagen hatte, vielleicht war es irgendeine ihm unbegreifliche Mädchenlaune.

„Irmgard," sagte er ganz schüchtern, und seine Stimme bebte vor unterdrückter Zärtlichkeit, „denke ruhig darüber nach, ehe du mir deine endgültige Entschließung sagst. Ich glaubte . . . ja, wirklich, ich habe bestimmt geglaubt, daß du . . ."

Hastig unterbrach sie ihn: „daß die arme Irmgard beglückt sein müßte, wenn der Herr Direktor ihr großmütig seine Hand anbietet."

Er hatte etwas ganz anderes sagen wollen, aber er merkte in ihren Worten einen solchen Nebenklang von Spott und Bitterkeit, daß er sich Mühe gab, alles niederzuringen, was in ihm an Liebe und Zukunftsglück aufstieg.

„Ich hatte nicht die Absicht, dich zu verletzen", sagte er mit einer unnatürlichen, steifen

Digitized by Google

Ruhe. In gemessener Entfernung standen sie noch immer am Fensterbogen. Irmgard stützte sich auf das Fensterbrett.

Sie hatte das Gefühl, als ob die Sonne da draußen nicht mehr so frühlingshell schiene, und als ob der Boden unter ihr schwankend würde. Und eine Sehnsucht überkam sie, daß sie hätte laut aufschluchzen mögen.

Was war das für eine unerhörte Qual. Sie schloß eine Sekunde lang die Augen, heiß, zitternd.

Wenn er jetzt zu ihr käme, ihr sagte, daß er sie lieb hätte, sie in seine Arme nehmen würde . . . Aber ihr Stolz riß sie zusammen, rief ihr erbarmungslos immer wieder zu: „Er liebt dich nicht, sei stolz. Er wüßte ja nicht, was er mit deiner Liebe soll, sie wäre ihm lästig."

Hätte er nur wenigstens gesagt, daß er sie ein kleines bißchen lieb hätte! Sie hätte ihm mit den Augen geantwortet, so beredt, daß er ihre Zustimmung nicht mehr nötig gehabt hätte. Aber diese Form des Antrags, so mit Ausschluß jeglichen Gefühls, so hart und nüchtern, — nein, nein, das konnte sie nicht. Nur ihm nicht zeigen, daß sie Liebe erhofft hatte.

Unfähig, sich länger zu beherrschen, ging sie schnell und lautlos zur Tür, wandte den Kopf noch einmal um und sagte, mit aufsteigenden Tränen kämpfend:

„Ich bringe keine Opfer, ich heirate nicht aus Vernunft, ein für allemal." Donnernd fiel die Tür ins Schloß.

Degenhardt stand noch immer mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt und hatte den Kopf tief gesenkt.

Für ihn war all das so schmerzlich und beschämend, und er empfand durch ihre Abweisung und die herben Worte, die er hatte hinnehmen müssen, so brennend die tiefe Kluft, die ihn von der Jugend trennte.

Um Lorenz hatte sie geweint — ihn wies sie ab. In seinem dumpfen Schmerz fragte er sich immer wieder, wie es nur möglich war, daß er sich so vollkommen in Irmgard getäuscht hatte.

Er hatte ein Gefühl galligen Lebensüberdrusses, wie er es niemals empfunden hatte.

Daß Dünowsche Augen so lügen konnten, — er kam nicht darüber hinweg.

Grübelnd wühlte er in Erinnerungen. Jeder Laut, der von der Straße heraufdrang, schnitt ihm ins Hirn. Aber er saß da, hoch, blaß und aufrecht, nur beherrscht von dem einen Gedanken: „Sie jetzt bloß nicht mehr sehen."

Er sagte sich hundertmal, daß er ja sein Kind und seinen Beruf hätte, und daß er schon darüber hinwegkommen würde, daß er stark mit sich selbst sein müsse — aber er starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Sonnengeflimmer, und je mehr die goldenen Strahlen das Zimmer erfüllten, desto heißer brannte ihm die Einsamkeit in die Seele. —

Zur gleichen Stunde packte Irmgard v. Dünow ihren Koffer und schrieb gegen Abend Roderich eine kurze Mitteilung, sie wäre mit dem Abendzug nach Weimar gereist, wo sie die Osterferien zu verleben gedächte. Unter den obwaltenden Umständen reiste sie schon drei Tage vor Schulschluß, was ihm selbst wohl erwünscht sein würde. Nach ihrer Rückkehr würde sie eine eigene Wohnung beziehen, die sie bereits in der Nähe der Schule gemietet hätte.

Er riß den Brief mitten durch, als wäre es ein Entschuldigungszettel, der seinen Zweck erfüllt hatte. Dann aber, als der Papierkorb seiner Bestimmung harrend, vor ihm stand, besann er sich, und einer unwillkürlichen Regung folgend, glättete er die Bogen wieder, fügte behutsam die Teile zusammen und steckte sie in seine Brieftasche. —

---

8. Kapitel.

Der letzte Tag im alten Schuljahr, der die Osterferien einleitete und die Versetzungen kündete, dieser ernst-heitere, verheißungsvolle Tag wurde mit einem festlichen Akt in der Aula begangen. Der Direktor liebte es, die trockene Formalität der Versetzung zu einer regelrechten Feier mit Gesängen, Liedern und Gedichten zu gestalten. — Solche Zäsuren im Rhythmus des Arbeitslebens hielt er für Lehrer wie Schüler für nötig. —

Zu beiden Seiten des Podiums, das mit Blattgewächsen geschmückt war, saßen die Schülerinnen des Lyzeums, klassenweise geordnet, kerzengerade und feierlich ruhig, in ihren

Digitized by Google

Sonntagskleidern und festlichen Haarschleifen. Einige von ihnen sahen unbesorgt den Dingen, die da kamen, entgegen; sie kannten ihren Wert und ihre Zensurnoten, waren sich stolz bewußt, ihre Pflicht getan zu haben, und überließen das übrige ihrem guten Stern. Andere waren in leiser Besorgnis, sie waren nicht ganz ohne Zweifel, ob diese oder jene Rüge zum ewigen Leben auf dem Zeugnis verurteilt war, oder ob die Zahl der „Ziemlich genügend" nicht gar zu aufdringlich sich auf der Zensur ausnehmen würde. Und andere wieder, die einen wohltuenden Schlaf während des ganzen Schuljahres gehalten, plagte in dieser schweren Schicksalsstunde plötzlich ihr Gewissen, ob das Zünglein an der Wage der versetzenden Gerechtigkeit sich nicht etwa zu ihren Ungunsten neigen könnte.

Der helle, laute Glockenschlag, der den Beginn der Schulfeier anzeigte, klang ihren schreckhaften Ohren wie die Trompeten und Posaunen am Tage des Jüngsten Gerichts.

Oben auf der Empore saßen die Herren und Damen des Lehrerkollegiums vollzählig versammelt, bis auf Fräulein v. Dünow. Sie alle erhoben sich jetzt, als der Direktor die Aula betrat.

Gleichzeitig setzte der Chor und die Orgel ein. „Lobe den Herren, den mächtigen König", klang es dreistimmig aus einigen hundert jungen Kehlen.

Langsam, aufmerksam dem Gesang lauschend, schritt Degenhardt durch die Schülerinnenreihen zu dem blumenumkränzten Katheder. Nichts verriet, was er in den letzten drei Tagen durchlebt hatte. Aufrecht, trotzig fast, stand er da, straff und zielsicher in jeder Bewegung, Energie und Beherrschung in den Zügen; nur um die Augen lag ein so tiefer Ernst, daß den Schülerinnen beklommen zumute wurde. Kam das von den vielen schlechten Zensuren? Sonst grüßte er doch freundlicher, nickte dieser oder jener lächelnd zu, freute sich über ein gut einstudiertes Lied — heute verzog er keine Miene.

Auf den Choral folgten patriotische Lieder. Degenhardt legte so großen Wert auf einen gepflegten Chor, daß der Gesanglehrer sich als Stab und Säule, als unentbehrlichste Person des ganzen Schulkörpers fühlte.

Dann ein Sologesang von Ursula Bonnhöfer, der alle Lehrer und Lehrerinnen entzückte. Hätte der Direktor nicht so unheimlich ernst ausgesehen, so hätte man Beifall geklatscht. Aber er dankte der sehr enttäuschten Ursula mit keinem Blick. Ein Kinderduett, von zwei kleinen Mädchen aus den unteren Klassen vorgetragen, folgte. Sie waren ein wenig ängstlich in dem großen, gefüllten Raum, irrten sich im Text und vergriffen sich anfangs im Ton.

Der Gesanglehrer wollte sie ärgerlich anfahren und nahm die beiden Kinder, nachdem sie glücklich zu Ende waren, wenig erfreut in Empfang. Aber der Direktor war nun wieder anderer Meinung, es mußte ihm gerade so gefallen haben, denn er lächelte jetzt zum ersten Male, und alle anderen taten das gleiche.

Die beiden kleinen, verschüchterten Mädchen strahlten.

Nun kam ein Festgedicht, verfaßt von dem alten Oberlehrer, und vorgetragen von Stella Lohmann. Die Verse waren etwas bombastisch, aber Stellas Vortrag klang so sympathisch, daß man über dem angenehmen, biegsamen Organ, das asklepiadeische Versmaß vergaß.

Bürgermeister Lohmann, der als Magistratsmitglied und Kurator der Schule den größeren Feiern beizuwohnen pflegte, war stolz auf seine talentierte Tochter.

Aus Höflichkeit für den Vater nickte Degenhardt ihr freundlich Beifall zu.

Nun bestieg der Direktor das Katheder. Der Hauptteil der Feier war gekommen. Alle Augen richteten sich auf ihn.

Doktor Degenhardts Blicke streifen durch den Raum und blieben für Sekundendauer an dem leergebliebenen Stuhl, der sonst Irmgards Platz war, hängen. Aber sofort gab er sich einen Ruck und begann in schlichtem und ernstem Ton:

„Verehrtes Kollegium, meine lieben Schülerinnen.

Wieder einmal stehen wir am Abschluß eines Schuljahres. Es war für uns alle ein Jahr des Strebens und Ringens, ein Jahr eifriger Arbeit und bescheidener Erfolge. Die Leiter der Wissenschaft, auch der Schulwissenschaft, ist steil, man kann sie nicht mit Sprung und Klimmzug nehmen, sondern muß hübsch

Digitized by Google

langsam und allmählich Sprosse für Sprosse emporsteigen. Mitunter passiert es freilich, daß man an einer der vielen Sprossen stolpert und hängenbleibt, aber selbst dieses Mißgeschick darf beherzten Turnern nicht den frischen Wagemut rauben, unverdrossen von neuem zu versuchen."

Jetzt sahen auch die anderen auf Fräulein v. Dünows Platz. Wie hätte sie als Turnlehrerin sich über dieses turnerische Bild in der Rede des Direktors gefreut.

Degenhardt aber fuhr fort:

„Diesmal aber wird unsere Abschlußfeier zu einem ganz besonderen Merkstein in den Annalen unserer Schule. Das im Aufbau begriffene Lyzeum erhält mit dem heutigen Tage seinen krönenden Abschluß: die bisher fehlende Oberklasse. — Sie, meine lieben Schülerinnen der I b, die bisher eigentlich nur dem Namen nach und weil eben bis heute keine Oberklasse da war, sich erste Klasse nannten, steigen nun in dieser Stunde auf die oberste, höchste Sprosse der Leiter."

Die erste Klasse hatte sich bei diesen ihr direkt geltenden Worten erhoben. Ganz feierlich war ihnen bei des Direktors Anrede zumute geworden, so, als hätten sie eben den Ritterschlag empfangen.

„Ich freue mich besonders", fuhr der Direktor lächelnd fort, „daß bei dieser Sprosse niemand hängengeblieben, niemand gestolpert ist. Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie auch da oben in den schwindelerregenden, hohen, freieren Regionen sich ruhig und sicher bewegen. Der Horizont weitet sich auf der Höhe, Sie haben freie Ausblicke und übersehen von dort aus schon den Weg zu künftigen Zielen. Aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie mit beiden Füßen eben noch fest auf der Leiter stehen, daß Sie noch ganz und gar zu ihr gehören und sie auch noch nötig haben. Bewegen Sie sich frei, doch vergessen Sie als geschulte Turner nicht die Gesetze der Schwerkraft und die Folgen allzu großer Schwungkraft.

Und bedenken Sie vor allem, daß Sie da oben weithin sichtbar sind für alle die, die sich noch auf den unteren Sprossen der Leiter befinden. Für alle die kleinen Turnerinnen sind Sie nicht nur Turnwart, sondern auch Turnwart, das vorbildliche Beispiel, das zu gleichem Tun anfeuert. Wer erhöhte Würden und Ehren hat, hat auch erhöhte Pflichten und Verantwortung. —

Ich verlese nun die Namen derjenigen Schülerinnen, die eine Prämie für Fleiß und gutes Betragen erhalten haben."

Eine kurze Liste von zehn oder zwölf Namen folgte. In der ersten Klasse hatte nur eine einzige die Prämie erhalten: Stella Lohmann. Der Direktor überreichte ihr persönlich die Werke der Annette von Droste-Hülshoff. Noch mehr als Stella selbst freute sich ihr Vater. Der Rote Adlerorden hatte lange keine so lebhaften Triumphgefühle in ihm ausgelöst wie diese Schulprämie.

Stella störte die Inschrift „für Fleiß und gutes Betragen". „Das kann eine Idiotin auch," sagte sie leise zu ihre Nachbarin, „ich bin mir auch gar nicht bewußt, mich so löblich betragen zu haben; und auch mein Fleiß verdient keine Prämie."

„Aber du kannst was, Stella, und weißt immer alles," antwortete die nicht ganz neidlose Nachbarin, „es gibt ja freilich noch mehr tüchtige Leute in unserer Klasse, aber dein Vater ist doch Bürgermeister."

„Nun, nach dieser angenehmen Ausübung meines Amtes," sagte der Direktor sehr langsam und sehr ernst, „muß ich leider auch an die Kehrseite denken und die Namen derjenigen Schülerinnen erwähnen, bei denen eine Versetzung nicht möglich war. Ich weiß, daß meine Ankündigung Trauer hervorrufen wird, bei Eltern wie Kindern, aber das alte, mutige Sprichwort paßt auch hier: Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. — Ihr werdet heute einen schweren, vielleicht tränenreichen Tag haben, es wird euch allen nicht leicht werden, vor Eure Eltern mit einem schlechten Zeugnis hinzutreten, und es wird euch vielleicht noch schwerer werden, eure Selbstvorwürfe, die ihr euch sicher nicht ersparen werdet, zu ertragen als das Schelten eurer Eltern. Es wird euch ferner schwer werden, eure Mitschülerinnen zu verlassen, aus ihrer Reihe auszuscheiden und euch Kleineren, Jüngeren, die ihr vielleicht bisher über die Achsel angesehen habt, nebenstehend anzugliedern."

Jetzt ging ein Raunen und Flüstern durch die Reihen der aufs peinlichste berührten Schü-

Digitized by Google

lerinnen. Was hatte denn der Direktor heute? Er machte doch sonst keinen solchen Trara vom Sitzenbleiben. Heute ritt er ja förmlich darauf herum. Waren's denn diesmal so besonders viele?

Für alle Fälle konnte man sich ja sein Taschentuch hervorholen. Und manch eine, die noch vor zwanzig Minuten auf ihre Versetzung geschworen hätte, fing an, irre zu werden und mehr und mehr zu zweifeln . . . Immer angstvoller wurden die Minuten, immer unruhiger die Mädchenschar. Wenn er's doch kurz machte, diese Spannung war ja unerträglich.

Aber der Direktor fühlte sich nichtsdestoweniger bewogen, heute ganz besonders den Sitzengebliebenen seine Worte ans Herz zu legen.

„Ich fühle mit euch und ebenso mit euren Eltern sehr lebhaft mit. Es ist mir bei keiner von euch leicht geworden, und ich wäre herzlich froh gewesen, wenn ihr es uns Lehrern erspart hättet, so empfindlich in euer Leben einzugreifen. Wie dem aber auch sei, ich möchte nicht, daß ihr nun nach Hause geht mit dem Gefühl unauslöschlicher Scham und tief gekränkter Ehre. Zu meiner Zeit machte man nicht so viel Wesen her mit einer Nichtversetzung. Man nahm das Unvermeidliche hin, schämte sich gründlich, aber nicht unauslöschlich, und versuchte es, sich zu bessern. — Versucht es einmal mit diesem alten, erprobten Rezept und kommt nach Ostern, wenn auch noch ein wenig geknickt, so doch mit frischem Mute und gutem Willen wieder. Dann schaffen wir's schon. Ich denke, wir wollen Freunde bleiben, trotz schlechter Zensur und trotz der unfreiwilligen Wiederholung." —

Kriemhild Degenhardt wunderte sich, daß ihr Vater bei seinem letzten Wort sie so ganz eigentümlich angesehen hatte. Was sollte das bedeuten? Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her, spielte aus lauter Verlegenheit mit ihrem silbernen Uhrarmband, bis es zerbrach, und wußte schließlich gar nicht mehr, wo sie hinsehen sollte. Immer wieder begegnete sie den ernst auf sie gerichteten Blicken ihres Vaters.

Auf sie konnte doch dies alles keinen Bezug haben. Niemand hatte ihr auch nur eine Andeutung gemacht, und wenn sie auch nicht durch Fleiß geglänzt hatte, so würde man's doch nicht wagen, die Tochter des Direktors sitzen zu lassen. Sie hatte ja bei allen Lehrern einen Stein im Brett.

Wahrscheinlich saß vor oder hinter ihr eine, der Vaters Blicke gegolten hatten.

Klassenweise verlas nun der Direktor die Namen der Zurückbleibenden, zögernd und nicht übermäßig laut. Schon nachdem die ersten Namen genannt waren, drang leises Schluchzen durch den Raum, trotz all der tröstlichen Worte des Direktors.

Nun war Kriemhilds Klasse an der Reihe. Das Lehrerkollegium vermied es, den Direktor anzusehen.

Es sind in dieser Klasse alle versetzt," sagte der Direktor und machte eine kleine Pause, „bis auf eine: Kriemhild Degenhardt. Die Reife für die höhere Klasse konnte ihr nicht erteilt werden."

Den Schülerinnen schien das unfaßbar. Sie wollten's gar nicht glauben.

Auch Bürgermeister Lohmann schüttelte verwundert den Kopf. Dumm war das Mädel doch nicht. Degenhardt hätte schon etwas mehr Rücksicht auf sein eigen Fleisch und Blut nehmen können.

Kriemhild selbst aber sah starr zu ihrem Vater hin. Das dankte sie ihm. Kein anderer hätte ihr das zugefügt. Gänzlich unvorbereitet, nichts Böses ahnend, war sie heute morgen hierhergekommen. Dazu zog sie sich noch ihr gutes Sonntagskleid an. Diese Blamage vor allen Leuten. Nur ihr Vater bekam so etwas übers Herz. Wegen ein paar lumpiger, französischer Verbformen.

Sie sah und hörte nichts mehr von der Feier. Sie weinte auch nicht wie ihre Schicksalsgefährtinnen, sondern hatte nur den einen sehnlichen Wunsch, diese Schule nicht mehr zu betreten. Rita tröstete: „Wir bleiben doch Freundinnen", aber es klang Kriemhilds empfindlichem Ohr schon etwas gönnerhaft, von oben herab.

Nach Schluß der Feier wurde der Direktor umringt, jede wollte sich persönlich von ihm verabschieden, und er mußte mehr als zweihundert Händedrücke tauschen. Er kannte jede einzelne persönlich und wußte genau über jede Bescheid. Fragen und Beschwerden über die Zeugnisse

Digitized by Google

selbst wies er ab, aber er tröstete und ermahnte, warnte und anerkannte, je nach Bedarf und Notwendigkeit.

Dann stand er noch einige Minuten plaudernd mit Bürgermeister Lohmann und Stella. Der Bürgermeister sprach seine Anerkennung über die würdige Feier aus.

„Nur Ihr kleines Mädel tut mir leid, Degenhardt, — mußte das denn sein?" fragte er gutmütig. Doktor Degenhardt lenkte ab: „Reden wir nicht mehr davon, Herr Bürgermeister. Es mußte sein. — Aber Stella hat ihre Sache brav gemacht, nicht wahr?"

Stella sah lachend zu Degenhardt auf:

„Sie hat aber für ihre Bravheit auch noch einen besonderen Wunsch, Herr Direktor."

„So?" antwortete Degenhardt verbindlich. „Noch eine zweite Prämie?"

„Eigentlich ja. Fräulein v. Dünow hat einige Schülerinnen der ersten Klasse eingeladen, die Ferien mit ihr in Weimar zu verleben. Heut früh bekam ich die Einladung. Dürfen wir? Unsere Eltern haben es, wie alles immer, von Ihrer Erlaubnis abhängig gemacht. Wir möchten so furchtbar gern, Herr Direktor!"

Professor Degenhardt sagte nur: „So, so." Und es gingen ihm hundert Dinge durch den Kopf.

Stella steckte sich hinter ihren Vater: „So sag' du doch dem Herrn Direktor, daß ich blutarm bin, und Erholung gut brauchen kann. Und wirklich, Herr Direktor, ich weiß nichts Schöneres, als mit Fräulein v. Dünow zusammen zu reisen."

„Ich auch nicht", wollte es beinahe über Degenhardts Lippen kommen.

Mit einer väterlich-gütigen Bewegung strich er über Stellas noch vor Erregung glühendes Gesicht: „Ich bin kein Spielverderber. Packen Sie nur Ihre Sachen und reisen Sie nach Weimar!"

Ein Luftsprung dankte ihm. Jubelnd sagte Stella, Irmgards Brief hervorziehend: „Fräulein v. Dünow schreibt: Der Herr Direktor wird hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich ein paar weitere Ausflüge in den Thüringer Wald mit Ihnen mache. Und mir selbst geschieht ein großer Gefallen damit, ich kann Ihre lustige Gesellschaft und Ihren frohen Übermut jetzt gut brauchen."

Degenhardt reichte Stella die Hand: „So nutzen Sie die Ferientage recht aus, aber vergessen Sie über den Waldpartien nicht das Goethehaus und das Museum. Ich wünsche viel Erholung und Vergnügen."

Sich leicht verbeugend entfernte sich der Direktor und suchte seine Tochter. Sie stand mit ihren Freundinnen zusammen und hielt Kriegsrat.

„Ob's nicht noch rückgängig zu machen ginge?" meinte Rita, „ich brächte meinen Vater schon dazu."

Eine andere sagte: „Es ist ja auch zu dumm, daß keine Konkurrenzschule in der Stadt ist, dann hätten wir's in jeder Beziehung besser."

Als Professor Degenhardt sich näherte, stoben sie auseinander wie aufgescheuchte Küken.

„Nun, Kriemhild, wollen wir nicht hinübergehen? Die heutige Feier war für uns beide kein Vergnügen." Stumm und vorwurfsvoll folgte ihm Kriemhild durch den langen Glasgang in sein Arbeitszimmer.

Degenhardt verstand und würdigte ihre Seelenstimmung vollkommen. Nachdem er der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen, hatte er den Wunsch, sich seine Tochter wiederzugewinnen.

Sie aber schien zunächst gar nicht dazu bereit. In ihrem Kopf malte sich's eben anders. Ihr Vater hatte ihr gegenüber feindlich gehandelt, nur weil er sich dafür revanchieren wollte, daß sie ihn in der Schule oft geärgert hatte. Da war ihm eben jedes Mittel recht. Er mißbrauchte sogar seine Stellung, um ihr zu schaden.

Degenhardt hatte sich's bequem gemacht, den Frack mit der Litewka vertauscht, sich eine Zigarre angezündet und war froh, nun vierzehn volle Ferientage vor sich zu haben; mehr als je hatte er die Ruhe nötig. Er zog Kriemhild zu sich heran, schlang einen Arm um sie und sprach eine Weile gütig und verständig auf sie ein.

„In den Ferien wollen wir die Schule einmal ganz ausschalten, auch aus unseren Gedanken, Kriemhild, nicht wahr?"

Er bat förmlich um ein versöhnliches Wort, wollte um jeden Preis das verdrossene Gesichtchen wieder lieb und offen sehen.

So leicht machte Kriemhild es ihm aber nicht. Sie blieb höchst ungnädig, sah ihn bitterböse an und schwieg beharrlich, auf alle seine

Digitized by Google

Fragen. Was er auch sagen oder fragen mochte — sie blieb stumm und taub.

„Das können ja reizende Ferien werden", dachte sich Degenhardt.

„Weißt du auch, Kriemhild, daß es in anderen Familien bei ähnlichen Anlässen gerade umgekehrt ist? Meist pflegen die Eltern in solchen Fällen die Zürnenden zu sein, und die Kinder geben sich Mühe, den Sturm zu besänftigen. Es scheint, wir haben die Rollen vertauscht."

Schweigen, beharrliches, tiefes Schweigen. Er wandte sich endlich kopfschüttelnd seiner Zeitung zu.

Nach ungefähr einer halben Stunde, als Kriemhilds Gesichtsausdruck sich noch immer nicht aufgehellt hatte, sagte Degenhardt, die Zeitung fortwerfend, bis ins Innerste verärgert:

„Kriemhild, woran denkst du? Ich will es wissen, und zwar sofort."

Im nächsten Augenblick tat es ihm leid, daß er nun doch wieder heftig geworden war, ganz gegen seine Absicht. Das war doch sicher nicht der Ton, um sein Kind vertrauensvoll zu stimmen.

Aber Kriemhild antwortete nun doch:

„Eine Frage, Vater. Wievielmal muß man in einer Klasse sitzenbleiben, um von der Schule gewiesen zu werden?"

Degenhardt sah aus dieser Frage deutlich genug, daß sich Kriemhilds Gedankenbahnen durchaus nicht in der von ihm gewünschten Richtung bewegten.

Kriemhild fügte jetzt schnell und hastig hinzu: „Nächsten Monat werde ich vierzehn. Dann bin ich doch überhaupt nicht mehr schulpflichtig. Schulpedells Anna geht auch nicht mehr zur Schule; die hat's gut."

So sehr sich auch der Direktor bemühte, ruhig und freundlich zu bleiben, es klang doch schroff, als er sagte: „Du bist so lange schulpflichtig, bis du das Abgangszeugnis dieser Schule erreicht hast."

Kriemhild dachte daran, daß ihr Freund Werner Hagen auch — natürlich aus lauter Ritterlichkeit für sie — sitzengeblieben war und nun nach einer Realschule in einem Berliner Vorort kam.

„Aber es muß doch nicht gerade deine Schule sein. Es gibt doch mehr Schulen und leichtere Schulen in anderen Städten."

Dem Direktor riß jetzt die Geduld.

„Du bleibst hier; unter meiner Leitung — auch wenn dir das der Übel größtes zu sein scheint."

Darauf hüllte sich Kriemhild für den Rest des Tages wieder in tiefes, undurchdringliches Schweigen, als bereitete sie sich zum mindesten darauf vor, nach Ostern in ein Trappistenkloster einzutreten.

Am nächsten Morgen aber änderte sich das Bild. Urplötzlich kam Kriemhild mit ihrem sonnigsten Lachen zum Frühstückstisch. — Und Vater Degenhardt hörte staunend die Wiederholung der gestrigen Bitte von Stella Lohmann. Auch an Kriemhild war eine Einladung von Irmgard ergangen, noch viel wärmer und herzlicher gehalten, als die an die erste Klasse.

„Kriemhildchen, komm' so schnell du darfst und kannst. Ich will diese herrlichen Frühlingsferien nicht ohne mein kleines Herzblatt verleben. Sei nicht mehr traurig, der Thüringer Bergwind bläst dir alle Tränen blitzschnell fort."

Kriemhild sprudelte ihr Anliegen heraus.

„Nicht wahr, dagegen hast du nichts?"

Der Direktor schweigt.

„Mit welchem Zuge, Vater?"

Er schweigt.

„Wollen wir nicht sofort an Tante Irmgard depeschieren, Vater?"

Keine Antwort. Nichts als tiefes Schweigen. Nun begreift Kriemhild, errötet, und die Augen gehen über.

„Vater, du bist doch nicht so töricht wie ich", knüpfte sie diplomatisch wieder ihre Verhandlungen an . . .

Schließlich brachte es Degenhardt nicht übers Herz, ihr diese große Ferienfreude zu zerstören. Er selbst brachte Kriemhild, die mit Rucksack und Bergstock bewaffnet, die Abfahrt kaum erwarten konnte, zur Bahn.

„Und nun sei nicht wild unterwegs und belästige Tante Irmgard vor allem nicht; bedenke, daß sie auch die Ferien recht nötig hat", schärfte er ihr noch ein.

„Sag' mir lieber, ob ich sie von dir grüßen soll."

Der Direktor räusperte sich: „Nein, — ja, — ja, natürlich."

* * *

Digitized by Google

Es waren einsame Ferien für Roderich Degenhardt. Er vertiefte sich tagsüber, zum erstenmal seit langen Jahren wieder, in eine wissenschaftlich-pädagogische Arbeit, dehnte am Morgen seine Spazierritte etwas weiter aus und brachte die Abende meist in der Familie seines Freundes Bonnhöfer zu. Niemand war erfreuter darüber als Edita; es hatte sich in der Stadt bereits herumgesprochen, daß Fräulein v. Dünow eine eigene Wohnung gemietet hatte.

Edita Bonnhöfer schloß daraus, daß sie sich mit dem Direktor aus irgendeinem Grunde entzweit haben mußte.

Ihre eigenen Chancen stiegen dadurch; nie war sie besserer Laune als in diesen Osterferien. Sie hüllte den Direktor förmlich ein in ihre Fürsorge, buk ihm kleine Kuchen, die er gern aß, besorgte in Berlin ab und zu kleine Gefälligkeiten für ihn, ließ sich am Ostertag den „Faust" von ihm vorlesen und suchte ihn mehr und mehr an ihr Haus zu fesseln. Es störte sie, daß er auf all ihre Fragen nach Irmgard wortkarg blieb, und noch mehr, daß er ihr sein Kind hingeschickt hatte.

Eines Abends brachte sie das Gespräch wieder darauf: „Dieses Fräulein v. Dünow paßte wirklich nicht in den Rahmen Ihres Hauses, lieber Direktor."

Eine verlegene Pause entstand am Bonnhöferschen Familientisch. — Aber Edita wollte ihn endlich einmal zu einer Antwort zwingen. Deshalb fuhr sie ungeniert fort: „Ich kann mir nicht helfen, sie ist der gerade Gegensatz zu Ihnen, oberflächlich, gefallsüchtig, eitel . . ."

Degenhardt, aufs peinlichste berührt, sagte mit heiserer Stimme: „Gnädiges Fräulein, vergessen Sie bitte nicht, daß Ihre kleinen Schwestern hier mit am Tisch sitzen, deren Lehrerin Fräulein v. Dünow ist." — Edita schwieg verstimmt. Das war eine Antwort — und doch keine. Einfach nichts konnte sie daraus ersehen.

Als ihre beiden jüngeren Schwestern sich zurückgezogen hatten, begann Edita noch einmal: „Weshalb schickten Sie Ihre Tochter nach Weimar?"

„Sie examinieren ja förmlich", lenkte Degenhardt ab.

„Ja, ich möcht's gern wissen, es würde mich interessieren."

„Weil, nun weil Kriemhild so brennend gern wollte."

„Ist das Grund genug für folgenschwere Handlungen, Herr Direktor?"

„Folgenschwer? Aber, Fräulein Edita, wieso denn?"

„Ich warne Sie, Herr Direktor. Irmgard v. Dünows Einfluß ist kein guter auf ein so junges, empfängliches Kind."

Degenhardt sprang auf, schob den Apfel, den Edita ihm eben geschält hatte, heftig beiseite. Mit großen, erregten Schritten ging er im Zimmer auf und ab.

Edita mochte wohl fühlen, daß sie etwas zu schnell, also unklug vorgegangen war.

„Aber ich kann mich auch täuschen, Herr Direktor, Sie müssen sie ja viel besser kennen gelernt haben. Ich meinte nur ganz im allgemeinen, war diese Osterferienreise denn für Kriemhild so nötig? Schon aus erzieherischen Gründen; Sie haben sie erst sitzenlassen und schicken sie zur Belohnung auf Reisen."

Ganz unglücklich sah der Direktor jetzt aus.

„Ach Gott, wissen Sie, gnädiges Fräulein, pädagogisch mögen Sie recht haben. Aber es gibt doch im Leben Stunden, in denen man alle Pädagogik zum Teufel schickt und einfach nach dem Gefühl des Augenblicks handelt. Vielleicht sind gerade das unsere menschlichsten, wahrsten und echtesten Handlungen."

Edita dachte darüber nach, aber sie war ganz anderer Meinung. Bei ihr war alles Plan und Ordnung, Berechnung und System. Impulsive Menschen nannte sie unerzogen. — „Wenn ich erst am Ziel bin, gewöhne ich ihm diese banalen Impulse schon ab", tröstete sie sich.

* * *

Fast jeden Tag flatterte dem Direktor ein Briefchen oder eine Karte aus Weimar ins Haus, bald von Kriemhild, bald von einer Schülerin. Niemals eine Anschrift von Irmgard.

Heute hatte Stella die Korrespondenz besorgt. Vor ihm lag eine Ansichtskarte mit dem Goethe-Schiller-Denkmal und darunter Stellas zierliche, saubere Schrift:

„Verehrter Herr Direktor. Wenn doch diese Ferien nie ein Ende nähmen! Es war überwältigend schön. Kriemhild kommt, Ihrem Wunsch entsprechend, morgen zurück, ebenso

Digitized by Google

die anderen. Nur Fräulein v. Dünow und ich wollen bis zum letzten, möglichsten Zug hierbleiben. Wundern Sie sich bitte nicht, wenn wir mit dem Rucksack, statt mit der Büchermappe, direkt vom Bahnhof aus in das Schulzimmer kommen. — Ihre ergebene Stella Lohmann."

Wie eigen ihn jede Zeile berührte, die von Irmgard erzählte, nur ihren Namen erwähnte.

Tags darauf kam noch einmal eine kurze Anfrage von Stella, bei der er nicht recht wußte, ob sie nicht im direkten Auftrag von Irmgard an ihn gerichtet war, ob nicht Stella nur vorgeschobene Person, nur Schreiberin war. Sie schrieb:

„Sehr geehrter Herr Direktor. Es wird uns beiden so riesig schwer, schon jetzt wieder zurück zu müssen. Könnten wir nicht einige Tage Nachurlaub erhalten? Das wäre entzückend von Ihnen.

Ihre dankbare Schülerin Stella L."

* * *

Irmgard und Stella wanderten wie zwei Kameraden durch das Thüringer Hügelland. Sie hatten heute früh ihre Reisegenossinnen zur Bahn begleitet und dann unmittelbar eine mehrstündige Wanderung angeschlossen.

Irmgard hatte während der ganze Reise so wenig wie möglich an das, was hinter ihr lag, denken wollen. Der Verkehr mit den jungen Mädchen war ihr Labsal. Ganz besonders hatte sich Stella, die von jeher eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihrer jugendlichen Lehrerin empfunden, ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erworben. Mehr als einmal wollte sie das junge Mädchen, das ihr den Jahren und der Art des Empfindens nach nahestand, zur Mitwisserin ihrer Erlebnisse machen, wurde aber immer wieder durch die Erwägung zurückgehalten, daß, solange Stella noch zur Schule ging, eine letzte Distanz zwischen ihr und ihren Lehrern bestehen bleiben müßte.

Als sie heute, müde und doch innerlich frisch, verstaubt, aber innerlich gereinigt, aus den herrlichen Bergwäldern ins Hotel zurückgekehrt waren und sich beim Nachmittagskaffee auf der Terrasse befanden, dachte Irmgard aber doch im Ernst daran, Stella das „Du" anzubieten. Sie war ein so vernünftiger, reifer Mensch, „vielleicht reifer als ich selber" — gestand sich Irmgard mit einiger Beschämung —, und was hinderte es denn, daß sie ihr einmal wöchentlich eine Turnstunde zu geben hatte? —

„Stella, sagen Sie mal, ist heute keine Post gekommen?" fragte sie, immer noch unschlüssig, ob sie's tun oder lassen sollte.

„Doch, Fräulein v. Dünow, oben liegt ein Brief für Sie. Ich brachte ihn absichtlich nicht herunter, weil ich diesen letzten Nachmittag mit Ihnen ganz auskosten möchte. Ich möchte uferlos mit Ihnen plaudern."

„Aber meinen Brief möchte ich doch haben, Stella."

Stella holte ihn sofort.

„Vom Herrn Direktor, ich erkenne die Handschrift. Hurra, vielleicht gibt's Nachurlaub. Ich habe ihn nämlich drum gebeten, ohne daß Sie's wußten."

„Aber Stella, wie durften Sie . . ."

„Sie grauten sich doch auch davor, morgen wieder in Rambach zu sein. Reden Sie nicht, Schulfieber haben wir alle beide."

Inzwischen hatte Irmgard den Brief geöffnet und las sehr aufmerksam.

„Liebe Irmgard. Inliegend sende ich Dir Deine neue Stundeneinteilung. Du hattest oft den Wunsch geäußert, in der ersten Klasse zu unterrichten. Es ließ sich so fügen, daß Du zwei Stunden deutsche Lektüre wöchentlich übernimmst.

Von Stella Lohmann bekam ich heute eine Karte merkwürdigen Inhaltes: eine Bitte um Nachurlaub. Geschah das in Deinem Auftrag? Du bist Herrin deiner Entschlüsse und brauchst doch meine Einwilligung nicht. Teile mir nur der offiziellen Ordnung wegen mit, ob Du pünktlich zu Schulanfang eintriffst oder ob ich für Vertretung Sorge tragen muß. — Was sich aber Stella für ihre Person denkt, ist mir nicht recht klar. Ich habe keine Lust, mich mit ihr in eine Korrespondenz einzulassen, aber Du sagst ihr vielleicht in meinem Namen, daß von einem Nachurlaub für sie keine Rede sein kann. —

Dir, Irmgard, nur noch die Versicherung, daß Du beruhigt wieder kommen kannst, daß ich Deine Wünsche respektieren werde und niemals wieder auch nur mit einem Wort an

Digitized by Google

Dinge rühren werde, die Dich so bitter getroffen haben.

In aufrichtiger Hochschätzung

R. D."

Es fiel Stella auf, daß Fräulein v. Dünow, seit sie den Brief empfangen, nachdenklich und sehr ernst geworden war. Einem inneren Taktgefühl folgend, holte sie sich ein Buch und zog sich zurück, bis Irmgard sie wieder zu sich rief:

„Stella, mit dem Nachurlaub ist's Essig. Der Direktor will nicht."

„Mir ist die Schule und alles, was damit zusammenhängt, augenblicklich so unsympathisch wie nur möglich."

„Mir auch."

Stella lachte: „Das klingt erfreulich offen. Gott sei Dank, daß Sie mehr Mensch als Schulfuchs sind."

„Der Direktor schreibt mir, daß Sie von jetzt ab deutsche Lektüre bei mir haben werden."

„Ein Lichtblick wenigstens. Sie werden doch so herzlieb und nett bleiben wie bisher?" fragte Stella.

„Und Sie so vernünftig, daß wir weiter befreundet bleiben können?"

„Sonst pfeife ich auf die ganze Schule. Ich darf's doch übrigens allen erzählen, daß wir beide richtige Freunde geworden sind?"

„Weshalb denn nicht?"

Stellas Gedanken sprangen plötzlich weit ab.

„Wissen Sie noch, Fräulein v. Dünow, als Sie damals zu Ostern mich auf Ihrem ersten Schulweg ansprachen? Ich ging mit ein paar Mädchen, und Sie schlossen sich uns an und fragten, wie wir über den Direktor dächten. Besinnen Sie sich noch? Heute möchte ich S i e einmal fragen: wie denken Sie über den Herrn Direktor?"

Irmgard kämpfte mit einer aufsteigenden Verlegenheit:

„Ach Stella, — für mich ist der Direktor doch keine so wichtige Person wie für Sie."

„Doch," ereiferte sich Stella fast, „der Direktor muß auf jeden Menschen Eindruck machen; ich glaube bestimmt, daß er an und für sich eine ungewöhnlich starke und wertvolle Persönlichkeit ist. — Man kann ihn hassen, aber nicht über ihn hinweggehen."

Als sie sah, daß Irmgard aufhorchte, fuhr sie fort:

„Je älter ich werde und je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr bedaure ich, daß ich privatim so selten mit ihm zusammenkomme. Bei Bonnhöfers ist er viel häufiger als bei uns, leider. In der Schule gefällt er mir nicht immer, aber ich glaube, im Privatleben muß er geradezu ideal sein."

„Sie schwärmen wie ein Backfisch. Er ist ein Mensch, mit dem es sich nicht nur in der Schule, sondern auch im Hause nicht leicht umgeht."

Nun unterhielten sie sich eine geraume Zeit über Roderichs Charakter.

Irmgard fand zu ihrer eigenen Verwunderung, daß ihr dieses Gespräch empfindlich wohl tat. Wie ein Alp hatte es die ganzen Tage auf ihr gelastet, daß sie von dem Menschen, der ihr Denken und Empfinden so intensiv beschäftigte, nicht reden durfte. Auch jetzt mußte es ja mit großer Vorsicht geschehen, aber das Eis war doch gebrochen, Stella hatte unbewußt ihr einen unbezahlbaren Dienst erwiesen.

Noch grollte sie Roderich zwar, aber er war doch trotz alledem das Lieblingsziel ihrer Gedanken und Wünsche geblieben. Vergebens hatte sie sich bemüht, mit ihm fertig zu werden. Sie versuchte es mit scharfem Spott, der ihr selbst am wehsten tat.

„Wenn einer schon einen solchen Namen trägt: Roderich Degenhardt —, das klingt doch hahnebüchen", meinte sie jetzt, sich lächelnd zu Stella wendend.

„Im Gegenteil, Roderich klingt famos und paßt ausgezeichnet zu ihm. Ich denke bei Roderich an alte Gotenkönige mit blitzenden Augen und kernigem Wuchs, tapfer und eisenhart, und doch gütig. Roderich Degenhardt hat ganz entschieden etwas Königliches in seiner Art."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

7. Fortsetzung.

So vergingen also die Tage einträchtig mit den Goldfüchsen, und ein Versucher setzte sich in mein Ohr: Schreib der Mutter, sie kann dich noch ein paar Wochen über dem Wasser dieses einfältigen Lebens halten. Aber ich tat es doch nicht, denn ich mochte nicht vor ihr stehen wie ein ungezogenes Kind, das einen Baum erklettern wollte und rittlings abstürzte, so daß es nun auf dem zerrissenen Hosenboden sitzt und greint.

Ich wurde ganz demütig und sanft und kam dahinter, daß es sich auf einem Drehstuhl doch immer noch besser sitzen ließe als auf den kalten Steinen eines erbarmungslosen Pflasters. Da trat ich einen neuen Leidensgang an; wie ich zuerst zu den Verlegern gegangen war, so suchte ich jetzt die Zeitschriften ab, wie ein halb verhungertes Pferd eine Wiese absucht, aber es ist kein Gras da und das Pferd muß mühselig weiterschwanken in eine kahle und trostlose Ungewißheit hinein . . . Auf allen Drehstühlen saßen schon Leute, und die Stühle waren so warm, daß keiner davon herunter wollte, um Seppele Barondiot einen Gefallen zu tun.

Johanna hat mir wohl meine Unruhen angesehen, aber sie sagte nichts, weil wir uns doch eigentlich noch wenig kannten. Sie wußte es aber einzurichten, daß mich ihre Mutter dann und wann zum Abendbrot hinüberrief, wenn ich gerade daheim war. Dann erzählte der alte Herr Nitzsche von seinem Krieg, wohl auch vom Geschäft, weil es mich als den Enkel eines Druckereibesitzers freundlich berührte; und das Dirnlein flegelte sich auf dem Sofa herum, Johanna saß über ihre Handarbeiten gebückt, und Fritz bastelte an seinen Photographien, beschnitt, retouchierte, oder was es gerade zu tun gab. Und Frau Nitzsche saß, die Hände im Schoß gefaltet, am Tisch. Manchmal spielte ich auch eine Sonate von Beethoven dazwischen oder einen Gassenhauer aus der Lustigen Witwe, wie gerade die Richtung in der Gesellschaft war.

Wenn ich dann in mein Zimmer zurückkehrte, reichte ich vorher allen die Hand, und es geschah wohl, ohne daß ich es wollte, daß die Johannas länger in der meinen liegenbleiben mußte als die der anderen.

8. Kapitel.

Und dann saß ich jedesmal noch lange in meinem Zimmer hinter dem ovalen Tisch, die Lampe brannte wie aus guter, alter Zeit her, blakte wohl auch wie alle diese eigensinnigen, launischen Petroleumlampen, und irgendwo ticktackte ein Holzwurm. Vielleicht war es auch meine Taschenuhr. Ich ging dem Geräusch nicht nach, weil ich in mir selber herumzuspazieren hatte.

Da zeigte sich zuerst die Verwunderung, wieso es manchmal geschehe, daß diese fremde Mädchenhand länger festgehalten wurde. Und ich stand dieser Verwunderung gegenüber wie ein schlechter Schüler, der nicht gelernt hat und nun entlarvt wird. Dahinter aber tauchte die Heimat aus Nebeln auf und war voll blühender, rotbackiger Mädchen, die tanzten und einfache Lieder sangen, vom Hans im Schnokeloch, der alles hat, was er will, und was er will, das hat er nicht, und vom Elsaß, unserem Ländel, das wir fest am Bändel halten. Oder sie sangen, wie in den Kunkelstuben gesungen wurde:

„Es wollte einst ein Maitelein in der Früh aufstehn.
Sie wollte in den Wald, wollte in den grünen Wald
Auf Rosen gehn.

Und als sie ein Stückelein in den Wald hineinkam,
Ei, da traf sie einen an, ei, da traf sie einen an,
Der verwundet war.

Verwundet ja war er und vom Blute so rot,
Und als sie ihn verband, und als sie ihn verband,
Da war er schon tot.

Ach Schätzelein, ach Schätzelein, wie lang soll ich trauern um dich?
Gelt, bis alle Wässerlein, gelt, bis alle Wässerlein
Fließen zusammen ins Meer?

Bis alle die Wässerlein fließen zusammen ins Meer,
Ei, so nimmt meine Traurigkeit, ei, so nimmt meine Traurigkeit
Kein Ende mehr."

Es war süß und wehmütig und quälte mich, weil alle diese Mädchen bekannte Gesichter trugen. Da hob sich mir Gretels wildes Gesicht entgegen, und Carrys große, stille Augen strahlten über meinen verzückten Gedichten, so daß es hieß: Komm, komm doch wieder, daß ich dich selber anschauen kann!

Digitized by Google

Aber diese kleine sächsische Hand legte sich dann mild und sacht zwischen sie und mich, und war wie die Verkündigung einer Mauer, die gebaut werden sollte, langsam vielleicht, in altväterischer Zeitfülle, vielleicht auch von heut' auf morgen mit dem Ungestüm der neuen Zeit.

Da saß denn Seppele Barondiot wieder einmal in einer verlegenen Unbeholfenheit. Bis sie so groß wurde, daß ich wieder Fluchtgedanken bekam, weil ich mich vor dem Mädchen da drüben fürchtete. Sie war still und hatte wartende, kluge Augen, sagte nichts und dachte nur immer mit ihren feinen und gehaltenen Gedanken um mich herum, daß es endlich wie ein sehr zartes Netz war, in dem ich mich bewegte. Da legte ich in der Verwirrung einen einfältig einfachen Plan vor mich hin: Wenn ich die Nachbarin ein paar Tage nicht mehr sah, oder meinetwegen sollten es Wochen sein, dann sollte mir einer noch behaupten, daß ihre Hand zu einer Mauer zwischen der Heimat und mir werden könnte!

Ich war es ja auch dem Andenken an die Mädchen daheim schuldig, daß ich mich nicht gleich wieder in neue Abhängigkeiten und Erwartungen stürzte.

So lief ich also wie immer mit völliger Hingabe und Bereitschaft meinem Kopf nach. Lief in die Stadt und suchte mit meinen letzten Groschen eine Unterkunft. Ohne Erkenntnis der nächsten Tage, aber auch ohne Furcht vor ihnen; die elsässischen Mädchen hatten mich noch fest am Leitseil. Sie zerrten nicht schlecht und gaben mir die Peitsche über die Ohren, daß ich laufen mußte, wie sie es haben wollten, und manchmal meinte, nun müßte ich in die Knie brechen und die Augen verdrehen und den letzten Atem herausblasen.

Ich suchte in diesen Tagen fieberhaft und verfiel auf kleine Aushilfsposten, die mich ein wenig stärkten und mir den Mut auf den Beinen hielten. Einmal war ich ein Türaufreißer in einem Café, ein andermal lief ich mit Extrablättern von Straßenecke zu Straßenecke, und ich war stolz dabei, weil ich mich nicht selber hatte fallen lassen. Dann traf es sich einmal, daß ich in der Zeitung las, es werde ein Hausierer gesucht. Ich machte mich auf den Weg.

Eine halbe Stunde später kletterte ich eine schmale, wackelige Treppe hinauf in einem Haus, das so durcheinandergebaut war, daß man sich wundern mußte, wie sich einer darin zurechtfinden konnte. Ganz unter dem Dach, zwischen einer höllischen Unordnung, zusammengewürfelt aus alten Kleidern, halb zerbrochenen Möbeln, ungewaschenem Geschirr, fand ich den Meister, der mich aus dem Elend heben sollte. Er war ein kleiner, knochiger Mann mit einem grätigen Gesicht, in dem die Backenknochen spitz aus der Haut standen. Seine schmutzigen Nägel kratzten über einen satinartigen Stoff, der in einem großen Ballen vor ihm lag. Dazu hörte ich ihn murren: „Denen auf dem Land kann man's immerhin noch als Seide verkaufen . . ."

Da wußte ich, aus welcher Schule der Kerl stammte. Aber ich tat nicht so, brachte meine Zeitungsannonce vor und forderte Arbeit. Er schlug sich einen verbogenen Klemmer auf den Nasenknochen und plierte mir darüber weg mit einer kratzenden Neugierde über das Gesicht. Dann fragte er nach meinen Papieren, und ich gab ihm, was ich gerade hatte. Er schüttelte den Kopf darüber, wahrscheinlich, weil sie zu ehrlich aussahen, fragte aber doch, ob ich ein passables Mundwerk hätte. Um dir die Meinung zu sagen, könnte es schon zulangen, dachte ich und gab ihm einen Bescheid, der mir nützlich sein sollte. Er ließ sich auch fangen und nahm mich auf.

Gleich der nächste Tag sah mich in einem Torbogen der Petersstraße mit einem großmächtigen, flachen Kasten vor dem Leib stehen, und in dem Kasten lagen Ansichtskarten: Landschaften, Mädchenköpfe, Stilleben, in Farben, wie sie die gute Mutter Natur nie hervorgebracht hat. Dazu hatte ich zu rufen, daß mir selber die Ohren wehtaten. Ich dachte, es gehe doch manchmal seltsam zu im Leben: Man rennt einem Posten nach, den man vielleicht nie erreichen kann, und erreicht einen anderen, von dem man nie geträumt hat.

Im ganzen aber dachte ich nicht ohne Wehmut an die Heimat zurück, an mein Liliputzimmerchen, die warme Besorgtheit der Mutter und das ganze stillumhegte friedliche Leben im Elternhaus.

Dabei schrie ich mir die Lungen aus dem Leib und mußte dabei doch immer denken: Wenn einer von daheim dich sehen ~~könnte~~,

Digitized by Google

es müßte ihm doch durch den Kopf gehen: Der Seppele Barondiot ist aber weit heruntergekommen!

Hier in der großen Stadt kümmerte sich kein Mensch um den Schreier; sie liefen an mir vorbei mit denselben gleichgültigen Gesichtern, die sie auch in der größten Stille zeigen mochten. Es kam mich ein kitzelndes Verlangen an, mit einemmal ein verbotenes Wort zu rufen, etwa: „Der Teufel soll den Magistrat holen!", nur um zu erfahren, was diese gleichgültigen Gesichter da zur Erscheinung bringen würden. Ich habe es aber doch nicht getan, weil ich noch zu viel Respekt vor meinem Hausierer hatte, der in seiner wüsten Dachkammer hockte und mit schmutzigen Nägeln über Satin kratzte, der für die Landleute Seide werden sollte.

Abends mußte ich immer den Kasten bei ihm abliefern, und am Ende einer jeden Woche sollte der Lohn in meine bereiten Hände fließen. Am dritten Tag aber, als ich gerade mit frischer Kraft mein Geschrei anhob, tauchte in diese barbarischen Schallwellen ein Gesicht, das mich in eine schlimme Verwirrung brachte. Johanna Nitzsche stand vor mir und lächelte mich an, ganz so, als sei ich nicht ein armseliger Straßenverkäufer, der seinen schweren Kasten vor dem Leib herumschleppt und alle Menschen mit seinem aufdringlichen Schreien anbettelt.

„Wie geht es Ihnen denn?" fragte sie ganz sachtmütig, indem sie mir die kleine, runde Hand vorhielt.

Ich wollte die unverdiente Gabe gar nicht annehmen und schämte mich wie ein junger Hund, der aus seinem warmen Ofennest ausgerissen ist und sich wild auf der Straße herumgetrieben hat.

Und so behandelte sie mich auch, aber nach der versöhnlichen Seite hin. Streichelte mich mit ihren Worten so, wie etwa meine Mutter den kleinen Ami gestreichelt hat, wenn er nach drei Tagen von einem unvernünftigen Streifzug mit eingezogenem Schwanz zurückkam: „Armes Hundel, hast du denn auch nicht gefroren, und bist du von niemand schlecht behandelt worden? Du wirst dir doch keinen Schnupfen geholt haben oder gar etwas Schlimmeres?"

Ich traute mich nicht, sie anzusehen. Sie plauderte aber, als merke sie das gar nicht; erzählte mir von ihren Eltern, und von Fritz und vom Dirnlein, und auch, daß die Mutter ganz verwundert gewesen sei, als Herr Barondiot sich gar nicht wieder habe blicken lassen.

„Ich sagte ihr aber, Herr Barondiot wird schon wissen, was er tut. Und ich sehe ja nun," schloß sie, „daß Sie ohne Zimperlichkeit Ihren Interessen nachgegangen sind."

Da war sie nun doch auf meine neueste Existenz zugekommen. Das gab mir wieder einige Sicherheit, so daß ich sagen konnte: „Ja, man muß manchmal nehmen, was sich hergibt. Und ich denke, wir wollen schon wieder obenauf kommen, wenn nur erst die schwerste Zeit hinter den Rücken geworfen ist."

„Ja," sagte sie treuherzig, „um Sie ist mir gar nicht bange."

Da habe ich ihr doch die Hand drücken müssen, und die Leute haben nicht schlecht gestaunt, daß so ein abgerissener Hausierer mit einer so hübschen und eleganten Dame ganz vertraulichen Umgang gezeigt hat.

„Wann kommen Sie denn nun wieder zu uns?" fragte sie noch, bevor sie weiterging. „Ihr Zimmer wartet auf Sie."

Ich versprach, mich bald sehen zu lassen, und ließ ihre Eltern, auch den Bruder und das wilde Dirnlein schönstens grüßen. Sie hob noch einmal die Augen zu mir, und ich sah zum erstenmal richtig, daß sie ganz rehbraune hatte, mit einem sanften Schimmer darin, und auch mit einer kleinen Mädchenentschlossenheit.

Am Ende der Woche wollte ich also hingehen, zuvor aber mußte mein Lohn geholt sein, damit ich nicht wie ein Bettler aufzutreten brauchte. Ich stieg die schmale, wacklige Treppe hinauf und mußte wie jeden Abend die zerpochte Tür zu der Dachkammer suchen. Der Hausierer saß wieder über seinen Stoffen und kratzte. Er sah mich ungnädig über seinen verbogenen Klemmer an und murrte, daß ich zu zu wenig verkauft habe. Im übrigen mangle ihm jetzt die Zeit, und ich sollte den anderen Morgen wiederkommen, da würde ich mein Geld erhalten. Ich stritt mich eine Weile mit ihm herum und mußte dann doch gehen, weil gegen seine Zähigkeit nicht anzukommen war. Warum soll ich viel um den Schmerz herumreden: Ich habe am anderen Morgen den braven Mann nicht wiedergefunden, und auch

Digitized by Google

die nächsten Tage nicht. Als ich anklopfte, ließ sich nichts hören, und ich wurde endlich ungeduldig und donnerte mit beiden Fäusten gegen das Holz. Da tat sich daneben eine Tür auf, und ein altes Weib erschien, mit einem zahnlosen Mund und hängender Brust, daß es einem grauen konnte. Das Weib sagte mir, der Hausierer Loeb sei ausgezogen, sie wisse aber nicht, wohin. Ich wetterte und schimpfte, aber was konnte das helfen; und endlich bin ich laut die Treppe hinuntergetappt, geradeaus in meine weitere Armseligkeit hinein.

So kam ich doch als ein Bettler nach Reudnitz hinaus.

Die Frau fragte mich gleich, wo ich denn die Zeit über geschlafen habe, und ich sagte es ihr. „Weil ich mich geschämt hätte, mich hier wieder sehen zu lassen", setzte ich dazu.

„Na," meinte sie bedenklich lachend, „da werden Sie mir doch keine unangenehmen Tierchen mitbringen? Ich hörte schon sagen, daß diese Schlafstellen nicht gerade Muster von Reinlichkeit sein sollen . . ."

Aber die Tochter fiel ihr vorwurfsvoll in die Rede: „Aber Mutter, wie kannst du so was sagen!"

Ich sah da, wie Frau Nitzsche ihrer Tochter einen hochgehobenen Blick zuwarf, und es schien mir, als finde sich darin ein erstauntes Aufhorchen. Da gab es mir denn eine große Freude, zu erkennen, daß Johanna diesen Blick einfach zu Boden fallen ließ und tapfer weiter neben mir herschritt.

Ich sah auch, daß die Frau eine kleine Vorsicht gegen mich in ihr Wesen geholt hatte, und daß ich nicht mehr in demselben hellen Licht bei ihr stand wie am ersten Tag. Ich hatte ja auch noch nichts vor mich gebracht seit ich in Leipzig war, und sogar meine allernächste Zukunft schien zweifelhaft und ohne große Freudigkeit.

Frau Nitzsche fragte mich offen, was ich denn jetzt tun wolle, und ich mußte vorläufig die Achseln zucken.

„Wenn Sie wenigstens Buchführung und Schreibmaschine könnten", sagte sie, und es war sogar ein wenig geringschätzig, wie sie es sagte. „Dann wäre wohl ein Plätzchen für Sie zu finden."

Am Abend fing auch der alte Herr Nitzsche davon an, er redete in seiner wunderlich abgerissenen Art, aber alles was er vorbrachte, hatte Kopf und Füße. Ich ließ mich nicht ungern überzeugen, weil es ja doch so nicht weitergehen konnte, und stützte mich ganz im geheimen immer noch auf meine Dichterarbeiten. Solange du nicht durchgedrungen bist, dachte ich, kannst du es ja nebenbei betreiben. Und ich erstaunte in dieser ruhigen, warmen Häuslichkeit der Familie Nitzsche nicht einmal darüber, daß es mir früher ein Greuel gewesen wäre, wenn einer von mir verlangt hätte, ich solle einen gewöhnlichen Beruf in die Hand nehmen, und in den freien Stunden könne ich dichten, soviel ich wolle . . . Jetzt schien es mir selbstverständlich, weil mir kein anderer Weg blieb. Ich wurde sogar übermütig und rief heraus, daß ich mich wohl getraute, die Buchführung in einer Woche zu lernen. Sie lachten mich aus, aber ich blieb dabei und setzte mich auch gleich dahinter. Johanna blieb ohne Furcht an meiner Seite, und auch ihr Bruder Fritz, weil er sie sehr lieb hatte. Johanna half mir und erwies sich als ein Mädchen von klarem Kopf und guten Kenntnissen.

Wir kamen uns in dieser angestrengten Woche näher und ließen eines das andere in die Gärten unseres Daseins schauen. Ich fand, daß Johanna ein gutes, williges Mädchen war, von einer ganz anderen, angriffslustigeren Güte als Carry, die still und wartend in ihrem Vertrauen saß.

Wenn ich je an Carry dachte, geriet ich auf eine grausame Folter, weil dieses liebe Mädchen immer noch vor mir hielt mit gläubig frohen Augen, in denen ein echtes Gold schimmerte, und mit einem Mund, der sich gern dem meinen hingab, wenn nur meiner alles Gute und Dauernde versprach.

Es kam auch ein Brief von Gretel, der wohl meine Mutter die Adresse geschickt hatte. Gretel schrieb, als ob ich nie Funken gegen sie gesprüht hätte. Lustig in ihrer Art, lebendig und voll einer frechen Selbstverständlichkeit. Daß es ihr in Belfort bei dieser wundervollen Familie Barbignolle immer schöner und lieber ergehe, und daß Monsieur Marcell jetzt viel auf Reisen sei, so daß sie ihn nur noch wenig sehe. Wenn nun dieser fatale Monsieur Mar-

Digitized by Google

cell, den man an keinem einzigen Rockzipfel erwischen und festhalten konnte, nicht in ihrem Brief herumgegeistert wäre, weiß ich nicht, ob sie mich nicht wieder ganz für sich gehabt hätte. Es wurden doch viele Erinnerungen lebendig, man fühlte sich einander verpflichtet durch eine schöne Gemeinsamkeit, in der man einmal gelebt hatte, und erkannte, daß in jedem etwas lebendig sei, das nie getilgt werden und auch nie eine gänzliche Fremdheit gegeneinander schaffen konnte.

Ich schrieb ihr warm zurück, ohne aber einen Ton der versprechenden Zugeneigtheit zu finden, so daß es keine Zusage und keine Aussicht war. Sie mochte es nehmen, wie sie wollte; daß sie es in ihr leichtes Leben einfügen konnte, glaubte ich gewiß.

Im ganzen hatte mich der Brief nicht aus meinem Eifer gerissen, und ich merkte am deutlichsten, daß er mich nicht aufgestört hatte, weil Johanna aus meinem Wesen nicht finden konnte, daß ich ihn empfangen hatte.

Die Tage vergingen, ich saß eifrig über meinen kaufmännischen Büchern und fühlte mich ganz stolz und wichtig. Um mich her trieb das kleine Leben der Familie und des ganzen Hauses. Man wurde in eine ruhige, warme Zufriedenheit eingesponnen, die Bilder aus der Ferne, aus der Heimat und der großen Stadt, in der man jetzt saß, rückten weiter in den Hintergrund und wurden matter in den Farben und unsicherer in den Umrissen. Mit einem Wort: Man vergaß fast, daß es ein Draußen gab und lehnte sich behaglich in dieses sanfte, in gedämpften Farben gehaltene Drinnen wie in einen bequemen, weiten Sessel.

Das Dirnlein, Johannas Schwester Else, befand sich, wenn es aus der Schule zurück war, meistens von einer Partei im Haus zur anderen unterwegs und war überall gut aufgenommen. Nur bei Rechnungsrats im zweiten Stock gab es manchmal eine kleine Entrüstung, wenn das Dirnlein den uralten, verschossenen Papagei mit brennenden Streichhölzchen neckte. Überhaupt war das Dirnlein bis obenhin mit Schelmerei und Tollheit gefüllt; man konnte diese erfrischenden Menschlichkeiten gut durch die großen, strahlenden Mädelaugen sehen. Von mir wollte das Dirnlein nicht viel wissen, weil ich immer so zerzaustes Haar hatte und eine genähte Krawatte auf dem Vorhemdchen trug. Auch gefiel ihm mein Gesicht nicht im geringsten, die Nase war ihm zu spitz und frech, und vor den Augen fürchtete es sich ein wenig, weil sie manchmal stechen konnten. Am leichtesten wäre es mit dem Mund zu versöhnen gewesen. „Der sieht wenigstens so aus, als ob er küssen könnte, nicht, Johanna?" sagte das naseweise Fräulein.

Übrigens tadelte mich auch Johanna, warum ich keine Selbstbinder trage; es sei doch hübscher und mache gleich mehr aus einem Menschen. Ich beichtete, daß ich bisher von dieser Einrichtung keine Kenntnis besessen habe, und ließ mir zur Absolution ein schmales lila Band vorknüpfen, das mir großmütig geschenkt wurde. Ich bin an dem Tage ganz stolz herumgegangen.

Die Woche fand also ihr Ende, und ich hatte richtig wieder einmal geprahlt. Diese verteufelte Buchführung lag noch neben mir und wollte sich von mir nicht verschlucken lassen, wohl weil ich beim ersten Bissen ein sauertöpfisches Gesicht gerissen hatte. Jetzt rächte sie sich. Da stand ich nun und mußte dumme Augen stellen und mir die Neckereien des Ehepaares gefallen lassen.

„Wir wollen es doch anders anfassen", sagte Herr Nitzsche zu mir. „Kommen Sie morgen mit ins Geschäft, da können Sie meinem Buchhalter zusehen; er ist für den Letzten entlassen; wenn es Ihnen gelingt, sich bis dahin einigermaßen einzuarbeiten, so will ich Ihnen gern die Hand reichen."

Die große Güte beschämte mich, ohne daß ich merkte, wie schädlich sie für mein wertvolleres Fortkommen werden konnte; ich war voller Freude, weil es soviel liebe und herzliche Menschen auf der Welt gibt. Ich mußte auch an meine Feldwebelsleute denken und schrieb ihnen noch an demselben Tag einen Brief; aber eine Antwort ist nicht gekommen.

So bin ich also vom anderen Tag ab regelmäßig in aller Frühe mit Herrn Nitzsche durch die Vorstadtstraßen in sein Geschäft gewandert, das in einem großen, düsteren Hof lag. Man sah da große Berge aufgeschichteter Pappdeckel, breite Handwagen standen an der Mauer entlang, und junge Burschen in blauen Handwerkerkleidern beluden sie. Auch eine

Digitized by Google

Kuvertfabrik war noch in dem großen Gebäude, und darüber stampften die Maschinen der Druckerei, deren Besitzer Herr Nitzsche war. Zuerst betäubte mich das Gedröhn des tätigen Lebens, bis alte Erinnerungen aus dem gleichmäßigen Hin- und Hersausen der Maschinenkolben, aus dem schnurrenden Wirbeln der mächtigen Räder, aus dem schlurfenden Gleiten der Treibriemen in mich überströmten. Da stand ich ja wieder im Druckersaal der Kolmarer Zeitung mit einem selbstgeschriebenen Leitartikel in der Hand, den ich wichtig nach außen hielt, damit ihn jeder sehen konnte, und verhandelte mit dem Faktor wegen des Beiblattes, das eingeschränkt werden müßte, weil mein Leitartikel so ein aufgeblasen dicker Bursche war. Da stand ich wieder mitten in der vergangenen, kleinen Zeit, in der ich mir so wichtig vorgekommen war . . . Die Maschinen donnerten, die schwarzen Hände der Drucker fingerten in den knisternden Bogen, die feucht bedruckt zwischen den Walzen hervorglitten; die Anlegerinnen piepten und trillerten kleine Gelächter gegeneinander, und es schien mir, als hätten alle Anlegerinnen der Welt die gleichen Gesichter.

Der Buchhalter war ein alter, griesgrämiger Mann, der gebückt und schief vor seinem Pult stand und mit zittrigen Händen krakelige Zahlen und Buchstaben auf die Linien malte. Er sah mich scheel über die Hornbrille an, als er meine Bestimmung zu hören bekam, rückte aber doch einen halben Zentimeter beiseite und gab mir so die stumme Weisung, ich solle nur tüchtig den Hals recken, denn Buchführung sei kein Kinderspiel und gehe ebenso schwer in einen glattgeschorenen Schädel wie in einen mit einem Urwaldhaarwuchs.

Abends kam dann manchmal Johanna, um ihren Vater abzuholen, und ich durfte jedesmal mitgehen. Es wollte mir bald scheinen, als käme sie jetzt öfter als früher, und ich war eingebildet genug, das auf meine Rechnung zu schreiben. Wir nahmen den alten Herrn in die Mitte und sprachen über seinen Leib hinweg miteinander. Wir wußten uns immer Neues zu erzählen und wurden täglich vertrauter miteinander. Wenn ich einmal eine kleine Skizze oder einen Aufsatz an eine Zeitung verkaufen konnte, nahm sie still und tief an meiner Freude teil.

Ich wunderte mich, daß sie gar keine Bekanntschaft hatte, trotzdem ihr Bruder mit einer ganzen Menge von Akademiestudenten verkehrte, genial aussehenden, langhaarigen, jungen Leuten mit flatternden Schlipsen und lauten, Aufmerksamkeit fordernden Stimmen. Sie kamen manchmal zu Besuch bei Fritz und taten dann, als wären sie zu Hause: Legten sich auf das breite Sofa, rauchten die Zigarren des alten Herrn und zerhämmerten das Klavier. Um Johanna kümmerten sie sich nicht viel, und ich sah, daß das Mädchen sie mit ihren Augen zurückhielt, die entschlossen abweisend werden konnten.

Einmal fragte ich sie. Da erwies es sich, daß sie immer ein tapferes Buch lieber gehabt hatte, als törichte Tändeleien mit jungen Männern. Ich fand das außerordentlich lobenswert und konnte damals noch nicht wissen, daß ich dies nur tat, weil es in meine stillen, mir selber noch unbekannten Wünsche wie ein gütiger Frühlingsregen niederrauschte, daß sie schneller und erfreulicher wachsen und Knospen treiben konnten.

So ging uns die Zeit davon, und es wurde ein hoher, glühender Sommer, der allen schwer auf den Nacken drückte. Man tat unlustig, was sich nicht weglegen ließ, und fiel in freien Stunden in einen Sessel oder auf ein Sofa, als hätte man keine Knochen mehr im Leib. In der Druckerei stand eine Maschine still, weil jetzt nicht viel zu schaffen war, aber der alte Herr Nitzsche fühlte sich nicht zufrieden, wenn er nicht von frühester Stunde bis weit in den Abend hinein lebendig und rastlos zwischen den Maschinen herumlaufen und allerlei Anordnungen treffen konnte. Es schien, als ob ihn die Hitze ebensowenig belästigte, wie ihn im harten Winter die Kälte belästigt hatte. Die Frau zeigte zwar ein bekümmertes Gesicht, weil sie wußte, daß es um sein Herz nicht stark bestellt war, aber er ließ sich nicht abhalten, lief an seine Arbeit und kam müde zurück; auch wurde er in diesen Zeiten stiller und wortkarger. Wenn ich ihn manchmal verstohlen betrachtete, wollte mir scheinen, als säße hinter seiner gerunzelten Stirn eine neue Besorgnis. Ich fühlte ja auch bald heraus, daß die Geschäfte lang-

Digitized by Google

samer liefen und manches in seinem Betrieb zu konservativ war, um in dem blutigen Vorwärtshasten des Wettbewerbs einen langen Atem zu haben.

Frau Nitzsche klagte jetzt auch mehr als in der ersten Zeit, in der ich sie immer nur von einer rosig überschimmerten, leisen Fröhlichkeit gesehen hatte. Und Fritz murrte viel, weil es hieß, er solle die Akademie verlassen und seinem Vater im Geschäft helfen. Das behagte dem jungen Weltgucker nicht, weil er sich etwas Größeres und Bedeutenderes erträumt hatte als die kleine, in bescheidenen Bahnen dahintreibende Druckerei. Aber er mochte wohl die drängende Notwendigkeit erkennen, wie er überhaupt ein guter, liebevoller und verständiger Bursche war, der alles tat, was einem Menschen helfen konnte.

Da geschah es eines schwülen Abends, daß aus der Druckerei ein Mädchen ganz atemlos gelaufen kam. Johanna und ich waren schon zusammen nach Hause gegangen, weil der Vater noch ein wenig für sich arbeiten wollte. Das Mädchen brachte zuerst kein deutliches Wort hervor und fingerte nur immer an ihrem blauen Rock, der über den Hüften silbrig schimmerte. Dann warf sie uns auf einmal den Schrecken mit einer angstvollen Wut mitten in das Gesicht. Den Vater hatte der Schlag gerührt.

Wir stießen alle zusammen einen einzigen Schrei aus, der zusammengeballt gegen die Wand fuhr; dann sind wir wie die Narren fortgerannt, ohne daß eines ein Wort zum anderen gesagt hätte.

Wir fanden den armen, alten Herrn röchelnd auf dem alten Ledersofa, aus dem das Roßhaar stachelig hervorguckte. Ein anderes Mädchen, das bei ihm war, erzählte uns kühl, der Herr sei auf einmal wie ein Kloß zur Seite gefallen und habe im Stürzen noch den großen Kleistertopf heruntergerissen, so daß die Brühe seinen schönen, neuen Anzug völlig verdorben habe. Die Frau stieß die Schwätzerin ärgerlich zur Seite, daß sie gegen einen Schrank taumelte; von da hat sie sich dann mit einem zerknitterten Gesicht aus dem Kontor gemacht.

Der alte Herr war nicht bei Besinnung; er röchelte wie ein Sterbender, und der Telephonhörer flog in meiner Hand wie eine leichte Fahne im Wind, als ich einen Arzt herbeischrie. Die rechte Gesichtsseite des Getroffenen zeigte eine häßliche, blaurote Farbe, als ob einer mit einem breiten Pinsel brutal darübergefahren wäre. Das rechte Augenlid war krampfhaft gegen die Braue gezogen, und der Augapfel lag grünlichgrau und erloschen darunter. Wir spritzten ihm immerfort Wasser in das Gesicht. Das Dirnlein heulte jämmerlich, ihr armes, junges Herzlein wurde zum erstenmal von einer scheußlichen Gemeinheit des Lebens angefüllt. Und da mußte ich nun wieder Johanna bewundern; während die anderen alle, ich nicht zum wenigsten, fast den Kopf verloren hatten, ging sie ruhig, in ihrer fast mütterlichen Würde hin und her, tat alles, was ihr der gute Verstand eingab, und zeigte nicht durch das kleinste Händezittern oder durch einen Seufzer, welches Leid in ihr entzündet war.

Als der Arzt uns beruhigt hatte, soweit es sich tun ließ, wurde der Kranke in einen Wagen getragen, der unten wartete. Erst spät in der Nacht, als er lang in seinem Bett lag, kam der alte Herr in die Besinnung zurück, ließ sein gesund gebliebenes Auge entsetzt umherrollen, über das matte Krankenlicht auf dem Nachttisch, über das weiße Gesicht seiner Frau und die gelassene Beherrschtheit Johannas, auch über die schattenhaften Stuckverzierungen der Decke, und dann riß sich ein Stöhnen aus seiner Brust, so jammervoll und hilflos, daß ich viele Nächte davon träumte.

---

9. Kapitel.

Es wurde jetzt vieles anders in dieser Familiengemeinschaft, in die ich ganz unmerklich, ohne daß eines ein Wort darüber verloren hätte, hineingeglitten war, derart, daß jedes mich für dazugehörig hielt und ich mich selbst auch. Der alte Herr mußte wochenlang im Bett liegen, ohne sich rühren zu können; sein gesundes Auge stand mit einem hilflosen und gemarterten Ausdruck gegen die Decke, und es schienen sich viele schwere und verzweifelte Gedanken dahinter zu bewegen.

Fritz hatte die Akademie verlassen, weil er jetzt im Geschäft nötiger war als sonst auf

Digitized by Google

der ganzen Welt, und suchte sich nun mit aller Strenge, deren der gute, harmlose Mensch fähig war, einen Weg in die neue Welt des Bücherdruckens. Er fand einen bereiten und nachsichtigen Führer in seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter, einem geraden Kaufmann, der in der Altstadt ein kleines Papiergeschäft betrieb. Der zeigte sich jeden Morgen im Kontor der Druckerei und unterwies den Neffen; oft blieb er bis über die Mittagsstunde, und da Fritz ein offener Kopf war, konnte es nicht fehlen, daß er bald eine lobenswerte Geschicklichkeit bewies. Er hatte im Anfang aber seine Not, weil er noch so jung war und die Leute, besonders die Maschinenmeister und Faktoren, immer wieder mit ihren grauen Bärten in sein Milchgesicht fuhren. Er ließ es sich gleich nicht gefallen und brachte so einen gebührenden Zwischenraum zwischen sich und sie. Johanna war jetzt den ganzen Tag im Geschäft zu sehen, sie spornte auch mich in ihrer ruhigen und bestimmenden Art an, mein Bestes zu tun; der Vater werde sich am Ende erkenntlich zeigen. Ich sagte ihr aber, die heilige Mutter Gottes weiß es, woher ich den frechen Mut nahm, daß ich es gern ohne allen Dank tun wolle, wenn ich ihr nur dann und wann, an besonders feierlichen Tagen oder wenn die Sonne so schön goldig und segnend am Himmel stände, in die Augen blicken dürfe. Da hat sie mir die Hand gegeben und hat mit einer ganz anderen Stimme gesagt: „Ja, das dürfen Sie gern, Herr Barondiot, und wir wollen gute Freunde sein, nicht wahr?"

„Ja, das wollen wir!" rief ich begeistert und preßte ihre Hand, daß das gute Mädchen die Zähne zusammenbeißen mußte.

Von dem Tag an gab es für mich oft Augenblicke, in denen mir alles ein anderes Gesicht zeigte; dann fühlte ich mich ganz in ein stilles, friedvolles und glückliches Dahinleben eingegangen und wunderte mich zu gleicher Zeit, wie es einmal hatte geschehen können, daß lauter Streit und Unruhe und Närrischkeit um mich herum gewesen waren. In diesen Augenblicken kam ich mir so wunschlos und gesättigt vor wie ein Mensch, der die Treppe seiner Jugend hinaufgestürmt ist, mit fliegendem Atem und in der Erwartung zitternden Gliedern, und nun vor sich das weitgedehnte Land eines männlichen Sichbescheidens und einer beherrschten Wirksamkeit liegen sieht.

Zu allen diesen sanften und einschläfernden Empfindungen kam ein durchdringendes Gefühl der Dankbarkeit für die Familie Nitzsche, die mich gestützt hatte, als es mir schlecht gegangen war, und die nun in schwerere Zeiten hineinging, so daß es ein Leichtsinn und eine Häßlichkeit von mir gewesen wäre, wenn ich nicht alles getan hätte, was in meinen Kräften stand, um ihnen auf meine Weise zu helfen. Und Johanna war da, die mich in ein durchsichtiges Netz einspannte, daß ich alles, was außer ihr lag, nur noch in verschwommenen Farben und matten Umrissen sah . . .

Manchmal fiel es mir schwer, mich daran zu erinnern, daß ich einmal ein Ausreißer, ein törichter Mensch gewesen war, der aus der Enge seiner Heimatstadt in das weite Land hinausfloh, um sich ein unbeschränktes Leben in die Brust zu holen. Und so fand ich von Tag zu Tag mehr, daß es auch im Engen große Liebe und Bedeutung geben kann, und meinte, schon reif dazu zu sein.

Wenn wir drei abends nach Hause kamen, die Geschwister und ich, fanden wir da ein eingefallenes und verstörtes Gesicht, dessen Mund nur noch halbe, anklagende Worte formte. Frau Nitzsche ging wie ein Schatten ihrer früheren Existenz durch die Zimmer, griff langsam und fast widerwillig nach der Arbeit, die ihr zu tun gegeben war, und konnte die Tür zwischen sich und dem nagenden Groll über das Geschehene nicht schließen, weil die leicht verständliche, menschliche Selbstsucht ihren Fuß zwischen Tür und Schwelle klemmte.

Johanna sah auch hier nach dem Rechten und scheute sich nicht, nach der drückenden Tagesarbeit, in vorgerückter Abendstunde die Zierlichkeit der Wohnung im Leben zu erhalten. Sie summte dann kleine Liedchen vor sich hin, vielleicht, weil sie uns allen vortäuschen wollte, sie habe den richtigen Zusammenhang der Dinge gefunden, vielleicht auch, weil sie sich selber über die Schwere der Gegenwart hinwegtragen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Nachtwache im Felde

Ich habe nicht im Sturm das Schwert geführt,
Nicht blinden Feindeshaß in mir geschürt,
Weil des geliebten Vaterlandes Gram
Die Menschlichkeit aus meiner Seele nahm;
Ich habe nur beim Donnerton der Schlacht
Den letzten Schlummer Sterbender bewacht.

O Nacht voll Not! Auf Stroh lag Haupt an Haupt —
Ich hatte an den Schlachtentod geglaubt,
Den vielbesungenen auf grünem Feld,
Wo jeder Sterbende erstrahlt als Held;
Nun aber sah ich auch den Tod der Qual,
Und ich erschauerte zum erstenmal.

Ohnmächtig stand ich, hilflos; es zerstiebt
Was es an Liebe nur auf Erden gibt,
Im Eishauch dieser Leiden ohne Maß!
Und als ich schweigend an dem Lager saß
Auf dem im Blut der Jugend Quell verschäumt,
War mir's, als hätte ich bisher geträumt.

Dumpf brüllte der Geschütze Eisenmund —
Der Traum zerriß — ich sah des Lebens Grund,
Ein Lachen gellte höhnend an mein Ohr,
Die letzte Hoffnung jammernd sich verlor,
Und über mir zerflatterte in Nacht,
Woran Jahrtausende sich müd' gedacht!

Hell flackernd hing an kahler Wand ein Licht,
Der Schein fiel auf ein wächsernes Gesicht —
Ich fühlte nur: „Du lebst! Die Flamme brennt!"
Und plötzlich, wie man Zaubersprüche nennt,
Um Geisterspuk zu bannen, rief ich laut:
„Wer will verzweifeln, der sich selbst vertraut?"

„Ich bin die Welt, das Leben und der Tod!
Schon graut der Tag, ein neues Morgenrot
Wird aller Leiden Fülle übersprühn!
Zwei wilde Rosen, Glück und Unglück, blühn
Wohin wir setzen unsern Wanderstab,
An jedem Wege und auf jedem Grab!"

Erich Janke.

Die Hexe von Lemgo / Erzählung von Florentine Gebhardt

Der Märzenwind pfiff lustig über die Hänge des Teutoburger Waldgebirges und schüttelte die Wipfel des Eichenwaldes, daß sie das dürre Laub des Vorjahres von sich warfen. Auch durch die Talgründe fuhr er, wo auf den junggrünen Saatenfeldern die Lerche eben ihr erstes Frühlingslied versuchte, fauste um des Vögleins graues Federkleid und zerrte daran, es zu lüften. Unsanft packte er auch den braunen Reitermantel und den Federbusch an dem breitgekrämpten Hut des jungen Edelmannes, der, begleitet von einem graubärtigen Diener, die Straße von Detmold daherritt.

Der Diener, sich anfangs ehrerbietig hinter seinem Herrn haltend, war auf einen Wink desselben an seine Seite gekommen. Dem Herrn schien der Weg bereits zu lang. Er fragte: „Wie weit mag's noch sein bis Lemgo, Veit?" —

„Wir sind just halben Weges, Euer Gnaden. Ich seh's an der alten Linde vor uns, dort an der Wegkreuzung."

„Ist das ein Wahrzeichen? Ein stattlicher Baum, schon jetzt in seiner Nacktheit. Mag gut sein, drunter zu rasten zur Sommerzeit!" —

„Ein Wahrzeichen, Herr, Ihr habt recht. Sie sagen, es ist eine der Linden, drunter in der alten Zeit die Männer des heimlichen Gerichts nächtens zusammenkamen. — Aber, halt, gnädiger Herr, ist Euer Schießzeug zurecht? Unter dem Baum sitzt einer, wie wenn er lauere — man kann nimmer wissen! Ist das Land immer noch voll von Wegelagerern. Seit der große Krieg aus ist, ward's schlimmer als je!"

Die Männer lockerten die Hähne ihrer Pistolen, ließen die Pferde eine raschere Gangart annehmen und wollten eben in scharfem Trabe an der Linde vorüber in den Lemgoer Weg einbiegen, als ein heftiger Windstoß des Edelmannes Federhut faßte und herunterriß. Weithin kollerte er in den Staub der Straße. Beide hielten die Rosse an, und der Diener wollte absteigen. Doch kam's

Digitized by Google

nicht dazu. Der Mensch, den Veit vorher am Lindenstamm entdeckt hatte, sprang herbei, raffte den Hut vom Boden auf und reichte ihn, sich höfisch neigend, dem Reiter: „Euer Hut, edler Herr von Blomberg!“ —

„Vielen Dank! Doch, wie kommt's, daß Ihr mich bei Namen nennt? Wüßte nicht, daß ich Euch je mit Augen gesehen, noch Ihr mich, zumal ich lange in fremden Landen war!“ —

Der Fremdling zuckte die Achseln und sagte in leicht spöttischem Ton: „Gehört keine Hexerei dazu. Ihr führet die Blombergschen Zeichen und Farben ja am Sattelzeug. Die Blombergs gehören auch zu den Geschlechtern von Lemgo.“

„Seid Ihr aus Lemgo?“ klang des Blombergs erfreute Frage, „so mögt Ihr mir wohl sagen, ob es noch weit ist bis dahin?“

„Da Ihr von Detmold kommt, just noch einmal so weit, als Ihr geritten. Dort unten vor Euch die Türme sind schon die der Landwehr, und Ihr könnt auch bereits die Lemgoer Mark sehen. Wenn Ihr scharf so weiterreitet wie eben, so kommt Ihr noch zurecht.“

„Zurecht? Wozu?“ —

„Zum Hexentauchen.“ —

Der Blomberger fuhr zusammen. Veit aber brummte vor sich hin ein Sprüchlein, das war männiglich bekannt im Lippeschen Lande, spottete über die Städte desselben und hieß in seinem Anfang also:

„Deppel, de hoge Fest,
Lemgo, dat Hexennest,
Blomberg de Bläum,
Horne de Kräum',
Jufeln dat Solkfat,
Bartrupp will ooch noch wat —“

Der junge Städter hatte es verstanden. Ein höhnisches Lächeln glitt über sein auffallend blasses Gesicht. Dann blickte er den Ritter an, in dessen Zügen sich Abscheu und Empörung malten. „Scheint Euch nicht sonderlich zu reizen, das Schauspiel, das Eurer wartet. Gilt Euer Widerwille den Hexen oder dem Tauchen?“

„Beidem — ich gesteh's!“

„So seid auf der Hut, das in Lemgo zu zeigen. Man könnte Euch ansehn wie einen, der es mit den Hexen hält.“ —

Der Ritter zögerte: „Veit, was meinst du? Kehren wir um und suchen gelegeneren Tag?“

Da lachte der Lemgoer spöttisch. „Wolltet Ihr auf einen Tag warten, da man zu Lemgo keine Hexe foltert, stäupet, tauchet oder richtet, so würd' Euren Gesippen, Eurer Aufwartung zu harren, die Zeit doch etwas zu lang werden! Nichts für ungut, ich gab nur einen Rat!“ —

„Dank Euch! Doch scheint mir, es gibt mancher einen Rat, nach dem er selbst nicht handelt!“

„Das ist so der Narren Weise! Laßt's Euch nicht kümmern und reitet getrost zu. Es windet stark auf freier Straße und ein zweitesmal möchte Eure stolze Hutfeder minder glimpflich davonkommen. Wär' doch schad', müßtet Ihr mit geschändetem Staat in Lemgo einreiten, und man würde es dort als schwere Kränkung empfinden, zu denken, daß Ihr so nahe der Lemgoer Mark Landstreichern in die Hände fielet!“ —

„Für einen Landstreicher hielten wir Euch selber vorhin, junger Mann, da wir Euch unter der Linde sitzen sahen. Da Ihr aber Euch so gar eifrig um mich sorget, so möcht' auch ich fragen: Wer Ihr seid, und was treibt Ihr hier auf freier Straße im Märzenwinde unter dem kahlen Baume?“

„Wer ich bin? Einer der vielen Lemgoer Narren. Bloß von anderer Art. Und was ich treibe? Ich warte.“

„Warten? Auf wen oder auf was?“

„Das laßt meine Sorge sein. Aber haltet Euch nicht auf — sonst wird mir's leid, daß ich Euren Hut vor dem Verderben gerettet. Die Zeit verrinnt, und die Hexe wird ohne Euer Beisein getaucht. Gute Verrichtung, und grüßt mir Eure Gesippen — und meinen gestrengen Herrn Vater!“

„Haltet Euch nicht auf mit dem Narren, Herr“, flüsterte der Diener. Und der Edelmann, sein Pferd wieder antreibend, warf ungeduldig zurück: „Wie kann ich das, da ich nicht weiß, von wem?“ —

Der junge Mensch, unter die Linde tretend, gab nicht gleich Antwort. Erst als die Reiter sich ein Stücklein entfernt hatten, schrie er ihnen nach: „Werdet ihn sehen inmitten seiner Amtsgeschäfte. Ich bin des Hexenbürgermeisters Sohn!“ — Ein so unheimliches Gelächter folgte, daß der alte Veit unwillkürlich scheu nach rückwärts blickte und seinem Junker zuraunte: „Macht, daß wir fortkommen — der Mensch scheint nicht recht bei Sinnen!“ —

Die Begegnung aber hatte des Blombergers Teilnahme für die Stadt, die sein Reiseziel war, wachgerufen. Veit, der ein Kind des Lipper Landes und nie über dessen Weichbild hinaus gewesen war, erzählte seinem Junker mancherlei, was der nicht wissen konnte, da er nach der Mode der Zeit in ganz jungen Jahren auf Reisen gesandt worden, lange auswärts auf einer hohen Schule und auch am Hofe des Kaisers gewesen war und erst seit kurzer Zeit wieder in der Heimat weilte, von wo aus er erst dem Grafen zu Lippe, seinem Landesherrn seine Aufwartung gemacht und nun das gleiche bei seinen Sippen in Stadt und Land zu tun dachte. — Allmählich tauchten unter den Worten des Dieners Erinnerungen aus Kinderjahren wieder auf von dem, was er ehedem schon erlauscht. Über das Unwesen der Zauberei, das in der alten, früher mächtigen Hansestadt umging, und das trotz des Eifers, mit dem ihre Bürgermeister es verfolgten, nur um so mehr um sich zu greifen schien. Einer Pest gleich, die nicht Stand noch Alter, nicht Geschlecht noch Besitz

Digitized by Google

schonte. Und war der Wohlstand und das Ansehen der Stadt, die schon unter den harten Zeiten des großen Krieges und hinterdrein durch Fehden mit dem Bischof von Münster arg gelitten, durch jenes Unwesen noch mehr heruntergekommen. — „Aber," meinte Veit, „es wird gesagt im Lande, all das Ungemach, das Lemgo getroffen sei nichts anderes denn eine Gottesstrafe wegen der Hoffart und des Hochmutes, die vorzeiten hier geherrscht, als es noch die reiche Hansestadt war." —

Als sie dann in die Stadt einritten, gewahrten sie, daß trotz der schweren Prüfungen Hoffart und Eitelkeit, Wohlgefallen an äußerem Glanz noch nicht aus ihren Mauern geschwunden waren. Aber auch noch nicht alle Kunstfertigkeit und ebensowenig das Geld, solche zu lohnen. Die Häuserreihen wiesen zwar noch manche Lücke auf, man sah auch hie und da noch eine Trümmerstätte mit den Spuren des Brandes. Allerwegen aber ragten die Baugerüste, und das meiste war bereits fertig, so stattlich und prunkvoll, ja prächtiger noch, als es vielleicht vordem gewesen. Zu fünf und sieben Geschossen türmten sich die hochgegiebelten Häuser auf, mit buntgemaltem Gebälk, herrlichen Schildereien und köstlichem Schnitzwerk, dazwischen wohl gar ein stattliches Steinhaus mit reichem Figurenschmuck. — Ein Haus vor allem aber fiel auf durch die Anmut seiner Formen und den Reichtum seiner Zieraten; selbst für unsere Reisenden, die manches schöne Bauwerk draußen in der Fremde geschaut. Sie hätten innegehalten auch ohne das Sonderliche, das sich eben gerade vor diesem Hause begab.

Überall in den Gassen, auf den Brücken, vor den Toren hatten sie ein lebhaftes Hin und Her von Leuten gesehen, wiewohl auf den Bauten die Arbeit zu ruhen schien. Die Ursache zu solchem Getriebe war ihnen nicht schwer zu erraten. Vor diesem schönen Giebelhause aber drängten sich die Neugierigen am dichtesten, und der bewaffnete Stadtknecht, der die Ordnung aufrechtzuerhalten strebte, hatte schwere Arbeit. Die Erscheinung der Reisenden vermehrte die Unruhe. Nur widerwillig gab man Raum, und es kostete den Reitern Mühe, sich einzeln durch die schmale Straße, an den hohen Treppenaufgängen vorüber, zwischen den Lauben und Vorbauten hindurchzuwinden. Gerade gegenüber jenem Hause mußten sie halten, denn eben wich laut rufend die Menge gegen sie zurück, den Männern Platz zu machen, die aus der sich öffnenden Türe des Hauses traten. Der gesamte hohe Rat der Stadt in feierlicher Amtstracht. Inmitten ein hagerer, hochgewachsener Mann mit blassem, strengem Angesicht, aus dem schwarze Augen in düsterem, fanatischem Feuer glühten. Die kunstvoll gearbeitete Goldkette auf seiner Brust bekundete, daß er die Würde eines Bürgermeisters trug. Es hätte drum der Stimmen nicht bedurft, die jetzt gedämpft, mit Scheu und Ehrfurcht, ja mit leisem Grauen raunten: „Der Hexenbürgermeister!" — Der junge Edelmann hatte ihn schon erkannt an seiner großen Ähnlichkeit mit dem seltsamen Gesellen auf der Straße. Unwillkürlich dachte er: „Ein widrig, hartes Angesicht — und gewiß kein glücklicher Mann! Was nützte ihm all der Reichtum, von dem sein prunkend Haus redete? Denn gewißlich herrschen drinnen Unfrieden und Unfreude — das verriet des Vaters Antlitz und des Sohnes zerfahrenes Gebaren!" —

Der Zug der Ratmannen mit ihrem Bürgermeister bog dem Tore zu in eine Gasse ein.

„Es geht zum Hexenturm!" hieß es, und die Neugierigen drängten hinterdrein.

Die Fremdlinge aber eilten ihrer Herberge zu, um erst nach kurzer Rast bei den Blutsfreunden Vorsprache zu halten.

Als dann der Junker sich auf den Weg nach dem Edelsitze der Lemgoer Blombergs in der Mittelstraße begeben wollte, geriet er abermals ins Gedränge. Mit wüstem Geschrei zog ein Haufe Pöbels die Gasse daher: „Sie schwimmt, sie schwimmt, die Blattgerstin! Das Teufelsweib, die Hexe! Nun ist's am Tag und überwiesen. Brennt sie, brennt sie!" so scholl es durcheinander. Und dann brach ein Strom von schlimmsten Schmähreden los. Denn jetzt schleiften die Henkersknechte das unselige Weib daher, kreuzweis Hände und Füße gebunden, wirr, aufgelöst das schwärzlichgraue Haar, triefend, totenbleich und halb bewußtlos. Gerade, als sie an des Junkers Standort vorübergeschleppt wurde, öffnete sie die Augen, und ein Blick traf ihn, so voller Verzweiflung, Haß und Hohn, daß er erschauerte. Er vergaß jede Warnung und halblaut fragte er den ehrsamen Bürgersmann, neben dem er just stand: „Was hat das arme Weib verbrochen?"

Tadelnd kam es zurück: „Seid Ihr ein Christ, fremder Herr, daß Ihr noch Mitleid heget mit der Hexe? Oder hat sie es Euch angetan mit ihren Augen? Arges hat sie auf dem Gewissen, die papistische Teufelsdienerin — hat dem Bischof von Münster Hilfe geleistet insgeheim, als er die Stadt überfiel und halb niederbrannte vor nunmehr sechs Jahren, hat mit höllischer Bosheit die edlen Damen von Donop und Kessenbrook erhext zu schwerem Siechtum, hat die jungen Söhne unserer Geschlechter verführt — Ihr könnet es erfragen bei den Wendts und Blombergs und anderswo. Aber eine hohe Justitia bringt alles an den Tag, insgemein mit unserem Bürgermeister Cothmann! Wird ihr trotz ihres Leugnens werden, was recht ist!" —

Des Junkers Zweifel verstummte bei Nennung des eigenen Geschlechternamens. Das Mitleid nicht. Und er fragte: „Wohin bringt man sie?"

„Ins Ratsgefängnis. Morgen zur Mittagszeit wird sie gerichtet auf offenem Markt."

Der helle, lustige Markt mit seinen bunten, geschnitzten Giebelhäusern und wundervoll ge-

Digitized by Google

schmückten Erkern, der vorhin des Junkers Augen so erfreut, erschien ihm auf einmal verdüstert von einem fahlen, gespenstischen Dämmer. Was nützte alle fröhliche Kunstfertigkeit, bestimmt, der Menschen Alltagsleben zu erheitern, wo doch eine unheimliche Macht drohend die Hand über ihnen hielt? — — — — — — — — — — — — —

Der junge Cothmann saß zu dieser Zeit längst nicht mehr unter der Femlinde. Der Gesell, auf welchen er hier gewartet, hatte sich eingefunden. Auf flinkem Rosse trabte er heran. Den Pfiff von der Linde her, der ihn begrüßte, beantwortete das Schwenken seiner Rechten, und gleich darauf sprang er neben dem Harrenden zur Erde.

„Nickel — so ist dir's wirklich geglückt? Alles, wie die Mär es sagt? Dann kann der Anschlag uns auch gelingen."

„Wenn nicht die Mutter, so wären die Mädchen wenigstens zu retten auf diesem Weg. Aber du, was bringst du für Kunde?"

„Gut. Sie hat's überstanden. Als ich forteilte, zog man sie aus dem Wasser. Nicht vor morgen wird sie gerichtet. In dieser Nacht noch müßt' es geschehen!"

„Du, Donatus, mußt sehen, die Mädchen aus der Stadt zu schaffen. Vielleicht hilft dir Wendt. Aber der ist ja zu feig. Ich — o, ich möcht' ja am liebsten meine Brigitt in den Arm nehmen — aufs Roß und ins Weite — aber nur ich weiß den Gang — nur ich kann den Weg bahnen zu der Mutter —"

„Und doch hat es seine Schwierigkeit", meinte Donatus bedächtig. „Die Mädchen wird man inzwischen auch ins Gewahrsam nehmen. Es hieß, sie sollten in des Hexenbürgermeisters Haus — vor dem Einfluß des Bösen sie zu retten!" Er lachte.

Niklas Cothmann erschrak einen Augenblick. „Oh, das säh' meinem Vater ähnlich! Die Seelen zu retten, verdirbt er die Leiber, pfuscht dem Pfaffen ins Handwerk! — Und doch — vielleicht wär's gerade so gut! Besser in meines Vaters Haus als zum Pfarrer von St. Niklas! Wüßt' ich nur noch einen, der uns hilft — halt, da fällt mir etwas bei! Das wär' ein Weg! Aber keine Zeit verleiren. Augenblicks zur Stadt, dann künd' ich dir meinen Einfall! Zu Roß — ich sitz mit auf! Und Gewißheit vor allem, was geschehen ist mit meiner Brigitte!"

„Und mit meiner kleinen Dorothee!" —

Und wie der Wind trug das Roß seine zwei Reiter stadtwärts. Dem alten Marten vor dem Tore ward es alsdann anvertraut; der war den Junkern gar wohl bekannt seit ihren Knabentagen, all ihre wilden Streiche hatte er willig unterstützt für die blanken Münzen, die in seine Hände kamen. — Ehrbar schritten dann die zwei nebeneinander durchs Tor, als gingen sie in die lateinische Schule. — (Fortsetzung folgt.)

Herbstlaub

Regen stellt mit trüben Fluten
Sich vor meine Fensterschau.
Bangend will's mein Herz vermuten:
Alle Freude löscht dies Grau . . .

Doch da winken ein paar Ranken
Flammend von dem Mauerrand —
Und die lieblichsten Gedanken
Nähren sich an ihrem Brand.

Bernhard Schäfer.

In serbischer Quarantäne / Reiseerinnerung von Johanna Weiskirch

Wir befanden uns auf der Reise nach Konstantinopel, wohin wir, da mein Mann an das dortige Baubureau der Anatolischen Eisenbahnen berufen war, mit Sack und Pack übersiedelten. In Wien hatten wir uns einige Tage aufgehalten. Als wir am vierten Abend gegen zehn Uhr den Orient-Expreßzug zur Weiterfahrt nach der neuen Heimat bestiegen, wurde uns die keineswegs angenehme Mitteilung gemacht, daß umherschwirrender Choleragerüchte halber der sonst direkt bis Konstantinopel durchgehende Luxuszug nur noch bis Belgrad verkehren dürfe. Wer nach Bulgarien und der Türkei wollte, mußte den allabendlich von der serbischen Hauptstadt abgehenden fahrplanmäßigen Zug benutzen und jenachdem eine ein- oder zweimalige Quarantäne durchmachen. Uns stand das letztere bevor. Es war uns keineswegs behaglich zumute, als der Zug von Wien abfuhr und wir unseren Schlafwagen aufsuchten. Das Bewußtsein, die schön eingerichteten Wagen des Orient-Expreß mit einer Cholerastation vertauschen zu müssen, ließ uns kaum Ruhe finden. In aller Herrgottsfrühe wurden wir denn auch schon in Belgrad aufgefordert, auszusteigen, und unserem Schicksal überlassen. Nach einem in der serbischen Hauptstadt vollbrachten Tag voller orientalischer Eindrücke konnten wir abends die Weiterfahrt antreten. Sie ging aber vorläufig nur bis nach Zaribrod an der serbisch-bulgarischen Grenze, wo wir am nächsten Morgen ankamen. Abseits des kleinen Landstädtchens hielt der stark besetzte Zug auf freiem Felde, das, in weitem Umkreis von Militär-Doppelposten abgesperrt, den Zwecken der Quarantäne diente. Es zog sich zu den Füßen der Ausläufer des kleinen Balkan hin und schien sich an der Glut des August vollgesogen zu haben, denn

Digitized by Google

die Hitze war schon am frühen Morgen qualvoll. Es dauerte eine Weile, bis wir den Zug verlassen durften, da uns erst unsere Pässe abgefordert und auf der Quarantänepolizei sehr umständlich nachgesehen wurden. Inzwischen hatten wir Zeit, uns von den Wagenfenstern aus etwas umzusehen. Das vor uns liegende Gelände war mit der Aerztestation, der Desinfizierstation und einer ganzen Anzahl kleiner Hütten bestellt, die unserer harrten. Ihre grellweiß gekalkten Wände stachen einem in dem prallen Sonnenlicht derart in die Augen, daß man sie wie geblendet schließen mußte, wenn man länger als zwei Minuten hinsah. Allerhand Menschen, Männer und Frauen, standen und gingen hin und her, durch eine am Arm sich befindende weiße Binde als zum Choleragebiet gehörend bezeichnet. Als wir endlich aussteigen durften, ergoß sich ein wahrer Strom von Reisenden der verschiedensten Nationen aus den geöffneten Wagentüren. Geradezu unheimlich sah das Publikum der dritten und vierten Klasse aus. Trotz der Hitze in die dicksten Schafpelze gehüllt, zogen sie mit ihrem Bettwerk, ohne das der Orientale ja kaum reist, und einer Menge nach Hammel und wieder Hammel duftender Gepäckstücke an uns vorüber. Es wurde mir von dem von ihnen ausgehenden Geruch derartig übel, daß ich mich auf einen unserer Handkoffer setzen und, in Ermangelung eines Glases, einen Schluck aus unserer Kognakflasche nehmen mußte. Das hätte mir nun beinahe den Aufenthalt in einer der beiden Isolierzellen eingetragen, da ich mich sehr choleraverdächtig gemacht hatte. Ich wehrte mich natürlich aus Leibeskräften gegen diesen Verdacht. An der Isolierzelle, die sich im Balkangefelse befand, kam ich vorbei, aber einen Tag lang wurde ich streng beobachtet und von einem Soldaten — ich kann nicht umhin, das zu erwähnen — nach einem Ort begleitet, an den man im gewöhnlichen Leben, wenn irgend möglich, unbegleitet zu gehen pflegt. Unser nächster Weg vom Zug führte zur Desinfektionsstation. Da sich der dort angestellte Dragoman noch nicht an Ort und Stelle befand, sondern nur drei serbisch sprechende Beamte, vollzogen sich die Verhandlungen sehr umständlich auf dem Wege der Geste. Es wurde uns bedeutet, uns der auf unserem Leib sich befindenden Kleider und Wäsche zum Zwecke der Desinfektion zu entledigen und so lange in einem uns angewiesenen Raum unsere Blöße mit einem Stück aus den Handkoffern zu bedecken. Diese uns teils empörend, teils humoristisch berührende Zumutung wurde, als wir ihr nicht gleich nachkamen, so nachdrücklich wiederholt, daß uns nichts anderes übrigblieb, als ihr zu folgen. Nach etwa einer Viertelstunde konnten wir wieder in die aus dem Dampfkessel kommenden feuchten und total verknitterten Sachen kriechen. Namentlich ich bot einen geradezu niederschmetternden Anblick. Ich kam mir selbst vor, als ob ich im Pökelfaß gelegen hätte. Während wir nun endlich nach unserer Hütte gebracht wurden, blieb unser Gepäck zur gleichen Behandlung wie unsere Kleider zurück. Daß ich in Tränen des Zornes ausbrach, als ich nach einer Stunde meine schönen neuen Blusen wiedersah, wird niemanden verwunderlich scheinen. Einem Anzug meines Mannes und zweien meiner Blusen hat auch ein sehr guter Schneider Konstantinopels nicht wieder zur alten Glätte verhelfen können.

Als wir in unserem feucht-verknitterten Zustand an der für uns bestimmten Hütte ankamen, empfing uns auf deren Schwelle eine männliche Gestalt, die sich uns für die Tage der Quarantäne als unser Diener vorstellte. Auch nur durch Gesten, denn der Mann, oder besser gesagt, das, was von ihm übrig war, sprach nur Serbisch. Er hatte nur einen Arm und ein so entsetzliches nasenloses Gesicht, daß man vor Schrecken hätte bei seinem Anblick die Cholera bekommen können, wenn er nicht sehr gutmütige Augen gehabt hätte. Dienstreifrig öffnete er uns die aus dem winzigen Vorraum in das einzige Gemach der Hütte führende Türe und sah uns strahlend an, als wolle er sagen: „Nicht wahr, da läßt sich's drin aushalten?" Ihm, der bis zum Tage vorher die Ziegen eines Bauern im Balkan hütete, mag der Raum wie ein Palast vorgekommen sein, uns versagte bei seinem Anblick die Sprache. Mein Mann und ich dachten in diesem Augenblick dasselbe. „Wenn wir aus dieser Behausung gesund hinauskommen sollen, muß es gut gehen!" Das Mobilar bestand aus zwei pritschenähnlichen, furchtbar nach ungewaschener Schafwolle riechenden Betten, einem Tisch, der aus einem in den Boden eingerammten Holzpfahl mit draufgenageltem Kistendeckel gemacht war, einem wackeligen Stuhl, einer verbeulten und verrosteten Blechwaschschüssel und einem Handtuch. Als sich unser Diener, dem es bei unserem Stummsein offenbar unbehaglich wurde, aus der Stube schlich, ließen wir uns, mein Mann auf den Rand einer Pritsche, ich auf den wackeligen Stuhl, nieder und sahen einander an. Und plötzlich mußten wir lachen. Aber eine Weile dauerte es doch noch, bis wir imstande waren, die ganze Situation nur noch humoristisch zu nehmen.

Inzwischen hatten sich auch die Nachbarhütten mit Schicksalsgenossen bevölkert. Alle Sprachen schlugen uns ans Ohr, auch deutsche Laute. Das hören und hinauseilen, war für uns das Werk der nächsten Minute. Ein Landsmann, Vertreter einer großen Exportfirma, ein wahrer Hüne von Gestalt, schleppte eben im Schweiße seines Angesichts sein Gepäck lachend in die gegenüberliegende Hütte. Ihm folgten als seine Zimmergefährten ein Bulgare, ein gleich meinem Mann an die Anatolischen Bahnen berufener Schweizer, ein Franzose und ein zur englischen Botschaft Konstantinopels gehörender höherer Beamter. Auch ihnen stellte sich an der Schwelle ihrer Hütte ein dienstbarer Geist vor, der zwar weniger gutmütig, aber dafür bedeutend intelligenter aussah als der

Digitized by Google

unsere. Nach einer halben Stunde hatten wir mit unseren Nachbarn Bekanntschaft geschlossen und richteten uns, so gut es ging, ein. Der bulgarische Reisegenosse, der sehr gut Serbisch sprach, erwies sich dabei von unschätzbarem Wert. Die dienstbaren Geister flogen unter seinem Kommando nur so, um alles mögliche herbeizuschaffen. Vor allen Dingen eine Mahlzeit aus der Quarantänekücke. Es gab vielerlei Gerichte für gutes Geld, die nicht schlecht zubereitet waren, aber meist aus furchtbar scharf mit Paprika gewürzten Speisen von Huhn und Hammel bestanden. Unterdessen kamen auch der Chefarzt und ein Unterarzt, um sich, des uns anhaftenden Choleraverdachtes halber aus einiger Entfernung, nach unserem Befinden und etwaigen Wünschen zu erkundigen. Das Wünschen, dem doch kein Erfüllen geworden wäre, unterließen wir und halfen uns so viel als möglich selbst. Wir schleppten das Bettwerk zum Ausdünsten ins Freie und lüfteten unsere Hütten, um es zur Nacht darin aushalten zu können. Den Tag über lagerten wir im Schatten, den unsere Behausungen warfen. So gut es ging, vertrieben wir uns die Zeit mit Lesen, Plaudern und Spielen, mit Essen und Trinken. Der Bulgare entpuppte sich als reines Kochgenie. Unsere Diener hatten einen ganzen Hammel besorgt, den er kunstgerecht am Spieß briet. Außerhalb der Absperrungslinie hatte sich eine Menge fliegender Händler eingefunden, die alle denkbaren Lebensmittel feilboten. Auch mehrere türkische Kaffeeköche hatten sich dort etabliert, die sehr viel Zuspruch fanden. Was wir kauften, wurde uns über den Drahtzaun zugeworfen, und das Geld mußten wir in an langen Stangen befestigte Gefäße mit Karbolwasser werfen, aus denen es die Händler herausfischten. In der Tat befand sich nicht ein Cholerakranker unter der ganzen großen Reisegesellschaft, die von Tag zu Tag anschwoll, was nicht wenig zu unserer sich mehr und mehr steigernden guten Stimmung beitrug. Nur der Engländer war den ganzen Tag am Schimpfen. Er konnte es nicht begreifen, daß man einen Sohn des freien Albion, noch dazu in seiner Stellung, in einer so menschenunwürdigen Behausung festhalten könne. Eine Depesche nach der anderen schickte er an das englische Konsulat von Sofia, um aus der Quarantäne befreit zu werden; aber es half ihm nichts. Er mußte es genau so gut wie alle anderen drei Tage in Zaribrod aushalten. Er verfiel auf alle möglichen Ideen, von denen eine verrückter war als die andere, um die Zeit totzuschlagen, und verdarb uns damit manche Stunde.

Wir litten sehr unter der furchtbaren Hitze der Augusttage. Dabei waren die Nächte geradezu kalt. So lange als möglich blieben wir des Abends, in unsere Reisedecken gehüllt, draußen, um der widerlichen Ausdünstung der Betten, bei denen alles Lüften nichts half, zu entgehen. Ich habe mich in den drei Nächten nicht entkleidet, um nicht mit der Bettwäsche in direkte Berührung zu kommen. Und doch wären wir schließlich damit einverstanden gewesen, wenn wir die uns an der bulgarisch-türkischen Grenze in Mustafa-Pascha winkenden Quarantänetage gleich in Zaribrod hätten abmachen dürfen. Man bereitete uns nämlich auf weit Schlimmeres als in Zaribrod vor. Um so angenehmer waren wir überrascht, als wir das Gegenteil erfuhren. Ich habe schon damals die Türken in mein Herz geschlossen, denn wir waren in Mustafa-Paschas dreitägiger Quarantäne geradezu vornehm und luxuriös aufgehoben. Die Cholerahütten waren im Verhältnis zu denen von Zaribrod kleine Villen, die Betten ausgezeichnet und die Küche für die europäischen Reisenden ihren Gewohnheiten entsprechend.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß der Krieg die Cholerahütten von Zaribrod längst vom Erdboden gefegt hat.

*

Dämmerstunde am Fenster

Am Fensterkreuz verblutet sich der Tag,
Und Todesahnung blüht schon aus den Wunden.
Die Augenblicke werden nun zu Stunden,
Und immer leiser wird des Lebens Schlag.

Tot ist das Sonnenhaupt hinabgeglitten.
Der letzte Blick erfüllt mit Gnadenlicht
Die ganze Erde, die in harter Pflicht
Und grauer Not so bitterschwer gelitten.

Und leise kommt beim Abendglockenklang
Die Ruhe aus den lärmerlösten Fernen,
Und kränzt den toten Tag mit tausend Sternen,
Und singt der müden Welt den Schlafgesang.

Paul Ernst Köhler, gefallen am 14. 10. 1914, 24 J., in Nordfrankreich.

Inhalt des Heftes 8: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Nachtwache im Felde. Gedicht von Erich Janke. — Die Hexe von Lemgo. Erzählung von Florentine Gebhardt. — Herbstlaub. Gedicht von Bernhard Schäfer. — In serbischer Quarantäne. Reiseerinnerung von Johanna Weiskirch. — Dämmerstunde am Fenster. Gedicht von P. E. Köhler.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 20. November 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 9

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

8. Fortsetzung.

„Stella, Sie sind heute der reinste Widerspruchsgeist, der stets verneint", sagte Irmgard lächelnd. Und doch fühlte sie erst, wie wohl ihr dieser Widerspruch tat; als Stella nun auch einmal etwas auszusetzen hatte, paßte es ihr durchaus nicht.

„Ich habe ihn studiert, Fräulein v. Dünow, in all den langen Schuljahren hat man ja reichlich Gelegenheit dazu, ich kenne ihn bis in seine Tiefen und weiß ganz genau, wie er sich in jeder einzigen Lage benehmen würde . . ."

Irmgard, die immer aufmerksamer zuhörte, wagte leise Zweifel zu äußern.

„Ich kann ihn berechnen wie eine Mathematikaufgabe, er ist in allen, allen Lebenslagen immer der gleiche, immer ganz er — selber.

Sie lachen, liebstes Prinzeßchen? Ja, man lernt so etwas, wenn man sich jahrelang in einem persönlichen Abhängigkeitsverhältnis zu jemandem befindet, und ein bißchen psychologisch veranlagt ist."

„Sie sind ja eine kleine Philosophin, Stella, ich staune."

„I wo, der theoretische Krimskrams, von dem mein Bruder Walter mir öfter erzählt, interessiert mich gar nicht. Mich interessiert nur die praktische, angewandte Wissenschaft, das Charakterstudium der Menschen, mit denen ich leben muß.

Ich kam bisher immer ziemlich glatt mit Roderich aus — bleiben wir doch beim Vornamen, damit Sie sich an den Klang gewöhnen, — und es ist auch zu langweilig, immer den Titel statt des Namens zu sagen . . ."

Irmgard drohte die Unterhaltungsart nun doch etwas zu intim zu werden, sie versuchte zu bremsen, aber es war schon zu spät, Stellas Reden flossen traulich-ungeniert weiter.

„Ich kam immer glatt mit ihm aus, weil ich ihn eben so genau kenne, daß ich mir alle seine Moralpredigten selber halten könnte und mit Sicherheit vorhersagen kann, was ihn innerlich freuen oder ärgern wird. — Ich habe nur das eine an ihm auszusetzen, daß er weiblichen Empfindungen so fremd gegenübersteht. Oft kann er einen gar nicht begreifen, verliert ganz die Fühlung, sieht immer nur seinen Mannstandpunkt — eben ein bißchen querköpfig ist er; manche bei uns in der Klasse sagen, er wäre gefühllos."

Irmgard fuhr auf: „Unsinn, das ist er sicher nicht. Er ist eine gutmütige Natur."

Stella sah verwundert auf. „Aber unangenehm dickköpfig ist er doch!"

„Unangenehm? Nein, — höchstens dickköpfig," entgegnete Irmgard, „man muß ihn zu nehmen wissen."

„Können Sie das?" fragte Stella.

Irmgard hielt es für geraten, das Gespräch abzubrechen. — Sie beschlossen, den letzten Ferienabend im Theater zu verbringen.

Es war kein sehr glücklich gewählter Abschluß. Das Stück, ein recht mäßiges Lustspiel eines Weimarer Journalisten, langweilte beide Damen.

Fräulein v. Dünow aber hatte noch eine besonders peinliche Begegnung an diesem Abend. Wenige Reihen vor ihr saß ein Paar mit vor Neuheit blitzenden Trauringen, zärtlich aneinandergedrückt. Als der Herr sich in einer Pause umwandte, erkannte Irmgard Doktor Lorenz.

Digitized by Google

Auch er hatte sie bemerkt und grüßte mit formvollendeter Höflichkeit herüber. —

Irmgard begriff nicht mehr, wie dieser Mensch mit seinem gebügelten, aalglatten Äußern und seiner inneren Flachheit ihr je gefallen konnte. Neidlos betrachtete sie das Goldflimmern der Ringe, neidlos betrachtete sie das hübsche, aber geistlose Puppengesicht an seiner Seite, neidlos sah sie die ungeniert getauschten Liebesblicke — als wäre es ein zweites Theaterstück, das sich da vor ihr abspielte.

Auch Stella war der von ihr noch immer leidenschaftlich gehaßte Doktor Lorenz nicht entgangen. Und sie konnte es sich nicht versagen, auf dem Heimweg ein paar Bemerkungen darüber zu machen, während sie sich eng an Irmgard schmiegte:

„Wenn ich mir vorstelle, daß Sie diesen Hanswurst beinah geheiratet hätten! Wie wütend waren Sie, als ich Sie warnte. — Nochmal so lieb hab' ich Sie, seit Sie diesen gemeinen Menschen los sind. Zu Ihnen paßt ein Königssohn . . ."

Irmgard gab ihr lachend einen Gutenachtkuß: „Natürlich, ein Prinz aus Genieland, der nur auf Prinzeß Irmgard wartet. — Schlafen Sie sich morgen noch einmal aus, kleine Stella; übermorgen holt uns Schlag sieben die wandelnde Glocke aus den Betten." —

---

9. Kapitel.

Die ersten Tage nach den Osterferien verliefen in stiller Geschäftigkeit. Das neue Arbeitsjahr brachte allen neue Aufgaben und Interessen.

Roderich hatte es bisher vermieden, mit Irmgard zusammenzutreffen. Außer der offiziellen Begrüßung in Gegenwart des Kollegiums hatten sie noch keine drei Worte gewechselt. Sie hatte ihm danken wollen für die Erfüllung ihrer Stundenplanwünsche — aber er gab ihr keine Gelegenheit dazu.

Um so erstaunter war sie, als er sie heute vor ihrer ersten Deutschstunde in sein Direktorzimmer rufen ließ.

„Nur Amtsdinge — nichts Privates, liebe Irmgard", begrüßte er sie sofort.

„Die erste Klasse wird nach den großen Ferien unter deinem Zepter Klassiker lesen lernen. Ich trete dir diese Stunden ab; ist es dir lieb so?"

„Sehr, Roderich, ich danke dir."

„Das ist nicht nötig. Nur — du stehst sehr intim mit den Mädchen? Bist mit der halben Klasse befreundet?"

„Das ist übertrieben, nur mit einigen, besonders mit Stella Lohmann."

Der Direktor nickte. „Sehr schön; ich bitte nur, daß die Freundschaft in den gebührenden Grenzen bleibt. Der deutsche Unterricht erfordert andere Schranken als das Turnen. Ohne Autorität wird's ein Lesekränzchen. Übrigens finde ich ‚deine Freundin'" — er betonte das Wort etwas spöttisch —, „Stella Lohmann nicht zu ihrem Vorteil verändert."

Bei den letzten Worten hatte er sich bereits in ein Schriftstück vertieft, so daß Irmgard sich entlassen fühlte. Der Direktor verließ kurz nach ihr sein Zimmer und begab sich in gesammelter Ruhe in seine erste Klasse. Er sprach heute über sein Lieblingsthema: Die deutsche Sprache. So sehr vertiefte er sich in das, was er sagte, so überstark erfaßte ihn der Gegenstand, daß er heute mal wieder sich in den Hörsaal zurückversetzt fühlte, wo er nur dozierte und die Studenten mit fortriß. Die kleinen Mädchen aber verstanden heute wirklich nicht alles, was er sagte.

„Sprachverfall ist Seelenverfall. Die unmittelbar sittlichen Vorzüge einer reinen Sprache hat bei uns in Deutschland in einer Zeit schwerster sprachlicher Gefährdung wohl am klarsten der Philosoph Leibniz erkannt. Er rühmt es als eine der besten Eigenschaften unserer Muttersprache, daß sie „nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne". Es ist derselbe Leibniz, der den in fremden Sprachen arbeitenden deutschen Gelehrten zuruft, sie täten das nur deshalb, weil sonst ihre geheime Unwissenheit entlarvt würde." — — Eine kleine Pause entstand. Besann er sich, vor wem er stand? Anscheinend noch nicht. Vor ihm lag ein Band Leibniz, den er förmlich mit Blicken liebkoste.

Und wahrhaftig, er schlug ihn auf, zitierte einige Stellen, genau wie der Professor im Kolleg; und noch nicht genug, immer tiefer hinein stieg er, deduzierte und analysierte, wog prüfend die Urteile anderer Gelehrter und kam

Digitized by Google

immer wieder auf seinen Leibniz zurück. Jetzt sprach er vom Unterschied der lebenden Sprachen im Gegensatz zu den toten.

„In der lebenden Sprache vermehren und verändern sich die Worte, sie ist schöpferisch und greift ins Geistesleben ein."

Nun wußte selbst Stella Lohmann nicht mehr recht, was sie sich darunter vorstellen sollte.

Kein praktisches Beispiel erklärte den armen, ihr Hirn marternden Kindern, was gemeint war. Sie sahen nur, daß der Direktor alles ringsum vergaß; sie glaubten ihm ja gern, daß alles so war, wie er's sagte, aber fassen, begreifen konnten sie das nicht.

In steigender, innerer Begeisterung fuhr Degenhardt fort:

„Am Beginn unseres größten Geschichtsabschnittes steht die Lutherische Bibelübersetzung, ein Werk, das den Deutschen eine einige Sprache schuf. Die Freiheitskriege wurden eingeleitet durch jene Wiedergeburt in Wort und Empfinden, von der die deutsche Nationalliteratur uns meldet. Sie sehen: dem Willen zur Macht ging immer voraus der Wille zu einer reinen Muttersprache."

Hilflos sahen sich die Schülerinnen um. Er hätte ihnen dies Kolleg ebensogut in gotischer oder althochdeutscher Sprache halten können, sie hätten genau so viel oder so wenig verstanden. Eine volle Stunde dauerte sein Vortrag. Als die schrille Glocke das Ende der Stunde anzeigte, fuhr er mit einer schnellen Bewegung der schlanken Hand durch sein volles Haar, als erwache er aus einem schweren Traum. Herrgott, wo war er denn hingeraten bei seiner Leibniz-Begeisterung? Das ihm das noch jetzt als alten Schulmeister passieren konnte! Ein solches Entgleiten aus der Enge des Schulzimmers in die lichte Höhe des Hörsaals war ja sträflich. Das kam von dem vielen angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten während der Osterferien, da war er zu tief hineingeraten ins große, lockende Gebiet der Philologie — hatte mal wieder vergessen, daß er nicht zum Forschen auf der Welt war, sondern zum Lehren und Erziehen. Die Schule gestattete kein Dichten und Träumen, kein Sichversenken in tiefe Wissenschaft — jetzt hieß es wieder auf dem Posten stehen, innerlich umschalten, sich tatkräftig losreißen vom Zauber der Ideen — sonst hielten ihn seine Mädel bald für einen Narren, der tolles Zeug schwatzte. Nun, er würde es ihnen beweisen, daß es ihm kein zweites Mal passierte. Er hatte heute noch eine Stunde in der ersten Klasse, da konnte das Versäumte noch nachgeholt werden. Um augenblicklich etwas Praktisches zu tun, stieg er die beiden Treppen hinunter in den Schulgarten, wo in der großen Pause Irmgard die Aufsicht führte. Dort war Hilfe immer nötig. — Geschäftig schritt er durch die in Gruppen spielenden Kinder, besprach hier und dort etwas mit den einzelnen Schülerinnen, rief dem Pedell ein paar Weisungen zu, besichtigte die von den Kindern gepflegten Frühjahrsbeete, dämpfte den Lärm und stand zuletzt neben Irmgard, die, wie meist, mit Kriemhild plauderte.

Stella Lohman hatte es mehrmals versucht, sich Fräulein v. Dünow zu nähern, aber diese war so ganz in ein Gespräch mit ihrer kleinen Nichte, die sie jetzt nur in der Schule sprach, vertieft, daß Stella sich zurückzog. Aber sie beobachtete und sah etwas ganz Merkwürdiges: Als die kleine Kriemhild sich zärtlich in Fräulein v. Dünows Arm schmiegte, verwandte der Direktor kein Auge von der Gruppe. Und dicht neben ihm zankten sich zwei ganz laut — er hörte es gar nicht, sah nur ganz starr zu Prinzeß Irmgard hin, bis er plötzlich — Stella beobachtete es ganz genau — sich mit der Hand über die Augen fuhr, als täte die Märzsonne schon weh. — Und wie er Irmgard angesehen hatte! So vorwurfsvoll, als wäre ihm die beste Schülerin die leichteste Antwort schuldig geblieben. Nein, noch viel, viel vorwurfsvoller sogar, und so schrecklich traurig dabei. Sie konnte den Blick gar nicht vergessen, so schauten sich doch Menschen für gewöhnlich nicht an!

Die zweite Stunde leitete der Direktor sofort mit der Frage ein: „Welche Ferienarbeiten waren Ihnen aufgegeben?"

Richtig, die Fichtesche Rede.

Nun hatten die Schülerinnen das Wort, und er schwieg. Als er fast die halbe Klasse examiniert hatte, lächelte er ein wenig. Nicht eine, die sich der immerhin schwierigen Gedächtnisarbeit entzogen hätte, wie er das freilich auch nicht anders erwartet hatte.

Nun ging er auf den Inhalt ein.

„Wer ist denn dieser Leibniz, den Fichte so häufig erwähnt? Ich sprach Ihnen vorhin von

Digitized by Google

seiner Bedeutung. Haben Sie sich irgend etwas von ihm gemerkt?"

Kein Finger hob sich.

„Nun, Ursula, irgend etwas werden Sie doch von Leibniz wissen?"

Tödlich verlegen erhob sich Ursula.

Leibniz, Leibniz, was war denn das für einer? Sie wußte ja absolut nicht, wo sie ihn hintun sollte, in welches Land, in welches Jahrhundert; ob's ein Maler war oder ein Bildhauer? In ihrer steigenden Verwirrung mußte sie plötzlich an rundes, fades, dünnes Teegebäck denken.

„Besinnen Sie sich doch, Ursula!"

„Ich kenne von Leibniz nur die Keks," stammelte sie, „die so langweilig schmecken."

Nach dieser Antwort gab der Direktor es auf, philosophische Exkurse zu machen.

„Ich möchte zum Schluß noch einmal die ganze Fichtesche Rede von Stella Lohmann hören."

Stella hatte auf der Rückreise von Weimar noch schnell in der Eisenbahn sich den Fichte zu Gemüt gezogen. Aber heute merkte sie mit Schrecken, daß nichts mehr davon hängengeblieben war. Und das fatalste war, sie konnte sich heute absolut nicht sammeln, immer wieder mußte sie an den Blick denken, der da unten in der Pause von dem Direktor auf Irmgard gefallen war. Das war doch tausendmal wichtiger und interessanter als Fichte. — Sie versuchte es auch gar nicht, erst anzufangen.

„Herr Direktor, ich bitte um Verzeihung — ich kann's eben nicht."

„Das sehe ich. — Grund?"

Stella schwieg. Das waren die Momente im Schulleben, die sie haßte.

„Ich bin doch eine Dame und er darf mich gar nicht beleidigen", sagte sie sich selbst zur Beruhigung, während des Direktors Augen sie durchbohrend anblickten und ihr die Röte in die Wangen trieb. „Wie ganz anders hat er vorhin Irmgard angeschaut", mußte sie plötzlich wieder denken.

„Ich bitte ebenso höflichst wie nachdrücklich, mir zu sagen, weshalb Sie Ihre Aufgaben nicht erledigt haben? Sie hatten über vierzehn Tage Zeit dazu. Ist Ihnen die Prämie derart zu Kopf gestiegen, daß Sie sich für zu schade halten, Hausaufgaben zu lernen?"

Stella antwortete nun ganz wahrheitsgemäß, daß sie die Rede gelernt und fehlerlos gekonnte hatte, daß sie aber augenblicklich derart zerstreut sei, daß in ihrem Kopf alles wie fortgeblasen wäre. „Fragen Sie Fräulein v. Dünow, Herr Direktor, auf der Eisenbahnrückfahrt von Weimar habe ich's gelernt, richtig gepaukt, und auf der Strecke Halle—Berlin hat Fräulein v. Dünow mich überhört, es ging tadellos. Nur jetzt nach der großen Pause merkte ich selbst, wie zerstreut ich wurde, ich kann mich augenblicklich nicht sammeln, es geht nicht." — Ganz unglücklich sah sie aus.

Der Direktor, der bisher große Stücke auf sie gehalten hatte und ihr jetzt noch manches zugute hielt, sagte in einlenkendem Ton:

„Gut, ich will Ihnen glauben, Stella. Nehmen wir an, es hätte gerade in der großen Pause irgend etwas derart stark auf Ihren Geist gewirkt, daß er noch eine Weile selbständig in dieser Richtung fortgearbeitet hat."

Direktor Degenhardt dachte dabei an sein eigenes geistiges Entgleiten in der Stunde vorher.

Stella aber nickte eifrig: „Akkurat so war's." — Der Direktor fuhr in ruhigem Ton fort: „Es wird dann zweckmäßig sein, liebe Stella, wenn Sie die nächste Pause dazu benutzen, die nötige Sammlung wiederzugewinnen. Sie bleiben dann hier oben und haben fünfzehn Minuten Zeit, um in die rechte Stimmung zu gelangen. Da Sie die Rede so gelernt haben und bereits fehlerlos konnten, wird diese Zeit wohl genügen? Nach Ablauf der Pause melden Sie sich bei mir."

„Ganz vernünftig", dachte Stella und beschloß, die Pause in ruhiger Zweieinsamkeit mit ihrem Fichtebändchen zu verleben.

Aber Vorsatz und Ausführung streikten schon nach den ersten zehn Minuten, da gerade Fräulein v. Dünow jetzt ganz allein da unten im Garten stand. Stella wollte ihr doch lieber auf der Stelle sagen, was ihr seit einer runden Stunde unaufhörlich durch den Kopf ging. In fünf Minuten konnte sie wieder oben sein. Lautlos huschte sie an des Direktors Tür vorbei, die Korridore entlang, die Treppen hinunter — durch den weiten Hof bis zum Garten — da, als sie endlich atemlos vor Irmgard stand, klingelt's, und Irmgard hatte gerade noch Zeit, mit ihr ge-

Digitized by Google

meinsam den Rückweg anzutreten. Zu einem Gespräch kam es nicht mehr, nur Irmgard rief ihr noch zu: „Also, es bleibt dabei, Stella, nicht wahr, nach der Schule kommen Sie zu mir zu Tisch?"

Stella stürzte vorwärts und rannte geradeswegs dem Direktor fast in die Arme. Sie möchte vorbei, weicht geschickt noch in der letzten Sekunde aus, haftet weiter — bis sie ein donnerndes „Halt, Stella Lohmann!" hinter sich hört.

So rief nur einer hier im Hause. Sie wußte jetzt, daß sie auf Gnade oder Ungnade sich ergeben mußte. Sehr zögernd blieb sie stehen.

Es war mehr als peinlich, hier mitten im Korridor, den jetzt die Schülerinnen der anderen Klassen, auch die ganz Kleinen, denen Stella bisher als eine Art höheres Wesen erschienen war, schrittweise passierten, um in ihre Klassen zu gelangen. Mit verschränkten Armen stand Degenhardt vor ihr und sah sie an, als wollte er ihr den Kopf abreißen.

Es war doch unerhört, eine solche Frechheit; er hatte sie schonen wollen und bot ihr das bequemste Mittel, ihre Klassenehre wiederherzustellen, und sie schlug es in den Wind und ignorierte seine Befehle.

Auf der Nase herumtanzen ließ er sich denn doch nicht.

Aber er beherrschte sich trotz des aufsteigenden Ärgers und stand mit fest zusammengepreßten Lippen, bis auch die letzte Klasse vorbeimarschiert war. Nur als die Kleinsten sich neugierig plaudernd nach ihm umsahen, schob er sie einfach in eine leere Klasse herein und warf die Tür ins Schloß.

Stella atmete auf. Gott sei Dank, vor dem Schlimmsten blieb sie bewahrt. Am liebsten hätte sie ihm gesagt, wie taktvoll sie das fand.

Aber, als er jetzt auf sie zukam, sah er nicht aus, als ob er für Liebenswürdigkeiten empfänglich wäre. Er herrschte sie an; jetzt ohne jede Rücksichtnahme. Unter diesen Blicken und dem harten Ton vergaß Stella ganz, daß sie doch Dame war und sich eigentlich doch nichts gefallen zu lassen brauchte.

Aber das ganze Unwetter dauerte zum Glück nur zwei Minuten. Es war, als ob es Degenhardt selbst ebenso unangenehm war wie seiner Schülerin. Nur die Worte, mit denen er sie entließ, waren nicht sehr erfreulicher Art für Stella.

„Selbstverständlich bleiben Sie nun nach der nächsten Stunde, das heißt nach Schulschluß hier und lernen die Rede. Ich bitte außerdem um eine Abschrift derselben, die ich mir um halb zwei Uhr ansehen werde. Hoffentlich kann ich Sie dann entlassen."

Kein Laut kam über Stellas Lippen, so ganz verdutzt war sie. Während ihrer ganzen Schullaufbahn war ihr das noch nicht passiert, daß sie nachbleiben und Strafexerzitien machen sollte — und nun in der Selekta.

Pfui Teufel, das war schändlich und paßte ihr so wenig wie möglich.

Eine Hoffnung blieb ihr nur. Es würde keiner dasein, sie zu beaufsichtigen. Die Lehrerinnen waren fast alle heute um elf Uhr fertig, nur die erste und dritte Klasse hatten bis zwölf Uhr Unterricht. In der dritten Klasse war Fräulein v. Dünow.

Um zwölf, als sie still ergeben allein in der Klasse zurückgeblieben war, steckte der Direktor den Kopf zur Tür herein:

„Ich kann Ihre Arbeiten nicht selbst beaufsichtigen, da ich zu einer Sitzung muß. Sollte ich bis halb zwei Uhr nicht zurück sein, so dürfen Sie Fräulein v. Dünow die Arbeiten zur Unterschrift bringen."

„Ach, Herr Direktor," faßte sich Stella ein Herz, „um halb zwei Uhr ist aber furchtbar spät. Ich bin nämlich um ein Uhr zu Fräulein v. Dünow zu Tisch eingeladen und habe bereits zugesagt. Ich habe zu Hause immer gehört, daß man bei Mittagseinladungen pünktlich sein muß."

„Stella, reizen Sie mich nicht! Damit Sie aber nicht wieder auf Allotria sinnen statt zu lernen, werde ich doch lieber Fräulein v. Dünow bitten, Sie bei Ihrer Klausur zu beaufsichtigen."

Nichts war Stella erwünschter. Und als Irmgard zwei Minuten später hereintrat, wurde sie stürmisch begrüßt.

Nichtsdestoweniger meinte Irmgard mit einem schwachen Versuch zur Autorität:

„Aber, Stella, war das unbedingt nötig? Sie sind unnütz, und mir schiebt der Direktor innerlich die Schuld zu. Wenn ich so wenig Ehre mit meinen Freundinnen einlegen kann!"

Digitized by Google

Stella zog ein Mäulchen: „Ach, glauben Sie doch bloß nicht alles, was der Direktor Ihnen von mir erzählt, er sieht's in schlechter Beleuchtung."

„Er hat mir ja gar nichts erzählt, aber mir genügt es vollkommen, wenn er sagt: ‚Deine Freundin Stella muß heute nachbleiben, bitte, sorge wenigstens dafür, daß sie nicht noch Unfug treibt.' — Das geniert mich, Stella."

Mit übereinandergeschlagenen Füßen saß Stella auf dem Katheder: „Mich noch mehr. Ihr Schwager muß entschieden noch erzogen werden."

Irmgard ließ sich mit einem Stoß Hefte auf der ersten besten Bank nieder, begann eifrig zu korrigieren und sagte:

„So, Stella, nun arbeiten wir aber beide."

Fünf Minuten lang war's ruhig. Dann begann Stella leutselig vom Katheder herab: „Was gibt's heut zum Mittag bei Ihnen?"

Und Irmgard, gutmütig genug, antwortete: „Ihr Lieblingsessen: Huhn mit Reis. Es ist längst fertig und wartet auf uns. Beeilen Sie sich doch, Stella."

Wieder war es still im großen, leeren Klassenzimmer.

Dann ließ es Stella keine Ruh'. Sie mußte mit Irmgard „davon" reden, alle ihre Gedanken hingen ja daran.

„Fräulein v. Dünow?"

„Ja, bitte?"

„Wollen Sie mir offen eine Frage beantworten?"

„Gern, Stella, nur nicht jetzt."

„Ja, es muß jetzt sein, ich kann sonst nicht arbeiten. — Könnten Sie einen Mann wie Roderich Degenhardt heiraten?"

In glühender Erregung schob Irmgard die Hefte fort.

„Aber ich bitte Sie, Stella, wie kommen Sie denn zu solchen Fragen?"

„Weil es mir heute auffiel, wie ausgezeichnet Sie zueinander passen würden — immer vorausgesetzt, daß er noch etwas erzogen wird. Sie dürfen nicht böse sein, wenn ich Ihnen hier etwas zeige." — Dabei hatte sie Fichtes Reden endgültig zugeklappt und einen großen, eng beschriebenen Bogen hervorgezogen.

„Unsere Schülerzeitung, eine Geheimnummer. Der Direktor bekommt nur die harmlosen, offiziellen Nummern, die für ihn besonders zurechtgemacht werden, so eine Art zahmer Jugendausgabe", sagte sie.

„So, und was steht in ihren Geheimnummern, wenn ich fragen darf?"

„Hören Sie zu, ich lese Ihnen etwas vor. „Märchen" von x x x

Es war einmal ein König, der hieß Roderich. Er herrschte über ein großes Land voll kleiner Rebellen. Seine Waffen bestanden nicht in Schwert und Degen, sondern in zwei blitzenden Augen von so seltener Kraft, daß er alle damit niederzwingen konnte. Er regierte mit großer Weisheit, nicht ohne Strenge, doch immer beseelt von dem einen Wunsche: Gutes zu stiften. Er hatte männliche und weibliche Minister, die ihm bei seinen schweren Regierungsgeschäften halfen. Unter seinen weiblichen Ministern war eine Prinzessin mit blondem Goldhaar und so entzückend, daß selbst die wildesten Rebellen sich in sie verliebten. Nur der König bemerkte ihren Liebreiz nicht, weil er so viel zu regieren hatte, daß er gar nicht dazu kam, sich zu freuen und sie anzuschauen. Einmal aber geschah es doch, daß er ihrem Blick begegnete, da war's ihm, als hätte er zu tief in die strahlende Sonne hineingeschaut, und zum erstenmal in seinem Leben verlor er die Waffe, die er in seinen stahlharten, blitzenden Augen besaß, und er war wie geblendet und schloß eine Sekunde lang die Augen, um das holde Prinzessinnenbild, so wie er es eben geschaut, in seinem Innern festzuhalten."

„Stella, hören Sie auf!" Gequält und empört klang der Ruf.

Den Kopf auf beide Arme gestützt, die Augen mit den Händen verdeckend, saß Irmgard auf der Schulbank. „Geben Sie mir das Blatt, es muß sofort vernichtet werden."

Stella, noch ziemlich verblüfft über den unerwarteten Eindruck ihrer Vorlesung, sagte:

„Aber das wird sich nicht gut machen lassen, es ist doch eine Nummer der Zeitung, die morgen erscheinen soll. Ich, als Chef-Redakteurin, habe die Verantwortung dafür. Aber seien Sie unbesorgt, der Direktor bekommt diese Nummer sicher nicht in die Hände, die erscheint nur für den engen Kreis unserer Klasse. — Gefällt Ihnen mein Märchen?"

Digitized by Google

Irmgard wiederholte ihre Bitte, flehentlich und beschwörend, im Ernst und im Scherz. Stella beharrte auf ihrem Kopf.

„Meinen Autorruhm einbüßen? Bloß weil König Roderich sich eventuell in Prinzeß Irmgard verlieben könnte? Darüber reden wir Mädel doch alle Tage in der Klasse."

„Sie wissen nicht, wie grausam das ist, und wie taktlos."

Stella schüttelte den Kopf: „Grausam und taktlos? Weil wir uns etwas Hübsches ausdenken?"

Irmgard hatte sich etwas gefaßt: „Stella, Ihre Geheimnummer darf nicht erscheinen, ich verbiete es Ihnen."

Aber Stella erwiderte hoheitsvoll vom Kathader herab: „So weit reichen Ihre Befugnisse nicht, Fräulein v. Dünow, ich kann meine Manuskripte veröffentlichen wo ich will." Sie ärgerte sich innerlich aber mächtig, daß Irmgard nicht endlich mit der Sprache herauskam und ihr offen sagte, wie es stand. Sie hatte ihren Plan, sie dazu zu zwingen; jetzt war sie ganz Backfisch, neugierig spürend, wo es sich um eine Liebesgeschichte handelte, noch dazu bei zwei Menschen, die sie heftig interessierten.

Etwas Wahres mußte schon dran sein, sonst hätte Irmgard nicht so fassungslos sein können, sagte sich Stella. Die ganze Schule wurde für sie plötzlich viel lockender und amüsanter.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen, Prinzeß Irmgard. Ich überlasse Ihnen die betreffende Nummer der Zeitschrift unter der Bedingung, daß Sie mir offen sagen, wie Sie zum Direktor stehen. Es interessiert mich psychologisch und auch rein menschlich."

„Erst das Blatt her, Stella."

„Also, Sie nehmen die Bedingung an? Gut — hier ist die Märchennummer. Nun aber bitte schnell, ich brenne ja darauf, Näheres zu erfahren."

Irmgard, anfangs nicht entzückt von dieser Art Erpressung, empfand doch selbst lebhaft den Wunsch, sich jemandem mitzuteilen, der Roderich genau kannte.

Die Worte flogen Irmgard von den Lippen; es wurde ihr alles selber viel klarer beim Reden. Stella Lohmann verstand sie sofort, hatte Irmgards Gedankengang im Nu erfaßt. — Sie blieb ruhig, überlegend und zeigte eine leicht beleidigte Miene:

„Einen Korb haben Sie ihm am Tage vor Ihrer Abreise gegeben?" fragte sie, „und da reise ich durch halb Thüringen mit Ihnen, vierzehn Tage lang, und erfahre nichts davon? Ist das freundschaftlich?"

Irmgard entschuldigte sich ganz de- und wehmütig mit der eigentümlichen Lage, in der sie sich befunden hätte.

„Der Direktor wird mir nach alledem immer interessanter," meinte Stella, „ich habe ihm soviel Schneid und Geschmack kaum zugetraut. Total verfahren ist ja die Sache, aber zählen Sie auf mich, ich helfe Ihnen, wo ich nur kann."

Fräulein v. Dünow sprach noch längere Zeit rückhaltslos mit Stella. Es war, als ob Stella ihr die Worte, die sie nur gedacht hatte, aus dem Munde nahm. Ein so merkwürdiges Verständnis hatte sie für Irmgards Empfindungen. Sie fühlte ihr ab, was sie sagen wollte, und fügte Irmgards krause Gefühle und Gedanken zu klaren, geordneten Schlußfolgerungen.

Und sie tat dies immer höflich und respektvoll, ohne plumpe Vertraulichkeit. — Das tat Irmgard so seltsam wohl. Stella tat keine Frage, die Irmgard genierte. Bisweilen äußerte sie nur ihren Beifall oder auch — immer in achtungsvollster Form — ihre Mißbilligung.

Um halb zwei kam der Direktor, in Hut und Überzieher, in das Klassenzimmer zur Inspizierung der Arbeit.

Er fand einen seltsamen Anblick: Seine Schülerin auf dem Katheder sitzend, in lebhafter Konversation begriffen, Fräulein v. Dünow vorn auf der Schulbank, in glühender Erregung ein Blatt Papier zerreißend. Dazu starrte Stella ihn an, als wäre er eine ganz neue Spezies in der Naturgeschichte.

Der Direktor ließ sich nicht beirren; er wandte sich an Stella: „Ich bitte um Vorlegung Ihrer Arbeiten." Stella besann sich jetzt dunkel, zu welchem Zweck sie sich hier befand. Aber es machte ihr keine Kopfzerbrechen, der Direktor war für ihre Vorstellung plötzlich kein Direktor mehr, sondern einfach Roderich Degenhardt; ein Mann, der verliebt war, und

Digitized by Google

noch dazu unglücklich, mit dem ließ es sich schon auskommen.

„Ich habe weder gelernt noch die Rede abgeschrieben, Herr Direktor; finden Sie nicht, daß es nützlichere Beschäftigungen gibt?"

Roderich stand einen Moment wie erstarrt; was war denn das für ein Ton? Er hörte zum erstenmal etwas heraus wie noch nie: eine Auflehnung, die mehr war als ein vorübergehender Eigensinn, auf den dann doch immer wieder eine selbstverständliche Unterwerfung gefolgt war.

„Ärgern Sie sich doch nicht über solche Bagatellen," — Bagatelle war ein Lieblingswort von Stella —, „es gibt doch wichtigere Dinge, nicht wahr?"

„Wollen Sie nicht endlich Ihren Konversationston lassen, Stella Lohmann! — Sie vergessen, daß i c h hier zu fragen und S i e nur zu antworten haben. Was haben Sie in diesen anderthalb Stunden getrieben?"

„Mich mit Fräulein v. Dünow unterhalten."

„Worüber?"

„Über . . . . . Probleme."

Degenhardt sah ein, daß er so nicht weiterkam.

„Fräulein v. Dünow war zu Ihrer Beaufsichtigung hier," sagte er scharf, „ich glaube, daß ich da den Bock zum Gärtner gesetzt habe."

Irmgard erhob sich und verließ, halb beleidigt, halb schuldbewußt das Zimmer.

„Nun, Stella?"

„Nun, Herr Direktor?"

Sie sah ihn so liebenswürdig lächelnd an, als hätte er sie um einen Walzer gebeten.

„Kennen Sie unsere Schulordnung, Stella?", fragte er, indem er sie durch eine Handbewegung einlud, vom Katheder herabzusteigen.

Stella nickte mit einem pfiffigen Lächeln im Gesicht.

„Wissen Sie, was auf grobe Widersetzlichkeit steht?" fragte der Direktor in rauhem Ton.

„Ich bin weder grob noch widersetzlich im Sinne des betreffenden Paragraphen. Als Juristentochter weiß ich, daß es überall auf die Auslegung ankommt."

„Ich habe Ihren Vater eben in der Sitzung gesprochen und ihm bereits angedeutet, daß Sie heute verspätet nach Haus kommen werden."

Stella ordnete ihr braunes Haar mit ein paar flinken Bewegungen: „Zu liebenswürdig, Herr Direktor, man erwartet mich aber ohnedies nicht vor Abend zu Haus; wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich heut zu Fräulein v. Dünow eingeladen. Ich hoffe, daß ich für jetzt entlassen bin."

Der Direktor war in einer Zwangslage. Es war ihm klar, daß diese Stella auch nach weiteren zwei Stunden den Fichte weder abgeschrieben noch gelernt haben würde. Und dann konnte er sich des unangenehmen Gefühls nicht erwehren, als wüßte dieses kleine Mädel ganz genau Bescheid. Daß Irmgard sie eingeweiht hatte, glaubte er nicht, aber er kannte die Hellhörigkeit der Sechzehnjährigen; sie hörten das Gras wachsen. — Nur sich jetzt seine Sicherheit und Ruhe nicht rauben lassen, sonst war aller Respekt für alle Zeiten zum Teufel.

Er trat dicht zu Stella hin: „Wenn Sie die von mir gestellten Aufgaben durchaus nicht machen wollen, so müssen Sie sich eine andere Schule suchen, Stella, eine Schule, in der Sie tun und lassen können, was Ihnen beliebt."

Nun erschrak Stella doch ein wenig. Donnerwetter, ging der eklig vor. Ohne Abgangszeugnis die Schule verlassen, nachdem sie sich zehn Jahre lang bemüht hatte, nein, das ging nicht. — Und das Gerede in der ganzen Stadt!

Stella hielt's für geraten, doch lieber einzulenken. Mit bescheiden gesenkten, dabei aber immer noch spitzbübisch lachenden Augen sagte sie:

„Herr Direktor, der Fichte soll uns nicht entzweien. Und da ich Ihnen niemals bisher Grund zum Ärgern gab — möchte ich doch nicht gern im Bösen von Ihnen scheiden. Ich gelobe Besserung."

Sie bekam noch eine spezialisierte Gebrauchsanweisung in bezug auf ihren Besserungsprozeß zu hören, die sie widerspruchslos über sich ergehen ließ, und wurde dann entlassen.

Seit jenem Tage war Stella die Vertraute Fräulein v. Dünows; sie mißbrauchte dieses Vertrauen in keiner Weise, schwieg wie

Digitized by Google

das Grab der Klasse gegenüber — und sie trug, so jung sie war, mit Irmgard ihr Teil an dem, wie es scheinen wollte, total verfahrenen und durch eigene Schuld verfahrenen Leben. Es war in diesem Schulhaus eine Tragik des Alltags, aber bitter und quälend wie nur je eine, die mißleitetem Stolz ihr Dasein verdankt. —

---

10. Kapitel.

Häufiger als sonst veranstalteten Lohmanns kleine, gesellige Abende, zu denen Direktor Degenhardt und Fräulein v. Dünow regelmäßig Einladungen erhielten. Sie begegneten sich hier auf neutralem Boden und in größerem Kreise, weniger reserviert als in der Schule. Stella, die nun doch das Protektorat über diese heikle und viel Takt erfordernde Angelegenheit nicht mehr aus den Händen gab, wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß Fräulein Edita Bonnhöfer an diesen Abenden nicht zugegen war. Sie hatte ausgekundschaftet, daß Edita im Dienstag ihren Abonnementsabend im Berliner Opernhause hatte, und drehte mit Fleiß die Einladung so, daß stets nur der Dienstag in Frage kam. Nichts ahnend fügten sich Herr und Frau Lohmann, wenn ihnen Stella erklärte: „Es geht durchaus nur am Dienstag, das ist der einzige Tag, an dem ich keine größeren Hausarbeiten habe. Wenn Ihr also wollt, daß ich Euch helfen soll, Eure Gäste zu unterhalten, kommt kein anderer Tag in Frage." — Auch während des Abends übte sie Patronatsrechte; machte jemand von den übrigen Gästen auch nur Miene, sich in ein eingehenderes Gespräch mit Degenhardt einzulassen, so daß die ohnehin knapp zugemessene Zeit Irmgard entzogen wurde, so entfernte sie den unliebsamen Störer ohne Gnade durch irgendeinen Zwischenruf oder eine dringende Frage, durch die eine andere Gruppierung der Gäste geschaffen wurde. Irmgard dankte ihr nach solchen Abenden, an denen sie Roderichs Gegenwart genossen, mit glänzenden Augen und verlegenen, glücklichen Worten. Auch ein großer Teil der Selekta verkehrte im Lohmannschen Hause. Der Direktor hatte es nicht hindern können, vielleicht auch nicht hindern wollen, daß seine Selektanerinnen seit kurzem wie auf stillschweigende Verabredung an den Abendgeselligkeiten teilnahmen. Er freute sich sogar, wenn er sie, statt wie sonst mit Büchern und Mappe, in ihren duftigen Abendkleidern, mit Veilchen und Rosen in Haar oder Gürtel, selber wie Lenzblumen blühend, am Abend wiederfand.

Anfangs waren sie ein wenig schüchtern, in Gesellschaft an mehreren Abenden in der Woche mit Degenhardt zusammen zu sein. Sie glaubten, ihn spöttisch lächeln zu sehen, wenn sie sich mit Primanern unterhielten, oder wenn sie von einem älteren Herrn etwas gefragt wurden, worauf sie keine Antwort wußten. Oft auch unterbrachen sie ein allzu helles Lachen mit einem ängstlichen Blick auf den Direktor. Aber ihre Sorge war unbegründet. Er war ja selber jetzt so geselligkeitsliebend und vergnügt, unterhielt sich mit Fräulein v. Dünow, freute sich über seine dreiviertel erwachsenen lustigen Mädel und tat, als interessierte ihn sonst nichts auf der Welt.

Je weiter der Frühling ins Land zog, desto mehr wurde die Rambacher Geselligkeit ins Freie verlegt. Gartenfeste und Ausflüge waren an der Tagesordnung. Stella und ihre Klasse genossen in vollen Zügen diese gesellschaftlichen Freiheiten und Vergünstigungen, tanzten mit den Gymnasiasten auf der Waldwiese und schwärmten an warmen Abenden so lange draußen umher, daß sie am nächsten Morgen um sechs Uhr das Frühaufstehen bitter empfanden. Nach solchen Tanz- und Flirtabenden im Freien kamen sie dann oft am nächsten Tage gähnend, mit Müdigkeit ringend zur Schule. Da der Direktor meist die ersten Morgenstunden hatte, blieb ihm das unbefriedigte Schlafbedürfnis nicht lange verborgen. Ein paarmal warnte er, riet „freundschaftlich", spätestens um elf Uhr zu Bett zu gehen, dann, als einmal zwei junge Mädchen ganz richtig in seiner Stunde eingeschlummert waren, nachdem sie einen heroischen, aber vergeblichen Kampf gegen zufallende Augenlider gekämpft hatten, erließ er ein kurzes, scharfes Edikt: „Schülerinnen der Cäcilienschule haben ausnahmslos öffentliche und private Abendveranstaltungen um spätestens halb elf Uhr zu verlassen. Wer nach dreiviertel elf Uhr noch auf

Digitized by Google

der Straße gesehen wird, wird unnachsichtig bestraft." — Dieser Erlaß rief zunächst einen Sturm der Entrüstung hervor, aber das Schlafbedürfnis in den Morgenstunden nahm zusehens ab. Nur Stella Lohmann schien sich in den militärisch geregelten Betrieb der Cäcilienschule nicht mehr recht finden zu können. Sie war zwar wach und munter, wenn sie zur Schule kam, aber sie erschien mit staunenswerter Pünktlichkeit unpünktlich. Es schien sie selbst durchaus nicht zu genieren, wenn der Direktor durch ihr verspätetes Eintreten im Vortrag unterbrochen wurde.

Jeden Morgen wiederholte sich dann ungefähr derselbe Dialog.

„Stella, es ist viertel acht; um sieben Uhr beginnt die Schule."

„Das ist eine ganz unmögliche Zeit, Herr Direktor. Alle Berliner höheren Schulen beginnen um acht; und wir sollen mitten in der Nacht aufstehen. Bitte, verlegen Sie doch den Schulanfang wenigstens für die Selekta auf acht Uhr."

Der Direktor, schon gereizt über die glatte Art, mit der Stella Vorwürfen vorbeugte, indem sie plaudernd „die Bagatelle" zu ordnen suchte: „Ich dächte, um sechs Uhr könnten Sie ausgeschlafen haben, Stella."

Stella, die tags zuvor bis in die zwölfte Stunde hinein bei Irmgard gewesen, antwortete, indem sie in aller Behaglichkeit anfing, ihre Büchermappe auszukramen:

„Das kommt ganz darauf an, wann man zu Bett geht, Herr Direktor."

„Ich denke, diese Stunde ist durch den Glockenschlag halb elf Ihnen genau vorgeschrieben. Ich rate gerade Ihnen, bei Ihren ewigen Verspätungen, daß Sie sich nicht bei einer Zuwiderhandlung ertappen lassen."

Stella lächelte, lächelte unbewußt und schaute träumerisch zum Fenster hinaus. Ihre Lippen schwiegen, aber ihre lachenden Augen redeten deutlich genug: Ach was, rede du nur. Um solche Schulbagatelle kümmerst du dich, statt um große, wichtige Dinge, läßt Tag um Tag verstreichen, ohne dein Lebensglück festzuhalten. Im Grunde genommen ist doch die Liebe und alles Gute und Große was daraus quillt, die einzige Nichtbagatelle im Leben. — Aber dieser Mensch war immer noch mit ihrem Zuspätkommen beschäftigt, dem war nicht zu helfen.

Der Direktor sah nur das Lächeln seiner Schülerin, dieses völlig unmotivierte Lächeln bei seinem Tadel. Keine andere außer Stella hätte das gewagt. Das Lächeln war disziplinwidrig, unmilitärisch, unerzogen. Es lag inneres Widerstreben darin, Sichaufbäumen gegen das durch ihn verkörperte Schulgesetz, überhebliche Anmaßung und Pochen auf eigenen Willen. Und noch mehr, in diesem halb träumerischen, halb ironischen Lächeln lag eine Art innerer Überlegenheit und etwas wie bedauerndes Mitleid.

Die ganze Klasse blickte zu Stella hin. Was erkühnte die sich? Ließ sich der Direktor das bieten? Sie waren sonst gewohnt, nicht nur ihre Zunge im Zaum zu halten und ihre Worte im Verkehr mit dem Direktor genau abzuwägen, sondern auch ihre Mienen zu beherrschen. Nicht einmal beim schärfsten Tadel duldete der Direktor verdrossenes Aussehen oder unbeherrschtes Mienenspiel, und hier lächelte Stella einfach, lächelte, wie man über das Ungeschick eines Kindes lächelt, und der Direktor sagte nichts. Das war ja gerade, als ob Stella eine geheime Macht über ihn ausübte.

Aber dies Zwischenspiel dauerte nur eine Minute, dann nahm die Stunde ihren gewohnten Verlauf. Zum Schluß rief er Stella zu sich: „Sie besinnen sich hoffentlich noch, was ich Ihnen neulich sagte?"

„Daß ich mir eine andere Schule suchen soll? Ach, Herr Direktor, erstens gibt's doch gar keine andere hier in Rambach, und dann ist Fräulein v. Dünow hier und Sie."

Da hatte er's wieder. „Fräulein v. Dünow und Sie", immer diese Zusammenstellung, wie absichtlich klang das.

„Ich selbst bin wohl schwerlich ein Magnet für Sie." —

„Doch, doch, Herr Direktor," versicherte Stella, „auch wenn Sie . . ."

„Schon gut, schon gut," unterbrach er sie, „jedenfalls sage ich Ihnen: passiert's noch ein einziges Mal, daß Sie zu spät kommen, so . . ."

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn Stella, lachend sich die Ohren zuhaltend, „ohne triftigen Grund sicher nicht." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

8. Fortsetzung.

Es geschah da manchmal, daß ich hinter ihr herging, wenn sie mit dem weichen Staubtuch und einem feinhaarigen Pinsel von Möbel zu Möbel schritt, in ihrer sachten und bedachten Art, und die grauen Fläumchen mit großer Genauigkeit wegwischte, und da mußte ich immer wieder ihre gerundete Lebenshaltung bewundern, von der ich mir nicht denken konnte, daß sie jemals aus dem Gleichgewicht gehoben werden könnte. Ich sagte es ihr auch einmal, da lächelte sie schelmisch, aber so, daß es immer ein kleiner Ernst blieb, und drohte mir mit dem Finger.

Ein andermal fügte es sich, daß wir allein im Wohnzimmer saßen; ich hatte eine Sonate von Weber gespielt, weil der alte Herr sie gern hören wollte, und war nun ein wenig müd; es ging auch schon auf die zehnte Abendstunde. Das Gas summte leise und traulich im Glaszylinder; gedämpft und wie eine Festlichkeit, von der man sich gern fernhalten will, schwang draußen hinter den zusammengezogenen Gardinen das Leben der Straße vorüber. Johanna war zum Klaviersessel getreten und setzte sich nun halb darauf; ihre kleinen, runden Finger griffen traumverloren ein paar verschwommene Töne.

Ich lehnte am Ofen und dachte, daß es nun bald wieder Herbst sei, und was wohl die daheim machen würden, die Mutter und die anderen, die einmal ganz dicht vor meinem Herzen gehalten hatten . . .

Johanna schien in mir lesen zu können, den sie hob an zu sagen: „Ist es Ihnen nicht manchmal, als fehle Ihnen hier etwas, Herr Barondiot? Sie haben doch eigentlich gar keinen Menschen, mit dem Sie sich einmal aussprechen können, und auch so ist doch gewiß manches anders, als Sie es gewohnt sind."

„Ja," unterbrach ich sie lebhaft, „allerdings haben Sie recht, wenn Sie meinen, es müßte mir oft ein Mensch fehlen, mit dem ich mich aussprechen kann. Ich bin keiner, der alles, was ihn bewegt, verschlossen mit sich herumträgt, und man sieht nur manchmal an der gequälten Falte in der Stirn, daß er etwas zu tragen hat. Ich habe gern Menschen um mich, denen ich mich anvertrauen kann."

„Warum sehen Sie sich nicht in der Stadt um, es gibt da sicher manchen, der Ihnen willkommen wäre?" fragte sie nun. Weil ich aber doch nicht sagen wollte, daß mir ja keine Zeit bliebe, mich umzusehen, hob ich nur ungeduldig die Achseln, daß es schien, als sei das gegen mich selber gerichtet, und murrte etwas vor mich hin. Sie drang aber heftiger in mich und gab sich so, daß ich wohl merken mußte, wieviel ihr daran gelegen sei. Das bereitete in meinem Herzen eine glückliche Wärme, und ich dachte, es könne nun ein Bündnis geschlossen werden. Ich ging also furchtlos und mit unserer elsässischen Geradheit auf mein Ziel los.

„Sehen Sie, Fräulein Johanna," sagte ich, ihr ein paar Schritte entgegensetzend, ich meine, man hat immer die Menschen, die man braucht, um sich her. Manchmal sind es viele, und manchmal wieder ist es nur einer. Ich meine, wir sind alle da, daß sich eines in das andere findet, wenn wir schon nebeneinandergestellt sind, und daß jedes dem anderen viel zu geben hat, wenn es nur von einem guten Willen belebt ist. So habe ich auch die Empfindung, als ob ich Ihnen vieles sagen könnte, Fräulein Johanna, was mir nicht vor jedem auf die Zunge käme . . ."

Hier sah ich sie fragend und bittend zugleich an, und sie hielt meinen Blick mit einem kleinen, tapferen Lächeln aus, und sagte dann einfach und so, wie sie immer war: „Sie sollen mir gern alles erzählen, was Sie auf dem Herzen haben, und ich will mir schon Mühe geben, daß ich es verstehe."

Das klang nun ganz, als ob ich draußen die Heimat hätte rufen hören, und ich mußte ihr die Hand hinhalten, sie solle sie nehmen und mir die ihre ein wenig lassen. Ich hätte diese warme, lebendige Hand gern an meine Brust gedrückt, aber es war doch wohl noch nicht die Zeit.

„Ja, so wollen wir es halten, Fräulein Johanna", sagte ich froh und begann auch gleich von meinem eigenen Leben zu erzählen. Und wie sie mir früher zugehört hatte, wenn ich

Digitized by Google

die Matten und Berge der Heimat wie ein Bilderbuch vor ihr aufblätterte, so hörte sie jetzt zu, als die feineren Linien meines Lebens auf großen, weißen Flächen gezeigt wurden, nur schien mir ihr Horchen von einer bewußteren Hingebung erfüllt zu sein. Sie saß immer noch halb auf ihrem Klaviersessel, der manchmal leise knarrte, wenn sie mit dem Fuß eine unwillkürliche Bewegung machte, und ihre Hand lag wie ein weißes Blütenblatt lässig auf den gelben Tasten und leuchtete gegen die schwarzen, die finster über den anderen drohten. Die große Wanduhr tickte geruhig, sie schien aus einer anderen Zeit zu stammen, in der es langsamer und mit wärmerer Hingabe an die Feinheiten des Lebens vorwärts ging. Im Nebenzimmer war ein müder Schritt zu hören; Frau Nitzsche ging zum Lager ihres Mannes, um ihm bis zum Einschlafen zur Seite zu sein.

Als ich schon viel erzählt hatte, seufzte Johanna ein klein wenig, belastet von meinen Worten und zugleich in einer milden Tröstung.

„Sie haben mehr auf dem offenen Wege gestanden als ich," sagte sie endlich nicht ohne freimütige Bewunderung, „aber es ist doch gewiß gleichgültig, ob einer draußen herumgeht, oder ob sich alles zwischen den Wänden für ihn abspielt. Das Wichtige ist doch immer, ob es ihm nützt und ihn weiterbringt . . ."

„Ja, ihn weiterbringt, Fräulein Johanna. Und ich kann wohl sagen, daß ich tüchtige Schritte machen durfte. Manchmal habe ich auch rennen müssen, und es ist doch nicht dazu gekommen, daß ich es erreichte. Das ist die Geschichte mit dem Mädchen, von der ich Ihnen vorhin erzählt habe. Ich bin, der liebe Himmel weiß es, ehrlich und ohne Falsch gewesen, als ich den Weg hinter ihr her unter die Sohlen nahm. Sie ist auch immer verheißungsvoll und groß, größer, als sie in der Wirklichkeit sein kann, vor mir hergegangen, mit einem leichten, tüchtigen Schritt, daß ich meine Freude hatte, weil ich so im Laufen bei einer guten Gesundheit blieb. Dann ist sie aber mit einemmal ganz klein gewesen, ich weiß nicht, wie es so plötzlich sein konnte, ich habe sie kaum noch gesehen; aber ich bin die Straße weitergewandert, weil ich so schön im Laufen war, und habe immer gedacht, sie müßte wieder werden, wie sie zuerst war. Es hat sich aber anders gefügt, und", setzte ich mit einer Hoffnung ohne Zweifel hinzu, „ich glaube, daß es auch so eine Wohltat ist . . ."

„Ich will Ihr Mädchen nicht schelten," sagte sie nun, versonnen auf ihre Hand über den Tasten blickend, mit sanft geneigter Stirn, daß ihr ein paar Löckchen hineinfielen, „aber wenn ich ehrlich sein will, so muß ich sagen, daß mir manches ungeordnet und nicht zueinander passend erscheint."

Nun zeigte sie mir Landschaften in meinem Erlebnis mit Gretel, die mir wohl ganz fremd und überraschend erschienen, aber doch freundlich bei mir Eingang fanden, weil sie nicht von einem neidischen und gewinnsüchtigen Mädchen kamen, sondern von einem guten und tapferen Menschen, der mir helfen wollte.

Ich habe ihr dann auch noch das von Carry erzählt, und daß ich manchmal hart gegen mich wüten muß, weil ich darin wieder andere Wichtigkeiten sehe, die sicherer und herzlicher angefaßt sein wollten. Sie wurde denn auch bedenklich und furchte die Stirn, wie ich es noch nie bei ihr gesehen hatte.

„Das ist ja nun eine schwierigere Angelegenheit," sagte sie verdrossen, „und ich finde es nicht hübsch von Ihnen, daß Sie das Mädchen verlassen haben. Denn es scheint mir gut und einer offenen Treue wert zu sein. Haben Sie nicht ein Bild von ihm da? Man könnte immerhin viel daraus sehen."

Ich sagte, daß ich ihr damit nicht helfen könne, und ich müßte es als eine Gnade betrachten, daß es so sei, denn ein Bild des Mädchens möchte mich wohl ganz auf eine andere Straße bringen. Da wurde sie aber heftig, wie ich es ihr gar nicht zugetraut hatte, und meinte, daß es vielleicht die richtige Straße wäre, und ich sollte mich doch ein wenig schämen, weil ich so feig allem aus dem Wege liefe. Das verstand ich nicht und wurde auf meiner Seite dringlich.

„Das ist doch so einfach," sagte sie herb, „Sie hätten in der Heimat bleiben müssen, auf dem Platz, den Sie sich selbst gewählt hatten und der sicher nicht der schlimmste war, und dann hätte sich mit dem Mädchen weiterreden lassen."

Das war ja nun eine tüchtige Weisung, die mich ganz von der Ruhe brachte. Denn es

Digitized by Google

wollte mir nicht gefallen, daß man mir so hineinredete, obwohl ich mich doch vorher wie ein Kind gefreut hatte, daß einer wieder von mir hören mochte.

„Fräulein Johanna," sagte ich mit breiter Aufgeblasenheit, „Sie sehen das wohl nicht richtig an. Ich bin doch ein junger Mensch, der sich erst die Welt um die Ohren schlagen will; wenn ich aber in der Heimat bleibe, so kommt daraus nur Staub und Moder, und das ist nichts für meine Lungen. Und das Leben ist schließlich wertvoller als ein Mädchen, das auf mich wartet und dem ich doch keine Versprechungen gemacht habe."

Diese Härte schmerzte Johanna, und wohl auch die Verlogenheit in meinen Worten (denn wo schlug ich mir denn die Welt um die Ohren? Vielleicht in dem bequemen, grünen Sessel, in dem ich mich abends von meiner straffen Kontorarbeit ausruhte?) Sie bekam ganz starre Augen, die mich ansahen, als sei ich ein großer Verbrecher. Mir ist ganz angst geworden, und ich habe weit hinten in meinem eigenwilligen Wesen geahnt, daß etwas mit mir nicht richtig war. Sie sagte anklagend, obwohl ihre Stimme wieder gelassen fiel: „Wenn Sie mehr darüber nachgedacht haben, wollen wir weiter davon reden", und stand auf, mit einem flüchtigen Wort: „Jetzt bin ich auch zu müde, und morgen brauchen wir alle beide unsere Kräfte wieder."

Das war ein kalter Abschied, der mir von Johanna dreifach wehtat. Aber es mußte vorläufig dabei bleiben. Sie reichte mir die Hand nicht, als ich in mein Zimmer hinüberging. Ich habe auch danach, als ich wieder einmal hinter dem ovalen Tisch mit der milden Lampe saß, den Zugang zu ihrer Meinung nicht gefunden. Es schien mir gut und recht, daß ich alles hinter mir gelassen hatte, mich Carry, wenn es mich auch manchmal heftig genug beunruhigte und quälte.

Ein paar Tage später sind wir wieder darauf zugekommen. Es war unterwegs, als wir das Kontor verlassen hatten und nun noch einen kleinen Schlendrich durch die innere Stadt antraten. Wir gingen einige Straßen weit mit Fritz, der zu einer Kneipe seiner früheren Akademiekameraden wollte, und fanden uns dann allein in dem Treiben der Stadt, das stärker und stärker wurde, je weiter wir in den Kern des Verkehrsbildes vordrangen. Als wir an die Johanniskirche kamen, die schattenhaft hochgereckt hinter dem Lutherdenkmal schlief, wurde mir wehmütig zu Sinn, weil ich um den Fuß dieses schweren, unzierlichen Tempels ein ganz anderes Leben wogen sah, ein Leben, das nicht zwischen diese Mauern gehörte, die an feierlichen Tagen von frommen Gebeten widerhallten. Dieses Leben war keck auf sich selbst gestellt, zu seiner eigenen Erbauung und seiner eigenen Lust. Und auch zu seiner Härte und Leidbegnadung.

Und da bin ich traurig geworden, weil um mich Licht aufging und ich sehen konnte, wie ich selbst nur noch auf einen Punkt zulebte, statt nach allen Seiten hin, und daß ich mit Scheuklappen an den Schläfen herumlief und mit einer eigensinnigen Abwehr gegen alles, was von außen zu mir kommen wollte. Und dann schmerzte es mich wieder in einer süß erschreckenden Art, daß dieser Punkt das Dasein der Familie Nitzsche war, die mich doch eigentlich gar nichts anging, und ich witterte eine überraschende Erkenntnis dahinter und mußte einen schnellen Blick über das Mädchen streifen lassen, das da neben mir herging mit der gewohnten Sicherheit und Ruhe. Und ich sagte zu mir: Johanna, da war die Erkenntnis schon sichtbarer und angekündigter.

Da habe ich also zu sprechen begonnen, mitten unter den Menschen, die an uns vorbeiliefen, den jungen, stutzerhaften Leuten, den würdigen Damen, die aus irgendeinem Kaufhaus kamen, den hastenden Postboten und den mancherlei anderen Erscheinungen des Verkehrs.

„Johanna," fing ich an, „denken Sie noch an unser Gespräch, als es über mich herging? Dann werden Sie mir jetzt Gerechtigkeit widerfahren lassen und mir zuhören."

Ich setzte ihr so dringlich, wie ich konnte, mein Hinauswollen auseinander, und wie ich es in der Heimat nicht finden konnte, und merkte dabei gar nicht, daß ich eigentlich selber nicht mehr ganz märtyrerhaft entschlossen daran glaubte.

Sie gab auch alles zu, mit einer zitternden, ganz erschrockenen Stimme, und forderte dann, daß ich dann mir selber treu bleiben müsse und

Digitized by Google

den Strudel nicht an mir vorbeiwirbeln lassen dürfe. Und, fügte sie gequält hinzu, sie und ihre Familie wollten mir kein Hindernis sein. „Nehmen Sie keine Rücksicht auf uns, Herr Barondiot, Sie haben uns bis jetzt so viel und so selbstlos geholfen, daß wir undankbar wären, wenn wir Ihnen eine größere Freiheit, die Sie sich nehmen, verübeln wollten. Suchen Sie sich Menschen, denen Sie sich anschließen und die Sie weiterbringen können . . ."

Ich wußte nicht, warum mir diese Worte bei all ihrer Wahrheit und guten Meinung das Herz zusammenkrampften. Es war mir, als wäre ich von Johanna fortgeschickt worden. „Fräulein Johanna," sagte ich zaghaft, „wäre es Ihnen denn so leicht, aus dieser schönen Gewohnheit unseres Zusammenarbeitens plötzlich und für immer wieder herauszutreten?"

Sie hat keine Antwort gegeben; als ich aber meine Augen näher zu ihr beugte, sah ich unter dem grellen Licht eines Schaufensters, daß ihr Gesicht rosiger als sonst war und daß sie leise weinte. Da wurde ich trotzig und sagte mit einem lausbubenhaften Eigensinn zu mir: Nun will ich gerade sitzenbleiben, wo ich sitze, und ich will doch sehen, ob mich ein Mädchen, dem ich nicht gleichgültig bin, daraus verjagen kann!

Wir kamen gerade in die Petersstraße, und ich mußte an meine Hausiererbeweglichkeit denken, die uns jetzt zu lachen gab. Dann sagte aber Johanna nachdenklich: „Ich glaube, damals waren Sie angespannter in Ihrem Leben als jetzt . . ."

Ich wollte es aber nicht gelten lassen, weil ich es als neuen Versuch empfand, mich aus dem Nest zu werfen, und das sagte ich ihr auch. Da lächelte sie aber ganz kleinmädchenhaft, daß gar nichts Mütterliches mehr an ihr war, und meinte mit einer scheuen Stimme: „Ach nein, lieber Herr Barondiot, ich möchte nur, daß etwas Gutes und Schönes aus Ihnen wird."

Ich habe ihr mitten unter den vielen Menschen, im Rasseln der Straßenbahnen und der Droschken und Lastfuhrwerke herzhaft die Hand gedrückt und ihr gedankt.

Dann ist uns ein Fräulein entgegengekommen, das schon von hundert Schritten aus ein lebhaftes Zurufen und Winken an Johanna verschwendete. Es gefiel mir gleich nicht, und als es dann schnatternd vor uns stand wie ein Uhrwerk, das abschnurrt, bekam ich einen schweren Zorn, obwohl ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte und gar nicht wußte, wer es war.

Johanna sagte es mir nachher: daß ihr Bruder Fritz ein übervolles Herz an seine Launen gehangen habe, und auch, daß die Eltern des Fräuleins sehr dahinterher wären, den jungen Fritz Nitzsche festzuhalten, weil er ihnen eine gute Partie schien und wegen seines verträglichen und nachgiebigen Charakters eine glückliche und ruhige Zukunft für ihre einzige Tochter verhieß. Aber seine Mutter, erzählte mir Johanna, die durch einen verräterischen Brief hinter den Spektakel geraten sei, wolle sich nicht mit dem Plan befreunden.

Als wir über die Promenade zurückgingen, begegnete uns das Fräulein noch einmal und blieb gleich wieder stehen, um uns mit tausenderlei kleinen Neuigkeiten zu überschütten.

„Denken Sie, Fräulein Nitzsche, unser garstiger Nero hat mir meine schöne, rote Seidenbluse zerrissen. Total zerfetzt, ich mußte schrecklich weinen . . . ."

Johanna sagte ruhig: „Sicher haben Sie sie nicht weggeschlossen, sonst hätte so etwas nicht passieren können . . ."

„Ach du lieber Himmel!" trillerte jetzt das Fräulein. „Man kann doch nicht jedesmal alles in den Schrank hängen, wenn man aus einer Gesellschaft nach Hause kommt! Mutter sagt zwar auch immer, ich müßte mehr auf Ordnung sehen, aber . . . na ja! Mütter, Sie wissen ja, wie Mütter sind! Und haben Sie schon gehört, Fräulein Nitzsche, daß sich der junge Assessor Huggenberg, wissen Sie, der immer mit Tennis spielt, denken Sie doch, der hat sich jetzt verlobt. Und mit wem? Mit der dicken Tochter des Fleischermeisters Kunze! Das ist doch geradezu ein Skandal. Der Mensch hätte doch eine Bessere haben können. Und unsere gute Höfnern, denken Sie, ist gestern von der Elektrischen gestürzt und hat sich den Arm gebrochen, können Sie sich vorstellen! Ich habe es aber immer gesagt, so alte Leute, sie kann sich ja kaum noch auf den Beinen halten, nein, so alte Leute darf man nicht mehr in die Stadt schicken. Es sind doch

Digitized by Google

genug andere Leute da, die das besorgen können . . . ."

Dann tat sie einen Luftsprung und plätscherte schon wieder in einem anderen Wasser herum. „Denken Sie, Fräulein Nitzsche, die Irma, wissen Sie, die immer die verrückten Frisuren trägt, die verkehrt jetzt mit einem Leutnant. Fein, was? Aber, pöh, im ganzen. . . . Er soll ein gefährlicher Don Juan sein, und Irma, na Sie kennen Sie ja, hat es auch dick hinter den Ohren. Ich bin bloß neugierig, was da herauskommt. Mir läge so was gar nicht, kann ich Ihnen sagen, entweder einer oder gar keiner, aber nicht gleich zwei oder gar drei, wie es die Irma macht . . .

Na adiöh!" rief sie plötzlich. „Ich sehe da drüben die Mieze vorbeigehen. Mit der kann ich noch ein Stückchen plaudern. Sie gehen nach Hause, wie? Also adiöh, Fräulein Nitzsche. . . . Übrigens, wissen Sie, wir kennen uns nun doch schon so lange . . ."

„Es werden gerade drei Monate sein", unterbrach sie Johanna sachlich, daß ich für mich gewaltig lachen mußte.

„Ja, nicht wahr, sooo lange! Da meine ich, wir könnten uns doch beim Vornamen nennen, sehen Sie! Aber nun muß ich wirklich gehen, wenn ich die Mieze noch einholen will. Also denn nochmals adiöh, liebe Johanna, und grüßen Sie den lieben Bruder schönstens von mir. Er soll sich doch wieder einmal bei uns sehen lassen, ja? Adiöh, mein Herr!"

Das klang so herausfordernd und spitz, daß ich nur den Hut ein wenig über die Haare hob und meinem Mund verbot, sich hören zu lassen.

Johanna sagte kühl: „Adieu, Fräulein Winkelmann; die Grüße will ich gern bestellen", und drehte sich zum Weitergang.

Fritz geriet aber aus dem Häuschen, als ihm die Grüße des Fräuleins vor die Füße gelegt wurden. Er hob sie sorgfältig auf, küßte sie und verschloß sie mit der verzückten Andacht des Verliebten in sein Herz.

Den Vater fanden wir besser; er hatte sogar ein Lächeln, als ihm Fritz ein paar Kneipenerlebnisse vortrug. Man sah aber gut, daß er im Innern ein geschlagener Mann war, der alle gebliebene Kraft daran setzte, sich über der Verzweiflung zu halten, und dabei mit der Angst kämpfen mußte, eines Tages könne dieses bißchen Kraft vollends von der Welt sein.

So wurde es Sommer und wurde wieder Herbst, und Seppele Barondiot saß immer noch in seiner Geborgenheit und lauschte dem ruhigen Schlagen seines Herzens. Und das Gefühl einer festen und treuen Zusammengehörigkeit wuchs bei allen, die in dieser stillen und friedlichen Wohnung versammelt waren.

---

10. Kapitel.

Der Abend war stürmisch und drohend, ein Herbstabend, an dem man gern in seiner warmen Stube saß und über das törichte Verlangen lächelte, das einen gepackt hielt: sich hinauszustürzen und den Kampf mit ihm aufzunehmen, mit der grauen Unendlichkeit, die alle Straßen erfüllte und in einem wirbelnden, vom Sturm hin und her gerissenen Regen niederging. Ich kauerte vor dem Tisch mit müd aufgestützten Ellbogen und las in der Zeitung, dem einzigen Band, das sich in dieser Zeit noch zwischen mir und dem vielgestaltigen Leben draußen schlang. Ich war unruhig und wußte doch nicht, warum. Ich hatte einen quälenden Durst, der nicht mit Wein und auch nicht mit kostbarerer Flüssigkeit gestillt werden konnte.

Frau Nitzsche war schon zu Bett gegangen; die Nächte vorher, in denen der Gelähmte seltsam unruhig und unleidlich gewesen war, hatten sie erschöpft. Ihre schweren Atemzüge schlurften mühselig aus dem Nebenzimmer zu mir her. Fritz und das Dirnlein schliefen auch schon.

Johanna war nach dem Abendessen gegangen, um eine Freundin zu besuchen, die sie seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen hatte. Sie hatte mir erzählt, daß dort immer eine kleine, kluge Gesellschaft zusammenkomme; es werde viel gelacht und auch viel Ernstes getrieben. Es war wohl der erste Abend, daß sie mich allein ließ. Und ich hatte diesen unerklärlichen und peinigenden Durst. Ich sah Johanna: Sie stand mitten im Zimmer, mit hochgereckten Armen, und auf ihrem runden, guten Gesicht brannten rote Flecke, ihre Augen waren kühner und unverschleierter

Digitized by Google

als sonst. Und eine Stimme quälte in mir: Nimm sie an deine Brust und um das übrige frage nicht.

Ich saß in einer endlosen Verlassenheit, in der es mir schmerzhaft deutlich wurde, wieviel mir Johanna geworden war. Nur mit Widerwillen gab ich mich an die trockene Lektüre hin und lauschte mit der Seele hinaus in die häßliche Nacht, unerklärlich beängstigt und von einer sinnlosen Furcht festgehalten, von der ich nicht wußte, auf wen ich sie richten sollte.

Als es ganz schlimm mit mir wurde, wollte ich schon den Mantel anziehen, um Johanna abzuholen. Da erinnerte ich mich aber, daß sie mir gar keine Adresse gegeben hatte, und außerdem hätten wir uns ja doch wohl verfehlt, wenn sie inzwischen schon unterwegs gewesen wäre. So blieb ich sitzen und versuchte zu denken, es sei alles natürlich, und eine Gefahr bestehe doch gar nicht. Und bestand ja wohl auch keine.

In der Heimat gärte es, man schrie nach einer würdigeren Verfassung. Auch der Reichstag war unruhig, und in Bayern empörte sich der gesunde Geist wieder einmal gegen die schwarze Macht. In Berlin war es zu einem Straßenkampf zwischen zornigen Proletariern und der Polizei gekommen; ich hörte das kurze Pfeifen abgeschossener Revolverkugeln, sah das gierige Blitzen aus der Scheide gerissener Säbel und die rund aufklaffenden Münder der Gehetzten, die schreiend in ihr Verderben rannten.

Mitten hinein in diesen wahnsinnigen Lärm gellte die Korridorklingel. Einmal, zweimal, dann anhaltend, so, als hätte sich ein Hindernis zwischen Druckknopf und Hülse geklemmt. Ich rannte erschrocken hinaus, stieß im Dunkel des Flurs gegen einen der mächtigen Kleiderschränke und fand im Zittern nicht gleich die Klinke. Dann riß ich die Tür zurück, und vor mir brach ein Mensch zusammen, mit einem dumpfen, fast tierischen Stöhnen. Eine Stirn schlug schwer gegen die Türkante, wo sie erstarrt liegenblieb. Ich bückte mich und tastete erschrocken über den Jammer. An dem Krimmerjakett erkannte ich Johanna.

„Um Gottes willen!" flüsterte ich. „Sie sind das? Was ist denn nur geschehen? So kommen Sie doch herein, stehen Sie doch auf. Warum kommen Sie denn nicht herein?"

Wieder kam das dumpfe Stöhnen; eine schwache, schon in ihrem Entstehen geknickte Bewegung wurde gemacht, so daß die Stirn an der Kante tiefer sank.

Ich schob meine Hände um die Hingekauerte und zog sie mit großer Mühe empor, daß sie endlich schwach und haltlos an meiner Brust lehnte. Und da war wieder die Vision, mich dürstete: Johanna in meinen Armen. . . Es war das erstemal, daß ich sie in meinen Armen hielt, und davon kam mir eine verwirrende Erregung, über die ich mich schämen mußte, weil doch ein schmerzlicher Ernst dastand und keine eigensüchtige Freude dulden durfte.

Als wir in das Zimmer kamen, mitten hinein in die grelle Rücksichtslosigkeit des Lichtes, das friedlich und leise summend weiterbrannte, verbarg Johanna das Gesicht unter sich, indem sie ihr Kinn tief in die Brust hineindrückte. Ich sah aber doch, daß sie weiß wie Kalk war und von Tränen überströmt.

Ich ließ sie sacht auf das Sofa nieder, wo sie auch gleich wieder in sich zusammensank und eintönig zu weinen begann.

Ich wußte mir nicht zu helfen, fragte sie, ob ich ihr ein Glas Wasser bringen solle, dann wieder, ob sie ihr Jakett nicht ausziehen wolle, und war voll Unmut, da niemand von dem heftigen Klingeln erwacht war, der mir helfen konnte. Und freute mich doch auch wieder darüber, daß sie noch alle schliefen... Dann versuchte ich, das Jakett von ihr zu lösen. Da aber verschränkte sie krampfend die Hände vor der Brust und hielt ihre Augen weit offen gegen mich, und ich sah ein schreckliches Entsetzen darin.

Und endlich kam es heraus: Ein bekannter Rechtsanwalt, der Bruder ihrer Freundin, den sie bisher sehr hoch geschätzt hatte als einen tüchtigen und besonderen Menschen, hatte sie in der ungastlichen und gefährlichen Nacht zu der elektrischen Bahn gebracht. Es war fast eine Viertelstunde zu gehen. Unterwegs war er ihr merkwürdig nahe gekommen, auch hatte es ihr geschienen, als sei er außergewöhnlich erregt, er hatte kaum sprechen können und verworrene Sätze vorgetragen. Und plötzlich, im schwarzen Schatten eines hohen Hauses hatte

Digitized by Google

er versucht, sie mit sich zu ziehen und seine Hände nach ihr ausgestreckt. Sie hatte einen entsetzten Schrei ausgestoßen, er war aber nur heftiger und wütender geworden und hatte ihr das Kleid zerrissen. Sie schloß mit gebrochener Stimme, wenn nicht ein paar Herren gerade um die Ecke gebogen wären, wüßte sie nicht, was dieses häßliche Abenteuer für ein Ende gefunden hätte.

Mir tropfte der Schweiß von der Stirn, ich zitterte am ganzen Leib vor Empörung, Haß und Eifersucht. In diesen Sekunden erkannte ich es deutlich, es war, als sähe ich plötzlich, von einer schonungslosen und doch so mitleidigen Hand mein gegenwärtiges Leben nackt vor mich hingestellt, in all seiner Beschränktheit, die mir doch als Erlösung und glückliche Bedeutung für die Zukunft galt. Ich sah mich selbst, und wie ich in diesen Monaten geworden war, und sah auch Johanna, der ein brutaler Mensch eine Beschimpfung zugefügt hatte, und als ich uns beide so sah, ahnte ich, was jetzt werden sollte.

Ich streichelte das arme Mädchen; es war gänzlich von der Kraft und verabscheute sich, weil es in seiner Hilflosigkeit so roh vom Leben angefallen worden war.

„Ich kann ja keinem Menschen mehr gerade in das Gesicht sehen", jammerte Johanna fassungslos. „Und meine Mutter . . . Wenn meine arme Mutter das wüßte! Meine Mutter, meine arme Mutter!"

Das rief sie wohl zehnmal, und immer verzweifelter und heftiger gegen sich selbst wütend.

Zum Glück übermannte sie die Erschöpfung, so daß ihr gemarterter Kopf hilflos gegen die Lehne des Sofas zurückfiel und ihre entzündeten Augen sich kraftlos schlossen. Ich saß mit ineinandergewühlten Fingern auf einem Stuhl neben ihr und starrte mit wutüberbürdeten Augen in den Boden, tausend irre Rachepläne peitschten sich in meinem Kopf hintereinanderher, ich wollte dem gewissenlosen Burschen die geballte Faust in das Gesicht schlagen, wollte tolle Hunde auf ihn hetzen, die ihn zerreißen sollten. Es gab nichts, was mir grausam und gerecht genug erschien, um ihn zu züchtigen.

Johanna schlief fast drei Stunden. Man merkte kaum, daß sie atmete. Ihr kleines, rundes Gesicht war krank und verschüchtert. Als sie endlich tief aufatmete und mit einer verwirrten Unsicherheit in das Bewußtsein zurückkehrte, sie zuckte erst mit den Lidern und riß dann plötzlich die Augen weit auf, stieß sie einen schamvollen Ruf aus, eine breite Blutwelle schlug über ihre Wangen hoch in die Stirn hinauf, sie stammelte: „Nicht wahr, Sie sagen niemand etwas davon . . .? Keinem Menschen, nicht wahr . . . Es wäre mein Tod . . . Ich kann ja nicht . . ."

Bevor ich sie beruhigen konnte, entfloh sie mir, und ich hörte sie in ihrem Zimmer noch lange untröstlich weinen. Ich dachte, nun müßte die Mutter wach werden, aber sie schliefen alle so fest, daß sie von der nächtlichen Unruhe nichts hörten.

Am anderen Morgen stürmte der Haß mit der gleichen Kraft und Unbändigkeit in mir. Ich zeigte Frau Nitzsche ein verschlossenes und bereites Gesicht, das sie verwundert ansah, und als sie fragte, gab ich ihr keine Antwort, denn ich fühlte wohl, daß es eine Anklage und eine trotzige Hartnäckigkeit geworden wäre. Ich wußte auch, daß alles aus mir hervorgesprudelt wäre, wenn ich hätte sprechen sollen.

In das Geschäft ging ich an diesem Tage nicht, auch nicht wieder nach Hause, bevor es sehr spät war; ich wollte Johanna meinen Anblick ersparen, denn ich konnte mir ja denken, wie es sie aufwühlen mußte, wenn der einzige Mensch, dem sie ihr Unglück anvertraut hatte, sich vor sie hinstellte, bevor sie wieder in sich ruhiger geworden war.

Aber um die zehnte Morgenstunde klingelte ich bei dem Rechtsanwalt Heller, im dritten Stock eines großen Hauses, wo er sein Bureau hatte. Ich hatte ihn im Adreßbuch gefunden und wollte ihn aus ganzer Kraft strafen für das, was er Johanna angetan hatte.

Ich traf ihn aber nicht an, weil er den ganzen Morgen auf dem Gericht saß. So irrte ich bis in den Abend hinein durch die Stadt und fand alles grau und häßlich. Als ein aufdringliches Frauenzimmer gegen mich stieß und mich mit gemeinen Worten verlocken wollte, hob ich die Hand und drohte ihr. Sie machte ein wüstes Geschrei und wollte die Polizei zu Hilfe rufen. Getan hat sie es aber doch nicht.

Digitized by Google

Dann wieder saß ich stumpf in einem großen Lokal, in dem lachende und schwatzende Bürger die Tischrunden füllten, und alle diese Menschen kamen mir niedrig und würdelos vor. Ich haßte nicht nur den einen Schuldigen, sondern in ihm die ganze Menschheit, besonders die Männer.

Dann bin ich wieder zu dem Rechtsanwalt gegangen und habe ihn auch gefunden. Es war ein kleiner Mann mit einem freundlichen, ganz harmlosen Gesicht und raschen, ungestümen Bewegungen, und ich mußte erst denken, er sei es gar nicht und ich habe mich geirrt. Als ich ihn aber fragte, ob er Fräulein Nitzsche kenne und er mit einem liebenswürdigen Lächeln ganz harmlos ja sagte, dabei zitterte in seinen Augen eine lüsterne Spannung auf, da wußte ich es doch, und alle Wut, aller Gram und alle Lust, ihn zu schlagen, stürzten wieder aus mir hervor, auf ihn zu. Er muß es aus meinem Gesicht gesehen haben, denn er wich auf einmal zurück und hielt die Hände geöffnet vor sich.

„Was wollen Sie denn?" stammelte er mit ganz weißen Lippen.

Und ich schrie ihn an: „Einen elenden Menschen züchtigen, wie es recht und nötig ist!" Und da bin ich auch schon bei ihm gewesen und habe ihn mit der harten Faust dreimal in das Gesicht geschlagen, bevor er rufen oder sich sonst wehren konnte.

Jetzt brüllte er aber so jämmerlich und verzagt, daß ich lachen mußte, ob ich wollte oder nicht; dahinterher kam aber die Wut noch wilder und reißender gestürzt, und ich bin wieder mit den geballten Fäusten auf ihn losgesprungen. Er stieß mit den Armen gegen mich und wich weiter zurück, daß ein dickes Aktenbündel krachend auf den Boden klatschte. Dann fiel ein Stuhl um, und der Bücherschrank knackte vom Anprall seines Körpers. Draußen hatten sie den Lärm gehört, zwei dürre, bleichsüchtige Schreiber mit borstigen Haaren kamen hereingelaufen und sperrten die Mäuler auf, als sie das seltsame Begebnis erkannten. Er rief ihnen zu, sie sollten ihm helfen, und einer sollte nach der Polizei telephonieren. Mir war alles gleichgültig, ich wollte ihn nur so züchtigen, daß er gebrochen in seiner Scham dalag und nie wieder daran denken sollte, Ungeheuerlichkeiten aus sich herauszulassen.

Die Schreiber schlotterten; das machte mich wieder lachen, und weil der Rechtsanwalt aus Schwäche in die Knie brach, ließ ich von ihm ab und wollte gehen.

„Bleiben Sie da!" kreischte er hinter mir her. „Ich muß Sie festnehmen lassen!"

Das erschien mir so dumm und großsprecherisch, daß ich ihm vor Lachen die Zähne zeigte und ihm meine Adressenkarte hinwarf: Er solle sich nur melden, wir wollten schon miteinander fertig werden. Jetzt aber beliebe es mir, zu gehen, und ich wolle doch sehen, ob er mich halten könne.

„Sie sind ein armseliger Strohwisch", sagte ich ihm noch mit elsässischer Grobheit und fügte hinzu, man müsse ihm eigentlich eine Portion ungebrannter Asche hintendrauf geben und ihn im übrigen einer Erziehungsanstalt anvertrauen.

Dann bin ich gegangen, wunderbar befreit und tief atmend wie einer, der aus einem Loch voll Unkraut und Morast in eine saubere, freundliche Straße tritt, auf deren blankem Asphalt die Sonne glänzt; und ein heiterer, blauer Himmel steht darüber, und viele sonntäglich geputzte Menschen wandeln fröhlich auf und ab.

Ich bin vergnügt wie ein Schulbub durch die Stadt geschlendert, habe vor mich hingesungen und gepfiffen, daß die Leute mich freundlich ansahen und wohl gedacht haben, ich müsse ein ausnehmend glücklicher und zufriedener Mensch sein. Und das war ich ja wohl auch: Glücklich und zufrieden. Jetzt war wieder ein freier Weg vor mir, und darauf kam mir ein Mädchen entgegen, das mir teurer war als alle, die ich vorher kennen gelernt hatte, die alle mit ihrer runden, weichen Hand zur Seite schob, so, wie ich es einmal unbestimmt hatte kommen sehen: Daß es eine Mauer würde zwischen jenen und mir. Und ich saß nicht mehr in verlegener Unbeholfenheit, sondern dachte, es wäre jetzt alles hell und richtig, und es brauchte nur ein Jaspruch zu kommen, damit alles seinen Platz habe. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Nachtgesang

Ich wand're einsam durch die Nacht,
Die blassen Sterne scheinen
Am Kirchhof hält ein Mondstreif Wacht,
Der Wind heult in den Hainen . . .

Was ich vergessen jahrelang,
Kommt seltsam noch mir wieder,
Ein Lied, das ich als Knabe sang,
Schwebt traurig zu mir nieder.

Ein Lied vom Glück das wartend steht,
Ob's einer hier wohl finde,
Vom Glück, dem man vorübergeht
Wie blöde und wie blinde . . .

Ein Mädchen singt's vom Mühlentor,
Das Lied vom Glück, das leise,
Du warst das Glück, das ich verlor
Auf ruheloser Reise.

Und als ich dir vorüber war,
Da sankst du hin in Weinen. — — —
Vom Kirchhof winkt dein zitternd Haar
Die blassen Sterne scheinen.

Wotan Dietrich.

Die Hexe von Lemgo / Erzählung von Florentine Gebhardt

Fortsetzung.

Als Niklas in die prächtige Diele des Vaterhauses trat, schalt Muhme Barbara: „Wo habt Ihr Euch nur wieder rumgetrieben? Seid morgens früh seid Ihr auf und davon, und das Mittagessen ist erst kalt worden und dann eingebrannt vom immer neuen Aufwärmen. Ein Elend mit Euch Mannsbildern! Der Alte ist auf der Hexenjagd, der Junge weiß wo in der wilden Wacht! Hätt' ich's Eurer Mutter selig nicht in die Hand versprochen beim Abscheiden, daß ich ihren amtsbeschwerten Eheherrn und ihr unmündig Knäblein nicht im Stich lassen wollt' — eher so sollt' mir der Hunger was tun, als daß ich mich länger um Euch mühte!"

„Nun, gute Barbara, ich hoffe, von heute ab wird's vorbei sein mit dem Aerger über mich. Bin ja kein unmündiges Knäblein mehr! Ist der Herr Vater daheim?"

„Auf dem Rathaus, bei seinen Hexengeschäften! Aber kommt herein, Junker Nickel, und eßt, müßt schier verhungert sein seit heute früh!"

„Essen mag ich nicht. Wenn Ihr mir aber einen heißen Trunk schaffen wollt — es war kalt draußen."

„Herrgott, aber wie schaut Ihr denn aus! Ganz voller Flecken, voll Staub und Erde Euer Wams! Wo waret Ihr bloß?" —

„Draußen. Der Wind geht scharf. Laßt mich, gebt mir den Trunk, und dann will ich ruhen. Ich bin müde."

„Nein, die Kleider so zuzurichten! Meint wohl, die Muhme wird's schon rein machen, hat eh' sonst nichts zu schaffen! — Grad' wie der Gestrenge! Bringt mir gar die Hexenbrut ins Haus — als ob's für mich nichts Besseres zu tun gäb', als solch Gesindel hüten. Dort sitzen sie in der hinteren Mägdekammer, alle zwei. Der Gestrenge selber hat den Schlüssel. Darf niemand zu ihnen als er und der Pfarr'. Heulen und jammern — nicht Wasser und nicht Brot sollen sie haben, sollen fasten zur Vorbereitung und zur Buße, sagt er. Als ob man kein Herz im Leibe hätt'!"

Niklas tat, als achte er der Worte nicht, aber sein Auge glühte auf. Hastig goß er den Becher heißen Märzweins, den sie ihm brachte, hinunter. „Ich geh' in meine Kammer und schlafe. Wenn der Donatus von Blomberg kommt oder seinen Boten sendet, so weckt mich, Muhme!"

„Darf ja kein fremdes Mannsbild jetzt ins Haus, wo die Hexenmädel hier sind, hat der Gestrenge gesagt."

„Als ob der Donatus ein Fremder wär'!" Und Niklas ging in seine Kammer, deren Tür er hinter sich verriegelte.

Digitized by Google

Donatus aber fand, wie er es nach seines Freundes Bericht schon erwartet, einen Gast an seines Vaters Tische. Scharf sah er ihm ins Auge bei der Begrüßung. Der Nickel hatte recht. Vielleicht war der fremde Vetter der Mann, der ihnen helfen konnte. — Als dieser im Abenddämmer sich dann empfahl, um seine Herberge aufzusuchen — denn die Rast unter Blombergschem Dache ihm anzubieten, ging doch nicht an, da das Haus seit dem Brande erst zur Hälfte wieder aufgebaut und der Raum zu knapp war —, da erbot Donatus sich ihm zum Ehrengeleit. Die Eltern gaben Gewährung; lächelnd. Meinten sie doch, der Sohn eile nur, sich ihren Vorwürfen zu entziehen, die ob der späten Heimkehr ihm zwar gespart, doch nicht geschenkt worden waren.

Sobald Donatus auf der Gasse neben dem älteren Verwandten einherschritt, hob er an: „Einer, der mein liebster Gesell ist, sah und sprach Euch schon am Detmolder Weg!" —

„Der Sohn des finsteren Mannes, den sie den Hexenbürgermeister nennen! Ein gar seltsamer Geselle: Euer liebster Gespiele!"

„Wie sollt' er anders sein, der Sohn des argen, blutgierigen Tyrannen? Des Auge nur Gespenster, Teufel und Hexen siehet, der nichts von Mitleid, Freude und Liebe weiß? Wenn er, wie mein armer Nickel, ein weich Gemüt hat und Freiheit, Lust und Leben liebt? War ja noch ein Büblein, als die Mutter starb. Die arme Frau! Was konnt' sie Klügeres tun, als beizeiten sterben. Wer mag den Hexenjäger zum Gemahl haben und nicht das Fürchten lernen? Am End' konnt' er das eigene Eheweib ja noch der Zauberei bezichtigen!"

„Die Gedanken von Euch Jungen, scheint es, sind anders als die Eurer Eltern!"

„Und Eure, Herr Vetter, eher den unsern gleich als denen der Alten. Irr' ich mich?"

„Mir ward von Eurem Freund geraten, ich sollte fürsichtig sein, sie zu äußern!"

„Genug doch, daß ich Eure Meinung errate. Vetter, darf ich Euch vertrauen? Es handelt sich um ein Geheimnis!"

„Wenn's nichts Unehrenhaftes ist, sprecht, mein junger Vetter!"

„Nicht hier. In Eurer Herberge! Niemand darf erfahren außer denen, die es angeht, um was es sich handelt —"

„Wohl — so kommt — und öffnet mir Euer Herz. Das Schweigen kann ich wohl versprechen. Ob mehr — das muß sich zeigen. Die Stunde wird es lehren." —

* * *

Nächtliche Finsternis herrschte im fensterlosen Gewölbe tief unter der Erde, darinnen die Hexe Blatkgerstin — wie das Volk sie mit Namen genannt — eingekerkert lag. Von Schmerzen und Fieber gepeinigt, warf das arme Weib sich auf dem Lager hin und her. Ihre Lippen, denen zuweilen ein Stöhnen oder ein Murmeln wie Gebetsworte sich entrang, waren dürr und lechzend, aber sie war viel zu schwach, sich aufzurichten und nach dem Wasserkrug zu greifen, der in der Ecke neben dem Lager stand. Nur undeutlich war sie sich der Lage bewußt, in der sie sich befand. Ihre Not hatte jene Höhe erreicht, die stumpf und gleichgültig macht. Wäre sie eines Wunsches fähig gewesen, so wär' es der nach einem schnellen Ende. Das hatte der Himmel ihr nicht gegönnt, sonst hätte sie wohl die Tauche nicht überstanden. Freilich dachte sie das nicht klar; denn wilde Fieberphantasien umtosten sie und füllten das Dunkel umher mit gespenstischem Leben. Plötzlich aber fuhr sie auf und starrte umher; das war kein Fieberwahn! Ein Licht fiel in das Dunkel und eine Stimme sprach: „Hier, trinke, Weib!" —

Ihr Durst war so furchtbar, daß sie nicht fragte, wer ihr den Trunk reiche und welcher Art er sei. Sie griff mit zitternder Hand nach dem Gefäß und goß den Inhalt hinunter. Warm und feurig rann es durch ihre Kehle, belebend durch ihre Adern. Tief aufatmend ließ sie den Becher sinken und sah nun, ihrer Sinne wieder mächtig, vor sich den Kerkermeister. „Wein?" fragte sie staunend.

Der Mann nickte. „So mildherzig ist unser Bürgermeister. Verdient hat's keine von Eurer greulichen Zunft, und doch sendet er jeder den stärkenden Trunk, bevor er kommt mit den Richtern, Euch zum letzten zu verhören. Mach' dich fertig, Hexe, gleich sind die Herren da."

Da lachte sie höhnisch auf. „Ich weiß, wie mildherzig er ist, Euer Hexenbürgermeister von Lemgo. Nun soll er auch hören, was Kordula Blatkgerstin ihm zum letzten zu sagen hat!" —

Der Mann ging und kam nach wenigen Minuten mit einem Begleiter zurück. Von rohen Fäusten ward sie aufgerissen und durch die schwere Holztür in einen Raum geschleppt, der unweit des Kerkers lag; ebenfalls in der Tiefe der Erde, ebenso gewölbt und fensterlos. Nur, daß an den Wänden Fackeln loderten und auf erhöhten Sitzen jene Männer saßen, die sie schon kannte: Die Hexenrichter, die Sekretäre, der Pfaff und die beiden Bürgermeister der Altstadt und der Neustadt. Daß der mit dem langen, weißen Bart, der altstädtische, Heinrich Kerkmann, trotz seines langen, weißen Bartes nicht zu den Milden gehörte, wußte sie. Aber ihre Augen sahen nicht auf ihn, nur auf den Mann in mittleren Jahren, den mit dem hageren Gesicht und den glühenden Augen, den Hexenbürgermeister Hermann Cothmann. Und ein Schauder rann über ihre Glieder, als man sie auf das Armesünderbänklein gleiten ließ. Galt er diesem gefürchteten Manne oder dem unheimlichen Orte, den ihr Auge heute zum ersten und ganz gewiß zum letzten Male sah? Hierher ward nur gebracht, wem das Urteil über Leben und Tod gesprochen werden sollte. Unzählige Menschen hatten hier ihr letztes Verhör durch-

Digitized by Google

machen, ihr Todesurteil hören müssen. War hier doch die Stätte, da in vergangenen Zeiten das heimliche Gericht getagt: besser gesagt, genächtigt; das wußten alle in der Stadt. Auch die Blattgerstin wußte, was nun kam.

Bisher hatte sie trotz Folter und Drohreden all die ihr zur Last gelegten abenteuerlichen und ungeheuerlichen Vergehungen standhaft geleugnet; auch die, welche sie als schwere Schuld auf ihrer Seele trug. Sie wußte, jetzt half alles Leugnen nichts mehr, abgeurteilt war sie bereits. Und eine Genugtuung wollte sie noch haben in dieser Stunde, einen Triumph nach allem Erlittenen. Darum nahm sie alle Kraft ihres starken, leidenschaftlichen Gemüts zusammen.

„Kordula Blattgerstin, Wittib des Lakenmachers Balzer Blattgerste zu Neustadt Lemgo! Durch stattgehabtes Gottesurteil bist du überwiesen der schändlichen Verbindung mit Hölle und Teufel, der Abgötterei und Zauberei. Dieweil du als verstockte und abgehärtete Sünderin bisher alles zu leugnen getrachtet, was nun durch den allmächtigen Gott an hellen Tag gekommen, müßtest du in den Sünden dahinfahren und der ewigen Verdammnis anheimfallen nach der Gerechtigkeit. Aber in unserer Stadt ist es Brauch, nach dem Willen des Herrn Milde und Barmherzigkeit zu üben auch wider den Sünder. Und so stehst du hier noch einmal vor dem Richterstuhl. Bist du bereit, durch ein reuiges Geständnis deine Seele zu reinigen und dich der Gnade Gottes zu befehlen, so sollst du ohne Ansehen deiner schweren Missetaten milde Richter finden. Sprich!"

„Fragt!" erwiderte sie kühl, und ihr Blick war fest. „Dann werde ich antworten."

„So frage ich zum ersten: Hexe Blattgerstin, bist du geständig, insgeheim immer noch der papistischen Teufelslehre anzuhangen, wiewohl dein Eheherr selig als ein Bürger dieser Stadt der gereinigten, wahren Lehre angehörte?"

„Meine Eltern daheim in Paderborn waren katholisch. Was sollte nicht auch ich dem gleichen Glauben zugetan sein? Wenn auch mein Eheherr ein Ketzer war?" —

„Bist du zum zweiten geständig der sündhaften Verbindung mit dem Teufel?"

„Mit manchem Teufel bin ich zusammen gewesen in meinem Leben — hab' wohl auch Verbindung mit ihm gehabt. Daß dies sündhaft war, das weiß ich lange."

„Befreie dein Gewissen und künde, wann und in welcher Gestalt der Böse mit dir verkehrte!"

„Ein unschuldiges, junges Mägdlein war ich und auf einer Bittfahrt nach der Felskapelle am Eggesterstein beim Wunderbildnis. Da trat der Versucher zu mir: anzuschau'n wie ein stattlicher, reichgekleideter Jüngling."

Der Altstädter Bürgermeister nickte und murmelte: „Daß der Böse in solcher Verkleidung oft einherwandelt, bestätigt sich auch aus dem, was geschrieben stehet im Hexenhammer —"

„Und so ist die Rede denn wahr, daß der Böse umgehet bei den Eggesterssteinen seit alters", nickte der Pfarrherr von St. Nikolas. „War doch dort auch ein Heidentempel."

Der Richter fragte weiter: „Verriet dir nichts im Aussehen und Wesen des Verführers, daß er der Leibhaftige selber war, der zu dir trat?"

„Welche junge Närrin höret nicht gern auf Einflüsterungen und Schmeichelworte. Ich ahnete nichts Arges in jener Stunde. Heute — heute weiß ich es längst, daß der Verführer ein arger Teufel war —"

Ihr flackerndes Auge glitt hinüber zu Hermann Cothmann, der wider seine Gewohnheit stumm saß und vor sich niederschaute.

„Es wäre von großer Wichtigkeit, zu erfahren, ob nicht die Gestalt des Bösen ein sonderlich Merkmal an sich trug, um in Zukunft schwache Seelen zu warnen", warf der Geistliche ein.

„Wenn ich darüber sprechen soll — mich dünket, er sah aus wie vor fünfundzwanzig Jahren etwa Seine Gestrengen — der Bürgermeister der Neustadt Lemgo!" —

Der Genannte zuckte heftig auf, der Richter aber verwies zornig die Sünderin: „Es ist nicht Ort und Zeit zum Spotten! Zügle deine teuflische Zunge!"

Gleichgültig, mit derselben heiseren, erschöpften Stimme wie bisher sprach sie: „Ich kann nur sagen, was mir bewußt ist." — Der Pfarrherr aber wandte sich an Cothmann: „Lasset Euch nicht kränken, gestrenger Herr, der Böse wählet ja allerlei Verkleidungen, wenn er umgehet."

Der Richter fuhr nun fort: „Und bekennst du also, daß solcher Umgang mit dem satanischen Verführer dich reuet und dir leid ist?"

„Nichts ist mir jemals bitterer leid geworden als dieses!"

„Wohl! — Nun zum dritten: Gestehest du, durch höllische Zauberkunst dem Feinde dieser Stadt, dem Bischof von Münster Vorschub geleistet zu haben, also daß es ihm vor nunmehr sechs Jahren, anno 75, gelang, in Lemgo einzudringen, es zu überwältigen und durch Mordbrand arg zu schädigen? Wisse, daß Leugnen dir wenig nützet. Man fand Geschriebenes darüber in deiner Truhe."

„Was soll ich leugnen, daß ich dem heiligen Bischof half wider Euch Ketzer? Doch des Zauberns bedurfte es nicht. Mir ist gar wohl der geheime Gang bekannt, der von der Femlinde am Detmolder Weg unter der Erde weg führet bis in diese Stadt." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Vier Gedichte / Von Annemarie von Nathusius

Dem Freunde
(Fürst S. gewidmet)

Du fragtest mich leise: Wer Freunde mir sind?
Ich gab dir zur Antwort: „Ein einsames Kind!
Wand'rer ohne Mantel, im Lande verirrt,
Heimatlose Träumer, Herden ohne Hirt!"

Du weißt, Königskronen sind schlecht verteilt!
Ob du mich behütest, mein Schicksal eilt!
Einst sprech' ich zum Volke von Freiheit und Macht!
— Der Haß meiner Feinde hält treuliche Wacht!
Einst sprech' ich zum Volke von Freiheit und Recht!

Du kennst ja mein Schwert, und mein Schwert ist nicht schlecht!
Und fall' ich im Kampfe — du bringst mich zur Ruh',
Und deckst mit dem fürstlichen Mantel mich zu!

Dem Feldherrn
(Generaloberst v. E. gewidmet)

Nie vergeß ich deine Menschlichkeit!
Deiner Güte milden Freudenwein!
Ach — die Fahrt zu dir war bang und weit,
Doch du schenktest mir den vollen Becher ein!
Nie vergesse ich das stolze Kleid
Deiner Schlichtheit, deiner Menschlichkeit!

Kann mich nicht vor goldnen Thronen beugen,
Und der Purpur zwang mich nie ins Knie!
Doch von deiner Größe will ich zeugen —
Eine hohe Fackel leuchte sie!
Ja — mein Volk — es ist in tiefem Kummer,
Meine Heimat ist in Todgefahr —
Sieh' — uns flieht die Freude, flieht der Schlummer,
Und wir sind des letzten Glückes bar . . .
Herrscher du, im Reiche der Granaten,
Der zu viel kein Wort der Hoffnung spricht —
Sieh', wir sehn auf deine Heldentaten . . .
Unser Herz dir seinen Lorbeer flicht!

Einem, der mich mißverstehen wollte
(Oberst v. K. gewidmet)

Lösche nie, auch nicht in fremden Herzen
Die vertrauensvoll entbrannten Kerzen,
Lösche nie das Licht der Güte aus!
Neige dich verstehend jedem andern,
Laß' ihn nicht von deiner Schwelle wandern,
Gift im Herzen in die Nacht hinaus!

Mißverstehe nicht die armen Worte,
Sie verschließen manch' geheime Pforte,
Und bereichern deinen Menschensinn — —
Blumen waren sie, dich zu begrüßen . . . .
Doch zertreten unter deinen Füßen
Gaben sie die Schönheit hin!

Dem Heimkehrenden

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Und die bangen Nächte sind vergessen — —
Lieber Freund — der bernsteinfarbne Wein
Schimmert schon im goldig grünen Glase,
Dunkelrote Rosen und Zypressen
Duften in der stolzen Silbervase!

Denn dein Bild, es sagt mir viele Dinge!
Menschlich bist du mir ein Freund gewesen
Und wir tauschten die demantnen Ringe
Ehe wir von Angesicht uns kannten — —
Sieh — ich hab' in deinem Bild gelesen,
Und die Rosen in den Vasen brannten!
Darum will ich fröhlich, fröhlich sein,
Soll die Heimat dir im Lichte glänzen,
Trinken wir den bernsteinfarb'nen Wein!
Denken nicht an morgen, nur an heute!
Das mit Rosen, Rosen wir bekränzen — — —
Seiner Sommersehnsucht leichte Beute.

Digitized by Google

Der Maler der Hohenzollern / Von Paul Pasig

Zum 100jährigen Geburtstage Adolf von Menzels. 1815 — 8. Dezember — 1915.

Eigentlich müßte man die „Kleine Exzellenz", wie Adolf von Menzel nach der an seinem 80. Geburtstag, 1895, erfolgten Ernennung zum „Wirklichen Geheimen Rate" (und Ehrenbürger von Berlin) scherzweise wohl genannt wurde, genauer als den „Maler Friedrichs des Großen" bezeichnen. Denn, wenn der Künstler auch andere Hohenzollernfürsten und deren Taten bildnerisch verherrlichte, so wandte er doch der Zeit des großen Königs mit Vorliebe seine Aufmerksamkeit zu, und mit den 400 Illustrationen, die er 1839—42 zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" lieferte und die zum ersten Male seine Originalität und seinen feinen Humor, verbunden mit geschichtlicher Treue und dramatischer Behendigkeit, verrieten, hatte er erst das eigentliche Feld seiner künstlerischen Tätigkeit gefunden. Hieran schlossen sich 200 Illustrationen zu einer Prachtausgabe von Friedrichs des Großen Werken, die Friedrich Wilhelm IV. von 1843—49 veranstaltete, und die lediglich zu Geschenken an hohe Personen bestimmt waren. Eine Frucht fünfzehnjähriger Studien war ferner das große Bildwerk „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung" (1857), aus 600 kolorierten Lithographien bestehend, von dem nur 30 Exemplare, jedes zu 530 Taler (1590 Mark) abgezogen wurden. Diesem Werke ging voraus „Aus König Friedrichs Zeit", 12 Blatt (1854—56), ein prächtiger Holzschnittzyklus. Aber den Höhepunkt dieses friderizianischen künstlerischen Schaffens erreichte Menzel durch die allbekannten, in zahllosen Nachbildungen verbreiteten Ölgemälde „Tafelrunde Friedrichs II. in Sanssouci" (1850) mit dem überaus charakteristischen Porträts Friedrichs, Voltaires u. a. und dem Windspiel im Vordergrunde, ferner „Flötenkonzert in Sanssouci" (1852), beide in der Berliner Nationalgalerie, sodann „Friedrich der Große auf Reisen" (1854), in der Ravenéschen Galerie in Berlin, „Die Huldigung der schlesischen Stände" (1885), im Breslauer schlesischen Museum, „Friedrich der Große und die Seinen bei Hochkirch" (1856), im königlichen Schloß zu Berlin, und „Begegnung in Neiße zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II." (1857), alles Bilder, die durch ihre realistische Treue und Lebenswahrheit sowie ihre poetische Auffassung für sich selbst sprechen. Eine zweite Gruppe von Hohenzollernbildern unseres Künstlers bilden nun aber die Gemälde aus Kaiser Wilhelms I. Zeit: vor allem das allbekannte „Krönung in Königsberg" (1861—65) im königlichen Schloß in Berlin; nicht minder bekant sind „Abreise König Wilhelms I. zur Armee" (1871), „Das Ballsouper" (1878), beide in der Nationalgalerie und „Kaiser Wilhelm, Cercle haltend" (1879). — Letztere drei Bilder bekunden übrigens einen Umschwung in Menzels Stil, der durch einen längeren Aufenthalt des Künstlers in Paris (1867) veranlaßt wurde. Er wurde sozusagen „moderner", das Altväterische tritt in den Hintergrund, die Behandlung der Form wird skizzenhafter, und an ihre Stelle tritt ein Streben nach voller Tonwirkung und pikanter Auffassung. — Mancherlei Episoden aus Menzels Künstlerlaufbahn beweisen, daß er die Gunst, deren er sich am Berliner Hofe erfreuen durfte und die u. a. in der Verleihung des Schwarzen Adlerordens, der höchsten überhaupt möglichen Auszeichnung (1898), ihren sichtbaren Ausdruck fand (1899), sich erst allmählich erringen konnte. Man weiß, daß der fesselnde Reiz seines „Flötenkonzertes" vor allem auch in der genialen Behandlung der Kerzenreflekte beruht. Und doch wurde seinerzeit sein Gesuch an das Hofmarschallamt, ihm behufs seiner Studien zu gestatten, das betreffende Zimmer auf seine Kosten für ein paar Stunden mit Wachskerzen beleuchten zu dürfen, rundweg und ohne alle Begründung abgeschlagen! Um so bewundernswerter erscheint daher der dennoch erzielte Erfolg. — Auch der fortwährende Personenwechsel in den obersten Hofämtern verursachte ihm schwere Sorgen und mancherlei Ärger, namentlich bei Ausführung seines Krönungsbildes. Er selbst hat sich einmal Vertrauten gegenüber über die unerquicklichen Scherereien geäußert, die ihm von hier aus erwuchsen. Als Honorar für das Bild war ihm die Summe von 12 000 Talern (36 000 Mark) bewilligt worden. Nun aber bewirkte der unaufhörliche Personenwechsel in den obersten Hofämtern, daß der Künstler die Vollendung eines Entwurfes immer wieder verschieben mußte. Denn er mußte immer neue Personen bezw. Gesichter einfügen, so daß schließlich nicht weniger als 25 mehr oder weniger ausgeführte Entwürfe entstanden. Als das Bild endlich vollendet war, erhöhte er daher infolge der gehabten Mehrarbeit seine Honorarforderung auf 16 000 Talern (48 000 Mark). Aber Wilhelm I. bestand darauf, daß der Künstler nicht mehr als das anfangs vereinbarte Honorar zu erhalten hätte. Dann erwiderte Menzel, würde er das Bild überhaupt nicht herausgeben, sondern es behalten und sich mit dem Bewußtsein trösten, auch einmal für einen künstlerischen Zimmerschmuck viel Geld ausgegeben zu haben. Schließlich regte der König an, die Akademie der Künste über den Wert des Bildes entscheiden zu lassen. Das wollte Menzel erst recht nicht zugeben. Das fiele ihm gar nicht ein! In der ganzen Akademie sei kein einziger, dem er die Fähigkeit zusprechen könne, über das Bild zu Gericht zu sitzen! Entweder gebe man ihm die geforderten 16 000 Taler, oder das Bild sei ihm

Digitized by Google

überhaupt nicht verkäuflich. So mußte der König in den sauren Apfel beißen und das Geforderte bewilligen. Auch der Königin gegenüber kam der Künstler bei dieser Gelegenheit in eine recht peinliche Lage. Es muß zunächst betont werden, daß bei all seiner Genialität Menzel die Frauenbilder weniger gelangen. War er doch überhaupt kein besonderer Verehrer des „schönen Geschlechts", das nach seinen eigenen Worten malerisch und menschlich erst im vierzigsten Jahre interessant zu werden begänne, „dann brauchte man ihm nicht mehr den Hof zu machen" . . . So war denn auch die Königin Augusta auf dem Krönungsbilde nach der verschönernden Seite hin, ganz im Gegensatze zum Könige in seiner würdevollen, majestätischen Haltung, nicht besonders gelungen. Und diese wieder, die Königin, vergaß dergleichen nicht so schnell und unterließ es nicht, den Künstler das auch fühlen zu lassen. Dieser aber griff zu einer allerliebsten Rache: Auf dem Aquarell, das die Abfahrt des Königs zum Heere im Jahre 1870 zeigt, stellte er die, diesem zur Seite sitzende Königin, mit dem Taschentuch das Gesicht verhüllend, dar, gleich als ob sie ihre Ergriffenheit, ihre Tränen verbergen wolle; in Wahrheit begegnete der Künstler so der Möglichkeit, durch zu gewissenhafte Porträtierung sich zum zweiten Male die Ungnade der hohen Frau zuzuziehen. Allmählich und nachdem die Genialität des Künstlers vorbehaltlos sich die verdiente Anerkennung errungen hatte, erfreute sich dieser, namentlich seit unseres jetzigen Kaisers Thronbesteigung der höchsten Wertschätzung seitens des Hofes, wo man gern über die kleinen Eigenheiten des großen Mannes hinwegsah. — Übrigens sei der Vollständigkeit halber erwähnt, daß Menzel, abgesehen von seinen Hohenzollernbildern, fast alle anderen Gebiete in den Bereich seines künstlerischen Schaffens zog. Wir haben religiöse („Christus unter den Schriftgelehrten", „Christus, die Wechsler aus dem Tempel treibend", „Gottesdienst in der Buchenhalle bei Kösen", „Prozession in Hofgastein" usw.) Gemälde, Architektur-, Landschafts-, Figurenstudien in reicher Auswahl, sonstige geschichtliche Gemälde („Blücher und Wellington bei Waterloo" u. a.), vor allem auch Genrebilder in Gouachemalerei, der sich Menzel namentlich zuletzt widmete („Faschingsmorgen", „Szenen aus der japanischen Ausstellung in Berlin", „Brunnenpromenade und Biergarten in Kissingen" u.a.). Kurz, mit Ausnahme der Wandmalerei beherrschte Menzel mit geradezu staunenswerter Meisterschaft das ganze, weite Gebiet malerischer und zeichnerischer Technik und darf unbestritten als der vielseitigste deutsche Maler der neueren Zeit angesprochen werden.

Der Künstler war von Geburt Schlesier, ein echtes Breslauer Kind, und kam bereits im Jahre 1830 nach Berlin, wo er eine kurze Zeit die Akademie besuchte, sie aber verließ, weil er, von Haus aus nicht gerade mit Glücksgütern gesegnet, auf baldigsten, eigenen Verdienst sinnen mußte. So fertigte er Lithographien an und trat schon im Jahre 1833, also als Achtzehnjähriger, mit seinem „Künstlers Erdenwallen" an die Öffentlichkeit, sechs lithographischen Blättern, die geistvolle Erfindung und eigenartige realistische Formengebung verrieten. Sein erstes Ölgemälde waren „Die Schachspieler" (1836), denen die „Rechtskonsultation" (1837), die „Toilette" u. a. folgten, bis er dann, wie wir oben zeigten, in der bildlichen Verherrlichung der Hohenzollern, vor allem Friedrichs des Einzigen, den Weg betrat, der ihn zur Höhe führte und ihm Unsterblichkeit sicherte. Als der Neunzigjährige, der im Berliner Leben infolge seiner äußeren, höchst charakteristischen Erscheinung eine gewisse Rolle spielte, und den wohl jedes Berliner Kind vom Ansehen kannte, am 9. Februar 1905 die Augen zum ewigen Schlummer schloß, fühlte jeder, daß ein echter Künstler von hinnen gegangen war, ein Künstleroriginal in des Wortes tiefster und weitester Bedeutung. Original war er in seinem künstlerischen Schaffen, in seiner mit feinem Humor gewürzten realistischen Treue und dramatischen Lebendigkeit, die gleichwohl der dichterischen Verklärung nicht entbehrten, Original aber auch als Mensch und in seiner persönlichen Erscheinung und Gebarung. Solche Männer gebören zumal in unserer Zeit, die alles gleichmachen möchte, zu den größten Seltenheiten. Und im heutigen Ringen, das unser Vaterland unter der kraftvollen, siegbewußten Leitung seines erlauchten Hohenzollernkaisers wider eine Welt von Feinden zu bestehen hat, darf unser Künstler, der der Verherrlichung des ruhmvollen Hohenzollernhauses die vollendetsten und bewundernswürdigsten seiner Schöpfungen gewidmet hat, eines um so dankbareren Gedächtnisses sicher sein.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Jankes Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 9: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Nachtgang. Gedicht von Wotan Dietrich. — Die Hexe von Lemgo. Erzählung von Florentine Gebhardt (Fortsetzung). — Vier Gedichte. Von Annemarie von Nathusius. — Der Maler der Hohenzollern. Von Paul Pasig.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 27. November 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 10

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Prinzeß Irmgard / Roman von Else Croner

(Schluß.)

Bei all diesen Manövern, Festen und Arrangements mußte Stella doch schließlich einsehen, daß sie so nicht zum Ziele kam. Die Dinge standen, wie sie waren, und Irmgard kam um keinen Schritt weiter. Degenhardt und Fräulein v. Dünow sprachen sich nur in Anwesenheit der anderen, sie genossen es zwar beide wie ein seltenes Glück, wenn sie einen Abend lang miteinander plaudern konnten, und es war, als ob ihre bloße, gegenseitige Anwesenheit belebend und beglückend auf sie beide einwirkte. Aber zu persönlichen Gesprächen, zu irgendwelcher vertraulichen Annäherung wollte es nicht kommen. Roderich vermied peinlichst jede intimere Färbung des Gesprächs, war stets zuvorkommend und gleichmäßig liebenswürdig, betonte auch, je nach dem Charakter der Unterhaltung, bald den um ihr Wohl besorgten Schwager, bald den wohlwollenden Direktor — niemals aber auch nur mit einer Silbe den werbenden Mann.

Irmgard litt, je länger dieser von ihr selbst geschaffene Zustand dauerte, desto mehr.

Im Mai wurde Degenhardt zu einer Reserveoffiziersübung einberufen. Nur vierzehn Tage, aber Irmgard wurde diese Zeit unerträglich lang. Sie ließ sich jede Karte von Kriemhild zeigen und war glücklich, wenn ganz zuletzt ein Gruß für sie stand. Auch die Schülerinnen erhielten Karten von ihm. „Nur ich nicht", seufzte Irmgard.

Stella tröstete: „Er hat Sie doch lieb, Prinzeßchen; nur er traut sich nicht mehr, der arme Junge."

Irmgard mußte unter Tränen lachen: „Der arme Junge ist ein sehr halsstarriger Mann. Der kommt eben nicht zum zweitenmal, wenn er einmal zurückgewiesen wurde. Ich seh's schon, ich werde unvermählt ins Grab steigen. Wenn nur diese wüste Sehnsucht nicht wäre. Noch vier Tage, bis er wiederkommt, Stella." —

Stella meinte gleichmütig: „Nun, mir brennt's ja nicht so mit seinem Wiederkommen. Aber Ihnen wünsche ich und empfehle ich dringend eine Aussprache. Sie kommen nicht drum herum."

Irmgard zuckte die Achseln. Bei der Unnahbarkeit, die er jetzt immer zur Schau trug, eine Aussprache. „Ich kann ihm doch nicht nachlaufen, Stella," jammerte sie, „und diese Edita Bonnhöfer" . . .

„Darüber beruhigen Sie sich ganz, Irmgardchen. Ich bin ihnen neulich Abend im Stadtgarten nachgeschlichen, als Edita mit Ihrem Roderich ‚lustwandelte', wie sie sich so poetisch ausdrückte. Es war mehr ein Trauerwandeln. Sie langweilte ihn maßlos mit Euripides und Sophokles, und er hörte höflich zu, bis sie mit ihrer Suada zu Ende war, und er meinte dann: ‚Der Abend ist so feucht, daß ich heute etwas früher aufbrechen möchte.' Er meint nur Sie und keine andere; er mag viele Untugenden haben, aber unbeständig ist er nicht; zäh im Lieben wie im Hassen. Mich haßt er, weil ihm unklar dämmert, daß ich eingeweiht bin; und das stört ihn mächtig in seinem Autoritätsgefühl." —

Digitized by Google

Roderich kam einen Tag früher zurück, als er erwartet wurde. Am Vormittag überraschte er Lehrer und Schülerinnen. In voller Uniform, sporenklirrend ging er durch die Schulräume, noch ehe er sich Zeit genommen, in seine Wohnung zu gehen. Die Kleinsten erkannten ihn kaum. „Was wollte der fremde Offizier hier, der so rasch durch den Korridor schritt, gerade als gehörte er hierher." — Roderich hatten die vierzehn Tage, die er meist auf dem Rücken seines Pferdes verlebt hatte, gestählt und erfrischt. Mit hellen Augen, braun gebrannt, voller Elastizität sprang er in drei, vier Sätzen die Treppe hinauf, zunächst zu Kriemhilds Klasse, holte sich seine Tochter heraus und nahm sie in sein Amtszimmer herüber.

„Ich bin vorläufig inkognito hier und amtlich heute für niemanden zu sprechen", rief er dem Schuldiener zu. Er freute sich so herzlich mit Kriemhild, zog sie immer wieder an sich und fragte sie eingehend, wie sie die vierzehn Tage verbracht hätte. „Meist bei Tante Irmgard", sagte sie mit einem bewundernden Blick auf die Uniform. Der Vater gefiel ihr ausgezeichnet, und so jung kam er ihr heute vor.

„Als Rittmeister gefällst du mir viel besser als als Schuldirektor, Vater", sagte sie offenherzig. Er erzählte ihr Manövererlebnisse, frisch und anschaulich; sie saß auf seinem Knie, den Kopf in seinen Arm geschmiegt, und hörte interessiert zu. Beide hatten die Glocke, die zur nächsten Stunde mahnte, völlig überhört. Kriemhild schreckte plötzlich auf: „Herrgott, ich hab' ja noch irgendeine Stunde, total vergessen hätt' ich's beinahe."

Er fragte, ob sie heute nicht lieber bei ihm bleiben wolle, und was es denn für eine Stunde wäre. Das wußte sie nicht auswendig. Eifrig suchten sie es beide auf dem großen Stundenplan. Rechnen bei Irmgard.

„Weißt du was, wir gehen nachher zusammen hinauf und entschuldigen uns bei Tante Irmgard", schlug der Direktor vor.

Kriemhild war sehr damit einverstanden. Nur setzte sie zögernd hinzu:

„Gerade heute hatte ich Pech mit Tante Irmgard, ein Krach, der mit einem Tadel geendet hat, Vater."

Degenhardt wollte heute nichts Unangenehmes hören, wollte durchaus keine Trübung seiner eigenen gehobenen Stimmung.

„Morgen sollst du mir das erzählen, Kriemhild. Heute wollen wir uns ungetrübt freuen, daß ich wieder hier bin. — Heute ist Feiertag; morgen kommt die Schule wieder zu ihrem Recht."

Aber Kriemhild kam hartnäckig immer wieder darauf zurück: „Nein, es war zu unglaublich von Tante Irmgard. Ich muß es dir erzählen, es regt mich auf."

Es ging ihm ganz gegen den Strich, in der ersten Stunde eine unerfreuliche Schulgeschichte anhören zu müssen.

„Eine solche Ungerechtigkeit ist mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen, Vater", leitete Kriemhild schon ein.

Er sah jetzt erst, daß die Erregung noch in ihr nachzitterte.

„Wenn du durchaus darauf bestehst, mir deine Tadelgeschichte gleich beim Empfang zu erzählen, so tue es wenigstens in ruhiger Art und ohne so starke Ausdrücke zu wählen. Schulangelegenheiten liebe ich nicht in dieser Erregung zu verhandeln."

Ganz außer sich rief Kriemhild: „Es war doch aber unerhört ungerecht, die ganze Klasse sagt's."

„Ich glaube einer Lehrerin immer noch mehr als einer ganzen Klasse," antwortete er unwillig und ganz aus seiner Festtagsstimmung gerissen, „aber nun erzähle ohne Umschweife und wahrheitsgemäß. Wenn selbst Tante Irmgard sich gezwungen sah, dich zu tadeln, so wird die Schuld wohl auf der Hand liegen."

Heiß und aufgeregt berichtete nun Kriemhild: „Hör' zu, Vater, genau so war's wie ich's dir hier erzähle. Es war ein paar Stunden, eh' du kamst. Wir ahnten gar nicht, daß du heute schon kommen würdest. In der Pause blieben wir, da es regnete, oben in der Klasse. Aus Ulk, um uns die Zeit zu vertreiben, stellte ich mich aufs Katheder, tat so, als ob ich du wäre, verstellte meine Stimme — du weißt, ich kann dich täuschend nachahmen —, und hielt den Kindern eine Begrüßungsrede, so wie du's immer machst. Sie amüsierten sich kostbar, da bleibt draußen an der Tür plötzlich jemand stehen, klopft kurz an. Ich, noch ganz in meiner Rolle, rufe in deinem Stimmton: ‚Nur herein'; Digitized by Google

und Tante Irmgard rennt, fliegt eigentlich, ins Zimmer herein, ruft mit rotem Gesicht: ‚Du, Roderich?‘ Dann, als sie ihren Irrtum merkt und nur mich auf dem Katheder erblickt, wird sie ganz maßlos ärgerlich und so wütend, wie ich sie nie sah. Sie zog mich vom Katheder und schalt heftig auf mich ein, ob ich die Lehrer zum Narren haben wollte, und ich müßte doch wenigstens so viel natürlichen Respekt haben, um nicht gerade dich nachzuahmen, Verspottung wäre das und böswillige Täuschung — na und zuletzt gab's den Tadel. — Ich begreife gar nicht, was ich eigentlich verbrochen haben soll, Vater", schloß sie weinend.

Der Direktor hörte den Bericht und sah so glücklich überrascht aus wie ein Kind, das am Weihnachtsabend einen verborgen gehaltenen Lieblingswunsch erfüllt sieht. Irmgard hatte ihn hier geglaubt — und war enttäuscht, als sie den Irrtum merkte. Die Enttäuschung hatte sich im Ärger Luft gemacht.

Er hätte Kriemhild küssen mögen für ihren Tadel.

„Findest du's nicht auch empörend ungerecht, Vater?" fragte sie noch unter Tränen.

Liebkosend strich er ihr das zerzauste Haar aus dem heißen Gesicht.

Was sollte er ihr denn sagen?

Gerecht? Was bedeutete am Ende menschliche Gerechtigkeit? War's nicht immer nur Stückwerk, der Gottheit entlehnt? Gab's überhaupt ein irdisches Maß absoluter Gerechtigkeit? Gab's einen einzigen Urteilsspruch, bei dem nicht unbewußte und ungekannte Kräfte und innere Stimmen, ungenannte Empfindungen und magnetische Einflüsse mitrichteten? Bedeuteten Mensch sein und Richter sein nicht einen unlösbaren Widerspruch in sich selbst? Erschien uns nicht heute als erlaubt, was gestern verboten und vorgestern Todsünde bedeutete? — „Von Fall zu Fall entscheiden" — so beruhigten sich die Lehrer und Führer. Nicht „die Fälle" waren so sehr verschieden, sondern die Stimmung und Auffassung, die Seelenverfassung derjenigen, die da berufen waren, zu urteilen und zu leiten.

Wer, außer Gott, blieb sich immer gleich? Nur das Unveränderliche kann gerecht sein. Aber diese Philosophie taugte nichts für Kinderohren.

„Wir bringen die Sache schon in Ordnung, ich verspreche es dir."

Kriemhilds Taschentuch war schon zum Winden naß. Sie traute dem Frieden noch nicht recht.

„Wirst du dich auch nicht umstimmen lassen? Und dann das Schlimmste: Tante Irmgard hat mir verboten, sie in den nächsten Tagen zu besuchen. Könntest du nicht statt dessen mal zu ihr gehen, Vater, und ihr sagen, wie sie mich gekränkt hat, und daß es mir doch schrecklich, schrecklich leid tut? Denn sieh mal, ich hab' sie doch furchtbar lieb."

Draußen wurde es lebhaft. Schulschluß, das Scharren und Springen von Hunderten von Kinderfüßen. Degenhardt öffnete die Tür und konnte noch gerade seine Selekta begrüßen. Ganz militärisch tat er es. Dann fragte er Stella nach Fräulein v. Dünow.

Schlagfertig antwortete Stella:

„Sie ist vor fünf Minuten fort. Wenn Sie sie sprechen wollen, werden Sie sich zu ihr in die Wohnung bemühen müssen, Herr Direktor. Darf ich den Weg weisen?"

Er nahm wahrhaftig seine Mütze, winkte Kriemhild und ging mit den beiden Mädchen zu Fräulein v. Dünows Wohnung.

Ihm war sonderbar zumute, zum erstenmal besuchte er sie.

Unten am Haus verabschiedete sich Stella. Zwei Minuten darauf stand er mit Kriemhild in Irmgards Balkonzimmer und schaute sich interessiert um. Sie war eben aus der Schule nach Hause gekommen und hatte es sich in einem Liegestuhl auf dem Balkon bequem gemacht.

Als Roderich nach kurzem Klopfen bei ihr eintrat, hatte sie sich hastig erhoben.

Er küßte ihr respektvoll die Hand und entschuldigte nach den ersten Begrüßungsworten sein Eindringen in ihre Wohnung — wieder ungeschickt genug — mit „väterlichen Pflichten".

Irmgard, der die ganze Tadelgeschichte unsagbar peinlich war, weil sie sich vor Roderich blamiert und in ihren innersten Empfindungen verraten glaubte, spielte ganz die kühle Lehrerin. „Ach so, wegen des Tadels bemühst du dich selbst zu mir? Das hatte doch keine solche Eile. — Aber bitte, nimm Platz, Ro-

Digitized by Google

derich. Für Kriemhild bin ich indessen heute nicht zu sprechen; sie weiß das, denke ich."

Kriemhild standen schon wieder die hellen Tränen in den Augen.

„Vater wollte durchaus, daß ich mitkomme, Tante Irmgard", stotterte sie verlegen.

Roderich suchte zu vermitteln und zu begütigen. „Kriemhild ist tief unglücklich, daß sie sich zum erstenmal im Leben deine Ungnade zugezogen hat. Sie beteuerte mir, daß sie sich nichts Böses gedacht hatte. Und daß sie dieselbe tiefe Baßstimme hat wie ich, die so leicht zu Täuschungen Anlaß gibt, dafür kann sie doch schließlich nichts. Sie hat dich doch nicht absichtlich täuschen wollen, Irmgard."

Irmgard blätterte nervös in einem Buch. Nun auch noch die dumme Sache erörtern, und vor Roderich erörtern, das war mehr als peinlich. Sie verschanzte sich hinter ihrer Lehrerinnenautorität wie hinter einem Wall.

„Wenn man über jeden Tadel so viel parlamentieren sollte, Roderich, dann täten mir die Lehrer leid. — Kriemhild trieb Unfug, und ich quittierte mit einem Tadel, fertig. Dieses Nachspiel ist unangenehm und überflüssig. Wenn du aber der Meinung bist, der Tadel wäre ungerecht, so streiche ihn doch kraft deiner Machtbefugnis; aber ich halte darum doch an meiner Auffassung fest, und Kriemhild kann's noch einmal hören, daß ich mich über sie geärgert habe."

„Also zunächst streichen wir den Tadel?" sagte Roderich. — Da sprang Kriemhild zu Irmgard hin:

„Nein, mir liegt gar nichts an dem gestrichenen Tadel; Vater, du sollst nichts tun, was Tante Irmgard nicht mag. Mir liegt viel, viel mehr daran, daß sie mich wieder lieb hat."

Da traf sie ein kurzer, warmer Blick von Irmgard.

Zu Roderich gewandt aber äußerte Irmgard jetzt unverhohlen — und ein wenig pikiert — ihr Erstaunen, daß er sie persönlich aufgesucht habe, „freilich, wenn ein so ungeheuer wichtiger Grund vorliegt wie ein Tadel, den Kriemhild empfangen", sagte sie in einem so spöttischen Ton, daß Roderich sich bewogen sah, seinen Besuch, auf den er sich wie auf etwas unerklärlich Wunderbares gefreut hatte, unvermittelt abzubrechen.

Über Irmgards Lippen kam kein herzliches Wort, kein Willkommengruß, keine Frage nach seinem persönlichen Befinden, keine Aufforderung zum Bleiben, sie erhob sich formell und begleitete ihn, wie man einen fremden Herrn als Wirtin verabschiedet, bis zur Tür des Zimmers.

Nur über Kriemhilds Kopf fuhr ihre Hand hastig und zärtlich, als wär's verbotene Liebkosung. „Komme nur wieder, alle Tage, wie immer", flüsterte sie ihr zu.

Als sie wieder allein in ihrem Zimmer war, brach ihre Fassung zusammen. So sah das Wiedersehen aus, das sie sich Tag und Nacht so herzklopfend erwartungsfroh ausgemalt hatte.

An diesem Abend hatte Stella einen schweren Stand. Kein Trösten half, kein Vernunftpredigen verfing.

Irmgard war einfach außer sich. Die lang zurückgedämmte Sehnsucht brach haltlos durch. — „Ach, reden Sie mir nicht von ‚Abwarten' und ‚günstigere Gelegenheit erwarten'; ich gehe zugrunde bei dieser täglichen Marter. Sie sehen's ja, ich bin erledigt für ihn, vollkommen. — Ich ertrag's nicht mehr, Stella. Mein Stolz windet sich unter seinen kühlen Blicken und seinen höflichen Formen. — Hier in der Zeitung ist eine Stelle als Hauslehrerin auf einem Rittergut oben an der russischen Grenze ausgeschrieben. Ich melde mich. Mir ist alles recht; je weiter, je besser."

Stella blieb bis spät in den Abend hinein. Sie sprach nicht mehr viel, aber sie sann angestrengt nach. Beim Abschied sagte sie, und sie sah fast mütterlich dabei aus: „Sie haben vollkommen recht, Prinzeßchen. So geht's nicht weiter. Und das schlimmste ist, Sie haben den Kopf verloren. Ich handle jetzt und sage Ihnen nur, entweder Sie sind morgen verlobt — oder ich bin aus der Schule hinauskomplimentiert. Bitte, lassen Sie sich nur endlich mal von mir leiten."

Am nächsten Morgen erschien Stella nicht, wie es fast Gewohnheit geworden, eine Viertel- oder eine Drittelstunde zu spät in der Schule, sondern sie kam überhaupt nicht zur ersten Stunde.

Erst zu Beginn der zweiten Stunde fand sie sich ein, ging mit nachlässiger Grazie zum

Digitized by Google

Direktor und entschuldigte sich in ihrem üblichen Salonton „sie hätte's eben verschlafen, da sei doch nichts zu machen, die eine Stunde hätte wohl nichts auf sich."

Statt jeder Antwort bestellte sie der Direktor für drei Uhr in seine Wohnung. „Das Weitere wird sich finden." Und Stella nickte freundlich zustimmend, als entspräche dies durchaus ihren Wünschen. —

Es war glühend heiß, als Stella in der sommerlichen Nachtmittagsstunde die Wilhelmstraße entlang ging. Sie hatte ihr bestes, weißes Stickereikleid angezogen. Durch ihre dünnen Lackschuhe empfand sie das heiße Pflaster wie überhitzte Plättbolzen. Von beiden Seiten blendeten die hellen Häuser. Stella spannte mißmutig ihren Spitzenschirm auf. „Natürlich, es mußte ja durchaus um drei sein, gerade zu einer Zeit, wo sonst jeder vernünftige Mensch bei der Hundstagshitze Mittagsruhe hielt." Und dabei mußte sie sich sputen; es schlug schon drei Uhr. Am Bonnhöferschen Haus wurde sie wohl oder übel ein paar Minuten festgehalten. Edita stand am Gartenzaun und rief ihr zu, mit einem Blick Stellas elegantes Kleid streifend: „Wohin so eilig im Festgewand, Fräulein Stella?"

„Ich habe einen offiziellen Besuch zu machen", antwortete Stella.

Ihre Gedanken liefen im Sturmlauf voraus. Als sie endlich das Schulgebäude erreicht hatte, blickte sie sich enttäuscht um. Hier vor dem Haustor hatte sie sich doch mit Irmgard verabredet. Sollte sie in letzter Stunde wieder schwankend geworden sein? Was dann?

Verstimmt trat Stella ins Vestibül; eine kühle, sauerstofflose Luft schlug ihr entgegen. Es war, als ob der Schulstaub atmosphärischen Glanz nicht duldete.

Seufzend durchquerte Stella den weiten Hof, der hinüber zu des Direktors Privatvilla führte.

Da hörte sie schnelle Schritte hinter sich. Irmgard v. Dünow stand plötzlich neben ihr.

„Also Sie meinen wirklich, Stella, ich soll inzwischen zu Kriemhild gehen und ruhig warten, wie sich die Dinge historisch entwickeln?"

Stella nickte ernsthaft: „Sie sollen nichts tun, als abwarten, was Roderich und ich am Ende unserer Aussprache über Sie beschließen werden."

Irmgard sah sie zweifelnd an. Stellas überlegene Art machte sie kopfscheu und befangen. Aber sie tat wie befohlen und ging, zum erstenmal seit Monaten, durch die Wohnung. Die Vertrautheit der Räume tat ihr förmlich weh.

Inzwischen saß der Direktor rauchumwölkt in seinem Studierzimmer.

Er stand auf und sah die schweren Baumwipfel unter seinen Fenstern.

„Volles Sommergrün auf der Höhe des Jahres, von reinem Licht und reiner Luft erzeugt", dachte er. „Hochsommer und Herbstanfang — fließende Grenze, erschütternd enges Nebeneinander. — Jetzt Johannisommerglanz, dann die großen Ferien, dann Herbst, und alles war geblieben wie vorher. Irgend etwas Verlockendes müßte in der nächsten Gegenwart sein," dachte er, „etwas, das leuchtenden Schimmer über grauen Alltag zu bereiten imstande ist . . ."

Statt dessen mußte er unbotmäßige Schülerinnen empfangen und ihnen Standreden halten. Seufzend setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch. Da brachte ihm der Schuldiener eine Visitenkarte herein: „Stella Lohmann".

Teufel auch! Solche Faxen. Jetzt gerade, in dieser Stimmung voller Unlust würde er ihr gehörig den Kopf zurechtsetzen.

Dabei aber rückte er unwillkürlich seine Krawatte, schlug ein Stäubchen von der Klappe seines langen Gehrockes und sagte: „Ich lasse bitten."

Das junge Mädchen, das die Portiere zurückschlug, sah etwas verschüchtert in den sonnenhellen Raum.

Dann reckte sie sich hoch und ging kerzengerade durch das lange Zimmer bis zu Degenhardts Fensterplatz, wo sie mit höflicher, leichter Verbeugung stehenblieb.

Der Direktor begrüßte Stella nicht gerade freundlich, aber sie schien das nicht zu bemerken. Sie fächelte sich mit ihrem Spitzentaschentuch Kühlung zu, spielte mit ihrem Sonnenschirm und nahm auf eine kühle Aufforderung hin auf einem Stuhl Platz. Als Degenhardt sie vor sich sitzen sah, war er erstaunt, wie erwachsen sie aussah. Ihr intelligentes Gesicht lugte unter dem breitrandigen Rosenhut nur

Digitized by Google

gerade so weit hervor, daß man die Röte einer sich von Sekunde zu Sekunde steigernden Verlegenheit aufkeimen sah.

Degenhardt war nicht so philiströs, um vollkommen unempfindlich gegen Mädchenanmut zu sein.

Er räusperte sich einige Male, ehe er seine Moralpredigt begann. Fast genierte er sich, diese Stella hätte sich jeden Tag verloben können; es war doch ein Zufall, daß sie in ihrem Alter noch zur Schule ging. — Und die Hitze verwirrte ihn und raubte ihm Spannkraft und Energie. Er hatte vorhin, wohl im Halbschlaf, eine Stimme gehört, deren Ton ihm im Ohre klang wie beseligende Musik, Herztöne...

Dann raffte er sich gewaltsam auf:

„Legen Sie Ihren Hut ab, Stella."

Sie tat's lächelnd, wie in leiser Verwunderung.

„So lange wird's doch aber hoffentlich nicht dauern?" fragte sie, während sie Schleier und Hutnadel löste. Sie hätte jetzt viel darum gegeben, das Thema der nun bevorstehenden Unterredung selbst angeben zu können. Wie ungleich wichtiger war doch jetzt Irmgards Lebensglück als ihr Zuspät- oder Zurechtkommen.

„Könnten wir nicht den Fall ‚Stella Lohmann' ein bißchen aufschieben, Herr Direktor?" fragte sie bittend, und der zaghafte Ton ihrer Stimme stand in merkwürdigem Gegensatz zu der kecken Rede.

Der Direktor war aufgestanden, hatte eine unwillige Bewegung gemacht und stand nun groß und dunkel vor Stella gegen die Helligkeit, die durch die Vorhänge drang.

„Sie verkennen noch immer die Situation, liebe Stella."

Stella schüttelte fast unmerklich den Kopf und dachte: „Oder Sie", verschluckte es aber zum Glück, indes der Direktor in schärferem Tone fortfuhr: „Ich habe Sie doch nicht herbestellt, um mit Ihnen die Welträtsel zu lösen. — Stella, Sie wollen durchaus mit dem Kopf durch die Wand und stoßen sich lieber den Kopf ein, als daß Sie vernünftig werden und dementsprechend handeln. Ihr Zuspätkommen ist kindisch und undisziplinier. Ich habe Sie ermahnt, verwarnt, bestraft — alles vergeblich. Sie nehmen keine Notiz davon, kommen weiter willkürlich, wann es Ihnen beliebt, und treiben die Unverschämtheit geradezu bis auf die Spitze . . ."

„Aber Herr Direktor," fiel Stella ihm hier in die Rede, „ich . . ."

Donnernd fiel ein dicker, schwerer Band Treitschkescher Geschichte auf die Erde. Der Direktor verlor die Ruhe und Besonnenheit.

„Sehen Sie wohl," schrie er Stella an, die bei dem Donnergepolter nervös zusammenzuckte, „nicht einmal mehr so viel Achtung haben Sie vor der Autorität des Lehrers, daß Sie sich nicht genieren, ihm ins Wort zu fallen. Zum Donnerwetter, jetzt schweigen Sie, jetzt rede i c h."

Er polterte noch eine ganze Weile, wurde sehr deutlich in seiner Ausdrucksweise und kanzelte die stirnrunzelnd zu Boden schauende Stella ab, als wäre sie der bummlichste Sekundaner.

Stella dachte seufzend: „Wie ewig die arme Irmgard nun bloß in ihrer Angst da drin warten muß. Meinetwegen soll er noch heftiger werden, zwei, drei Bände Treitschke auf die Erde werfen, nur sich kürzer fassen, damit wir endlich vorwärts kommen."

Die Gedankengänge der beiden berührten sich keineswegs. Je lauter und gröber der Direktor wurde, desto mehr entglitt ihm Stellas Aufmerksamkeit. Er glaubte, sie würde zerknirscht, zum mindesten beschämt sein, während Stella lustig philosophierte: „Einen Mann mit einer solchen Suada könnte ich nie heiraten. Ob er Irmgard wegen jeder Bagatelle solchen Krach bereiten wird? — Wenn er bloß leiser sprechen wollte! Ich vertrage doch nun mal keinen Lärm. Mir ist schon Richard Wagner zu geräuschvoll. Die mächtigen Luftschwingungen im Ohr sind nicht jedermanns Geschmack. — Und wie der Mensch aussah! Ganz feuerrot und so unnötig aufgeregt. Er machte sich noch krank bei der Hitze." — Ordentlich leid tat er ihr. Und alles so sinnlos. Die letzten Gedanken setzten sich, ohne daß sie's beabsichtigt hatte, in Worte um:

„Ganz objektiv betrachtet, lohnt es denn, Herr Direktor, daß Sie sich solcher Bagatellen wegen so furchtbar aufregen?"

Degenhardt blieb stehen und schnappte nach Luft. Erst Bummelei, dann Widersetzlich-

Digitized by Google

keit und zuletzt noch Hohn? Nein, verspotten ließ er sich nicht, das sollte keine wagen.

Klipp und klar erklärte er ihr, daß sie in der Schule nun nach dieser Unterredung nichts mehr zu suchen hätte. Das einzige, was er von ihr verlange, wäre, daß sie den Umgang mit den übrigen Schülerinnen und Lehrerinnen meiden solle. Er würde ihrem Vater sofort die nötigen Mitteilungen machen.

Stella war tief errötet und hatte sich ebenfalls erhoben.

„Darf ich jetzt noch einmal ums Wort bitten, Herr Direktor? Bevor man jemand in Grund und Boden verurteilt, muß man ihn doch wenigstens anhören!"

Das mußte Degenhardt ihr zugestehen.

„Aber glauben Sie nicht, daß sich dadurch mein Entschluß ändern wird. — Bitte reden Sie."

Stella war ernst geworden.

Nachdenklich und zögernd begann sie:

„Herr Direktor, tun Sie mit mir was Sie wollen, aber bitte fragen Sie mich doch wenigstens, weshalb ich früh morgens nie aus dem Bett finden konnte? Das hatte doch seinen Grund."

„Nun? Also?" fragte kühl der Direktor.

„Ich war jeden Abend bis tief in die Nacht hinein bei Irmgard — bei Fräulein v. Dünow —", verbesserte sie sich rasch. „Ich war dort nötig."

Degenhardt begriff das nicht, und er war auch nicht in der Stimmung, irgendwelchen verschlungenen Gedankenwegen zu folgen.

„Das interessiert mich durchaus nicht", antwortete er herb nach einer kleinen Pause.

In Stella stieg jetzt ein herzklopfendes Angstgefühl auf. Ihre eigene Schulkatastrophe kümmerte sie keinen Augenblick, aber daß der Direktor sich kühl und taub stellte, wenn von Irmgard die Rede war, das machte sie verzweifelt und hilflos.

Spöttisch sah Degenhardt zu ihr hin:

„Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen, Stella Lohmann?"

Es würgte Stella im Halse. Mit äußerster Anstrengung drängte sie die aufsteigenden Tränen zurück.

„Ich bitte Sie, Herr Direktor, . . . es geht ja nicht so weiter . . . Irmgard . . ."

„Hören Sie mal", sagte jetzt Degenhardt sehr ernst und mit der Überlegenheit des reifen Mannes und des Lehrers, der gewohnt ist, Unterredungen zu führen, in denen er seine Ansichten und seine Wünsche durchsetzt; „hören Sie mal, Stella, wir wollen gar nicht Dinge oder Personen mit hineinziehen, die nicht hineingehören. Sie müssen nicht glauben — daß Sie mich damit umstimmen können."

Stella fing in ihrer Not nun wirklich an zu weinen. Und kindlich unbeholfen klang's, als sie sagte:

„Ach bitte, glauben Sie mir doch, Herr Direktor. Ich war jeden Abend bei Irmgard, sie brauchte mich so nötig, weil sie furchtbar unglücklich ist. Sie will fort, ganz weit fort, weil sie . . ."

Hier stockte die sonst so selbstsichere, gewandte Stella plötzlich. So schwer hatte sie sich's doch nicht gedacht. Wie sollte sie dem Direktor denn beibringen, daß Irmgard nicht ohne ihn leben konnte.

„Ja, und wenn Sie nun in Kriemhilds Zimmer gehen und selber Irmgard fragen wollen, weshalb sie weg will, Herr Direktor, dann werden Sie sich davon überzeugen, daß Irmgard — Gott, ich kann's ja eigentlich nicht begreifen, aber es ist doch mal so — seit der Thüringer Reise Tag und Nacht nur immer an Sie denkt."

Degenhardt war eine Blutwelle ins Gesicht gestiegen. Er hörte nur das eine: Irmgard war hier, war hergekommen, um ihn zu sprechen . . .

Und doch zögerte er noch immer, zu ihr zu eilen, seinem innersten Impuls zu folgen. Durfte er denn den Worten eines halben Kindes Glauben schenken? War's nicht am Ende leeres Geschwätz? Oder gar boshafte Erfindung? Rache für die Szene vorhin?

Stella erriet, was in dem Direktor vorging. „Ich bitte doch nicht für mich, Herr Direktor, ich stehe doch hier nur als Irmgards Freundin vor Ihnen. Was ich Ihnen gesagt habe, ist alles wahr, ich schwöre es Ihnen. Vergessen Sie doch nur mal eine Stunde lang, in welchen Beziehungen ich bisher zu Ihnen stand. Denken Sie, Herr Direktor, ich wäre irgendeine fremde Dame, die Irmgards beste Freundin ist. Irmgard hat mir erzählt, daß ein Direk-

Digitized by Google

tor Degenhardt um ihre Hand angehalten und von ihr abgewiesen worden war. Bitte, fahren Sie nicht auf, Herr Direktor, ich bin — seit einer Viertelstunde — nicht mehr Ihre Schülerin, sondern eine Fremde, die Sie gar nichts weiter angeht. — Meine Freundin Irmgard leidet unter den Folgen ihres übereilten Handelns, bedauert das Mißverständnis so sehr, daß ich's nicht mehr mitansehen konnte."

Langsam wandte sich der Direktor dem Fenster zu. Er war jetzt erregt und gequält, hatte tausend Wenn und Aber und wollte eigentlich gar nichts antworten.

Da fühlte er Stellas eindringlich vorwurfsvollen, traurigen Blick.

„Irmgard hatte ihren freien Willen und hat entschieden", sagte er plötzlich ganz ernst, wie man zu gleichstehenden Menschen redet.

Da setzte sich Stella in Positur:

„Sie mögen ja alles verstehen, Herr Direktor, aber in Liebesdingen können Sie mir nicht imponieren. Irmgard hat mir in liebevoller Ausführlichkeit die ganze Angelegenheit erzählt, mit Vorspiel, Katastrophe und Nachspiel. Glauben Sie nicht, nur Irmgard hätte schuld daran, daß Sie so lange das Leben sich selbst und ihr so total verpfuscht haben. Sie selbst sind schuld, ich kann's Ihnen nicht ersparen, Herr Direktor."

Wortlos sah er sie an und ließ geduldig, viel geduldiger als vorhin Stella, die Standrede seiner Schülerin über sich ergehen. Er wußte absolut nicht, was er dagegen sagen sollte, denn er fand, daß sie mit jedem Wort recht hatte.

„Ich rede absichtlich leise, Herr Direktor," begann Stella mit leiser Anzüglichkeit, „damit Irmgard uns drüben nicht hört. Aber ich muß es Ihnen doch endlich mal sagen, daß Sie absolut kein unfehlbarer Mensch sind und in dem Fall Irmgard so viel Fehler und Schnitzer gemacht haben, wie nur zu machen waren, so daß das Gesamtresultat bisher gar nicht anders als ‚durchaus ungenügend' sein konnte. — Haben Sie Irmgard ein einziges Mal gesagt, daß Sie sie lieb haben? Gemeint haben Sie's sicher, aber eben nicht gesagt. Sie haben's meisterhaft verstanden, Ihre Gedanken zu verbergen, wie Sie das sonst auszudrücken pflegen, Herr Direktor. Wir Frauen wollen nämlich seltsamerweise nicht geheiratet werden, um Pflichten an einem mutterlosen Kind zu übernehmen, sondern um unserer selbst willen."

Dem Direktor wurde schwül zumute. Die Stube fing an, sich zu drehen, und sein Hirn hörte auf, geordnete Gedanken zu produzieren.

Er dachte nur ganz wirr daran, daß Irmgard in seiner Nähe war, und daß, nach Stellas Aussagen, die Schuld an ihm lag und er sich folglich nichts vergab, wenn er . . .

Dann setzte die Gedankenkette wieder aus, und er hatte die Empfindung, daß ihm Stella ein köstliches Geschenk gebracht, und daß er sie um Verzeihung bitten müßte, und daß . . . . Dann wieder tanzte die Stube, und er mußte sich mit beiden Händen am Schreibtisch festhalten.

Was war das alles für konfuses Zeug? Ließ er sich denn beschwatzen? Stella war seine Schülerin, ein unreifes, nichtsnutziges Ding, dem er seine Meinung gesagt. Wie durfte die sich erdreisten, über seine Privatdinge mit ihm zu reden? —

Himmelherrgott, und diese unerträgliche, unerbittliche, glühende Hitze! Der Schweiß perlte ihm von der Stirn.

„Wenn er nur nicht wieder Dummheiten macht", dachte Stella und sah ihn ganz mütterlich besorgt an.

Dann, einem plötzlichen Entschluß folgend, zog sie ein zehnfach gefaltetes, eng beschriebenes Papier aus dem innersten Fach ihres Portemannaies und legte es, ohne ein Wort zu sagen, Roderich hin.

Ein paar Minuten vergingen. Roderich hatte das „Mätchen" gelesen und war dann still und leise, wie selbstverständlich, aus dem Zimmer gegangen.

Stella wartete, horchte atemlos hinüber, lächelte still vor sich hin wie jemand, der befriedigt ist mit dem, was er getan hat, dann hob sie plötzlich den Kopf — da nebnan hörte man Schritte, und eine Minute später standen Roderich und Irmgard, eng umschlungen, mit leuchtenden Augen, vor ihr.

Stella glaubte zu träumen. Irmgard küßte sie, dankte ihr mit Glückstränen in den Augen, bot ihr das „Du" an und nannte sie den Schmied ihres Glückes.

Und Roderich stand lachend neben ihr, so jung und glücklich, wie Stella ihn nie gesehen.

Digitized by Google

faßte Stellas Hand und bat halb humorvoll, halb verschämt, „ob sie ihn in Gnaden wieder aufnehmen möge".

Stella übte großmütige Verzeihung für alle Ungelegenheiten, die die beiden ihr bereitet hatten. „Von nun an werde ich sicher pünktlich sein, Herr Direktor", rief sie Roderich zu und verabschiedete sich. Roderich ließ es sich nicht nehmen, sie bis an die Tür zu bringen. Irmgard winkte ihr aus dem Fenster nach, bis sie außer Sehweite war. Dann stand Irmgard vor Roderich, sonnig und lächelnd und streckte ihm die Hand entgegen; der weiße Arm leuchtete aus dem durchbrochenen Halbärmel des weißen Kleides. Ihre Augen, ihr Mund, alles an ihr lächelte unter der blonden Haarfülle. Roderich war verwirrt und froh.

„Wie eine Prinzessin, wie eine Prinzessin", sagte er sich.

Denn Irmgard sah in dem schlichten, weißen Kleid mit dem runden Ausschnitt, mit dem schlanken, weißen Hals, der sich aus ihm hob, noch größer und stolzer aus als sonst.

„Nach den großen Ferien zieht Prinzessin Irmgard als Königin hier ein", flüsterte ihr Roderich zu.

Unten im Vorgarten sangen die Vögel so fleißig, als probten sie das Hochzeitslied.

* * *

Die Hundstage richteten sich diesmal merkwürdigerweise nach den großen Ferien. Roderich, Irmgard und Kriemhild hatten in einem Fischerdorf an der Ostsee zwei sorglos glückliche Ferienwochen verlebt, als die ersten politischen Nachrichten von der drohenden Kriegserklärung eintrafen. Eine unerklärliche Spannung lag in der Luft und verdrängte mit Blitzesschnelle alle persönlichen Angelegenheiten.

Vergessen waren die Hochzeitsvorbereitungen, vergessen alle beruflichen Sorgen und Freuden, der Krieg allein beherrschte die Gedanken. Roderich war nach Berlin zurückgekehrt und hatte sich seinem Regiment, ohne zu zögern oder zu wägen, zur Verfügung gestellt.

Am vierten Mobilmachungstag mußte er zu den Waffen.

Drei kostbare Tage voll Liebesglück blieben ihm. Krieg und Liebe! Ein seltsam verwandter Rhythmus schwingt in den beiden Worten. Krieg wie Liebe — die beiden großen Urnotwendigkeiten des Lebens, die von dieser Erde erst mit der Menschheit selbst verschwinden werden.

Und der Krieg mit all seinem Schrecken, all seinem Tod und Graus vermochte nicht das Glück der Liebe zu bannen.

Die Sonne schien weiter, der Sommerhimmel blaute, während die Kriegstrauung an Roderich und Irmgard vollzogen wurde. Und die Empfindungen, lange mit aller Kraft im tiefsten Herzen verborgen, brachen leidenschaftlich hervor.

Prinzeß Irmgard als Kriegsbraut!

In der Kirche sangen die Schülerinnen der Cäcilienschule mit ihren jugendhellen Stimmen.

Stella Lohmann überreichte den Myrtenkranz. Als der schmale Goldreif Irmgards Finger zierte, lag die hohe Weihe der großen Stunde auf ihren Zügen.

Sie weiß, daß am nächsten Tag der Liebste vor dem Feinde stehen wird, sie weiß, daß ihrem Liebestraum, kaum zur Reife gelangt, vielleicht ein heiliger Tod winkt.

Als dann in schwerer, schwerer Abschiedsstunde ein letzter Blick, ein letzter Kuß aller Eide Bekräftigung war, zog sie Kriemhild in zärtlicher Aufwallung liebevoll an sich. Und, während Roderich schon zu Pferde noch einmal hinauf nach dem Balkon zu Frau und Kind grüßte und immer wieder hinaufschaute, als wollte er dies Bild sich für alle Fernen einprägen, bringen die ersten Telegramme jubelnde Siegesbotschaften vom Kriegsschauplatz. Stolz und gefaßt wird Frau Irmgard der Wiederkehr des Liebsten harren, — oder — wenn ihm dunkles Los beschieden ist — ihre Liebe dem Größten opfern, was sie kennt: Der Freiheit und der Ehre! —

Der Roman „Prinzeß Irmgard" erscheint in Kürze im Verlage von Otto Janke mit einer Umschlagszeichnung des bekannten Kunstmalers Ludwig Kainer und ist zum Preise von 2 Mark, geb. 3 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

9. Fortsetzung.

Ich ging in einen Kino und lachte über die albernen Humoresken, die da über die weiße Leinwand sausten. Nur das schmerzte mich, daß ich nicht gleich zu Johanna gehen konnte, um ihr zu sagen: So und so, und jetzt ist es abgemacht!

Der nächste Tag zeigte aber ein nachdenklicheres Gesicht, und als ich Johanna im Korridor traf, wie sie gerade das Jakett anziehen wollte, um in das Geschäft hinüberzugehen, schlich ich mit einem verlegenen Gruß an ihr vorbei und verlor mich still in mein Zimmer. Hier rührte ich mich nicht, bis sie gegangen war.

Später sah ich sie im Geschäft wieder und wunderte mich über ihre gelassene Ruhe, die nicht im geringsten zusammenzuckte, wenn sie ein klares, geschäftliches Wort an mich richtete. Sie tat alles, als ob sie nicht einen Tag vorher bis in das Innerste aufgewühlt worden wäre; sie besaß eine solche seelische Kraft, daß ich mir ganz klein vorkam und mich fast einen unüberlegten, hitzigen, dummen Jungen schalt, der sich immer von seinen heftigen Antrieben in törichte Unbesonnenheiten jagen ließ.

Auf dem Heimweg war Fritz bei uns, wir konnten darum noch nicht gegen das drohende Gespenst stoßen.

Abends aber sagte Johanna zu mir, wir wollten noch im Geschäft bleiben, Fritz möge aber immer vorangehen, da ja nichts mehr für ihn zu tun sei. Ich wußte wohl, was sie vorhatte, und rüstete mich. Die Maschinen im Druckersaal standen still, die Arbeiter entfernten sich unter Lachen und Schwatzen. Ihre ungeschulten Stimmen verhallten im Treppenhaus.

Fritz verließ uns mit einem gutgelaunten Gesicht, wir standen vor unseren Büchern und taten, als hätten wir noch mancherlei fertig zu bringen.

Endlich schloß Johanna mit einer bestimmten Bewegung ihre Kladde und legte sie in die Schublade. Dann kam sie mit gehobenem Gesicht auf mich zu, legte mir die Hand leicht auf den Arm und sagte ruhig: „Lieber Herr Barondiot, vergessen Sie, was ich Ihnen vorgestern abend erzählte. Ich werde schon mit mir allein fertig werden."

Das verdroß mich, und ich meinte gereizt, sie glaube wohl, ihr Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt zu haben, daß sie es jetzt zurücknehmen wolle. Sie erschrak und sagte bittend: „So war es doch nicht gemeint. Ich bitte Sie darum, weil es besser für uns beide ist. Ich hatte doch auch gar nicht das Recht, Sie damit zu belästigen."

Das nahm mir völlig die Haltung, ich eiferte mich in eine unnötige Empfindlichkeit hinein und bedeutete ihr, daß ich bis jetzt gedacht hätte, sie wäre zu mir gekommen, weil sie zu mir das meiste Vertrauen habe von allen denen, die sie sonst kannte.

Da lächelte sie ganz verschämt, und doch auch tapfer und gewährend, und sagte: „Sie müssen doch fühlen, wie es ist. Aber verstehen Sie denn nicht, daß es mich bedrückt, und daß ich gerne möchte, wir wüßten beide nichts mehr davon?"

Ja, das war nun etwas anderes! Ich erwiderte stürmisch: „Wenn es so steht, dann soll es eingegraben sein, und von mir haben Sie das feierliche Versprechen, daß ich es nicht wieder hervorhole. Wenn es nur nicht," setzte ich bedenklich hinzu, „von einer anderen Seite wieder gezeigt wird."

Ich sah, wie sie erschrak, und erkannte jetzt, daß ich nicht zu dem Menschen hätte hingehen sollen, und daß ich wieder einmal in eine meineidige Dummheit hineingetappt war.

„Was haben Sie getan, Joseph?" fragte sie ganz zaghaft. Hinter ihrer Frage zitterte eine mädchenhafte Schamhaftigkeit.

Ich wollte erst mit einem großartigen Händestreifen darüber fortgehen, besann mich dann aber und bedachte, daß es unnütz sei, ihr etwas verbergen zu wollen. So erzählte ich ihr alles, was ich mit dem Rechtsanwalt angefangen hatte.

Sie setzte sich, während ich großtat, auf einen Stuhl und bekam wieder diese hilflosen Hände, die ich an dem Abend bei ihr gesehen hatte. Sie lagen verkrampft über ihrer Brust, als müßten sie sie schützen, und ihr Gesicht wurde wieder krank und müde. Ich begriff, daß ich ihr vielleicht gerade so wehtat, wie der

Digitized by Google

andere ihr getan hatte, und daß wir Menschen oft mit Knüppeln dreinhauen, wenn wir meinen, mit mitleidigen Fingern zu streicheln.

„Joseph", sagte sie nur, als ich fertig war, aber so verzagt, so verwundet, daß ich die Augen sinken ließ und wie ein gezüchtigter Schulbub dastand.

Sie machte mir keine Vorwürfe, aber das war schlimmer, als wenn sie mich heftig geschmäht und ausgezankt hätte. Und ich fand ihr gegenüber nicht die frivole Kraft, mich in eine Entrüstung hineinzueifern, weil sie mir nicht einmal dankte für das, was ich in gutem Glauben für sie getan hatte.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Wenn ich auf sie zuging, wich sie mir vielleicht aus, und das wäre eine mißliche Sache gewesen, weil ich doch nicht wieder herausgeben wollte, was ich schon in der Hand hielt. Blieb ich aber stehen, so mochte sie das als eine Gleichgültigkeit von mir nehmen, und das half mir auch nicht weiter.

Sie war aber gütig genug, mich von dieser Gebundenheit zu erlösen. Während ich so dastand, und das Herz klopfte mir an die Rippen, und ich meinte, noch nie eine wichtigere und gespanntere Stunde durchlebt zu haben, hob sie auf einmal ganz langsam die Augen zu mir auf, ich sah Tränen darin und ein hilfloses, trauriges Lächeln, das doch auch wieder ein tapferes Lächeln für eine nahe Zukunft verhieß. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist: Unsere Augen hingen plötzlich ineinander fest, es hätte keine Macht auf der ganzen Erde gegeben, die imstande gewesen wäre, sie auseinanderzureißen. Aber wohl auch kein noch so gütiges Wort hätte das vollbringen können. Und das war das, was uns beide so stark und freudig machte, so daß wir uns wahrhaftig, ehe wir es selber wußten, ganz fröhlich anlachten, Johanna bekam zwei ganz leise Grübchen in die Wangen, und ihre kleinen Zähne zeigten sich verschämt ein wenig zwischen den ruhigen Lippen, die sonst so verschlossen und zurückhaltend waren.

„Joseph", sagte sie noch einmal, aber gar nicht mehr schmerzlich und in verhaltenem Vorwurf. Das klang doch wie eine Frage und ein Versprechen. Auch wie eine feste Gewißheit.

Ich habe aber gar nichts gesagt, denn es ließ sich nicht zwingen, und ich dachte, es müßte so sein. Denn immer, wenn ich zuerst die Worte gefunden hatte, war es später nichts geworden. Ich mußte an Grete denken und an Carry. Und mit einem linden Schrecken und einer schweren Traurigkeit auch an Lia de Linde: Da war sie es gewesen, die das erste Wort vorgetragen hatte, und es war dennoch nichts Festes daraus hervorgegangen. . .

„Joseph", sagte Johanna noch einmal und rührte mich durch die vertrauende Weichheit ihrer Stimme, aus der ich deutlich lesen konnte, wie erschüttert das Mädchen war, weil sie doch gänzlich aus ihrer zurückhaltenden Art heraustrat und etwas tat, was sie sicher noch nie in ihrem Leben getan hatte: Zuerst zu einem Menschen zu kommen, ihm alles darzubieten, mit einem um Freude bittenden Lächeln und einer stummen Bitte, sanft und gut mit ihr zu sein.

„Ja, sanft und gut", sagte ich endlich, als wir lang genug einander so gegenübergestanden hatten. „Sanft und gut sollen Sie durch dieses Leben getragen werden, Johanna."

Sie senkte die Stirn, und ich sah, daß eine Flamme hineinschlug.

Johanna sagte: „Wie ist das alles nur möglich, Joseph, sagen Sie doch?"

Ich wußte es aber auch nicht und konnte nur immer wieder Versprechungen an sie verschwenden, die sie denn auch mit einer beruhigten Freude entgegennahm und festhielt.

„Ach, Joseph," sagte sie, „ich bin so froh."

Ja, das war ich auch, so froh, daß ich meinte, es könne jetzt keine schönere Stunde mehr für uns bereitgehalten sein.

Sie stand nun neben mir, und ich legte scheu den Arm um ihre Hüfte. Sie zuckte leise zusammen, gab sich aber mit einem hilflosen Vertrauen in meinen Schutz. So gingen wir ein paarmal langsam in dem langen Kontor auf und ab. Es war ganz still um uns, so still, daß wir eine Maus an einem Stückchen Holz knabbern hörten, und einmal drang ein Ruf von der Straße herein. Wir hörten unsere tiefen, beruhigten Atemzüge, die sich miteinander vermischten, wenn wir unsere Gesichter einander zukehrten. Die Flamme in dem Glas-

Digitized by Google

zylinder brannte ruhig und leise singend nach oben.

„Und dann", sagte ich und holte ein paar Worte hervor, die wohl gar nichts sagten und uns doch alles bedeuteten.

Und sie nahm meine verworrene Rede auf: „Und dann, Joseph, dann."

Einmal erschrak sie und machte sich von mir los. „Joseph!" rief sie mit einem Zittern in der Stimme, während ihre Augen angstvoll auf meinen lagen. Ich erkannte, daß ein erschütternder Gedanke über sie gekommen war.

„Aber was ist denn, Johanna, was denn nur?"

„Und wenn alles nicht wahr ist", gab sie mit fliegender Stimme zur Antwort und grub ihre Fingernägel in meine Ärmel. „Wenn wir hier nur herumgehen wie zwei Betörte, und später kommt die Ernüchterung, und wir stehen da und klagen uns gegenseitig an, weil keines scharf genug gesehen hat? Was soll dann werden, Joseph? Wir werden einander vielleicht gram, und was jetzt so schön ist, erscheint uns dann häßlich und gemein, weil es eine Lüge war . . ."

Plötzlich weinte sie. Die Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie auf das schwarze Sofa mit dem herausquellenden Roßhaar, auf dem ihr getroffener Vater einmal gelegen hatte, und sie schien daran denken zu müssen, denn ich hörte sie aus ihren Tränen hervor stöhnen: „Mein armer, armer Vater!"

Ich setzte mich neben sie und strich ihr schonend über das dunkelbraune Haar, das eigentümlich matt und dicht war. Es kam mir ganz närrisch vor, daß ich über den feinen, weißen Scheitel, der sich in der Mitte schnurgerade hindurchzog, vor Freude fast aus dem Häuschen geriet. Ich hatte ihn noch nie so aus der Nähe bewundern können und hielt ihn nun für etwas wunderbar Schönes, und zu gleicher Zeit ging mir auch die übrige Schönheit des Mädchens blühender auf als je, und ich glaubte ein solches Glück gar nicht zu verdienen. Da saß doch der arme, törichte Seppele Barondiot, der in die Welt gefahren war, um sich alle Tollheit und jeden Sausewind um die Nase wehen zu lassen, und hatte nicht gedacht, daß es tiefere Freuden gibt, die still in einem ruhig atmenden, linden Schatten blühen, mit sanften Händen geliebkost sein wollen und sich mit geschlossenen Augen sacht in die Arme nehmen lassen. Ich begriff in dieser Stunde gar nicht mehr, wie ich einst hatte so wild und außergewöhnlich sein können.

Da begann ich zu Johanna zu reden, während ich sie näher an mich zog und ihre zarte, bebende Gestalt mit einem Schauer süßesten Entzückens an meiner Brust fühlte: „Liebe, liebe Johanna, warum weinst du, wo du dich doch freuen solltest? Ist nicht alles schön und hell? Was uns bestimmt ist, findet uns, wir mögen wollen oder nicht. Und wenn unsere Wege närrisch waren, so kann doch ein Tag kommen, wo sie mit einemmal einfach und geradeaus sind. Ich habe immer durch Gebüsch und Dornwerk, in viel Landstraßenstaub und großer Hitze vorwärts laufen wollen, es hat nichts Begehrenswerteres für mich gegeben. Jetzt bin ich aber ganz anders geworden, und ich weiß auch, warum. Seit ich dich kenne, hat sich da in mir etwas verändert. Vielleicht ist es auch so, daß da der richtige Seppele Barondiot zum Vorschein kam, und daß der frühere nur ein künstlich hochgeschraubter war, ein Revolutionär nicht aus Anlage, sondern aus Ehrgeiz."

Sie hatte zu weinen aufgehört und sah mich nun vertrauend an, so daß ich mir sagen konnte, sie versteht mich, und keinen Menschen kann es geben, der sich inniger in mich hineindenken und hineinfügen mag.

„Ja," fuhr ich fort, „es hat jeder seine Bestimmung zu finden; für manchen zeigt sie sich, wenn er kaum anfängt, wache Augen für das Leben zu bekommen; manchen aber hält sie lang in Blindheit und reißt auf einmal, wenn er vielleicht gar nicht daran denkt, die Binde von seinen Augen. So ist es mir gegangen. Und wenn deine Mutter sagt, es werde mir wohl nicht für alle Zukunft in dieser Lebensweise, wie ich sie jetzt habe, genügen, so muß ich dagegenhalten, daß sie das nicht abschätzen kann, weil sie ja nicht weiß, daß ich dich habe. Ihr sollt schon sehen, daß ich recht habe", schloß ich in jugendlicher Überhebung.

Sie nickte und lehnte ihr Gesicht an meine Wange. „Ich glaube es dir, Joseph," sagte sie ruhig, „denn ich weiß ja, daß du schon nicht verlorengehen wirst. Das habe ich ja schon

Digitized by Google

gewußt," fuhr sie lebhafter und mit großer Freude fort, „als ich dich mit dem Hausierkasten in der Petersstraße fand . . ."

„Ja," unterbrach ich sie fröhlich, „du hast es mir damals ja auch gesagt, daß dir um mich nicht angst wäre. Und schon damals ist mir das ein großer Trost gewesen, weil es von dir kam."

Sie sagte hierauf ein wenig bedenklicher: „Aber manchmal muß ich doch fürchten, daß die Mutter vielleicht recht hat. . . Denke doch an deine Arbeiten, die jetzt anfangen, sich durchzusetzen. Man spricht schon von dir, und was bis jetzt in den Zeitschriften erschien, hat einen versprechenden Anklang gefunden . . . Wenn du aber bei uns sitzenbleibst und immer zu Fritz ins Geschäft gehst, so möchte ich Angst haben, es verengert deine Anschauungen und auch deinen Mut."

Da lachte ich sie aber aus. „Du bist ein kleines, unerfahrenes Mädchen," sagte ich gutgelaunt, „wenn ich einmal einen ganz bekannten Namen habe, und Fritz hat sich in seinem Geschäft fest in den Sattel gesetzt, daß er mit einem Fremden auskommen kann, dann ist es doch einfach für mich, auszutreten und ganz meinen Arbeiten zu leben."

Ja, das sah sie gern ein, und war mir dankbar für meinen heiteren Glauben. Nur hatte sie noch Befürchtungen, es möge mir einmal lästig werden, daß ich mich so früh an sie gebunden habe.

Ich war aber zu tief in eine wahrhafte und völlige Liebe geraten, als daß ich den Ernst, der dahinter stand, hätte sehen können. Ich meinte damals, wenn zwei sich liebten, dann müsse alles zu erreichen sein, wenn man es nur erreichen wolle.

„Jetzt müssen wir aber gehen", sagte Johanna plötzlich erschrocken. „Die Mutter wird gar nicht wissen, was geschehen ist, wenn wir so lange nicht nach Hause kommen."

„Sie soll schon erfahren, was los ist!" rief ich fröhlich und begann mit ihr durch das Kontor zu tanzen.

„Ach, Johanna, Johanna," rief ich glückselig und kindisch froh, „wie soll das schön werden!"

„Ja," sagte sie wieder ganz ernst, „wir wollen uns beide rechte Mühe geben."

11. Kapitel.

Am anderen Morgen trat mir die Mutter Johannas mit einem prüfenderen und zweifelsvolleren Gesicht entgegen. Sie sprach wohl wie sonst zu mir, in einer Art mütterlicher Fürsorge für mein Wohlergehen, sah aber darauf, daß ich mit Johanna nicht mehr allein im Zimmer blieb. Und dann sagte sie es mir.

Wir saßen zusammen vor dem Kaffeetisch, Johanna und Fritz waren noch nicht erschienen, und das Dirnlein hatte sich schon mit seinen Büchern auf den Weg gemacht, da begann Frau Nitzsche plötzlich, ohne mich zu der unerwarteten Fahrt einzuladen, so: „Ich glaube, es gefällt Ihnen gut bei uns, lieber Herr Barondiot, und ich weiß ja auch, daß Sie dankbar sind. Ich selbst habe nicht das geringste gegen Sie, es ist mir auch nie etwas aufgefallen, was mich über Sie bedenklich machen könnte. Aber Sie wissen selbst, daß die Leute oft böse Reden führen, und es ist leider so, daß man nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf die Nachbarn Rücksicht nehmen muß. Kurz und gut, lieber Herr Barondiot, es gehen unschöne Reden um . . ."

„Über mich?" unterbrach ich sie hitzig, weil mir von jeher das Getuschel und Geschwatze müßiger Weiber ein Schrecken und eine Entrüstung gewesen waren.

„Ja, über Sie. Und noch über jemand", fuhr sie ganz kühl fort. „Aber erst sagen Sie mir einmal, wir haben ja schon ein paarmal darüber gesprochen, jetzt möchte ich, daß Sie mir ganz ehrlich antworten: Wie wollen Sie es mit der Zukunft halten? Sie sind jetzt bei uns im Geschäft, aber ich denke mir, das wird Ihnen auf die Dauer nicht genügen, weil Sie doch mit ganz anderen Plänen und Erwartungen nach Leipzig kamen . . ."

„Oh, warum soll es mir nicht genügen?" warf ich lebhaft ein.

Sie lächelte zweifelvoll und meinte, das solle ich mir doch noch ein paarmal gründlich durch den Kopf gehen lassen.

Ich beteuerte aber, und die Liebe zu Johanna brannte hinter dieser unbesonnen raschen Beteuerung, daß ich ganz mit mir in ein dauerhaftes Einvernehmen gekommen sei.

Digitized by Google

Da tat sie eine feine Frauenfrage: „Das bricht aber nicht von einem Tag zum anderen über einen so jungen und feurigen Menschen herein, wie Sie einer sind, Herr Barondiot. Es muß da ein Haken sein, an dem Sie plötzlich hängenblieben . . .“

Ich wollte nun gleich mit meiner Neuigkeit an den Tag kommen, wie es mit mir und Johanna geworden war, besann mich aber noch, daß Johanna mich gebeten hatte, es solle noch unser Geheimnis bleiben, und sagte also nur versonnen: „Vielleicht ist es auch ein warmer Sessel, in den ich mich hineinsetzen will, und dann soll die ganze Welt um mich herumtanzen, und ich will zusehen und mich über sie freuen, und auch darüber, daß ich so weich und warm sitze und frei von ihr bin . . .“

Frau Nitzsche hatte sich aber in ihrer Hausfrauengleichförmigkeit zuviel Menschenblick für die Risse und Klüfte aufwachsender Seelen bewahrt, als daß sie von mir hätte gefangen werden können. Ich sah es ihr wohl an, und wurde ihr gram.

Sie fuhr aber fort: „Ich will einmal denken, daß es wirklich so mit Ihnen steht. Es wäre ja auch gut und erfreulich, wenn Sie meinem Sohn die Jahre hin zur Seite blieben und sich immer tiefer in unser Geschäft einlebten. Sie könnten ja da eine Stellung für Ihr ganzes Leben haben . . .“

Ich unterbrach sie wieder lebhaft, indem ich ihr versicherte, daß nichts mir wünschenswerter erscheine, und sah sie wieder ungläubig lächeln.

Dann sagte sie in heftigem Losmarsch auf ihr Ziel: „Aber Sie wohnen nun bei uns, und die Leute reden manches . . . Man sieht Sie immer mit meiner Tochter, ohne daß bis jetzt diesen Leuten gegenüber von uns eine Erklärung über dieses ungewöhnliche und von der Gesellschaft nicht gebilligte Zusammensein gegeben worden wäre.“

Da sprang ich hitzig von meinem Stuhl und schüttelte eine Faust und drohte, dem, der Übles daraus sehen wolle, meine Verachtung sichtbar über die Backen zu zeichnen.

Sie winkte mir aber ab und erklärte, daß dies nicht ohne weiteres zu ermöglichen sei, und daß es auch gar nichts bessern würde. Das trieb mich noch tiefer in die Empörung, und ich drehte jetzt meine Angriffe gegen die wohlmeinende Frau selber.

„Sie wollen also sagen, Frau Nitzsche,“ belferte ich, „daß ich mein Bündel packen und die Tür von draußen zumachen kann! Das könnte ich ja auch tun, wenn ich nicht mehr Herz im Leib hätte als diese Menschen, die da sinnlos und unverschämt in den Tag hineinreden und auf die Sie auch noch hören . . .“

Ich brach ab, weil ich noch rechtzeitig merkte, daß ich sie getroffen hatte.

Sie wurde nun ganz weich, ergriff meine Hand und hielt sie fest. „Sehen Sie doch, lieber Herr Barondiot, es gibt keine schwerere Aufgabe für eine Mutter, als ihre Tochter in einem guten Ruf zu halten. Wenn auch die Tochter völlig unschuldig und rein ist, die Menschen sind nur zu schnell da, um ihr einen schlechten Willen anzuhängen . . .“

Nun weinte sie plötzlich, daß ich wieder einmal ganz hilflos dasaß und mich verwünschte. „Wenn Sie wüßten, was schon alles geredet wird. Es wächst einem über den Kopf, Herr Barondiot, und ich meine . . .“

„Sie meinen“, fiel ich ihr lachend ins Wort, weil die ganze Begebenheit mich auf einmal fröhlich machte und mir eine helle Straße zeigte, auf der ich Frau Nitzsche entgegenkommen und mich mit ihr aussprechen konnte. „Sie meinen,“ rief ich lachend, „es wäre das beste, wenn ich mir eine andere Wohnung suchte. Das will ich aber nicht tun, denn es ist einfach nicht mehr nötig.“

Sie sah mich groß aus verweinten Augen an und zuckte dann ungeduldig die Achsel, weil sie dachte, ich mache mir einen schlechten Scherz mit ihr.

„Nein, es ist einfach nicht mehr nötig“, wiederholte ich. „Fragen Sie nur Johanna.“

Und ehe sie mich halten konnte, war ich in mein Zimmer entschlüpft. Ich hörte sie dann mit Johanna reden, aber das Mädchen gab kein Wort heraus, so daß die gute Mutter in ihrer Erwartung sitzenblieben mußte. Sie hat es auch die nächsten Tage noch nicht erfahren. Wir sind nur immer um sie herumgegangen wie übermütige Kinder und haben sie geneckt.

In diesen Herbsttagen unternahm ich mit Fritz an klaren Sonntagen mancherlei Spaziergänge, auf denen uns oft auch Johanna be-

Digitized by Google

gleitete. Einmal wanderte ich mit Fritz allein über die Landstraße, und wir fühlten uns wie zwei junge Scholaren, die unbekannten Glückszufällen entgegengehen. In Liebertwolkwitz, einem flachen, geduckt unter dem Himmel liegenden Landstädtchen, das mancherlei eigene Gesichter zeigte und kleine, verkümmerte Schicksale ahnen ließ, machten wir Rast, in einer kleinen Restauration gleich am Bahnhof, die mit ihren winzigen Zimmern eine einwiegende Traulichkeit bescherte. Der Wirt war ein kleiner, freundlicher Mann in jüngerer Jahreszeit, der sich lebhaft mit uns unterhielt und uns manchen Menschen und seine Erlebnisse vorführte.

Dann saßen wir allein; im bleichen Sonnenschein, der schräg auf unseren Tisch fiel, taumelten die letzten, matten Fliegen, nippten von den Bierresten in den Untersetzern und vermochten sich bei allem guten Willen nicht bei der Kraft zu halten.

„Sehen Sie, Barondiot," begann Fritz, „wir sind doch gute Freunde, nicht wahr, und da kann man sich schon einmal gegenseitig aussprechen. Johanna spricht immer sehr gut von Ihnen, und Sie sind doch auch älter als ich. Da möchte ich Ihren Rat hören."

Er strich sich in einiger Verlegenheit über das seitwärts gekämmte, blonde Haar und ließ sich dann hören: „Daß ich mich für Fräulein Winkelmann interessiere, wissen Sie ja. Und das Mädel sieht mich auch nicht ungern. Es sind aber da verschiedene, na, wie soll ich gleich sagen? Verschiedene Erscheinungen, die mir nicht gefallen wollen . . ."

Mich rührte die herzliche Harmlosigkeit des jungen Menschen, der da seine Jugend so vertrauensvoll vor mir ausbreiten wollte, daß ich ihn mit fröhlichen Worten ermunterte.

Er fuhr denn auch fort: „Sehen Sie, wir wissen alle beide, Fräulein Winkelmann und ich, wie es um uns bestellt ist. Wir haben's uns auch schon gesagt, und soweit wäre alles gut und schön. Nun will mir aber gar nicht in den Kopf, daß Fräulein Winkelmann sich so viel mit anderen Herren abgibt. Erst war es ja ganz gut und schön, da habe ich nichts gemerkt, aber seit einiger Zeit fällt mir manches auf . . ."

„Oho!" dachte ich, „da blüht das Unkraut." Um ihn anzuspornen und ihm zu zeigen, daß solche Geschehnisse unter allen Himmeln gefunden werden könnten, erzählte ich ihm das von Gretel und dem Russen, und auch, weil mich schon den ganzen Morgen ein Brief beschäftigt hatte, der von Gretel gekommen war. Ein Brief, in dem wieder viel Zugeneigtheit umherstand und die kaum verhüllte Bitte, ich möchte sie nicht vergessen und immer an die Kindheit denken, und wie schön und einträchtig wir da zusammen gelebt hätten . . .

Ich erzählte eifrig, um mir das ganze Bild, wie es sich damals an mir vorbeigeschoben hatte, wieder lebendig zu machen, und ich vergaß nicht, den Russen in grellen Farben zu malen und mit behaglicher Breite auseinanderzusetzen, wie ich ihn wieder in seine rechtmäßige Bescheidenheit eingefügt habe. „Obwohl er mir fürchterlich drohte," schloß ich lachend, „habe ich doch nie mehr etwas von ihm zu hören bekommen. Ich glaube auch, er hat bald darauf die Stadt verlassen."

Fritz war nachdenklich geworden; ich sah, daß hinter seiner Stirn ein grüblerischer Gedanke lebendig wurde.

Endlich sagte er: „Ich habe da auch einen bestimmten Herrn im Auge, einen Studenten, der Fräulein Winkelmann auffällig den Hof macht, und den sie auch ruhig gewähren läßt. Die anderen sind mir gleichgültiger, weil sie doch immer in den Grenzen zu bleiben scheinen. Aber dieser . . ."

Er zernagte sich die Unterlippe, und ich mußte erkennen, daß es ernster war, als ich dachte, und nicht eine kleine Jünglingsaufregung.

„Bedeutet Ihnen denn das Fräulein so viel?" fragte ich sacht und auch ein wenig spöttisch, weil sie mir schon beim ersten Anblick zuwider geworden war.

Da kam es denn zutage, daß er nicht nur einen heißen Sommer lang für sie schwärmen wollte, sondern eine echte und festwurzelnde Liebe bereithielt.

„Ich sprach auch schon deswegen mit ihr," fuhr er fort, „aber sie lachte nur und meinte, ich solle nicht so töricht sein. Sie sei doch keine Nonne, und mich behielte sie doch stets am allerliebsten . . . Sagen Sie, ist denn das eine

Digitized by Google

Dummheit, wenn man einen Menschen so lieb hat, das man ihn keinem anderen gönnen will?"

„So viel ich bis heute verstehe," gab ich zur Antwort, „ist es keine Dummheit."

Das ließ den grüblerischen Gedanken in ihm wachsen. Er bekam ein finsteres Gesicht, und ich erkannte den harmlosen, guten und vertrauenden Menschen gar nicht wieder. Er wurde mit einemmal trotzig und brutal, schlug heftig auf den Tisch und murrte böse Worte vor sich hin.

„Ich habe es lange genug mitangesehen! Das Mädchen soll mein werden, wenn auch meine Mutter dagegen ist, aber ich will sie nicht mit einem anderen teilen! Ich lasse mir nichts mehr gefallen . . ."

Wir gingen dann, um vor Nacht wieder daheim zu sein.

Als wir die Landstraße hinzogen und unsere Augen über die weite Ebene mit ihren Windmühlen streifen ließen, über die einmal die große, schaudervolle Schlacht gebrüllt hatte, traf der Blick meines Gefährten ein Paar, das eng aneinandergelehnt uns entgegenkam. Ich sah, wie Fritz dunkelrot im Gesicht wurde, und als ich meine Augen schärfer einstellte, erkannte ich das Fräulein, das da in einer schamlosen Tändelei den goldig sinkenden Herbsttag entweihte. Ich fürchtete einen Ausbruch und raunte Fritz zu, er solle tun, als sähe er sie nicht, wir könnten ja auch seitwärts über die Felder davongehen, im ganzen solle er sich aber als ein Mann zeigen und dem Fräulein die Tür aus seinem Herzen weisen. Er schüttelte nur grimmig den Kopf, ich hörte, wie seine Zähne aufeinanderknirschten.

Da lief er auch schon, daß ich ihm kaum nachkommen konnte. Auch das Fräulein war rot geworden; sie befand sich aber in der niederträchtigen Verfassung, daß sie gleich ein harmloses Gesicht gegen ihren Begleiter und ein entzücktes für Fritz fand.

Sie lief auf Fritz zu, beide Hände ausgestreckt, ihre weiße Golfjacke leuchtete freudig in der untergehenden Sonne. Unter der weißen Mütze rieselten feine, blonde Haarkringel hervor.

„Ach, daß ich dich hier treffe, l i e b e r Fritz!" rief sie mit einer Stimme, die mir in Öl getunkt schien. Und da hatte sie ihn auch schon an beiden Armen und tat ganz so, als wolle sie ihn gegen ihr Gesicht ziehen, um ihn zu küssen.

Fritz riß sich aber mit barscher Gewalt von ihr los und fauchte sie an, was sie hier treibe, und was der Herr bei ihr zu bedeuten habe.

Sie tat ganz unschuldvoll. „Aber, lieber Fritz," trillerte sie, „das Wetter war so verlockend, da haben wir einen kleinen Spaziergang gemacht . . . Kennen sich die Herren denn schon?" Sie suchte ihn gegen den Begleiter zu lenken, der gelangweilt mit seinem Spazierstöckchen die Gräser am Straßenrand mißhandelte. Er hatte einen breiten Schmiß über die linke Backe, so daß sein Gesicht auf der einen Seite aufgedunsen und häßlich aussah. Als er die letzten Worte des Fräuleins hörte, kam er lässig näher, fast mit einer betonten Unhöflichkeit. Aber Fritz war nicht in Sanftmut zu bringen.

„Ich verlange, daß du augenblicklich mit uns umkehrst und den famosen Herrn stehenläßt!" schrie er erbost.

Darüber entsetzte sie sich, daß sie ganz runde Augen bekam.

„Aber Fritz, das geht doch nicht! Was sollte er denn denken! Er verkehrt doch bei uns, und es gäbe einen großen Skandal. Meine Eltern würden sehr ungehalten sein, mußt du wissen . . . Und es ist doch weiter nichts dabei, wenn ich einmal mit einem Bekannten ein wenig spazierengehe . . ."

„So! ein wenig spazierengehe!!" höhnte Fritz, dem die Adern blau aus dem Hals schwollen. „Es gehört wohl auch mit zum Spazierengehen, daß man sich eng aneinanderdrückt und die Gesichter kaum voneinander bringt? Was?!"

Das hatte nun der Student gehört. Er bewegte sich mit zwei eindrucksvollen Schritten auf den guten Jungen zu und sagte mit einer kalten und verdächtigen Stimme: „Ich hoffe, Sie nehmen zurück, was Sie da eben sagten, sonst müßte ich . . ." Er hängte ein drohendes Schweigen an seinen halben Satz und funkelte mit den Augen.

„Kommen Sie, Fritz," sagte ich gemächlich, „lassen Sie die Leute doch gehen. Darüber würde ich mich nun gar nicht aufregen . . ."

Digitized by Google

Da fuhr er aber gegen mich. „So, und was haben Sie mir erst vor einer Stunde erzählt, Barondiot? Das von dem Russen und . .“

„Ja,“ erwiderte ich ein wenig verlegen, weil ich einen holperigen Boden unter den Füßen spürte, „das war ja wohl anders . . .“

„Gar nicht anders war das!“ lehnte er sich wütend auf. Und dann schrie er auf einmal, daß wir alle zusammenfuhren: „Ich lasse es mir nicht länger gefallen! Und ich fordere jetzt noch einmal, daß du auf der Stelle mit mir gehst, sonst“, er hob drohend die geballte Hand, „weiß ich nicht, was passiert!“

Das Fräulein bekam ein gelbes, ganz spitzes Gesicht und flüchtete sich hinter ihren Begleiter. „Das ist doch unerhört,“ piepte sie wie eine aufgeregte Henne, „man ist doch schließlich ein freier Mensch und kann tun, was einem beliebt . . . Aber hier wird man ja behandelt . . .“

Bevor ich mich dazwischenstellen konnte, hatte Fritz sie krampfhaft am Arm ergriffen und schleuderte sie gegen sich herüber; und als der Student sie beschützen wollte, sauste ihm die derbe Faust des aufgebrachten, jungen Menschen gegen die Brust, daß der zurücktaumelte und sein steifer Hut sich überschlagend über die Straße kugelte. Sie hätten sich wohl geprügelt, wenn ich mich nicht ihrer mit der Besonnenheit des Unparteiischen angenommen hätte, so daß sie nicht zusammenkommen konnten. Zu dem Fräulein aber, das mit verzerrtem Gesicht im Griff des Wütenden hing, sagte ich, es wäre das klügste, wenn sie sich ohne Zögern auf den Heimweg brächte, und im übrigen müsse ich meinen Freund Fritz verteidigen, weil ich es gar nicht für schön hielte, wenn ein Mädchen aller Welt am Hals hinge. Da bekam ich einen so grünen Blick, daß ich wußte, welche Feindschaft ich mir aufgeladen hatte.

Sie entfernte sich aber doch, schimpfend und außer aller Geneigtheit, und der Student lief ihr nach. Er hatte mir vorher noch seine Karte für Fritz in die Hand gesteckt.

Es war nun seltsam, wie der arme, junge Mensch mit einemmal in sich zusammenbrach. Er fiel ganz haltlos in das Gras am Straßenrand, legte sein Gesicht in die zitternden Hände und weinte wie ein geschlagenes Kind. Er verwünschte sich, daß er so zügellos gewesen war, und fand schon wieder eine zartschimmernde Milde für das Fräulein, das er endlich bedauerte, weil es an einen so brutalen und selbstsüchtigen Menschen geraten war; und endlich hämmerte er sich mit den Fäusten gegen die Stirn und stellte sich selbst als den lieblosesten und verworfensten Kerl der Welt an den Pranger.

Ich schalt ihn endlich aus, als sonst nichts helfen wollte, rief aber damit nur heißere Tränen hervor und mußte mich damit bescheiden, ihn unter den Arm zu nehmen und den Weg nach Hause mit dieser geknickten Last zurückzulegen.

Als wir auf den Klingelknopf drückten und von Frau Nitzsche eingelassen wurden, hatte er sich wieder so weit gesammelt, daß nichts auf seinem Gesicht zu lesen stand. Nur war er ganz still und gedrückt, und dafür hatte Johanna ein gutes und wissendes Auge.

Sie fragte mich, und ich erzählte ihr den Spuk, weil ich dachte, zwischen Bruder und Schwester werde keine Mauer stehen. Sie nahm es mit großer Gleichmütigkeit auf, drückte mir zuletzt die Hand, weil ich so für ihren Bruder eingetreten sei, und verließ das Zimmer.

Am anderen Morgen, als wir zusammen im Kontor arbeiteten, sagte mir Fritz, während Johanna eifrig in einen wichtigen Brief verstrickt war, er werde nach dem Mittagessen zu Fräulein Winkelmann gehen und sie um Verzeihung bitten. Ich bekam ein grobes Wort auf die Zunge, wie wir Elsässer sind, und verbot ihm geradeswegs diesen Gang. Da wurde er wieder gereizt und ließ mich stehen. Ich sagte es gleich Johanna, damit sie die Unüberlegtheit verhindern könne. Aber sie sagte: „Laß ihn nur; es wird ihm nichts schaden, wenn er selbst einmal durch ein Feuer geht.“

Fritz ist also auch wirklich zu den Winkelmanns hingegangen und hat da eine vernichtende Abwehr gefunden. Das Fräulein, erzählte er mir viel später, als er sich darüber hinweggefunden hatte, habe ihn einen gemeinen und rohen Menschen genannt, den der Eifersuchtsteufel so zu übermannen vermöge, daß es Selbstmord bedeuten würde, wenn man sich

Digitized by Google

einem solchen zweifelhaften Geschöpf für das ganze Leben anvertraue.

Fritz schlich die nächsten Tage mit grauem Gesicht und hohlen Augen durch seine Arbeit und auch durch sein Ausruhen; gegen keinen sprach er mehr ein Wort von der Geschichte. Die Karte des Studenten hatte er mit dem Fuß stampfend in kleine Fetzen gerissen, und der Student ließ nichts weiter von sich hören. Er mochte sich wohl an einem Druckereiburschen nicht die Hände beflecken.

Diese Wochen brachten mancherlei Unruhiges für mich; der Brief Gretels hatte mich ein wenig aus dem Zustand der Gnade gehoben, in den mich die Bereitwilligkeit Johannas gesetzt hatte. Aus der Entfernung und der Frist, die zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lag, kamen Stimmen, die mir alles, wie es einmal gewesen war, verlockend und schöner anpriesen, als es je hätte sein können. Ich lag lange im Kampf mit mir, ob ich Gretel untreu werden dürfe, und erschrak über den Gedanken, daß ich es ja schon geworden sei.

Endlich wurde die Verwirrung in mir so groß, daß ich mir nur noch durch brutale Entschlossenheit helfen konnte; und so schrieb ich an Gretel einen knappen, im ganzen freundlichen, fast wohlwollenden Brief, in dem ich ihr mitteilte, daß Seppele Barondiot sich in Leipzig verlobt habe, und also nie zur Erfüllung kommen könne, was die Kindheit einmal versprochen habe. Während ich den Brief schrieb, erkannte ich erst in ganzer Deutlichkeit und Härte, wie weit die Kindheit von mir abgerückt und wie fremd mir auch Gretel geworden war, wenn ich ehrlich sein wollte.

Ich fühlte mich leicht und befreit, als ich das Schreiben aufgegeben hatte, und auch eine Klage, die der gezüchtigte Rechtsanwalt gegen mich erhoben hatte, konnte mich nicht niederdrücken. Ich trug meine Strafe mit einem leichten Herzen und schwor mir zu, daß ich einen Menschen wieder zur Rechenschaft ziehen würde, wenn er sich an Johanna vergangen hätte.

Dann kam aber eine Nachricht, die mir die Heimat und alles, was darin für mich lebendig war, tausendmal schärfer aus dem Dunkel hob, als es der Brief Gretels gekonnt hatte. Es war ein Brief aus Kolmar; ich erkannte die steife, hochgereckte Schrift Viktor Dufours, des unbefriedigten Musikanten. Er schrieb vier Seiten von seinem hohlen Leben und von dem brennenden Dornbusch seiner Begehren. Und ob ich ihm nicht helfen könne.

Diese Klage und Bitte flackerten wie eine Pechfackel in meine Dämmerung, erhellten vorüberspringend vergessene Gesichter, daß sie in seltsam verbogenen und verzerrten Formen und Linien vor mir auftauchten, ließen mich in traumhaft taumelndem Lichtwechsel alte, liebe Gesichter sehen, die bleich unter dem ungewöhnlichen Schein hervorduckten, und brachten mein lässig hingestrecktes Wesen in Aufruhr.

Die harten, gesegneten Tage der Vergangenheit schrien in mir wie angefeuerte Rebellen.

Und dann war ich verzagt und ohne Ausweg. Der bequeme Mensch in mir setzte sich breit in seinen eroberten Sessel und spielte den Herrscher. Der andere aber, der junge, der Ausreißer und Tänzer, flügelte seine Schritte gegen mich an. Der Kampf war hart und grimmig, der Bürger gewann. Ich habe eine jammervolle Übereinkunft mit meinem verratenen Leben geschlossen, indem ich einen warmen Brief an Viktor schickte, er möge nur kommen, Leipzig sei groß, und für einen jungen Menschen von seiner Begabung sei überall ein Platz zu finden.

Ich betrog mein Leben mit schamlos offenen Augen, indem ich an meiner Stelle den begehrenden, unerfahrenen, jungen Freund aus Kolmar in seinen Tumult stellen wollte, statt mich selber, der ich doch die Pflicht hatte, in einem gesteigerten Dahinströmen vorwärts zu segeln.

Aber damals beruhigte mich der falsche Brief, daß ich sogar wieder vergnügt vor mich hinpfeifen konnte und dafür von Frau Nitzsche ein paar vorwurfsvolle Augen bekam. Ich tröstete sie aber, es solle schon alles seinen richtigen Gang nehmen, und damit sie es nur gleich wisse und mich nicht länger als zähen Seßhaften betrachte, der nicht aus ihrer Wohnung weichen wolle: So und so stehe es zwischen ihrer Tochter Johanna und mir.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Lied im Kriege

Du Liebste, wir müssen reiten
Noch immer Tage und Nacht,
Wer weiß, wann wir einmal streiten
Die letzte Schlacht?

Vielleicht, daß deutsche Wiesen
Tragen dann Blütenhauch,
Der Tod ruft jenen und diesen,
Und mich wohl auch.

Noch schäumen die Pferde im Zügel
Und traben ins Dunkel hinein,
Heimkomme ich, oder ein Hügel
Wird fern meine Ruhestatt sein.

Dann Liebste, von Rosen die besten
Laß flattern in Maiwindes Hauch,
Der trägt zu den Gräbern im Westen
Sie hin, und zu meinem auch.

Hellmuth Unger.

Vom Sturm in alten Herzen / Von Waldemar Bonsels

Als der Krieg ausgebrochen und unabwendbare Tatsache geworden war, kündigte meine Tante ihre Wohnung, um eine andere, sehr entlegene zu beziehen, die weit vom Bahnhof entfernt lag, denn sie vermutete täglich die Ankunft des Feindes. Ich versuchte vergebens, ihr klar zu machen, daß sie im Herzen Thüringens so gut wie sicher sei, und daß überhaupt der Bahnhof keine Rolle spielen würde.

„Es ist auch eine Wirtschaft hier unten im Haus," antwortete sie mir, und betrachtete mich aufmerksam, ob ich es jetzt noch wagen würde, etwas gegen sie anzuführen. „Die Feinde werden die Wirtschaft aufsuchen, um sich zu betrinken."

Ich habe einen Einwand versucht.

„Kennst du die Russen, kennst du etwa die Russen?" Meine Tante hielt beim Einpacken inne und ihre Reisetasche sah aus wie eine riesige grüne Kröte, die das Maul aufriß. Sie war außen über und über mit kleinen Glasperlen bestickt und trug die Inschrift: „Gute Reise!" Auf der andern Seite stand: „Auf Wiedersehen!"

Ich kannte natürlich die Russen nicht so, wie sie es zur Vorbedingung ihres Vertrauens zu mir machte, und sie schaute fort, als habe sie vor, niemals im Leben wieder auf etwas einzugehen, was ich sagte.

„Steh' nicht im Wege", rief sie, „du stehst im Wege! Weshalb bist du nicht bei den Soldaten?"

„Man hat mich vorläufig noch nicht gewollt, Tante."

„Siehst du! Siehst du es jetzt! Du bist zu dünn, mager bist du... Hast du nicht vorgebracht, daß du Verwandte hättest, für deren Schutz du einstehen müßtest? Ich rede nicht von mir ... Hast du es gesagt?"

„Nein, Tante, so etwas ist beim Militär ausgeschlossen."

Sie richtete sich auf und wurde so groß, wie ich es vorher nie beobachtet habe, dabei stand sie merkwürdig still und die Tasche unten am Boden schnappte zu. Es war jetzt eine entscheidende Aussage zu erwarten, aber bisweilen unterlassen die Menschen sie dann doch, wahrscheinlich, weil ihnen die Aussicht, zu überzeugen, zu gering erscheint. So sagte auch meine Tante nur:

„Heutzutage, natürlich!" Sie wurde wieder etwas kleiner und fuhr fort: „Dazumal, als mein Vater noch lebte, war es ganz anders in Preußen, mein Bursche, da hatte unsereiner ein Wort mitzureden, und man sorgte beizeiten dafür, daß die Feinde sich nicht derartig ansammelten. Die Japaner sind sicher schon in See gestochen, und wenn sie bis Celle vordringen, wo Toni wohnt, so werde ich es nicht überleben. Gib mir meine Brille ... auf der Fensterbank, du findest nie etwas. Es ist ein wahres Glück, daß man sich wenigstens auf die deutsche Einigkeit verlassen kann, bei meiner letzten Reise nach Berchtesgaden haben die Bayern den besten Eindruck auf mich gemacht. Aber diese Russen, mein Gott, war denn das nötig? So steh' im Nähkorb nach! Meinst du, ich könnte weiterpacken, wenn ich nichts sehe? Du irrst, wenn du das glaubst! Bei solchem Ungeschick sollte man sich nicht zu den Soldaten drängen. Da werden entschlossene Leute gebraucht, Männer!"

„Gewiß, Tante, gewiß ..." sagte ich. Ich kann nun einmal nicht leiden, daß man mich mit Bursche anredet.

„Was heißt das, gewiß", antwortete sie. „Wenn du widersprechen willst, so tu es offen, freimütig. Wäre mehr Offenheit in der Welt, so würde der Krieg überhaupt vermieden. Dieser abscheuliche Krieg! Wozu erinnerst du mich bei jeder Gelegenheit daran?"

Digitized by Google

Wir mußten jetzt erst den Schlüssel der Reisetasche suchen, denn sie war ins Schloß gefallen, was bei älteren Taschen dieser Art bisweilen vorkommt, besonders wenn der Mechanismus bereits etwas abgenutzt ist. Er fand sich nirgends, worunter die Gesinnung der russischen Diplomaten auf das empfindlichste zu leiden hatte. Endlich sagte meine Tante zu mir:

„Er liegt drin, jetzt weiß ich es, in der Tasche!"

Und nun kamen die Franzosen dran! Mein Gott, ich sage niemandem gern etwas Böses nach, aber meine Tante ging zu weit. Auch die Franzosen sind Menschen, man sollte es sich hin und wieder ins ins Gedächtnis rufen, besonders so lange man nicht einberufen worden ist. Wenn ihr wenigstens die Engländer in den Sinn gekommen wären, bei unsrer Auswahl an Feinden wäre es gut möglich gewesen, aber sie sprach nicht gern von England, weil sie vor vielen Jahren vor Rügen einmal seekrank geworden war.

Wie erregt meine Tante war! Es würde auch einem feineren Beobachter, als ich einer bin, sehr schwer gefallen sein, mit Sicherheit zu ergründen, wie weit der verlorene Schlüssel oder der verlorene Landesfriede Anlaß zu ihrer Verstimmung gaben. Sie ließ sich endlich auf einem Sessel nieder und faltete ihre alten Hände, die zart und schwach und in einer rührenden Schönheit der Lebensmüdigkeit aus den feinen Spitzenkrausen hervorschauten. Wehmütig schüttelte sie ihr liebes, weißes Haupt über das junge Deutschland.

„Ich habe es immer vorausgesagt," erklärte sie mir in jener resignierten Überlegenheit, die das Alter so leicht haben kann, das das Gewicht und den Ernst seiner Jahre und zugleich seine ganze Machtlosigkeit empfindet: „Früher war alles anders. Wie kann den Nachbarn so etwas gefallen, wie ihr jetzt seid? Nicht mit den Ellenbogen, mit den Herzen gewinnt man die Welt. Ich will nicht von den Büchern reden, die du hin und wieder draußen auf dem Flurspiegel liegen läßt. Als ich kürzlich bei Bernheimer Rüschen umtauschen wollte, sagte mir der neue junge Mann, jetzt seien sie abgeschnitten und ich müßte sie behalten. Da habe ich gefühlt, dieser Geist nimmt kein gutes Ende, es wird geradezu zu Katastrophen kommen . . ."

„Aber bedenke, Tante, war die Zeit Friedrichs des Großen die einer besonderen Rücksichtnahme? Oder erinnere dich an 1813."

Ich merkte sogleich, daß ich einen Fehler begangen hatte.

„Ich — an 1813? Was willst du damit sagen?" Ich hatte nichts damit sagen wollen.

„Nun, siehst du", sagte meine Tante herablassend, „damit wirst du meine Besorgnisse nicht widerlegen. Wer wird sich gegen eine ganze Welt auflehnen? Ich kann mich nicht damit abfinden, daß das alles aufs Spiel gesetzt werden soll, um das wir doch so viele Jahre gesorgt und gearbeitet haben."

Und während das alte Fräulein, die über ihrem Herzeleid und der Verwirrung ihrer argen Erfahrungen die Sorge ihres Umzugs für eine Weile vergessen hatte, mich in Ermahnungen und mancherlei Urteilen an ihrem Kummer teilnehmen ließ, wanderte mein Auge durch den verblichenen Glanz ihres altmodischen Zimmers. Auf dem Mahagonischrank tanzten die Porzellanfigürchen ihr Menuett, das verblaßte Gold der Bücherrücken blinzelte schläfrig hinter den Spiegelschränken, und die alte Sonne schien in diesen Zierraten und Schnörkeln so heimisch zu sein, wie die winzige Haarlocke im ovalen Rahmen einer zierlichen Profil-Silhouette, die die Erinnerung an einen Toten bewahrte.

Und plötzlich begriff ich das heilige Recht dieses Widerspruchs, das bange und doch so eigenwillige Verharren im Machtbereich des Vergangenen. In seinen Kräften sah ich den Ursprung und die alte Heimat der Unseren, und mir war zumute, als könnte unser Dank niemals groß genug sein gegen die Beständigkeit, die edle Beschränkung und den Willen zum Recht, die uns alles bewahrt haben, was heute unser Feuer mächtig macht.

Da scholl von der Straße her Singen herauf, Soldaten zogen vorüber. Meine Tante richtete sich auf, schob ihr Häubchen zurecht und trat ans offene Fenster. Die Oktobersonne fiel in ihr weißes, dünnes Schläfenhaar und vergoldete es, als wollte sie ihm den Glanz der längst versunkenen Jugend zurückgeben, und in der Neigung ihrer müden, zarten Schultern lag etwas unbeschreiblich Wehmütiges. Draußen sangen die Soldaten, aus tiefster Brust brauste daß kecke, mächtige Lied empor, und die Straße dröhnte unter den schweren Stiefeln, die den Boden stampften, wie die Fäuste die Kolben der Gewehre hielten. Wie ein Sturm von Kraft und Jugend scholl es zu uns herauf. Mir war, als ginge eine Erschütterung durch den gebrechlichen Körper des alten Fräuleins, das im Rahmen des Fensters lehnte, als erzitterte ein verwelktes Blatt des alten Jahres im Frühlingssturm des neuen.

Als der Gesang draußen verklungen war, wandte meine Tante sich um und trocknete sich die Augen, aber sie konnte ihrer Bewegung nicht gebieten und brach in ein heißes, stilles Schluchzen aus, wobei sie mir unwillig zuwinkte, als sei ich überflüssig, als verstünde ich sie nicht und störte sie. Aber während es mir mit einer gebogenen Stricknadel gelang, den Koffer zu öffnen, dachte ich mir mein Teil, aber ich hütete mich wohl, es zu äußern. Du machst sie in deinem Kopf nicht mehr mit, die neue Zeit, mit ihrer Kraft, ihren Schrecken, ihrer Wucht und ihrem zornigen Willen, dachte ich, aber wie ist es mit deinem Herzen? Es geht immer noch wie einst unsern Weg und unsere Hoffnung . . .

„Der Koffer ist auf, Tante," sagte ich zu ihr.

Sie hob den Kopf, trippelte herzu und schob rasch ein kleines Kissen vom Lehnstuhl in sein ver-

Digitized by Google

rostetes Maul, damit das Unglück sich nicht wiederholen möchte. Auf dem Kissen stand: „Ruhe sanft!"

„So seid ihr", sagte sie unwillig, „daran denkst du nun, während ich an Deutschland gedacht habe und an die Soldaten. Ach, ich kenne es schon so lange... hoffentlich passiert nichts, ich begreife nicht, wie die Leute sich auf einen solchen Krieg einlassen konnten. Nun, verlier' nur nicht gleich den Mut, mein Bursche, es wird schon gut gehen."

Das war in einem sehr wohlwollenden Ton gesagt, wahrscheinlich wegen des Koffers, aber wozu immer dieses „Bursche", ich weiß nicht...

✱

Wanderung

So sprich kein Wort — nur tiefes
Tiefes Schweigen,
Die lange Nacht will sich zum
Ende neigen.

So laß uns gehen, einer mit
Dem andern,
Im Tal der Schmerzen still
Und stark zu wandern.

Denn sieh, auf jenen steilen
Höhen loht
Im Purpurschein ein junges
Morgenrot.

Dort glüht ein junger Tag in
Fernen Weiten —
Gib mir die Hand, ich will
Dich dahin leiten — —

Else Martin.

✱

Die Hexe von Lemgo / Erzählung von Florentine Gebhardt

(Schluß.)

Die Hörer vergaßen ob der Antwort aller Würde. „Verfluchte Hexe, und durch wen ward dir die Wissenschaft, die nur den Oberen der Stadt zu eigen?"

„Durch jenen selben Teufel, der mich verführte!" Sie schrie es heraus, schweratmend, unter Zuckungen, mit letzter Kraft.

„Und reuet dich auch diese Tat, die schändlichste, in dieser Stunde?"

„Nein. Ich tat's im Dienst des Bischofs! Und Ketzer waren's, die es traf!"

Wieder erhob sich der Tumult: — „Schließt das Verhör — zuviel der Milde wider das verruchte Weib!" — „Sie verhöhnt noch ihre Richter!" — „Brecht den Stab, sprecht das Urteil! Den Holzstoß für die Hexe!"

„Unser gnädiger Landesherr will nicht, daß man die Hexen brenne. Nur mit dem Schwerte darf man sie richten!" — „So vertaget die Hinrichtung und leget den Fall dem Fürsten vor — das Schwert ist zu milde für solche Verderbnis!" —

Der Altstädter aber murmelte für sich: „Der Gang — man muß ihn vermauern — gleich morgen in der Frühe —"

Endlich ward Ruhe für des Richters letzte Fragen: „Bekenneſt du dich endlich für schuldig, die edlen Frauen von Kessenbrook und Donop durch Tücke und Tränklein siech gemacht und vom Leben zum Tode gebracht, die Junker von Wendt, Blomberg und andere Geschlechter verführt zu haben? Bekenne!"

Die Verklagte öffnete noch einmal die schon geschloſſenen Augen: „Ihr sagt es. Sie alle gehören ja zu den Reichen. Oh, daß ich verderben könnte alles, was da reich und fürnehm ist!"

Die Männer schüttelten die Köpfe. Solches ward noch nie erhört aus Hexenmund. „Woher solch Wünschen, solchen Haß?"

„Fragt jenen Teufel, welcher mich verführet — er allein ist schuld!" Sie hatte sich aufgerafft, ihre Augen flammten wild, ihre Worte waren ein einziger Schrei. Nun aber versagten Wille und Kraft. Bewußtlos fiel sie nieder auf die Fliesen.

Kalt blickten alle auf sie hin; nur Hermann Cothmann murmelte: „Genug — genug — schafft sie hinaus!"

Und während die Knechte das Weib wieder ins Verließ schleppten, fand man das Urteil. Die Hexe Blatkgerstin, aller Greueltaten überführet und geständig, sollte am morgenden Tage mittags zwölf Uhr auf öffentlichem Markte zum allgemeinen Exempel mit dem Schwerte gerichtet, danach ihr Leib auf dem Galgenberge aufs Rad geflochten werden. Ihre Seele aber, weil ohne rechte Reue, überantwortete man der ewigen Verdammnis.

„Gitta — es ist gar so finster und kalt — und mich hungert!" — Wie das Wimmern eines Kindes klang es von den Mädchenlippen, und der blonde Kopf wühlte sich tiefer in den Schoß der älteren Schwester, die starr und reglos auf dem hölzernen Schemel saß, die Hände krampfhaft ineinander und über dem heftig wogenden Busen verschlungen, die Blicke geradeaus gerichtet auf das kleine Fleckchen fahlgrauen Abendhimmels, das zwischen dem hölzernen Weinspaller vor dem Butzenfensterlein hindurchlugte. Auf einen winzigen Hofraum hinaus ging dies Fenster, das offen

Digitized by Google

stand, weil keinerlei Gefahr war, daß irgendwer hier hindurch entfliehen konnte. Und so fiel ein matter Schimmer dämmerigen Lichtes noch hinein in die Mägdekammer, die zum Gefängnis oder zur Bußzelle für die Töchter der Hexe geworden war. Lichtstrahl und Abendhauch streiften Brigittes Stirne, und ihr verwirrtes, schwarzes Haar umspielte die runden Wangen und die vollen Lippen, die sonst wohl dem Angesicht den Stempel lachender Lebensfreude gegeben hatten. Jetzt aber stand eine finstere Falte auf der Stirn, um den zusammengepreßten Mund, düsterer Ernst und banges Fragen in den dunklen Augen. Jedesmal bei einem Aufjammern Dorothees zuckte sie zusammen und bewegte die Lippen, aber kein Laut kam heraus.

„Gitta — mir ist so bange! Warum kommt die Mutter nicht wieder? Wo sind sie alle: der Donatus, der Nickel und der Kunz? Warum sind wir hier und so allein?" — Brigitta löste die Hände und legte sie auf der anderen glühende Stirne. „Armes Ding", murmelte sie, vor ihrer eigenen, heiseren Stimme erschreckend, „du redest schier irre vor Hunger und Fieber. Die Mutter kommt nie wieder, niemals! Hast du das denn vergessen?" Und dicht preßte sie die Zusammenschauernde an sich. „Bete, meine kleine Dorothee, bete zu den Heiligen für der Mutter arme Seele — bete, so hast du zu tun dein Lebenlang!: —

„Beten? Nichts als beten lebenslang? Bin doch keine büßende Nonne!" —

„Bist du's nicht — wirst's werden müssen, so wir lebend hier herauskommen!" —

„Nein!" schrie Dorothee auf. „Warum denn? Was hat die arme Mutter denn Schlimmes getan? Und wir? — Hinaus will ich, lachen, tanzen, küssen wie sonst! O, hier sterb' ich! Donatus! Mein Donatus — warum kommst du nicht und machst mich frei?" — Sie war emporgesprungen, taumelnd zur Tür geeilt und rüttelte daran, für kurze Augenblicke, bis die Kraft sie verließ und sie halb ohnmächtig zu Boden sank.

Brigitte sah zu ihr hin. „Glückliches Kind", flüsterte sie tonlos, „du weißt nicht, was du, was wir getan! Wollt' ich doch, ich wäre noch wie du!" — Sie verstummte und starrte wieder auf das nun ganz matt gewordene Himmelsfleckchen. Eine Weile war es ganz stille. Plötzlich aber horchte sie auf. — Schritte? Kam er wieder, der Schreckliche? Der Hexenverfolger, der Ankläger und Verderber der Mutter? Vielleicht auch bald der ihrige? — Mochte er, wie heute bereits einmal, vor Stunden! Mochte er drängen und dräuen! Nie würde sie sagen und tun, was er heischte — eher sterben! — Haha, der Stolze! Er ahnte nichts davon, daß auch sein Sohn zu den Knaben gehört, die heimlich sich ins Haus der Blattgerstin geschlichen! Der gute, törichte, schwärmerische Nickel! Er wußte es gewiß nicht, daß seine Brigitte — er nannte sie sein, obwohl sie auch manches anderen und zudem ein gut Jahrzehnt älter war als er, — daß sie unter demselben Dache atme wie er! Oder — das, was er in Schwärmerstunden Liebe nannte, war verflogen im Grausen vor der Hexe, vor der Erkenntnis des Argen, dazu jene ihn verlockt — oder Furcht und Zwang hielten ihn gebunden! Sonst — er käm' wohl und machte sie frei! —

Die Schritte klangen näher. Und jetzt, draußen Stimmen — eine jugendliche, lachende, eine grämliche Alte. Dorothee fuhr auf: „Nickel!"

Brigitta zog die Schwester heran und preßte die Hand auf ihren Mund. Da klang es draußen: „Das geht nicht Junker! Der Gestrenge bringt mich um den Hals, wenn ich das erlaube! Macht fort in Euer Gemach!" —

„Aber Barbara, einen Blick werd' ich doch tun dürfen auf die Hexlein. Hab', wie ich heute schon sagte, die Knabenschuh' abgestreift und muß mich üben in des Vaters Geschäften!" —

„Nein, nein, das darf nicht sein, Junker. Sonst verwehrt Euer Vater mir ferner mein Mitleid und die Mädel müssen verschmachten."

„Wie wollt Ihr alles zugleich tragen, Barbara? Nur die Tür öffn' ich Euch, und spähe mäuschenstill durch die Ritze — nichts sag' ich, das versprech' ich Euch!" —

Jetzt knirschte der Schlüssel, Frau Barbara trat ein, in der einen Hand eine dürftige Leuchte, in der anderen eine dampfende Breischüssel und einen Holzlöffel.

Mit einem Schrei stürzte sich Dorothee auf den Napf, riß ihn der Alten aus der Hand und begann mit Gier zu essen. — „Gemach, gemach! Verschüttest ja alles. Und laß auch noch was für die andere." — Frau Barbara hatte mit Dorothee so viel zu tun, daß sie nicht sehen konnte, wie Niklas durch die Türritze ein Blatt Geschriebenes schob. — „So", sagte sie. „Eßt euch satt. Ich hol' nachher alles wieder." Und während sie, die Tür verschließend hinausging und Dorothee ganz in die Suppenschüssel vertieft war, hob Brigitta den Zettel auf und las: „Laß das Fenster offen. Seid wach und bereit. Um Mitternacht. Ich rette euch. Niklas." — Brigitte atmete tief auf. Braver Niklas. So hatten die Heiligen ihre Gebete erhört. —

Aber Vorsicht galt es und Verschwiegenheit — noch brauchte Dorothee nichts zu wissen. — Diese aß und aß, und erst, als noch ein geringer Rest im Napfe war, erschrak sie: „Arme Brigitte — nun hab' ich dir nichts mehr gelassen."

„Tut nichts, ich bin nicht hungrig, nur müde." Und sie setzte sich, wie vorhin, auf den Schemel am Fenster, wie vorhin legte sich Dorothee ihr zu Füßen nieder, das Haupt an ihre Knie und war bald fest eingeschlafen. So fand die Schwestern Frau Barbara, und arglos nahm sie Leuchte und Napf, sagte „Gute Nacht!" und ließ jene in wohlverschlossener Kammer allein. —

Wohl eine Stunde verging. Da tönte draußen im Hofe das Miauen einer Katze; es raschelte am Spalier, klirrte am Fenster, fiel dumpf auf den

Digitized by Google

Boden der Kammer. Vorsichtig erhob sich Brigitta, suchte und fand auf dem Boden ein Päckchen, entnahm dem Feuerzeug und das Stümpchen einer Kerze. Und wieder das Miauen das Klirren und Fallen. Jetzt machte sie Licht, schloß und verhängte das Fenster und die Spalten der Türe mit ihrem Gewande, suchte und fand auf der Diele einen Schlüssel. Das war die Freiheit. — Ein Zettelchen daran sagte: „Um Mitternacht, beim Käuzchenruf, öffnet die Tür und schleicht nach dem Keller des Hauses. Dort wartet der Retter auf euch!" —

Dorothee war noch immer nicht erwacht. „Schlummre, bis es Zeit ist, armes Kind. Ich will die Stunde nützen, das Pergament zu lesen, das die Mutter mir gab, da die Häscher kamen. Nach ihrem Tode sollt' ichs öffnen. Sie ist wohl tot — so ist es an der Zeit." — Und sie zog aus dem Busen ein Pergament, neigte sich zum Lichtlein und hub an zu lesen. — Nicht lange. Dann starrte sie jäh auf — Ihr Antlitz war verzerrt, ihre Hand zitterte. „Weh", murmelte sie. „Mutter, was tatest du dir an — mir — und ihm. Wie darf er nur uns retten wollen? Zu groß ist der Frevel — sterben, sterben — nichts anderes bleibt mir noch." —

Da traf ihr verzweifelnd umherirrender Blick die Schlafende. „Du? Nein, kleine Dorothee — du lebst so gern — um deinetwillen —" Und sie zerriß das Pergament, verbrannte es an der Kerze und weckte die Schwester.

Der Torwart am Langebrücker Tore hatte sein Wunderns gehabt. War es denn Sitte, daß jemand, der am Tag als Gast in die Stadt eingeritten, just, da die Nacht sich nahen wollte, wieder die freie Landstraße suchte? Noch dazu einer, der so stattlich, besonnen und würdig ausschaute, wie der Junker von Blomberg, und gar nichts gemein hatte mit einem fahrenden Gesellen? — „Er wird wohl noch vor Nacht nach Schloß Brake wollen", meinte des Torwarts Weib, als der Mann ihm seine Bedenken geäußert. „Denn des Schloßhauptmanns Weib ist ja eine von Blomberg." Der Torwart aber schüttelte den Kopf. „Dann hätt' er links hinüber an der Brake reiten müssen." — „Vielleicht geht er auf Liebesabenteuer", lachte die Frau.

Freilich waren es zwei schwarze Frauenaugen, die den Landjunker von Blomberg zu nächtlicher Zeit, den verwunderten Reden und Abmahnungen des braven Veit zum Trotze, ins Nächtliche hinaus zu reiten trieben, und um zweier jungen Weiber willen nahm er das Abenteuer auf sich. Der Gottheit aber, die droben vom gestirnten Firmament auf ihn hernieder sah, gelobte er, die Hilfeleistung, die er seinem jungen Vetter für verfolgte Mädchen versprochen so zu gestalten, daß dem Jüngling selber kein Schade draus erwachse.

Es gab zur gleichen Zeit einen, der noch weniger als der Landjunker von Blomberg ein jugendlicher Milchbart war und auch auf Abenteuer ausging, die nicht eigentlich Liebesabenteuer heißen konnten, wiewohl sie einem Weibe galten. Kein Sternenschimmer von freiem Gotteshimmel leuchtete ihm, nur eine spärliche Blendlaterne. Und doch schritt er seinen unterirdischen Pfad so sicher, wie jemand, der wußte, daß niemand ihn belausche, wie einer, der diesen Weg schon öfters gemacht. Heute war es keine junge, schöne Hexe, an deren Qualen er sich weiden konnte, zu der er wollte, dem Teufel gleich, dem nach dem Glauben der Zeit die Hexen zu eigen gehörten. — Nun stand er am Ziel. Die geheime Türe, wo sich ein todverfallenes Weib in wildem Fieberrausch auf hartem Lager bäumte. Der Schein der Blendlaterne traf sie, eine Hand berührte ihre Schulter. Da fuhr sie auf, starrte den seltsamen Besucher an und erkannte ihn: „Teufel — was willst du bei mir? Meiner Leiden dich freuen?"

„Still — raffe dich auf —folge mir — ich will dich retten." —

„Du — Hermann Cothmann — du — mich? Bin ich denn in Wahrheit eine Hexe, daß ein Teufel mich zu retten kommt?" —

„Frage nicht. Seit du es ausgesprochen — ich, ich sei schuld an allen deinen Sünden —"

„Du, keiner sonst als du, Hermann Cothmann. Der du mich armes, törichtes Ding verführt, den Meinen entrissen und dann verlassen —"

„Wie mochtest du wähnen, daß ich, der Geschlechtersohn, die Dirne aus niederem Stande — zum Eheweib vor der Welt erheben würde?" —

„Oh, ich war eine Närrin. Und du nahmst die Reiche, die Geschlechterin, und der blöde Balzer Blattgerste war gut genug, meine Schande zu decken — und deine. — So. Nun weißt du, was du wissen willst. Laß mich. Ich will nicht gerettet sein. Ich sterbe und triumphiere. Denn mein Haß ist gestillt — du bist unseliger als ich — und alle meine Schuld ist auf dir." —

„Ich aber will nicht der Erbe werden dieser deiner Schuld. Hab ich mich darum recht und strenge gehalten —"

„Du, Hermann Cothmann? Mich dünkt — ich bin die erste Hexe nicht — zu der du kamst — ich kenne die heimliche Gier, die in deinen Augen brennt. Auch deines Sohnes Augen bergen sie —"

„Mein Sohn? Was weißt du von ihm? Laß den Knaben aus dem Spiel." —

„Deinen Sohn, den jungen Niklas, ob ich ihn kenne. Wie oft ist er bei mir gewesen, hat gelauscht auf die Worte der Verführung, die aus dem Munde meiner Töchter gingen — wie ehedem Kordula den Worten seines Vaters lauschte." —

„Weib — du lügst. Entsetzlich — deine Tochter —"

„Meine — die auch — zugleich die deine ist — Hermann Cothmann. Frage deinen Sohn, Niklas, den jungen, ob er die Brigitte Blattgerstin nicht besser kennt, als sonst Jüngling und Mädchen sich kennen dürfen? — Haha, Hermann Cothmann — das ist meine Rache. Willst du noch mich retten?

Digitized by Google

Hebe dich fort, Teufel, und sei verflucht. — Ich will in Ruhe sterben."

„Deine — meine Tochter — Niklas — mein Sohn — —?" Er stammelte es mit wankenden Knien. Die schlürfenden Schritte von außen — der Kerkermeister. Der durfte ihn, den Bürgermeister, hier nicht finden — um keinen Preis —

Die geheime Tür schlug hinter ihm zu, und schauerlich tönte noch einmal hinter ihm her die Stimme des Weibes: „Leb' wohl, Teufel von Lemgo — und denke mein." —

Keuchend wankte er den Gang entlang. Die Leuchte hatte er droben vergessen.

Da — mitten auf dem Wege — was war das? Eine Gestalt kam ihm entgegen, ein Laternenlicht schwankte in blasser Hand, ein breites Messer blinkte am Gurt. Was war das? Aeffte ihn ein Spuk? Der Teufel selber — oder ein Verräter — ein Mörder? — Ein gellendes „Halt" stieß er aus. Der andere schrak zusammen, das Licht fiel zu Boden — erlosch — ein stummes, heiseres Ringen zweier um Tod und Leben. — Des Bürgermeisters hagere, kräftige Rechte krallte sich um die Kehle des Gegners. Der röchelte, wankte, stürzte — über ihn hinweg floh der Sieger, vom Entsetzen verfolgt, bis in sein Haus. Unaufhörlich aber murmelte er mit stieren Blicken: „Der Teufel von Lemgo — haha — seht ihrs nicht? Der Teufel von Lemgo — das bin ja ich — — ich — —"

Draußen auf freier Landstraße, unweit der Femlinde am Detmolder Weg, gab es, da die Geisterstunde lange vorüber war, ein wehes Abschiednehmen.

„Wir warten umsonst. Nun kommt der Niklas nicht mehr — der Anschlag ist mißlungen."

„Das fürcht' ich auch, mein junger Vetter. Vielleicht war das arme Weib nicht mehr imstand, zu flüchten."

„So wär er selber wenigstens gekommen. Mir bangt, er ward entdeckt."

„Dann seid Ihr auch in Gefahr, und die Mädchen in noch schlimmerer, kaum, daß Ihr sie befreit. Zögern wir nicht länger. Von hinnen."

„Ja, entlaßt uns, ihr Herren", bat Brigitta, sich vom Boden erhebend und auf die vor Erschöpfung in Schlaf gesunkene Dorothee deutend. „Mich drängt's, ein sicher Obdach für die Armste zu finden. Und nicht länger sollt ihr durch uns gebunden sein. Laßt uns unsere Straße ziehen." —

„Wir euch verlassen, Brigitt' — nimmer", rief Donatus und legte die Arme schützend um Dorothee. Brigitta drängte ihn zurück und wiederholte bestimmt: „Geht eures Wegs, Donatus — und laßt uns den unsern. Nimmer gehören wir zu euch. —"

Der ältere Blomberg trat hinzu: „Allein schutzlos euch Mädchen in die Welt lassen, das sei ferne von uns." —

„Wollet Ihr noch etwas tun, Herr — so gebt uns diese beiden Alten zum Geleit, bis wir ein Heim gefunden." — Sie wies auf Veit und den alten Marten, die neben den schnaufenden Rossen standen.

„Wohin aber denkst du dich zu wenden, Mädchen?"

„Zu Paderborn leben noch Blutsfreunde unserer Mutter. Und dort ragt ein Haus, darinnen bei den frommen Schwestern ein Asyl ist für Friedlose und Verstoßene wie wir." —

„Und deine Mutter, Mädchen?" —

„Ihr Leben ist verwirkt, ihr Geschick mag sich erfüllen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf werde. Die Heiligen mögen sich ihrer Seele erbarmen; wir werden für sie büßen und beten. — Segen und Dank über euch beide — Dore, Dore, auf — zu Roß!" — Und gewaltsam zerrte sie die Schwester vom Boden, führte sie den Pferden zu, hob sie in den Sattel und schwang sich nach. — „Lebt wohl — und — vergeßt uns." — —

Wild rang Donatus von Blomberg wider die Arme des Vetters, die ihn mit aller Gewalt hielten, daß er den Davonjagenden nicht nachspränge. Zornig, wehevoll schrie er nach seiner lieben Dorothee. — „Gebt Euch, mein junger Vetter. Nicht besser können jene Euch danken, daß Ihr sie befreit, als so, indem sie Euch nun von sich befreien. Gebt Euch und schändet nicht durch Torheit das wackere Werk, das Ihr vollendet. Wir wollen miteinander hier warten — ob Euer Freund noch kommt. Bei Morgengrauen gehen wir zurück als zweie, die von nächtlicher Wanderung unterm Sternenhimmel kehren. Ich bring Euch Euren Eltern wieder." —

Am Morgen durchlief ein unruhvoll Geraune die Stadt über eine neue Missetat, die hölkische Zauberkunst der Hexe einem der geachtetsten Großen von Lemgo zugefügt. Der Neustädtische Bürgermeister, Hermann Cothmann, den der gemeine Pöbel den Hexenbürgermeister nannte, war von einem wilden Wahnsinn ergriffen worden, als sei er selber in Person der höllische Satanas. — Mochte wohl sein, daß er den Teufel gar mit Augen geschaut in dieser Nacht; denn die Hexentöchter, die er in seinem Hause verwahrt gehalten, waren verschwunden — der Teufel hatte sie gewiß entführt. Verschwunden aber war zugleich der junge Niklas Cothmann. Nie wieder hat ein Mensch von ihm erfahren.

Die Hexe Blattgerstin aber war die letzte ihrer Zunft, so zu Lemgo auf öffentlichem Markte mit dem Schwerte gerichtet ward. So geschehen im März des Jahres 1681.

Inhalt des Heftes 10: Prinzeß Irmgard. Roman von Else Croner (Schluß). — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Lied im Kriege. Gedicht von Helmuth Unger. — Vom Sturm in alten Herzen. Von Waldemar Bonsels. — Wanderung. Gedicht von Else Martin. — Die Hexe von Lemgo. Erzählung von Florentine Gebhardt (Schluß).

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 4. Dezember 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 11

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

1. Kapitel.

Ein Mainachmittag auf dem Potsdamer Platz in Berlin. Eine Menschenfülle, die sich die Leipziger Straße hinauf und hinab drängt. Auf einer Stufe des Blockhäuschens, in dem sich das Postamt befindet, stand ein großer, hagerer, junger Herr im Gehrock und Zylinder. Das verbrannte Gesicht verriet den Offizier. Die grauen Augen blickten finster auf das Menschengewoge. Die schmalen Lippen hielt er zusammengepreßt. Bartlos war sein Gesicht. Die Flügel der großen Adlernase zuckten, als sein Blick an einer eleganten, blonden Dame von ungefähr zweiundzwanzig Jahren hängenblieb, die auf der anderen Seite der Leipziger Straße hinaufschritt. Er sah ihr nach. Ein weicher Zug legte sich um seinen Mund. Hatte sie ihn nicht gesehen — oder nicht sehen wollen? Ach, das war jetzt ja so egal. Vorbei — vorbei .. die Lichtgestalt tauchte unter in den Menschenmassen, die sich am Wertheimschen Warenhaus zusammenballten . . . Aus dem Straßenlärm schlugen ein paar Worte an sein Ohr: „Det is der Sieglow!" da lachte er vor sich hin. Er war populär. Jeden Tag grüßten ihn hundert Menschen mindestens, von denen er nicht wußte, wer sie waren. Leute, die dem Pferdesport huldigten, waren es, die auf ihn manchen Goldfuchs gewonnen hatten. Ja, die Berliner! Die waren eine liebe Rasselbande! Ein bißchen arg schnoddrig, aber wenn man ab und zu, auf dem Sattelplatz, oder beim Zurückreiten zur Wage nach einem Siege, die Antwort auf eine übermütige Frage nicht schuldig blieb, das gefiel den Leutchen. Und wenn man wider Erwarten im geschlagenen Felde gewesen war und eine tüchtige Stange Gold von den Getreuen verloren wurde, so sah man wohl lange Gesichter, aber hörte nicht das Wort, mit dem die Berliner, wenn es auf dem grünen Rasen nicht nach ihren Wünschen geht, gar schnell bei der Hand sind — das Wort „Schieber".

Die Hände schlug Erich Sieglow auf dem Rücken zusammen und atmete tief auf. Er machte sich gar nichts vor — er stand vor der Lebenswende! Von der fröhlichen Jugend mußte Abschied genommen werden — und daran war der elende Mammon schuld. Er hatte viel Pech gehabt im vorigen Jahre. Anfangs war ihm das Glück nicht von der Seite gewichen. Als blutjunger Offizier war er in den Trubel hineingekommen. Reiterlich hervorragend veranlagt, hatte er immer häufiger „dem Felde die Eisen gezeigt". Die Sportpresse nannte ihn „einen Künstler im Sattel"! Ach Gott, so schlimm war das nicht. Wenn Kunst nicht Gefühl war. Das stellte sich immer von ganz allein ein, wenn die richtige Sekunde zu einem Vorstoß gekommen war. Und wenn er den Sieg in der Tasche hatte, so spielte er gern mit den Pferden, die in Front galoppierten, ein bißchen Katze und Maus, markierte ein ganz tolles Finish und warf dann den Gaul mit Nasenlänge oder Kopflänge durchs Ziel und freute sich, wenn ihm dann die Menge zujauchzte . . . Und nach dem Rennen schäumte das fröhliche Reiterblut auf, man saß zusammen mit gleichgestimmten Seelen — und auf einmal

Digitized by Google

lagen die Karten auf dem Tisch. Und die waren in der letzten Zeit wie verhext gewesen. Tausender auf Tausender war in andere Taschen gewandert. In den guten Tagen hatte man auch nicht das gewonnene Geld auf die hohe Kante gelegt. Knisterte ein genügend dicker Packen Scheine in der Brieftasche, so kaufte man sich einen neuen „Schinder", manchmal hatte man Glück, manchmal Pech. Fröhliches Reiterblut denkt doch nicht an einen „Reservefonds". Auf der Bank lag ja ererbtes Vermögen. Und das war nun so ziemlich halali, und unbezahlte Rechnungen waren auch „hinreichend" vorhanden. Schwerer war man auch mit den Jahren geworden. Auf manches Rennen mußte man verzichten oder den Gaul einen leichteren geben, ja, und da verrechnete man sich mitunter. Heimliche Buchmacher gibt's ja gerade genug in Berlin. Man trug ihnen ein paar Hunderter hin, und das Leichtgewicht konnte dann die „totsichere" Sache nicht landen. Denn nirgends geht's so verrückt zu wie auf dem grünen Rasen ... Und nun war ihm auch noch die Liebe ins Herz geschlagen. Die ganz große Liebe, die an den Nerven zerrte. Und ein Rennreiter und Nerven! Herrgott, wo blieb da die vielgerühmte Energie — die kühle Überlegung? .. Ach was, wenn die jungen Damen die Leipziger Straße hinabgehen, rennen sie doch ins Wertheimsche Warenhaus hinein. Also einmal gesehen, ob man Glück hatte. Und wenn man's hatte und Ilse von Wolfisheimb traf, dann sollte es ein Wink des Schicksals sein ...

Im Teeraum traf er sie. Seine grauen Augen blitzten auf.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein!"

„Sie hier, Herr von Sieglow? Guten Tag! Sie haben mir doch gesagt, Sie gehen in kein Warenhaus?"

Übermütig, fast spöttisch klangen die Worte.

Sieglow sah Fräulein von Wolfisheimb fest an. Von der Nasenwurzel zog sich eine Falte quer über seine Stirn.

„Ich tue es sonst auch nicht! Ich sah Sie hierhergehen und da ..."

Mit einer Handbewegung lud sie ihn ein, Platz zu nehmen, und unterbrach ihn.

„Das ist ja geradezu rührend von Ihnen!"

Er antwortete nicht gleich. Sah vor sich hin, hob dann den Kopf und blickte Fräulein von Wolfisheimb fest in die Augen.

„Warum kann ich eigentlich in der letzten Zeit nicht mehr von Ihnen ernst genommen werden, gnädiges Fräulein?"

Ein kurzes Zögern, dann kam die Antwort über die zuckenden Mädchenlippen.

„Weil ich mir den Luxus nicht gestatten darf, Sie ernst zu nehmen, Herr von Sieglow!"

Er schob das Kinn vor.

„Ach so — ach so — o!"

Es muß doch gesagt werden, wenn Sie mich ehrlich fragen, Herr von Sieglow!"

Der sah sie wieder an. Ein Zug lag um den schöngeschwungenen Mund, den er bisher dort nicht entdeckt hatte. Sollte sie — leiden, — um ihn? ... das durfte nicht sein! Er war der Schuldige ... Ihre Eltern machten ein großes Haus, der Vater war vortragender Rat im Ministerium des Innern, sie hatte noch vier jüngere Geschwister. Die Vermögensverhältnisse hatte er wahrscheinlich sich weit günstiger gedacht, als sie waren ... Da hieß es, kurz entschlossen ein Ende machen. Ein Offizier und Rennreiter verfügte doch über die nötige Willenskraft.

„Sie gestatten wohl, gnädiges Fräulein, daß ich mich verabschiede und Sie bitte, mir ein freundliches Gedenken zu bewahren? Es ... es ist das beste so?"

„Es muß das beste sein, Herr von Sieglow!"

Sie hielt ihm die Hand hin, Tränen standen in ihren Augen. Da beugte er sich schnell über die schmale Mädchenhand, küßte sie und verließ den Teeraum.

Ilse von Wolfisheimb sah ihm nach, erhob sich dann und ging durch das Warenhaus. Nur jetzt nicht denken. Sich treiben lassen von den Menschenfluten treppauf, treppab. Erich von Sieglow ahnte ja nicht, wie furchtbar schwer es ihr geworden war, ihm eine so deutliche Antwort geben zu müssen. Die richtigen Worte hatte sie wenigstens gefunden. Und überrascht hatte es sie auch nicht, als er plötzlich vor ihr gestanden. Ihre Gedanken hatten sich gerade mit ihm beschäftigt, wie so oft in der letzten Zeit ... Also das war das Ende — das Ende! ... Und wenn es schon sein mußte, war es gut so ...

Digitized by Google

Sieglows Gedanken kamen erst wieder in Ordnung, als er vor dem Ausgang des Warenhauses stand ... So, das war gewesen! Und er hatte Ilse von Wolfisheimb doch lieb. Rasend lieb! Das merkte er erst jetzt, nachdem er sie verloren ... Da erwachte seine Zähigkeit! Ach was, da wurde ein scharfes Rennen geritten, ein Rennen, bei dem es hieß: Sieg oder Genickbruch! Der elende Mammon sollte ihn nicht niederzwingen. Das hätte gerade noch gefehlt ... Ja, aber — woher wußte denn Ilse von Wolfisheimb Bescheid über seine schlechten Vermögensverhältnisse? Ihr Vater würde sich über ihn erkundigt haben. Na, da hatte er manches wahrscheinlich zugetragen bekommen. Eine leichtsinnige Fliege, die an einem Spiel Karten nicht vorübergehen kann ... Viel mehr wohl nicht. Denn „unangenehm" waren ihm seine Gläubiger noch nicht geworden. Der berühmte Rennreiter und Gardekavallerieoffizier Erich von Sieglow heiratet eben, wenn ihm die Not auf den Nägeln brannte, „vernünftig". Wie so viele andere. Machte man „Geschichten", kam man erst recht nicht zu seinem Gelde. Die Lieferanten der Gardekavallerieregimenter verdarben sich doch ihre Kundschaft nicht. Denn wenn der „Korpsgeist" zum Durchbruch kam, so wurden auf einmal die Rechnungen erbeten, bezahlt, und Neubestellungen blieben aus. Man verdiente an diesen Herren gut, und wenn einige auch jahrelang durch die Bücher „schwammen", schließlich zahlten sie doch oder wurden im Unvermögensfall mit einem Seufzer aus dem Schuldbuch gestrichen. Geschäftsunkosten! Aber das kam höchst selten vor ... Herrgott, jetzt die Gedanken zusammengenommen! Er hatte schon seit längerer Zeit mit einem Plan gespielt — jawohl, gespielt — der ihn eigentlich nie wieder recht losgelassen hatte ... Auf welche Wege verfiel man nicht, wenn man in Geldnöten stak und obendrein bis über beide Ohren verliebt war ... Da wohnte im Westen, am Viktoria-Luise-Platz, eine Frau von Karrein. Eine elegante Witwe von fünfunddreißig Jahren. Er hatte sie zufällig einmal kennen gelernt. Das heißt, ganz stimmte das nicht. Ein Kamerad hatte schnell einmal zehn Tausender gebraucht. Ganz einfach auf Schuldschein hatte er sie erhalten. Von der Dame selbst. Sie hatte nur von einem Regimentskameraden eine schriftliche Auskunft verlangt, wie der Betreffende stand. Er hatte sie gegeben und war aus Neugierde sogar mit zu dieser Frau von Karrein gegangen. Weil sie so „charmant" sein sollte. Und das war sie, weiß Gott ... Das dicke Ende war freilich nachgekommen, der liebe Karl war „standesgemäß" verkuppelt worden, weil er nicht zahlen konnte, das heißt, was man so „standesgemäß" nannte. Adlig war die Dame nicht gewesen, ihr Vater aber hatte keine silbernen Löffel gestohlen und war schwerreich. Der kleine Pollnow diente heute noch im Regiment, führte ein ganz zufriedenes Familienleben und würde todsicher bei Frau von Karrein zu einer Gegenleistung bereit sein ... Die eine kuppelte um Gotteslohn, die andere für Geld und gute Worte. Wenn am Ende eine vernünftige Tat herausah, mochte es angehen ... Natürlich, verkuppeln ließ er sich nicht. Wenn er aber in der nächsten Zeit einen tüchtigen Packen braune Lappen in die Hand bekam, dann konnte er herauskommen aus den Nöten, drehte der ganzen Rennreiterei den Rücken — erst recht dem Spieltisch — und heiratete Ilse von Wolfisheimb. Seine Mutter lebte ja noch in Wilhelmshöhe bei Kassel, von der würde er eine recht hübsche Erbschaft machen, aber sie war so schrecklich nervös und herzleidend, mit Geldforderungen durfte er ihr nicht kommen. Der Arzt hatte ihn dringend gebeten, ihr ja keine Aufregungen zuzumuten ... Und als er erst so weit gedacht, erwachte sein zähes Reiterblut. Also gleich hingegangen! Frau von Karrein hatte ja Telephon. Und da drüben im Blockhause war eine öffentliche Fernsprechstelle. Er hatte Glück, sie war zu Hause, entsann sich seiner noch ganz genau. Frauen, die solche Geschäfte jahrelang betreiben, ohne daß sie an die große Glocke kommen, sind verschwiegen. Hatte er nur erst mindestens fünfzehn Tausender in der Tasche! Mit denen holte er sich im nächsten Monat das Vierfache. Mußte es holen. Aber zu viel sagte er dieser Frau von Karrein nicht. Damit er sich jeden Augenblick verabschieden konnte, wenn — wenn die etwa Bedingungen an die Hergabe des Geldes knüpfte, die auf eine Ehe hinausliefen. Sie bekam einfach ihr Geld in vier

Digitized by Google

Wochen mit reichlichen Zinsen zurück, mit sehr, sehr reichlichen . . . .

Ilse von Wolfisheimb war nach Hause gegangen. Auf der Bendlerstraße wohnten ihre Eltern. Sie stand am Fenster ihres Zimmers und sah hinüber nach dem Tiergarten. Junges Grün lag auf den Bäumen, die Kastanien hatten ihre Kerzen geschoben. Lachend und plaudernd gingen die Menschen auf den Wegen. Da rollten ein paar große Tränen ihre Wangen hinab . . . Sie hatte Erich von Sieglow lieb und hätte um ihn gekämpft, wenn der Vater nicht gesagt hätte: „Ich hab' mich ganz genau erkundigt, es geht nicht, Ilse. Er spielt! Und wer spielt, dem geb' ich meine Tochter nicht. Denn die Spielwut ist wie Morphium, man kann sich die höchst selten abgewöhnen, und wenn man die besten Vorsätze hat. Außerdem soll das Spiel sein Vermögen so ziemlich verschlungen haben. Also beiß' die Zähne aufeinander. Lange wird sich Sieglow nicht mehr halten können, — wenigstens nicht bei der Gardekavallerie!" . . . Nur gut, daß sie vorhin die Kraft gehabt hatte, Haltung zu bewahren. Die Kraft schwand. Ilse Wolfisheimb sank in einen Sessel und weinte bitterlich.

---

2. Kapitel.

Frau von Karrein hatte mit einem verschmitzten Lächeln den Hörer wieder aufs Telephon gelegt. Das traf sich ja herrlich. In der letzten Zeit waren die Geschäfte miserabel gegangen, sogar einen bedeutenden Verlust hatte sie erlitten. Einer war ganz plötzlich über den großen Teich gebracht worden. Trotz aller Vorsicht konnte das passieren. Nun, meistens wurden sehr schöne Gewinne erzielt. Ganz einfach war es ja oft nicht, zum Ziele zu kommen. Sie faßte die Herren beim Ehrgefühl und blieb Dame der großen Welt. In den Kreisen reicher Leute war sie gern gesehen. Besonders bei solchen, die heiratsfähige Töchter hatten. So war es nun einmal im Leben. Verfügten die jungen Damen über eine bedeutende Mitgift, und hatten sie eine gute Erziehung genossen, wollten sie nach „Kronen" greifen. Und unter den jungen, vornehmen Herren gab es viele, die mit dem Zuschuß von zu Hause nicht auskamen oder ihr Vermögen verbuttert hatten. Im Staatsdienst sind keine Reichtümer zu erwerben. Na, da „rangierte" man sich eben! Und die meisten besaßen dann soviel Selbstzucht und Anstand und hielten ihre Frauen in Ehren. Manche Ehe hatte sie gestiftet, die ganz glücklich ausgefallen war. Der Deutsche tritt leicht an jede Sache mit allerlei Illusionen heran. „Herzensangelegenheiten" verwirren ihm leicht den Kopf, denn er pflegt sie — bitterernst zu nehmen. Das ist gut und das ist recht. Aber mancher kommt dann später zwischen zwei Mühlsteine und wird vom Schicksal zerrieben. Wer die Welt mit nüchternen Augen ansah, war im großen und ganzen besser dran. Auf den Rausch folgte kein Katzenjammer . . . Und wenn man den jungen Herren den Rausch nahm, ihnen den Kopf erst wieder einmal gerade auf die Schultern setzte, so zappelten sie wohl eine Weile an der goldenen Kette, an die man sie gelegt, aber schließlich bekam man sie dahin, wohin man sie haben wollte. Mit den jungen Damen lag die Sache bedeutend einfacher. Die wollten ja in diese Kreise hineinheiraten, und wenn sich die Eltern gegen die betreffende Partie sträubten, nun, so hatte man seine Mittelchen, mit denen man erst einmal die Mutter herumbrachte, und der vielbeschäftigte Vater gab schließlich nach, wenn ihm seine Frau tüchtig in den Ohren lag.

Die große, schlanke Frau von Karrein trat an den Spiegel, wiegte sich in den Hüften und lachte sich an. Aus einem bleichen, feingeschnittenen Gesicht, sahen ein paar große, braune Augen. Volles, kastanienbraunes Haar lag auf der weißen Stirn, auf den kleinen Ohren. Man hätte sie für achtundzwanzig Jahre halten können, man sah ihr die fünfunddreißig nicht an. Das schwarze Seidenkleid rauschte, die Brosche, eine mit Diamanten geschmückte siebenzackige, goldene Krone, an den schmalen, weißen Hände funkelten Ringe, verrieten Wohlstand. Die Wohnung war gediegen ausgestattet. Ein dicker Smyrnateppich dämpfte jeden Schritt in ihrem Salon. Ein paar gute Ölgemälde hingen an den Wänden, die Eichenmöbel hatten etwas Wuchtiges, waren aber gediegen und geschmackvoll. Immer war es Frau Ellen von Karrein nicht so gut gegangen. Ihr Vater war Rittergut-

Digitized by Google

besitzer in Ostpreußen gewesen, die Mutter war früh gestorben. Als einziges Kind war sie in den Pferdeställen und in den Koppeln aufgewachsen. Lebhaften Geistes sah sie frühzeitig, wie ihr Vater das Gut und seine Gesundheit kaputt wirtschaftete. Die „Nachbarn" zogen sich von ihm zurück, da setzte er sich hinter die Rotweinflasche und wurde ein Krakeeler. Ihr Vater machte ihr die Heimat zur Hölle. Da hatte die schöne Ellen von Theißen den ersten genommen, der um sie gefreit hatte. Der Vater hatte dazu die Achseln gezuckt und gesagt: „Sieh', wie du mit ihm fertig wirst!" ... Arnold Karrein war nicht viel besser gewesen als der Vater. Eines Tages, nach halbjähriger Ehe, waren ihm die Pferde durchgegangen, mit gebrochenem Genick brachte man ihn nach Hause. Den Vater drängten die Gläubiger, er griff zur Pistole. Da verließ sie Ostpreußen und zog nach Berlin. Ein Vermögen von fünfzigtausend Mark war aus dem Schiffbruch gerettet worden ... Zurückgezogen lebte sie erst in einer Familienpension im Westen. Eine ältere Dame, von der man munkelte, sie verdiene sich ihren Unterhalt durch Heiratsvermittlung, hatte sich besonders an sie angeschlossen. Nach und nach weihte sie die junge Witwe in ihre Geschäftspraktiken ein. Jetzt verdiente die sich im Norden recht reichlich ihren Unterhalt als — Kartenlegerin. Die Geschäftsverbindungen zwischen dieser Frau Dennert und ihr bestanden noch fort. Sie arbeiteten Hand in Hand, wenn eine Sache einmal „schwierig" lag. Und das kam recht oft vor. Ja, diese Frau Dennert! Wie gerissen die war! Und dabei sah die kleine, alte Dame mit den grauen Ringellocken, die ihr so lang an den Ohren herunterhingen, so furchtbar vertrauenerweckend aus. Die blauen Augen blickten so freundlich und teilnehmend jede an, die zu ihr kam, um sich aus den Karten weissagen zu lassen. Grundsätzlich empfing sie keine Männer. Die seien zu grob, meinte sie. Und das weibliche Geschlecht ist gesprächiger, da war sie schon im Bilde, wie die Dinge standen, bevor sie die Ratsuchende mit der linken Hand dreimal nach dem Herzen zu die Karten abheben ließ. Und das Merkwürdige war, daß nicht nur Frauen und Mädchen aus dem Volke ihre Kümmernisse bei ihr loswerden wollten, sondern auch sehr reiche und vornehme Damen. Natürlich richtete man es bei denen so ein, daß sie immer wiederkommen mußten. Dunkle Andeutungen spielen dabei eine wichtige Rolle, denn von diesen Damen war Geld zu holen .. Auf der Invalidenstraße, zwischen den Hotels am Stettiner Bahnhof, hatte sie sich ein Stockwerk gemietet, da fiel es nicht auf, wenn die Damen aus dem Westen in Autos vorfuhren, während man im „aufgeklärten" Westen Witze gerissen hätte, wenn sie sich dort niedergelassen hätte. Die vermögenden Besucherinnen hätten sich dort gescheut, bei ihr vorzusprechen. Und die Fünfzigpfennig- und Markstücke der Frauen aus den breiten Volksschichten, die im Norden in unzähligen Scharen wohnen, waren redseliger zu ihren Nachbarinnen. Juste, jeh doch mal zur Dennerten, die wird dir schon uffklären, wat er vor Zicken macht!" Denn natürlich handelte es sich um „ihn"! Und die Juste ließ sich das nicht zweimal sagen ... Wenn aber eine behauptete, das sei „Mumpitz" und sie sei nicht „Manoli", so wußten die getreuen Nachbarinnen von einer ganzen Anzahl Leidensgenossinnen und aus eigener Erfahrung, daß gar kein „Mumpitz" an der Kartenlegerei sei. Sondern das sei eine Wissenschaft, und nur diejenige könne da so Erstaunliches leisten, die die seltene Gabe des „Fluidums" besitze.. Wußte Frau Dennert durch ihre Vertraute, die als „Empfangsdame" diente, daß im Berliner Zimmer ein paar redselige Frauen saßen, die ihr Loblied in allen Tönen sangen, so ließ sie die nächste erst in ihr Heiligtum zur „Sitzung", nachdem die betreffenden Frauen sich ihren Kummer vom Herzen geredet. Die „Empfangsdame", die nebenan die „Korrespondenz" erledigte, hatte gute Ohren, und so war Frau Dennert oft schon unterrichtet, wenn die Ratsuchende im „Heiligtum" erschien. Und wollte es einmal durchaus nicht klappen, so war Frau Dennert um eine Ausrede nie verlegen. Treuherzig sah sie die Frau an und redete ihr gut zu. Sie sei heute zu aufgeregt, vermöge ihre Gedanken nicht fest auf den Kern der Sache zu konzentrieren, da könne sich ihr starkes Fluidum nicht mit dem schwachen der Ratsuchenden „vermählen", sie möge doch ein andermal wiederkommen. Zwei Drucke auf die elektrische Klingel kündigten der „Emp-

Digitized by Google

fangsdame" an, daß man es mit einer „schwierigen Patientin" zu tun hatte, da nahm sich die der Hilfsbedürftigen an, und was Frau Dennert nicht hatte herausbekommen können, das erfuhr dann meistens, wenigstens andeutungsweise, die „Empfangsdame". Die besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und wenn die „schwierige Patientin" auch erst nach vier Wochen wiederkam, so wußte sie noch ganz genau Bescheid, wie die Dinge lagen. Dann operierte Frau Dennert sehr vorsichtig, und wenn sie auch noch nicht ganz klar sah, so konnte sie der Frau doch wenigstens einen Trost mit auf den Weg geben! Und das blieb die Hauptsache, denn trösten lassen sich Frauen gern, dann kommen sie bald wieder . . . Für die „Damen" hingegen, die dichtverschleiert kamen, waren zwei Wartezimmer eingerichtet, in denen sie allein saßen. Und daß ihnen die „Empfangsdame" die Zeit zu kürzen versuchte durch freundlichen Zuspruch, dazu war sie doch da. Viel weniger redselig wie die Frauen aus dem Volke waren diese Damen selten, wenn man sie nur über die erste Scheu gebracht hatte. Außerdem hatte sich die „Empfangsdame" in ihrm Berufe viel Menschenkenntnis erworben. Vieler Worte bedurfte es da selten, um zu wissen, wo eigentlich der „Patientin" der Schuh drückte . . . Es war unglaublich, wie dumm die Menschen waren! Aber Frau Dennert begnügte sich durchaus nicht mit dem reichlichen Gewinn aus der Kartenlegerei. Kam zu ihr eine junge Dame aus vermögendem Hause, so versuchte sie die zu verheiraten. Das hörten doch die jungen Damen so gern: „Nächstens werden Sie einen kennen lernen, der einen tiefen Eindruck auf sie machen wird. Ob freilich eine eheliche Verbindung zustande kommt — das erscheint mir vorläufig noch recht zweifelhaft. Denn sehen Sie, da und da — dabei zeigte sie auf schwarze Karten —, Hindernisse werden auch zu überwinden sein, schwierige Hindernisse, heute steh' ich vor einem Rätsel, aber ich denke, mit der Zeit wird es sich lösen lassen, kommen Sie doch gelegentlich, etwa in vierzehn Tagen, wieder einmal vor, gnädiges Fräulein!" . . . Und das gnädige Fräulein kam todsicher pünktlich wieder, Frau Dennert aber hatte sich unterdessen zu ihr — zu ihrer lieben Freundin, Frau von Karrein — bemüht und dann wurden „Kavaliere vergoldet". Natürlich mußte eine anständige Heiratsprovision abfallen!

Frau von Karrein wiegte sich in den schlanken Hüften und lachte. Vorgestern war Frau Dennert bei ihr gewesen, ein „taugliches Objekt" hatte sie auf Lager, den Mann dazu zu besorgen, war ihre Sache. Herr von Sieglow hatte gerade zur rechten Zeit antelephoniert. Seit er damals mit seinem Regimentskameraden, Herrn von Pollnow, bei ihr gewesen war, hatte sie ihn im Auge behalten. Reiterblut pflegt leichtsinnig zu sein. Also geduldig warten! Denn solche Herren kamen natürlich erst zu ihr, wenn sie ganz tüchtig in den Nesseln saßen. Und das war ganz gut so. Da brauchte man nicht mit beharrlichem Widerstand zu rechnen. Und die Papas und Mamas, die für ihre Töchter gern Kronen erwerben wollen, sind auch fast immer bereit, sie ohne Wimperzucken zu — bezahlen. Es waren eben Kaufleute, die eine solche Heirat als Geschäft betrachteten, das einen tüchtigen Einsatz wert war . . .

Es klingelte . . . das Dienstmädchen, in schwarzem Kleide, mit weißer Schürze und einem weißen Häubchen auf dem Blondhaar, brachte ihr Sieglows Visitenkarte auf einem silbernen Tablett.

„Ich lasse bitten, Marie!"

Ganz Dame der großen Welt und doch mit einer gewissen Vertraulichkeit empfing Frau von Karrein ihren Besuch. Sie kannte sich in diesen Herren aus, so „entwaffnete" man sie am schnellsten.

„Guten Tag, Herr von Sieglow! Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Das heißt es stimmt nicht ganz, denn öfters habe ich Sie auf den Berliner Rennbahnen zu bewundern Gelegenheit gehabt."

Sieglow küßte Frau von Karrein die Hand.

„Bedauerlicherweise hab ich nie das Vergnügen gehabt, Sie in dem Menschengewoge zu entdecken, gnädige Frau."

Frau von Karrein lachte ihn aus. Jetzt mußte sie Sieglow einen kleinen Nasenstüber geben, das war ihm sicher äußerst peinlich, nun und dann versicherte sie, daß sie das Übersehen durchaus nicht als eine Kränkung empfunden habe. Nur solchen Herren gegenüber sich nichts

Digitized by Google

vergeben. Wenn die die „Dame" respektieren mußten, dann wurde man um so leichter mit ihnen fertig.

„Oh, ich kann es mir denken. Wer in den Sattel steigt, dem gehen auf dem grünen Rasen tausend andere Gedanken durch den Kopf. Da übersieht man leicht eine flüchtige Bekanntschaft. Obgleich ich öfters mit Herrschaften zusammen gestanden habe, Herr von Sieglow, die auch Ihnen zum mindesten den Namen nach bekannt sein müssen."

„Meine Gnädigste, ich bin untröstlich" . .

Weiter kam er nicht. Frau von Karrein lachte hell auf.

„Ich bin's nicht. Das wird Sie hoffentlich beruhigen, Herr von Sieglow. Aber, bitte, nehmen Sie Platz! Und kommen Sie in eigener Angelegenheit oder in der eines Freundes?"

„In eigener, gnädige Frau. Ich brauche auf kurze Zeit 15 000 Mark."

„Oh, das ist eine Menge Geld . . . ich bin durchaus nicht neugierig, aber wissen muß ich es doch, ob die Summe dazu dienen soll, Wucherer zu befriedigen."

„Absolut nicht. Es läuft weder ein Wechsel von mir noch bin ich in Wucherhänden."

„Die Erklärung müßte ich schriftlich haben, auf Ihr Ehrenwort, Herr von Sieglow. Das wäre das eine. Nun das andere. Auf wie lange?"

„Auf höchstens ein Vierteljahr. Aber ich gebrauche das Geld rasch."

„Sie können es morgen haben — unter zwei Voraussetzungen. Der Schuldschein wird auf 20 000 Mark ausgestellt, ich nehme aber nur 4 Prozent. Es gibt Leute, die nennen das Wucher. Ich nenne es ‚Risikoprämie'. Denn mitunter sieht man sein Geld nicht wieder. Erst neulich habe ich einen solchen Fall erlebt. Dafür haben Sie nicht nötig, Ihre Kameraden oder andere Bekannte zu bitten, ihren Namen unter einen Wechsel oder Bürgschaftsschein zu setzen. Das ist doch wohl eine ganze Menge wert."

„Ganz sicher, gnädige Frau. Ich bin erbötig, das Geschäft auf dieser Grundlage abzuschließen. Im übrigen glaube ich, wenn ich Herrn von Pollnow bitte, über mich Auskunft zu geben" . . .

„Gar nicht nötig, Herr von Sieglow", unterbrach sie ihn. „Ein Herr wie Sie, wird mich schon nicht im Stiche lassen. Aber auf die Erklärung muß ich bestehen . . . Also wann können Sie morgen nachmittag zu mir kommen?"

„Um sechs, gnädige Frau."

Mit einem liebenswürdigen Lächeln erhob sich Frau von Karrein, hielt ihm die Hand hin, die er küßte.

„Dann also morgen abend um sechs auf Wiedersehen."

Sieglow ging. Auf der Treppe blieb er stehen und tat einen tiefen Atemzug. Das war ja alles wunderschön gegangen. Viel, viel einfacher, als er sich's gedacht hatte. Nun ein bißchen Glück, und er holte mit diesen 15 000 Mark 100 000 heraus. Aus der „Armee", die Ende Juni in Hoppegarten gelaufen wird. Dem Rennen, in dem die Blüte der jungen deutschen Reiteroffiziere um den Ehrenpreis des Kaisers auf dem grünen Rasen kämpfte. Dann bezahlte er seine Schulden, gab Frau von Karrein 20 000 Mark, ging zu Ilse von Wolfisheimb und sagte: „Ich habe keine Schulden mehr, ein kleines Kapital besitze ich, der Spieltisch sieht mich nicht mehr, und in den Sattel werde ich nur steigen, läutet die Startglocke, wenn du es erlaubst. So lieb' ich dich." . . . Dann stand Ilse von Wolfisheimb an seiner Seite, kämpfte sie neben ihm, um das große Glück, dann siegten sie auch . . . da wurde es Erich von Sieglow ganz leicht ums Herz . . .

Frau Karrein erwartete an diesem Abend Frau Dennert. Die Kartenlegerin sollte sich „Instruktion" holen. Sie hatte ja einen „Goldvogel" auf Lager, der sich für Sieglow eignete. Solche Dinge mußten ganz allmählich in Fluß gebracht werden, damit die junge Dame nicht merkte, wie sie eingewickelt wurde . . . Und dann war noch etwas zu besprechen. Der Leichtfuß, den seine Verwandten über den großen Teich mit einem Freibillett spediert hatten, kam zurück. Sie hatte ihm telegraphisch das Reisegeld für eine Kajüte zweiter Klasse geschickt. Für den mußte eine Partie gesucht werden. Die Tochter eines reichen Fleischers oder Bäckers, denn „hohe" Ansprüche durfte der nicht mehr stellen. Auf diese Weise sah Frau von Karrein ihr Geld wieder und verdiente oben-

Digitized by Google

drein mit der Kartenlegerin die Heiratsprovision. Wenn man die Ohren steif hielt, fand man schon das Loch, das der Zimmermann gelassen hatte.

---

3. Kapitel.

Am nächsten Vormittag regnete es.

Eine junge Dame, die den Schleier heruntergelassen hatte, ging die Invalidenstraße entlang dem Stettiner Bahnhof zu und verschwand in dem Hause der Kartenlegerin. Auf ihr Klingeln wurde ihr von der Empfangsdame geöffnet, einer dunkelgekleideten, freundlichen Frau von ungefähr dreißig Jahren. Die junge Dame wurde in eines der beiden reservierten Wartezimmer geleitet, morgens kam fast nur die bessere Kundschaft, denn um die Zeit sind die Frauen aus dem Volke meistens unabkömmlich. Die Empfangsdame holte schleunigst eine Kleiderbürste, während die Besucherin mit einem beklommenen Lächeln den Schleier hochschob.

„Ach, Sie, gnädiges Fräulein. Nein, wie ist es schmutzig draußen, erlauben Sie."

Es half kein Wehren. Die Empfangsdame bürstete ein paar Schmutzspritzer sehr gründlich aus dem dunkelblauen Straßenkostüm und redete erst einmal frisch drauf los. So löste man den „Ratsuchenden" die Zunge.

„Einen Augenblick müssen Sie sich noch gedulden. Es ist noch eine vornehme, ältere Dame, anscheinend aus der Gesellschaft, bei Frau Dennert. Ihr muß das Herz sehr, sehr schwer sein. Denn, wenn sie kommt, und das passiert neuerdings recht oft, bleibt sie immer sehr lange. Gott ja, Frau Dennert sagte am liebsten immer Gutes, aber leider ist das selten möglich."

„Ich glaube doch, sie redet den Menschen gern nach dem Mund."

Still hielt die Empfangsdame die Bürste, sah mit ganz erstaunten Augen die etwa zwanzigjährige „Ratsuchende" an.

„Da irren Sie sich aber ganz gewaltig, gnädiges Fräulein. Manchmal gibt es hier sogar Szenen, das heißt im ‚Kabinett' der Frau Dennert. Sogar ohnmächtig sind schon welche geworden. Ja, wie könnte denn Frau Dennert immer wieder um Rat ersucht werden, wenn die Karten nicht die Wahrheit sagen?"

Die junge Dame lächelte spöttisch auf.

„Ich komme ja nur aus Neugierde. Ich glaube kein Wort."

Nun, das kannte man. Die so sprachen und doch immer wiederkamen, die saßen besonders fest am Angelhaken. Und diese junge Dame durfte auf keinen Fall locker gelassen werden, denn Frau Dennert hatte ihr heute morgen erst noch gesagt, daß sie gerade mit dieser ihre ganz besonderen Pläne habe. Was das hieß, lag auf der Hand. Und wurde ein „Abschluß" zur Zufriedenheit gezeitigt, so war die Kartenlegerin nicht so und drückte ihrer Empfangsdame mit einem stummen Lächeln ein paar Hundertmarkscheine in die Hand. Aus Erfahrung wußte sie aber, daß man den „Ungläubigen" gegenüber nicht zu schwere Geschütze auffahren durfte . . . Mit einem tiefen Seufzer legte sie die Bürste auf ein Ecktischchen.

„Sie werden schon mit der Zeit glauben lernen. Und daß ihre Angelegenheit anscheinend nicht recht vom Fleck kommen will, das wird seinen guten Grund haben. Das Fluidum . . ."

„Pah — das Fluidum."

Da machte die Empfangsdame ein sehr ernstes Gesicht.

„Sie glauben ja doch an das Fluidum. Es gibt eben in der Welt so viele geheimnisvolle Dinge, von der unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Legen sie einen Draht auf die Wage, wiegt er meinethalben fünfzig Gramm, und wenn Sie durch diesen Draht einen starken elektrischen Strom jagen, der Sie hinwerfen würde, nicht ein einzigstes tausendstel Gramm mehr. Das Fluidum ist auch ein Strom, wir können es wohl spüren, aber abwiegen nie. Diese Wissenschaft steckt noch in den Windeln. In ein paar hundert Jahren werden die Menschen sich sicher wundern, daß wir so dumm waren und mit dem Fluidum noch nichts Rechtes anzufangen wußten. Nur Gottbegnadeten ist es heute gegeben, tastend, vorsichtig dieser Wissenschaft Bahn zu brechen. Und Frau Dennert ist zweifellos so eine Gottbegnadete. Über wievieles haben die Menschen nicht gelacht, als es noch in den Anfängen stak, denken Sie nur an das Fliegen. Die Brüder

Digitized by Google

Lilienthal sind doch für komplette Narren gehalten worden. Es ließen sich da noch eine ganze Reihe anderer Beispiele anführen, die nachweislich sind."

So, das genügte wohl einstweilen. Denn sie wußte ganz genau, wer diese junge Dame war. Als die zum ersten Male zu Frau Dennert gekommen war, hatte die Kartenlegerin dreimal rasch hintereinander auf den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt. Das hieß: Setz' deinen Hut auf, geh' hinter der her, die jetzt bei mir ist, und stell' das „Nötige" fest, wir haben es anscheinend mit einem „Goldvogel" zu tun. Das hatte die Empfangsdame getan, die Portiersfrau war an ihre Stelle getreten, die „besseren" Ratsuchenden bedauerlicherweise mitteilen mußte, daß sich Frau Dennert heute „erschöpft" fühle — ihr Mann war eine brauchbare Kraft bei zu aufgeregten Frauen aus dem Volke, die anfingen, auf den Tisch mit der Faust zu schlagen und von Schwindel und ähnlichen Dingen zu reden — und was aus der Erkundung, die natürlich äußerst vorsichtig geschehen mußte, sich als unumstößliche Wahrheit ergab, war für die Kartenlegerin höchst erfreulich. Man hatte es mit dem einzigen Kind, Dora, des Großkaufmanns Blaak zu tun, aus erster Ehe, die sich bei ihrer Stiefmutter und den drei Stiefgeschwistern aber auch gar nicht wohl fühlte. Der Herr Kommerzienrat war mehrfacher Millionär, ein bedeutendes Erbteil von seiten ihrer Mutter stand der jungen Dame auch zur Verfügung, und noch mehr hatte die Empfangsdame herausgebracht, daß Fräulein Dora Blaak an einer unglücklichen Liebe litt . . . Natürlich hatte Frau Dennert gleich bei der ersten „Sitzung" das Richtige geahnt, ihr Beruf lehrte Menschenkenntnis — wenn eine junge Dame kam, die noch keinen Ehering am Finger trug, so lag es auf der Hand, daß eine unglückliche Liebe eine Rolle spielte. Die Kartenlegerin hatte den Kopf geschüttelt, daß die grauen Ringellöckchen hin und her schwangen, und hatte mit einem tiefen Seufzer gesagt: „Sie sind heute zu aufgeregt, liebes Fräulein. Sehen Sie, die wichtigsten Karten, — das sind die und die und die, liegen bald ‚außen' bald ‚innen', Ihr Fluidum ist heute unfähig, sich mit dem meinen zu ‚vermählen', kommen Sie doch in vierzehn Tagen wieder. Morgens. Da pflegen die Nerven nicht zu rebellieren. Aber an einem Tage, an dem Sie möglichst ruhig sind . . ." Fräulein Dora Blaak hatte ein Zehnmarkstück auf den Tisch gelegt, hatte lächeln wollen, aber da hatte ihr Gesicht sich zu einer Grimasse verzogen und da waren ihr die Tränen gekommen. Die Kartenlegerin hatte sie auf die Schulter geklopft, ihr freundlich zugeredet, meistens fingen die jungen Damen dann an, wenigstens Andeutungen zu machen, aus denen Schlüsse zu ziehen waren, aber Fräulein Dora Blaak hatte die Lippen zusammengekniffen und mit zitternden Fingern den Schleier herabgezogen . . . Bei der nächsten Sitzung war Frau Dennert bereits im Bilde gewesen. Aber die Karten hatten immer noch nichts ganz Bestimmtes verraten wollen. „Sehen Sie," hatte die Kartenlegerin gesagt, „da die Kreuzdame neben dem Schippenkönig. Da werde ich nicht so recht klug. Hat Ihr Herr Vater eine Haushälterin, mit der er sich gut steht?" Und ehe Dora Blaak hatte antworten können, hatte sie gesagt: „Ach nein, das ist nicht anzunehmen. Denn da liegen Kinder. Ein, zwei, drei Kinder, die zu der Kreuzdame gehören. Also Sie haben eine Stiefmutter. Gar nicht aufgesehen hatte Frau Dennert, was ihr die Karten sagten, stimmte doch. „Und, o weh, da liegt eine unglückliche Liebe. Aber machen Sie sich nichts aus der . . . Ja, nun versagen die Karten schon wieder." Noch einmal mußte Fräulein Blaak mit der linken Hand die neugemischten Karten dreimal nach dem Herzen zu abheben, wieder legte Frau Dennert vier Reihen, immer acht Karten, auf den spiegelblanken Mahagonitisch, aber es gab zum Schluß doch nur ein Kopfschütteln —, „Sie sind immer noch nicht ruhig genug. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, kommen Sie doch in acht Tagen etwa noch einmal wieder."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

10. Fortsetzung.

Ich wunderte mich, daß sie darüber gar nicht in ein besonderes Erschrecken geriet; ich hatte doch gedacht, das müsse wie ein Blitz aus einem blauen Himmel in ihr Dasein fallen. Sie sagte aber nur: „Das habe ich mir schon eine Weile gedacht, Herr Barondiot. Aber Sie werden mir nicht übelnehmen, daß ich Ihnen ein paar Bedenken entgegensetze."

Das tat sie auch, als Johanna dabei war; sie redete von unserer Jugend und von dem Unsicheren in meinem gegenwärtigen Beruf, weil es doch nicht feststehe, daß ich darin verharren wolle, und was dann werden solle.

„Ich gehe erst aus Ihrem Geschäft hinaus, Frau Nitzsche," sagte ich, „wenn mir meine Literatur einen festen Boden unter die Füße gegeben hat."

Das glaubte sie denn endlich nach langen Versicherungen, und weil wir von beiden Seiten auf sie eindrangen, mußte sie endlich ermattet das Feld räumen. Wir fielen uns vor ihren Augen in die Arme und glaubten das höchste Glück der Welt erreicht zu haben.

Der Vater murmelte ein paar unverständliche Worte, als er es erfuhr, aber seine gesunde Gesichtshälfte war dabei ruhig und erfreut, so daß wir es als gutes Zeichen nehmen konnten.

Und dann kam Viktor, nachdem er sich mit einem langen, verzagten und doch auch hoffnungsreichen Brief angemeldet hatte. Nun kam er wirklich und wahrhaftig, dieser uncouragierte, ewig schwankende Mensch, der sich nun doch von meinen lockenden Worten hatte hypnotisieren lassen und nicht ahnte, daß ich in meiner niederträchtigen Falschheit nur ein selbstisches Spiel mit ihm trieb, daß er mir Beruhigung und Ableiter sein sollte.

Wir begrüßten uns auf dem schmalen Bahnsteig des düsteren provisorischen Thüringer Bahnhofs mit großer Freude und Aufgeräumtheit. Viktor brachte mir Grüße von allen, besonders von Carry, die sich beklagte, daß ich so wenig von mir hören ließe.

Das gab mir einen Stich, und ich erkannte hinter vielen Schleiern, daß mein Unrecht, wie ich es dem Mädchen zugefügt hatte, immer größer wurde. Dann verschanzte ich mich aber hinter dem Trotz: Sie hat dir doch auf deinen Absagebrief nicht geschrieben, und das hätte sie tun müssen, wenn ihr etwas an dir liegen würde . . . Und bei allem merkte ich nicht, daß es der Wunsch nach ungestörter Ruhe war, der mir diese unehrlichen und lästerlichen Gedanken eingab.

Eine halbe Stunde lang, während wir in einem Café zusammensaßen, wo Viktor von der langen Reise sich ein wenig erholen wollte, hielt auch seine entschlossene Meinung von der neuen Zukunft in ihm vor, bis plötzlich blitzgrell die Frage aufzuckte, was er denn nun eigentlich in der fremden Stadt zunächst anfangen solle, um Fuß zu fassen. Da verwelkte er wie eine Blume, die man roh aus der Erde gerissen und auf steinigen Boden geworfen hat. Und da erkannte ich, daß ich unrecht an ihm gehandelt hatte. Denn dieser Mensch war zu schwach und ohne Gewalt gegen die grausamen und unaufhaltsamen Anströmungen des Lebens, und mit einem Talent allein, das wußte ich selber gut genug, war es nicht getan, mochte dieses Talent noch so bedeutend und eigenartig sein.

Ich wollte ihm alles sagen und ihn anflehen, er möge mit dem nächsten Zuge wieder heimfahren, aber ich war schon zu gelähmt in meinem ehrlichen Willen und sah immer nur den bequemen Sessel, in den ich mich hineinsetzen wollte. So ist er geblieben und hat sich seinen Weg gesucht.

Ich sah ihn manchmal, wenn ich ihn besuchte, in einer Ecke des kleinen, unbehaglichen Sofas kauern, in einem kalten, nüchternen Stübchen, das er sich um wenig Geld in einem bevölkerten Hause gemietet hatte; dort saß er, die Hände schlaff im Schoß, in dem schmalen, langen Gesicht eine gramvolle Entspannung, daß sich zwei tiefe Furchen von den Mundwinkeln nach dem Kinn zogen, und wenn er mir die Hand gab, war sie kalt und ganz weich, so, als habe er keine Knochen mehr darin.

Es glückte ihm endlich, als Klavierspieler in einer kleinen Schenke anzukommen, wo er stumpfen, kartenspielenden Spießbürgern fade

Digitized by Google

Märsche und Tänze vorspielen mußte. Er klagte nie, aber man merkte gut, daß er nicht glücklich war.

Ich hatte ihn auch in die Familie Nitzsche geführt, und er beglückwünschte mich mit einem trüben Mut zu meiner sicheren Existenz. Ich blähte mich auch auf und saß fest in meinem Sessel und wunderte mich nicht einmal, daß ich noch vor wenigen Monaten dem Gegenteil zugejubelt hatte, dem freien, unsicheren Leben auf den Landstraßen des eigenen, ungebrochenen Willens.

Das Dirnlein wurde gleich gut Freund mit Viktor, der ihm viel besser gefiel als ich, weil er ein lieberes Gesicht habe, sagte das Dirnlein, und mit größerer Anteilnahme und Freude seine Kleinmädelbesorgnisse und Überschwenglichkeiten mit ihn teilte. Das merkte ich ja nun auch selber, daß er ein ganz freudiges Gesicht bekam, wie er es sonst nie hatte, wenn Else mit ihm plauderte; ich sah auch, daß er oft ihre Hände festhielt und allerhand närrische und gutmütige Dinge vorbrachte.

So war denn bald der Winter da, und Seppele Barondiot, der schlaue Betrüger, saß in seinem warmen Sessel und wußte jeden zu verscheuchen, der ihn emporjagen wollte.

---

12. Kapitel.

Es kam eine unruhige und glückliche Zeit.

Wenn wir morgens am Kaffeetisch zusammentrafen, lächelten wir einander zu, Johanna und ich, jedes in seiner besonderen Art und doch so, daß wir alle beide wohl sehen konnten, daß es lieb und gut für uns gemeint war.

Die Mutter saß am schmalen Tischende und goß uns den Kaffee ein.

„Nimm dir nur recht viel Milch, Joseph," sagte sie, „das wird dir gesund sein."

Und Fritz bekam ein dickgeschmiertes Butterbrot. „Damit du mir im Geschäft nicht umfällst", sagte die Mutter.

Sie war wieder lebendiger und hoffnungsvoller. „Obwohl ich manchmal noch Bedenken habe," sagte sie einmal zu mir, „wird es doch im großen ganzen ein Glück für euch sein. Und", setzte sie nachdenklich hinzu, „vielleicht auch für mich."

Die Tage gingen, neue kamen, einer wie der andere, alle mit den sanften Farben unserer treuen Zuneigung ausgeschlagen. Manchmal besuchte uns Viktor, er brachte immer ein betrübtes Gesicht mit.

„Ich freue mich ja mit dir," sagte er, „daß du jetzt festsitzest und einen geraden Weg vor dir hast. Mit mir will es aber immer noch nicht besser werden."

„Geh' doch einmal zu Nikisch oder zu sonst einem von den Berühmten, sage ihnen, was du möchtest, vielleicht können sie dir helfen", riet ich ihm.

Er sträubte sich aber dagegen. „Was sollten sie denken, wenn ein landsfremder Mensch mit einemmal da mitten im Zimmer stände und etwas von ihnen forderte. Sie müßten mich ja wie einen Bettler ansehen, und das bringe ich nicht fertig."

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Sie kennen dich doch gar nicht, und wenn sie dich nicht anhören wollen, kannst du wieder gehen, ohne dich schämen zu müssen."

Er wollte aber nicht.

Da sagte ich noch: „Im übrigen wollen wir es doch so halten, daß du von jetzt ab hier bei uns ißt und auch bei uns bist, wenn du Zeit hast. Das wird dich in manchem trösten und dir Kraft geben, weiterzusuchen."

Er war in einem Kino untergekommen.

In dieser Zeit hörten wir auch, daß die Familie Winkelmann und besonders das Fräulein in ihrem Haß gegen mich viel Häßliches und Schmachvolles über uns verbreiteten. So berichtete eines Tages die Mutter weinend, eine Nachbarin habe ihr erzählt, es gehe das Gerede, ich wollte Johanna nur deshalb heiraten, weil kein anderer Ausweg bliebe . . . Die arme Frau weinte heiße Tränen, beklagte ihre Tochter und verwünschte die Menschen, die so schlecht waren. Johanna aber lächelte nur verächtlich und sagte: „Daran wollen wir gar nicht denken. Wir wissen doch, daß es nicht wahr ist."

Und ich sagte im Übermut meines Glücks: „Höchstens ist das Geschwätz ein Grund für uns, so bald wie möglich zu heiraten, das wird ihnen die Mäuler stopfen!"

Aber die Mutter war zu sehr in ihr eigenes Leben verbissen, als daß sie plötzlich eine

Digitized by Google

andere hätte werden können. Sie litt noch lange Zeit an dieser Verleumdung und schämte sich, auf die Straße zu gehen, weil sie meinte, alle Leute müßten sie mit Verachtung und Hohn betrachten.

An meine Mutter hatte ich einen langen Brief geschrieben, der von Glückseligkeit und Kindernarrheit überschwoll. Ich sagte ihr, daß es keinen gesegneteren Menschen geben könne als ihren Buben, und daß das Schönste bei allem sei, daß Johanna mich erst das richtige Leben gelehrt habe. Ich glaubte brünstig, was ich auf diesen vielen Seiten niederschrieb. Ich fand auch salbungsvolle, unechte Worte für alles, was mir auf meiner Ausreißerfahrt in der Heimat geschehen war; „weil ich wähnte," schrieb ich trotzig genug, „es müßte mir ein Extrakuchen gebacken sein, torkelte ich in sinnlose und unnütze Abenteuer hinein, griff in die Ferne, statt mich an der Nähe zu halten, um sie mir zu erobern, sie auszuformen und ein schönes und bequemes Haus daraus zu bauen."

Der Brief aber, den ich von meiner Mutter auf meine hochgemuten Worte erhielt, verdroß und ernüchterte mich. Sie schrieb, es sei mir von ihr alles Gute gewünscht, aber lieber hätte sie es gesehen, ich wäre in der Heimat ansässig geworden, mit einem richtigen Elsässermaidle, statt mit einer aus Deutschland, wenn schon einmal geheiratet sein sollte. Das einzige, worüber sie sich ehrlich und herzhaft freute, war meine Beständigkeit in dem neuen Beruf, in den ich hineingeraten war, ich wußte selber nicht wie. „Es ist besser," schrieb die Mutter, „man stellt einen einfachen Buchhalter vor, als man strolcht in der Welt umher und hat kein sicheres Brot. Du wirst ja jetzt selber eingesehen haben, daß einer von dem Geschreibsel nicht leben kann. Aber Du hättest auch Beamter werden können und hättest dann nicht soviel Zeit verloren."

So verstimmte mich also diese schwache Freude meiner Mutter im ganzen, und ich schalt sie unzufrieden und selbstsüchtig, weil sie mir jungem Menschen das schöne Leben nicht gönnen wollte. Ich bedachte nicht, daß sie es mir auch gegönnt hatte, als ich ein Landfahrer und Glücksucher geworden war.

Ich gab den Brief Johanna zu lesen und zeigte ein überlegenes Gesicht dazu, etwa, als hätte ich sagen wollen: „Na ja, man weiß ja, wie alte Leute sind!" So vergraben war ich schon in meine Ruheseligkeit.

Fritz, der sein erstes Liebeselend noch nicht verwunden hatte, schloß sich von Tag zu Tag enger an mich und wärmte sich in meinem Glück, das ich an der Seite Johannas tapfer und vollatmend genoß. Wenn die Rede von den üblen Klatschereien der Familie Winkelmann war, knirschte er mit den Zähnen und hieb wohl auch einmal auf den Tisch, daß die Teller sprangen. Ich sah ihm an, daß es dem Fräulein nicht gut ging, wenn sich einmal die Gelegenheit fand.

Aber eines Tages, es neigte auf Weihnachten zu, zeigte er sich wieder von seiner hellsten Seite, so, wie ich ihn zuerst kennen gelernt hatte. Er lief wieder munter in den Zimmern umher, beschnitt und retouchierte seine Photographien, die er in der freien Zeit angefertigt hatte, balgte sich mit dem Dirnlein, das eben sein sechzehntes Jahr beschritt und Großedamengewohnheiten in sein Lebensprogramm hineinnahm, und pfiff dem Tag die lustigsten Liedlein vor. Wir guckten ihn alle verwundert an, aber hinter seine Freude kamen wir nicht gleich. Der durchtriebene Mensch legte immer ein Tuch darüber, wenn er zur Tür hereintrat; dann sahen wir sie wohl darunter zappeln und hörten sie wohl auch juchzen, aber wie sie aussah und wer sie war, das verbarg uns das neidische Tuch.

Weil aber Leipzig gerade so klein ist wie das geringste Dorf, wenn es zwei harmlose Liebende verbergen soll, so geschah es eines Abends, als ich gerade um die Ecke des alten Rathauses bog und unschlüssig wegen des Weges auf dem Marktplatz stehenblieb, daß sich ein Pärlein langsam und in sich versunken quer an mir vorüberbewegte. Ich dachte gleich: „Eines von den zweien mußt du doch kennen!" und richtig, es war mein hinterlistiger Fritz mit einem zierlichen und, wie es schien, ganz appetitlichen Fräulein, das hingegeben an seinem Arm hing und ein schmales Gesichtchen schmachtend genug zu ihm aufhob.

Ich nahm mir dann den Jüngling vor und bekam auch in aller Verschwiegenheit Personalien und Charaktertugenden des neuen Fräuleins in das Gedächtnis geschrieben. Sie war

Digitized by Google

die Tochter eines Oberlehrers von einer Mädchenschule, ein liebes, unschuldiges Kind, das Marie hieß und unter den Herren noch keinen Bescheid wußte, wie Fritz strahlend versicherte, und ihm anhänglich sei wie Julia ihrem Romeo oder wie Hero ihrem Leander. Es ist närrisch, daß doch in jeder Jugendliebe ein wenig klassisches Beispiel spuken muß!

Trotzdem in dieser Zeit mancherlei Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen werden mußten, die die Mutter fast ganz ausfüllten, begleitete mich Johanna Tag für Tag frühmorgens in das Geschäft und blieb auch da, bis die Mittagspause fällig war. Meistens war sie dann auch noch nachmittags drüben. Ich selbst tat auch alles, was zu tun war, mit einer gemessenen und würdigen Ruhe, in die ich mich unbewußt hineingeschauspielert hatte. Ich dachte nicht mehr weiter, als meine Nasenspitze reichte, sah mich nicht um und nahm auch nichts mit, was rechts und links an meinem schmalen Weg sich bereithielt. Ich saß tief in meinem molligen Sessel und träumte gemächlich in einer zahmen Ruhe.

Das Weihnachtsfest verlebten wir in warmer Einigkeit, so wie ich es als Kind immer mit meinen Eltern verlebt hatte. Ich freute mich, daß es zu dieser seligen Zeit bei denen in Deutschland gerade so zuging wie bei uns. Es gab einen großen, schneeweißen Tannenbaum mit vielen Lichtern und goldenen Nüssen, mit Stollen und rotbäckigen Äpfeln; darunter lagen die Geschenke, wie jeder sie sich gewünscht hatte, und sie wurden mit dankbarem Herzen und warmer Freude entgegengenommen; man sang kleine, fromme Weihnachtslieder, die ich auf dem Klavier begleitete, und alle fühlten sich wieder als selige Kinder mit strahlenden Augen und glühenden Backen.

Der Vater, den wir in seinem Rollstuhl vor den Baum geschoben hatten, saß mit starrem Gesicht da und schien in lange vergangenen Zeiten herumzuwandeln. Als wir ihm die Geschenke in den Schoß legten, daß er sie bewundern und sich an ihnen freuen solle, sahen wir, daß einsame Tränen langsam und lautlos über seine Wangen rollten. Da warf sich die Frau vor ihm nieder und weinte mit ihm, und über den beiden unglücklichen Menschen zitterten die kleinen Kerzenflämmchen, duftete der frische Weihnachtsbaum, und ich merkte da wohl im stillen, daß auch an einem solchen Abend nicht alle Menschen ihren Frieden und ihre Versöhnung finden. Da fiel mir auf einmal wieder der Gott meiner Kindheit wie ein Feuertropfen auf das Herz und ich empfand eine traurige Vereinsamung. Ich rief nach ihm, aber er blieb still, und ich wußte mit einemmal, daß ich ihn verloren hatte.

Es gab aber noch eine kleine, trauliche Geselligkeit, die auch den Gelähmten unter ihre schützenden Flügel nahm, daß er endlich sogar mit seiner lallenden Stimme von dem großen Krieg erzählte, von den harten Tagen vor Paris und dem endlichen großen Jubel beim sieghaften Einzug in die eroberte Seinestadt.

Schon im Januar sollte die Hochzeit sein, ich hatte in meiner heftigen Verliebtheit darauf zugedrängt, bis ich es erreichte. Und Johanna stand mir bei, wie hätte es auch anders sein sollen. Es war ja jetzt alles gut: Ich hatte mein bescheidenes, aber sicheres Auskommen im Geschäft des Vaters und daneben noch kleine, erfreuliche Einnahmen aus meiner Literatur. Wir wollten ganz allein wohnen, in einer kleinen, warmen Wohnung mit hübschen, hellen Zimmern, und wollten Tag und Nacht beisammen sein, unser ganzes, langes Leben lang. Das dachten wir uns so frisch und wunderschön, daß wir ganz stumm vor Freude wurden, wenn wir es uns wieder einmal ausgemalt hatten.

Johanna blieb von der gleichen verhaltenen Zärtlichkeit, die es ihr nie erlaubte, sich ganz an mich hinzuwerfen; wenn ich sie küssen wollte, gab es zuerst immer einen kleinen, weichen Kampf, und hatte ich sie dann besiegt, so ließ sie ihren Mund schamvoll und unbewegt auf meinen Lipen ruhen. Nie drängte sie sich an mich oder riß mein Gesicht zu sich hin. Sie war immer ruhig und mütterlich, und das gefiel mir, weil es mir eine klare, treue Liebe für alle Zukunft zu versprechen schien.

Als Trauzeugen hatten wir uns meinen Freund Viktor und einen Vetter der Geschwister, er war der Sohn des kleinen Papierwarenhändlers in der Altstadt, gewählt.

Und dann kam der Januar, und auch in diesem Jahr zeigte sich der Frühling frühzeitig an, noch früher als im vergangenen, so daß

Digitized by Google

wir schon gegen Ende des ersten Monats eine ganz milde Luft und schnell schmelzenden Schnee hatten. Es wäre eine Sünde gewesen, wenn man sich dieser verheißenden Helligkeit und Sanftmut nicht anvertraut hätte, so oft einem die Zeit gegeben war. Johanna und ich streiften denn auch viel in den erwachenden Parken und Gärten vor der Stadt herum, Arm in Arm, in gesetzter Freundlichkeit und Ruhe wie zwei Menschen, die wohl wissen, was sie sich und dem Leben schuldig sind, und die stark und heiter ihrer Bestimmung entgegengehen. Wir sprachen viel vom Geschäft und vom Vater, und auch von unserer nahen Vereinigung; aber wenn eines von uns auf meine literarischen Arbeiten geriet, die ich in der freien Zeit hinter mich brachte, kleine Novellen und Gedichte, die gern von den großen Zeitschriften angenommen und gut bezahlt wurden, erfaßte uns beide eine ängstliche Verlegenheit, wir fühlten wohl alle beide, daß da etwas nicht ganz richtig war, und mochten der Entdeckung doch nicht nachgehen, weil wir fürchteten, es möchte Unliebsames für unser beiderseitiges Einvernehmen an den Tag treten. Und wenn ich allein dann mich ehrlich in diese Unsicherheit hineinversenkte, fühlte ich einen Schmerz in der Brust, und es war mir, als ob mich eine unbekannte, innere Stimme des Verrats und der Feigheit anklagte. Ich flüchtete mich dann aber in das Reden der Familie hinein, statt mit mir allein zu bleiben und mich zu verteidigen. Ich wollte nichts wissen, ich wollte das begrenzte, solide Glück behalten, das ich mir geschaffen hatte, wie ich wähnte, aus eigener Luft und eigener Kraft, ohne daß ich mir eingestand, es sei zu mir gekommen, weil die anderen es mir entgegengetragen und unbewußt aufgeladen hatten.

So kam der Hochzeitstag. Die Droschken waren bestellt, der Pfaffe auch, und außerdem ein gutes, ausgesuchtes Mittagessen in einem großen Hotel am Johannisplatz.

Da ereignete sich aber etwas, was mich in ein schreiendes Entsetzen hineinpeitschte.

Am Vorabend des wichtigen Tages weinte Johanna viel; aber es ging nicht die Empfindung von ihr aus, als flössen die Tränen aus einer Angst und Verzweiflung, sondern es war vielmehr ein beruhigendes Weinen, das mich stolz und noch glücklicher machte, als ich schon war. Es erzählte mir in seinem gehaltenen Dahinrauschen von der Freude und Erquickung, die das Herz des Mädchens zu erfüllen begannen, weil sie bald gänzlich mit mir vereint sein durfte.

Am Morgen war ein eifriges Laufen und Wirtschaften in der Wohnung; eine Schwester der Mutter war zu Hilfe geholt worden, damit sie den Kaffee kochen und sonst alles besorgen sollte, was zum Haushalt gehörte; Frau Nitzsche wollte freie Hände für ihre Tochter behalten, die stolz und strahlend herausgeputzt werden mußte. Ich saß in meinem Zimmer hinter dem ovalen Tisch, seit die Sonne aufgegangen war, eine zitronengelbe, verheißende Vorfrühlingssonne, die die großen Scheiben der Häuser mit flüssigem Feuer übergoß, daß sie sich in der Glut wollüstig bogen und aussahen, als ob sie jeden Augenblick mit einem jubelnden Klingen zerbersten wollten.

Ich saß mit aufgestützten Ellbogen hinter meinem Tisch und las in alten Briefen, von der Mutter, von guten Freunden und auch von Gretel. Und das alles schien mir so weit, so weit dahinten zu liegen, fern irgendwo in einem Land, dessen Menschen ich nicht mehr kannte, dessen Sitten mir fremd und verwunderlich geworden waren. Ich konnte mich wohl an Gretels keckes Gesicht mit der Himmelfahrtsnase und den vielen Sommersprossen erinnern, aber ich sah nicht mehr die tiefere Wahrheit dahinter und nannte jetzt die goldenen Flecken und Tupfen auf ihrer Hand Sommersprossen, wie sie alle Menschen nannten, die ich einmal ausgelacht hatte, weil sie nicht hinter die Dinge sehen wollten. Ich las auch den Brief Lias, in dem sie mir damals schrieb, sie müsse mich noch einmal sehen und mit mir reden. Aber er beängstigte mich nicht mehr, ebensowenig wie mich der Gedanke an jenen Abend beängstigte, als sie hilflos vor ihrer Haustür gestanden und mich um ein letztes Zusammentreffen angefleht hatte. Es war alles blasse, fast unwirkliche Erinnerung und lebte kaum noch. Die bewegten sich dort unten irgendwo, weit von mir durch ihre Schicksale, ich aber hatte mir hier ein neues Leben unter neuen Bedingungen, Versprechungen und Voraussichten gezimmert. Und es war gut so, wie es war, das sagte mir meine Verblendung.

Digitized by Google

Gegen acht Uhr klopfte es an meine Tür, ich sollte zum Kaffee kommen. In der Wohnstube regte sich die feierliche Unordnung, die allen wichtigen bürgerlichen Ereignissen vorangeht. Festkleider lagen ausgebreitet über dem Sofa und den Stuhllehnen; das Dirnlein stolzierte in einem koketten, weißen Batiströckchen herum, mit offener Taille, weil niemand Zeit fand, sie zuzuknöpfen. Fritz leuchtete aus seinen Westenarmlöchern mit schneeigen Hemdsärmeln hervor und trug vor der Brust eine breite, ernste Krawatte. Er pfiff nicht, sondern zeigte ein gesammeltes, vor Wichtigkeit unnatürlich zusammengezogenes Gesicht, in seinen Augen traf ich eine stumme, aber eindringliche Forderung an mich, gut zu seiner Schwester zu sein.

Wir tranken stumm und aufgeregt unseren Kaffee, keiner aß einen Bissen dazu. Die Zeit schlich langsam und widerwillig davon; es schien, als wären die Minuten große Stunden geworden, so aufdringlich saßen sie vor uns und ließen sich nicht verjagen.

Dann wieder hörten wir alle hinter der angelehnten Tür zu, wie der Vater von der Mutter angezogen wurde, als hätten wir dieses peinvolle Geräusch um einen Hilflosen noch nie gehört.

Das Dirnlein sagte: „Am meisten freue ich mich aber auf das Eis, autsch. Das soll fein werden!"

Das verwies ihr Fritz, indem er sie eine dumme, leichtsinnige Gans nannte; das Heiraten sei wahrhaftig etwas Ernsteres als Eisessen.

Aber das Dirnlein stichelte ihn mit seiner neuen Eroberung, hinter die es schon geraten war. „Atsch! Denkst wohl, man hat keine Augen im Kopf?"

Er wurde gleich kleinlaut und versprach dem Dirnlein eine Düte Pralinés, wenn es der Mutter nichts verrate. Sie wollte es denn auch nicht tun. Darüber kam Frau Nitzsche wieder herein, mit einem verweinten Gesicht, weil der Vater nicht mit auf das Standesamt und in die Kirche fahren konnte. Es hätte ihn zu sehr aufgeregt, und der Arzt hatte jede Erregung streng verboten. Jetzt saß der Vater in seinem Stuhl und träumte mit einem zufriedenen, guten Gesicht vor sich hin.

Johanna mußte ihrer Mutter folgen, um sich den Brautstaat umhängen zu lassen; Fritz verschwand auch aus dem Zimmer, und das Dirnlein zeigte kein Verlangen, mit mir in ein Gespräch zu kommen. So ging ich in mein Zimmer, das ich heute zum letztenmal bewohnte, um Abschied zu nehmen. Es sollte aber ein größerer Ernst werden, als ich dachte.

Auf dem Tisch lagen ein paar Briefe, die Frau Nitzsches Schwester hingelegt hatte, während wir Kaffee tranken. Ein paar unwichtige Drucksachen waren dabei, und dann fand ich einen Brief mit der Handschrift meiner Mutter und noch einen anderen, breiten, der eine seltsam krause, flüchtige Schrift trug, die ich nicht kannte und doch in einer seltsamen, plötzlichen Angst fürchtete. Ich las zuerst den langen Brief meiner Mutter.

Sie hatte alles niedergeschrieben, was sie für den Sohn auf dem Herzen trug, sie steckte ihm Richtpfähle und Wegweiser an seine neue Straße, daß er sie nie unter den Füßen verliere und etwa unbesonnen und ungelenk in einen verderblichen Graben hineintappe; sie stellte auch vorsorglich zierliche Ruhebänkchen hin, auf denen der Wanderer sich niederlassen konnte zu einer beschaulichen und erfrischenden Rast, wenn er sich müde gelaufen hatte; und für schlechtes Wetter gab es kleine Schutzhäuschen, in denen man unterstehen konnte, bis sich die schlechte Laune des Himmels verzogen hatte. „Und sei Deiner Frau ein treuer und liebender Mann, der sie stets auf den Händen trägt und ihr alles von den Augen absieht, damit Du getreu Deinem Glauben lebst, wie es der liebe Gott fordert." Ich lächelte ganz froh, denn das wollte ich wohl tun: Meine Johanna auf den Händen tragen und ihre Wünsche erfüllen, daß sie ihre Freude haben sollte.

Dann griff ich fast furchtsam nach dem anderen Brief und konnte mich lange nicht entschließen, ihn zu lesen. Er trug den Namen von Gretels Mutter als Unterschrift und war voll eines zornigen, schonungslosen Hasses.

„Damit Du auch von uns ein Hochzeitsgeschenk hast, Du falscher und treuloser Mensch, will ich Dir mitteilen, daß mein armes Gretel sich aus Verzweiflung über Deine niederträchtige Wortbrüchigkeit in den Teich im Park der Familie Barbignolle gestürzt hat. Nimm es

Digitized by Google

als ein Hochzeitsgeschenk, das man einem schlechten Menschen wie Dir von Herzen gönnt . . ."

Der unglückselige Brief flatterte aus meiner Hand, ich brach über dem Tisch zusammen und stieß einen lauten Schrei aus, daß Frau Nitzsche und Johanna erschrocken hereingelaufen kamen.

„Um Gottes willen!" sagte Johanna, indem sie mich aufzurichten suchte. „Was ist denn geschehen, Joseph?"

Ich konnte ihr aber nicht antworten und hörte, wie sie sich nach dem Brief bückte; er knisterte in ihren zitternden Händen, ich wollte es hindern, daß sie ihn las, es war ja genug, daß ich den Schlag erhalten hatte, aber ich konnte vor Entsetzen und Schmerz kein Glied rühren, und hatte nun auch noch zu meinem Elend die Qual zu tragen, daß das arme Mädchen mit einem zerrissenen Herzen diesen feierlichen Tag begehen mußte.

Es verging eine Ewigkeit, ich meinte, es müsse nun doch bald Nacht werden, und lag immer noch über meinem Tisch und konnte mich nicht aufraffen. Ich hörte ganz deutlich, wie der Atem Johannas schneller und schneller flog, und erschrak fast, als ich sie auf einmal ganz ruhig und so, daß man ihr nicht standhalten konnte, sagen hörte: „Geh' nur ruhig, Mutter, und mach' dich fertig. Ich komme auch gleich. Es wird ja auch bald Zeit. Die Wagen werden bald vorfahren."

Die Mutter ging auch wirklich; ich hörte die Tür leise hinter ihr ins Schloß fallen.

Dann fühlte ich einen weichen Arm um meinen Nacken und eine heiße Wange an meinem Haar. Und ich bekam auf einmal meine Kräfte wieder und warf mit einem rauhen Aufschluchzen die Arme um das Mädchen. Meine Tränen strömten über ihr weißseidenes Brautkleid.

Johanna aber sagte ein paarmal leidenschaftslos und mild: „Sie ist ja nicht tot, armer Junge, sie ist ja nicht tot. Mein armer Junge."

Sie hielt die Hand über meinem Kopf und las mir den Rest des Briefes vor: Gretel war noch zur rechten Zeit aus dem Wasser gezogen worden und hatte so gerettet werden können. Jetzt lag sie in einem Krankenhaus Belforts, und ihre Mutter war bei ihr und pflegte sie. Aus aller Qual heraus fiel mich ein tigerartig aufspringender Gedanke an: Warum liegt sie im Krankenhaus und nicht bei den Barbignolles? Es war ein grell aufleuchtender Verdacht. Aber die schmerzhafte Traurigkeit der Stunde löschte ihn aus.

Ich klagte mich mit heiserer Stimme der Vernichtung dieses Mädchens an. Unter den tröstenden Worten Johannas wurde ich langsam ruhiger, fand aber keinen Ausweg aus der schmerzlichen Anklage: „Ich bin doch schuld, daß sie es versucht hat; ich habe in meinem Leichtsinn geglaubt, sie sei ein oberflächliches Geschöpf, das leicht über eine solche Jugendliebe fortfliegen könne, und unterdessen hat sie sich gegrämt und mir nachgetrauert, und ich eigensüchtiger Mensch habe ihren Brief, den sie mir noch gar nicht so lange schrieb, in meiner Verblendung nicht verstanden . . . Ich war voll einer armseligen, kleinlichen Eifersucht, weil etwas von dem Monsieur Marcel darin zu lesen stand, und habe dahinter nicht den angstvollen Ruf nach mir gehört . . ."

Als aber Johanna nicht müde wurde, kluge und wärmende Worte zu finden, zeigten sich mir schon ein paar winzige Zweifel, die ich mit der Angst des Ertrinkenden festhielt.

„Es ist aber doch ein wenig sonderbar," sagte ich, „daß Gretel nie ernsthaft in mich gedrungen ist, ich solle einmal zeigen, wie mein Motto heißt. Sie hat nur immer von Toiletten und vom Leben im Haus der Barbignolles und von Ausflügen und lieben Kindertorheiten geschrieben. Von der Vergangenheit hat sie mir nie gesprochen. Und ich meine, das müßte doch sein, wenn eines ernsthaft etwas vom anderen will. Meinst du nicht, Johanna?"

Ja, das meinte sie auch, und sie sagte noch vieles, was mich über das Mädchen hinwegbringen sollte, und ich merkte aus allem gut, daß sie Gretel nicht besonders leiden mochte, wie ich es ja schon gemerkt hatte, als wir in das erste Gespräch über sie geraten waren.

„Was soll ich jetzt aber tun, Johanna", sagte ich. „Ich stehe doch da wie ein schlechter Mensch und fürchte mich davor, noch etwas von dir zu fordern. Ich darf ja jetzt gar nicht mehr mit dir gehen, weil doch immer dieser schwarze, stille Teich zwischen uns liegen müßte und ein Mädchen darin mit einem stillen, toten

Digitized by Google

Gesicht und mit Augen, die jetzt geschlossen sind, die mir aber einmal in scheuer Hoffnung nachgegangen kamen . . ."

Da küßte mich Johanna und stand mit einem kleinen, tapferen Lachen auf. „Du bist ja unschuldig an dem gefährlichen Teich", sagte sie stark. „Und es soll nicht an mir liegen, damit alles so zwischen uns bleibt, wie es bisher war."

Da kam auch die Mutter wieder herein, und wir mußten uns falsche Gesichter vorbinden, damit nicht auch sie in Unruhe gebracht würde. Sie sagte, die Wagen seien vorgefahren, und die Uhr zeige zehn Minuten vor der festgesetzten Zeit. Wir müßten jetzt zum Standesamt. Viktor wartete schon drüben im Wohnzimmer, und auch der junge Vetter Johannas.

Ich nahm Abschied vom Vater, den ich durch sieben Schleier sah, ich fühlte wie aus weiter Ferne, daß er meine Hand lange in der seinen hielt und wir beide zitterten. Was er zu mir sagte, verstand ich in meiner Verwirrung nicht. Ich weiß auch nicht mehr, was sich sonst noch alles ereignet hat; ich sah mich plötzlich in einem Trüpplein eifrig redender Menschen in einem großen, kahlen Zimmer, das einen würdigen, in seiner Steifheit ein wenig lächerlichen Ernst ausstrahlte. Und dann spürte ich Johanna neben mir und hörte eintönige Fragen gegen mich hermarschieren, die ich langsam und ebenso eintönig beantwortete. Ein kleines Männchen mit einem riesenmäßigen, kahlen Kopf saß vor mir; auf seiner rosigen Glatze funkelte ein großer Tropfen Sonnenlicht. Seine Feder knirschte über hartes Papier in einem großen, unhandlichen Buch. Er hatte kleine, wasserhelle Augen, die freundlich auf meinem Gesicht standen, als wollten sie sagen: Du scheinst nicht übel Angst zu haben, Männlein, aber es sieht mir doch gar nicht aus, als ob du die schlimmste Frau erwischt hättest!

Dann war wieder das Murmeln und Flüstern um mich, ich hielt Johanna am Arm und schritt steif wie ein Würdenträger über lange, breite Treppen, und niemand wußte, daß ich noch immer gebückt und hastig um einen stillen, schwarzen Teich herumlief, suchend, suchend und ewig nicht findend . . .

Der Tag verging mir so, als wäre ich nicht dabei, sondern säße vor einem dicken, schweren Vorhang, hinter dem sich Menschen bewegten, die immer lustiger, witziger und ausgelassener wurden. Ein paarmal kam eine Frage an mein Ohr, ob mir denn nicht wohl sei, und es wollte mir scheinen, als sei es eine ganz bekannte Stimme, und wenn ich dann streng darüber nachdachte, fand ich, daß es Frau Nitzsches Stimme oder die des jungen Fritz war. Als ich einmal elsässische Töne hörte, die verwundert sagten: „Du scheinst aber nicht besonderer Laune zu sein!" erschrak ich heftig, denn ich meinte, die Heimat sei gekommen, um mich zu verurteilen.

Ich habe nie einen Tag gelebt, der unbemerkter an mir vorüberlief als mein Hochzeitstag. Erst später ist es mir aufgegangen, was wohl Johanna gelitten haben muß, als sie mich in solcher Betrübnis und Versunkenheit sehen mußte und mir doch nicht helfen konnte.

---

13. Kapitel.

Im April kehrten wir in die Stadt zurück. Eine Zeit lag hinter uns, die uns das Leben mit großen Erfüllungen und weiten Versprechungen ausgefüllt hatte. Statt in die Ferne zu fahren, wie es junge Paare wohl zu halten lieben, hatten wir uns in einem verborgenen Dörflein des Erzgebirges festgesetzt, in einem alten, traulichen Bauernhaus mit einer gackernden Hühnerschar, mit derben, verschlossenen Menschen und einer gesunden, wahrhaften Ländlichkeit.

Die sanften, weichgeschweiften Berge lagen noch im Schnee, blendend weiß wie sorgsam gewaschene Wäsche unter einer kühlen Sonne, die nichts versprach. Die Luft war meistens so klar, daß man über weite Senkungen hin auf der anderen Seite Menschen bergan und bergab steigen sehen konnte; sie bewegten sich wie schmale, dunkle Striche auf dem hellen Untergrund.

Unser Dorf lag hoch und war Tag und Nacht von einem herben, herrischen Wind umbraust. Wir wohnten ganz oben im letzten Haus. Wenn wir morgens spät aus den Federn kamen, steckten wir die Nasen in die erfreuliche Gesundheit, die da draußen umwir-

Digitized by Google

belte, und atmeten die ganze Landschaft in unsere bereiten Herzen. Dann tranken wir den schwachen Kaffee mit viel Milch und aßen dicke, mit Butter überschmierte Schwarzbrotschnitte dazu. Die Bäuerin saß mit einem Kopftuch über dem strähnigen Haar am Ofen und erzählte erzgebirgische Schnurren und sang uns wohl auch ein melancholisches Liedlein vor.

Dann wanderten wir hinaus, wohin uns der Wind trieb, nach Osten oder nach Westen, oder wohin es sich gerade traf.

Einmal übernachteten wir in Gottesgab, in diesem wundervoll verträumten, weltentfernten böhmischen Dorf. Und da ist mir eine Kruste über dem Herzen getaut, daß ich auf einmal meinen mußte, ich sei wieder daheim und es säßen elsässische Bauern um mich her, und elsässische Lindigkeit wehe aus gelbem Reichenweirer Wein, und dahinein sängen und jubilierten die alten Glocken vom Kirchturm. Elsässische Mädchen wanderten in Reihen die Dorfstraße hinab und sangen ein kleines, wehmütiges Lied:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.
So hört' ich oft von alten Leuten,
Und nur von denen, da hab ich's her.
Drum sag' ich's noch einmal,
Schön sind die Jugendjahr',
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr."

Und die Augen der elsässischen Mädchen sprangen in der lustigen Welt umher wie junge Zicklein und fingen sich die tollpatschigen Burschen, die da schwerfällig hinterher gedudelt kamen, die Hände in den Hosentaschen und auf dem Ohr die zerknitterte Mütze.

Da saß ich nun, ich zahm gewordener Ausreißer, ich gelähmter Landstraßenfahrer, saß mitten in der alten, geliebten Vertrautheit, und es ist geschehen, daß ich weinen mußte, und da haben viele zu mir hergesehen, und manche haben wohl das schwermütige Blut gefühlt, das auch in mir umzieht, und das alle Menschen, denen es zugehört, zu Brüdern und Schwestern auf der ganzen Erde macht.

Da habe ich also ein paar junge Burschen und die lieben, erdhaften Dirnlein an meinen Tisch geholt, und es ist ein tüchtiges Zechen und Scharmutzieren angegangen. Johanna hat dabeigesessen und in ihrer stillen Art dazu genickt, so daß ich sehen konnte, es war ihr neu und recht. Als aber der böhmische Wein in meine Glieder fuhr und dem Gehirn seinen Besuch abstattete, kam der alte Abenteurer aus mir hervor, verneigte sich vor der Versammlung und pfiff eine verführerische Melodie vor ihr her, der sie nachtanzen mußte, Paar um Paar, in ein vergnügtes, helles, kinderseliges Land ohne Sorge hinein. Da ist aber Johanna zurückgeblieben, weil es nicht in ihrer Kraft lag, ausgelassen zu sein; sie saß nur immer da, ich mochte auf meiner Schalmei trillern und läufern, soviel ich wollte, und die böhmischen Musikanten mochten ihre schwermütigen Lieder singen zu Geige und Zither, sie saß nur da und hatte wohl ein freundliches, ermunterndes Lächeln, erweckte aber sonst einen fremden und aufreizenden Anblick. Da hat der Wein aus mir heraus gezankt, es möchte ihr doch kein Schaden geschehen, wenn sie ein wenig die Röcke schürzte und mittanzte, und was noch klar und nüchtern in mir war, sah nach diesen keifenden Worten, daß eine schmerzliche Röte in ihre Wangen schoß und ihre Augen ganz blaß und erschrocken auf die Tischplatte sanken.

Ich trillerte aber schon wieder und sang, und verlor mich so aus dem Bannkreis dieser Veränderung.

Es ist bis tief in die Nacht hinein musiziert und gelacht worden, und als die Burschen und Dirnlein endlich hinaustorkelten, sind wir gute Freunde gewesen. Aber in unserer Ehefreundschaft schien ein Bedenken munter geworden zu sein; da saß Johanna immer noch, todmüde, mit Schatten unter den Augen und ganz schlaffen, gleichsam gewelkten Händen. Ich wurde mit einemmal ganz klar in mir und bekam gelöste Augen.

„Aber Johanna, was ist denn?" fragte ich sie wie ein unartiger Schulbub, der Prügel verdient hat. Ich wollte meinen Arm um ihre frierenden Schultern legen, aber sie wies mich mit einer sanften Bewegung ab, so daß es hieß: Laß nur, es ist ja nicht so schlimm, aber du hättest es doch nicht tun sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der große Pflüger

Der Herrgott sprach: Es ist genug!
Ich nehme selber nun den Pflug
Und pflüge mir mit eig'ner Hand
Mein hartgewordenes Menschenland.

Gesagt! getan! Ein einz'ger Tag — — —
Und ein gut Teil der Erde lag
Schon als durchfurchtes Ackerland
Vor uns, von seiner Allmachtshand.

In blutigroten Abendschein
Warf er als Saatkorn kurz hinein
Den Fürsten wie den Bauersmann,
Und keins die Körner zählen kann, —

Jedweden, wie er ihn gewollt;
Und mancher Gute, Beste rollt
Als Dünger für das deutsche Land
In den zerwühlten Bodensand.

Und Tränen rinnen Tag und Nacht
Wie Regen, bis die Saat erwacht, —
Und Liebe, heiß wie Sonnenbrand,
In das erweichte Ackerland.

O großer Pflüger, halte ein!
Es ist genug! So laß es sein
Und laß aus Blut und Schutt und Brand
Erstehn das heilige Vaterland!

K. E. Knodt.

Straßenkampf / Skizze von Rose Raunau

Urplötzlich war die Sonne da. Hänschen stand am Tore, streckte die Hände in die Luft und sang. Und wer vorüberging, nickte ihm zu. Es war eben Frühling.

Die Menschen reckten die Nase in die Höhe, wunderten sich und lachten; sie wußten nicht warum. Festliche Lichter zündeten sich sacht auf ihren Alltagsgesichtern an. Der Herr Sekretär Knoll, der mit seinen Akten vorüberkam, knöpfte alle Knöpfe an seinem braunen Überzieher auf und machte Schritte, als sei er Rechnungsrat geworden. Und auch die Volksschullehrerin, Fräulein Niedlich, lächelte mit ihrem vertrockneten, Wehmut weckenden Gesichtchen und wiegte verschämt einen Traum in ihren wimperlosen, müden Augen. Es war eben Frühling. Und da wachen die tollsten Träume noch einmal auf und rumoren.

Der tolle Frühlingsgott, der über Nacht im Sturm gekommen und jauchzend über die Erde gerast war, hatte Geist von seinem Geist auch in vier drollige Hundebeine geschickt. Die umsprangen Hänschen. Cato, dem diese Beine zugehörten, schnappte nach der ledernen Schürze seines Herrn und zog ihn vorwärts. Das verstand er einfach nicht, wie der in solchem Wetter still vor der Türe stehen bleiben konnte. Und dort lag die lustige Wiese und winkte. Und grüne Gaze war schon darüber gelegt, sehr durchbrochen, aber immerhin grün. Wolken, kleine weiße Wolken waren oben am Himmel und machten, daß der blaue Himmel noch viel blauer blitzte. Und laufen konnte man drüben auf der Wiese, immer im Kreise, und sich überschlagen und springen. Man mußte doch überhaupt probieren, ob das Wasser im Mühlenfließe dort hinten auch schon wußte, daß es seit heute morgen Frühling war.

Er konnte jetzt gerade selbst hier draußen so hübsch frei sein Maul bewegen. Flink, bloß flink, ehe die alte Mine merkte, daß man fort war und einem etwa mit dem jeder Hundewürde spottenden Maulkorbe nachsetzte.

Zwei glückselige Kreaturen, liefen sie so in den lachenden Lenz hinein und sangen. Sangen Freudenlieder, jeder in seiner Sprache.

Kamen da aber zwei andere komische Menschen von der Straße herüber, merkte Hänschen.

Digitized by Google

Einer war mächtig lang und dünn und hatte lauter Leinen in der Hand, und der andere dicke rote, mit dem komischen blauen Halstuch, trug einen kleinen Hund, der eigentlich so gar nicht gern bei ihm war und ihn immer in die Hände beißen wollte.

Cato wurde unruhig. Das bildende Leben auf der Straße hatte ihn langsam zum Menschenkenner entwickelt, und er folgerte, daß sich von dem Einverständnis der beiden dort, das sich in Ellenbogenstöße umsetzte, nichts Erfreuliches erwarten ließ. Vergeblich rannte er seinem Herrn voran, um auch den zur Eile zu verführen. Der aber sprang schon wieder in schöner Gelassenheit von einem Bein aufs andere. Mit einem Sprung nahm er einen Trottoirstein, die ganz rücksichtslos, ohne System in der Größe abwechselten. Man mußte also gut aufpassen.

Plötzlich sah er auf und begann nach kurzem Staunen ein erschreckendes Geschrei. Eine lange Leine war schnell um Catos Hals geflogen, seines Catos Hals. Und an dieser schrecklichen Schlinge zogen die Männer ihn mit fort. Ein entsetzter Ausdruck war in dem Kindergesicht: das durften Männer und noch ganz fremde Männer dazu!

Er raste hinter ihnen her. „Meinen Hund will ich. Das ist mein Hund!"

„Da hättest du hübsch müssen einen Maulkorb haben, mein Jungeken."

Cato arbeitete wütend daran, sich loszureißen. Mit Fußtritten wurde er vorwärtsgetrieben, und die Schnur in der Hand des Dicken schnitt schärfer in seinen armen Hals.

Mit den kleinen festen Fäusten fuhr Hänschen wie wild auf die Männer los und zischte vor Zorn. Seine Zähne suchten die rohe Hand, die die Leine nicht loslassen wollte.

„So eine giftige Kröte!" Und ein Stoß ließ ihn zurückfliegen. Sein durchdringendes Geschrei hatte schnell Erfolg, und Hänschen hörte von den Zusammengerufenen zum erstenmal in seinem etwas von dem Gewerbe der Hundefänger murmeln.

Aber diese Bereicherung seiner Begriffswelt war kein Trost. Er blickte noch immer starr auf Catos nasse Augen, die so traurig aussahen, wie noch nichts auf der Welt und noch trauriger waren als sein Winseln immerzu.

Dabei horchte er nur halb auf den gutmütigen Schlächtergesellen, der Doktors Hänschen belehren gewollt, wie es Beamtenbeleidigung womöglich wäre, „sone" Herren zu hauen. „Sonst!" Und er streifte erst den rechten und dann den linken Ärmel hoch. Alle hörte er schimpfen auf die häßlichen Männer, aber niemand sagte zu seinem wachsenden Verwundern laut, daß die das überhaupt nicht gedurft hätten. Weil sie nämlich so ein Blechschild bekommen hatten vom Kaiser, der gewiß nichts dafür konnte.

„Lauf rasch zu Hause", wurde ihm geraten, „und hole drei Mark, sonst schleppen sie dir den Hund erst noch mit fort."

Drei Mark! Das war gewiß schrecklich viel. Und wenn Papa nur so viel Geld hatte! Aber der war überhaupt vorhin mit Friedrich auf Praxis über Land gefahren. „Mine! Mine!" schrie er schon von weitem, daß die mit der Schürze voll Spinatblätter, die um sie herflogen ihrem Herzblatt entgegengelaufen kam.

„Cato ist gefangen und sagt, er braucht drei Mark. Komme bloß ganz schnell, ein dicker Räuber und ein dünner wollen drei Mark haben."

So schnell war Hänschen noch nie davongelaufen wie jetzt, da seine Hand den kalten Taler umklammerte, den Mine, die die Situation intelligent erfaßt, schimpfend geschwind geholt hatte.

Aber er hörte erst langsam auf zu weinen, wie er seinen Cato wiederhatte, den er innig an sich drückte, angesichts der großen Menschenmenge, die noch immer die Zugehörigkeit des Hundes diskutierte.

Mine war indessen nachgekommen und legte, „sicher is sicher" noch auf Hänschens Arm, Cato den vergessenen Maulkorb um, der das Unabänderliche mit der Ergebenheit eines Wesens auf sich nahm, das gelernt hat, sich dem Willen und Walten der Obrigkeit zu beugen.

Hänschen streichelte ihn im tiefen Verstehen. Still ging er davon. Über allem eben überwundenen Weh, über die beruhigend quellende Freude hinaus, mit der er Catos Fell unter seinen kleinen Fingern fühlte, war ein großes Staunen in dem Kinde, ein quälendes Ahnen.

Das, das gab es? Zu Menschen, die scheußlich waren, mußte man freundlich sein und ihnen noch Geld geben, daß sie einem ließen, was ihnen doch so wie so gar nicht gehörte, und danke sagen und ganz artig sein?

Er sann vergeblich nach Worten dafür. Es gibt so viele Dinge in der Welt, für die die Kindersprache nicht Worte hat.

Lange lag er abends in seinem Gitterbettchen wach.

„Obrigkeit" hatte der Barbier gesagt und ein ganz anderes Gesicht dazu gemacht. Das Wort konnte Hänschen gar nicht los werden. Es verfolgte ihn in den Traum hinein. Und es verfolgte ihn ins Leben. Er war ein deutsches Kleinstadtkind. Armes Hänschen!

Digitized by Google

Auf dem Marsch

Der Eichwald rauscht uns einen Marschgesang.
Es schmettert drin von Sieg und Wiederkehr.
Nur manchmal summt's wie Totenglockenklang,
Und der es hört, dem wird die Seele schwer.

Auch mancher hört, wie sich ein Ton draus schwingt,
Ein alter, traurig-lieber Heimatton.
Dem wird's, wie wenn ihm seine Mutter singt:
„Breit aus die Flügel über meinen Sohn!"

Den Wald umloht ein tiefes Abendrot.
Am Wege, den wir ziehen, grüßt ein Grab.
„Hier starb ein Hauptmann seinen Heldentod!":
Ruft unser Leutnant: „Nehmt die Helme ab!"

Und weiter — weiter — in die Nacht hinein,
In irgend eine; in die letzte Nacht? . . .
„Herr, wie du willst, so mag es mit mir sein!
Doch über meinen Liebsten halte Wacht!"

Wir machen Rast und legen uns zur Ruh.
Der Leib ist müd', doch meine Sehnsucht nicht.
Sie fliegt noch einem fernen Ziele zu:
Sie fliegt aus dieser dunklen Nacht ins Licht.

Paul Ernst Köhler †.

Weihnachtsbücher

Julius von Pflugk-Harttung: **Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.** Ereignisse und Stimmungsbilder 1914 und 1915. Band 2: Der östliche Kriegsschauplatz. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. Geb. 3 Mk.

Ueber den Inhalt dieses in geschmackvoller Schlichtheit vornehm ausgestatteten Buches braucht nichts berichtet zu werden; wir haben die große Zeit, die hier geschildert wird, alle selber erlebt. Aber daß sie hier so gründlich und so fesselnd festgehalten wird, daß sie uns in dieser glänzenden Darstellung noch einmal so lebendig und in so leicht zu überschauendem Zusammenhange vor Augen gestellt wird, daß ist der große Verdienst des wertvollen Werkes, und die reizvolle Verbindung wissenschaftlicher Geschichtschreibung mit unmittelbar von Kriegsteilnehmern entworfenen Stimmungsbildern ist das methodische Geheimnis, daß auch diesem Buche des angesehenen Verlages einen vollen Erfolg voraussagen läßt.

Karl Stamm, Marcel Brom und Paul H. Burkhard: **Aus dem Tornister.** Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli. 2,40 Mk

Ein allerliebstes, keckes, köstlich frisches und dabei auch stimmungsreiches littarisches Geschenk des großen Krieges! Nicht aus den Reihen der Kämpfenden selbst, aber aus den Reihen der Hüter eines Volkes, das, neutral, anteilnehmend am Geschick der Kriegsführenden, mitteninne steht zwischen den ringenden Parteien. Zwei Schweizer Dichter, verschieden in ihrer literarischen Physiognomie, haben hier das zusammengelegt, was sie während des gemeinsamen Grenzbesetzungsdienstes heimlich geschaffen und heimlich im Tornister getragen, und ein Künstler des Stiftes steuerte die flott hingesetzten und dabei doch so sicher erfaßten Zeichnungen bei, die er beim gleichen Anlaß dem Leben absehen konnte. Dr. Hans Zimmer.

Prof. Hermann Uhde-Bernays. **Spitzweg,** der Altmeister Münchener Kunst. Billige Ausgabe mit 155 Bildern. Ein stattlicher Quartband mit 160 Seiten. In biegsamem Pappband 4 Mark, in hübschem Geschenkband 5,50 Mark.

Echter, kerniger deutscher Humor tut uns heute mehr not als je. Deshalb müssen Spitzwegs köstliche Schöpfungen gerade jetzt auch den breiteren Schichten des kunstfreudigen Publikums zugänglich gemacht werden. Diesem Wunsche wird die „billige Ausgabe" der großen Spitzwegmonographie gerecht, denn der stattliche Band in Quartformat enthält nicht weniger als 120 meist ganzseitige Abbildungen nach Gemälden des Meisters in vorzüglicher Wiedergabe, mehrere — weil zum Teil jetzt erst gefunden oder entdeckt —, die selbst in der großen Ausgabe noch nicht veröffentlicht sind; ferner eine farbige Tafel und etwa 35 Zeichnungen und Witzillustrationen, die Spitzweg für die „Fliegenden Blätter" seinerzeit gezeichnet hat.

Der Text von Professor Uhde-Bernays gibt ein äußerst lebendiges Bild vom Menschen und Künstler Spitzweg, von seiner Laufbahn und dem reichen künstlerischen und bürgerlichen Leben der damaligen Zeit. — Spitzweg, der freundliche Junggeselle mit dem goldenen Kinderherzen, das urwüchsige Original unter den alten Münchener Künstlern, tritt leibhaft vor uns.

So wendet sich das Werk an die vielen Freunde und Verehrer Carl Spitzwegs, die der ausgezeichnete Künstler in seiner Heimat und ganz Deutschland besitzt. Und über jenen Kreis hinaus darf es Anspruch machen, überall dort begeisterte Aufnahme zu finden, wo ein richtiger, gut deutscher Sinn zu finden ist für die Schöpfungen eines beglückenden Humors.

„Wenn dir's vergönnt je, dann richt' es so ein, daß dir ein Spaziergang das Leben soll sein!
Stets schaue und sammle, knapp nippe vom Wein, mach' unterwegs Bekanntschaften fein.
Des Abends kehr' selig bei dir wieder ein und schlaf' in den Himmel, den offnen, hinein!"

(Lebensregel Carl Spitzwegs.)

Der Ausstattung der Ausgabe ist alle Sorgfalt gewidmet worden. Die mehrfarbigen Einbandzeichnungen sind von Emil Preetorius. So liegt hier ein Bilderwerk vor, aus dem der Zauber des lieben Deutschland von ehemals, den wir im neuen Deutschland nicht missen möchten, in äußerst lebendiger und liebenswürdiger Form uns gegenwärtig wird.

Spitzweg. **Reime und Bilder.** Mit 24 Bildern. In hübscher Ausstattung 50 Pfennig.

Dieses Spitzwegbüchlein wird gewiß überall mit Entzücken aufgenommen werden. Es enthält außer einem kurzen, launigen Lebensabriß die humorvollen Verse und schnurrigen Sprüche des Meisters. Es sind köstliche Proben jener gemütlichen, heiteren Lebensphilosophie, durch die ein anderer Malerdichter, Wilhelm Busch, sich in Deutschland alle Herzen gewann, durch die gerade in den jetzigen Zeitläuften manche Sorge wenn auch nur für Augenblicke, von uns gescheucht werden kann. — Außerdem bietet das Büchlein aber noch 24 der schönsten Bilder des Künstlers in Mattkunstdruck. Eine entzückende kleine Geschenkgabe für jedermann, nicht zuletzt für unsere Krieger im Felde.

Digitized by Google

Richard Voß: **Das Modell.** Preis 1 Mark, Verlag Otto Janke.

Im Mittelpunkt dieses ausgezeichneten Romans steht ein Mädchen aus Saracenesco, deren Charakter die orientalische Herbheit und Zurückhaltung ihres Volksstammes bewahrt hat. Ein deutscher Maler, vom Schicksal in die Sarazenen-Kolonie verschlagen, erweckt sie zum Bewußtsein ihrer großen Schönheit und zur Nachempfindung seiner starken Leidenschaft. Sie wird sein Modell. Die Konflikte, die sich hieraus ergeben, sind in gleicher Weise spannend, vornehm und doch hoch realistisch dargestellt.

Else Croner: **Prinzeß Irmgard,** eine Mädchenschulgeschichte. Preis 2 Mark, geb. 3 Mark.

Die Verfasserin des „Tagebuch eines Fräulein Doktor" bewegt sich in ihrem Roman auf ihrem ureigensten Gebiet, das sie wie kein anderer beherrscht. Das Leben und Treiben, die Wünsche und Hoffnungen der jungen Mädchen erleben wir mit all den feinen und sonderbaren Eigenarten, die die Uebergangszeit vom „Backfisch" zur „jungen Dame" kennzeichnen. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Mädchenschullehrerin Irmgard von Dünow, die „Prinzeß Irmgard", deren Verlobung mit dem Direktor der Schule in sehr origineller Weise durch heimliche, später offene Vermittlung einer Schülerin zustande gebracht wird Der Roman ist ebenso spannend wie einwandfrei geschrieben und eignet sich daher besonders auch als Geschenk für heranwachsende junge Mädchen.

Freiherr von Schlicht: **Weit vom Schuß.** Ein lustiges Buch aus ernster Zeit. Mit farbigem Umschlag von Ernst Heilemann. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.

Weit vom Schuß spielt der neue Roman von Freiherr von Schlicht. Die Schatten und Lichter, die der Krieg in die kleine, aber feine Provinzstadt wirft, werden von Schlichts Meisterhand höchst humorvoll gezeichnet. Der Major z. D., Garnisonältester, die schöne, elegante Ostpreußin, die kleine Loni, die für ihren Schauspieler schwärmt, der Klaviervirtuose Thorwald, der an der Extrablattkrankheit leidet, und schließlich Dorette, bei der aus Mitleid mit ihrem verwundeten Offizier eine reine und tiefe Liebe entsteht, sie alle führen uns das Leben vor Augen, wie es sich weit vom Schuß abspielt.

Jungfrühling. Verlag L. Jannasch, Berlin.

In diesem Buche handelt es sich um eine balladenhafte Darstellung der deutschen Geschichte in großen Zügen. Das Ganze ist von einer entschieden völkischen Gesinnung getragen. Die zweite Folge behandelt die Geschichte des deutschen Volkes bis in die gegenwärtige Zeit Ohne daß der jetzige Krieg berührt würde, treibt doch die Entwicklung des Buches mit dramatischer Notwendigkeit auf diese Katastrophe zu.

Das Buch ist interessant geschrieben, und die Aufgabe, politische Probleme und Wahrheiten in Form von „Märchen" zu behandeln, ist jedenfalls originell gestellt und mit viel Geschick durchgeführt. Dr. Hans Janke.

Fritz Pistorius: **Die Kriegsprima** und andere Geschichten vom Doktor Fuchs. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Geb. 4 Mk., stark geheftet, feldmäßig verpackte Exemplare 3,50 Mk.

Wer sich nur einen Rest von jugendlichem Gemüt und Verständnis für die Jugend bewahrt hat, wird diese kurzen Erzählungen mit innigem Entzücken und oft mit tiefer Bewegung lesen. Bei Pistorius stand bisher der Humor in vorderster Linie Hier ist er, dem großen Vorwurf entsprechend, zum Begleiter geworden, der jedoch aus jedem Kapitel hervorlugt. Alle Seiten der Erlebnisse unserer großen Zeit klingen an: die gewaltige Bewegung der Augusttage, Lüttich, Tannenberg, U 9, der Abschied der Hinausziehenden, die Scham des vom Vater Zurückgehaltenen, das heimliche Wohltun eines anderen, die Schulfeier um die Gefallenen, die verschiedene Art, wie die Knaben fürs Rote Kreuz beisteuern, das Drücken ums Extemporale, das vergessene Mittagessen, der Streit beim Packen von Liebesgaben, und endlich der Besuch des verstümmelten Kameraden, der die Schwere seines Schicksals vergißt über dem Glück, vom Kaiser die Hand bekommen zu haben. Bekanntlich liegt Pistorius' Humor nicht im Erzählen toller Streiche, sondern in der feinen Beobachtung der Jugend. So erkennt jede Mutter ihren Jungen wieder, jeder Vater den seinen und die eigene Schulzeit. Das ist das Geheimnis, weshalb Eltern und Lehrer die Doktor-Fuchs-Bücher (es waren bisher „Von Jungen die werden" und „Doktor Fuchs und seine Tertia") mit ebensolchen Entzücken lesen wie die Jugend. Deshalb können sie auch den Feldgrauen draußen und im Lazarett mit ihren kurzen Einzelbildern Lachen und Freude bringen. Wer es nicht aus den Bänden 1806—13 bereits kennt, wird mit Staunen sehen, welchen Schilderer großbewegter Zeiten er in dem Humoristen Pistorius vor sich hat. Uebrigens ist unsere gewaltige Zeit hier von einem so besonderen Gesichtswinkel aus gepackt, daß das Buch späteren Geschlechtern zum ganz eigenartigen Quellenwerk werden kann. In der Knabenseele spiegelt sich ja das volk in ungeschminkter Reinheit.

Joachim Francke: **Hindenburgschläge und Hindenburganekdoten.** Mit einem Hindenburgmärchen von Erwin Rosen und Bildnis des Generalfeldmarschalls Hindenburg (Band 17 der Anekdotenbibliothek). Preis steif geh. 1,50 Mark, in Lwd. geb. 2,50 Mark. Bereits 15 Auflagen erschienen. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Ein Buch voll Leben und Bewegung über unseren Hindenburg, welches das Volk packt und unsere Krieger begeistert. Kurz, knapp, klar und wahr, das ist das Grundprinzip des Inhalts. Wir dürfen dem gewandten Herausgeber dankbar sein für diese Arbeit, die solche Werte dem Volke sichert, und die nicht nur für das Heute, sondern auch für das Morgen gilt. Das interessante, unterhaltende Buch sprudelt Geist, Kraft, Kampf und Humor. Unser Hindenburg, wie er leibt und lebt! Hindenburgs und seiner Helden schönste Taten! Das ist etwas, nach dem das Volk, ob jung oder alt, arm oder reich, Verlangen trägt. Das Buch wird die Volkstümlichkeit des neuen deutschen Kriegshelden, unseres Generalfeldmarschalls von Hindenburg, vertiefen.

Kriegsbuch für die Jugend und das Volk. Jahrgang 1915/16. Heft 1. (V 2. Jahrgang „Mußestunden". Eine Zeitschrift für Jugend und Volk. 7. Jahrg.) Halbjährlich 10 Hefte 1,50 M. Bei Bezug in einzelnen Heften das Heft 20 Pf. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Eine der besten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kriegsliteratur beginnt mit diesem Heft ihren 2. Jahrgang. Gerade in der Auswahl der Kriegsliteratur für die Jugend heißt es vorsichtig sein und die Spreu vom Weizen zu trennen. Das „Kriegsbuch für die Jugend und das Volk" hat schon im 1. Jahrgang überall so großen Anklang gefunden, und auch das uns vorliegende erste Heft des 2. Jahrgangs zeigt, daß Schriftleitung und Verlag auf dem gleichen Wege weiterschreiten wollen und der heranwachsenden Jugend in dem Kriegsbuch eine Schilderung der kriegerischen Ereignisse zu Wasser und zu Land geben, die in ihrer schlichten, nicht sensationell aufgebauschten Schreibweise die Jugend fesselt und zu vaterländischem Denken und Fühlen erzieht. Besonders lehrreich sind auch die Aufsätze über die technischen Hilfsmittel des Krieges, die in der Zeitschrift behandelt und von Fachleuten besprochen werden. Neben den kriegerischen Abhandlungen bleibt die Zeitschrift aber auch ihrem früheren Programm treu und bringt Arbeiten aus naturwissenschaftlichen Gebieten in unterhaltender und belehrender Form. Wir möchten die Zeitschrift den Eltern und Erziehern aufs wärmste empfehlen; sie ist vom pädagogischen Standpunkt aus vollständig einwandfrei, dabei im Preise so billig, daß sie in keiner Volks- und Schülerbibliothek fehlen soll. Das Bilder- und Kartenmaterial ist sehr gut, sowohl in künstlerischer als auch pädagogischer Hinsicht.

Digitized by Google

Rudolf Presber: **Der Don Juan der Bella Riva.** Ein Geschichtenbuch. Geheftet 3 M., gebunden 4 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Auch in unseren ernsten Tagen wird ein neues Novellenbuch von Rudolf Presber seine Freunde finden, ja vielleicht erweckt gerade die Stimmung unserer Zeit in vielen den Wunsch, durch heitere Schöpfungen für Augenblicke der Spannung enthoben zu sein. In dem neuen Band finden wir alle guten Seiten der frischen Art des Dichters, der durch die begeisterte Aufnahme seiner Kriegslieder „Der Tag des Deutschen" erst neuerdings wieder ein Blatt seinem Lorbeerkranz einfügen durfte. Es ist nicht nur der Witz und der treffende Sarkasmus, der seine Erzählungen zu einer so unterhaltenden Lektüre macht, sondern auch das im besten Sinne versöhnende und gütige Element seines Humors, dem zugleich eine ethische Wirkung nicht abgeht: sei es, daß z. B. ein unerträglicher Schwerenöter ad absurdum geführt wird, oder die Geschichte „Das Kohlenstäubchen" Gelegenheit gibt, rechthaberisches Benehmen so recht in seinen grotesken Folgen zu schildern. Ein herzliches Lachen, eine befreiende Wirkung üben seine Erzählungen aus, und man mag es vor allem auch unseren Verwundeten gönnen, sich damit ein paar vergnügte Stunden zu bereiten.

Wir sind sicher, daß auch das neue Buch Presbers seinen Weg machen wird.

Dr. Adolph Kohnt: **Christoph Martin Wieland** als Dichter und Weltweiser. Lichtstrahlen und goldene Worte aus seinen sämtlichen Werken und Schriften. Leipzig, Walter Markgraf.

Wieland ist uns Heutigen eigentlich ganz fremd geworden. Hört man seinen Namen, dann fällt einem nur der „Oberon" ein und die verschiedenen Beziehungen seines Dichtens zum Goethekreise in Weimar, allenfalls noch „Die Abderiten" werden hier und da gelesen. Er war eben nur ein Vorläufer unserer Großen, ein Bahnbrecher auf dem Gebiete unserer Literatursprache. Man darf aber nicht vergessen, daß ihn Goethe sehr hoch schätzte und viele seiner Arbeiten auch heute noch des Studiums wert sind. Wer sich die Mühe nicht nehmen will, die vielbändige Urausgabe durchzusehen, dem kommt die mit Geschmack und Urteil getroffene Auswahl Dr. Kohnts entgegen; sie bietet eine überraschende Fülle aus allen Schaffensgebieten des Dichters.

Dr. Walter Bombe: **Perugino.** Des Meisters Gemälde in 249 Abbildungen. In Leinen gebunden 10 Mark. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Band 25, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Perugino gehört zu den Künstlern, deren Name auch dann in der Kunstgeschichte fortleben würde, wenn keines ihrer Werke der Nachwelt erhalten wäre: ihm ist schon als dem Lehrer Raffaels ein unvergängliches Andenken gesichert.

Aber sein Lebenswerk ist uns in erfreulicher, wenn auch naturgemäß nicht absoluter Vollständigkeit überliefert, und es verkündet jeder neuen Generation, daß Perugino eben nicht nur der Lehrer eines der größten Künstler, sondern „selber einer" war; eine Persönlichkeit, in der die Eigenart der örtlichen Kunstschule, der er angehörte, die Höhe des Allgemeingültigen erreichte, und die nicht nur durch das, was Raffael bei ihm lernen konnte und gelernt hat, sondern durch ihr eigenes Schaffen für die italienische Kunst geschichtliche Bedeutung erlangt hat: Perugino steht mit an erster Stelle unter den Künstlern, die den Uebergang vom Quattrocento zum Cinquecento, zur Höhe der „klassischen Kunst" vorbereiteten. Das Wesentliche seiner Kunst hat Jakob Burckhardt in einer der berühmtesten Charakteristiken seines „Cicerone" mit den schönen Worten bezeichnet: „Es muß einen göttlichen Augenblick in seinem Leben gegeben haben, als er zum erstenmal die holdeste Form mit dem Ausdruck der süßesten Schwärmerei, der Sehnsucht, der tiefsten Andacht erfüllte." Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, diesen „göttlichen Augenblick" in seiner Reinheit dauernd festzuhalten, wenn er in seinen späteren Jahren die Begnadung, die ihm geworden, wohl auch gewohnheitsmäßig und mechanisch ausnutzte, er hat doch eine lange Reihe von Werken geschaffen, in denen Lieblichkeit und Hoheit, Anmut und Würde zu schönster Harmonie zusammenklingen. So durfte in der bekannten Sammlung der „Klassiker der Kunst" das Lebenswerk Peruginos nicht fehlen; und wenn dieser Peruginoband jetzt, zur zweiten Weihnacht des Weltkrieges, erscheint, so wird nach dem Gesetz des Kontrastes der idyllische und erhabene Friede, den sein Inhalt atmet, auf besonders dankbare und empfängliche Gemüter rechnen dürfen, wie der Band anderseits auch ein Zeugnis dafür bildet, daß wir Deutsche uns den Genuß der großen Kunst der Vergangenheit nicht durch das trüben lassen, was wir von den heutigen Landsleuten jener Künstler etwa Häßliches und Widerwärtiges erfahren müssen, und daß die deutsche Wissenschaft das durch viele Jahrzehnte hingebender Arbeit erworbene Recht, die Schätze fremden Geisteslebens zu erforschen und erwerbend zu besitzen, sich nicht verkümmern läßt durch die Schmähungen, die ihr heute aus den fremden Ländern entgegentönen.

Spielbücher. Seitdem es Menschen gibt, hat es wohl auch Spiele gegeben, das heißt Beschäftigungen, die der Erholung des Körpers oder des Geistes dienen, vor allem aber den Zweck verfolgen sollten, die Mußestunden angenehm zu vertreiben. Allmählich haben sich zwei Gruppen von Spielen eingebürgert, die Körperspiele und die Verstandesspiele.

Zu letzteren gehören vor allem das Schach- und Kartenspiel, Domino- und Brettspiel, auch Taschenspielereien, Rätsel, Streichholzspielereien, Scherzfragen u. dergl. dürfen dieser Kategorie beigezählt werden. Wenn die Körperspiele oder wie man heutigen Tages sagt, der Sport, in richtiger Weise betrieben, eine gesunde, harmonische Entwicklung, körperliche Gewandtheit, Abhärtung usw anstrebt, fällt den anderen die Aufgabe zu, gewisse geistige Fähigkeiten, die Gabe der Beobachtung, des raschen Erfassens, Benehmens auszubilden. Ein guter Spieler muß Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung besitzen oder lernen, sich diese Eigenschaften, die ihm überdies nicht beim Spiel allein, sondern auch im Ernst des Lebens große Dienste leisten, anzueignen. Dem Spiel muß man also auch sittliche Werte zuschreiben, und seine Bedeutung wird je länger, je mehr anerkannt. Diese Erkenntnis hat nach und nach auch immer mehr Hilfsmittel gezeitigt, mit deren Unterstützung sich das System, die verschiedenen Spielregeln erlernen lassen. Diesen Zweck sollen die „Spielbücher" erfüllen. Da mögen nun viele berufen, nicht alle aber auserwählt sein, wie die Sammlung des Verlags von Otto Maier, Ravensburg, die von Otto Robert herausgegeben wird und die sich wie die anderen Veröffentlichungen des Verlags großer Beliebtheit erfreut.

Bis jetzt sind 12 Bände erschienen. Der Reigen wird mit dem Schachspiel eröffnet, dann folgen allerlei Brettspiele, rechnerische Scherze, Scherzfragen und Wortspiele, Domino, Streichholzspielereien, Zauberkunststücke und Taschenspielereien, Schachaufgaben für Anfänger, Kunststücke aus dem Gebiete der Physik und Chemie, die 500 Rätsel, Schachentscheidungen für Vorgeschrittenere, Kartenkunststücke. Man sieht also, daß für reiche Abwechslung und die verschiedensten Liebhabereien gesorgt ist.

Jeder Band bildet ein Kompendium in seinem Sinne, der Text ist leicht verständlich, mit viel Liebe zur Sache und dem richtigen Geschick abgefaßt. Man sieht jeder einzelnen Nummer an, daß eine gute und sorgfältige Auslese getroffen wurde.

Preis jedes Bändchens 1 Mark.

Digitized by Google

Vermischtes

Zum Kampf um die deutsche Schrift. Vor kurzem hielt in der Gottsched-Gesellschaft im Bürgersaale des Berliner Rathauses die bekannte Romanschriftstellerin Frau von Bonin (Hans Werder) einen interessanten Vortrag über „Das Recht der deutschen Schrift", der etwa folgenden Inhalt hatte.

Wir müssen zum Kampf aufrufen für die deutsche Schrift, die einen gewissen Rahmen des Deutschtums bildet. Abgesehen von ästhetischen Gründen ist es vor allen Dingen die bedauerliche Ausländerei vieler Deutscher, die der eigentliche Grund ist, weswegen man die deutsche Schrift der Antiqua gegenüber zurücksetzen will. Während wir zum Verständnis der griechischen und lateinischen Kultur griechische und lateinische Buchstaben auf den Schulen lernen, und während wir uns auch in die Schriftzeichen dieser Völker vertiefen, während die Russen, Chinesen und Japaner ihre eigenen Schriftzeichen führen, will Deutschland sich auf dem Gebiete der Schrift auf seiner Eigenart begeben, nur um anderen das Verständnis der deutschen Kultur möglichst zu erleichtern. Wenn es auch sicherlich wünschenswert ist, daß wir andere Völker und diese uns verstehen, dürfen doch die Rücksichten auf Fremde nicht so weit gehen, daß man sich ganz der eigenartigen deutschen Schrift entäußert. Eine eingehende historische Erörterung dessen, was man unter deutscher Schrift zu verstehen hat, ist in der Kürze nicht zu geben, sondern es genügt festzustellen, daß die eigentliche deutsche Schrift aus der Schrift der alten Runen herstammt. Man muß darauf hinweisen, daß auch die Buchdruckerkunst in Deutschland erfunden ist, daß die Bibel und fast alle berühmten Werke der Weltliteratur zuerst in Deutschland und in deutscher Schrift gedruckt wurden. Erst mit der Renaissance erschien die Antiqua auf der Bildfläche. Heute, wo unsere Heere draußen Hervorragendes leisten, der deutschen Eigenart und dem deutschen Können das beste Zeugnis ausstellen, ist es ganz besonders an der Zeit, sich der deutschen Schrift anzunehmen und nach Kräften beizutragen, der deutschen Schrift zur Anerkennung und zu einer gesunden Entwicklung zu verhelfen.

Die Vortragende erntete für ihre Ausführungen reichen Beifall und es ist anzunehmen, daß sie denselben auch außerhalb des Vortragsaales finden wird. Dr. H. J.

Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, Barbarossastraße 65, versenden ihren diesjährigen Jahresbericht, aus dem hervorgeht, daß die Mitglieder der Gruppen im vergangenen Jahre mehr als je zur Hilfsarbeit herangezogen worden sind. Ihnen fiel die Aufgabe zu, „Offiziere" für die Kriegsarbeit zu stellen. Es hat sich bei Kriegsausbruch und in den folgenden Monaten deutlich gezeigt, wie notwendig sozial geschulte Kräfte sind und wie wertvolle Dienste die in den Gruppen ausgebildeten Frauen leisten konnten. Die Gruppen nahmen an der Gründung des Nationalen Frauendienstes teil und beteiligten sich in ausgedehntem Maße an der Organisation der Kriegsfürsorge. Die verantwortlichen Aemter im Nationalen Frauendienst liegen zum größten Teil in Händen von erfahrenen Gruppenmitgliedern; so werden von 23 Hilfskommissionen 17 von Mitgliedern der Gruppen geleitet. Die Mitgliederzahl der Gruppen stieg von 1164 auf 1257. Die Vermittlung von Hilfskräften wurde vorwiegend im Rahmen des Nationalen Frauendienstes ausgeübt. Darüber hinaus wurden noch 200 Helferinnen an andere Wohlfahrtsanstalten überwiesen. Durch die Stellenvermittlung für besoldete soziale Arbeit wurden 28 Stellen besetzt. In den ersten Kriegsmonaten fanden naturgemäß keine Veranstaltungen statt, doch wurden im Januar wieder Monatsversammlungen abgehalten, um in gemeinsamer Erörterung über die durch den Krieg entstandenen Aufgaben und neuen Probleme Klarheit zu gewinnen. Eindringlicher noch als in Friedenszeiten ergeht der Ruf an alle noch freien Kräfte, sich der sozialen Arbeit zur Verfügung zu stellen, um durch ihre Mitarbeit dem Vaterlande zu dienen. Anfragen und Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, Barbarossastraße 65, zu richten. Die Sprechstunden finden Mittwoch und Sonnabend, nachmittags von 4 bis 5 Uhr, statt.

Shakespeare zum Weltkrieg.

Michel.

Kann denn ein schlichter Mann nicht harmlos leben,
Daß nicht sein grader Sinn mißdeutet würde
Von glatter, gleisnerischer, schlauer Sippschaft?
Richard III., Akt 1, Szene 3.

Italien.

Von Frieden sprech' ich, während unterm Lächeln
Der Sicherheit versteckte Feindschaft schon
Die Welt und ihre Ruhe tief verwundet.
Heinrich IV., Teil II, Prolog.

Hoffnung auf Japan.

Bei Entwürfen so blutdürst'gen Blickes
Darf Einbildung, Mutmaßung und Erwartung
Unsich'rer Hilfe nicht in Anschlag kommen!
Heinrich IV., Teil II, Akt 1, Szene 3.

Deutsche Wachsamkeit.

Denn Friede selbst (und wär' auch nicht entfernt
Von Krieg und offenkund'gem Streit die Rede)
Darf nie ein Reich so träg' und schläfrig machen,
Daß Festungsbau, Heerschau und Landwehrrüstung
Nicht unablässig würde so betrieben,
Als wenn der Feind schon stände vor der Tür.
Heinrich V., Akt 2, Szene 4.

Die schwarzen Hilfstruppen.

Die Not gesellt den Menschen mit sonderbaren Beitgenossen! Sturm, Akt 2, Szene 2.

D'Annunzio.

Ich wäre lieber ein Kater, der miaut,
Als so ein Reimschmied und Balladendudler.
Heinrich IV., Akt 3, Szene 1.

Bestechliche Presse in Neutralien.

In den verderbten Lästen dieser Welt
Kann die vergold'te Hand der Missetat
Das Recht wegstoßen, und ein schnöder Preis
Erkauft oft das Gesetz. Hamlet, Akt 3, Szene 3.

Russische Intendantur.

Ehrlich sein heißt, wie es nun einmal der Lauf der Welt ist, ein Auserlesener unter Zehntausenden sein.
Hamlet, Akt 2, Szene 2.

Havas und Reuter.

Wahrheit ist ein Hund, muß zu Loch kriechen und sich hinauspeitschen lassen, während Petz Lüge am Kaminfeuer sich breitmachen darf und stinken.
Lear, Akt 1, Szene 4.

Berichte der obersten Heeresleitung.

Ein redlich Wort macht Eindruck, schlicht gesagt.
Richard III., Akt 4, Szene 3.

Deutsche Zuversicht.

Das Ende krönt das Werk!
Troilus und Kressida, Akt 4, Szene 5.

G. Lindau.

Inhalt des Heftes 11: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Der große Pflüger. Gedicht von K. E. Knodt — Straßenkampf. Skizze von Rose Raunau. — Auf dem Marsch. Gedicht von Paul Ernst Köhler. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 11. Dezember 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 12

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

1. Fortsetzung.

Heute sollte nun der „dritte Sitzungstag" sein. Dora Blaak war durch das lange Warten unruhig geworden. Sie ging im Zimmer auf und ab. Die Empfangsdame hatte sich entfernt, es war geklingelt worden. Wenn heute „die Karten nicht deutlicher sprachen", dann kam sie nicht wieder. Obgleich das, was ihr Frau Dennert neulich gesagt, sie doch stutzig gemacht hatte. Woher wußte die etwas von dem Unfrieden zu Hause, von der Stiefmutter? Nun, in Berlin war vieles zu erfahren. Aber sie hatte doch beide Male am Stettiner Bahnhof ein Auto genommen und war in die Stadt gefahren, Besorgungen zu machen, ehe sie sich nach Hause begeben hatte. Berlinerinnen sind doch schlau. Also „etwas mußte an der Kartenlegerei" wirklich sein.

Als die Empfangsdame nach einer halben Stunde wieder eintrat und mit freundlichem Lächeln sagte: „Frau Dennert läßt bitten", stand es bei Dora Blaak fest, daß sie nicht wiederkam, wenn ihr die Zukunft nicht deutlicher enthüllt wurde . . .

Frau Dennert begrüßte die junge Dame sehr freundlich, streckte ihr die Hand entgegen und hielt die ihre fest und sah ihr dabei prüfend ins Auge. Eine Schönheit war ja Fräulein Blaak nicht. Kaum mittelgroß, schon jetzt zur Fülle neigend, der Mund war reichlich groß, die Stupsnase sehr klein, das brünette Haar schien recht dürftig zu sein. Schön aber waren die veilchenblauen Augen. Und recht klug war das junge Mädchen. Eine richtige, helle Berlinerin mit einem etwas losen Mundwerk. Aber Geld bekam sie mit — viel Geld. Und die Eltern verkehrten in Kreisen, in denen auch Offiziere anzutreffen waren. Also ein „Hinderungsgrund" würde nicht vorliegen. Aber leicht würde es nicht werden, die mit dem berühmten Rennreiter Sieglow zusammenzubringen. Na, wenn einem das Wasser bis zum Halse stand, dann griff er eben nach dem Rettungsring . . . Diese Gedanken zuckten sehr schnell durch Frau Dennerts Kopf.

„Sie scheinen heute ruhiger zu sein, mein liebes Fräulein. Nun denken Sie aber, bitte, auch ganz fest an das, was Sie wissen wollen. Und nehmen Sie die Sitzung ernst. Sonst — ein bedauerndes Achselzucken folgte, — „ja sonst kommen wir heute wieder nicht weiter."

Fräulein Dora Blaak erwiderte nichts, setzte sich Frau Dennert gegenüber an den Mahagonitisch und sah auf die kleinen, gepflegten Hände, die geschickt die Karten mischten. Dann hob sie dreimal mit der linken Hand die Karten nach dem Herzen zu ab.

Frau Dennert legte die erste Reihe, acht Karten, und sah dann die junge Dame an, sprach aber kein Wort, nickte nur mit dem Kopfe, daß die langen, grauen Ringellocken hin und her baumelten und begann dann die zweite Reihe zu legen. Aber schon bei der dritten Karte hielt sie wieder inne und legte nachdenklich die Stirn in Falten. Irgend etwas schien ihr nicht zu gefallen. Dann legte sie rasch weiter — bis nur noch zwei Karten übrigblieben. Und da sagte die Kartenlegerin: „Ah", drehte die beiden letzten Karten mit Nachdruck um und legte sie in die Reihe. Dann sah sie Dora Blaak lange an. Ein Lächeln

Digitized by Google

lag um ihren Mund — ein vielsagendes. Die „Ratsuchende" aber starrte auf die Karten mit finsterem Gesicht, als erwarte sie aus denen allerlei Unheil.

„Also, liebes Fräulein, die Zukunft lichtet sich."

Aber Dora Blaak sagte noch immer nichts. Sonst waren die jungen Damen doch nicht so. Gewöhnlich kam dann ein befreiendes Aufatmen und ein paar Worte folgten. Aus denen man allerlei auf die Gemütsverfassung und das Empfindungsleben schließen konnte . . . Da mußte schweres Geschütz aufgefahren werden.

„Sie werden noch dieses Jahr heiraten! Da, der Herzkönig, das ist er, und die Herzdame, das sind Sie!"

Aber wir liegen doch noch recht weit auseinander!"

Und dabei wurde Dora Blaak rot bis in die gar nicht kleinen, etwas abstehenden Ohren.

Oh, das tut nichts! Es kommt ganz auf die Kartenlage an. Das ist das Wichtige!" Der Zeigefinger von Frau Dennert tippte auf die Karte, die neben dem Herzkönig lag. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sie—ben! . . . . Und dann eins, zwei, drei, vie—er! Das ist sehr günstig. Ja und darauf kommt es nicht allein an. Auch wie die „guten" und „schlechten" Karten sonst zueinander liegen!"

Dora Blaak lachte spöttisch auf.

„Wenn ich heiraten will . . . an jeden Finger zehn."

„Glaub' ich, — glaub' ich, liebes Fräulein! Aber warten Sie doch ab! Es ist wirklich jammerschade, daß Sie so aufgeregt sind! Über dem Herzkönig, also ihm, liegt die Kreuzsieben!"

„Die bedeutet Unglück!"

„Aber nein, die bedeutet" — geradezu andächtig sagte es die Kartenlegerin, — „eine Krone!"

Dora Blaak sah Frau Dennert mit großen Augen an. Aber die hatte den Kopf in die linke Hand gestützt, tippte mit der rechten die Karten entlang, zählte dabei leise manchmal bis sieben, manchmal bis vier. Rieb sich dann ärgerlich die Stirn, wartete aber geduldig, bis das junge Mädchen etwas sagen würde. Merkwürdig lange dauerte es.

„Frau Dennert, was für eine Krone soll es denn eigentlich sein?"

Es klang spöttisch. Aber die Kartenlegerin antwortete ernst und nachdrücklich:

„Irgendein vornehmer Herr wird sich um Sie bewerben. Und zwar wird es nicht heute und morgen sein, aber spätestens im Laufe des Sommers. Nun, der kommt ja bald! Aber über den seh' ich noch gar nicht klar. Irgendwie Pferde spielen da eine Rolle! . . . Reiten Sie?"

„Gott bewahre?"

„Hat Ihr Herr Vater ein Gespann?"

„Nein, Automobile, sowohl für den Privatgebrauch wie für das Geschäft!"

„So, so! Ja aber!" — . . . . Und wieder begann die Kartenlegerin abzuzählen. „Ich komme nicht dahinter! . . . Ich komme nicht dahinter! . . . Eine Dame der vornehmen Kreise spielt da auch eine Rolle! merkwürdig — höchst merkwürdig!" Frau Dennert schob die Karten zusammen, mischte sie noch einmal, ließ Fräulein Blaak wieder dreimal nach sich zu mit der linken Hand abnehmen und legte dann schnell die Karten wieder zu acht hin . . . Als die zweite Reihe fertig gelegt war, hielt sie einen Augenblick still und sagte: „Ach!" und konnte dann den Rest gar nicht schnell genug umdrehen. Und dann sah die Kartenlegerin mit ihren blauen Augen die junge Dame freundlich an. „Jetzt werden Sie neugierig sein!"

„Nicht all zu arg!"

„Also ein ganz vornehmer Offizier wird sich Ihnen nahen! Ein Herr, der nur die Hand auszustrecken brauchte und er hätte, genau wie Sie, an jedem Finger zehn hängen, die es als ein riesengroßes Glück betrachten würden, seine Frau zu werden! . . . Sie aber wird er innig lieben! Spätestens im Winter wird die Hochzeit sein, Sie werden in die Kreise kommen, nach denen sich die meisten jungen Mädchen sehnen und doch nicht hineingelangen!"

Ganz ohne Eindruck blieben die Worte nicht auf Dora Blaak. Aber sie tat, als glaube sie es nicht.

„Wenn ich den Herrn Offizier wirklich kennen lernen sollte, dann, Frau Dennert, werd' ich wiederkommen!" Sie legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch, zog den dichten Schleier herab und sagte dabei ungläubig: „Also auf Wiedersehen — in diesem Falle!" . . .

Digitized by Google

Am Stettiner Bahnhof nahm sich Dora Blaak ein Automobil und fuhr bis zu den Linden. Die Maisonne hatte die Regenwolken verscheucht. Die junge Dame bummelte den breiten Mittelweg hinunter durch das Brandenburger Tor, nach dem Tiergarten ... Wenn — wenn das wirklich wahr wurde, was die Kartenlegerin gesagt, dann würde sie mit beiden Händen zugreifen. Und warum sollte das nicht möglich sein? Ellen Sülking hatte doch auch einen vornehmen Gardekavallerieoffizier geheiratet, den kleinen, lustigen Herrn von Pollnow. Sie war ja nicht näher mit Ellen befreundet, aber sie waren früher öfters in Gesellschaften und auf dem Tennisplatz zusammengetroffen. Ganz gut sollte die Ehe ausgefallen sein. Und einen viel größeren Geldbeutel als sie hatte Ellen Sülking auch nicht gehabt, ihr Vater war zwar Geheimer Kommerzienrat, aber das konnte Papa auch noch werden. Beneidet hatte man Ellen um diese Partie. Nun, warum sollte man nicht auch sie beneiden? Und Curt Reißen, der ihr erst den Hof gemacht und sich vor kurzem mit Susanne Minngen verlobt hatte, der würde Augen machen! Pah, sie trauerte nicht hinter dem entwischten Freier her! Sie hatte es ja gar nicht nötig! ... Da fing Dora Blaak an, an die Karten zu glauben! Das heißt: wenn — nun, das würde sich ja herausstellen .....

Die Kartenlegerin aber hatte einer ernste Aussprache mit ihrer „Empfangsdame".

„Sehr schwierig ist dieses Fräulein Blaak! Meine Freundin auf dem Viktoria-Luise-Platz wird nun erst einmal schleunigst ihre Puppen tanzen lassen müssen, denn es ist dringend nötig, daß die junge Dame, wenn vorläufig auch nur flüchtig, den kennen lernt, der ihr zugedacht ist! Ich werde heute abend gleich zu Frau von Karrein fahren!"

Ein freundliches Kopfnicken, die beiden Gaunerinnen verstanden sich.

---

4. Kapitel.

Die Schwadronen waren vom Eskadronsexerzieren wieder eingerückt. Als sich Sieglow nach Hause begeben wollte, sah er den Oberleutnant von Pollnow gerade durchs Kasernentor gehen. Er lief rasch hinter ihm her.

„Du, einen Augenblick! Ich möchte etwas mit dir besprechen!

Der kleine Pollnow blies die dicken Backen auf und zwinkerte mit den Augen.

„Ich denke, das können wir auch bei mir! Komm mit zum Frühstück, ich habe einen Bärenhunger! Meine Frau wird sich freuen!"

„Nee, nee, danke! Und nimm mir's nicht übel! Also zur Sache! Ich will in der ‚Armee' deine ‚Ahnfrau' reiten, unter ganz bestimmten Voraussetzungen!"

Herr von Pollnow schlug vergnügt mit dem Reitstock an seine hohen Stiefel.

„Das ist mal prächtig! Du, das muß aber schleunigst begossen werden!"

Sieglow schob seinen Arm unter den des Freundes.

„Sachte, mein Jungchen! Damit wollen wir warten, bis wir das Rennen gewonnen haben! Vor allen Dingen wirst du die Stute am Sonntag im Grunewald nicht laufen lassen. Sie soll noch dunkel bleiben!"

Da reckte Pollnow sein Bäuchlein heraus und zwinkerte wieder vergnügt mit den Augen.

„Aha, wir verstehen uns — kleine Wette landen?"

„Richtig! Und deshalb verrat noch nicht, daß ich ‚Ahnfrau' zu steuern gewillt bin! ... Ich habe nämlich noch ein paar Angebote auf Ritte in der ‚Armee'!"

„Kann ich mir denken! Und wie werd' ich ein solcher Esel sein!"

„Ich habe nämlich gestern früh ‚Ahnfrau' bei der Morgenarbeit geritten! Springt ganz ausgezeichnet! Und in die nötige Kondition bringen wir sie bis Ende Juni! Überragendes ist dieses Jahr nicht genannt worden! Die Stute darf aber außer mir nur noch von Lemke gearbeitet werden! ... Damit wär' ich am Ende mit meinen Bedingungen!"

Pollnow hieb vergnügt mit dem Reitstock durch die Luft.

„Nu sei kein Frosch und komm mit! Natürlich halt' ich den Schnabel, auch gegenüber meiner Frau! Denn die langhaarigen Geschöpfe und den Mund halten, also das ist zu viel verlangt!"

„Gut und schön! Danke! Aber warte einen Augenblick! Ich will mir wenigstens in

Digitized by Google

der Kasernenwache den ärgsten Staub abbürsten lassen! . . .

Die junge Frau von Pollnow fühlte sich Sieglow gegenüber immer etwas befangen. Genau wußte sie nicht, wie weit er im Bilde war. Daß die Heiratsvermittlung durch Frau von Karrein stattgefunden, daß wußte er ganz bestimmt. Es liefen nun einmal in den Berliner Finanzkreisen Damen herum, die für Geld und gute Worte die ersten Beziehungen einleiteten. Am Ende, was war dabei, solange es reell zuging?! Und das war geschehen. Hatte die Heirat erst stattgefunden, verzog man nicht mehr den Mund. Und wer heiratsfähige Töchter hatte, wandte sich vertrauensvoll an eine Dame, wie Frau von Karrein eine war. Hatten sich die Väter eine gesellschaftliche Stellung erkämpft, wer wollte es da den Töchtern verdenken, wenn sie willkommen geheißen werden wollten als Offiziersdamen, als Gattinnen von Regierungsbeamten und Diplomaten, in diesen Kreisen, in denen die Väter geduldet werden mußten. Denn die Familien, die seit Generationen dem Staate dienten, waren nicht in der Lage gewesen, Reichtümer aufzuspeichern. Und das Leben heute, mit seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen, ist schrecklich teuer. Das arme Deutschland war nach dem französischen Kriege schnell reich geworden, da tauchten neue Familien auf, die sich im Handel und Industrie emporgearbeitet hatten. Besonders in Berlin und im Westen. Man befand sich eben in einem Übergang. Und was drohte brüchig zu werden vom alten Adel, vergoldete beizeiten seine Krone neu . . . . . Schließlich klingt es doch besser, man war eine Baronin von Pollnow als eine Frau Müller. Hatte man obendrein seinen „Dicken" noch lieb und fand man sich schnell und gut in den Offizierskreisen der Gardekavallerie zurecht, so war doch alles so, wie man es sich nur wünschen konnte.

Aber bald wich heute die Befangenheit bei der Baronin von Pollnow. Ihr guter Dicker hatte aber auch zu famose Laune.

„Ellen, wir werden uns den Monsieur noch ein bißchen wärmer halten, als wir's sowieso bisher getan haben. Na, stoß' mit ihm an! Du, Sieglow, den Sherry hat mir mein Schwiegervater besorgt, ich hab bloß danke schön sagen brauchen, ein ganzes Faß voll, ist er nicht großartig?"

Sieglow fand ihn wundervoll, Pollnows gute Laune steckte an. Ja, der Teufel auch, der Kerl hatte es gut! Eine elegante, kluge Frau, mit der man sich getrost überall sehen lassen konnte, saß an seinem Tisch, ein schöner Haufen Geld lag auf der Bank — und es hatte eine Zeit gegeben, in der die leichtsinnige Fliege so gut wie „fällig" gewesen war. Heute aber hatte der Bruder Luftikus Speck angesetzt, war solide geworden und fühlte sich in seiner Haut äußerst wohl. Na ja, er war gut gefahren und ihm war keine Ilse Wolfisheimb über den Weg gelaufen. Und heute nachmittag mußte er zu der gehen, sich fünfzehn Tausender holen, die die Beiden zusammengebracht hatte und die auch schon für ihn wahrscheinlich eine „auf Lager" hatte. Die „Ahnfrau" würde ihn hoffentlich davor bewahren, ach was, mußte es, er wußte, was in dem Schinder stak. Der dicke Pollnow aber nicht! Der hatte schmunzelnd den Gaul gekauft, als ihn im vorigen Herbst seine Frau in den Ohren gelegen, sich den „hübschen Schinder" doch zuzulegen. Da hatte Pollnow auf der Hoppegartener Auktion lachend mitgeboten — und ihn auf einmal am Halse. „Mein Gott," hatte der Dicke gestöhnt, „man kann doch seiner Frau nichts abschlagen, wenn sie einem vor einem Vierteljahr einen Erbprinzen geschenkt hat!" Er aber hatte sich den Gaul über Hindernisse vorgenommen. Über ausgezeichnetes Springtalent verfügte die Stute, und als Flachrennpferd hatte sie gut über lange Distanzen gestanden. Ende April war sie unter ihm in Dresden über schwere Hindernisse ausgezeichnet gegangen, und wenn sie auch einem alten Steepler sich um Halslänge hatte beugen müssen, so war das nichts Unbegreifliches. Der Handicapper aber hatte ihr für die „Armee" ein recht günstiges Gewicht gegeben. Wurde sie in der Morgenarbeit von dem ruhigen Stallburschen Lemke und ihm tüchtig in der nächsten Zeit herangenommen, würde sie sehr gute Aussichten in der „Armee" haben.

* * *

Sieglow brachte Frau von Karrein die gewünschte Erklärung, daß er sich nicht in

Digitized by Google

Wucherhänden befände, sowie einen Schuldschein über zwanzigtausend Mark, dafür bekam er fünfzehntausend ausbezahlt. Lächelnd drohte ihm die schöne Witwe mit dem Finger.

„Nicht unvernünftig sein, Herr von Sieglow! Ich bin eine Dame, habe Ihnen nicht die geringsten Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten gemacht, ich glaube nicht, daß Sie diese große Summe an anderer Stelle so leicht bekommen hätten!"

„Ganz sicher nicht, gnädige Frau! Ich werde Ihr Vertrauen keinesfalls enttäuschen!" Und im stillen dachte er: „Mich bekommst du nicht in deine Netze! Verkupple du, wen du willst, nur nicht, den, der die Ilse Wolfisheimb liebt! An mir soll keine Heiratsprovision zu verdienen sein!"

Und als er wieder auf dem Viktoria-Luise-Platz stand, atmete er tief auf. Jetzt galt es fürs erste, schleunigst das ganze Geld bei ein paar verschwiegenen, aber sicheren Buchmachern anlegen lassen, durch dritte, — bevor es herauskam, daß er „Ahnfrau" in der „Armee" ritt. . . Und dann mußte er das Rennen landen; nun, die Wahrscheinlichkeit war ziemlich groß, denn was dieses Jahr zur „Armee" genannt worden war, war wirklich nicht bedeutend — und was schon an Pferdematerial taugte, auf dem saßen Reiter, die ihm nicht das Wasser reichten, „Pfunde konnte er an sie weggeben" heißt es in der Sportsprache.

---

5. Kapitel.

Frau von Karrein hatte an diesem Abend in ihrer Wohnung eine lange Unterredung mit der Kartenlegerin. Die beiden Gaunerinnen rieben sich vergnügt die Hände. Sieglow saß an der Angel! Wenn man schon oft solche Geschäfte gemacht und mehr als zehn verheiratet hatte, dann konnte man hier oder da auf die guten, alten Bekannten einen Druck ausüben, wurde das Geld nicht zur rechten Zeit zurückgezahlt. Und so ein Druck pflegte besser zu wirken als ein zu Protest gegangener Wechsel. Offiziere sind sonst der Gefahr ausgesetzt, verabschiedet zu werden. Einem „Halsstarrigen" hatte sie auch erst die höheren Flötentöne beibringen lassen müssen. Und wenn dann der Kamerad sagte: „Kommt die Kugel ins Rollen, wer weiß denn, wem sie dann alles in die Beine fährt, also beiß' in den sauren Apfel, wir haben es auch getan, es geht schon, freilich, der Anfang ist schrecklich schwer!" — So biß der Betreffende ja doch hinein, denn Korpsgeist und Kameradschaft sind im deutschen Offizierkorps keine leeren Worte — und mein Gott — reich heiraten, wenn man sich seine Frau auch aus ganz anderen Kreisen gewünscht hatte, es war besser als „um die Ecke gehen" . . . Solche Angelegenheiten mußten natürlich mit einem sehr sanften Druck ausgeführt werden und hübsch allmählich, denn mitunter stieß man auf Dickköpfe, die die Uniform an den Nagel hingen und über den großen Teich schwammen. Nun, der es zuletzt getan, kam ja wieder. Mürbe würde der sein, und für den eine passende Partie zu suchen, das war jetzt das nächste und wichtigste. Um den drehte sich heute das Gespräch mit der Kartenlegerin fast allein. Und die gerissene Frau Dennert schmunzelte. Das war schon zu machen. Reiche „Mädchen aus dem Volke" hatte sie fast immer fest an der Hand. In Berlin und den Vororten war mancher strebsame, einfache Mann zu Vermögen gekommen. Aber mit denen war viel schwerer fertig zu werden als mit Bankiers, Großkaufleuten und ähnlichen Leuten, die doch wenigstens bei Wohltätigkeitsveranstaltungen und ähnlichen Dingen mit den obersten Zehntausend zusammenkamen. Reich gewordene Männer aus den breiten Volksschichten pflegen nicht zu fragen: „Wer bist du", sondern: „Was leistest du!" Und wenn man denen zu sehr aufs Fell kniete, konnten die unheimlich grob werden, auch ihre Frauen. Nun, dann mußten eben die Töchter ihren Eltern die Köpfe heiß machen. Und bei diesen Töchtern kam man auch am weitesten, wenn man nicht lange fackelte. Natürlich, Vorsicht war vonnöten — im Anfang! Aber hatte man so einer erst mal eingeredet, ein „hochgebildeter" Mann, müsse derjenige doch sein, der sich um ihre Hand bewerbe, und auf Reichtum brauche sie ja Gott sei Dank nicht zu sehen, so spann sich der Faden schließlich doch wunschgemäß ab. Und gerade solche Geschäfte liebte die Kartenlegerin. Denn an denen war besonders reichlich Geld

Digitized by Google

zu verdienen, weil „er" nichts hatte und froh war, aus dem Dalles herauszukommen. So einer versprach das Blaue vom Himmel herunter, und wenn dann nur der fünfte Teil wirklich gezahlt wurde, so blieb es doch ein sehr einträgliches Geschäft . . .

Frau Dennert wußte eine Partie und ließ sich in die „Einzelheiten" einweihen, denn an Andeutungen durfte es doch nicht fehlen, wenn die Karten auf dem Tisch lagen. Frau von Karrein sagte nur das Wesentlichste, sie wußte aus Erfahrung, auf was es ankam.

„Also er ist mittelgroß, blond, trägt einen Schnurrbart, der Sohn eines höheren Beamten, war sogar zur Kriegsakademie kommandiert, stand in einem Regiment am Rhein, bei aller Begabung ist er aber schrecklich leichtsinnig — und wie mir's scheint, auch sehr gutmütig. Die kleinen Mädchen werden ihm das Geld aus der Tasche gezogen haben . . . Liebe Frau Dennert, der jungen Dame muß eingeredet werden, der Betreffende möchte gern Rittergutsbesitzer werden. Das zieht! Sie wissen ja, damit sind wir schon ein paarmal gut gefahren. Und da draußen in der Einsamkeit fängt so ein Mann in der Regel an, über sein Leben nachzudenken. Er entsinnt sich der Tage, die ihm gar nicht gefielen und macht den Schlußstrich. Mitunter kommt es natürlich auch anders. Ja, du lieber Gott, jeder ist seines Glückes Schmied!"

Die blauen Augen der Kartenlegerin glänzten.

„Ist er adelig?"

„Leider nicht!"

„Schade! Auf den Adel fallen die Mädchen immer gleich hinein! Aber sonst ein hübscher Kerl?"

„Er sieht recht gut aus! Reden kann er, liebe Frau Dennert! Ich bin doch sonst sehr vorsichtig; wenn es sich nicht um Herren von der Garde handelt, laß ich lieber die Finger aus dem Spiele. Denn die Offiziere aus der Provinz haben über manche Dinge geradezu komische Vorstellungen. Aber dieser Herr Felgart kann geradezu entzückend plaudern. Wär' er nur ein wenig umsichtiger gewesen, hätte dieser Zusammenbruch nie eintreten können! Aber im letzten Augenblick hatte er vollkommen den Kopf verloren!"

Die Kartenlegerin seufzte.

„Das kenn' ich an den Männern! Plötzlich klappen sie zusammen! Ja, da wär' wohl nun das nötigste, daß er durch Sie Unterkunft erhält und anständige Kleidung, denn in Amerika wird die nicht zu ergänzen gewesen sein!"

Frau von Karrein sagte ganz gleichgültig:

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein! Wenn ich ihn nur erst hier habe! In spätestens einer Woche, denke ich, trifft er ein. Sie aber werden unterdessen die Finger rühren, damit er mir nicht lange auf dem Geldbeutel liegt! Denn es kommt bekanntlich vor, liebe Frau Dennert, daß auf einmal die Energie bei solchen Herren erwacht, sie kriechen in irgendeinem Unternehmen als Beamter unter, mit kargem Lohn, ein Verwandter oder Bekannter besorgt eine solche Stellung — und dann hat man das Nachsehen. Also es muß Schlag auf Schlag gehen!"

Die Kartenlegerin schlürfte behaglich ihren Tee aus und erhob sich dann.

„Sie fassen alles aber auch wirklich großzügig an, liebe Frau von Karrein! Ich werde mein möglichstes tun, bringen Sie nur diesem Herrn Felgart bei, daß die Zeit vorbei ist, in der er nach den „Sternen" greifen durfte!"

Ein Achselzucken, ein halblautes Lachen war die Antwort. Für sie war jeder ein Narr, der im Leben nicht die Ellenbogen gebrauchte. Für Geld war so ziemlich alles zu haben — wenn man nicht gar zu feinfühlig war. Und die Feinfühligkeit hatte sie notgedrungen schon im Vaterhause verlieren müssen. Also geheult mit den Wölfen und gut gelebt! Im übrigen waren solche Geschäfte sehr interessant, mitunter recht aufregend, ein ganz angenehmer Nervenkitzel, vor allem wenn man nach erfolgtem „Abschluß" mit spitzen Fingern den Pack Scheine durchzählte, den das „Geschäft" eingebracht hatte.

---

6. Kapitel.

Die Morgennebel quirlten und wogten über die Hoppegartener Rennbahn. Aus dem grauen Dunst tauchten — Schatten gleich — dann und wann Pferde auf, auf denen Jockeys und Stallburschen saßen. Achselzuckend standen die Besitzer an den weißen Barrieren, die Mäntelkragen hochgeschlagen, es war ganz un-

Digitized by Google

möglich heute festzustellen, was die Pferde leisteten. Wenn es das nur gewesen wäre! Aber seit acht Tagen wollten die Nebelmassen nicht bis zum Mittag weichen. Und man „marschierte" doch großen Entscheidungen entgegen und hätte gern gesehen, ob andere Ställe weiter in der „Kondition" vorgeschritten waren als der eigene Stall. Alle wollten doch zum mindesten ein gutes Rennen landen — und nicht nur das, man wollte auch wetten und natürlich gewinnen. Die aber, die Pferde besaßen, die tiefen Boden liebten, schmunzelten. Mochte der Regen nur recht heftig vom Himmel kommen, gar nicht genug konnte kommen, um so tiefer der Boden, desto besser die Aussichten.

Und auch Erich Sieglow schmunzelte. Der Himmel schien ein Einsehen mit seiner Not zu haben. „Ahnfrau" liebte tiefen Boden, und er saß auf ihr, ein Künstler im Sattel. Noch ein paar Pferde, die an der „Armee" teilnehmen sollten, wurden in Hoppegarten gearbeitet, aber ihre Besitzer wagten sie nicht fest anzufassen, aus Furcht, sie könnten stürzen oder sich irgendeinen anderen Unfall zuziehen. Und da blieben sie eben in der „Kondition" zurück. Außerdem sahen die Konkurrenten nicht, wie „Ahnfrau" von Tag zu Tag um „ein Pfund" besser wurde.

Erich Sieglow sah den jungen Mann an, der auf der Stute neben ihm hielt. Lemke war's, sein Bereiter, ein Bauernsohn aus dem Oderbruch, der gerade das Militärmaß noch gehabt hatte und als Dreijährigfreiwilliger bei den Leibgardehusaren bis zum vorigen Herbst gedient hatte. Der war eines Tages zu ihm gekommen und hatte gebeten, bei ihm als Stallbursche eintreten zu dürfen. Der kleine Kerl kannte auf Gottes weiter Welt nichts als Pferde. Obgleich er aus vermögendem Hause war, sein älterer Bruder hatte ihm bei Übernahme des Gutes 25 000 Mark auszahlen müssen, wollte er nichts anderes werden, denn „Besseres" gab's für ihn überhaupt nicht. Die reiterliche Veranlagung Lemkes war aber auch ganz hervorragend. Das nervöseste Pferd wurde unter seiner weichen Hand bald ruhig, und da er „Ahnfrau" auch putzte und fütterte, so war er über das Wohlbefinden seines Pfleglings immer im Bilde. Aber nicht nur das, er verstand auch Pferde ausgezeichnet zu taxieren, hatte es im Gefühl, wieviel er ihnen zumuten durfte . . . Lemke lachte halblaut auf und sagte zu seinem „Patron":

„Wir werden's schaffen! Wenn der Herr Leutnant jetzt einmal die Stute über den Kurs der „Armee" steuern wollen, bewegt hab' ich sie genug."

Lemke wartete die Antwort gar nicht ab, er sprang vom Pferde, nahm Decken und Kopfstück ab, sattelte nach und schnallte die Steigbügel länger.

„Na also los. Und ein Segen ist es, daß die anderen nicht sehen können, was in ‚Ahnfrau' steckt!"

Im Schritt ritt Sieglow an den Start, Lemke zog die Uhr aus der Tasche, und als sein „Patron" abritt, lief er hinüber nach den Tribünen zum Ziel.

Schwere Sprünge waren zu nehmen. Anfangs steuerte Sieglow die Stute in ruhiger Fahrt, nach und nach legte er zu, „Ahnfrau" sprang wundervoll. Die mächtige Hinterhand holte weit aus, nach zweitausend Meter hatte die Braune noch nicht ein nasses Haar am Halse, also noch ein bißchen schneller die Fahrt, und das Pferdchen fest in der Hand gehalten. Es mußte am Tage der „Armee" vollkommen auf dem Posten sein, denn die fünfzehn Tausender hatte er durch einen Dritten, mit dem er solche Geschäftchen schon öfters gemacht, bei fünf Buchmachern angelegt, von denen bekannt war, daß sie auch sicher waren. In Berlin war nur ein kleiner Posten untergebracht, der größte in Wien, die anderen in Hamburg, Köln und Frankfurt. Na ja, und wenn schon! Verdammt leichtsinnig war es! Aber da bis zur „Armee" noch fünf bis sechs Wochen Zeit und „Ahnfrau" recht „dunkel" war — so sagt man in der Sportsprache, wenn ein Pferd noch keine großen Leistungen gezeigt — und man außerdem bei der Anlage noch nicht wußte, wer die Stute steuern würde, so war das Geld 10 : 1 auf Sieg, 2½ : 1 auf Platz untergebracht werden. Das hieß, beim Siege erhielt er für seine 15 000 — 150 000, wurde er plaziert, 37 500. Und das letztere war auch nicht zu verachten, wenn er auch Frau von Karrein 20 000 Mark abgeben mußte und der Vermittler natürlich eine reichliche Provision haben wollte. Dann hatte er wenigstens ein Betriebskapital in Händen, mit

Digitized by Google

dem er weiter „operieren" konnte. Und nicht einmal Platz herauszureiten, das wär' doch noch schöner gewesen, — wenn er „Ahnfrau" in guter Kondition an den Start brachte. Was er gefürchtet — nämlich, daß sich die Nerven meldeten —, trat nicht ein. Wenn es darauf ankam, war er immer die verkörperte Totenruhe gewesen.

Die letzten Hindernisse sprang die Stute doch noch recht müde. Nun, das war kein Wunder. „Fertig auf die Minute", darauf kam es an. In fünf Wochen ließ sich noch viel erreichen.

Als er durchs Ziel galoppiert war, „Ahnfrau" aufpullte und wendete, kam ihm Lemke mit Decke und Kopfstück entgegengelaufen.

„Um 28 Sekunden besser als das letztemal, Herr Leutnant!"

Sieglow lachte.

„Wenn ich gewollt hätte, wär's eine Minute geworden! Aber wozu? Die Decken auf und die Stute noch eine halbe Stunde in Schritt bewegt, sie ist doch recht naß geworden! Morgen komm' ich wieder! Muß zum Dienst! Guten Morgen, Lemke!"

Der strahlte über das ganze Gesicht, denn der Leutnant von Pollnow, der Besitzer des Pferdes, hatte ihm gesagt, daß er von dem Preise zehn Prozent abhaben sollte, den die Stute zusammengaloppiere.

„Guten Morgen, Herr Leutnant! Wir werden's schon schaffen!"

„Wollen wir hoffen!" . . .

Als Sieglow eilig die Treppe vom Friedrichsbahnhof herabschritt, drückte sich ein Mann scheu in eine Ecke. Einer, der bessere Tage erlebt haben mußte. Nun, solchen Leuten begegnet man in Berlin auf Schritt und Tritt. Schiffbruch gelitten irgendwo und dann untergetaucht in dem Völkermeer. Wenige arbeiten sich in dem Strudel hoch, die meisten sinken tiefer hinab — der Schluß pflegt sich in Moabit vor dem Strafrichter abzuspielen. Mittelgroß war der Mann, sein Mantel von gutem Schnitt, aber der Samtkragen abgeschabt, fettig, die Knöpfstiefel waren breitgetreten, die Absätze schief, die Hosen verrieten nur noch schwach, daß einst eine Bügelfalte sie geziert. Der Kragen war schmutzig, der Schlips franzte aus. Der Oberleutnant Felgart war es, der bis vor wenigen Monaten zur Kriegsakademie kommandiert gewesen war . . . Schrecklich war's da drüben in Neuyork gewesen, das karge Reisegeld hatte nicht acht Tage gelangt, Arbeit wollte sich nicht finden. Das Angebot war zu groß. Alle, die vorläufig nicht weiter ins Land reisen konnten, suchten nach Verdienst, und wenn er auch so kärglich war, daß man sich von ihm nur eine Schlafstelle suchen und ein Stück Brot kaufen konnte. Und ehe sich ein Offizier dazu entschließt. Mit dem Rock kann man nicht gleich den Menschen ausziehen. „Standesvorurteile" wird man nicht in ein paar Tagen los. Kam hinzu, daß man die grobe Arbeit nicht gewohnt war. Ein Jammerleben war's gewesen! Felgart schüttelte sich vor Ekel. Daß es solche Zustände auf der Welt gab, das hatte er noch gar nicht gewußt. . . . Da hatte er in der Verzweiflung an Frau von Karrein geschrieben, und als er — nach elf Tagen — halb verhungert, sich vom Postamte den telegraphischen Bescheid holte, daß er bei der Agentur des Norddeutschen Lloyds das Billett zur Rückreise bis Berlin sowie Zehrgeld abheben könne, gleich sollte er zu ihr kommen, da war alle Niedergeschlagenheit und Verzweiflung von ihm gewichen. Ein Weg tat sich auf, er brauchte nicht mehr zu hungern und sich von einer Treppe zur anderen herunterstoßen zu lassen, er, der ehemalige Offizier. Was später kam, würde sich finden — hatte er nur erst wieder deutschen Boden unter den Füßen. Seine Gedanken eilten zu den Eltern am Rhein. Gott ja, er hatte noch vier Geschwister, und sie hatten Opfer für ihn gebracht bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit. Bis das letzte Wort fällt: nun weg nach Amerika! Er, der kluge Mensch! Da warf er den Kopf in den Nacken! Nun Energie gezeigt! Um sich gehauen! Und wenn er erst irgendwo in deutschen Landen in eine ganz bescheidene Stellung unterkriechen mußte, mit dreißig Jahren steht man doch erst vor dem Leben, da ist man noch biegsam! . . . Aber dann ließ er wieder den Kopf hängen. Da war vorhin der bekannte Rennreiter Sieglow an ihm vorübergegangen, ein paarmal hatte er mit ihm zusammengesessen, und wenn sie sich zufällig getroffen, hatten sie sich mit einem Händedruck begrüßt und ein paar freundliche Worte ge-

Digitized by Google

wechselt. Diese Leute kannten ihn nicht mehr. Das wurmte, das fraß am Herzen. Sich scheu in die Ecke drücken — herabsehen auf den abgeschabten Mantel, auf die breitgetretenen Stiefel! . . . Ach was, das war ja Unsinn! Was dahinter lag, war verloren, vorwärts geblickt — vorwärts! . . . Jetzt freilich konnte er noch nicht zu Frau von Karrein gehen, es war erst sieben Uhr. Also sich in den Wartesaal dritter Klasse gesetzt, dort war man vor unliebsamen Überraschungen sicher, eine Tasse Kaffee getrunken, zwei Mark hatte man ja noch in der Tasche, die Zeitung gelesen, auch den Annoncenteil, vielleicht stand da irgend etwas, was für den Anfang geeignet war . . .

Frau Karrein drohte lächelnd mit den Fingern, sobald sich die Tür geschlossen hatte.

„Aber Herr Felgart, wie kann man nur so den Kopf verlieren!"

Der atmete tief auf. „Gnädige Frau, ich war auf einen ganz anderen Empfang gefaßt!"

Sie zuckte die Achseln.

„Vorwürfe zu machen, was hat das für einen Sinn? Durch Ihre Kopflosigkeit haben Sie sich freilich sehr viel verdorben! . . . Wenn Sie aber nun endlich hübsch folgsam sind," dabei lachte die Kupplerin wirklich bezaubernd liebenswürdig, „so wird sich der Schaden wenigstens leidlich wieder einrenken lassen!"

Felgart sog jedes dieser tröstenden Worte gierig ein. Herrgott, was war er für ein Esel gewesen! Diese Frau schien ja Beziehungen zu haben, mehr, hatte wohl ganz gewisse Pläne, denn sonst wirft man hinter fünftausend Mark doch nicht noch dreihundert her! . . . Frau von Karrein aber stellte mit Befriedigung fest, daß dieser arg heruntergekommene Mensch völlig mürbe war. Nun, mochte er — betteln. Fürs erste mußte er ganz tief niedergedrückt werden, bevor man ihm die Hand reichte. Denn hier handelte es sich um „die letzte Rettung". Um das Stück Treibholz, nach dem der Versinkende mit verschlossenen Augen greift. Und da der arme Kerl immer noch ganz bedrückt zu Boden starrte, fragte sie:

„Ja, was soll denn nun werden?"

„Ich weiß nicht", sagte er dumpf.

„Haben Sie denn keinerlei Pläne?"

„Nur guten Willen! Dieses Amerika, gnädige Frau, die Hölle war's!"

„In der recht viele schmoren, die einst deutsche Offiziere waren!"

„Mag sein! Mich bringt nichts wieder rüber, lieber greife ich zur Pistole!"

So einer wie der tat es, das fühlte Frau von Karrein. Also den Gedanken ihm schleunigst ausgeredet.

„So ein kluger Mann wie Sie, es ist zum Lachen! Der reißt eben seine Willenskraft zusammen und baut sich aus den Trümmern ein neues Haus!"

„Wie soll ich denn das machen?"

„Na hören Sie mal, Herr Felgart! Ich hab' Sie doch nicht wieder 'rüberkommen lassen, um mir solche verzweifelten Töne vorbeten zu lassen! Ich hab' geglaubt, ich tät' ein gutes Werk, Sie wären nun endlich das geworden, was man leidlich vernünftig nennt!"

„Was nützt denn alle Vernunft, aller guter Wille, wenn — wenn — ach Gott, gnädige Frau, was brauch' ich denn da Ihnen noch viel zu sagen!"

So, dahin hatte sie den Schächer erst einmal haben wollen. Nun spielte man sich auf die Großmütige, das imponierte solchen Herren.

„Daß ich Ihnen über den Anfang weghelfe, das ist doch selbstverständlich." Das Batisttaschentüchlein trat in Aktion. Sie fuhr sich mit ihm über die Augen, trompetete dann hinein. „Glauben Sie denn, ich hätte kein Verständnis für Ihre Lage? Sie wissen ja nicht, was ich alles durchgemacht habe. Bei dem einen wird dann das Herz hart, bei dem anderen weich! Und ich mach' mich ganz sicher nicht besser als ich bin. Leuten, denen es sich lohnt zu helfen, helf' ich gern. Sitzen Sie aber nachher in der Wolle, will ich nicht vergessen sein!"

„Das wär' doch aber auch hundsgemein!"

„Ach was wissen Sie!" Frau von Karrein knüllte ihr Batisttaschentüchlein zusammen. „Versprechen und halten sind zweierlei! Da hab' ich meine Erfahrungen!"

„Auch an mir! Ich glaubte ganz sicher, ich könnte Ihnen das Geld" . . .

„Hören Sie doch jetzt davon auf! Das krieg' ich von Ihnen schon wieder — später! Nämlich, wenn Sie vernünftig sind!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

11. Fortsetzung.

Ich wunderte mich heimlich, daß sie so ruhig bleiben konnte, und sagte ganz zahm: „So wollen wir halt ins Bett gehen, Johanna. Morgen ist auch noch ein Tag, und da sieht alles wieder ganz anders aus."

Sie folgte mir auch, und wir legten uns ohne weitere Worte nieder, sie hüben und ich drüben, und bevor ich einschlief, hatte ich noch den peinvollen Gedanken, daß wir noch nie so frostig aus einem Tag in den anderen gewandert seien.

Der nächste Morgen zeigte ein Gesicht wie alle die anderen vorher: Weiß grüßte er uns durch die kleinen, grünen Scheiben des Gasthauszimmerchens, der Schnee knackte und spektakelte unter den Füßen der Vorübergehenden. Es war ein Sonntag. Die Frauen wandelten langsam und andächtig mit dem Gebetbuch zwischen den dickbehandschuhten Händen, die sie gekreuzt vor der Brust trugen, zur Kirche. Alle Glocken läuteten. Drüben in der kleinen Bude des Friseurs Budweiser war ein lebhaftes Ein und Aus; mit schwarzen Gesichtern gingen die Männer hinein und mit weißen kamen sie wieder heraus. Der Fleischermeister Oppl stand hemdsärmlig vor seinem Laden in der sausenden Kälte und lachte.

Ich zeigte ihn Johanna, um so gleich einen Weg zu ihre guten Laune zu ziehen. Es schien auch nichts geschehen zu sein, denn sie freute sich über den abgehärteten Mann, wie sie sich sonst gefreut hätte. Wir gingen munter zusammen in die Gaststube und tranken unseren duftenden Kaffee, zu dem wir eine Menge großer, wundervoller Mohnbrötchen und eine prächtige Butter erhielten. Johanna strich mir eine ganze Reihe dieser Brötchen, und ich mußte lachen, weil sie mich wohl dick haben wollte. Das sagte ich ihr auch.

Da meinte sie mit einem freundlichen Lächeln: „Wenn man's den Abend vorher ein wenig unsolid getrieben hat, kann ein tüchtiges Essen am anderen Morgen nicht schaden, lieber Joseph."

„So," dachte ich wütend, „da hast du deine Bezahlung." Ich ärgerte mich, weil es so sanft herauskam und ganz so, als solle es keine Dachtel sein. Aber ich konnte auch nichts finden, was sie hätte abwehren können, so verbiß ich mich in meine Wecken und sagte kein Wort mehr.

Dann gingen wir zusammen in die Kirche, Johanna hatte viel zu staunen, weil es zum erstenmal war, daß sie einem katholischen Hochamt beiwohnte. Als wir wieder draußen waren, sagte sie mir, es sei wohl mitreißender und prunkvoller als bei ihnen, und sie glaube gern, daß diese Art einfache Menschen bezaubern und blenden müsse, aber ihr persönlich sei es doch zu viel Lebhaftigkeit und Theater. Das erboste mich, weil doch immer noch eine kleine Ehrfurcht vor der Kindheit und ihrem einfältig vertrauenden Glauben in mir lag, und ich bekam auch wieder meinen elsässischen Widerspruchsgeist zwischen die Beine, daß ich darüber stolpern sollte.

„Weißt du," rief ich erbost, „es mag viel Theater und Pomp dabei sein, aber das ist mir immer noch lieber als eure kalte, weißgetünchte Nüchternheit! Ich habe bei euch noch keine Kirche gefunden, deren Inneres einen wärmen und von der Welt nehmen konnte."

Das war ja nun wieder übertrieben, und sie witterte es auch gleich und packte mich da an. Wir kamen in unerfreuliche Redereien, bis ich wütend mit dem Fuß stampfte, die kleine, gemäßigte Frau neben mir bös von der Seite anschielte, weil sie so freundlich in ihrer Behauptung sitzenblieb, ohne meine Derbheiten aufzufangen, und endlich kindisch lachen mußte.

„Was zanken wir uns denn, Johanna!" rief ich vergnügt, „wir zwei haben unsere eigene Kirche, und die ist überall, wo wir zusammen sind. Und es soll einer sagen, daß sie nüchtern oder verlogen pomphaft ist! Um das andere wollen wir uns nicht kümmern."

„Ja, das meine ich auch", sagte sie ruhig, mich mit ihren klugen Augen anlächelnd, so daß alles vergessen war. Wir wanderten Arm in Arm, aneinandergedrückt, durch das stille Dorf, in dessen Straßen die Orgel leise summte.

Nach dem Mittagessen sind wir dann auf den Fichtelberg gepilgert. Der Weg zog sich in tiefem Schnee vor uns her, und ich hatte

Digitized by Google

meine närrische Freude, wie Johanna tapfer Fuß nach Fuß aus der weichen Schicht zog, immer vergnügt vor sich hinsummend, mit roten Backen und lustigen Atemwölkchen vor dem Gesicht.

In dem Fichtelbergwirtshaus war ein munteres Volk beisammen, das eine derbe, winterliche Tüchtigkeit ausstrahlte. Die weißen Golfjacken der Mädchen und Frauen leuchteten in dem dunkelgetäfelten Raum, und die Männer trugen lachende und entschlossene Gesichter in den Tag. Ich fing gleich an Musik zu machen, und darüber freuten sie sich, die Kellner am allermeisten und so gewaltig, daß sie ihre Gäste vergaßen und endlich vom Wirt einen unguten Worttritt erhielten, der sie unsanft genug aus ihrer Musikgefangenheit hinauswarf.

Weil es so lustig war, beschlossen wir, auch hier einmal über Nacht zu bleiben; aber es gab nur noch ein schmales Kämmerchen unter dem Dach mit einem Bett und ohne die geringste Bequemlichkeit. Wir haben es doch genommen, denn was brauchten wir Bequemlichkeit, wenn wir diese herrliche Freiheit und besondere Lebensart hatten.

Am nächsten Tag sollte gerodelt werden. Die weißen Skiläufer und Rodelfahrer sausten blitzgeschwind und jauchzend die blanke Bahn hinunter. Wir suchten uns einen hübschen Schlitten aus und wagten die erste Fahrt. Johanna zeigte sich ruhig und beherrscht, genau so, als hätte es nur gegolten, einmal von einem Zimmer in das andere zu gehen.

Ich rückte mich mit großer Wichtigkeit auf meinem Sitz zurecht, und Johanna umschlang mich von hinten. Wer aber nie auf einem Rodelschlitten gesessen hat und nun auf einmal in eine weiße, glattschimmernde Tiefe hinabrasen soll, von der er kaum ein Ende absehen kann, der bekommt ein Rucken in die Hände, und vor die Augen ein schneidermäßiges Angstgeflimmere. Und da alles seine Folgen haben muß im Leben, weil es sonst langweilig wäre, so kam aus meiner Unerfahrenheit und Verschüchterung eine schiefe Linie, die uns gegen den getürmten Schneewall warf und mich im besonderen darüber hinaus, daß ich gegen einen dicken Tannenbaum fuhr und ein ungesundes Krachen unter meinem zerquetschten Hut hörte. Ich blieb liegen, bei voller Besinnung, aber unfähig, ein Glied zu rühren. Es kam niemand, ich hörte nur, wenige Schritte drüben, das zischende Vorbeigleiten der Schlitten, hörte ein torkelndes Gelächter aus der Tiefe und wußte, als ob mir's einer in die Ohren geschrien hätte, daß Johanna mit fortgerissen worden und nun wohl als ein mächtiger Schneeball da unten irgendwo an ein ungewünschtes Ziel gekollert war. Die Angst um sie trieb mich auf, aber ich taumelte gleich wieder zusammen, denn in meinem rechten Fuß meldete sich ein schmerzhaftes Stechen. Nach einer Weile, die mir eine Ewigkeit schien, kamen Leute den Berg heraufgekeucht. Mitten unter ihnen Johanna, noch ganz voll Schnee, aber mit einem gesunden und erheiterten Gesicht, weil sie gewiß nicht dachte, es könne mir etwas geschehen sein. Wir mußten aber mit großer Betrübnis erkennen, daß es eine schlimme Fußverstauchung sei.

„Das ist für meine unduldsame Grobheit heute morgen", sagte ich im ersten Schmerz, wie wir ja immer bei großen Schmerzen und in treuer Liebe bereit sind, Strafe auf uns zu nehmen, wenn es vielleicht gar keine Strafe, sondern nur ein ganz sinnloser Zufall ist.

Ich wurde auf einem flachen Handschlitten den Berg hinabgeschleift, gleich in das Grüne Vorwerk, wo wir einen Schlitten erwarten wollten, der uns hinunter nach der Bahn schaffen konnte. Es war schon fast Nacht, als er endlich vorklingelte.

So ging die Fahrt unter dicken, weichen Fellen in die klingende Winternacht hinein, zwischen hohen, schweigsam in sich gestellten Bäumen hin. Der Himmel hing tief und schwarz über uns, man meinte ihn mit den Händen greifen und vollends herabziehen zu können.

Die Eiszapfen klirrten manchmal unter einem leisen Wind, der irgendwoher aus einer Schlucht oder von einer gerodeten Waldstelle herbrach. Einmal purzelte durch den unruhig hin und her springenden Schein der Laterne ein erschrockener Hase. In der Ferne, über uns, verklang das Rufen und Jauchzen der Rodelfahrer.

Da lag nun das fremde Gebirge um uns her, lastend unter der Nacht, von geheimnisvollen Stimmen erfüllt, lockend mit seinen unbekannten Möglichkeiten und Erfreuungen.

Digitized by Google

Mir war es wieder, als zöge ich die fremde Landstraße dahin, irgendeinem bedeutenden und herrlichen Erlebnis entgegen. Ich versank in Träumereien, die voll kindlicher Erwartungen waren, ich hieß wieder Seppele Barondiot und fuhr dahin wie ein Bettler und wie ein König.

Dann dampfte aber ein Züglein in meine Versunkenheit, und die Gegenwart war wieder da, und ich saß mitten in ihr mit einem gefesselten Fuß und mußte mir von den anderen helfen lassen. Da fand ich die Hand Johannas und alles war wieder gut.

Ich habe noch drei Wochen in dem alten Bauernhaus auf der Höhe gelegen, der Wind brauste in alter Herbheit und Frische um die Mauern; wenn Johanna die Fenster öffnete, um frische Luft hereinzulassen, konnten wir uns wieder die ganze Landschaft in die Herzen atmen, Johanna unter dem Fensterkreuz und ich in meinem weichen Bett.

In den ersten Tagen des April sind wir dann zurückgefahren, immer an der Zschopau entlang, die gebannt in eisiger Klarheit neben unserem unruhig vorwärts schnaufenden Züglein lag. Annaberg drohte uns von seiner Höhe herab, und dann war das russige, traurig in seine Industrie vergrabene Chemnitz da.

Wir gingen langsam durch die schmalen Straßen, in denen es taute; Johanna trieb in sanften, versonnenen Erinnerungen an zwei Kinderjahre, die sie in dieser Stadt bei einer Tante in einem großen, uralten Haus mit breiten, dunklen Steintreppen und weiten, unlichten Zimmern verbracht hatte. Wir waren beide still und lind traurig und ließen die Stadt in einer grauen, schmutzigen Wolke hinter uns, die aus hundert und hundert hohen Fabrikschornsteinen hervorquoll.

In Leipzig fanden wir das alte Hin und Her; der neue Bahnhof wuchs mit gigantischer Plumpheit und Heftigkeit aus dem Boden, sein Gerippe zeichnete sich dünn und gespenstisch gegen den Himmel. Die Mutter empfing uns mit einer großen, ehrlichen Freude und behielt uns gleich ein paar Stunden da. Das Dirnlein schien mir ernster und auch um ein paar Jahre älter geworden, obwohl doch nur ein paar Monate dazwischenlagen. Ich kam später dahinter, daß ein schwarzlockiger Konservatorist mit einer dicken Nase und verschlagenen Augen den neuen Ton in ihr Leben getragen hatte.

Erst spät am Abend führte uns die Mutter in die Wohnung, die sie ein paar Straßen weiter, der inneren Stadt zu, für uns eingerichtet hatte. Es war ein kleines, behagliches Heim mit blitzenden Möbeln, schwarzen und grauen, und mit viel Teppichen und Sofakissen und sonstigen Weichheiten. Für mich stand ein mächtiger Schreibtisch da, und wenn man dahinter in dem geschweiften Sessel saß, auf einem weichen Kissen mit daraufgestickten, großen Blumen, so mußte wohl auch gleich die Erleuchtung da sein, dachte ich.

Wir hatten sogar elektrisches Licht, und darauf war ich am allermeisten stolz. Ich ging immer von einem Türrahmen zum anderen und knipste die Flammen an. Dann kam auch Fritz aus dem Geschäft und hatte viel Gutes und Ermunterndes zu berichten. Er sah wieder blühend aus und hatte blanke, weltfreudige Augen. Ich fragte ihn nach seiner Liebe, er drückte mir überschwenglich die Hand, daß es hieß: Laß nur, das soll ein schöneres Ende finden als bei jener gelbsüchtigen Bosheit!

Wir richteten uns nun ein, wie wir es haben wollten, mit langgestielten Glasvasen auf den Tischen, in die alle Blumen gesteckt wurden, die ich aus der Stadt mitbrachte, Veilchen und die ersten Maiglöckchen und was es sonst an den Straßenecken zu kaufen gab. Über die Tische breitete Johanna bunte Decken mit kunstvollen Stickereien, und an langen Abenden stickte sie neue Kissenbezüge mit närrischen Negerknäblein und seltsam verschlungenen Ranken und üppigen Blättern. Das Schlafzimmer strahlte hellgrau und richtig ehepärlich aus den großen, geschliffenen Spiegeln am Wäscheschrank zurück. Auf der Marmorplatte des Waschtisches liefen die ersten erwachten Fliegen Schlittschuh.

Am liebsten hatten wir das Speisezimmer, denn es gab uns die meiste Wärme und Helligkeit. Die kleine, perlgraue Kredenz lächelte unter dem bauchigen Teekessel und den silbernen Obstschalen, als freue sie sich, daß sie solche Herrlichkeiten tragen dürfe. Und die rote Truhe in der Ecke war geradezu ein gestaltgewordenes Winken: „Komm', Müder, und ruhe dich aus bei mir!" Man hätte aber ein-

Digitized by Google

mal sehen sollen, wie Johanna den Tisch zu decken verstand! Es war alles eine Einladung und eine Verheißung: Die blanken Teller mit den schmalen Blumenrändern, und die silbergriffigen Messer, die kristallenen Gläser, in denen ein leichtes Bier goldig schimmerte, mit einer weißen, bauschigen Halskrause darüber, und auch die hohe Blumenvase in der Mitte, die nie fehlen durfte, weil Johanna sie beim Essen nicht entbehren wollte.

Ich war in eine fremde Welt gesetzt, und sie betörte mich durch ihre satte Wohlhabenheit und das Vornehme und Beruhigende ihres Anblicks. Ich geriet in einen gehobenen Zustand und blickte mit einem verächtlichen Lächeln auf den törichten Buben zurück, der so etwas nie gekannt hatte, sondern immer nur in staubigen Schuhen herumgelaufen war und seine hastigen Mahlzeiten vor flüchtig und bescheiden gedeckten Tischen, von rissigen Tellern und mit gewöhnlichen Messern und Gabeln an Holzstielen genommen hatte. Ich erschien mir jetzt hundertfach wertvoller als vorher, ohne zu bedenken, daß dies alles doch nur von außen kam und mein Inneres verflucht wenig Anteil daran zu haben brauchte, wenn es nicht wollte.

Der Vater besuchte uns schon am ersten Sonntag in seinem Rollstuhl; er befand sich viel besser als den Winter über, der Arzt war zufrieden mit ihm und erlaubte ihm sogar, sich ein- oder zweimal wöchentlich in das Geschäft fahren zu lassen, um wieder ein wenig hineinzuwachsen. Der alte Mann war sehr glücklich darüber und erhoffte eine neue Blütezeit seines persönlichen Lebens. Er sah, daß Fritz sein Werklein gut in Gang gehalten hatte, und lobte ihn. Johanna konnte ja nun wohl nicht mehr mithelfen, weil sie den Haushalt auf ihren jungen Schultern tragen mußte, dafür wollte aber ich mit vier Händen zugreifen.

Wir saßen lange vergnügt zusammen, die Eltern und wir junge Generation, und es schien nichts zu geben, was diesen dauerhaften Frieden stören konnte.

Eines Tages kam Fritz mit einer Einladung zu einem Künstlerfest. Ich wehrte mich erst, weil ich gar nicht denken konnte, es möchte nötig sein, daß man seine Nase auch wieder einmal in eine andere Begebenheit stecke. Aber Fritz ließ nicht los, und als ich in Johannas Augen ein ungewöhnliches Leuchten sah, einen Schimmer aus Mädchenerinnerung und Gegenwartssehnsucht, sagte ich für uns beide ja. Es wurden nun lebhafte Tage, die Johanna mit allerlei bunten Nähereien und Basteleien ausfüllte. Wenn ich abends heimkam, mußte ich im Eßzimmer über ganze Berge farbenfroher Stoffe und Flittereien klettern, bevor ich den weichen Sessel neben dem Ofen erreichen konnte. Dann kam das Anprobieren, das mich oft genug schwitzen machte; die ganze Familie stand um mich herum und gab ihre Meinungen dazu. Ich sollte ein richtiger Teufel werden, mit ein paar dicken Hörnern und einem langen, lebhaften Schwanz.

Johanna selbst tat geheimnisvoll; ich sah wohl einzelne Lappen und Fetzen herumliegen, als es aber an das Zusammennähen ging, wurde mir die Tür vor der Nase zugedreht. „Es ist so am schönsten," sagte Johanna, „da wirst du mich im Saal suchen müssen, und ich kann dich gut beobachten, ohne daß du es merkst, ob du mir nicht zu viel flirtest!"

Sie war wie verwandelt, und ich fragte mich manchmal, ob sie wegen des törichten Mummenschanzes so aus der Ruhe geraten sei, oder was es sonst bedeuten solle. Einmal fragte ich sie.

Da bekam sie ein ganz eifriges Gesicht und sagte mit einem leisen und, wie mich dünkte, nicht ganz schuldlosen Lächeln: „Ach, Joseph, siehst du, wir sind jetzt die vielen Monate ganz allein zusammen gewesen und haben doch eigentlich mit keinem anderen Menschen gesprochen. Die Kellner und die alte Bäuerin im Erzgebirge wirst du ja wohl nicht zählen. Und ich habe doch als Mädchen Freundinnen gehabt, und hie und da einmal eine Gesellschaft . . ."

„Und das vermißt du jetzt", sagte ich ganz betrübt, denn es wollte mir nicht gefallen, obwohl es doch sicher ganz natürlich war.

„Ja", sagte sie leise. „Und du bist mir deswegen nicht böse, nicht wahr, lieber Joseph. Ich habe dich dann noch viel lieber, siehst du."

Das machte mich nun lachen, weil es doch eigentlich gar nicht mehr möglich war, daß wir uns noch lieber haben konnten.

Der Abend kam; es war ein regnerischer Endeaprilabend mit glitschigem Asphalt und vermummten Menschen unter schwankenden

Digitized by Google

Regenschirmen. Johanna nahm gleich mit ihrer Mutter zusammen eine Droschke, um sich ihre zarten Schuhe nicht schon unterwegs zu verderben. Ich mußte noch daheim bleiben, weil ich sie in ihrem Staat ja nicht sehen durfte. Das Dirnlein blieb bei mir, und dann kam Fritz mit seinen Narrenkleidern in einem großen Bündel unter dem Arm. Fritz erzählte mir freudestrahlend, daß auch seine Marie käme, mit ihren Eltern natürlich und ohne Vermummung. Aber das sei gar nicht das Wichtigste, und am liebsten möchte er auch als ordentlicher Mensch hingehen. Das Dirnlein saß still auf der Chaiselongue und hatte blanke Augen.

Dann gingen wir zusammen.

Als der weite, leuchtende Saal vor mir lag, hatte ich einen Augenblick das Gefühl, als käme ich aus einer dunklen Höhle, in der ich lange allein gekauert hatte, und nun stand ich wieder unter fröhlichen Menschen, die ganz nahe an meinem Versteck vorbei ihr Tagewerk vollendet hatten, um dann zu tanzen und in den Rosengärten der Freude zu lustwandeln, und sie streckten mir die Hände entgegen und bewillkommneten mich.

Dann dachte ich an Johanna, und daß sie doch bei mir gewesen sei, und schämte mich der Aufwallung. Ich suchte eifrig nach Johanna, konnte sie aber nicht finden, weil zuviel solche kleine, runde Weiblein da herumliefen in den närrischsten Kostümen, daß es nur so um mich her schwirrte von Zigeunerinnen, Gräfinnen, bösen Hexen und allerlei landfahrendem Gesindel.

Vor mir rissen sie alle aus, weil ich furchtbar wild und zornig aussah in meinem schwarzen Teufeltrikot, mit den roten Augen und den gekrümmten Hörnern. Auch stieß ich trotzig mit meinem Pferdefuß auf das glatte Parkett und peitschte mit dem langen Schwanz die Luft.

In einer Ecke, wo sich hohe Bergschluchten türmten, war ein tolles Zigeunerlager aufgeschlagen. Um mächtige Kupferkessel über glimmenden Holzfeuern lagen wilde Gestalten in zerrissenen Kleidern, mit zerrauften Bärten vor dem Gesicht und wirren, schwarzen Haaren um die Köpfe. Sie krächzten mich ungarisch an, aber einer sagte im breitesten Sächsisch, der Teufel habe in ihrer Gesellschaft noch gefehlt, und ich solle mich nur gleich zu ihnen legen. Ich hörte ein feines Kichern und sah, daß es von einer kleinen Zigeunerin kam, die mir das verhüllte Gesicht unverwandt entgegenhielt.

Neben mir machte sich ein kleiner, unruhiger Geselle breit, der mich mit seinem meckernden Lachen nicht in Ruhe ließ. Ich kam in eine gute Kameradschaftlichkeit mit ihm und ermunterte ihn tüchtig, als er Neigung zeigte, die kleine Zigeunerin mit närrischen Liebeswerbungen zu umstellen. Als er sah, daß sie sich sträubte, wurde er um so kühner, und es gab von seiner Seite ein hüpfendes Getändel.

Endlich ließ die zarte Zigeunerin eine hoffnungsvollere Seite sehen, so daß der Kleine doch mit ihr in ein gehaltenes Gespräch geraten konnte. Ich selber aber wurde von meinem Schwager, der als Bauer verkleidet ging, an den Achseln genommen und in den Saal gedrängt. Es sah närrisch genug aus, wie der Bauer den Teufel vor sich herschob. Ich stieß gegen einen Herrn und wollte mich entschuldigen, er streckte mir aber gleich lachend beide Hände hin, daß ich auf dem glatten Parkett nicht ausgleiten sollte, und rief mit einer trompetenhaften Stimme: „Ach was, da gibt's nix zu entschuldigen, hören Sie! Wenn wir doch Berufsgenossen sind!"

Fritz stellte mich ihm vor, und ich erfuhr, daß er ein bekannter Schriftsteller war, der mit seinem letzten Buch einen riesenmäßigen Erfolg gehabt hatte. Das freute mich, daß ich ihn kennen lernte, und ich dankte Fritz von Herzen für seinen Eifer.

Fritz lachte: „Ich hätte dich ja schon lange vorgestellt, aber ich kenne Herrn Doktor Beutler auch erst seit ein paar Tagen."

Wir setzten uns nun in eine stille Ecke hinter eine Flasche Champagner, denn wir fühlten beide, daß es richtig und nötig war, einander erst einmal in die Herzen zu gucken, was darin Ersprießliches für uns zu finden sei.

Ich war so vertieft in das lebhaft hüpfende Gespräch mit dem freundlichen Menschen, der in alle Gebiete griff und die neuesten Erfahrungen daraus mit verschwenderischen Händen um sich streute, daß ich ganz still wurde vor dieser Überfülle an Geist, Geschicklichkeit und Bewegung, und mich ein klein wenig zu schämen begann, weil mir die Zunge wie gelähmt war;

Digitized by Google

denn ich saß ja in meiner Stille in dem engen Kreis und wußte fast nicht mehr, was draußen vorging. Während dieses Wortgeplätscher um mich war, dachte ich mir gar nichts dabei, als ich das Dirnlein am Arm eines dicken Kerls mit dicken, schwarzen Locken vorbeitänzeln sah. Ich merkte nur, daß der Kerl ein paar gefährliche Augen hatte und eine unschöne, plumpe Stumpfnase, und es wollte mir scheinen, er müsse über und über mit billigem Parfüm bespritzt sein, obwohl ich nichts davon riechen konnte. Dann waren sie schon vorbei, und ich lief wieder neben dem Doktor Beutler her, der mir gerade die Leipziger Literaten in putzigen Karikaturen vorführte.

Endlich schlug er vor, wir möchten einmal einen Rundgang durch den Saal unternehmen, es könnte da einer oder der andere berühmte Künstler aufgegriffen werden. Mir war es recht; ich fühlte mich seltsam gehoben, weil ich doch noch nie in eine solche Welt geblickt hatte. Und eigentlich wunderte ich mich jetzt darüber, denn ich saß doch schon lange genug in Leipzig und hatte noch keinen Anschluß an den Pilgerzug geistiger Werte gesucht. Ich schämte mich ein wenig in aller Gehobenheit, und mein bequemer Haussessel wollte mir fast ein bißchen spießbürgerlich erscheinen.

Sie fingen schon an zu tanzen; das Blut ließ ihnen keine Ruhe. Eine Magyarenkapelle spielte wild und reißend genug, daß ich manchmal dachte, jetzt müßten die Saiten der Violinen mitten entzwei springen. Ich freute mich des lebhaften Bildes, das sich in der Mitte des Saales formte, und suchte mit den Augen eine Gestalt, in der ich Johanna vermuten konnte. Mit Erstaunen wurde ich gewahr, daß ich mich nun schon drei Stunden hier herumbewegte und eigentlich noch gar nicht richtig an sie gedacht hatte. Da trat mir auch schon der kleine Unruhige vom Zigeunerlager im Vorübersausen auf den Fuß, und ich sah in seinem Arm die kleine, zarte Zigeunerin, mit der er den Kampf aufgenommen hatte. Sie tanzten leicht und in graziösen Bogen.

Die Zigeunerin nickte mir im raschen Schwung, den sie vor meiner Nase ausführte, zu, und ich dachte: „Wer ist das nur?" konnte aber nicht hinter die Kulissen geraten.

Wir sammelten auch richtig im Saal und in versteckten Winkeln ein paar weinfrohe Literaten, einen Schauspieler und ein paar Maler auf und bildeten schließlich um einen mächtigen, runden Tisch die lärmende Gesellschaft der Unverzagten.

Einmal kam die Frau Doktor Beutlers in einem kostbaren Prinzessinnenkleid, das nur so funkelte von Gold und Spitzen; eine breite, majestätische Schleppe schleifte hinter ihr her. Sie war hoch gewachsen und von einer feingliederigen Schlankheit. Sie sprach eifrig zu ihrem Mann, der ein paarmal zustimmend nickte. Dann verrauschte sie wieder. Ich hatte einen kurzen Blick von ihr aufgefangen, der doch in seiner Art forschend war.

„Meine Frau meint," erklärte Doktor Beutler, „wir könnten nachher doch alle zusammen sein, und ich möchte doch für die nötigen Stühle sorgen . . ."

Da schwärmten wir gleich alle nach allen Seiten aus und schleppten Stühle fort, wo wir sie erwischen konnten. Als ich das zweitemal lief, kam ich auch hinter eine dicke Säule und sah da zwei Stühle stehen; aber der eine war besetzt, und als ich näher aufmerkte, erkannte ich die Zigeunerin, die ganz hilflos zusammengekauert dasaß und von dem kleinen Unruhigen gestützt wurde. Er hatte den Arm um ihren Nacken gelegt, aber man sah, daß es ihr nicht recht war, denn sie bog sich mit der letzten Kraft immer wieder zurück. Er redete ihr gut zu. Sie schien vom Tanzen angegriffen zu sein. Ich ging näher, weil man doch seinen Mitmenschen gern hilft, wenn man kann, und fragte, ob ich ihnen etwas besorgen solle, ein Glas Wasser vielleicht oder sonst eine Erfrischung. Da sprang aber die Zigeunerin auf einmal vom Stuhl und warf sich mir mit einer unbeholfen lebhaften Bewegung, die nicht zu ihr zu passen schien, an den Hals.

„Joseph!" stöhnte sie.

Das war doch Johanna! Ich lachte und tadelte sie scherzhaft, weil sie mich solange angeführt hatte; sie begann aber gleich zu weinen und sagte, es wäre ihr beim Tanzen so übel geworden und, das flüsterte sie mir scheu ins Ohr, der Herr, mit dem sie da getanzt habe, sei auch so zudringlich geworden, so daß sie eine große Angst bekommen habe.

„Ich bin ja jetzt so froh, daß du bei mir

Digitized by Google

bist!" sagte sie ganz erlöst. „Ich wäre zu dir gekommen, aber die Beine trugen mich nicht mehr."

„Wer ist es denn?" fragte ich mit einer heimlichen Wut über den frechen Menschen.

„Ich weiß es ja nicht", gab sie zur Antwort. „Manchmal wollte es mir scheinen, als müsse ich ihn gut kennen, dann zweifelte ich aber wieder . . ."

Ich wollte dem Hasen gleich den Schwanz abhacken, um keine langen Redereien zu bekommen, und trat also auf den kleinen Unruhigen zu, der an der Säule lehnte, und stellte mich ihm vor. Als er meinen Namen hörte, wich er einen Schritt zurück und murmelte etwas Böses dabei.

Ich konnte mir das nicht erklären und bat ihn um seinen Namen. Da sagte er aber schneidend: „Das ist nicht nötig!" drehte sich auf dem Absatz und verschwand in dem Tanzgewirbel.

Wir zwei guckten uns verdutzt an und lachten dann alle beide, weil es uns ganz närrisch vorkam. Ich führte Johanna, die jetzt die Maske abgenommen hatte, an den Tisch der Unverzagten, wo sie mit frohem Gejuchz und Gebrüll aufgenommen wurde. Frau Doktor Beutler war auch wieder da; sie saß neben ihrem Mann und unterhielt sich mit dem Schauspieler, der ein müdes, gelangweiltes Gesicht trug. Als sie ihren Mann mit mir und Johanna sprechen sah, bog sie sich auch herüber, wir kamen zusammen in ein sachtes Gespräch über das Äußere unseres gegenwärtigen Lebens.

„Ich las einige Novellen von Ihnen, Herr Barondiot", sagte Frau Doktor Beutler.

„Ja, er hat Talent, der Herr Gemahl", hörte ich den Doktor zu Johanna sagen.

Ich weiß nicht, warum mir das in dieser Stunde nicht gefiel; es machte mich unruhig, verwirrt, unzufrieden; es macht mich unruhig, zu den beiden: „Das Talent ist vielleicht da, aber man hat doch auch noch seine anderen Interessen . . ."

Da wurde aber der Doktor Beutler ungestüm. „Ach was," rief er, „wenn man ein Talent hat, soll man's hochhalten und ausbauen, ob man darüber verhungert oder Millionär wird!"

Das brachte mich in eine noch schlimmere Unzufriedenheit, denn ich wollte doch nichts mehr von solchen revolutionären Reden wissen; ich saß doch sicher, wo ich saß, und wollte mein Talent nebenher pflegen, soviel mir Zeit blieb; aber auf einen solchen unsicheren Boden zu bauen, dagegen sträubte ich mich jetzt.

Ich stand ganz unhöflich auf und lief nach dem Büfett hinüber, denn ich fühlte, daß mir das Gewissen wachgerüttelt würde, wenn ich den Doktor länger in dieser Tonart pfeifen hörte. Die Magyaren ließen ihre Instrumente immer verrückter rasen. Unterwegs traf ich den kleinen Unruhigen, der seinen Namen nicht hatte nennen wollen; er sprach gerade mit einem hübschen, unmaskierten Mädchen. Der wilde, schwarze Bart war ihm abgefallen, und jetzt erkannte ich ihn, und sah auch, daß er bleich wurde. Es war mein berühmter Rechtsanwalt, dem ich einmal in seinem Bureau den Marsch geblasen hatte. Ich wollte auf ihn losstürzen, aber es schob sich ein Tänzerzug zwischen uns, und als der vorbei war, konnte ich den Feigling nicht mehr erwischen. Das Mädchen stand aber noch da, mit einem ganz verwunderten Gesicht, sah sich lange im Saal um, und lief endlich zum Tisch der Unverzagten, wo sie Johanna lebhaft die Hand schüttelte.

Das wollte mir nicht gefallen, und so lief ich auch hin, um zu hören, was es bedeuten solle. Es war die Schwester des Rechtsanwalts.

Johanna hatte ein verzagtes, hilfloses Gesicht, sie sah mich mit Augen an, in denen ich las, ich möchte doch brav sein und keinen Spektakel machen. Aber ich hätte wohl doch angefangen, wenn nicht der Doktor Beutler mich ganz gewaltsam in ein Gespräch über den neuesten Roman Gerhart Hauptmanns gerissen hätte.

So ging das Gewitter diesmal vorbei. Aber in mir tobte es weiter, ich empfand einen fast körperlichen Ekel, wenn ich daran dachte, daß Johanna im Arm dieses elenden Menschen gelegen hatte. Ich versuchte sie zu entschuldigen, weil sie ja gar nicht gewußt hatte, wer es war; dann stand aber wieder sein höhnisches Gesicht vor mir, und was er jetzt wohl denken würde in seiner unsauberen Phantasie, und es war mir, als ob etwas Häßliches mit Johanna geschehen sei.

Digitized by Google

Unter diesem Gefühl hatte ich noch lange zu leiden, und als wir dann zusammen heimgingen, der Regen hatte aufgehört, man sah sogar ein paar Sterne aus zerrissenen Wolken strahlen, fand ich kein gutes Wort für sie. Als sie meine Kälte merkte, die sie sich vielleicht gar nicht erklären konnte, begann sie leise vor sich hinzuweinen. Das verbitterte mich noch mehr, so daß ich ihr ein hartes Wort sagte, das mir gleich leidtat. Aber es war gesprochen und hatte ihr Herz getroffen. Sie begann schneller zu gehen, daß es mir schien, als wolle sie einen Abstand zwischen uns bringen. Das warf mich nun in eine große Verwunderung, und es dämmerte ein schwaches Lichtlein in mir, als ob wir uns doch nicht so durch und durch kännten, und daß jedes für sich noch seine Eigenheiten mit sich herumtrug, von denen das andere nichts wußte. Ich wurde milder gestimmt und dachte durch ein paar gleichgültige Worte die böse Spannung zu lösen.

„Na," sagte ich leichthin, „ich bin nur neugierig, wie lange der Fritz sich noch auf dem Ball herumtreiben wird. Er war ja nicht für ein halbes Wörtlein mehr zu haben, als sein Schatz im Saal erschien."

Sie gab keine Antwort.

Ich fuhr krampfhaft fort: „Aber ein nettes Mädchen ist es, man muß ihm seinen guten Geschmack lassen."

Sie schwieg noch immer. Da stürzte ich mich in ein erbittert fortgeführtes Plaudern, um meinen Zorn zu übertönen. Ich fing vom Dirnlein an, und daß es für sein zartes Alter ein hübsches Päcklein Koketterie mit sich herumtrage. Aber das sei besser, als wenn es schon eine Brille auf die Nase klemmen müßte und Psalmen vor sich herleierte. Darüber mußte ich lachen und kam in eine ganz leidliche Fröhlichkeit, in der ich sogar den verdächtigen Hanswurst von Rechtsanwalt vergaß. Aber Johanna lief mir nicht nach; unter einer Straßenlaterne sah ich, daß sie noch immer weinte, und fuhr, wieder wütend geworden, mit dem Schlüssel in unsere Haustür, weil wir gerade davor hielten. Ich stürmte die Treppen hinauf und dachte, sie werde mir schon nachkommen. Sie kam aber nicht. Ich wartete vor der Korridortür und bekam endlich Angst um sie. Das Treppenlicht war mit einem leisen Knacken nach den vorschriftsmäßigen drei Minuten wieder erloschen; der schmale Treppenschacht knisterte und krächelte im schwarzen Dunkel.

Da bin ich wieder hinabgelaufen. Johanna saß auf der untersten Stufe, mit den Händen vor dem Gesicht, ganz zusammengekauert, daß es einen erbarmen konnte.

„Aber was ist denn nur?" fragte ich ungeduldig, weil ich so etwas nicht verstand. Sie gab mir aber keine Antwort und ließ sich schwer die Stufen hinauftragen. In der Wohnung entfloh sie mir gleich, und als ich in das Schlafzimmer trat, hatte sie sich schon in ihrem Bett verkrochen. Da wurde ich auch trotzig, drehte das Licht aus und begann mit offenen Augen zu schnarchen, damit sie erkennen sollte, daß es mich gleichgültig ließ. Das war das zweitemal, daß wir nicht Hand in Hand aus einem Tag in den anderen wanderten; in den Stunden, die ich noch wachlag, wollte es mir aber scheinen, als gingen wir jetzt noch weiter voneinander entfernt dem neuen Tag zu als das erstemal.

---

14. Kapitel.

Johanna zeigte ein graues, trübes Gesicht, als ich am anderen Morgen in das Eßzimmer trat mit einem dummen Kopf und noch dümmeren Gedanken. Wir begrüßten uns ganz frostig, daß ich darüber erschrak und wohl fühlte, es müsse da ein Wort geredet sein.

Ich begann also: „Siehst du, Johanna, jetzt, wo es Tag ist, bekommt doch alles sein anderes Gesicht; es sieht nicht mehr so fratzenhaft und verzerrt aus, und ich denke, man kann leicht darüber reden, wie es zwischen zwei Menschen, die zusammengehören, sein soll . . ."

Sie sah mich mit einem langen, wie mir schien, vorwurfsvollen Blick an und sagte langsam und so, daß jedes Wort in mir hängenbleiben mußte: „Warum hast du mir so weh getan, Joseph?"

Da war ich wieder ganz Zärtlichkeit und Sorge und meinte, es müsse ihr ein großes Unrecht geschehen sein, und vielleicht war es ja auch so, und ich sagte: „Ja, verzeih' mir, Johanna; aber es kam alles so über mich hergestürzt, und du weißt ja auch, wie es mich da-

Digitized by Google

mals in die Wut gebracht hat, als du mir an dem Abend im Herbst alles erzähltest, wie es dir gegangen war . . . Aber jetzt soll alles gut sein, und wir wollen nicht mehr an den Menschen denken."

„Ich habe doch auch gar nicht gewußt, daß er es ist," sagte sie immer noch traurig, „sonst hätte ich es doch nicht getan . . ."

„Ja, das soll schon recht sein, Johanna, und sprechen wir nicht mehr davon."

Es ist aber doch etwas von Verstimmtheit und Betrübnis dageblieben, das habe ich noch gefunden, als ich aus dem Geschäft heimkam, wo ich außerdem einen großen Streit mit dem ersten Maschinenmeister gehabt hatte, weil er sich nichts sagen lassen wollte.

Ich war also verdrießlich und murrte für mich, weil sogar daheim das unfreundliche Wesen nicht aus meinen Augen weichen wollte.

Nach dem Essen kam die Mutter, und die sah gleich mit ihren klaren Augen, daß uns eine Fliege in die Suppe gefallen war. Sie sagte aber nichts und fing gleich von dem Dirnlein an, das den ganzen Tag schon gedrückt und unlustig in der Wohnung herumgehe. Sie könne sich gar nicht denken, was ihm den Mut gedämpft habe.

Ich mußte an den dicken Konservatoristen mit den dicken, schwarzen Locken und der unschönen Stumpfnase denken, bei dem ich das Dirnlein an dem Narrenabend gesehen hatte. Ich sagte aber nichts, denn ich dachte, daß so ein junges, erwachendes Ding auch seine unschuldigen Geheimnisse haben soll. Die Mutter sorgte sich aber tief um das Dirnlein; sie sprach die ganze Zeit von ihm, und als ich schon die Türklinke in der Hand hatte, um wieder in das Geschäft zu gehen, lief ihre Rede immer noch um Else herum.

Am Abend fand ich Johanna nicht daheim, und Fritz, der gleich darauf kam, berichtete, sie sei bei ihnen drüben, und ob ich nicht zum Abendessen auch hinkommen wollte. Das wollte ich nicht gern, tat es dann aber doch, weil der gute Junge so fröhlich darum bettelte.

Es sind an dem Abend keine Vorwürfe gefallen, wir haben alle freundlich und nachgebend zueinander gesprochen, nur das Dirnlein saß in einer Kanapeecke und machte ein verdrossenes Gesicht, hinter dem man wohl Betrübnis und Angst spüren konnte; man trieb ein wenig Klatsch, und Johanna beteiligte sich mehr daran als sonst, auch beschäftigte sie ihre Mutter lebhaft mit allerlei Wirtschaftsfragen. Als wir zusammen heimgingen, sagte sie mir denn auch, daß sie in Zukunft nur unserem Heim leben wolle, weil ihr die Freude an öffentlichen Vergnügungen gründlich verleidet sei. Ich sprach nicht dagegen, denn ich war ja selber nicht darauf versessen, Johanna jedem, der mit ihr tanzen wollte, in den Arm zu legen. Und so war alles wieder in einer schicklichen Verfassung.

An einem der nächsten Abende traf ich den Doktor Beutler in der Petersstraße, er lud mich ein, doch mit ihm auf ein Glas Wein und eine Zigarre nach Hause zu gehen.

Seine Frau öffnete uns die Korridortür. Sie hatte einen mit großen exotischen Blumen bemalten Kimono an, der dick in Gold schimmerte, und ihre seitwärts über die Schläfen gekämmte Frisur gab ihr ein schmales, sanftes Madonnengesicht.

Sie reichte mir die Hand, die sonderbar kühl war, und lächelte mich ein wenig an. Ich war nicht größer als sie und hielt mich gebückter, so daß ich neben ihr aussah wie ein halber Krüppel neben einem vollendeten Menschenleib.

Doktor Beutler führte mich in sein Arbeitszimmer, in dem ein schrecklicher Wirrwarr umhergestreuter Papiere war. „Meine neue Arbeit treibt sich da auf dem Boden herum," sagte er lachend, „wenn ich im Eifer bin, fliegt jeder Bogen, wohin er mag, sobald er vollgeschrieben ist. Sie müssen das entschuldigen."

Wir plauderten über die neuesten Bücher und fanden viel Kurzweil daran, unsere Meinungen gegeneinanderzusetzen. Doktor Beutler fragte mich auch, wie es mit meinen Arbeiten stehe, und ob ich auch Romane schreibe. Da gestand ich, ich hatte eben einen angefangen, wie ungefähr ein Lausbub gesteht, daß er eben seine erste Zigarre versucht hat. Es versetzte mich in einen seltsamen Taumel, der beengte und zugleich bedrückte, daß ein fremder Mensch nach meiner Literatur fragte, die ich doch halb verleugnet und hinter eine sichere und gleichmäßige Kontorarbeit gesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Glockenklang

So seltsam haben sie noch nie geklungen,
Die Weihnachtsglocken wie in diesem Jahr,
Noch niemals haben sie so weh gesungen, —
Gram schlich sich weiß in manches dunkle Haar.

Vom Land der Sehnsucht tönt ihr Klingen wieder,
Und über Last und Leiden fliegt ein Schein,
Verklärend, tröstend, hoffnungspendend wieder:
Wie wild der Kampf, — einmal muß Friede sein!

Zum Frieden macht bereit die müden Seelen,
Daß nicht ein Herz das andere rauh mehr kränk; —
Mit Händen, rein von allen Erdenfehlen,
Empfangt des Weihnachtfriedens Lichtgeschenk.

Heißt eure Liebe wieder wandern gehen,
Zu suchen, wo ein Schmerz noch trostlos weilt..
Laßt nicht im Lebenssturm die Spur verwehen,
Der Liebe, — die der Herzen Wunden heilt.

Der Krieg der Welt ist wie ein starrer Pflüger,
Der bis ins Tiefste senkt die Pflugschar ein,
Auf daß dem Boden edler und gefüger
Die gute Saat entkeim' — im Siegesschein.

Und nun macht Frieden! — Friede allen Seelen!
Daß nicht ein Herz das andere rauh mehr kränk!
Mit reinen Händen, frei von Schuld und Fehlen,
Empfangt der Weihnachtsliebe Lichtgeschenk!

Eugen Stangen.

Ein Held / Von L. Buchheit-Lorenz

Als der junge Morgen mit einem sonnenhellen Lachen in das letzte Dämmern der Nacht sprang, zogen die Letzten aus dem Dorfe mit klingendem Spiel und Gesang. Die Dorfkapelle schmetterte ihre Töne in die reine Luft siegessicher und herausfordernd und ebenso klang der Gesang der sehnigen, jungen Gestalten „fest steht und treu die Wacht am Rhein".

Auf einem kleinen Bergabhange, von dem man die Landstraße überblicken konnte, stand schlank, regungslos wie ein Steinbild eine Mädchengestalt, in die erst Leben kam, als ein heller Gruß „leb' wohl, Brigitt!" verweht an ihr Ohr schlug.

Leidenschaftlich, sehnend breitete sie die Arme aus, die erst schlaff wieder niedersanken, als der kleine Zug allmählich in der Ferne verschwand.

„Ob er wohl wiederkommt, mein Gott!" klang's wie eine jammernde Frage in die Stille.

Mit einem trostlosen Blick schaute sie in die taufrische Klare des Augustmorgens. Zu ihren Füßen grünten Wiesen, reifendes Korn wogte geheimnisvoll im leisen Wehen des Windes, klar und geschäftig eilte ein Bächlein dahin, und erzählte wohl leise, ganz leise und andachtsvoll den Gräsern und Halmen, die an seinem Ufer standen von der hehren, ernsten Zeit. Und in der Ferne blauten die Berge.

Und inmitten dieses wundersamen, friedvollen Naturbildes, das nicht ahnen ließ, daß ein Kampf im Osten und Westen begonnen hatte, der kostbares Blut forderte, stand immer noch Brigitte Helmer tränenlos mit fest zusammengepreßten Zähnen, mit starren Augen, die nicht weinen wollten, weil sie doch stark und fest bleiben mußte als deutsches Mädchen. Aber in ihrem Herzen, da saß solch ein weher, verzweifelter Schmerz, der fast nicht mehr zu ertragen war und sie war ja allein,

Digitized by Google

so ganz allein und niemand würde es sehen, wenn sie weinen würde, um den, der heute fortgemußt.

Und langsam, ganz langsam kamen ihr die Tränen und plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte ganz heftig und gewaltsam heraus, daß es ihre Brust erschütterte und ihr Atem in dem Schluchzen ganz klein und stoßweise wurde, weinte so bitter und rang dabei die Hände. Dann aber ward sie ganz von selbst wieder ruhig, trocknete das feuchte Antlitz und lächelte ein ganz klein wenig. Es war ein Lächeln, daß der Schmerz erzeugte. Sie fühlte, wie das brennende Weh in ihrem Herzen etwas nachgelassen hatte und sie nun ruhiger war und alles besser nun ertragen konnte, was auch kommen mag.

Sie schrak zusammen, hastig wandte sie den Kopf. Aus dem kleinen Wäldchen trat eine verkümmerte Knabengestalt, doch beim Näherkommen sah man, daß sie das Gesicht eines jungen Mannes hatte. Die dunklen Augen glühten in einem düsteren Feuer.

„Du bist's, Martin!? Wie kommst du hierher, du bist mir nachgegangen!"

Starker Unwille lag in der jungen Stimme.

„Ich hab' sie auch noch einmal sehen wollen", sagte er finster mit zusammengezogenen Brauen.

„Ja, nun sind sie fort!"

„Du hast geweint, um wen hast du geweint?"

Er preßte ihre Hand so fest, daß sie leise aufschrie.

„Ich wollte dir ja nicht wehe tun", kam's demütig, „ich weiß ja, daß ich dich nur ansehen darf, wie man ein Heiligenbild ansieht. Ich weiß, daß deine Güte zu mir Barmherzigkeit ist, die dem armen Hinkenden, dem Buckligen gilt."

Er riß von seiner Schulter sein Gewehr.

„Siehst du dort am Bache die Pappel, dort das kleine Ästchen, das rechts seitwärts wie ein gekrümmter Finger steht, ich hol es dir herunter."

Ein scharfer Knall, das Stückchen Holz fiel in den Bach, der es geschäftig davontrug. Und wieder gab er ein Ziel an, das traf. Als sie ihn in ehrlicher Bewunderung lobte, lachte er hart auf. Er warf das Gewehr auf den Boden und kletterte leicht und gewandt wie eine Katze auf die höchste Spitze eines Baumes. Als er nach einigen Sekunden wieder neben ihr stand, häßlich anzusehen neben dem gerfenschlanken, schönen Mädchen, da zitterte er vor innerer starker Erregung.

„Brigitt", kam es hastig von seinen trockenen Lippen, „ich hab dich so lieb gehabt, daß ich Tag und Nacht an dich dachte, ich war beglückt, wenn ich dich sehen durfte, selig, wenn du mir deine Hand gabst und mit mir redetest. Ich war von Eifersucht gemartert, wenn du mit Johannes sprachst, den ich mit Neid und Mißgunst nur ansehen konnte, weil er so groß und schön ist. Ich hab mir's immer ausreden wollen, daß du ihn liebst und ich weiß, daß du ihm gut bist. Doch ich bin nun ganz ruhig, tobe und rase nicht, denn seit diese große, gewaltige Zeit über uns hereingebrochen ist, seitdem unsere Feinde uns zermalmen wollen, ist die brennende Leidenschaft, die mir so viel Qual bereitet hat, erloschen und nur eine Sehnsucht ist in mir, die von Minute zu Minute wächst mit den anderen kämpfen zu dürfen für unser Vaterland. Aber ich bin ja ein Ausgestoßener, trotzdem ich schießen kann, so zielsicher wie wenige, klettern und schleichen, vielleicht besser wie hundert andre, die im Felde stehen und dennoch bin ich verbannt zurückzubleiben." Er ballte die Hände vor Schmerz und Qual. „Die andern, ich hab' ihnen nachgeblickt wie ein Verdürstender. Sie gingen dahin und ich muß zurückbleiben bei den Alten und Siechen. Immer ein Ausgestoßener", stieß er im bitteren Schmerz hervor.

Er fiel auf die Erde, das Gesicht ins feuchte Gras gedrückt, die Händ in den Boden gekrampft, so lag er. Hin und wieder ging ein Zucken durch seinen mißgestalteten Körper.

„Du Armer, ach du, Armer", und ihre Gedanken flogen zu dem Geliebten, der wie ein Held dahingegangen war, um zu kämpfen. Und sie dachte an den Abschied, wie er beherrscht und voll Zuversicht von ihr gegangen. Sie hatte bang gefühlt, daß seine Seele nicht ganz bei ihr war, daß es ihn gedrängt hatte dorthin zu kommen, wo man ihn nötig hatte. Das hatte sie nicht verstehen können, hatte ihr wehe getan, hatte eine ganz kleine Bitterkeit in ihren Schmerz getragen. Dieser Arme hatte sie erst gelehrt, welch eine Freude, welch ein Stolz einen Mann erfüllen mußte, wenn er seine ganze Kraft dem Vaterlande geben durfte. Und sie fühlte mit beglückender Wärme: nein, nicht hier hätte er bleiben sollen, nicht bei ihr in Sicherheit, sondern draußen sollte er kämpfen für sie, für alle. Und der letzte Rest der Bitterkeit erlosch und gefaßte Ruhe und ein gewisser Stolz kehrten bei ihr ein.

Voll warmen Mitleids sah sie auf Martin, dessen Schmerz sie nun ganz und voll verstand.

„Martin", sagte sie sanft und gut und trat zu ihm, „wer weiß, ob du nicht auch hier dem Vaterlande dienen kannst. Ich bin so froh, daß du hier bleiben mußt."

Als er heftig den Kopf schüttelte, fuhr sie eindringlich fort: „So nahe sind wir der Grenze, sieh, wenn die Russen kämen, wer sollte uns schützen. Wie gut ist es, daß du so schießen kannst!"

Sie sagte es und glaubte nicht daran, kein bißchen glaubte sie es, sie sagte es nur, um ihn zu trösten; denn wie sollten die Feinde es wagen deutsche Erde zu betreten.

Martin Wagner hob hastig den Kopf. Ein gespanntes Sinnen war in seinen Augen zu finden. Fast hastig sprang er auf. Rasche Gedanken eilten durch seinen Kopf.

Was konnte nicht alles geschehen, wer weiß, ob die Russen nicht schon lange vorbereitet gewesen

Digitized by Google

waren und nur einen Schritt zu machen brauchen um einzufallen.

„Brigitt'", sagte er rasch, „du wohnst so abseits mit deiner Mutter, laß mich Hüter eures Hauses sein. Keiner darf über eure Schwelle kommen", und er drückte mit heftiger Bewegung sein Gewehr an seine Brust.

Als sie zögerte, bat er: „Fürchte nichts, ich werde dich nicht belästigen, das Feuer meiner Liebe ist erloschen, es kann dich nicht mehr beunruhigen, meine Liebe will nur noch für dich sorgen, will dich behüten."

Als sie zögerte, bat er: „Fürchte nichts, ich er leise fast scheu: „Wenn sie kämen und sie würden dir deine Kleider vom Leibe reißen, würden dich entehren —"

„Schweig still", sagte sie mit blassem Gesicht. „Du weißt ja, ich fürchte mich nicht, aber das wäre —" fast hilflos sah sie ihn an.

„So darf ich mit dir gehen?"

Sie nickte nur und gab ihm vertrauensvoll die Hand.

* * *

Es war acht Tage später.

Die Glocken läuteten feierlich und ernst und doch lag in der Luft Vogelsang und warm und goldig leuchtete die Sonne.

Sie läuteten zum Heimgang von Martin Wagner.

Hinter seinem blumengeschmückten Sarge, den alte Männer trugen, schritt Brigitte Helmer im weißen Kleide. Ihre beiden Hände hielten Rosen, so viel sie hatte fassen können. Und nach ihr folgten Männer, Frauen und Kinder aus dem Dorfe, nur Kranke oder solche, die der Schreck daniedergeworfen hatte, waren zu Hause geblieben.

Man begrub Martin Wagner wie einen Helden; denn auch er ist fürs Vaterland gefallen.

Die Russen, sie waren doch durchs Dorf gekommen, nur ein kleiner Zug war's gewesen, doch es hatte genügt, um Leid und Qual in den stillen Winkel zu tragen. Sie hatten das Haus Brigittens gesehen, hatten den schönen Mädchenkopf am Fenster erblickt und die Begierde war in ihnen entbrannt. Schon vorher hatte Martin Wagner so gut er konnte, das kleine Häuschen gesichert. Voll Angst und Schreck hatten die beiden Frauen in einer Ecke auf dem Speicher gesessen, während Schüsse, dröhnende Schläge und fluchende Männerstimmen an ihr Ohr schlugen.

Da Ruhe! Beklemmende Stille!

Als Brigitte nach einer Weile zaghaft die Treppe hinabschritt, blieb sie wie erstarrt stehen. Ein grauenhaftes Bild bot sich ihr.

Türen, Fenster, Möbel, Bilder waren zusammengeschlagen, sechs Russen lagen kalt und starr da. Ihre Augen irrten weiter, da entdeckten sie Martin, blutbefleckt das blasse Gesicht, blutbefleckt die Kleider. Matt und doch zärtlich lächelte er ihr zu. Sie überwand das Grauen, schritt über die toten Feinde zu dem Freunde, kniete vor ihm nieder.

„Martin, lieber Martin!"

Ihre Tränen netzten sein Gesicht, zärtlich glitten ihre Hände über seine Wangen.

„Hast du Schmerzen?" fragte sie leise.

Er schüttelte mühsam, kaum merklich den Kopf.

„Ich sterbe", sagte er schwer verständlich, „ich sterbe für mein Vaterland."

Ein seliges Leuchten glitt über das sich plötzlich verändernde Antlitz.

* * *

Und weiter sangen die Glocken, feierlich und ernst schwangen sich die Töne in die Luft. Läuteten sie doch einem Helden zum letzten Weggang.

*

Zum Winter

Die Nebelschifflein schwammen
Schon alle zum düsteren Strand.
Nun lösen aus frohem Zusammen
Sich deine und meine Hand.

Will Herbst, will Winter werden . . .
Hungrig die Krähe schreit.
Friede — Friede auf Erden?
Gramvolle Zeit!

Am Fließ die zitternden Weiden
Haben es so gut — so gut.
Kein Lied von Scheiden und Meiden
Singt ihr Blut.

Mir aber schmerzt in den Ohren
Der alte, der wehe Klang.
So schreit ich wie traumverloren
Meinen dunkelsten Gang . . .

Franz Lüdtke.

*

Digitized by Google

Jenseits des Gitters / Von Frieda von Raimann

Mit verhaltenem Atem lauschte sie hinein in ihre Seele, in der Melodien aufrauschten, gleich goldenen und silbernen Springbrunnen — die Melodien des Liedes, das er ihr heute gesungen.

Ein köstlicher Tropfen jeder der Töne, die um sie rannen und sprühten, die sie mit schmeichelndem Werben umgaukelten, gegen das sie, ohnmächtig, mit gelähmtem Willen sich nicht aufzulehnen wagte. Hilflos fühlte sie sich in diesem wirren, sie umspinnenden Gewoge — sie hätte seufzend die Hände ausstrecken mögen, einem Unbekannten hin, einem großen, starken, gütigen Retter, die demutsvoll flehende Bitte auf den Lippen: Hilf mir doch . . . Aber da war ja keiner, wie eben niemals jemand da ist, in jenen Momenten — — in den gewissen . . .

Sie war allein in dem hohen, kühlen Raum, dessen Spiegelflächen ihr weißes, kühles Bild zehnfach zurückwarfen, die Spiegel, zwischen denen goldüberladene Prunkstücke herabsahen, und farbenglühende Bilder, deren Maler ihre Phantasie an den Wundern des Ostens entzündet. Von der Decke hing wie ein großer, runder, weißer Mond eine matte, gläserne Ampel, deren perlenkühles Licht das weite Zimmer durchflutete.

Und durch dieses glanz- und lichtvolle Zimmer schien ein Etwas zu schleichen, ein lächelndes, lauerndes; den Finger auf den Lippen richtete es seine dunkeln, geheimnisschweren Augen mit verstecktem Blick auf die blasse Gestalt, die da im hohen, goldenen Sessel lehnte, im Sessel, den zwei Löwen schmückten, deren Pranken siegerhaft eine Krone hochhielten, wie ein unantastbares Kleinod.

Die Melodien rannen und rauschten — aus ihrem gleißenden Gewebe, löste sich ein leiser, zitternder Ton, zuerst nur wie ein bebendes, versuchendes Locken, ganz schwach, ganz von ferne... wie ein Wunsch nur, ein Ruf, eine zage Bitte, eine sehnsuchterfüllte . . . er wurde immer schärfer, immer schneidender, immer eindringlicher — zum Machtgebot wurde er, gegen das es keinen Widerstand gab.

Und sie, deren weiße, kühle Seele gestern noch von den bleichen Schleiern kindlicher Unbewußtheit verhangen gewesen, sie fühlte heute mit untrüglicher Klarheit, welch' ein Ruf dies war: Der Ruf des Lebens.

Der Ruf des Lebens. Einstmals erklungen und nun in nie endendem Widerhall weiterbrausend durch zahllose Jahre, in allem Staubgeborenen ein Echo findend.

Der Ruf, dem die zitternde Kreatur willenlos gegenüber steht. Den sie kennt — schaudernd empfindet, — erlebt, sei sie auch noch so gering und armselig, noch so schattenhaft und verkümmert.

— — — Die Flügeltür war geöffnet. Draußen lag in nachtdunkler, lastender Schwüle der Park; ihn umschloß ein starkes, spitzenbewehrtes Gitter, an dessen Tor zwei starke Löwen Wache standen, gleich jenen, die über dem geneigten Haupt der weißen Gestalt die Krone hochhielten.

Jenseits des Gitters . . . Da lag die Welt, die sie nicht kannte, von der sie nichts wissen sollte, die Welt, die gewohnt war, ehrfürchtig zu ihr emporzusehen. Das Gitter schied sie beide, sie und den Mann, der ihr heute jenes Lied gesungen.

Langsam erhob sie sich, langsam trat sie hinaus auf die Schwelle, als wolle sie diesem quälenden Ton entrinnen, der wie ein nadelscharfer Dolch ins Tiefste ihres Herzens drang.

Hinter sich ließ die Wärme, Licht, Helligkeit zurück, vor ihr lag das schwarze, tote Schweigen. Doch aus dem weißglänzenden Zimmer hatte der Ton sich verflattert ins Dunkel der Sommernacht und kam ihr von dort entgegen, sie umklammernd, mit spottend — sicherer Gewißheit.

Er zuckte auf, wie ein sehnender, irrender Schrei in der schweigenden Nacht.

Ihr schien, als stünde dort hinter dem Gitter einer und riefe — riefe. Mit dem schluchzenden Laut der Sehnsucht — oder war es nur die Stimme im eigenen Innern?

Sie lächelte und setzte den Fuß eine Stufe tiefer. Mit schwerem Schlag strich der schattengraue Flügel eines Nachtgeiers an ihrer Wange vorbei und versank gleich wieder im Dunkel. Im tiefen Dunkel, in dem lautlos die Wasser gingen in dem zahllose Wesen miteinander rangen, suchend und findend, lebenspendend und Tod gebend. In gleicher Stunde so viel Leben, so viel Tod.

Draußen begann es sich sonderbar zu regen — trotz der sternenlosen Nacht sah sie blasse Stengel ragen, in einem matten Schein, der doch kein Licht war, sah die flammenden Abgründe tiefroter Blumenkelche; sah farblose Dolden erstickend sich ranken, sah Blüten, die zu lächeln schienen, gleich sanften Menschenlippen und andere, die harrten, gierig zuzuschnappen; solche von gletscherkühler Unnahbarkeit, und wieder andere, die spinnengleich lauerten; solche aus denen Düfte emporddampften im Schweigen der Nacht, Düfte, die gleich Weihrauchsäulen zur Höhe streben, und andere, die sich wie ekler Qualm am Boden dehnen, die die Seele in alle Himmel tragen, und solche, die sie hinabdrücken in Schlamm und Moder.

Da waren Blumen, von denen glimmende Funken sprangen, wie phosphoreszierende Irrlichter, — von Dornen starrende, bereit, blutig zu verwunden, — Mördernaturen, die dem Lebenden, das sich ihnen nahte, den Tod brachten, Heuchler, die sich die Maske der Güte und Schönheit liehen, um desto sicherer zu verderben — solche, deren Fuß der bunte Sumpf leckend netzte, und andere, wert an der Paradiesespforte zu stehen . . .

Digitized by Google

Sie sah Stämme strebend als gewaltige Fingerzeige, und andere, die sich wie in Schmerzen am Boden krümmten und wanden.

Und um sie herum kroch und schlich und schwebte und schwang sich in den Lüften und auf der Erde allerlei Lebendiges bösartig und gräßlich, zornerfüllt und haßbewehrt, grinsend und kichernd — jammervolle Geschöpfe eines Tages nur, ja einer einzigen Stunde, — arbeitend, ewig ungesehen, rastlos, ruhelos, erfüllt von Leben, gleich dem unseren, — zuckend in Kampf und Leidenschaft.. Es huschte und fegte einher — geräuschlos und unheimlich . . . Und ihre Seele hielt Zwiesprache mit ihnen — sie sagten alle nur eines. — —

Eintönig bis zur Unerträglichkeit.

Mit einem Male verstand sie, was die Wesen aneinanderschmiedet, im eisernen Ring, was sie lebend und atmend erhält, was die Schöpfung bindet, mit flammendem Band, was sie stets erneut von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sie gewahrte das tausendfache, unsichtbare Antlitz des Geschaffenen und vernahm die tausendfachen, unhörbaren Stimmen des Lebens. Und sie alle schienen sich zu dem einen, zitternden, bebenden Ton zu vereinen, der sich klammernd um sie schlang . . .

. . . Lächelnd setzte sie den Fuß noch eine Stufe tiefer. Das weiße, kühle Zimmer lag hinter ihr, wie in weiten Fernen, und mehr und mehr umhüllte sie das Dunkel . . .

Es gibt eine Hellseherei, mit der wir Dinge ahnen, die wir nimmer wissen können.

So wußte sie, was ihr Weg sein würde: Ein Dornenweg.

An seinen Seiten würden jene stehen, die sie bisher liebend vergöttert. Und in ihren Händen würden sie brennende Nesseln schwingen — hier ein Hieb und dort noch einer — und noch einer . . .

Dienstbeflissen würde man Tore für sie öffnen, die in unirdisches, nachtdunkles Grauen führen — Spott und Hohngelächter würden gellend ihr folgen. Über eisern glühende Pflugscharen würde sie schreiten — tief gesenkten Hauptes, das Antlitz verhüllt, die Hände wund gerungen . . . der stolze Purpurmantel war längst schon von der Schulter geglitten — übrig nur das hanfene Gewand geblieben.

Und die ganz Gütigen, die ganz Großmütigen, die würden ihr Gesicht leidvoll abwenden und ihre blassen Lippen würden also murmeln: wer jene ist? Mag sein, daß wir sie einmal kannten — nun kennen wir sie nicht mehr . . . Mit der frommen Scheu derer, die ihr Leben stolz und rein und ruhig leben, vor den Ausgewiesenen, den von ihnen Geschiedenen.

Vor ihnen, die nicht mehr zum Himmel aufblicken dürfen — deren Fuß ewig an der Erde haften bleibt, —

Denen das heilige Licht nur mehr wehe tut. —

Deren Anteil fürderhin nur mehr lastendes Dunkel ist und fallende Schatten . . .

All, das sah sie im lohenden Feuerschein der Offenbarung. —

Die Stimmen hörten nicht auf zu rufen . . .

Und sie stieg noch tiefer . . .

Lächelnd, mit einem Aufjauchzen breitete sie die Arme aus, ihrem Schicksal entgegen.

*

Am Kamin

Sacht im Kamin die Flammen lohten,
Und wurden Asche, grau und tot . . .
Ich träumte von Lippen, die einst sich mir boten,
So rot, so rot . . .

Die letzten Flammen sacht versprühen,
Der Herbstwind heulend geht durchs Land,
Und meine Stirn will leis erglühen
Wie unter einer lieben Hand . . .

Aus der Erinnerungen Truhe
Lächeln mir heimliche Bilder zu — —
Du warst mir Heimat . . . und meine Ruhe
Warst du . . .

Ich hör' ein Türlein leise gehen,
Die Funken verknistern, müd' und schwer . . .
Wie feinen Haarduft fühl' ich's wehen . . .
Du — kommst — nicht — mehr — —

Bruno Pompecki.

*

Digitized by Google

Weihnachtsbücher

Ernst Zahn: Uraltes Lied! Erzählungen. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht Unterhaltungslektüre im trivialen Sinn ist es, wonach wir in dieser schweren Zeit verlangen; aber vielen wird es ein Bedürfnis sein, sich über die unaufhörliche Spannung, in der wir in der Heimat die Tage des Kriegs verbringen, zu erheben in jener beruhigenden Sammlung, die der Umgang mit echter, ernster Kunst mit sich bringt. Und wir verlangen in einer Zeit, da das deutsche Wesen von allen Seiten gehaßt und angegriffen wird, nach solcher Kunst, in der gerade die vielgeschmähte und -verleumdete deutsche Art sich rein und lauter ausspricht. Dieser Forderung des Tags entspricht in vollem Sinn die Dichtung Ernst Zahns, des Schweizer Dichters, der nie den innigen, durch die besten Geister seines Landes besiegelten Kulturzusammenhang zwischen der deutschen Schweiz und dem „Reich" verkannt oder verleugnet hat. Ein neues Buch von Ernst Zahn begrüßen wir darum heute nicht um des Reizes der „literarischen Neuheit" willen, sondern mit tieferem Anteil.

Albert Kleinschmidt: Im Forsthause Falkenhorst. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben im Bergforsthause und im Bergwalde. Der deutschen Knabenwelt gewidmet. 6. Jahrgang. Mit 4 Farbendruckbildern und zahlreichen Textabbildungen. Verlag von Emil Roth in Gießen. Preis in Prachtband 4 M.

Wenn auch im Kriegsjahr auf den Weihnachtstischen unserer Jungen die Kriegsbücher einen erheblichen Raum einnehmen werden, so soll man doch die guten Bekannten aus Friedenszeiten deshalb nicht vergessen. Kleinschmidt legt seinen alten und jungen Lesern den Schlußband seiner ausgezeichneten Erzählungen aus dem Leben im Forsthause vor, und ich habe mit vielem Vergnügen diese ganz hervorragenden Naturschilderungen und Abenteuer gelesen, die ohne aufdringliche Moral sehr erzieherisch wirken müssen und die Aufmerksamkeit der Eltern von heranwachsenden Knaben dringend verdienen. Ein Dichter und Kenner der jugendlichen Seele schrieb diesen Band, ich wünsche ihm reichlichen Dank für seine schöne Arbeit.

Dr. Ernst Hartmann: Ein deutscher Robinson. Selbstverlag. Preis gebd. 4 M.

Die Geschichte eines deutschen Primaners, der die Schulbank verläßt, um in Südwestafrika bei seinem Onkel Farmer zu werden. Sie ist sehr flott erzählt, der Hereroaufstand gibt dem Ganzen die kriegerische Note unserer Zeit. Das Buch sei für die Jugend gleichfalls empfohlen.

Dr. Erich Janke.

Karl Quenzel: Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Zweiter Band. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, Wilhelm Lennemann u. a. Mit Bildbeigaben. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 272 S. In steifem Umschlag 1,50 M., in Lbd. 2 M.

Der zweite Band des rasch beliebt gewordenen Sammelwerks bietet wieder eine reiche Fülle von sorgfältig ausgewählten Feldpostbriefen und andern Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen. Sein Wert wird noch wesentlich erhöht durch Beiträge von Björn Björnson, dem Sohne des großen norwegischen Dichters, von Cornelius Gurlitt, Wilhelm Lennemann u. a. Auch ein fesselnder Originalbericht eines Deutschen über seine Kriegsgefangenschaft in Aegypten wird der dankbare Leser finden. — Der mannigfache Inhalt ist übersichtlich geordnet und in folgende Rubriken gegliedert: „Auf dem westlichen Kriegsschauplatz", „Auf dem östlichen Kriegsschauplatz", „Schlachtenbilder", „Schlichte Helden", „Der Tröster Humor", „Was Verwundete erzählen", „Die Leiden der Kriegsgefangenen". Da der Band ausschließlich wahrheitsgetreue, lebendige Schilderungen enthält, die unmittelbar zum Herzen sprechen, so wird er auch nach dem Kriege noch gern gelesen werden.

Thea von Harbou: Die deutsche Frau im Weltkrieg. Einblicke und Ausblicke. Leipzig 1916, Hesse & Becker Verlag. 144 Seiten. 1,50 M., geb. 2,50 M.

Thea von Harbou, deren Leser bereits nach vielen Tausenden zählen, behandelt in dem vorliegenden Buche die überaus wichtige Frage, welche Aufgaben der Weltkrieg den deutschen Frauen und Müttern gestellt hat. Ohne jede Lobhudelei rühmt sie den Opfermut, die Liebestätigkeit und die Anpassungsfähigkeit der Frauen, weist ohne Rechthaberei auf die Unsitten hin, die sich vor dem Krieg eingewurzelt hatten, setzt sich in vornehmer Weise mit den Gegnern ihrer Weltanschauung auseinander und bezeichnet es als das wichtigste Amt der deutschen Mütter, das neue, heranwachsende Geschlecht für das Vaterland zu erziehen und zu erhalten — oder, wie die Verfasserin sehr hübsch sagt, die jungen Söhne heranzuziehen zu einer Wacht am Rhein. Denn der Frieden der Welt wird abhängen „von der Größe und Stärke des friedliebendsten Volkes der Erde: von Deutschlands unerschütterlicher Kraft." Ein sehr großer Vorzug des Buches, das sich erfreulicher Weise von leeren Allgemeinheiten fernhält, ist die klare, eindringliche Sprache, die sich an die weitesten Kreise des deutschen Volkes wendet. Ein schönes Geschenk für alle Frauen und Mütter!

Ein lehrreiches Spielzeug, das sich Knaben selbst anfertigen sollen, bringt der Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen und München in zwei neuen Beschäftigungsmappen **„Moderne Festungswerke mit Panzertürmen"** und **„Schreibers Kriegsmodelliermappe"** soeben für den Weihnachtstisch. Preis jeder Mappe 2,50 M.

Das Ausschneiden und Zusammenkleben von Modellierbogen ist von jeher eine ebenso lehrreiche und unterhaltende wie bei der Jugend selbst beliebte Beschäftigung, die auch den lebhaftesten Jungen an das Haus fesseln kann und ihn besonders an den langen Winterabenden nützlicher Betätigung zuführt, ein gerade in der Jetztzeit, wo viele Väter und Brüder im Felde stehen, nicht nicht zu unterschätzender Vorteil. Die erste Mappe „Moderne Festungswerke" zeigt die heutige moderne Festungsanlage als Sperrfort, Stadtwall mit Graben und als Küstenbefestigung mit Hafen, Untersee- und Torpedobooten, die die Jugend in trefflicher Weise auch beim Spielen mit Zinnsoldaten verwenden kann. Recht Mannigfaltiges bietet die zweite, die „Kriegsmodelliermappe", die 12 Bogen im Format 36:43 cm enthält, aus welchen sich naturgetreue Modelle eines Unterseebootes, Wasserflugzeuges, Panzerautomobiles, Hochseetorpedobootes usw. anfertigen lassen. Selbst für Erwachsene bieten diese Mappen eine lehrreiche Beschäftigung. Besonders beliebt sind Modellierbogen bei unseren verwundeten Kriegern, darum sollten bei Liebesgabenspenden an Lazarette stets auch derartige Beschäftigungsmittel vertreten sein. Die erwähnten beiden Mappen sind sozusagen direkt aus dem Kriegs- und Soldatenleben herausgenommen und werden deshalb den Kriegern besondere Freude machen. Sie sind durch jede Buch- und Papierhandlung oder gegen Voreinsendung des Betrages zuzüglich 50 Pfg. für Porto auch direkt vom Verlag zu beziehen.

Inhalt des Heftes 12: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Glockenklang. Gedicht von Eugen Stangen. — Ein Held. Von L. Buchheit-Lorenz. — Zum Winter. Gedicht von Franz Lüdtke. — Jenseits des Gitters. Von Frida Raimann. — Am Kamin. Gedicht von Bruno Pompecki. — Weihnachtsbücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 18. Dezember 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 13

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

2. Fortsetzung.

Ganz erstaunt sah Felgart Frau von Karrein an. Fünftausend Mark die Reise, die Zinsen — und er hatte nur achtzig Pfennige in der Tasche und wußte nicht, was werden sollte, wenn er dies Haus verließ. In seinem Anzug, dem einzigen, nur ein bißchen schmutzige Wäsche hatte er mitgebracht, die lagerte auf dem Bahnhofe, wagte er sich nicht auf die Straße.

„Ich möchte wahrhaftig wissen, wie ich zu Geld kommen soll!"

„Natürlich durch mich", sagte Frau von Karrein mit größter Seelenruhe.

Er erwiderte gar nichts, sah nur an sich herab. Da lachte die Kupplerin.

„Freilich, erst muß noch für eine bessere ‚Aufmachung' gesorgt werden! Verzeihen Sie, aber das ist doch nur äußerlich!"

Er verstand wirklich nicht, wo sie hinaus wollte. Jedenfalls hatte sie einen Plan und wollte ihm auch weiterhelfen, alles andere war doch jetzt ganz egal.

„Ich bin Ihnen natürlich sehr dankbar, nur was weiter werden soll, mir ist's schleierhaft. Ich kann doch nicht Ihnen auf der Tasche liegen!"

Da lachte ihn Frau von Karrein wieder aus.

„Auf die Dauer sicher nicht. Wie käm' ich dazu? Ja, was tut denn ein Mensch, ein ehemaliger Offizier in Ihrer Lage? Denn den Schreibern, Kellnern oder ähnlichen Leuten werden Sie wohl nicht Konkurrenz machen wollen?!"

„Ach Gott, wenn man nur erst sicheren Boden unter den Füßen hat, das Weitere wird sich finden!"

„So—o? Meinen Sie? Sie sind wirklich noch der leichtsinnige Mensch von früher. Wie werden Sie Ihre Gläubiger hetzen? Nirgends werden Sie sich halten können! Sie werden ihre Kraft verpuffen — und dann voller Verzweiflung auf der Strecke liegen bleiben!"

Da schüttelte sich der arme Kerl.

„Sie haben schon recht! Warum hab' ich nicht drüben ein Ende gemacht? Nun, das kann man auch hier!"

„Herr Felgart", Frau von Karrein richtete sich straff auf, sah ihn hochmütig an, jetzt galt's ihn an die Wand zu drücken. „Das sind Redensarten, die ein ehemaliger Offizier doch nicht in den Mund nehmen sollte. Ich hab' meinen Plan! Oben im vierten Stock habe ich ein Zimmer für Sie gemietet, die Mahlzeiten werden Sie mit mir einnehmen, neue Kleidung und Wäsche können Sie sich kaufen, — wenn Sie das tun, was ich Ihnen vorschlage!"

Sie sah es, welchen Eindruck diese Worte gemacht hatten. Sie sah auch, wie der Offizier mit der leiblichen Not rang, sah hochmütig diesem Kampf zu. Wehrte er sich, dann drohte sie mit dem Staatsanwalt, obgleich sie sich hüten würde, den anzurufen. Aber solche Mittel verfangen immer.

„Ja — also — Ihr Plan, — gnädige Frau", preßte er endlich heraus.

„Die einfachste Sache von der Welt, Sie müssen heiraten!"

Digitized by Google

Von oben herab warf sie die Worte hin, als handle es sich um eine Selbstverständlichkeit.

„Heiraten? — J — — ich?"

„Natürlich! Mit einem wuchtigen Hiebe schlägt man so seine Schulden tot. Und Ehrenpflicht ist's dann, sich dankbar und anständig jederzeit gegen Ihre Frau zu erweisen. Dann kommt der Tag, an dem Sie ausgesöhnt sind mit Ihrem Schicksal!"

„Mein Gott, wer heiratet denn einen Bankrotteur und ehemaligen Offizier? Obendrein noch, wenn viel Geld vorhanden ist."

„Das lassen Sie auch meine Sorge sein. Also einverstanden?"

Die Kupplerin hielt ihm lächelnd die Hand hin, er schloß einen Moment die Augen, kniff die Lippen zusammen. Vorläufig war's der Strohhalm, an den er sich klammerte. Ein Dach überm Kopfe, neue Kleidung und neue Wäsche — und keinen Hunger mehr leiden, dann bekam man hoffentlich das seelische Gleichgewicht wieder und die nötige Energie, denn wenn schon geheiratet werden sollte — eisige Schauer jagten ihm bei dem Gedanken über den Rücken —, dann waren noch sehr viele Fragen zu beantworten — und wenn er's nicht fertig brachte, würde sich schon ein halbwegs anständiger Ausweg finden lassen. Da schlug er in die hingehaltene Hand ein.

„Einverstanden, gnädige Frau!"

---

7. Kapitel.

In Weißensee wohnte der Großschlächter Schwarzhasel. Er war nach seiner Dienstzeit beim 2. Garderegiment zu Fuß in Berlin geblieben. Aus Hinterpommern stammte er, hatte dort das Fleischerhandwerk erlernt, war tüchtig in seinem Berufe, der Großschlächter Schulzendorf, bei dem er eintrat, war so zufrieden mit ihm gewesen, daß er ihn bald zu seinem Stellvertreter gemacht hatte. Denn er verstand sich auf das Viehtaxieren wie kaum einer. Und das war ja die Hauptsache für einen Großschlächter. Auch mit den Kommissionären, eine sehr schwierige Sorte Menschen, wurde er mit seinem hinterpommerschen Dickschädel und seiner Totenruhe gut fertig. Da sein Meister stark unter der Gicht litt, so hatte Schwarzhasel oft wochenlang das Geschäft zu führen und die zehn Gesellen zu beaufsichtigen. Die meisten waren älter als er, es kam oft zu Reibereien, aber wenn es nottat, schonte Schwarzhasel seine Fäuste nicht oder brachte seinem Meister bei, daß dem oder jenem gekündigt werden mußte. Schulzendorf war immer ein fleißiger Mann gewesen, der auf Ordnung im Betrieb gesehen hatte, wenn er mit umwickeltem Beine in seinem Lehnstuhl saß und der junge Geselle ihm offen und ehrlich Bericht erstattete, dann schimpfte der dick gewordene Mann immer los, wenn wieder Klagen über die Gesellen kamen.

„Schmeiß' sie raus, die Bande, Anton, ick will Ordnung im Betriebe haben!"

Und das tat Anton Schwarzhasel prompt .... Immer näher trat er der Familie seines Meisters, der vier Töchter, aber keinen Sohn hatte. Und als sich die zweite, die Bertha an einen Luftikus gehangen hatte, da nahm er sich kein Blatt vor den Mund und klärte seinen Meister auf. Die ersten Spuren der Wassersucht zeigten sich, da redete der Meister eines Tages erst lange mit seiner Frau, und dann wurde der Anton hereingerufen. Er wurde gefragt, ob er in das Geschäft eintreten wolle. Für den hinterpommerschen Schäfersson war das ein glänzendes Anerbieten. Mit Hanna, der dritten Tochter, führte er die Bücher, er wußte auf Heller und Pfennig, wie groß der Verdienst in dem Betriebe war. Er sträubte sich gar nicht, sprach von großer Ehre und das Geschäft auf dem glänzenden Zustand erhalten — und dann kam die weitere Frage, welche von den drei Töchtern, die noch zu Hause waren, er gern haben wolle. Die Frage war eine Formsache. Denn daß es ihm die zweitjüngste, die Hanne, angetan hatte, war im Laufe der Zeit unschwer festzustellen gewesen. Über die Bücher weg hatten sich die beiden recht oft in die Augen geblickt.

„Also Meester, wenn et die Hanne sein dürfte!"

Leidlich berlinerisch hatte der Anton zu sprechen gelernt.

Da war die Hanne, ein gesundes Mädchen von zwanzig Jahren, mit roten Pausbacken, hereingerufen worden. Aus Andeu-

Digitized by Google

tungen der Mutter war sie auf die Frage vorbereitet. Aber ihr Vater hatte erst eine lange Rede gehalten, „von's Geschäft un von de Wassersucht", und dann war allmählich der Anton in den Vordergrund geschoben worden.

„Ja, Hanneken, wat meenste? Ick beeinflusse dir jar nich!"

Und dabei hatte ihn der Vater rausgestrichen nach allen Ecken und Kanten! „Hanneken" war sofort sehr einverstanden gewesen, woran übrigens gar nicht gezweifelt worden war, aber der Meister hatte ein energisches „Halt" gerufen, als sie sich in die Arme taumeln wollten, denn „allens mußte erst klipp und klar gemacht werden". Die älteste Tochter hatte einen kleinen, aber sehr tüchtigen Zigarrenfabrikanten geheiratet, der gut vorwärts kam, die war abgefunden. Sichergestellt mußten aber noch die zweite und vierte Tochter werden, „denn ick bin immer 'n juter Vater jewesen, un Muttern muß ooch sorgenfrei dastehen, wenn ick bald nich mehr bin!" Tränen von seiten der Mutter und Tochter, der Anton aber hatte die Situation beim rechten Ende angepackt, er war an seine Schwiegermutter herangetreten und hatte ihr herzhaft, aber stumm die Hand gedrückt. Das hatte dem Meister ausgezeichnet gefallen, aber erst mußte alles notariell erledigt sein. Dann hatte die Hochzeit schleunigst stattgefunden, denn es ging mit dem Großschlächter Schulzendorf sehr schnell zu Ende . . . .

Anton Schwarzhasel hatte die Zügel fest in die Hand genommen, er war vorwärts gekommen und besaß außer einem sehr beträchtlichen Depot auf der Deutschen Bank drei große Häuser in Weißensee. Sein „Hanneken" hatte ihm eine einzige Enttäuschung bereitet, nämlich, daß es bei einem einzigen Kind, der Elise, geblieben war. Die wurde dafür reichlich verwöhnt, mit den Jahren wurden ihre Wünsche Befehle, denn Meister Schwarzhasel hatte es ja dazu. Aber recht behäbig war er auch mit der Zeit geworden. Das große Geschäft ging seinen geordneten Gang. „Hanneken" führte weiter die Bücher, das ließ sie sich nicht nehmen, obgleich sie es gar nicht nötig hatte, na, da stellten sich bei dem Großschlächter allerlei noble Passionen ein. Leuten, die das Geld leicht verdienen, sitzt es auch locker in der Tasche. Die Rennen hatten es Meister Anton angetan. Es war geradezu eine Selbstverständlichkeit geworden, daß sich die reichen Großschlächter auf den Rennplätzen trafen. Und nachher fuhr man natürlich nicht gleich nach Hause. Ein bißchen Bummeln, das konnte man sich doch leisten! Man hatte es wirklich dazu! Anfangs hatte ja „Hanneken" ein böses Gesicht gemacht, aber wenn man sonst über seinen Mann nicht klagen kann, dann fügt man sich eben mit einem Seufzer in das Unvermeidliche . .

Elise war nun zwanzig Jahre alt geworden, schlank und groß, mit einem Stupsnäschen und vollen Lippen. Mitunter legten sich Falten auf ihre Stirn, neuerdings kam das recht häufig vor. Sie war zwei Jahre in einem Pensionat in Dresden gewesen, die Freundinnen von früher sagten ihr nicht mehr zu, und die Männer, die sich bisher um ihre Hand beworben hatten — es war eine ganze Anzahl, die den Goldvogel auf den Händen tragen wollten —, von denen wollte sie nichts wissen. Sie waren zu plump, zu derb, ein „höheres Gespräch" ließ sich mit ihnen überhaupt nicht führen. Daß die Eltern aus dem „ick" und „det" und „kieke mal" nicht herauskamen, nun, das ging nicht zu ändern, sie aber hatte das Bestreben, in feingebildete Kreise hineinzukommen. Und sie war zwanzig Jahre, und es war Mai! . . . Die Grete Schuster, die Tochter des „Drogenfritzen", der in einem der Miethäuser ihres Vaters seinen Laden hatte, hatte sie einmal zu einer Kartenlegerin am Stettiner Bahnhof mitgenommen. Des Ulks halber war sie mitgegangen. Die Grete, das überspannte Frauenzimmer, war schon oft bei dieser Frau Dennert gewesen. Sie hatte die Kartenlegerin mit den grauen Ringellocken mit einem herzhaften Händedruck begrüßt und gesagt: „Da bring' ich Ihnen eine, der mal halb Weißensee gehört! Einziges Kind! Verraten Sie ihr doch, ob sie 'nen Prinzen oder bloß 'nen Grafen kriegt!" . . . Frau Dennert hatte ihr freundlich zugelächelt und gesagt, sie werde sich freuen, ihr die Karten legen zu dürfen, aber das müsse unter vier Augen geschehen, sonst könne das „Fluidum" unmöglich wirken. Lachend war die Grete Schuster hinausgegangen, und sie hatte sich die Karten legen lassen. Zum Spaß. Ob die Frau mit den grauen Ringellocken sie wirklich für so

Digitized by Google

dumm hielt, daß sie an diesen Unfug glaubte? . . . Und dann hatte sie sich über die Kartenlegerin geärgert. Die hatte ihr gesagt, daß sich vorläufig noch gar keine Aussicht biete ihrem Reichtum und ihrer Bildung nach zu heiraten. Freilich umschwärmt sei sie schon viel worden, aber das wären Männer gewesen, die ihr unmöglich hätten zusagen können. Aber da, ganz unten, läge eine Karte, die Hoffnung erwecke. Ganz klug werde sie aus dem Zusammenhang ja nicht, denn die Karten, die in der Nähe lägen, seien ein Gemisch von Gutem und Bösem. Aber mit der Zeit würde schon ganz sicher eine Klärung eintreten. Es liege eben daran, daß ihr „der Richtige" noch nicht über den Weg gelaufen sei. Gelegentlich käme sie wohl wieder einmal mit vor, aber das eile nicht . . . . .

Grete Schuster erzählte nachher, sie habe sich wundervoll mit der Empfangsdame unterhalten. Geradezu lieb habe sie die, und eigentlich nur ihretwegen gehe sie öfters einmal zur Kartenlegerin.

Als sich eines Tages Elise Schwarzhasel gerade wieder einmal tüchtig über Klaus Wenderoth, den Sohn eines Großschlächters, der ihr ganz tüchtig und sehr derb den Hof machte, geärgert hatte, kam die rundliche Grete Schuster, lachte die Freundin aus, und forderte sie zu einem Spaziergange auf. Und da es das Schlaueste war, was sie tun konnte, denn die Mutter lag ihr mit dem Klaus Wenderoth in den Ohren, der sei ein tüchtiger Mann und verstände sein Geschäft, als nachgeborener Sohn müsse er doch sehen, wo er einheiraten könne, so setzte sie schleunigst den Hut auf und ging mit der Freundin spazieren. Die Grete hängte sich bei ihr ein und erzählte sehr erregt:

„Du, gestern war ich mit der Empfangsdame von der Kartenlegerin abends im Theater. Wilhelm Tell haben wir uns angesehen. Gott, nein, ist die interessant" — Grete Schuster hatte auch höhere Bildung, allerdings „nur" in Weißensee genossen. „Sie schrieb mir, ob wir nicht einmal 'nen Abend zusammen verbringen wollen. Im Café Bauer haben wir uns getroffen. Sie wunderte sich, daß ich dich nicht mitgebracht hätte, wir seien doch so befreundet. Aber du hast jetzt immer so schlechte Laune." Sie kicherte. „Ich habe ihr erzählt, wie der Klaus Wenderoth hinter dir her ist, und was meinst du, hat sie gesagt? Gesagt mit hängender Unterlippe, geradezu verächtlich?!"

Elise Schwarzhasel wollte es gar nicht wissen, ihre Stirn legte sie in Falten und machte ein abweisendes Gesicht. Grete Schuster lachte sie aus.

„Oh je, wie ernst du reiches Mädel das Leben nimmst! Ich sollte in deiner Haut stecken! Wundern solltet ihr euch alle miteinander! Ich heiratete einen feinen Herrn, und wenn er auch nichts besäße als gute Umgangsformen, das Geld hätt' ich ja!"

Dabei schlug Grete Schuster mit gespreizten Fingern gegen ihre Handtasche, daß die um ihr Gelenk flog. Und was sie da sagte, hatte ihr die Empfangsdame eingeredet, so geschickt, daß das junge Mädchen nicht das geringste gemerkt hatte, wo hinaus die geriebene Person gewollt hatte.

„Du hast gut reden", meinte Elise Schwarzhasel brummend. „Dir liegt deine Mutter nicht in den Ohren wegen so einem wie der Klaus Wenderoth. Nicht einmal richtig Deutsch sprechen kann der."

Die „höhere Tochter" hatte für die Schwere der letzten Worte volles Verständnis. Sie schob ihren Arm unter den der Freundin.

„Das ist's eben! Wir sind aufgeschmissen, wenn wir nicht selbst zupacken. Du wenigstens. Ich, mein Gott, das bißchen Vermögen, das ich mal mitbekomme. Aber du, Auslachen tät ich meine Eltern — auslachen und ging meinen Weg allein. Elise, zur Höhe. In die besseren Kreise. Unsereiner wird doch „gnädiges Fräulein" nur in den Geschäften genannt."

Grete Schuster verbiß sich förmlich in den Gedanken, was aus ihr alles werden könnte, wenn sie nur das Geld ihrer Freundin besäße. Elise Schwarzhasels Gesicht wurde immer mürrischer. Schließlich wetterte sie los:

„Es wird mir auch bald zu dumm. Vater geht seine Wege, Mutter hockt über den Büchern, etwas anderes als das Geschäft kennt sie ja nicht. Der Gedanke kommt ihr gar nicht, daß ich einmal einen heiraten könnte, der nicht Großschlächter ist."

„Dummchen, da stellst du eben deine Eltern vor eine vollendete Tatsache."

Digitized by Google

„Hast gut reden. Mit wem komme ich denn sonst zusammen?"

Die vollen Lippen leckte sich Grete Schuster. Die Empfangsdame hatte ihr allerlei erzählt, so vorsichtig, daß sie gar nicht gemerkt hatte, was eigentlich der Zweck dieses ganzen Zusammenseins war. Nach dem Theater hatten sie in einem Restaurant noch etwas gegessen, und da hatte die Empfangsdame allerlei Andeutungen gemacht. Geld regiere die Welt, und sie kenne Töchter aus ganz einfachen Familien, die „sehr hoch" geheiratet hätten. Das sei in Berlin gar keine Seltenheit, und dann hatte sie sich erkundigt, ob die Drogenhandlung gut gehe und ob ihre „junge Freundin" noch viel Geschwister habe? Grete Schuster hatte ihr Herz ausgeschüttet, teilnahmsvoll hatte die Empfangsdame zugehört, und auf einmal war das Gespräch auf Elise Schwarzhasel, „das reizende, junge Mädchen", gekommen. Und so ganz nebenbei lief in der Unterhaltung mit unter, daß sich ja manchmal Gelegenheit biete, eine „vernünftige Heirat" zu vermitteln, aber das müsse sehr vorsichtig gemacht werden, es sei ganz merkwürdig, wie sich die jungen Damen sträubten, wenn sie erführen, daß ihnen die Wege geebnet wurden. Früher habe man gar nichts dabei gefunden. Natürlich habe man da manche Scherereien, Unannehmlichkeiten und Zeitverlust, und dafür wolle man, wenn „Alles geklappt habe", auch entschädigt werden, das könne man doch keinem Menschen verdenken, denn das Leben heutzutage sei doch schrecklich teuer. Und was mache es schon aus, habe man die Seligkeit auf Erden, man gebe denen, denen man sie verdanke, von dem Überfluß etwas in klingender Münze ab. So geschickt hatte die Empfangsdame den Faden gesponnen, daß die Grete Schuster nur die Hälfte verstand, sie hatte sich mit Freuden bereit erklärt, ihrer Freundin Elise zu dem Glück zu verhelfen, und vielleicht, hatte sie zögernd hinzugesetzt, käme der Tag auch, an dem für sie irgendein Freier zu finden wäre, aus höherem Stand. Die elegante Hausdame hatte große Augen gemacht und versichert, das könne doch kein Kunststück sein, so ein hübsches Mädchen wie sie finde allemal einen hochgebildeten Mann, es würde ihr aber lieb sein, sie erfahre recht bald, vielleicht schon morgen, näheres über die Vermögensverhältnisse. Und wenn vielleicht die auch nicht glänzende seien, die Hauptsache bleibe, daß man nicht mogle, dann fände sich schon die passende Partie. Und sie möge doch morgen ihre Freundin mitbringen, das Kartenlegen sei wahrhaftig kein Humbug, wenn sie aus der Schule plaudern wolle, wundern würde sich ihre junge Freundin, aber natürlich müsse sie verschwiegen sein, das sei die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Obgleich Grete Schuster über ihre Vermögensverhältnisse sehr genau hätte Auskunft geben können, sie bekam 15 000 Mark mit, von denen auch noch die Aussteuer bestritten werden mußte, so sagte sie doch davon nichts, versprach aber morgen nachmittag mit ihrer Freundin zu kommen.

„Du," sagte sie und drückte Elises Arm fester an sich, „ich muß zur Empfangsdame, komm mit, du kannst dir die Karten legen lassen!"

„Warum denn nicht! Es ist zwar Mumpitz, aber da werd' ich hoffentlich meine gute Laune wiederbekommen, die mir Mutter und Klaus Wenderoth heute reinweg weggeblasen haben?"

Da lachten sich die beiden jungen Mädchen an und setzten sich in eine Straßenbahn, die am Stettiner Bahnhof vorüberfuhr . . . .

Mit einem verschmitzten Lächeln betrat die Empfangsdame das Sitzungszimmer.

„Der kleine Goldvogel ist wieder da. Das Drogenmädchen hat das famos gemacht."

Frau Dennert nickte erfreut so heftig, daß die grauen Ringellocken hin und herbaumelten.

„Gleich soll sie kommen."

Mit einem liebenswürdigen Lächeln empfing die Kartenlegerin Elise Schwarzhasel, streckte ihr die Hand entgegen.

„Da sind Sie ja endlich wieder einmal, liebes Fräulein. Hoffentlich haben Sie heute einen guten Tag, das soll heißen: Ihre Nerven sind in Ordnung!" Sehr ernst fügte Frau Dennert hinzu: „Das ist nämlich die wichtigste Voraussetzung!"

Elise Schwarzhasel hatte die halbe Stunde in der Straßenbahn finster vor sich hingebrütet und sich die Worte ihrer Freundin durch den Kopf gehen lassen. „Wir sind aufgeschmissen, wenn wir nicht selbst zupacken", hatte die ge-

Digitized by Google

sagt. Warum sich denn nicht ein wenig treiben lassen? Es war zum mindesten amüsant. Und man war doch eine helle Berlinerin, die sich keinen Mumpitz vormachen ließ.

„Ja, ob meine Nerven in Ordnung sind, das weiß ich wirklich nicht. Ärger habe ich jetzt alle Tage."

Während Frau Dennert die Karten mischte, sagte sie schmunzelnd:

„Wer wird sich denn ärgern lassen? Vor allen Dingen, wenn man so jung und so hübsch ist wie Sie. Ärger macht häßlich, liebes Fräulein, der gräbt scharfe Züge ins Gesicht. Und die Männer, mein Gott, die haben im Geschäft gerade Ärger genug. Die wollen ein vergnügtes Gesicht sehen, wenn sie nach Hause kommen. Doch die selbstverständlichste Sache von der Welt, nicht wahr? . . . Ja und Sie sind nun in dem Alter, in dem man gern heiraten will. Eine oder die andere Freundin ist vielleicht schon verheiratet, hat womöglich schon ein Kind . . . Da nicken Sie. Na ja, Heiraten ist doch die Bestimmung des Weibes. Und wenn eine sagt, sie will nicht, dann lügt sie, wahrscheinlich, weil sie keiner will. So eine Kartenlegerin wie ich, die hat schon die unglaublichsten Dinge erlebt. Ich merk's natürlich gleich, wenn mir eine etwas vorschwindelt. Erklären kann man das nicht so. Das „Fluidum" ist nämlich ein ganz besonderer Strom, wahrscheinlich hängt es mit dem Magnetismus zusammen. Das zu ergründen ist nicht meine Sache, das mögen Professoren tun, die übrigens schon fleißig bei der Arbeit sind. Seine Kräfte soll man nicht zersplittern. Ich habe schon manchen Schaden einrenken können, freilich recht, recht oft, liebes Fräulein, muß man auch bittere Wahrheiten sagen. Den", Frau Dennert hörte mit Kartenmischen auf und hob den Zeigefinger der rechten Hand hoch, „es ist eine ernste Sache, der ich meine ganze Lebenskraft widme. Die geringe, die mir noch geblieben ist, denn Tage kommen, liebes Fräulein, an denen ich von meinem „Fluidum" soviel verausgabt habe, daß mich meine Empfangsdame wie tot zu Bett tragen muß."

Und weil ein sehr ungläubiger Zug um den Mund des jungen Mädchens lag, griff sie schnell zum Taschentuch und wischte sich ein paar Tränen aus den Augen. Dann legte sie die Karten auf, wie immer, vier Reihen zu je acht . . . Öfters machte sie eine Pause. Sah erst mit finsterem Gesicht vor sich hin, und als sie fertig war, sagte sie vorläufig gar nichts. Wie so oft, die Berlinerinnen sind nun einmal sehr rührig mit der Zunge, verfing ihr Trick. Elise Schwarzhasel wurde ungeduldig, fragte:

„Sie liegen wohl sehr schlecht — die Karten?"

Es sollte spöttisch klingen, aber ein ängstlicher Unterton schwang doch durch die Worte.

Frau Dennert richtete ihre blaue Augen fest auf das junge Mädchen.

„Nein, schlecht nicht, aber merkwürdig, — sehr merkwürdig! Mir ging's nur eben durch den Kopf, etwa vor drei Jahren ist's gewesen, da lagen die Karten einmal fast genau so. Ein sehr seltener Fall. Bedenken Sie, 32 Karten, die können millionenfach verschieden liegen . . . Damals, das war eine sehr aufregende Sache. Ich habe Gott gedankt, wie alles schließlich doch noch ein sehr gutes Ende nahm."

Elise Schwarzhasel wurde neugierig. Die Karten waren ihr jetzt ganz gleichgültig, „die Geschichte" wollte sie hören. Für sein gutes Geld, was man nachher auf den Mahagonitisch legte, hatte man doch ein Anrecht auf Unterhaltung.

„Eine aufregende Sache?"

„Furchtbar aufregend, liebes Fräulein."

„Erzählen Sie doch, bitte!"

Die Kartenlegerin wiegte den Kopf hin und her, tat erst, als wolle sie nicht recht raus mit der Sprache.

„Meinetwegen, ich will sie Ihnen erzählen. Sie kennen die betreffende Dame ja doch nicht. Es ist auch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Entscheidung ist schließlich hier in diesem Zimmer gefallen. Und die Hauptsache, die Dame ist sehr, sehr, sehr glücklich geworden. Sie wohnt auf dem Lande. Aber wenn sie nach Berlin kommt, vergißt sie nie, mich zu besuchen. Solche Dankbarkeit ist ungeheuer selten, liebes Fräulein. Aber dafür die Freude groß, wenn wir uns sehen." Ein Seufzer folgte. „Wenn man den Menschen immer mit so gutem Gewissen helfen könnte, und so gutem Erfolg, was wäre dann das Kartenlegen für ein hehrer Beruf. Aber leider, leider, nur gar zu oft muß man einem vom Schicksal arg gequälten Men-

Digitized by Google

schenkind auch noch die letzte Hoffnung nehmen. Und selbst das hat seine guten Seiten. Denn Gewißheit stählt, läßt mit festen Augen in die Zukunft blicken. Zweifel aber, Hangen und Bangen, zermürbt."

Diese Redereien zerrten an Elise Schwarzhasels Nerven. Ein Zucken lief über ihr Gesicht.

„So erzählen Sie doch, bitte, endlich, Frau Dennert."

„Ich tu's nicht gern. Aber hören Sie. In Tränen aufgelöst kam eines Tages eine junge Dame zu mir. Sie machte aus ihrem Herzen gar keine Mördergrube. Erzählte, daß sie einen Unglücklichen liebe, ihre Eltern seien sehr reich und könnten sich einen armen Schwiegersohn leisten, aber sie wollten von „ihm" nichts wissen, weil er Schiffbruch in seinem Berufe erlitten habe. . . Nun, das kommt in unserer Zeit ja recht oft vor. Man soll da nicht den Stab ohne weiteres über solch armen Menschen brechen. Meistens liegt es an irgendeinem kleinen Anstoß, der die Kugel ins Rollen gebracht hat. Es kommt da doch sehr auf den Mann an, liebes Fräulein. Ob er Willenskraft besitzt, ob er überhaupt edle Vorsätze hat. Denn die sind durchaus nicht immer die innerlich Vornehmen, die es zu großem Reichtum gebracht haben. Nicht immer hab' ich gesagt. Natürlich gibt es auch unter ihnen eine ganze Menge edle Charaktere. Das wäre doch sonst auch zu traurig. Man soll nicht alles und nicht jedermann über einen Kamm scheren . . . . Also ich beruhigte die junge Dame, schickte sie erst einmal zu meiner Empfangsdame, die versteht es wunderbar, den Menschen das Gleichgewicht wiederzugeben, und nach einer Stunde ließ ich sie zu mir bitten. Sie hob ab, wie Sie vorhin, dreimal mit der linken Hand nach dem Herzen zu, ganz ruhig war sie geworden, und da lagen fast ganz genau dieselben Karten wie heute. Nur jetzt ein ganz kleines bischen besser. Aber viel wirklich nicht."

Frau Dennert stützte den Kopf in die linke Hand, sah auf die Karten, tippte dann mit dem rechten Zeigefinger auf einige Karten, zählte immer wieder halblaut bis sieben — und wartete, was die „Ratsuchende" nun sagen würde. Denn die Spannung nach Möglichkeit zu vergrößern, darauf kam es ihr jetzt einzig und allein an. Dann wurde so ein junges Mädchen erst empfänglich für ihre Pläne. Und nicht nur das mußte erreicht werden, viel, viel mehr, den Eltern mußte sie zu Hause schnell und gründlich die Hölle heiß machen. Die schlaue Kartenlegerin hatte sich auch nicht verrechnet, Elise Schwarzhasel trommelte mit spitzen Fingern nervös auf den Mahagonitisch und sagte:

„Also bitte, wie war es mit der jungen Dame?"

„Der Anfang war geradezu entsetzlich. Ihre Eltern sträubten sich mit Händen und Füßen, denken Sie nur, sogar — Prügel hat sie sogar zu Hause bekommen."

„Na, das sollte mir passieren!"

Ganz erregt war Elise Schwarzhasel geworden.

„Ja, liebes Fräulein," Frau Dennert sah auf die Karten, „ausgeschlossen ist das in Ihrem Falle auch nicht ganz."

„Oho."

Das junge Mädchen reckte sich auf, ihre Augen sprühten. Die Kartenlegerin entgegnete rasch:

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich. Ich habe nicht gesagt, daß es so sein wird, nur die Möglichkeit ist vorhanden. Denn, liebes Fräulein, da ganz oben, die fünfte und siebente Karte in der ersten Reihe verraten es, das sind die — und noch eine einzige, die anders liegen, — die nicht übereinstimmen mit der Lage von vor drei Jahren. Und das muß ja so sein, denn Sie kennen nämlich noch nicht den, den Sie heiraten werden."

„Nein, den kenne ich noch nicht", sagte Elise Schwarzhasel und zwang sich zu einem Lachen.

„Aber da die Karten ganz oben liegen, werden Sie ihn sehr bald kennen lernen."

„Ich hab' nichts dagegen. Was ist er denn?"

„Warten Sie, nicht so schnell. Sie haben doch Zeit?"

„Natürlich hab' ich die. Wer kümmert sich denn um mich? Kein Mensch" . . . .

„Weiß ich — aus den Karten —, daß Sie sich nicht völlig wohl zu Hause fühlen. Man scheint allerlei Pläne mit Ihnen zu haben, denen Sie energischen Widerstand entgegensetzen."

Digitized by Google

Wenn man das auch aus dem ganzen Verhalten Elise Schwarzhasels schließen konnte, sie wunderte sich doch, machte große Augen.

„Das, das wollen Sie aus den Karten" . . .

Eine abwehrende Handbewegung machte Frau Dennert.

„Sie wollen eben nicht an die Karten glauben. Das ist sehr schade. Wenn die nicht mehr als das verrieten, würde ich mich mit dem Kartenlegen überhaupt nicht abgeben . . . Bleiben wir bei der Hauptsache, Sie werden „ihn" also in allernächster Zeit kennen lernen. Er wird einen tiefen Eindruck von Ihnen empfangen, aber, aber" . . .

Wieder schwieg Frau Dennert und stützte nun den Kopf in beide Hände. Jetzt hatte sie das junge Mädchen so weit, daß es sicher den Dickkopf flaggte, kam's darauf an.

„Nun — aber? Es ist doch die Frage, ob er mir gefällt."

Da lachte die Kartenlegerin leise vor sich hin.

„Das verraten doch die Karten. Anfangs — hm ja — scheint mir der Eindruck auf Ihrer Seite wirklich nicht überwältigend zu sein. Nach und nach werden Sie den — Unglücklichen aber von Herzen lieb gewinnen."

„Un—glücklichen?"

„Aber ja, liebes Fräulein, das ist's doch, was ich Ihnen vorhin sagte. Nun liegen die Karten genau so, und um einen Unglücklichen handelte es sich ja damals auch. Aus dem Unglücklichen ist durch Frauenliebe ein namenlos Glücklicher geworden. Er ist in den richtigen Boden verpflanzt worden, nämlich hinaus auf's Land. Es gibt doch so unendlich viel Menschen, die die Großstadt nicht vertragen. Das wird eine so kluge Dame wie Sie doch auch wissen. Er hat in der Einsamkeit, an der Seite seiner braven Frau, gelernt, tüchtig die Hände zu rühren. Zwei Kinderchen haben sich eingestellt. Aus dem verzweifelten jungen Mädchen ist eine glückliche Gattin und Mutter geworden."

Elise Schwarzhase schob das Kinn vor, sie wollte ihre Rührung verbergen.

„Ja, was ist er denn? Was treibt er jetzt? Ich meine den, den ich kennen lernen soll."

Da faltete Frau Dennert gottergeben die Hände.

„Sie verlangen aber grausam viel von den Karten zu wissen. So offen liegen sie nun doch nicht. Aus Kombinationen läßt sich ja allerlei schließen, aber da kann ich mich irren. Die Hauptsache bleibt doch, daß Sie glücklich, sehr, sehr glücklich mit ihm werden, das verraten die Karten. Sehen Sie, da unten, nebeneinander, Herz-Aß und Herz-Zehn. Das ist geradezu wundervoll für sie. Freilich, die drei Schippen nebeneinander in der dritten Reihe, die lassen auf heftige Kämpfe schließen, die der Seligkeit vorausgehen. Sehr, sehr heftige Kämpfe, liebes Fräulein. Nein, was man sich erkämpft hat, hat man doch doppelt lieb, nicht wahr?"

„Ja, ja! Aber ihre ‚Kombination', Frau Dennert. Was vermuten Sie, was er sein wird?"

„Anscheinend augenblicklich — nichts."

„Ni—chts?"

„Total Schiffbruch erlitten, wahrscheinlich."

Da schob Elise Schwarzhasel die Unterlippe vor.

„So einen würde ich nie lieben können. Vor so einem hat man doch nicht einmal Achtung. Nichts sein. Da sucht man sich eben Arbeit."

Die Kartenlegerin merkte, daß es jetzt auf jedes Wort ankam.

„Ich meine, mir scheint, *standesgemäße* Arbeit hat er nicht."

Das Mädchen wollte unter einem Achselzucken die Neugierde verbergen.

„Was heißt schon ‚standesgemäß'? Ist er denn aus hohen Kreisen?"

Frau Dennert hütete sich, mit der Tür ins Haus zu fallen, sonst war ein guter Teil der „Spannung" verloren.

„Das ist er augenscheinlich. Aber Näheres kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Wenigstens heute nicht. Liebes Fräulein, so einfach, wie Sie sich das denken, ist das Kartenlegen aber doch wirklich nicht."

Elise Schwarzhasel war ein zähes Berliner Mädel, sie ließ nicht locker.

„Aber sagen werden Sie mir können, auf welche Weise ich ihn kennen lerne."

„Auch das nicht. Und lassen Sie es für heute genug sein. Ich bin immer offen und ehrlich. Das „Fluidum" war noch etwas gestört, weil Sie nicht an das Kartenlegen glauben

Digitized by Google

wollen. K ö n n e n Sie es nicht, liebes Fräulein, dann kommen Sie lieber nicht wieder."

Ernst und eindringlich hatte es die Kartenlegerin gesagt, nun erhob sie sich würdevoll. Elise Schwarzhasel sprang auch auf, ein eigenartiges Gefühl preßte ihre Brust und Kehle zusammen. Ihre Hand zitterte, als sie ihrem Geldtäschchen ein Dreimarkstück entnahm, sie schob es scheu auf den Tisch, traute sich nicht, es Frau Dennert in die Hand zu geben.

„Ich — ich danke Ihnen, und warum sollte ich nicht wiederkommen?"

Ganz benommen verließ sie das Zimmer, mit hängenden Mundwinkeln sah ihr die Kartenlegerin nach. Die kam wieder. Aber Vorsicht war vonnöten. Denn das junge Mädchen war nicht recht mannstoll. Viel nüchterner Sinn stak in ihm. Da mußten die Fäden sehr fein gesponnen werden; Frau von Karrein würde ihren um die Ecke gegangenen Leutnant länger auf dem Halse haben, als ihr lieb war. Und daß sie nicht allzusehr aus der Schule geplaudert hatte, das war sehr klug gewesen. Denn wurde es nichts mit diesem Leutnant, dann fand sich schon etwas anderes, der „Goldvogel" durfte keinesfalls verscheucht werden ...

Als Elise Schwarzhasel das „Sitzungszimmer" verließ, ging gerade die Empfangsdame über den Korridor.

„Hat das aber lange gedauert, Fräulein," sagte sie lächelnd, im ‚Wartezimmer' ist man schon ungeduldig geworden."

Grete Schuster steckte den Kopf aus einem der beiden „reservierten" Zimmer.

„Du, komm her, gespannt bin ich wie ein Fiedelbogen."

Dabei zog sie die Freundin am Arm in das Zimmer, während die Empfangsdame eine der wartenden Frauen mit leiser Stimme aufforderte, sich nun zu Frau Dennert zu begeben . . .

Auf das Sofa setzte sich Elise Schwarzhasel und schloß die Augen, schüttelte auf die hastigen Fragen der Freundin nur stumm den Kopf. Das war ja alles Unsinn, aber er ging über die Nerven.

„Hör auf, du, frische Luft muß ich haben."

„Na, da komm."

Auf der Straße hängte sich Grete Schuster wieder in den Arm der Freundin. Die Invalidenstraße bummelten sie hinauf bis zur Straße Alt-Moabit, weiter gingen sie nach dem Tiergarten. Auf die Marmorbank, die um das Denkmal des Alten Fritzen in der Siegesallee lief, ließ sich Elise Schwarzhasel fallen. Falten lagen auf ihrer Stirn, das Gesicht bekam einen energischen Ausdruck.

„Das Weib ist ja verrückt", stieß sie ärgerlich heraus.

Grete Schuster war während der „Sitzung" von der Empfangsdame der Kopf heiß gemacht worden. Die hatte ihr eingeredet, daß 15 000 Mark ja nicht viel sei, immerhin für so ein taufrisches, hübsches Mädchen eine nicht zu verachtende Mitgift. Und wenn auch weder sie noch Frau Dennert zu Männern irgendwelche Beziehungen mehr unterhielten, es kämen dabei nur „Unzuträglichkeiten" heraus, so wäre es doch nicht ausgeschlossen, man höre einmal etwas von einer Partie, die für sie passen würde, denn ihr gegenüber trügen die Damen das Herz recht oft auf der Zunge.

„Weil ich verschwiegen bin, liebes Fräulein Schuster, also, wenn ich etwas höre." . . .

Aber noch mehr hatte die Empfangsdame gesagt, allerdings nur in sehr dehnbaren Andeutungen, die helle Grete Schuster hatte sie trotzdem verstanden und machte sich ungefähr den richtigen Reim. Denn als die „Sitzung" so lange gedauert, hatte die Empfangsdame geseufzt und gesagt:

„Rosig scheint Ihrer Freundin die Zukunft nicht zu liegen. Ich kenne das, wenn es so lange dauert. Da sucht die gute Frau Dennert nach Möglichkeit zu trösten. Hoffentlich gelingt's ihr . . . Ja, und da möchte ich Sie recht herzlich bitten, nehmen Sie sich in der nächsten Zeit Ihrer Freundin recht an und seien Sie Dritten gegenüber verschwiegen wie das Grab. Auch Fräulein Schwarzhasel soll nicht aus der Schule plaudern. Sonst reagiert das „Fluidum" nicht mehr. Später werden Sie sicherlich auf Dankbarkeit rechnen können, sie ist noch nicht erloschen in deutschen Landen, das würde ich Ihnen gegebenenfalls beweisen können!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

12. Fortsetzung.

Doktor Beutler sagte, ich solle ihm den Roman doch einmal anvertrauen, wenn er fertig sei, vielleicht ließe sich etwas dafür tun. Dann kam Frau Mathilde herein, bevor ich ihm danken konnte, und erzählte mir aus ihrer Heimat im Schlesischen; die Leute wurden mir lebendig, und als ich ihr beim Abschied die Hand gab, war es mir, als habe ich sie vielen dieser biederen, scharfgeschnittenen Schlesier gegeben. Ich ging sehr nachdenklich durch die Straßen, es wollte mir scheinen, als sei etwas in mir schüchtern erwacht, das lange geschlafen hatte. Ich fragte, was es sei, es solle nur seinen Namen nennen. Es schämte sich aber wohl, vielleicht war es bös mit mir, und ich hörte nur, als es den Kopf schüttelte, ein lindes Brausen, wie wenn Bergwälder unter einem fröhlichen Wind stehen.

Daheim war ich guter Dinge und erfüllte die kleinen Zimmer mit meinem Lärm. Aber Johanna hatte Kopfschmerzen, ich sah, wie sie ein paarmal mit den Brauen zuckte; da ließ ich es sein.

Von jetzt an wurde es ein lebhafter und erfreulicher Verkehr zwischen dem Doktor Beutler und seiner Frau und uns. Und während die Frauen miteinander plauderten, führte mich Doktor Beutler sozusagen wieder in das Leben außer mir selber ein, das ich ganz beiseite gelegt hatte. Und wenn ich ihn von seinen Arbeiten erzählen hörte und von seinen Freunden und all den vielen bedeutenden Dingen, die die Menschen jetzt festhielten und beschäftigten, dann schämte ich mich wohl im stillen, weil ich es vorgezogen hatte, statt mich in denselben Strudel zu stürzen, bequem mit übereinandergeschlagenen Beinen in meinem Sessel zu sitzen und beide Augen vor den freudigen und lebhaften Dingen des Lebens zuzuhalten. Mein Beruf über den dicken Kontobüchern der Druckerei begann mich langsam zu drücken. Ich horchte wieder scheu wie einer, der etwas Böses tut, in die Ferne hinaus, und da kam Kunde zu mir von gewaltigen Schiffen, die gebaut wurden, von drahtloser Telephonie und erstaunlicher Gewalt des Lichts, von erwachendem Volksbewußtsein und großen, großen Luftschiffen, die unter der Hand ihres Schöpfers überall hinfuhren, wohin er sie haben wollte.

Mit Frau Mathilde war ich bald auf einem guten Fuß, so daß wir leicht miteinander dahinschritten, in helle Landschaften hinein, die voll ihrer Güte und vornehmen Andacht waren. Auch sie lauschte mit empfindlichem Ohr auf alle Tonwellen, die aus dem Leben kamen; sie stand Hand in Hand neben dem Doktor, als treuer Kamerad und tapferer Vorwärtsweiser. Ohne daß sie mir viel von ihrer Ehe erzählte, sah ich mancherlei, weil es für jeden ohne Aufdringlichkeit bereit war, der es haben wollte. Wenn ich die Frau verstohlen betrachten konnte, mußte ich oft an Carry denken, die auch in so einem Schimmer ewiger Hoffnung und Gläubigkeit herumgegangen war, und das brachte mich in wehmütiges Sinnen und löste aus meiner verhärteten Seele ganze Stücke Vergangenheit, daß sie wieder oben schwammen. Und ich verstand von Tag zu Tag besser, was in mir erwacht war.

Einmal sprach ich mit Viktor darüber, den ich in sein Kinotheater begleitete, wo er bei einer tüchtigen Bezahlung Alleinherrscher am Klavier und vor einem kleinen Harmonium war.

„Ja," sagte Viktor mit schmerzlich hochgezogenen Mundwinkeln, „das habe ich nie vergessen, und ich habe dich immer beneiden müssen, weil du so leicht von denen daheim losgekommen bist. Ich lebe immer noch halb in meinem guten Kolmar, und alles hier will sich nicht recht einen Platz in mir finden."

„Grüße Carry von mir", bat ich ihn, bevor er in der Lichtfülle des Kinoportals verschwand.

Ja, das wollte er tun, sagte er hastig und war fort.

. . . Im Juni belagerte mich Fritz mit seinen ungestümen Truppen einer heftigen und zielsicheren Liebe. Ich sollte ihn fast jeden Abend hinaus nach der Pleiße begleiten, manchmal ging auch Johanna mit, an der Pleiße lagen Boote, wir wollten zusammen das schmale Wasser entlang rudern, und es stellte sich natürlich gleich am ersten Abend heraus, daß seine geliebte Marie als Königin am Steuer saß.

Digitized by Google

Es waren wunderschöne Abende, die sich wie weite, seidene Mäntel um unsere Schultern legten. Der Himmel war hellblau und winkend wie reine, wartende Frauenaugen, es schwammen weiße, zarte Wölkchen darin, die sahen so leicht aus wie ein feiner, hingekräuselter Zigarettenrauch, und in allen Büschen sangen viele Vögel in geruhsam tropfenden Tönen, die sich wie kostbare Perlenketten von Zweig zu Zweig schlangen. Auf dem schlafenden Wasser tanzten trunkene Libellen, und kleinkörperige Spinnen mit närrisch langen Beinen stelzten federleicht zwischen dem Wirbeltanz hin, graue Asketen unter einer zartschimmernden Wolke taumelnder Lebensfreude.

Darüber zitterte das freudige Rufen und Lachen der Ruderer; schlanke, weiße Mädchen ließen ihre schmalen Finger lässig aus dem Handgelenk in das kühle Wasser hängen, manchmal prallte auch ein übermütiger Spritzer gegen die schweißfeuchten Stirnen der Ruderer, die mit geschwollenen Armmuskeln die gelben Boote vorwärts warfen.

Wir ruderten also, Fritz und ich, und Johanna saß in der Mitte, wenn sie dabei war; am Steuer aber lehnte Marie und drehte das Boot mit zierlicher Ängstlichkeit hierhin und dorthin, wie sie den Kurs haben wollte. Sie sang kleine Operettenliedchen dazu, und es war seltsam, wie die gar nicht die trunkene Feierlichkeit des Abends schändeten. Marie trug immer eine dunkle Blume in ihrem hellgelben Wildledergürtel.

Einmal, Johanna war nicht dabei, sahen wir ganz dicht vor uns ein Boot, das leichtsinnig hin und her gerudert wurde, so daß es ganz gefährlich aussah. Wir überholten es und warnten die Ruderer; aber sie lachten uns aus, und die Mädchen, die mit im Boot saßen, am meisten. Als wir ein Stück über sie hinaus waren, hörten wir einen schrillen Schrei, wie ihn nur ein Weib in der Todesangst ausstoßen kann. Und da ergab es sich denn, daß das leichtsinnige Boot die Ruderer und ihre Mädchen in das Wasser geworfen hatte. Wir ruderten schnell zurück und konnten eines der Mädchen in unseren Kahn hereinfischen. Ihr Gesicht lag weiß und verzerrt über dem Wasser, das Haar hatte sich gelöst und schwamm nun schwarzblau schillernd auf dem grünlichen Fluß. Ich erschrak heftig bei dem Anblick: So hatte wohl Gretel in dem ziehenden Naß des geheimnisvollen Teichs im Park der Barbignolles gelegen, als sie sich von mir verlassen gefühlt hatte . . . .

Alle Schrecken jener Nachricht wurden wieder lebendig in mir und wirbelten mit boshafter Ungeduld und Schadenfreude durch meinen Kopf. Ich mußte an den Brief denken, der von meiner Mutter gekommen war: Daß Gretel wohl aus aller Gefahr sei, aber lange liegenbleiben und in wühseliger Geduld wieder Kräfte sammeln müsse. Ich fühlte wieder das ganze Elend, das mir am Hochzeitstag den Kopf zusammengepreßt hatte, und dachte in der ersten Angst daran, es Johanna zu sagen; dann ließ ich es aber doch sein, denn warum sollte ich die Gute mit meinen Sünden beschweren. Noch tagelang verfolgte mich der schreckliche Anblick des ertrinkenden Mädchens auf der Wasserfläche, und es hat mich auch nicht besänftigen können, daß das Mädchen nicht untergegangen war.

Wenn aber alles auf dem Wasser sein glückliches und fröhliches Ende gefunden hatte und die Nacht schwer herabsank, der Himmel schob sich langsam in ein mattes Stahlgrau, das allmählich zu einem schwärzlichen Blau auseinanderrann, dann lieferten wir unser Boot an der Haltestelle ab und machten uns auf den weiten Heimweg. Die elektrischen Bahnen ließen wir drüben über die bereiteten Wege surren und hielten uns in der kühlen Verträumtheit des Holzes. Es war ganz still um uns, denn das Klingeln der Bahnen kam in so rhythmischer Gleichmäßigkeit, daß es von der großen Ruhe liebevoll aufgenommen wurde. Ich lief ein paar Schritte voraus und tat, als bringe mich die würzige Nacht vollends aus dem Häuschen, oder wenn Johanna dabei war, schwärmte ich mit ihr in das Gehölz ab, auf schmalen Pfädchen, die gewunden neben dem Hauptweg herführten, da mochten wohl die beiden Liebesleute hinter uns ihr Küssen und Scharmutzieren haben. In der Stadt gingen sie uns verloren, und wir ließen sie laufen.

Endlich wagte es Fritz, seiner Mutter die Geliebte in das Haus zu bringen. Johanna und ich waren gerade da, als sie kamen, und wir konnten sehen, daß die Mutter ein ganz

Digitized by Google

bereitwilliges Gesicht machte, und darüber verlor der gute Fritz einen Stein vom Herzen. Marie gab sich bescheiden und doch mit einer offenen Schelmerei. Um den Vater, der in seinem Stuhl bei uns am Tisch saß, bewegte sie sich mit einer rührenden Geduld und Sorge. Und auch er zog sie in sein Herz, als eine neue Gnade des Lebens, dem er wieder geschenkt war, nicht mehr zu großem Ausgreifen, wohl aber zu einem betrachtenden und oft auch beratenden Mitgehen.

Dann kam Viktor noch und fand uns, weil wir manchmal bis in die zwölfte Stunde so beisammensaßen. Er war meistens müde, aber manchmal auch von einer fast erschreckenden Heiterkeit. Und es fiel mir jetzt oft auf, daß er dem Dirnlein mit den Augen nachlief, und als ich deshalb genauer hinsah, erschrak ich angenehm, wie stattlich das Dirnlein mit sechzehn Jahren geworden war, und daß es wohl für zwei Jahre älter gelten konnte. Es trug jetzt längere Röcke, fußfrei, wie sie damals gerade Mode waren, und flegelte sich nicht mehr auf dem Sofa herum. Auch hieß es von der Mutter aus, daß es tüchtig im Haushalt mit zugreife, wenn es auch an manchen Tagen ein verschlossenes und mißmutiges Gesicht zeige. Im Herbst sollte es in ein Kindergärtnerinnenseminar eintreten.

„Aber wißt ihr," sagte es altklug, „das will ich mir erst noch gründlich überlegen. Am liebsten möchte ich ja Krankenschwester werden."

Aber als kurz darauf Fritz hereinkam, der sich draußen in den Finger geschnitten hatte, schlug das Dirnlein entsetzt die Hände vor das Gesicht und machte sich aus dem Zimmer.

Ich ging schon in dieser Zeit nicht mehr so eifrig und begeistert in das Geschäft wie früher. Fritz hatte den ganzen Handel kräftig in die Hand genommen, daß es tüchtig vorwärts ging, und so fiel das Gefühl, aushalten zu müssen, weil die Leute so viel an mir getan hatten, langsam von mir ab. Sie brauchten mich jetzt nicht mehr; wenn ich von heute zu morgen fortgegangen wäre, hätte es ihnen keinen Schaden getan. Es war mir jetzt immer, als legte sich dieses schwere Netz der mannigfachsten Töne, des Maschinengepolters, der surrenden Treibriemen, der rufenden Menschen und klatschenden Papierballen wie eine häßliche Fessel über meinen Nacken, so, daß ich immer weniger aufrechtgehen konnte. Und wenn ich dann aus dem dumpfen Grau des Kontors, aus diesem öden, nach frischgekochtem Leim und Arbeiterschweiß riechenden Hof in die hellere Bewegtheit der Stadt eintauchte, wenn das Gewimmel des Augustusplatzes kreuz und quer an mir vorübertrieb, dann geschah es wohl, daß ich seufzen mußte und böse Gedanken bekam.

Ich mußte mit einem Menschen darüber reden; es war aber seltsamerweise nicht Johanna, an die ich mich wenden wollte. Da mochte wohl doch eine Scheu in mir sein, weil es doch jetzt eigentlich hieß: Seppele Barondiot fängt an, sich gegen seinen Verrat aufzulehnen.

Darüber erschrak ich nun wieder: Denn ich liebte doch Johanna, das fühlte ich von Tag zu Tag tiefer und inniger, und es hatte einmal bei mir gegolten, daß alles gut und erreicht sei, wenn ich mit ihr zusammenleben konnte, und das ja war nun so geworden und geblieben. Warum also wehrte ich mich? Und wehrte ich mich nicht gegen etwas, das gar nicht da war? Gegen etwas, das ich nicht gelten lassen durfte, weil es nicht richtig auf zwei Beinen stand, sondern nur wie ein dummes Gespenst in meinem Kopf herumnebelte?

Ja, hier meldete sich wieder ein Stücklein Erkenntnis: Da kam wieder einmal der Kopf, dieser tolle Purzelbaumschlager, dieses wirbelnde Ballspiel über einem unruhigen Herzen. Seppele Barondiot findet seinen Kopf wieder, den er einmal ganz dem Herzen geopfert hat, weil er glaubte, das ließe sich so ohne allen Widerspruch zustande bringen. Er findet ihn wieder und ist erstaunt über ihn und fragt: Ja, wo kommst du denn her, du sonderbares Monstrum? Ich sollte dich doch kennen, scheint mir; aber es will mir immer noch nicht eingehen, wieso und wie sehr und wohinaus.

So begann es um mich lebendig zu werden, und von jetzt an gab der vermaledeite Kopf keine Ruhe mehr; er war wie ein besessener Schatzgräber, der gräbt und gräbt, und scharrt und bohrt, bis er durch ist. Bücher mußten herbei, über alles, was sich in der Welt vorbereitete und schon erfüllt hatte; es kam ein Sausen riesiger Maschinen und Knattern flinker Automobile, ein scheues Kraftversuchen mäch-

Digitized by Google

tiger Luftschiffe in mein Arbeitszimmer. Auch die Politik sollte wieder betrachtet sein, wenn ich auch keine Lust verspürte, wieder in die Speichen dieses unheimlich dahinrollenden Rades zu greifen. Ich lief in dieser Zeit, weil ein Zwiespalt in mir anhob, gereizt und mürrisch herum, und machte Johanna und auch den anderen, die zu ihr gehörten, das Leben schwer genug.

„Was hast du nur, Joseph?" fragte Johanna oft, wenn ich heimkam mit einem gelben, unruhigen Gesicht und unwirsch meinen Hut gegen den Haken schleuderte. Dann lief ich in meinem Zimmer auf und ab und warf die Bücher und Manuskripte auf dem Schreibtisch durcheinander, obwohl es gar keinen Sinn hatte, riß die Bücherschranktür auf und schmetterte sie wieder zu, und trieb im ganzen ein wüstes, peinigendes Theater. Endlich setzte ich mich in den Sessel hinter den Schreibtisch, nahm den Kopf in die Hände und vergrub mich in eines der neuen, gefährlichen Bücher.

Wenn dann Johanna hinter mich trat und mir den Arm um den Nacken legte, daß ich die Weichheit ihres Gesichts an den Händen fühlte, und mich mit ganz leiser, fast demütiger Stimme fragte: „Was ist es denn, Joseph? Was quält dich denn?" dann schüttelte ich sie unwirsch ab, weil bei ihren sanften, guten Worten mit einem Schlag all der Widerspruch in mir aufbrach, der zwischen dem Leben, wie ich es führte, und dem, wie ich es hätte führen sollen, lag.

Dann ging sie betrübt und mit einem verhaltenen Weinen in den Augen hinaus, und es kam zu keinem Einvernehmen zwischen uns.

Aber sie fragte immer wieder in ihrer sanften, beherrschten Art, was denn sei und warum ich ihr kein gutes Wort mehr gönne. Sie ließ sich nicht durch meine trotzigste Abwehr zurückschüchtern, denn sie mochte wohl fühlen, wie weh es mir selber tat. Ich gab meistens keine Antwort, murrte eine Unleidlichkeit, verfolgte Johanna aber im übrigen mit meinen lebhaften Augen und konnte gut sehen, wie sie in diesem hartnäckigen Kampf schwächer und schwächer wurde. Sie wurde auch stiller, als sie es vordem gewesen war, und es schien mir, daß auch ihr Mut sich ganz in sich selbst zusammenrollte. Eines Tages konnte ich es nicht mehr ertragen.

Ich nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. Da hob sie mir ein leidendes, aber in aller Not sanftgebliebenes, liebevolles Gesicht entgegen, dann preßte sie meine Hand gegen ihren Mund und küßte sie. Das brachte mich ganz von der Selbstachtung. Ich fiel vor ihr auf die Knie und fing an zu weinen, wie ich als Kind geweint hatte, wenn mir draußen etwas Häßliches zugestoßen war, das ich nicht in mein klares und vertrauendes Kinderdasein einfügen konnte.

Johanna erschrak heftig und begann zu zittern. Sie streichelte mir ganz hilflos das zerzauste Haar, wollte Worte formen und konnte nicht. Wir weinten zusammen, und doch wußte keiner allzuviel vom andern, wie es mit ihm in dieser Stunde beschaffen war.

Endlich fing ich an zu beichten, lebhaft an meine fromme Kinderzeit zurückdenkend, da ich im Beichtstuhl auf den Knien vor dem Stellvertreter Gottes gelegen und ihm alles dargereicht hatte, was mein dummes, ängstliches Herz bedrückte.

Ich holte manche Geschehnisse von weit hinten her, wie es meine Art war. Ich begann davon zu reden, wie ich dem ungestümen Drang, alle Weiten in mich aufzunehmen, gefolgt war, wie ich diese grausame, süße Sehnsucht mit ihren beiden Füßen in den Glauben an meinen Dichterberuf gestellt hatte, daß sie darin wachsen und ihre Erfüllung finden solle. So war ich in den Zug nach Leipzig gesprungen; es hätte auch geschehen können, daß es ein Zug nach Paris oder Berlin oder gar nach Amerika war, denn wir jungen Menschen sehen ja überall die Erfüllung unserer Träume. Dann sei ich da mitten in dem großen Leipzig gestanden, fremd, angeweht von der eisigen Kälte einer Stadt, in der man keinen Menschen kennt, die einem noch eine siebenfach verschlossene Schatztruhe ist und deren Herrlichkeiten man doch entgegenfiebert. Dann aber habe mich mein Schicksal am Genick genommen, sanft genug, das müsse ich zugeben, und mich in eine Kammer gebracht, die außerhalb meiner Wünsche gelegen habe. Aber es sei so beruhigend gewesen, so einwiegend und von einer einschläfernden Kraft, die mir jetzt manchmal geradezu verbrecherisch vorkomme.

Da weinte Johanna wieder heftig und sagte

Digitized by Google

unter ihrem trostlosen Schluchzen hervor: „Siehst du, Joseph, jetzt ist es schneller gekommen, als ich selbst befürchtet habe. Jetzt bist du dieses Lebens schon überdrüssig und sitzt nun darin wie ein gefangener Vogel und schlägst dir die Flügel wund. Weißt du nicht mehr, was ich dir damals sagte, damals, als es so plötzlich über uns kam: An dem Abend im Kontor? Ich fragte dich, was werden solle, wenn alles nicht wahr wäre, wenn später die Ernüchterung über uns zwei Betörte käme und wir uns gegenseitig anklagen müßten, weil keines scharf genug sah?"

„Aber Johanna," gab ich erschrocken zur Antwort, „wer spricht denn davon, daß wir uns gegenseitig anklagen müssen? Mir soll es sehr fern liegen, dir einen Vorwurf zu machen. Wenn getadelt sein soll, so muß sich alles gegen mich wenden. Ich bin es gewesen, der sich überrumpeln ließ, nicht von euch, denn ihr habt so gelebt, wie ihr immer lebtet und wie ihr leben mußtet; aber von dem falschen Schicksal, das auf einmal ein gutes, hausmütterliches Gesicht annahm, obwohl ich doch eines mit einem begeistert vorgeworfenen, von allen Wünschen und Begehren verzerrtes erwartet hatte. Das ist meine Sünde, die ich nun auch allein büßen muß: daß ich die Ruhe der Unruhe vorzog, daß mir ein Sessel hinter dem Ofen zum Ausruhen lieber war als ein Stein an der Landstraße ..."

„Wie ist denn aber alles so plötzlich gekommen?" fragte Johanna verzagt. „Es schien so schön, und daß du in der letzten Zeit so unerträglich warst, lieber Gott, wieviel Ursachen konnte das haben! Ich bin wie zerschlagen, hilf mir doch . . ."

Ich nahm sie in den Arm und streichelte ihre Wangen. Da war auch schon wieder ein Schein der sanften Behaglichkeit, die mir doch aus allen Ecken und Winkeln unserer Wohnung entgegenleuchtete. Ich schalt mich heimlich, weil ich Johanna so in Unruhe brachte, und gab mir kleinlaut zu, daß doch weiter nichts geändert werden könne, und daß es eine Sünde sei, unschuldige Menschen zu quälen.

Da sagte ich: „Sei nur wieder ruhig, Johanna. Es ist nur eine Heftigkeit von mir, und es wird wohl von den Nerven kommen. Ich habe vielleicht zuviel im Geschäft gearbeitet, und auch manchen Ärger habe ich gehabt. Und dann ist es mir auch außerhalb unruhiger ergangen, ich bin wieder unter Menschen gekommen, das hat mich angegriffen . . . Vielleicht habe ich auch zuviel gelesen."

Ich Sünder stand also ganz allein tief in meiner Sünde, und da war ein Mensch, der sie ganz auf sich nehmen wollte. Ich war heftig bewegt und bat Johanna alles ab, und flehte sie an, sie möge doch alles nur für eine Verirrung von meiner Seite halten, und es sei doch so warm und schön bei ihr, daß man ein Ungeheuer sei, wenn man sich nicht zufrieden fühle. Und ich wolle jetzt mit doppelter Kraft meine Arbeit im Geschäft verrichten, und abends sollten Novellen geschrieben und wohl auch in ehrlicher Anstrengung und Ausdauer der angefangene Roman zum Ende geführt werden, und da wolle man doch einmal sehen, ob einer nicht ein ruhiges, von vier vertrauten Wänden umhegtes Leben in der Familie leben und doch ein tüchtiger Kerl und tüchtiger Könner werden könne!

Da nahm sie mich an beiden Armen und hielt mich ein Stück von sich ab und sah mir lange in das freudig erregte Gesicht; ich muß wohl ganz rot vor Eifer und Glauben gewesen sein, den die Furcht in ihren Augen schmolz vor diesem Feuer, sie bekam ein leises Vertrauen in das stille, gute Gesicht und eine Hoffnung, die zu freudig und gunstvoll für sie selber war, als daß sie sich mit Erfolg gegen sie hätte wehren können.

„Joseph," sagte sie, „bist du dessen ganz sicher . . .?"

Ich nickte. Denn ich glaubte daran. Ich wollte sie ja doch behalten, und so gab es nichts, was ich nicht hätte wegräumen wollen. Wir standen in einer langen, ehrlichen Umarmung, beide nur zu gern bereit, die häßlichen Erregungen der Stunde mit Erde zuzuschütten und mit den Blumen unserer heftiger wieder hervorgebrochenen Liebe zu schmücken.

Wir tranken zusammen Tee, jung wie wir waren, verliebt wie ein Paar, das sich einander selbst noch nicht geoffenbart hat, und doch auch wieder wissend genug, um nicht töricht zu werden.

Nun kamen wieder helle Tage, bis weit in den Winter und den Frühling hinein. Es war wieder eine große Harmonie zwischen uns, und

Digitized by Google

manchmal lachten wir sogar über den Aufruhr, in den wir einmal gestürzt waren, obwohl doch kein ernster Streit und keine Gehässigkeit jemals Platz zwischen uns gefunden hatte.

Die Mutter kam oft zu uns, und ich muß sagen, daß mir das Wort Schwiegermutter, das in geistlosen und unechten Witzblättern als fettes Kapital gehütet wird, dessen Zinsen unsauber genug in Erscheinung treten, keine Lächerlichkeit oder gar Bängnis bedeutete, sondern gerade so gut und erfreulich klang wie das Wort Freund oder Freundin.

Die Mutter hatte ein offeneres und freundlicheres Gesicht bekommen, seit sie sah, daß alles doch noch einen glatten und schattigen Weg fand. Auch das Dirnlein machte ihr keine großen Sorgen mehr; es sang wieder und machte oft ein frisches und keckes Gesicht, obwohl es im ganzen doch versonnener und auch unzufriedener erschien als früher.

Einmal sagte die Mutter zu mir: „Du weißt selbst, Joseph, daß es mir erst nicht ganz recht war, daß du Johanna heiraten wolltest. Ich fürchtete auch, es könnte dir eines Tages nicht mehr in der Beschränkung gefallen, aber ich denke, jetzt kann ich ohne Sorge sein."

„Ha," sagte ich, „das sollst du, und wir wollen uns schon zusammennehmen, daß alles ein Aufschwung wird. Du kannst es noch erleben, daß wir die Druckerei erweitern und mehr nach vorn in die erste Reihe rücken. Fritz hat tüchtige, photographische Kenntnisse, damit läßt sich heutzutage viel in einer Druckerei anfangen; vielleicht gliedern wir der Druckerei noch eine chemigraphische Abteilung an, vielleicht auch . . . Ach, das werden wir alles finden, da kannst du unbesorgt sein."

Ich meinte es ehrlich mit dem, was ich vorbrachte; und wenn auch hinten in meinem Kopf irgend etwas unruhig mit den Beinen baumelte, dachte ich doch, ich wolle es schon zur Vernunft bringen.

Die Mutter freute sich über meinen Eifer und sprach auch dem Vater davon. Der ließ mich zu sich kommen, zeigte große Anteilnahme, und wir besprachen zusammen schon allerlei Einzelheiten, wenn ich mich im stillen auch wunderte, daß sie es so schnell aufgriffen und mich einfach vorschoben in ein Unternehmen, das ich wohl in Aussicht gestellt, aber durchaus noch nicht näher unter die Augen genommen hatte. Der Vater gab sich im ganzen als der konservative Meister, dem man noch gut anmerkte, daß er als junger Bursche über die Landstraße gewandert war und manches „Mit Gunst!" verteilt hatte, aber er ließ uns doch freien Willen und verlangte nur, wir sollten ihn auf dem laufenden halten, weil doch das Geschäft der Hauptinhalt seines Lebens bleibe.

Fritz war begeistert. „Wenn wir erst richtig eingerichtet sind," sagte er, „so können wir, Marie und ich, daran denken, Ernst zu machen."

Ich mußte über seine gesunde Bürgerlichkeit lächeln, die nicht in geistigen und erotischen Extravaganzen herumschweifte, sondern strack auf ihr Ziel losging: Sanfte, fleißige Jugend, die, die Hand zum Schutz über die Augen gelegt, durch die leicht gespreizten Finger in das ebene Land der Ehe blickt . . .

Ich schämte mich ein wenig, weil ich ja auch so selbstverständlich in dieses Land hineingegangen war, hatte auch das für ein Weilchen niederdrückende Gefühl, als hätte ich mein Landfahrerleben nicht verkaufen dürfen, beruhigte und schläferte mich dann aber gleich mit großen Worten ein: Pflicht, Treue, Einordnung.

---

15. Kapitel.

Das gab nun ein geschäftiges Treiben, es mußten Verhandlungen mit großen Firmen angeknüpft werden, wir stellten einen, bald darauf zwei Reisende ein, die neue, bedeutende Kundschaft hereinbringen sollten, wir ließen uns aus aller Welt Kataloge schicken, bestellten fachwissenschaftliche Bücher, die bei mir an Stelle der anderen, aufreizenden treten mußten, ob sie wollten oder nicht, und trieben im ganzen ein ernsthaftes, neugierig auf den Erfolg zustrebendes Gewerbe.

Es gefiel mir, und ich vergaß in der Betäubung dieser mir von mir selber aufgehalsten Anstrengungen meine anderen Nöte. Ich überlegte nicht, daß es nur ein Palliativ war, was ich da anwandte, nicht aber ein entschlossenes Gift, das alle gefährlichen Keime auf der Stelle tötete.

Digitized by Google

Ich kam jetzt seltener mit dem Doktor Beutler und seinen Bekannten zusammen. Aber jedesmal, wenn ich mich sehen ließ, wurde ich warm und offenherzig aufgenommen. Frau Mathilde begegnete mir immer mit der gleichen, wohltemperierten Güte und vornehmen Vertrauensfreude, die mich in ihr Leben und in das Leben ihrer Ehe blicken ließ. Ich fand immer mehr, daß es zwei Menschen waren, von denen jedes stark und unselbstsüchtig auf das schale Augenblicksglück des Tages verzichtete, um dem größeren und kräftigeren der persönlichen Eigenart zu dienen. Dabei entfremdeten sie sich aber einander nicht, sondern wuchsen nebeneinander, sich aneinanderlehnend wie zwei kostbare Blumen, jede mit dem geöffneten Kelch in der Sonne.

Wenn ich von Frau Mathilde heimkam, war es mir immer, als wäre mir die Zunge im Munde festgebunden, und auch das Herz schien scheuer und verschlossener zu schlagen. Da saß nun Johanna über einer Handarbeit oder auch über meinen Schreibereien, die sie noch einmal durchlas, bevor sie hinausgeschickt wurden, und ihr kleiner Kopf hing tief über der Arbeit, daß nur der schmale, weiße Scheitel zwischen dem gewellten Haar zu sehen war; eine ruhige, leidenschaftslose Sicherheit wehte von ihr aus, eine Gleichmäßigkeit, die mich jetzt manchmal ungeduldig machte, weil ich von Tag zu Tag mehr fühlte, wie sie meiner heftigen Entschiedenheit und lärmfrohen Lebendigkeit überlegen war. Außerdem donnerten ja im Hintergrund meines Herzens neue Schlachten, der Kampf des Tages wollte sich darin aufmachen; ich sehnte mich manchmal nach Gefängnissen, Volksversammlungen, nach dem Aufruhr der Massen, wie man sich in einem allzu langen und trockenen Sommer nach einem Gewitter und rauschenden Regenstürzen sehnt . . .

„Johanna," sagte ich wohl, wenn ich sie so sitzen sah, „wollen wir uns nicht einmal nebeneinander ins Zimmer stellen, so! Arm in Arm. Und jetzt wollen wir das Jahrhundert in die Schranken fordern, indem wir dreimal so laut wie möglich ‚Hurra!!' schreien. Willst du?"

Aber sie wollte nicht. „Was sollen denn die Leute im Haus denken, Joseph!" sagte sie mit einem guten Lächeln. Und ich mußte ihr recht geben, obwohl es mir schwer wurde.

Ein andermal wollte ich mit ihr durch alle Zimmer tanzen. „So, weißt du, daß alle Bilder an den Wänden pendeln und die Möbel vor Schrecken das Wackeln bekommen."

Sie schmiegte sich auch in meinen Arm, aber ich riß sie so ungestüm mit mir fort und im Kreis herum, daß sie ganz weiß wurde und auf einen Stuhl fiel. „Mein Gott, Joseph," stöhnte sie, „ich kann nicht mehr. Es ist ja auch so eine schreckliche Hitze!"

Wieder ein andermal balgte ich mich mit Fritz; wir waren alle zwei in Hemdärmeln und rollten wild die Augen. Fritz rutschte im Handgemenge unglücklich aus und schlug mit dem Hinterkopf gegen die Tischkante, daß die Vase mit den Blumen umfiel. Er lachte.

Aber Johanna sagte: „Ihr seid doch die reinsten Kinder. Es hätte schlimm ablaufen können, Fritz."

Das war alles so klug und gerade und besonnen, daß sich nichts dagegen anbringen ließ. Ich sah es auch ein und schalt mich einen dummen Buben, der schon alt und noch so kindisch sei. Im Innern blieb aber doch eine kleine Vernüchterung.

Einmal fand ich den Doktor Beutler in einer wundervollen Ausgelassenheit; es war ihm ein straffes und volles Kapitel im neuen Roman geglückt, das hob ihn ganz aus der männlichen Würde. Er sprang über die Stühle und schlug über das breite Ledersofa einen regelrechten Purzelbaum, der die kleine, weiße Schillermaske von der Wand riß. Frau Mathilde stand dabei und lachte, wie ich noch nie einen Menschen hatte lachen sehen. Sie stand ganz aufgerichtet da, die Hände leicht auf eine Stuhllehne gestützt, legte den schmalen Kopf ein wenig zurück, daß der schwere, dunkle Haarknoten auf dem weißen Nacken ausruhte, und ließ ein gedämpftes maßvoll vorwärts getriebenes: „Ah! . . . Ah! . . . Ah!" zwischen den leicht geöffneten, schmalen Lippen hervorperlen.

Ich bewunderte sie in diesem Augenblick; ihre feine Gestalt, die auch im Leidenschaftlichen, und dieses Lachen war leidenschaftlich aus tiefstem Herzen, die edle Linie nicht verbog, ihre schmalen Hände, deren weiße Finger leise den Takt zum fröhlichen Lachen andeuteten, die Beherrschung, die alle Leidenschaft in

Digitized by Google

Schleier hüllte, ohne sie gänzlich einzumumien. Doktor Beutler nahm mich an diesem Abend in die Gesellschaft der Unverzagten mit, die sich an jenem Künstlerfestabend gegründet hatte. Es war ein warmer, samtner Spätsommerabend. Da fanden sich wieder die Maler, die Schauspieler, die Literaten; auch ein paar, die ich noch nicht kannte. Doktor Beutler gab ein Gelage, bei dem der Wein überfloß und der Geist Hexensabbat feierte.

In der vierten Morgenstunde schleppte er uns noch in ein kleines Café, in einer engen Gasse, ein berühmtes Café, in dessen unterem Raum der Komponist Robert Schumann an stillen, poesieverbrämten Abenden den Geistern des Weins und der Musik ein Stelldichein bereitet hatte. Es war der „Kaffeebaum", eine der Erinnerungen an die großen Menschen, die einmal in dieser Stadt gewohnt hatten. Der Tag brach grün über der Thomaskirche empor, als wir Arm in Arm den Heimweg unter die schwachen Füße nahmen.

Auf dem Marktplatz, den wir mit unserem Lärm erfüllten, allen Morgengängern zum Schrecken, klang von irgendwoher, wie aus einem tiefen Schacht herauf, ein seltsamer Laut, langgezogen, ohne Ende, so daß man endlich meinte, er komme nicht von außen, sondern sei im Ohr verankert und necke einen. Wir sahen uns mit unseren müden Augen an und lachten.

„Hören Sie? Hören Sie denn das auch?" fragte einer den anderen. Und da kam es heraus, daß der seltsame, aufregende Ton wahrhaftig außer uns irgendwo lebendig war.

Ein außergewöhnliches Tier schien ihm zu brüllen; daneben aber klang es wie von einem gedämpften Horn. Es war eine wilde Feierlichkeit darin. Wir wurden nüchtern von diesem Unerwarteten, sahen uns wieder an, und jeder fand im Gesicht des anderen eine verwunderte, schöne Andacht.

Die Straßenkehrer, die gerade tüchtig am Werk waren, hielten inne und ließen die Köpfe hintenüberfallen. Auf den Mietautomobilen, die gerade an ihrem Standort aufgefahren waren, legten sich die Chauffeure weit in ihren Sitzen zurück und starrten.

Das Siegesdenkmal stand unbeweglich im kühlen Morgenwind; am milchigen Himmel kam eine gelbrosige, einsame Wolke unruhig, wie aufgestört geschwommen. Sie blieb ein wenig über dem Marktplatz stehen, horchte hinter sich und schwamm dann aufgeregt und eilig weiter.

Der Ton schwoll in seiner tierischen Entzücktheit an, jetzt schien er aus den Dächern der nächsten Häuser zu brechen, rieselte wie ein Sturzbach über die verwitterten Ziegel und schlug gegen die Dachtraufen, von denen er stäubend auf das Pflaster sprang. Ich fühlte einen ziehenden Schmerz im Genick vom langen Hinaufschauen, rückte das Gesicht nach vorn, um ihn zu vertreiben, sah wieder zum Himmel.

Da war die Wolke verschwunden, und eine andere sauste hinter ihr her mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, daß man meinte, sie müsse sich im rasenden Lauf überschlagen und plump zur Erde stürzen. Und diese seltsame, unheimliche Wolke brüllte dieses dumpfe, feierliche Gebrüll, das uns nüchtern gemacht hatte. Sie schoß wie ein Pfeil bis in die Mitte des Himmelsvierecks, das wir über uns sahen, blieb dann stehen, als überlege sie etwas, schüttelte sich verächtlich und bog in einer scharfen Kurve links ab. Wir erlebten das Sonderbare, daß wir die Wolke gegen den Wind verschwinden sahen; gelb, unheimlich gewandt und zappelig, breit unter dem weißlichen Blau des Himmels liegend, entwischte sie unseren Augen über das gleiche Dach, über das sie hervorgebrochen war.

„Das war Grade!" sagte Doktor Beutler mit einem tiefen Atemholen. Es klang ganz feierlich und bezwungen.

Wir wurden alle lebendig und beglückwünschten uns zu dem Erlebnis. Die wüste Nacht war vergessen, hell, groß, verheißungsvoll und entsühnend stand der Morgen da und streckte uns seine gebefreudigen Hände entgegen.

Ich kam in einem anderen Rausch heim, als ihn die Nacht mit mir vorgehabt hatte. Ich war aufgewühlt bis in mein Tiefstes von diesem ersten Anblick einer großen Menschentat, die die Lüfte zwingt und den Menschen größer macht, als ihn hundert Dichterwerke und Bildsäulen und Musikorgien machen können! Ich kam mir so klein vor in meinem engen Dahinleben, verächtlich nahm ich ein Bündel Manuskripte vom Schreibtisch und

Digitized by Google

trug es in fieberhafter Eile und Wut in die Küche, wo ich es mit einem derben Wort in die Flammen warf.

Johanna sah es mit Schrecken. Sie mochte meinen, es geschehe im Taumel einer durchzechten Nacht, ihre Augen setzten sich vorwurfsvoll und schmerzlich in meinem Gesicht fest.

„Leg' dich hin, Joseph," sagte sie leise, so sanft, um mir nicht wehzutun, „und schlafe dich erst einmal gründlich aus."

Da lachte ich höhnisch und triumphierend zugleich: „Jetzt schlafen? Schlafen, sagst du?! Wo die Menschheit daran ist, durch die Luft zu fliegen, der blöden Anziehungskraft der Erde ein Schnippchen zu schlagen? Schlafen?!"

Ich erzählte ihr in überstürzten, durcheinanderkollernden Worten, was ich gesehen hatte, und sah auch in ihre Wangen ein leises Rot der Freude steigen.

„Ja, es muß schön sein", sagte sie fast demütig.

„Und unsereins sitzt nun da und schreibt Kontobücher voll und spinnt verwickelte Romanfabeln, und denkt dabei noch wunder was er leistet!" brach ich aus, ohne daran zu denken, wie es sie kränken mußte.

Ich brach in Tränen aus, ganz gebrochen fiel ich in einen Sessel, in diesen weichen, einschläfernden Sessel, den ich mir in einer törichten, sündhaften Verblendung zum Thron für mein junges, begieriges Leben gewählt hatte. Ich fühlte die Arme Johannas, die sich weich und gütig um mich legten, hörte ihren heftigen Atem an meiner Wange, spürte ihren unruhigen Herzschlag an meinem Arm und verlor meine Besinnung gänzlich.

Ich schüttelte das liebe Wesen rauh von mir und rief, mich aufrichtend, mit drohend hochgeworfenen Fäusten: „Da verstumpft und verfault man, und draußen rast das Leben und baut sich Monumente! Ich bin einmal ein Landstraßenläufer gewesen, habe mich in alle Torheiten hineingestürzt, und jetzt kann ich mir einen Bauch anmästen, denn es fehlt mir ja nicht an gutem Essen und sorglicher Pflege, und es ist keine Not in meinem verächtlichen Dasein!"

Ich stampfte mit dem Fuß und schlug mich selber in das Gesicht. Ich war ganz aus der Fassung und grausam gegen mich und alle bis zur Verzweiflung. Ich schlug auf den breiten, molligen Sessel los, daß er dröhnte, riß die ledernen Troddeln an seinen Armlehnen ab und schleuderte sie auf den Boden und zeigte ihm so meine plötzlich mit fast tierischer Wildheit erwachte Feindschaft.

Johanna kauerte hilflos auf einem Fußschemel mit angezogenen Knien und weinte eintönig vor sich hin.

Dann wieder erschien mir alles lächerlich; ich griff nach einer Tatsache, die meiner Wut, meiner Verzagtheit und meinem Trotz die Berechtigung geben sollte, und griff in die Luft. Es war ja nichts geschehen, es hatte niemand mein Recht auf das Leben angetastet, alles war vor Gott und der Welt gut und recht, wie es um mich herum geschah. Und doch, es war auch gut und recht, daß ich zu wüten begann, ich erkannte in diesem von dem siegreichen Flieger gelösten Fieber, daß alle Welt sich an mir versündigt hatte, weil ich gegen mich selber sündhaft geworden war. Und darauf schlug ich jetzt los mit alemannischer Eichenhärte und Schonungslosigkeit, den ich fühlte, daß es um meine seelische Existenz ging.

Johanna verließ still das Zimmer.

Ich aber fiel gleich darauf in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst spät im Abend erwachte. Betäubt, mit Nebeln vor der Erinnerung sah ich mich in dem dunklen Zimmer um. Warum ist Johanna nicht da? Es ist eine schwere, unheimliche Stille im Haus. Nur draußen donnert das Leben; die elektrischen Straßenbahnen, die vielen Wagen und Automobile, hastende Menschen, Kindergeschrei und Hundegekläff . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Weihnachtsglocken

Weihenacht.
Sinnende Hirten halten Wacht.
Raunendes Reden aus scheuem Munde,
Gibt von dem Sehnen der Seele Kunde.
Unter dem Zwange der Römerhand
Gefesselt, geschändet das heilige Land.
Doch aus versunkenen Freiheitstagen
Klingt ein prophetisches, tröstendes Sagen:
„Einer wird nah'n, der die Krone wird tragen,
Einer wird nahen, daß Israels Macht
Wieder aufs neu' sei zu Ehren gebracht!
Weihenacht!
Horch, von den Höhen — schau', aus der Ferne:
Jauchzendes Singen, leuchtende Sterne:
„Gottes Verheißung erfüllt,
Sehnen der Seelen gestillt!
Nieder aufs seufzende Erdenland
Wird der Befreier, der Retter gesandt!
Herrliches Heil soll heute euch werden —
Friede auf Erden!"

Weihenacht!
Kämpfende Krieger halten die Wacht.
Donnern und Krachen aus Feuerschlünden,
Flammen aus Lüften und Meeresgründen.
Wehe dem Feind, der die gierige Hand
Ausstreckt nach dir, du mein heiliges Land! —
Mitten im Mordkampf — welch Flüstern und Sagen,
Redend von fernen, versunkenen Tagen,
Da um die Meinen den Arm ich geschlagen,
Hell überstrahlt von des Lichterbaums Pracht!?
Seliger Frieden der Liebesmacht,
Weihenacht! —

Weit durch die Welten — Ströme von Tränen!
Heiß durch die Herzen flehendes Sehnen:
„Donner der Schlachten umbrüllt,
Gluthauch des Krieges verhüllt,
Göttliche Liebe dein Angesicht!
Oh, wann erstrahlt uns von neuem dein Licht?
Wann wird die Botschaft uns Harrenden werden:
Friede auf Erden!?" — —

Weihenacht!
Stille, der Lenker der Welten wacht!
Hast du bestanden der Prüfung Gluten,
Gingst du geläutert aus Flammenfluten,
Ewiger Güter heiligstes Pfand
Schirmend zu wahren, vom Höchsten gesandt —
Siehe, lebendig dann werden die Sagen!
Deutscher Geist wird in künftigen Tagen
Sieghaft das Banner der Wahrheit tragen
Welten hindurch! — Daß der Lüge Macht
Werde, vernichtet zu Falle gebracht! —
Weihenacht!
Deutsche Weihenacht! Durch Erdenfernen
Läut' es aus Glocken, leucht' es aus Sternen:
„Gluten des Hasses verlohn!
Liebe auf ewigem Thron
Heilet und rettet, sühnet und bindet! —
Höret, ihr Völker, die Botschaft die kündet:
Deutschland durch dich soll der Menschheit einst werden
Friede auf Erden!"

Florentine Gebhardt.

Digitized by Google

Die wollenen Strümpfe / Eine Wintergeschichte von Rose Raunau

„Mahlzeit, Liebling! Am warmen Ofen?“ Er begrüßte sie mit seinem jungen, fröhlichen Lachen. Und draußen weht so eine himmlische Luft, klar und herb und ehrlich kalt! Was für eine Erquickung das ist nach fünf heißen Schulstunden!“ und er warf den Stoß blauer Hefte auf den Schreibtisch hin, daß sie auseinanderfielen, und beugte sich zu ihr herunter.

Ein Hauch von Lebensluft war mit ihm hereingeweht, ein Hauch von Frische, der Röte und Freude auch ihren blassen Wangen brachte.

„Ich wäre dir gern entgegengegangen, um dich früher zu haben, aber mir war schon hier so kalt, daß ich mich gefürchtet hab' vor dem Winde draußen.“

„Du armes Stadtkind! Angst vor Wind und Frost? Und dabei sind die Waldwege hier jetzt so schön. Glücklich müßte dich's machen dort zu sein.“

Sie schmiegte sich an ihn, als wollte sie ihm sagen, sie suche für ihr Leben kein anderes Glück als das, das er ihr gäbe.

„Ich glaube gar, Ilse, du bist in deinem Leben noch nicht durch den schneebehangenen Wald gegangen!“

„Gegangen nicht, aber von der Stadtbahn aus gesehen hab' ich ihn oft.“

„Wirklich? Gesehen? Na warte, Schatz, heute sollst du Freundschaft mit ihm machen. Der See ist bist zum Forsthaus hin zugefroren. Wir gehen durch den Wald, nehmen die Schlittschuhe mit, und ich bin dann bis zum Dunkelwerden so glücklich, wie ein armer Oberlehrer, ein mittelmäßiger Sohn dieser Erde sein kann.

Laufen dürfen auf meinem herrlichen See, die Wälder hinter mir, untergehende Sonne darüber und dich, meine Sonne, daneben — ich werd' ja toll vor Freude!“

Und er wirbelte sie im Kreise, bis sie sich vor dem Mädchen, was hereinkam, errötend aus seinen Armen losmachte. Dabei bekam er einen vorwurfsvollen Blick, an den er, bei immer gleichem Anlaß schon gewöhnt schien.

„Ich habe für heute meinen Jungen das Arbeiten verboten. Von einem anständigen Menschen verlange ich in solchem Wetter, daß er Schlittschuh läuft.“

„Ach, Werner“, sagte sie, sich zum Essen niedersetzend, „da bin ich in deinen Augen wohl die längste Zeit ein anständiger Mensch gewesen! Ich habe ja nie Schlittschuhe besessen und bin nie auf einer Eisbahn gewesen.“

„Ist das Ernst?“

Sie beugte sich auf ihren Teller herunter, damit er ihre leise zuckenden Lippen nicht sähe.

„Armer Liebling! Um was alles haben sie dich betrogen! — Und du bist doch gesund! Was hast du denn an solchen herrlichen Wintertagen sonst gemacht?“

„Gestickt! Was du denkst!“

Ein wenig bitter klang es, trotz des Lächelns, zu dem sie sich zwang.

„Im obersten Fach im Wäscheschrank zu Hause ist eine hohlsaumverzierte Leinendecke für 24 Personen. Etwas ganz Kostbares. Die ist überstreut mit Blumen in zehn verschiedenen Farben. In diesen bunten flachgestickten Chrysanthemen sind drei Jahre meines Lebens. Ich glaube, diese Decke ist das einzige, das ich auf der Welt gehaßt habe, trotzdem ich — sie war so schön groß — immer heimlich einen Band Gedichte darunter schob, die ich bei der ewigen Arbeit auswendig lernte. Weißt du nun, woher ich soviel Verse kann?“

„Armes Lieb,“ sagte er innig, „das ist böse bezahlte Weisheit.“

„Ach, früher wußte ich es gar nicht, daß das stete Stubenhocken so eine Erziehungssünde war. Das fühl' ich erst jetzt, wo ich dir, wie eben wieder, Enttäuschung auf Enttäuschung mit meinen Mängeln mache.“

„Wie stell' ich's nur an, dich vergessen zu machen, was du entbehrt hast, armes Lieb?“

Er war aufgesprungen und brachte sein Gesicht so nahe an das ihre, daß sie das Strahlen seiner offenen Augen wie Wärme zu fühlen meinte.

„Ich hab' dich lieb, Ilse,“ sagte er einfach.

„Sag' mir's alle Tage, ja? Ich hab's so nötig, daß man es mir sagt. Mein Verwundern über mein Glück ist noch so groß, so zum Fürchten groß. Ich ängstige mich, du wirst eines Tages erwachen und fühlen, daß ich neben dir bin wie ein müdes Blatt. In dir ist nichts als Kraft und Leben und Wille und Mut, und in mir war immer bloß Wille zum Dulden.“

„Wo sollte wohl dein seelischer Mut herkommen, Armste, wenn du nie etwas getan hast, wie andere, deinen körperlichen Mut zu heben? Eins gibt's nicht ohne das andere, glaub' mir das. Komm mit mir ins Freie, laß dich anwehen von unserem Winde hier, dann sollst du sehen, ob du nicht auch Mut bekommst, Mut zum Glück und Mut zum Leben wie ich!“

„Ja, du! Du kommst erfrischt mit so frohen Farben nach Haus aus der Eisluft draußen; ich bleibe frierend und blaß noch am warmen Ofen.“

„Ich kuriere dich, Schatz,“ rief er fröhlich, „und gleich heute wird angefangen. Du frierst bloß, weil deine feinen, dünnbeschuhten Füße stille stehen. Das ist doch ein ganz einfaches physikalisches Gesetz. Aber meine kluge Frau, auf deren Geist ich so stolz bin, die kennt bloß Verse, keine Physik.“

Digitized by Google

„Hast du das schon gemerkt?“ fragte sie ernst.

„Natürlich, ich bin doch Lehrer, und Lehrer merken alles; frag' nur meine Jungens. — Also in der Physik heißt es: Bewegung erzeugt Wärme! Aber freilich, in durchbrochenen Florstrümpfen nur höchst mangelhaft.“

Er wollte mißbilligend darauf hinsehen, aber sein komisches Kopfschütteln endete mit einem Zärtlichkeitsanfall, den eben diese durchbrochenen Strümpfe verschuldet hatten und büßen mußten. —

„Wenn ich vernünftig bleiben soll, so mußt du mir folgen. Wozu hast du denn einen so zum Lachen großen Wäscheschatz? Hol' dir daraus ein paar derbe, wollene Strümpfe — sie brauchen nicht weiter schön zu sein — und die doppelsohligen Schuhe aus deinem Besitz.“

„Wollene Strümpfe? Ja, denkst du, in Berlin trägt man wollene Strümpfe? Glaubst du, diese Füße haben in den 23 Jahren, die sie Gottes Erde treten, wollene Strümpfe gekannt?“

Und sie hob ihren Kleidersaum, den sie eben erst keusch heruntergezogen hatte, und beschaute ihre feinen Füße, ob die nicht revoltierten gegen eine solche Zumutung.

„Lieber habt ihr euch vor der Kälte feig' in die Zimmer verkrochen! rief er.

Das klang nun fast ärgerlich über all die Unvernunft.

„Kälte ist doch mal in unserm Klima, Kind, und man muß sich abfinden damit, kämpfen mit ihr und sie besiegen, wie ein guter Deutscher jeden Feind besiegt“, — er verfiel in den Schulton — „aber nicht ausreißen an dem warmen Ofen. Was für ein Glück, Liebling, daß du noch beizeiten hierher und zu mir gekommen bist.“ —

Er wollte sie das Glück gerade wieder stürmisch kosten lassen. —

„Karoline, das Abdecken hat heute Zeit. Besorgen Sie mir zuerst ganz schnell die wollenen Strümpfe, die es bei uns zu kaufen gibt. Denken Sie, Ihre Frau Doktor will in durchbrochenen Strümpfen mit mir auf den See gehen!“

„Herrjemine, bi de Kält! Ick hewwt jo glick seggt. So'n lütt Ding as uns Fru Dokting weet jo noch gar nich, wat'n düchtigen Winner bi uns to bedüden heft. Barlin liegt ja woll weiter unnen, un unnen is't wärmer. Ick hewwt mi glick dacht und mi danach inricht.“

So verschämt kamen die letzten Worte, daß die beiden ihr ganz erstaunt nachsahen.

Sie erschien wieder. „Ich hätte sehr“, sagte sie hochdeutsch, „wenn Sie se bruken könn', ick hew se obends strickt, un't is de schönste kulsrige Wull, de ick drüben kriggt hew, in Schulten sien Laden.“ Sehr stolz sagte sie das.

Ich danke Ihnen herzlich, Karoline, Sie sind ja zu gut.“

Sie knixte. „Ues gern geschehen“, klang es wieder hochdeutsch. „Ick mock no miehr; ick hew noch Wolle to liggen.“

„Bitte, bitte, nein,“ war die erschrockene Antwort.

„Ich habe schon welche bestellt“, log die junge Frau in Notwehr.

Und dann, während Karolines laute Tritte nach der Küche verhallten, sah sie entgeistert und hoffnungslos auf die Strümpfe in ihrer Hand. Sie blieben lila.

„Hast du solche Farbe schon mal gesehen? Gibt's denn die? Lila? Und hart und haarig! Wie die kratzen werden! Dabei ist's so rührend von dem Mädchen. Aber anziehen kann ich die doch nicht.“

„Du wirst müssen, Schatz“, lachte er lustig schadenfroh auf. „Laß deine dünnen drunter, bis du dich dran gewöhnt hast.“

Aber wirklich, es durchströmte sie ein wohltuendes, wonniges Wärmegefühl, wie sie erst widerstrebend und halb seufzend, die „unmöglich farbenen“ Strümpfe angezogen hatte.

Und endlich war sie zum Gehen bereit, eingemummt von seinen zärtlichen Händen wie ein kleines Eskimoweibchen. Tapfer überwand sie den ersten Kälteschauer.

„Hu, — hu — hu — herrlich“, brachte sie sogar heraus auf seine siegesgewisse Frage.

Und dann lachten sie beide zusammen: „Hu — hu — hu — herrlich!“

„Kälte ist ein Vorurteil, sagte meine Großmutter immer. Unter diesem Gesichtswinkel bin ich erzogen.“

Und sonderbar! Je länger sie ging, mit so weit ausholenden Schritten ging wie er, um so wärmer wurde sie, trotz der scharfen frischen Luft, die sie umwehte. Ein nie gekanntes Gefühl von Kraft und Leichtigkeit hob sie, ein Gefühl, als wüchsen ihr Flügel.

„Ist das schön!“ sagte sie als der Wald sie aufnahm und zugleich tiefe Windstille sie plötzlich umfing.

„Jauchzen möcht' ich, Liebster, tanzen, singen, ich weiß nicht, was. Das ist ja so schön, so schön! Und ich friere gar nicht mehr; ist das komisch! Meine Füße sind warm und lebendig, und zu Hause in unserer Wohnstube waren sie mir wie abgestorben. Mir ist ja so zum Fliegen froh!“

Holde Kindlichkeit lag über ihre Freude. Vor einer Edeltanne hielt sie ihn fest. Zweige daran waren niedergebogen von flimmernder Schneelast, aus der die grünen Nadeln lugten. „Das ist ja wie im Märchen!“

Und überall dieses Weiß, dieses reine, heilige Weiß. Ein frommes Gefühl ergriff sie vor dieser weißen unberührten Stille.

Und dann lag der Fee vor ihnen! Sie preßte aufjauchzend die Hände vor die Brust. Jetzt begriff sie seine Sehnsucht und seine Heimatliebe.

Eine unübersehbare, leuchtende Fläche, drüben begrenzt von bewaldeter Höhe, auf der riesenhohe Föhren und Tannen standen, wie eine gewaltige

Digitized by Google

dunkle Wand. Vor ihnen, den Strandweg entlang, eine Reihe schneeschimmernder alter Birken; an der Wetterseite der silberne Stamm dicht mit smaragdenem Moose besetzt. So hatte sie den Winter nie gesehen. Ergriffen stand sie still.

„Komm, Lieb", riß er sie aus ihrer schwärmenden Versunkenheit. „Komm! Von hier aus fahr' ich heute noch nicht. Wir wollen am Ufer entlang gehen bis zur Wirtschaft hin, da gibt's Stuhlschlitten für so liebe winterfremde Traumlandskinder, wie meine Ilse eins ist."

Am Strandweg entlang sahen sie schon Schlittschuhläufer auf dem See. Frohgefühl war auf ihren Gesichtern, das stolze Bewußtsein der Herrschaft über alle Glieder und das Freiheitsglück, diese Herrschaft brauchen zu dürfen.

Etwas wie Neid, der ihr sonst so fremd war, kam in ihre Augen. Ihr Mann hatte ja nie gewußt, wie liebearm und wie freudearm ihre Jugend gewesen war.

Ihre Mutter starb, als sie geboren wurde, ein Schatten über ihrem Leben, der sie nie verlassen sollte. Und als der Vater — sie war damals wohl zwölf Jahre alt — wieder geheiratet hatte, war sie, wie selbstverständlich, der später geborenen Geschwister Pflegerin geworden.

Die Stiefmutter war ihr eine Fremde geblieben. Daß sie ihr nichts Schlimmeres wurde, hatte sie teuer erkaufen müssen. Kampflos hatte sie sich allem gefügt, was der Mutter Leben entlasten konnte, auch wenn sie ihr Köstlichstes damit verlor, die Muße, sich selber und ihren sensitiven Neigungen zu leben.

Und alles hatte ihr trotzdem die kleinliche Frau geneidet, von der sie nie begriffen, wie sie so viel Einfluß auf den großdenkenden alternden Vater hatte gewinnen können.

Sie neidete ihr, was man ihre Schönheit und fremdartige Grazie nannte, ihre geistigen Bedürfnisse und Genüsse, die die Mutter instinktiv ahnte und höhnte, und vor allem — doch das verstand sie, trotz aller Andeutungen erst viel später — den Reichtum, den sie von der geliebten Toten geerbt. Ein Reichtum, den sie erst jetzt zu schätzen begann um ihres Mannes willen.

Von der Stunde an, wo er ins Haus gekommen war als ihrer Brüder Lehrer, war ihr Dasein warm und hell geworden, und ihr haltloses Dahinträumen ein bewußtes Sehnen. Einem köstlich gefüllten Becher glich ihr Herz. Kein Hauch war hineingeweht, die Flut zu trüben, keinen Tropfen hatte sie vergeudet für einen anderen. Der volle reine Liebestrank da drinnen war aufbewahrt für den, der der erste und einzige werden sollte in ihrem Leben.

Sie sah ihm nach, wie er mit kräftiger Anmut in Bogenlinien übers Eis flog; eine ganze Welt von Zärtlichkeit war dabei in ihren Augen. Dann holte er sie und fuhr sie weit, immer weiter hinaus.

Ein wundersames, ruhiges Glücksgefühl überkam sie auf der großen öden Fläche.

Allmählich wurde es leerer und stiller. Nur ein Zug Wildenten hoch über ihren Köpfen begleitete sie noch. Sonst nichts als Bäume, weißverhangener Himmel und Schnee.

Jetzt ließ er den Schlitten stehen und glitt vor sie hin. „Frierst du — Lieb?" — Sie schüttelte den Kopf. Das Sprechen wäre ihr wie Entweihung gewesen, so voll Andacht war ihre Seele. Ein leidenschaftliches Gefühl von Dankbarkeit und Zärtlichkeit für ihn erfaßte sie. Sein brauner Bart war steif und starr von blitzenden Schneesternchen. Noch lag über der Liebe ihrer jungen Ehe viel keusche Scheu; ihre Arme breiteten sich aus in unbezwinglicher Sehnsucht, ihn zu küssen.

Sie bog seinen lachenden Kopf zu sich herunter und sog Frische und Feuchtigkeit und Süßigkeit von seinen geliebten Lippen.

„Möchtest du nicht fahren lernen, Ilse?"

Sie schüttelte den Kopf, erst langsam, dann, sich besinnend, schneller. Ein wundervoller jauchzender Plan keimte plötzlich in ihr. Sie konnte es kaum erwarten, ihr keck erdachtes Wagen lebendig zu machen.

„Ich möchte nun zurück, Werner, bitte."

Er drehte um. Der Wind war ihnen jetzt entgegen, und er legte noch seinen Mantel über ihre Knie, um sie zu schützen vor der Luft, die er fliegend durchschnitt.

Dann ging er wieder zurück aufs Eis, weil sie so zwingend bat, sie ein Weilchen bei ihrer Riesentasse Kaffee in der warmen Wirtsstube allein zu lassen.

Ein heimliches, ungeduldiges Freuen war in ihr.

Der Wirt hatte ihr den Schiffer gerufen, den sie schon kannte und ihr versprochen, sie nicht zu verraten. — — Gleich morgen wollte sie beginnen. Jeden Tag eine Stunde! Um ein Uhr mußte sie immer wieder zu Hause sein! — „Werd' ich's erlernen?"

„Sache! Do hebben's all vel Dümmre bi mi liehrt; die Hauptsach is kalt Bluot und warm angezogen."

Das versprach sie lachend und noch ein Extrageschenk, wenn sie wirklich in einer Woche fahren könne, wie der Lehrmeister vertrauensvoll zu behaupten wagte. — —

Draußen stand sie noch einmal am Arme ihres Mannes still und sah zurück auf den See.

Aus den Wasserwerken stieg schnurgrader Rauch auf und schuf seltsame Wolkenbildungen. Langsam, ganz langsam kam aus ihnen der Mond herauf, eine volle ruhige Scheibe. Die Sonne war im Verscheiden und ließ ihr rotes Blut über die kalte spiegelnde Fläche fließen.

Rotes Licht umspielte noch die kahlen Wipfel und das zarte Geäst der Birken . . . Wie wirre

Digitized by Google

Frauenhaare hingen die fadendünnen Zweige herunter und hoben sich in blühendem Leuchten ab vom Himmel. Die Schneelast auf den Fichten dort glühte auf wie im Feuerbrand.

Jetzt war der Mond hoch über ihnen, und zaubervoll sank blaue Dunkelheit langsam um sie her. Ein Silberparadies erstand vom Mondlicht übergossen.

„Tapfer bist du gewesen, Lieb. — Nicht wahr, zum Fürchten ist doch der Winter nicht?"

Und nun neckte er sie, wie fest sie sich trotz dieser Versicherung an seinem Arm hängte in dem dunkel gewordenen Walde.

„Möchtest du wirklich nicht fahren lernen. Ilse? — Schwer ist's gar nicht. Ich zeig dir's. Das Lehren ist doch nun mal mein Beruf."

Sie schüttelte wieder den Kopf. Er sollte doch überrascht werden, und sie wollte ihre Freude an seinem Staunen haben.

„Ein Weilchen warte noch, ja? Dann bitte ich dich von selbst."

„So versprich mir wenigstens indessen, daß du jetzt alle Tage vormittags eine Stunde an den See gehen willst."

„Ich verspreche es dir!" rief sie so schelmisch und glücklich laut, daß die erschrockenen Krähen neben ihr, indigniert schimpfend, aufflogen. Der Wald im Winter gehörte ihnen doch!

Und jetzt standen gar die albernen Zwei stille mitten im Schnee, überstäubt von den Flocken der aufschnellenden Zweige, und hielten und küßten sich, als ob es Frühling wäre. — — Komische Menschen!

„Macht die Augen zu, Kinder," sagte die Krähenmutter und versperrte den Jungen zur Sicherung noch mit den Flügeln die Aussicht, denn die Macht des bösen Beispiels ist groß!

Und sie hielt viel auf einen moralischen Lebenswandel — im Winter.

*

Mädchenglück

Ich trage in zagen Händen
Ein köstliches Gut,
Wie ein Kind am heiligen Abend
Mit dem Allerschönsten tut.

Ich gehe in lauter Leuchten
Und seligem Glast,
Nun du mir dein geliebtes
Leben gegeben hast.

Ich gehe umher und staune
Ins blühende Land,
Ich gehe und singe Lieder,
Die ich nie gekannt.

Mir haben des Lenzes Lippen
Die Augen jung geküßt;
Muß leise die Hände falten,
Seit du mein eigen bist.

Helene Brauer.

* # Bücherbesprechungen *

Lilly Braumann-Honsell: **Ein deutsches Herz in großer Zeit.** Briefe und Tagebuchblätter eines jungen Mädchens vor und während der Kriegszeit. Löwes Verlag, Ferdinand Karl, in Stuttgart. Preis gebunden 2,50 M.

Ein Buch für Frauen und Mädchen. Ein Spiegelbild, das Einblick in unsere heutigen Vorgänge gewährt und den Atem einer neuen Zeit spüren läßt, die den Charakter stählt und das deutsche Bewußtsein hebt. Daß die deutsche Frau, das deutsche Mädchen ein Segen des Vaterlandes sind, klingt wie eine Offenbarung durch dieses ernste, schlichte und gemütvolle Buch.

Ernst Eschmann: **Volksfrühling.** Ein Züricher Roman. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 5.

Ernst Eschmann ist bisher vorwiegend als Lyriker und Biograph zur Geltung gekommen. Auch hier, wo er das Gebiet des Romanes betritt, legt er sogleich ein ausgereiftes Werk vor uns hin, das freilich nicht frei von Längen ist, uns aber doch zu fesseln versteht. Weniger allerdings durch die frei erfundenen Teile der Handlung als durch deren geschickte Verbindung mit der Geschichte, der Kultur- und Literaturgeschichte: es ist der berühmte „Stäfner Handel", jenes schweizerische Nachspiel der französischen Revolution, der dem Roman zum Mittelpunkt dient, und der auf Grund offenbar sehr eindringlicher Studien vor uns in dichterischer Verlebendigung neu ersteht. Rein künstlerisch ist das Buch etwas ungleich: mancher feingeschliffene Satz lädt zum Verweilen, anderwärts wünschte man die Sprache etwas gelenkiger (eine „wohlriechend dampfende" Suppe z. B. ist sogar logisch schlechthin unmöglich) und stößt sich daran, daß so viele ärgerlich hereinplatzende Fremdwörter den Genuß des kernigen Schweizer-Deutsches verkümmern.

Fedor Sommer: **Das Waldgeschrei.** Roman. Halle a. S., Richard Mühlmann. Verlagsbuchhandlung. Gbd. M. 6.

Ein geschichtlicher Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts; das „Waldgeschrei" ist die protestantische Agitation in den schlesischen Wäldern. Im Mittelpunkt der bewegten Handlung steht die Gestalt einer seltenen, reinen Frau, deren kraftvolle Schönheit ringsum Begierden weckt, die aber im Bewußtsein einer hohen Glaubensmission Siegerin bleibt im Ansturm jedes unreinen und reinen Begehrens, selbst im Ansturm ihrer eigenen Herzenswünsche. Die Zeichnung dieses Charakters ist trefflich gelungen, ebenso überzeugend die der übrigen Charaktere und des Charakters der eigenartig reizvollen schlesischen Gebirgslandschaft. Die kulturhistorischen Bestandteile der Handlung sind von wirkungsvoller Echtheit, was sich von der altertümelnden Sprache leider nicht sagen läßt

Dr. Hans Zimmer.

Digitized by Google

Friedrich Kipp: **Sehnsuchtswege.** Ein Versbuch. 2. Auflage. Münster i. W. 1914, Verlag von August Greve.

Eine ganze Reihe anerkennender Beiwörter drängen sich einem bei tieferem Versenken in diese Liederfolge auf: sie sind in schöner, schmiegsamer Sprache geschrieben, sind rein, blumig, zart, sinnig und innig, Träger weicher Stimmungen und ungekünstelter Empfindungen. Keine Frage: Kipp ist ein echter Dichter, ein echter Lyriker; er hat seine ganz bestimmte Eigenart — aber freilich, in diesem Buche wenigstens wirkt sie etwas eintönigst: immer ein schmerzliches Lächeln!

Prof. Leonhard Schmidt: **Gudrun.** Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes. Wittenberg 1914, R. Herrosés Verlag. Gbd. M. 1,60.

In neun Gesängen von wechselnden Versmaßen, bald gereimt, bald nicht gereimt, hat Leonhard Schmidt den wesentlichen Inhalt des mittelhochdeutschen Gudrunliedes im ganzen treu nach der Ueberlieferung, aber doch mit einer Reihe von Abweichungen in Handlung und Charakteren wiedergegeben. Mag sein, daß ihm bequeme Leser Dank dafür wissen, aber die wunderbare Herbheit und der echt epische Ton des alten Liedes sind doch leider völlig verloren gegangen. Dr. Hans Zimmer.

* Neue Bücher *

Volksfrühling. Von Ernst Eschmann. Preis 5 M. Druck und Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Rosen im Winter. Der Krieg 1914/15 in Gedichten von Johann Schwarz. Verlag von Carl Georgi, Bonn.

Drakonische Friedensbedingungen. Von Onesime Reclus, Paris. Deutsch von Dr. Paul Brönnee. Mit Geleit- und Schlußwort von Dr. Paul Liman. Verlag von Krüger & Co., Leipzig.

Lazarettbilder Aus dem Tagebuch der Vorsteherin eines Sanitätsvereins im Kriegsjahr 1870/71 von Mathilde Wehr. Verlag von Krüger & Co., Leipzig.

Die Schwiegertochter. Novelle von Olga Cordes. Xenien-Verlag, Leipzig.

Der große Krieg. Von Erwin Rosen. Preis geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Und laßt die lieben Toten sprechen. Gedichte aus großer Zeit von Kurt von Oertel. Verlag Hilfsbund für vaterländische Arbeit, Berlin-Friedenau.

Vom Sturm umtost. Kriegsgedichte einer deutschen Frau. Von Ilse Hamel. Preis 80 Pf. Verlag Eduard Bloch, Berlin.

Die Leiden der Verbannten in Sibirien. Nach Mitteilungen des Dr. Sch. verfaßt von Adolf Konti. Preis 20 Pf. Verlag Dr. S. Lauser, Berlin-Wilmersdorf.

Jung-Frühling. Verlag L. Jamach, Berlin W 50, Tauentzienstr. 9.

Neues Buch der Lieder. Von Paul Baehr. Preis 1,25 M. Verlag Otto Hendel, Halle a. S.

Wede, die Verständigungssprache der Zentralmächte und ihrer Freunde, die neue Welt, Hilfssprache. Von Dr. Albert Baumann. Verlag Jos. C. Huber, Dießen vor München.

Mit dem Auto an der Front. Von Anton Fendrich. Preis geh. 1 M., geb. 1,60 M. M. Franckesche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Durch Kampf zum Frieden. Gedicht von Thusnelda Wolff-Kettner. Preis 45 Pf. Verlag Carl Schmidt, Saarbrücken.

Auf der Walze. Aufzeichnungen eines Handwerksburschen von Albert Stötzner. Preis 1 M. Verlag Ernst Hirt, Wandsbek-Hamburg, Hamburger Straße.

Nur ein Hausmütterchen. Von M. v. Eschen. Preis 50 Pf. Verlag Enßlin & Laiblius, Reutlingen.

Die Mobilmachung der Seelen. Von Dr. Ernst Schultze, Großborstel. Preis brosch. 1,40 M. Verlag A. Marcus E. E. Weber, Bonn.

Wunderkinder. Roman von Hans Hart. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 13 das erste Vierteljahr des 53. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" schließt.

Für das zweite Vierteljahr des 53. Jahrgangs (Januar — März) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Detlef Stern: Bulgariens erster Zar.

Fritz Skowronnek: Zertrümmerte Götzen.

Auf diese zeitgemäßen und höchst spannenden Romane möchten wir unsere verehrten Leser besonders hinweisen.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 13: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Weihnachtsglocken. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Die wollenen Strümpfe. Eine Wintergeschichte von Rose Rauman. — Mädchenglück. Gedicht von Helene Brauer. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 24. Dezember 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Dreiundfünfzigster Jahrgang 1916

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Zweiter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes

*

Romane

Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer, Seite: 1—8, 25—32, 49—56, 73—83, 97—107, 121—130, 154—162, 177—186, 201—210.

Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte, Seite: 9—18, 33—42, 57—66, 84—90, 108—114, 131—138.

Zertrümmerte Götzen. Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek, Seite: 145—153, 169—176, 193—201, 217—225, 241—249, 265—273, 289—298.

Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern, Seite: 226—234, 250—258, 274—282, 299—306.

*

Beiblatt

	Seite
Genesung. Gedicht von Bruno Pompecki	19
Der Sündenbock. Von Wolfgang Kemter	19
Nach dir. Gedicht von Ad. Elis. Rohn	21
Wenn der Alltag stirbt. Von Hans Friedrich	21
Zu spät. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher	23
Jede Minute. Gedicht von Thilo Kieser	43
Schwesterchen. Skizze von Olaf Heinemann	43
Mitternacht. Gedicht von E. L. Kohlhund	46
Die Ruthenin. Skizze von Hellmuth Unger	46
Alltagsnot. Gedicht von Isa Madeleine Schulze	47
Im Dunkel. Gedicht von Eugen Stangen	67
„Geharnischte Sonette" und „Liebesfrühling". Von Paul Pasig. Zu Friedrich Rückerts 50. Todestage 1866 — 31. Januar — 1916	67
Meine irrende Seele. Gedicht von Frieda Elka	69
Das Fersenbein. Von Alb. E. Krueger	70, 93
Das Leben. Gedicht von Franz Lüdtke	72
Gefühl der Schuld. Gedicht von Bernhard Schäfer	91
Eine Wanderung durch das Cetatal. Von Magda Trott	91
Die lichte Stunde. Gedicht von Hanna Wunderlich	93
Nimm meinen Kranz. Gedicht von Eugen Stangen	115
Der Sonnenwirt und seine Tauben. Humoreske von Wolfgang Kemter	115
Die drei Gewänder. Eine Erzählung aus dem Pantschatantra. Von Käthe Altwahlstädt	118
Eine Frau wartet auf ihren Mann. Von Hans Friedrich	118
Erde. Gedicht von Paul Friedrich	139
Livland. Von Dr. Heinrich Pudor	139
Um Mitternacht. Gedicht von Bruno Pompecki	141
Der Ofen und seine Poesie. Von A. M. Witte	141
Ein Weg. Gedicht von Ziska Luise Schember	163
Alte Schuld. Erzählung von Hans Joachim Ehser	163
Birken. Gedicht von Bruno Pompecki	167
Geh nicht den Weg. Gedicht von Ad. Elis. Rohn	168
Lied der Mutter. Gedicht von Martin Borus	187
Die Allerärmste. Skizze von Marie Pego	187
Nocturno. Gedicht	189
Der Jüngste. Von Paul Alexander Schettler	189
Deine Heimat. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher	191
Frühlingsglaube. Gedicht von Bernhard Schäfer	211
Der Gefangene. Von Friedrich Kipp	211
Friede. Gedicht von Reinhold Braun	213
Die Geige. Von Hans Binder	214
Zu Hause. Gedicht von Hans Anton Schütt	215
Nach dem Ende. Gedicht von F. Wagenknecht	235

Digitized by Google

Seite

Hinter den blauen Bergen. Von Margarethe Vieth 235
Es war einmal. Gedicht von Ad. Elis. Rohn . . 238
Deckung. Von Alfred Richard Meyer 238
Zum Tage. Gedicht von Franz Lüdtke 239
Winter am Müggelsee. Gedicht von Franz Lüdtke 259
Krieg und Familie. Von Paul Baumann . . . 255
Ich warte. Gedicht 261
Wandlung. Von Hedwig Forstreuter 262
Die Sehnsucht. Gedicht von A. Elisabeth Rohn . 264
Lichtblick. Gedicht von Bernhard Schäfer 283
Die Puppe. Skizze von Wilhelm Pieper 283
Trost. Gedicht von Hans Anton Schütt 284
Der fettlose Tag. Humoreske von Magda Troth . 284
Kreuzfahrer. Gedicht von Paul Friedrich . . . 286
Rübezahl. Gedicht von Erich Janke 307
Kreuz Zehne. Von Eugen Stangen 307
Roseninsel. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer . . 309
Die Narbe. Von Rose Raunau 309
Die Morgenstunde. Gedicht von Bruno Pompecki 310

Bücherbesprechungen.

Edela Rüst. Narrenspiele 23
Lovis Corinth. Das Leben Walter Leistikows . . 23
A. Conan Doyle, Deutsch von S. T. Schauzer. Der Tauchbootkrieg, wie Kapitän Sirius England niederzwang 23
Erwin Rosen. Bismarck, der Deutsche 48
Bruno Elbo. Barons entdeckte Urkunden 48
Willi Hackenberger. Deutschlands Eroberung der Luft 48
Heinrich Stilmcke. Das Friedewünschende Teutschland 120
Neue Orplidbücher im Kriegsjahr 1914 120
Grimmelshausen. Simplicius Simplicissimus . . 120
Sophus Bonde. Die Prise der Britannia . . . 120
Arthur Brausewetter. Don Juans Erlösung . . . 120
Otto v. Boenigk. Das Urbild von Goethes Gretchen 143
Anton Fendrich. Emil Himmelheber 143
Constanze von Franken. Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte 167
Hermann Aellen. Die Heimat voran 167
Kurt Delbrück. Frau Heiternich und Tante Minchen 167
Spiridion Gopcewic. Aus dem Lande der unbegrenzten Heuchelei 167
Anton Fendrich. Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916 192
Aus dem Tagebuch eines Bataillonskommandeurs, Mit unsern Mörsern gegen West und Ost . . 192
Aus Emanuel Geibels Schülerzeit. Von Professor Adolf Stoll, Oberlehrer am Kgl. Friedrichsgymnasium in Kassel 192
Ernst von Possart. Erstrebtes und Erlebtes, mit 11 Bildertafeln 215
Helmuth Unger. Sturm im Osten 215
Florentine Gebhardt. Des Schwertklangs Wiederhall 216
Adolf Schafheitlin. Lehrbuch des Lachens . . . 216
T. Besch. Für große Zeit ein großer Glaube . . 216
Diedrich Speckmann. Der Anerbe 216
Neue Bücher 240, 312
Wilhelm Schäfers Pestalozziroman. Lebenstag eines Menschenfreundes 311
Diedrich Bischoff. Deutsche Gesinnung 311
E. Bleek-Schlombach. Allah il Allah 311

Vermischtes.

Auf den Spuren der russischen Flüchtlinge . . . 23
Die Schandtat von Görz 143
Wie löst sich die Frauenfrage nach dem Kriege . . 168
Ueber das Eiserne Kreuz 192
Kriegsanleihe und Bonifikationen 287
Die eisernen Wehrmänner und die genagelte Kunst 287
Briefkasten 216, 287, 312

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 14

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

3. Fortsetzung.

Was hieß denn das anders, als hilf uns bei der Schiebung, dein Schaden soll es nicht sein. Oh, sie war schlau. Ihren Vorteil wollte sie schon zur rechten Zeit wahren . . . Da schlug sie die Freundin auf die Schulter.

„Komm! Wir gehen zu Telschow. Eine Tasse Kaffee wird dir die Lebensgeister wieder munter machen. Und Nußtorte mit Schlagsahne essen wir dazu . . . Aber von der Kartenlegerin verrat nichts. Sonst sind wir geschiedene Leute."

Elise Schwarzhasel erhob sich. Fuhr mit der Hand über die Augen. Tief sog sie die köstliche Frühlingsluft in ihre Lungen. Und wie die Leute, die am Denkmal vorübergingen, lachten und manche sich verliebte Blicke zuwarfen. Ein Viererzug, herrliche Rappen, kam vorübergetrabt, offene Automobile jagten hin und her. Matt sank die Hand von den Augen.

„Na ja, Grete, gehen wir zu Telschow. Mir ist ganz übel . . . Ach Gott, wenn ich doch nur aus der Weißensee Ecke heraus wäre."

Dieses Mal zog Grete Schuster den Arm der Freundin in ihren und lachte.

„Wenn ich dein Geld hätte, sähe mich Weißensee sicher nur zu kurzem Besuche bei den Eltern . . . Liseken, jescheit biste jrade nich."

Die letzten Worte bohrten mehr in Elise Schwarzhasel als die langen Reden der Kartenlegerin. Freilich, die hatte den Boden für die Saat erst empfänglich gemacht.

8. Kapitel.

Erich Sieglow sah mit ruhiger Gelassenheit der „Armee" entgegen. „Ahnfrau" wurde immer besser, der getreue Lemke ließ die Stute nicht aus den Augen, schlief sogar nachts im Stall. Die einzige Sorge des jungen Offiziers war, sein Gewicht noch um zweieinhalb Kilo herunterzubringen. Nun, das war kein Kunststück, nur auf Tafelfreuden mußte endgültig verzichtet werden. Früh trank er zwei Tassen Tee, dann zog er einen dicken Mantel an, eine halbe Stunde Laufschritt in der Reitbahn war auf die Dauer ein viel besseres Mittel als Schwitzbäder. Kein Fleisch aß er, nur Gemüse, trank Zitronenlimonade dazu und ritt seine und fremde Pferde. Sehr oft war er natürlich bei der Morgenarbeit in Hoppegarten, immer erlaubte es der Dienst nicht. Täglich stellte er sich auf die Wage, freute sich über jede 100 Gramm, die er sich runtergearbeitet hatte. Sobald die Sportzeitungen erschienen, griff er nach ihnen. Seine Chancen wuchsen. Ein paar Pferde, die zur „Armee" genannt worden waren, hatten aus dem Rennen gestrichen werden müssen. Desto besser! Die fünfzehn Tausender waren sicher angelegt, die Wettscheine hatte er in der Tasche . . . Je mehr sich die Wahrscheinlichkeit verdichtete, als Sieger aus der „Armee" hervorzugehen, um so häufiger weilten seine Gedanken bei Ilse Wolfisheimb. War's da ein Wunder, daß er fast täglich ein paarmal die Tiergartenstraße gegen Abend entlang bummelte, an der Bendlerstraße vorbei, in der die Geliebte wohnte? . . . Eines Tages

Digitized by Google

hatte er Glück, sie kam aus dem Tiergarten. Er trug Zivil, zog den Hut und trat auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein, darf ich Sie begrüßen?"

Fast wären ihm die letzten Worte im Munde steckengeblieben. Die Augen der Liebe sehen scharf. Ilse Wolfisheimb — litt. Litt um ihn?

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Guten Abend, Herr von Sieglow!"

Müde klangen die Worte, sie sah an ihm vorbei, ihre Lippen zuckten. Da erwachte seine Willenskraft.

„Kommen Sie zur ‚Armee' nach Hoppegarten, in vierzehn Tagen, bitte."

„Ich weiß nicht."

Noch immer sah sie an ihm vorbei. Ihm kam's vor, als schimmerten ihre Augen feucht.

„Es wird — hoffentlich mein letztes Rennen sein. Dann — dann werf ich die Jugend hinter mich. Ich habe allen Grund, ein Mann zu werden."

Sie verstand ihn, begriff nur nicht, warum er gerade dieses Rennen noch reiten wollte. Und da sie schwieg, fuhr er eindringlich fort:

„Ich muß siegen. Ich habe alles auf eine Karte gesetzt."

Da sah sie ihn erschrocken an. Ihre Nasenflügel bebten, wieder zuckten die Lippen.

„Und — und wenn Sie nicht siegen, Herr von Sieglow?"

„Dann — dann reite ich auch nicht mehr, gnädiges Fräulein."

Sie senkte den Kopf. Unfähig war sie, ein Wort zu entgegnen. Sie verstand ihn nur zu gut. Hatte er sie so lieb? Da hob sie den Kopf wieder, sah ihn an, sagte fest:

„Ich komme zur ‚Armee'!"

„Dank, tausend Dank, das ist für mich eine köstliche Antwort."

Er ergriff ihre Hand, küßte sie, noch eine Verbeugung, wie irr lief er in den Tiergarten hinein. Lachte vor sich hin. Er wußte es ja, sie hatte ihn lieb. Und das blieb doch die Hauptsache. Und das Rennen? Mit dem Teufel mußte es zugehen, wenn er das nicht landen sollte . . .

Ilse Wolfisheimb war auch ganz benommen nach Hause gekommen. Ihre Gedanken hatten sich in der letzten Zeit fast ausschließlich mit Erich Sieglow beschäftigt. Niemals hatte sie gezweifelt, daß er sie wiederliebte; daß seine Liebe aber so tief war, das hatte sie nicht geglaubt. In ihrem Zimmer riegelte sie sich ein, wollte sich ein Bild machen, was seine Worte eigentlich zu bedeuten hatten. Denn mit dem Siege in der „Armee" verband er doch ganz bestimmte Hoffnungen . . . Der Schreck ließ ihre Glieder erzittern. Natürlich, so war es, sie kannte sich doch in diesen Kreisen aus. Wenn es auch durch Allerhöchste Kabinettsorder verboten war, die Offizier wetten doch. Und Sieglow würde alles Geld, dessen er habhaft geworden war, heimlich auf seinen Sieg gesetzt haben. Vielleicht hatte er sich sogar in Schulden gestürzt — wahrscheinlich. Daher die Andeutung von seinem letzten Ritt. Siegte er nicht, machte er ein Ende — mit dem Revolver. Um Gottes willen! Sie wollte aufspringen, aber die Füße versagten ihr den Dienst. Ein Wimmern kam aus ihrer Brust. Jetzt Ruhe — Ruhe. Alle Kraft zusammengenommen, die Eltern waren sowieso schon stutzig geworden. Sie aß ja fast gar nichts, ihre Nerven rebellierten, oft wollte die Mutter sie aufsuchen, aber sie fand die Tür verschlossen. „Migräne, Mama, bitte laßt mich in Ruhe!" . . In der nächsten Zeit mußte sie sich zusammennehmen. Sonst lag sie womöglich am Tage der „Armee" krank. Da mußte sie auf dem Posten, draußen in Hoppegarten, sein . . . Und der Gedanke gab ihr Kraft. Zwar lief öfters ein Zittern über ihren Leib und die Nerven spielten auf der Stirn, aber im übrigen nahm sie sich beim Abendessen zusammen. Ihr Vater bat sie nachher, ihm mit der Mutter in sein Arbeitszimmer zu folgen. Der schlanke, große Herr von Wolfisheimb ließ seine Hand durch den langen Vollbart gleiten, durch den sich die ersten grauen Fäden zogen, und sagte:

„Onkel Alfred hat dich nach Hinterpommern auf sein Gut eingeladen. Du wirst gewiß der freundlichen Aufforderung gern folgen."

Das hatte sie nicht erwartet. Aber zu Onkel Alfred war sie immer gern gefahren. Warum sollte sie es nicht tun? Und Hinterpommern lag doch nicht aus der Welt. Am Tage der „Armee" war sie natürlich wieder hier, und wenn auch nur auf Stunden.

Digitized by Google

„Gern nehme ich seine Einladung an, Papa, darf ich recht bald fahren?"

Der atmete erleichtert auf und sah seine Frau an.

„Natürlich, Kind! Ich weiß nicht, ob noch einiges zu besorgen ist, sonst steht deiner Abreise nicht das Geringste im Wege."

„Oh, ich hab' alles."

Da lachte Herr von Wolfisheimb .

„Das hört man selten von einer jungen Dame."

Und dann gab er seiner Tochter einen Kuß und nickte ihr herzlich zu. Viele Worte hatten jetzt keinen Sinn.

* * *

Seitdem Dora Blaak bei der Kartenlegerin gewesen war, machte sie ihrer jungen Stiefmutter die Hölle noch heißer als sonst. Sie hatte an allem etwas auszusetzen. Die Stiefgeschwister behandelte sie schlecht, so daß der Vater, der sonst sehr nachsichtig gegen sie war, eingreifen mußte. Sie fing an zu weinen.

„Nun fängst du auch noch an. Ich bin das Stiefkind im Hause, den ersten Besten, der mir über den Weg läuft, nehme ich, bloß um hier wegzukommen."

Ihr Vater war immer gut zu ihr gewesen, oft zu gut, schwach. Er versuchte sie zu beruhigen, aber da wurde sie erst recht ungezogen.

„Ich bin euch ja doch nur das fünfte Rad am Wagen. Weiter gar nichts. Satt hab' ich's. Und Geld hab' ich auch. Wenn ich mündig bin, das dauert ja nicht mehr lange, nehm' ich meine Zukunft selbst in die Hand."

Der Vater hatte Ärger genug in seinem großen Geschäfte. Er machte seiner Frau unter vier Augen Vorwürfe, daß sie nicht verstände, in ein leidliches Verhältnis mit der Stieftochter zu kommen. Da ging der Spektakel von vorne los. Dora Blaak hatte das Ohr am Schlüsselloch und freute sich. Gab's viel Krakeel im Hause, würde der Vater zusehen, wie er sie auf gute Weise los wurde. Und die Kartenlegerin hatte ihr ja gesagt, daß sie in nicht zu ferner Zeit den kennen lernte, der sie heiraten würde. Da gab der Vater hoffentlich noch einen hübschen Packen Wertpapiere extra heraus. Er besaß sie ja. Und jung war man nur einmal, das Leben genießen wollte sie. Denn, wenn sie in Kreise heiratete, wie etwa Ellen Sülking, dann wurde man ja doch für „voll" angesehen, wenn man ein großes Haus machte. Und das machte die nunmehrige Frau von Pollnow . . .

Eines Tages traf sie die zufällig. Obgleich der Verkehr der beiden nie rege gewesen war, eilte sie auf sie zu und begrüßte sie. Ein paar hundert Meter gingen sie zusammen, plauderten von gemeinsamen Bekannten und trennten sich dann wieder . . . Als sie nach Hause kam, faßte sie der Vater beim Kinn.

„Na Mädel, wieder beruhigt? Ich hab' euch eine Überraschung mit nach Hause gebracht. Eine Loge besorgt zu dem ‚Armeerennen' in Hoppegarten, zu dem der Kaiser immer kommt. Es ist zwar erst in vierzehn Tagen, aber für den Tag sind die Logen immer rasch vergriffen. Laß dir eine hübsche Toilette bauen, die Rechnung darfst du mir getrost auf den Schreibtisch legen."

Da fiel Dora Blaak ihrem Vater stürmisch um den Hals.

* * *

Der Oberleutnant a. D. Felgart war erst froh gewesen, aus der Sorge um das tägliche Brot, um ein Nachtlager, herauszukommen. Stumpfsinnig saß er in seiner Dachkammer, nur gegen Abend ging er aus. Aber nach und nach begriff er seine Lage. Die Willenskraft erwachte. Das hielt er nicht aus. Den ganzen Tag lesen und warten. Warten — ja auf was denn? Ach so, er sollte verkuppelt werden. Er, der bis vor ein paar Monaten die Uniform getragen, zur Kriegsakademie kommandiert gewesen war. Pfui Teufel, was war er denn für ein erbärmlicher Kerl geworden. Da kam die Wut über ihn. Diese Frau von Karrein wollte sich an ihm mästen. Auf Lug und Trug sollte er seine Zukunft aufbauen. In gute Wäsche, in einen eleganten Anzug und Stiefel mit Lackkappen hatte man ihn gesteckt. Herausfrisiert wie ein Pferd, das man trotz seiner Fehler gut verkaufen wollte. Gerissen war diese Frau, nicht mehr Geld gab sie ihm in die Hand, als zu zwei Glas Bier langte. Da konnte er auch nicht durchbrennen. Er dachte an seine Eltern, die ihn noch drüben in Amerika wähnten, an seine Kameraden. Wenn er schrieb? Um Unterstützung bat, für den An-

Digitized by Google

fang? Nein, auch das ging nicht. Der Vater kam sofort nach Berlin und beförderte ihn wieder weg. Und er durfte ihn nicht einmal hartherzig schelten. Denn die Summen, die er verbraucht hatte, im Verhältnis zu dem vorhandenen Vermögen, schrien zum Himmel. Man hatte ihn, den sonst so klugen Menschen, gestützt, bis man nicht mehr konnte. Den Eltern durfte er nicht eher schreiben, als bis er wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte — nach Jahr und Tag. Und wenn er sich dann auch in einer Stellung befand, die durchaus nicht „standesgemäß" war. Auf seine Kameraden konnte er auch nicht zählen, nicht auf einen einzigen. Er war ein Pumpgenie gewesen und „hing" bei fast allen. Die gingen jetzt über ihn mit einem Achselzucken zur Tagesordnung über. Es blieb ihm nur diese Frau von Karrein übrig, die ihm bei den Mahlzeiten immer mit gleichbleibender Liebenswürdigkeit gegenübersaß, ihn vollkommen als Offizier behandelte. Mochte er sich dagegen auch sträuben, es tat ihm doch wohl. Wenigstens einen Menschen gab es auf der weiten Welt, der ihn nicht als „deklassiert" behandelte. Selbst das wenige Geld, das er von ihr bekam, legte sie immer in einen Umschlag neben seine Serviette, plauderte mit ihm über alle möglichen Dinge, nur auf das „Heiratsprojekt" kam sie nicht wieder zurück.

Acht Tage waren vergangen, da fing er an zu klagen.

„Gnädige Frau, dieses untätige Leben halte ich nicht länger aus. Ich kann doch nicht ewig hier sitzen — angewiesen auf Ihre Güte."

Vorläufig machte Frau von Karrein lächelnd eine abwehrende Handbewegung, dabei war sie gespannt, was kommen würde.

„Nun, nun, erholen Sie sich nur erst. Mein Bücherschrank steht Ihnen ja zur Verfügung. Und gehen Sie spazieren. Sie brauchen ja nicht gerade die Wege einzuschlagen, auf denen Sie leicht mit alten Bekannten zusammentreffen könnten. Ich geb' zu, für den Anfang ist das fatal, aber schließlich gibt sich das."

Erst wollte er sich schweigend fügen. Denn was sollte werden, wenn ihn diese Frau an die Luft setzte, aber dann brachte er den Mut doch auf, zu reden.

„Ich halt's so wirklich nicht aus. Und ich glaube auch nicht, daß Sie Glück haben werden, mir eine — Frau zu verschaffen. Man wird sich nach mir erkundigen." . . .

Da legte Frau von Karrein die Stirn in Falten.

„Ja, leicht wird es nicht sein. Es ist mir lieb, daß Sie das einsehen. Aber es ist der einzige Weg, auf dem Ihnen und auch mir geholfen werden kann. Ich brauche Ihnen die Einzelheiten doch wohl nicht auseinanderzusetzen."

Das war deutlich. Er senkte den Kopf und biß die Zähne aufeinander. Aber die Wut bohrte sich tiefer in sein Herz über sein verfehltes Leben, über diese Frau . . .

Frau von Karrein aber hatte in diesen Tagen zwei Besprechungen mit der Kartenlegerin abends in ihrer Wohnung, denn nach der Invalidenstraße ging sie grundsätzlich nicht, und von der Empfangsdame wollte sie nichts wissen. Gab es einen Skandal, so war ihr schwerlich etwas anderes zu beweisen, als daß sie die Kartenlegerin empfangen hatte, nun das taten Damen der „guten Gesellschaft" in Massen, die nicht bei Frau Dennert gesehen werden wollten. Denn wenn man auch nicht recht an den „Unsinn" glaubte, erstaunlich war's doch, was diese Kartenlegerin alles zu sagen wußte. Und das allermerkwürdigste war, daß Tatsachen, die sie doch unmöglich wissen konnte, von ihr mit einer Selbstverständlichkeit ausgesprochen wurden, die einfach verblüffend wirkte. Da bat man sie eben wieder zu sich, wenn einem das Herz zum Springen voll war . .

In schlechter Laune war Frau von Karrein bei der letzten Besprechung.

„Felgart wird ungeduldig und ich auch, die Sache muß vorwärts gehen."

„Sie geht vorwärts," sagte die Kartenlegerin mit einem überlegenen Lächeln, „nur ist Geduld vonnöten. Dafür wird ordentlich zu verdienen sein. Dem jungen Mädchen hab' ich den Kopf heiß gemacht, tüchtig, nun muß es erst ein bißchen zappeln nach dem armen, aber hochgebildeten Mann, der Schiffbruch erlitten, aber dessen Herz sofort in hellen Flammen stehen wird, wenn er die Großschlächterstochter sieht. Geschieht das zu schnell, riecht so eine helle Berlinerin den Braten. Die Zweifel müssen sie erst tüchtig hin und her werfen. Ja und da käm' ich auf das Allerwichtigste. Ist

Digitized by Google

denn Ihr Leutnant auch unterdessen klein geworden wie ein Ohrwürmchen?"

„Das ist's ja eben, die Faulenzerei will er nicht länger ertragen."

„Ach so," sagte die Kartenlegerin mit größter Seelenruhe, „dann müssen Sie ihn ducken, liebe Frau von Karrein, denn sonst hat die weitere Arbeit gar keinen Sinn. Er muß zuschnappen wie ein Hecht nach dem Köder an der Angel, hitzig, das ist die erste Voraussetzung. Und das bringt doch eine Frau wie Sie spielend fertig . . . Bedenken Sie, es ist auch noch Geld zu verdienen, ein tüchtiger Batzen, wenn wir den Kauf des Ritterguts vermitteln. Also die Arbeit wird sich reichlich lohnen."

Frau von Karrein ging im Zimmer auf und ab. So hartherzig wie diese alte Kupplerin und Kartenlegerin war sie doch noch nicht geworden. Aber recht bald wollte sie ein ansehnliches Vermögen zusammen haben, sich dann in einer kleinen Residenz niederlassen und wieder heiraten. Sie war doch eine elegante und sehr hübsche Witwe, aus guter Familie, und Temperament hatte sie auch. Eine ganz bestimmte Summe hatte sie sich vorgenommen „zusammenzuarbeiten", dreihunderttausend Mark. Wenn dieser große Schlag gelang, dann kam sie ihrem Ziele beträchtlich näher. Kurz kehrt machte sie in einer Ecke, sagte:

„Also gut, ich werde ihn ducken."

Frau Dennert nickte lächelnd. Mit dieser Frau von Karrein war gut arbeiten.

„Haben Sie nun die Bekanntschaft der Familie Blaak gemacht?"

„Nein, das hat noch Zeit."

„Zwei Eisen muß man immer mindestens im Feuer haben. Das Mädchen ist ein enorm taugliches Objekt, schließlich ist's ja nicht nötig, daß sie durchaus Frau von Sieglow wird."

„Ich werde sehen, was sich in der nächsten Zeit tun läßt."

„In der allernächsten, liebe Frau von Karrein . . . Denn dieses Eisen läßt sich alle Tage schmieden. Ich rechne bestimmt auf ihre Hilfe."

Die Kartenlegerin wußte, dieser Hinweis genügte.

9. Kapitel.

Drei Tage später fand im Garten des Reichskanzlers ein Wohltätigkeitsfest statt. Es war ein sonniger Tag, zwei Militärkapellen spielten, Buden, Zelte, Tische waren aufgeschlagen, die Damen der obersten Dreitausend verkauften Blumen und Waren, Tee und Sekt zu „menschenmöglichst hohen Preis". Jede wollte die höchste „Tageskasse" erzielen. Und da im Juni in Berlin nicht viel los ist und der Garten historische Berühmtheit besaß, durch den fast drei Jahrzehnte Bismarck gegangen war, die geliebte Pfeife in der Hand, den „Reichshund" Tyras an der Seite, und seine genialen Züge auf dem diplomatischen Schlachtbrett erwogen hatte, so war's kein Wunder, daß sich die Menschenmassen auf den Wegen drängten. Es gab doch auch so viele Toiletten zu bewundern . . . .

An einem solchen Tage fehlte Frau von Karrein nie. Man knüpfte da neue Bekanntschaften an durch Leute, denen man „gefällig" gewesen war. Die Offiziere und Kavaliere, die „ihre Güte hatten in Anspruch nehmen müssen", wenn auch nur, um auf einige Zeit aus einer Geldklemme zu kommen, drückten sich zwar zur Seite, wenn sie ihrer ansichtig wurden, aber das störte die elegante Witwe nicht weiter, sie quittierte über „die Flucht" mit einem Lächeln. Es gab genug andere, die gern mit ihr plauderten. Und mancher Familienvater ließ sich bei solchen Gelegenheiten ihr vorstellen, manche Mutter suchte vorsichtig ihre Bekanntschaft zu machen. Denn in gewissen Kreisen, die reich geworden waren, denen es aber an einem wappengeschmückten Stammbaum fehlte, dachte man über gewisse Dinge freier, sprach in vertrauten Kreisen über Heiratsmöglichkeiten durch diese Frau von Karrein, umsonst täte sie es freilich nicht, na wenn schon, man hatte es ja dazu, zwinkerte sich mit den Augen an und nannte halblaut Namen. „Ach nee, ist's möglich?" Und wenn der und die es getan hatten, warum sollte man es nicht auch tun? Man wollte nicht nur reich sein, sondern auch in Salons eindringen, die sich bisher nicht hatten öffnen wollen. Trotz Kaiserlichen Automobilklubs. Und mancher und manche hatten nicht nur eine Tochter, da war es leichter — und hoffentlich auch nicht so kostspielig —, die anderen Töchter „gut" unterzubringen. Übrigens war auch bekannt, daß Frau von Karrein in ihren Forderungen nicht „grausam" war. Und „auf die Nerven" fiel sie auch nicht, nachdem „das

Digitized by Google

Geschäft" erledigt war. Die „Kavaliere" aber, die sie aufsuchten, hielten den Mund. Erst wenn einem die Not allzusehr auf die Nägel brannte und er einen guten Freund fragte, ob er nicht eine „diskrete Quelle" wisse, rückte man vorsichtig heraus. „Auf dem Viktoria-Luise-Platz soll eine Dame wohnen, eine Frau von Karrein, die macht das anstandslos, wenn nur die ‚persönlichen Unterlagen' leidlich sind. Wer aber nicht zahlen kann, wird rettungslos reich verkuppelt." Und mancher, der keine Zeit hatte, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen und der auch froh war, seine Schulden „auf einen Ritt" loszuwerden, meinte im stillen, so übel sei das gar nicht. Bei Zahlungsschwierigkeiten wurde der Brautkranz dann prompt gewunden.

Frau von Karrein traf mit der Frau Geheimrat Sülking zufällig zusammen, einer kleinen, korpulenten Dame, die ein paar riesige Brillantenohringe trug, die stellten ein Vermögen dar. Die genierte sich absolut nicht, schüttelte ihr herzlich die Hand. Sie war ja sehr gut gefahren mit ihrem Schwiegersohn, Herr von Pollnow kam oft und gern zu seinen Schwiegereltern, vertrug sich ausgezeichnet mit ihnen und stellte auch keine übertriebenen Ansprüche an ihren Geldbeutel. Natürlich, ein Gardekavallerieoffizier wollte standesgemäß leben. Dicht trat Frau von Karrein an die Geheimrätin heran, fragte mit halblauter Stimme:

„Kennen Sie eine Familie Blaak, gnädige Frau?"

„Aber ja." Ein verschmitztes Lächeln glitt über das volle Gesicht. „Sie möchten sie wohl gern kennen lernen? Vorhin bin ich hier Frau Blaak mit ihrer Stieftochter begegnet."

„Wenn es sein könnte?"

Da erwachten in der Geheimrätin doch Bedenken.

„Hier, in dem Gedränge? Ich werde mit Frau Blaak gelegentlich sprechen. Ist's Ihnen recht?"

„Mir liegt daran, daß es bald geschieht."

"Nun, da schreib' ich ihr heute abend, sie möchte mich aufsuchen. Die kommt schon."

Ein Händedruck, ein freundliches Nicken; eine Menschenwoge riß die beiden auseinander.

Frau von Karrein atmete auf. Das war ja wider Erwarten günstig gewesen. Die Geheimrätin lobte sie schon in allen Tönen. Weil sie wußte, daß sie an der einen Rückhalt hatte, hatte Sieglow als Pollnows Freund das Geld ohne weiteres bekommen. Sie begrüßte noch ein paar Bekannte, sah aus zwanzig Schritt Entfernung, wie in einem offenen Teezelt die junge Frau von Pollnow gerade Herrn von Sieglow eine Tasse Tee kredenzte, und mußte lächeln. Wie ging's doch verrückt auf der Welt zu. Gerade die beiden. Und sie war es gewesen, die Ellen Sülking den Weg geebnet, die stand nun da drüben mit einigen Damen ihres Regiments, einer Prinzessin und ein paar Gräfinnen, die sie von Ansehen kannte, in dem Teezelt, das die Farben des ruhmreichen, vornehmen Regiments trug, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit.

Da fuhr sie heim. Was sollte sie auf dem Rummel? Gekauft hatte sie gar nichts. Sie lebte gut, drehte die Groschen nicht ängstlich um, aber für solchen „Unsinn" gab sie kein Geld aus. Nun, ein alter Bekannter hatte ihr einen Strauß wundervoller La-France-Rosen geschenkt und mit einem Zwanzigmarkstück bezahlt, ein Witwer von reichlich fünfzig Jahren, dessen Tochter sie ganz leidlich an den Mann gebracht hatte, und der sie trotzdem sofort geheiratet hätte, wenn sie nur wollte. Aber da dachte sie nicht im Traume dran. Und für den bedankte sie sich. Je näher sie ihrer Wohnung kam, um so ernster wurde ihr Gesicht. Sie mußte Felgart nun „klein wie ein Ohrwürmchen" machen, das war eine fatale Sache. Aber was half es? Der Bruder Leichtsinn hatte sie um ihr schönes Geld bringen wollen, nun sollte er gefälligst tanzen, wie sie pfiff . . .

Nach dem Abendessen bot sie ihm, wie immer, lächelnd eine Zigarette an, setzte sich in einen Ledersessel und bat ihn, Platz zu nemen.

„Wir müssen heute einmal ernst miteinander sprechen, Herr Felgart. Ich möchte Sie nicht unnötig kränken. Sie haben sich aber die Lage, in der sie sich befinden, selbst zuzuschreiben. Also Mundspitzen hilft uns beiden nichts, jetzt muß energisch gepfiffen werden."

Felgart drückte die gespreizten Fingerspitzen gegeneinander und senkte den Kopf. Also nun war „die Sache" so weit, er sollte verkuppelt werden. Was blieb ihm denn anders übrig, als vorläufig Ja und Amen zu sagen? Aus

Digitized by Google

der Heirat wurde ja doch nichts. Aber Zeit wurde gewonnen. Er war ein Ertrinkender, und der klammert sich doch an jeden Strohhalm. Solange der Mensch lebt, hofft er. Vielleicht fand sich im Laufe der Zeit noch ein anderer Ausweg. Sonst sprang man eben vom Siegesdenkmal herunter oder ließ sich von der Eisenbahn überfahren, denn zu einem Revolver langte das Kleingeld nicht mehr.

„Bitte, gnädige Frau, ich höre aufmerksam zu."

Es war höflich gesagt und doch klang ein erregter, unwilliger Unterton hindurch.

„Die Heirat ist wirklich das Letzte für Sie, das Allerletzte. Es war sehr, sehr schwierig, für Sie etwas zu finden. Aber nun ist's geschehen." . . . Sie machte eine Pause, da er nichts erwiderte, fuhr sie fort: „Eine Großschlächterstochter aus Weißensee. Einziges Kind! Zucken Sie doch nicht zusammen. Bedenken Sie lieber Ihre Lage. Die erheischt es einfach, daß Sie mit beiden Händen zufassen. Wenn Sie wollen, können Sie doch wunderbar reden. Das haben Sie mir gegenüber wirklich reichlich bewiesen."

So, da hatte er seinen Hieb weg. Nun wollte sie erst einmal sehen, ob er ganz klein geworden war.

„Wo soll ich denn die — die Dame kennen lernen?"

„Durch einen ‚Zufall', der Ihnen geboten wird. Mich kennt die Dame überhaupt noch nicht. Aber ich weiß, sie wird Sie nehmen, wenn Sie ihre Puppen tanzen lassen. Sie soll recht nett aussehen, höhere Bildung hat sie auch. Und ihr viel vorflunkern werden Sie auch nicht brauchen. Ans Herz müssen Sie sie fassen. Wenn Sie anfängt zu weinen, um so besser. Ruhig können Sie ihr sagen, daß Sie total Schiffbruch erlitten."

Felgart rieb sich die Stirn.

„Gnädige Frau, das verstehe ich wirklich nicht."

„Darauf kommt's jetzt auch gar nicht an. Sie werden der jungen Dame weiter sagen, daß Sie, trotz Ihrer Begabung, schon längst zu der Überzeugung gekommen sind, Ihren Beruf verfehlt zu haben und daß Sie nichts sehnlicher wünschen, als Landwirt zu werden."

Es dauerte lange, bis der arme Schächer endlich antwortete.

„Gott ja, das wäre auch das Schlaueste für mich. Raus aus dem Trubel. Irgendwo verkrochen, wie es weidwundes Wild tut. Den Gedanken hab' ich auch schon gehabt. Verwalter werden. Vorläufig anfangen mit Mistaufladen, wenn es sein muß."

Da lachte Frau von Karrein.

„Was sind Sie doch für ein komischer Mensch. Wer wird denn nicht lieber Rittergutsbesitzer anstatt — Mist aufladen?"

„So reich ist sie?"

„Ja, freilich. Gründlich will ich Ihnen über den Berg helfen, wenn Sie vernünftig sind. Aber da heißt's, so ein kleines Mädchen fest anpacken, stürmisch mit sich fortreißen, daß es gar nichts anderes denkt als: wenn ich nur seine Frau sein darf. Und Ihre Pflicht wird es natürlich sein, Ihre Frau in Ehren zu halten."

Felgart stöhnte:

„Wenn man sich so etwas noch einmal vorstellen könnte, wenn es gar Tatsache würde, da wäre man doch ein Schuft, man trüge die, die einem ein solches Leben ermöglicht hat, nicht auf den Händen!"

Die Karre kam ja viel besser ins Rollen, als Frau von Karrein gedacht hatte. Also nun ihm das Rückgrat gesteift.

„Es ist sehr erfreulich, daß Sie so vernünftig sind, lieber Herr Felgart! Da werden wir auch weiter vernünftig reden können! Umsonst ist nicht einmal der Tod! Kurz und gut, Sie werde sich verpflichten, mir drei Prozent ihrer Mitgift auszuzahlen, denn es sind noch mehr Hände im Werke, als Ihre Schulweisheit sich träumen läßt. So etwas muß sehr umsichtig gefingert werden. Die Angelegenheit ist so weit gediehen, daß es nun wirklich nur noch auf Ihre Energie und Umsicht ankommt. Die Eltern der Dame werden Sie vorläufig noch nicht kennen lernen. Machen Sie das junge Mädchen nur erst recht mobil. Das Weitere findet sich, weil es sich um das einzige Kind handelt. Setzt das erst den Dickkopf auf, ist alles andere das Nebensächlichste von der Welt!"

In Felgarts Brust rangen widerstrebende Empfindungen miteinander. Ach was, raus aus dem Hexenkessel erst einmal und dann gezeigt, daß man im tiefsten Herzensgrunde doch ein anständiger Kerl war, der seiner Frau

Digitized by Google

dankte, daß sie ihm über den Berg geholfen hatte.

„Natürlich, gnädige Frau, drei Prozent, das ist doch wohl nur recht und billig. Die kann jeder durch Fleiß und Umsicht rasch wieder einholen!"

„Gut, das bringen wir gelegentlich in Ordnung. Denn was man auf Wechsel hat . . . Na, reden wir heute nicht davon. Zeigen Sie sich gewandt, stehe ich für den Anfang gern mit größeren Summen zur Verfügung. Also wir werden sehen. In den nächsten Tagen wird sich's entscheiden."

Frau von Karrein hielt ihm die Hand hin, er küßte die Hand, die sollte ja jetzt seine Rettung werden.

10. Kapitel.

Ilse Wolfisheimb war schon am übernächsten Morgen gereist. Über Stettin, Ruhnow fuhr sie nach Neustettin. Von da waren es nur noch ein paar Stationen mit der Verbindungsbahn nach Stolp. Bei Bütow besaß Onkel Alfred, der Bruder ihres Vaters, oben auf dem uralisch-baltischen Höhenrücken, ein Rittergut von 3000 Morgen. Der Boden war nicht viel wert, der Morgen wurde dort mit 200 bis 250 Mark bezahlt. An Weizen und Zuckerrüben war gar nicht zu denken, selbst Gerste gedieh nur strichweise. Aber wundervolle Wälder, in denen der Hirsch schrie, das Wildschwein sich suhlte, Seen voller Hechte und Krebse gab's da. In die Hänge hatten die Gebirgsbäche steile Schluchten gerissen, überall lagen große Findlingsblöcke herum, der Onkel nannte seinen Grund und Boden ein „steinreiches" Land.

Als Ilse die kurze Strecke von Neustettin bis zur Bahnstation ihres Onkels fuhr, tobte ein heftiges Frühjahrsgewitter. Die Fensterscheiben des Abteils, in dem sie allein saß, zog sie herunter. Aus den meilenweiten Wäldern kam ein würziger Duft. Die Kiefern hatten ihre hellgrünen Kerzen aufgesteckt. Tief sog sie die Luft in ihre Lungen. Sie freute sich auf den Onkel. Der hatte das Herz auf dem rechten Fleck, dachte über alles sehr vernünftig und hatte eine so derbe und dabei doch biedere Art zu reden, daß man ihm gegenüber aus seinem Herzen keine Mördergrube machen brauchte. Und verschwiegen war er wie ein Grab. Ab und zu schmunzelte er nur und kniff das rechte Auge zu, sagte: „Na, denn auch prost, Marjell!" dann wußte Tante Irma wohl, daß ihr guter Dicker wieder einmal Beichtvater gewesen war, aber sie hatte es längst aufgegeben ihre weiblichen Künste ihm gegenüber spielen zu lassen, denn wenn er nicht reden wollte, war doch nichts zu machen . . .

Die grüne Lodenpelerine umgehangen, über die der Vollbart wallte, einen steinalten Jagdhut auf der großen Glatze, ging der Rittergutsbesitzer von Wolfisheimb vor der kleinen Bahnstation in hochschäftigen Stiefeln auf und ab. Aus dem braungebrannten Gesicht sahen ein paar gute, lustige, blaue Augen in die Welt. Ein Mann, der sich in seiner Haut äußerst wohlfühlte, spazierte da vor dem kleinen Gebäude aus roten Ziegelsteinen auf und ab. Der niederströmende Regen störte ihn nicht, nur ab und zu blies er die Backen auf und sah dem langsam abziehenden Gewitter nach. Gar nichts auszusetzen hatte er an der Dusche, im Gegenteil, die Frühjahrsbestellung war zu Ende, Hafer und Roggen hatten den Regen noch nötiger gehabt als die Kartoffeln. Na, wenn nur alles hübsch zu seiner Zeit kam. Und auch die Marjell. Hatte vielleicht der Zug wieder einmal Verspätung? Auf dieser Nebenstrecke war's durchaus keine Seltenheit. Gott ja, man mußte zufrieden sein, daß man überhaupt eine Bahn hatte; als er vor reichlich zwanzig Jahren das Gut übernahm, schlug man gerade um sie Krakeel, dabei hatte keiner recht an den Bahnbau geglaubt, und seit zwölf Jahren pfiff nun die Lokomotive. Da war an der ganzen Strecke der Wert des Grund und Bodens gestiegen, die Produkte brauchten nicht mehr so weit mit der Achse gefahren werden, im Laufe der Zeit hatte sich auch ein ganz annehmbares Steingeschäft entwickelt. Die Findlingsblöcke gaben gutes Pflaster- und Mauermaterial, von dem Erlöse der ersten vier Jahre hatte er sich eine Sägemühle gebaut, warum sollte da Herr von Wolfisheimb auf Markenzin nicht ganz vergnügt in die Welt blicken? . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

13. Fortsetzung.

Langsam, stückweise formte sich der Morgen wieder vor mir. Und zugleich mit ihm das zerschmetternde Bewußtsein, daß etwas Ungutes geschehen war; es mußte ein schwerer Felsblock aus einer gewaltigen Höhe herabgestürzt sein, der Johanna getroffen . . . Ich stürzte wild in das Dunkel des Zimmers vor, warf mit zitternder Hand das grelle Licht in die Birne . . . Alles trug sein Gesicht wie alle die Monate her. Aber Johanna war nicht da.

Ich rief. Ich lief in die Küche. In das Schlafzimmer. In mein Zimmer. Niemand.

Es klingelt. Das ist wie eine Erlösung. Fritz steht vor der Korridortür. Er hat den Kragen hochgeschlagen. Sicher regnet es draußen.

Fritz kommt in das Zimmer mit einem finsteren, von Sorge verzerrten Gesicht. Er sieht mich aus bösen, fast haßvollen Augen an.

„Was ist denn zwischen euch losgewesen?"

Seine Stimme ist wie ein Messer, von einer unbarmherzigen Hand durch ein Leben gezogen.

Ich sagte ganz kleinlaut und benommen: „Willst du dich nicht setzen, Fritz?" Aber er schüttelte nur ungeduldig den Kopf und trommelte mit der Fußspitze auf dem Boden.

„Wo ist Johanna?" fragte ich in Angst.

Da ziehen sich seine Brauen zusammen, daß eine Altersfalte auf der jungen Stirn steht. „Das könnte ich besser dich fragen! Was hast du mit ihr gemacht?"

Und nun erzählte er hastig, in abgerupften Sätzen, voll einer zornigen Erregung. Johanna ist mit einem verweinten Gesicht zur Mutter gekommen, unfähig zu sprechen, mit entsetzten Augen und zitterndem Mund. Aber sie hat den ganzen Tag kein Wort gesprochen, alles Bitten und Fordern hat nicht aus ihr herausheben können, was vorgefallen ist. Jetzt denken sie das Schlimmste, und ich soll kommen und mich rechtfertigen.

Ich werfe mir den Hut über den Kopf und renne davon. Fritz mit seinem verbissenen und zornigen Gesicht hinterher. Wir stürmen durch den lebhaften Verkehr, rennen Menschen an, hören derbe Worte hinter uns; das Ganze ist gramvoll und lächerlich.

Die Mutter öffnet vor mir die Tür: sie hat ein verschlossenes und feindliches Gesicht. Eine gedrückte Stille liegt in der Wohnung, als ob sie einen Toten aufgebahrt hätten. Plötzlich, beim Anblick dieser feierlichen, abweisenden Gesichter packt mich das Lachen. Es ist ja doch nichts geschehen, es hat ja nur ein wieder erwachter Strudelkopf Verwünschungen ausgestoßen, und im übrigen wird es bleiben, wie es war . . . Warum ängstigen sie sich? Warum zürnen sie mir?

Ich gehe auf Johanna zu, die still und ganz klein auf dem Sofa sitzt und gedankenlos mit dem Spitzensaum ihrer Schürze spielt. Sie hat ein wenig verwirrtes Haar und eine leise Falte um den Mund. Sie ist hübsch und wärmend in ihrer Ruhe wie immer. Ich fühle plötzlich eine heftige Zuneigung zu ihr, möchte ihr zu Füßen fallen und meinen Kopf in ihren Schoß legen. Ich weiß auf einmal wieder, daß ihre mütterliche Beherrschtheit und Güte es waren, die mich gefangen nahmen und ihr auslieferten . . . Und ich bin so froh darüber.

„Johanna," sage ich langsam und scheu, „was ist denn nur gewesen?"

Das Dirnlein, das ganz zusammengekauert mit einem trüben Gesicht am Fensterstock lehnt, hustet so, daß ich merken muß, es soll mir gelten und meiner Unverfrorenheit. Denn das scheinen sie zu glauben, daß es nur aus Unverfrorenheit geschieht, wenn ich da auf Johanna zutrete und gut auf sie einrede.

Johanna hebt das Gesicht nicht, bewegt sich auch nicht; nur ihre Finger laufen unermüdlich, unermüdlich den Saum entlang, auf und ab, und ab und auf.

„Johanna," sagte ich, „habe ich dir heute morgen arg wehgetan?"

Da fällt eine Träne aus ihren Augen, vertropft auf den bunten Blumen der Schürze.

„Johanna!"

Da liegt Seppele Barondiot wieder einmal vor seiner Ehe auf den Knien und bettelt um Absolution.

Digitized by Google

Aber Johanna war in einer betrüblichen Verzagtheit, und so fand sie nicht das linde Wort der Verzeihung. Sie schickte den reuigen, zerknirschten Sünder mit der schweren Strafe eines todtraurigen Blickes und eines halbverächtlichen Zuckens um den zusammengepreßten Mund davon.

Ich bin ganz still und ohne mich von den ziehenden Blicken der Familie halten zu lassen aus dem Zimmer gegangen und aus der Wohnung und dann noch lang in der lebendigen Stadt herumgestreift. Ich habe mich zehntausendmal gefragt, was ich denn Schlimmes getan hätte, und es hat nichts an den Tag kommen wollen.

Das ist doch mein gutes Recht! trumpfte ich endlich zornig auf. Ich kann doch darauf sehen, daß ich in mir nicht verkümmere und so ein Mensch werde, wie sie millionenweise herumlaufen, einer, der morgens um acht Uhr auf sein Bureau geht und um zwölf heimkommt. Dann mästet er sich den Bauch, wenn er eine kräftige Natur ist, oder er stochert mäklig in den dünnen Speisen herum, wenn ihn die Auszehrung oder Gallensteine plagen; und endlich zieht er sich die Jacke aus und schmeißt sich hemdärmlig auf das Kanapee, unter seinem öligen Kopf hat er ein molliges Kissen liegen: „Nur ein Viertelstündchen!" Aber um zwei oder um drei Uhr, je nachdem, hockt er wieder hinter seinem Pult auf einem knarrigen Drehstuhl, diesem ekelhaften Bandwurm des Bureaulebens, und kritzelt Zahlen oder Briefkonzepte, duckt die Nase in die Tinte, wenn der Chef hereinkommt, und ist im ganzen eine Null, die am Ende des Monats ein paar Goldfüchse prahlerisch in seiner Tasche heimträgt . . .

Der Teufel ritt mich in eine unnatürlich gesteigerte Wut hinein, zeigte mir alles mit drei Allerseelenkreuzen auf dem Rücken und entriß mir alle Vernunft und Selbstachtung.

„Was gibt dir denn dieses Leben?" dachte ich gereizt und gequält. „Du stehst morgens auf, arbeitest dich den Tag über müde, wofür? Für wen?" Irgendwo kicherte eine höhnische Stimme: „Für die Familiche, mein Kutester!" Ich drehte mich um und fand keinen Menschen hinter mir. „Und was kannst du für dich selbst tun?" fragte ich mich hartnäckig weiter. „Abends, wenn du abgehetzt heimkommst, dann setzt du dich wohl noch hinter deinen schönen, glatten Schreibtisch und ziehst deine angefangene Novelle oder den Roman oder was es gerade ist, um ein paar Zeilen länger." Ich wunderte mich nicht schlecht aus dieser Verbitterung heraus, wie es hatte geschehen können, daß der Roman fertig wurde.

„Dein Kopf ist zu viel mißhandelt worden," sagte ich weiter zu mir, „er gibt keine Gedanken mehr her, denn er ist ein moderner Kopf, der das Selbsthilfsmittel des Streiks nützlich anzuwenden versteht . . . So kommst du nicht weiter. Die anderen, die dir sowieso um tausend Schritte voraus sind, überflügeln dich immer mehr, und endlich wird Seppele Barondiot ein armseliger Buchhalter bleiben, der seine großen Träume längst begraben und zugeschüttet hat, diese großen, kecken Träume von einem lachenden Leben und einem sieghaften Aufschwung in der wunderbaren Stadt Leipzig."

Ich lehnte mich an eine Laterne und weinte. Ein Herr kam und schob mich zur Seite. Ich schüttelte ihn ab und sah nun, daß ich in einer dunklen, unheimlichen Gegend war.

Ich blickte an den Häusern hinauf. Sie waren grau und rissig, mit schiefen Fenstern und zerbuckelten Türen und Toren. Aus kleinen Schenken kam wüstes Geschrei und Gejohle. Derbe Kutscher mit zerbeulten Zylindern, den unförmigen Mantel um die schwankende Gestalt, fielen von den Trottoiren und taumelten fluchend auf die andere Seite. Junge Herrchen, denen man den Ladenschwengel auf dreißig Schritt ansah und anroch, flanierten an den Häusermauern entlang.

„Das ist doch auch ein Stück Leben", dachte ich, mit einemmal von einer brennenden Neugier ergriffen.

Ich schlenderte noch ein Stückchen weiter und fiel dann in eine der schmutzigen Kneipen ein, in denen ich Kutscher, Dienstmänner, stellenlose Bummler, zweifelhafte Bäckergesellen und allerhand Lehrlinge und freche Buben um kleine, viereckige Tische sitzen fand, mit schmierigen Karten zwischen den Fingern, scheu vornübergeduckt, weil sie wohl ein verbotenes Spiel spielten.

Sie musterten mich aus mißtrauischen, grünlichen Augen und spielten zögernd weiter.

Digitized by Google

Ich trank ein Glas Bier nach dem anderen, seltsam stark festgehalten von dem neuen Bild, das so dunkel war, zerwühlt noch von dem vergangenen Tag, der mich mir selber wieder einmal verächtlich gemacht hatte, und den ich in mir töten wollte, indem ich nächtelang über gefüllten Gläsern sitzenblieb . . .

Ich freundete mich, so schnell es gehen wollte, mit ein paar Kerlen an, die allein in der Ecke saßen, breitnackige Burschen mit Metzgerfäusten und hervorquellenden Augen, aus denen eine gierige, rohe Verbrecherfreude schlug.

Sie rückten zuerst von mir ab und murrten, ich fand aber in meiner halben Betrunkenheit, die nach einer ganzen lechzte, den rechten Ton, der sie überwand und an mich anschloß. Wir spielten zuletzt, was auch die anderen spielten, ich wurde von dem glühenden, heißhungrigen Fanatismus dieser Burschen mit hineingerissen. Es ging um kleine Summen, die aber unmerklich anschwollen, und als ich endlich emportaumelte, der Tag lag in einem schmutzigen Fahlgrau auf dem Pflaster der engen Straße, hatte ich alles verloren, was mir kurze Zeit vorher eine Novelle eingebracht hatte. Ich lachte blöd wie ein verschlafenes Kind und wankte hinaus.

Dritter Teil.

16. Kapitel.

Den ganzen Herbst und bis in den Winter hinein trieb ich jetzt ein tolles Wesen. Johanna bekam ich selten zu Gesicht; meistens schlief sie schon, wenn ich abends heimkam, und morgens machte ich mich gleich nach dem Aufstehen wieder aus dem Haus. Es war eine unerträgliche Unruhe in mir und eine brennende Unsicherheit. Ich wußte, daß ich es nicht mehr in meinem Buchhalterberuf aushalten konnte, aber was weiter geschehen sollte, das lag vielleicht vor mir, ohne daß ich es jedoch schon ergreifen konnte. In meinen wirren und gequälten Träumen zeigte sich oft ein riesenhafter Aroplan, der in einem sausenden Schwung brüllend über mich hinstrich, daß mir das Wirbeln seiner Propeller den Atem in die Brust zurückschlug und das Dröhnen seiner Motoren mir das Gehör nahm. Und wenn ich dann erwachte, matt und unlustig, stand der Tag vor dem Fenster, grau wie eine harte Buße und trostlos einförmig.

Es geschah immer öfter, daß ich nicht in das Geschäft hinüberging. Fritz bekam ein verwundertes Gesicht, das immer mehr in einen zornigen Unwillen geriet. Als er mich einmal zur Rede stellte, „du weißt doch auch," sagte er, „daß du hier nötig bist; es muß doch jemand die Bücher in Ordnung halten!" da brach der ganze dumpfe, wühlende Widerwille aus mir heraus.

„Ja," rief ich ganz laut, daß sie es drüben im Maschinensaal hören konnten, „allerdings müssen die Bücher in Ordnung gehalten werden; und du hast auch ganz recht, wenn du sagst, daß „jemand" das Geschäft betreiben muß. Ein jemand! So such' dir nur einen Jemand, ich bin mir zu gut dazu, und was ich über diesen Geschäftsbüchern leiste, das kann jeder andere auch, es wird kein unersetzlicher Verlust sein, wenn ich mich herausmache . . ."

Da wurde aber das Gesicht des sonst so sanftmütigen Menschen ganz fahl, und seine Augen sprangen fast aus den Höhlen; er zitterte am ganzen Leib.

„So!" schrie er. „Zu gut bist du dir dazu! Aber früher, als du keinen Pfennig und keine Unterkunft hattest, da waren w i r gut genug, dich zu behalten, du undankbarer Mensch!"

Ich ließ ihn reden, denn er hatte ja von seiner Seite aus nicht unrecht. Ich war ihnen ja großen Dank schuldig, das sagte ich Fritz auch, als er ruhiger geworden war, und sie sollten jetzt ja nicht denken, daß sie ihre Pflicht getan hätten und nun gehen könnten.

„Ich weiß wohl," sagte ich, „daß es verteufelt stark so aussieht, als brauchte ich euch jetzt nicht mehr, weil mir von anderer Seite eine sichere Stütze unter die Arme gegeben ist. Aber das dürft ihr nicht glauben. Ihr seid mir so lieb und wert wie von jeher, aber ich muß auch auf mich sehen, und das wollt ihr doch selber nicht, daß ich verkrüpple. Es wäre ja für euch auch weiter kein Nutzen."

Jetzt bekam Fritz ein nachdenkliches Gesicht, stand eine ganze Weile mit gesenkter Stirn und fuhr dann endlich auf. „Wir wollen sehen", sagte er ganz ruhig und ging wieder an die Arbeit.

Digitized by Google

Als ich abends spät heimkam, hatte ich gleich unter der Tür zum Eßzimmer das Gefühl, daß Fritz mit Johanna über mich gesprochen haben müßte. Sie saß auf der Chaiselongue mit im Schoß gefalteten Händen, unbeweglich vor sich hinblickend. Sie war in dieser Zeit schmäler geworden und hatte einen leidenden Zug um die Mundwinkel.

Beim Aufklingen meiner Stimme hob sie erschrocken den Kopf und sah mich mit einem schnellen, ängstlichen Blick an. Sie tat mir in diesem Augenblick unendlich leid, denn sie konnte ja doch nichts dafür und mußte unschuldig mancherlei Härte erdulden.

„Johanna," sagte ich ganz scheu, „ich kann es nicht sehen, wenn du so demütig herumsitzt und immer ein Gesicht zeigst, als hättest du mir Wunder was angetan . . ."

Da kam wieder der ängstliche Blick; aber diesmal blieb er auf meinem Gesicht liegen.

„Warum sprichst du dich nicht aus, Joseph?" fragte sie traurig. „Ich sehe ja gut, daß dir alles nicht mehr recht ist, aber du müßtest nicht alles in dir behalten; wenn du mich noch ein klein wenig lieb hättest, dürftest du mich nicht so übergehen . . . Du machst es dir ja selbst so schrecklich schwer . . ."

Als ich unruhig im Zimmer auf und ab zu laufen begann, fuhr sie mit einer ganz schüchternen Stimme fort, mir helfen zu wollen. „Ich will gern mit dem Vater reden," sagte sie „daß es dir nicht mehr recht ist, und daß wir unseren eigenen Weg verfolgen wollen . . ."

„Unseren eigenen Weg?" fragte ich gereizt, denn es war doch eigentlich der Weg, den ich gehen wollte.

Sie tat aber, als hätte sie den selbstsüchtigen Einwand nicht gehört, und fuhr fort: „Der Vater wird es sicher begreifen; denn er ist ja bisher immer stets erfreut gewesen, wenn er hörte, daß du mit deiner Literatur wieder ein Stückchen weitergekommen bist. Und das andere wollen wir als Brücke betrachten, die es uns ermöglichte, aus dem . . ."

Ich unterbrach sie, weil ich fühlte, daß sie jetzt zu der Fadenscheinigkeit kommen wollte, in der ich meine Existenz in Leipzig begonnen hatte.

„Ja," sagte ich rasch, „die Brücke, die es uns ermöglichte, aus dem Nichts, in dem ich zu Anfang stand, in ein gesichertes Dasein hinüberzugehen. Du hast recht, ich bin euch einen großen Dank schuldig, denn dadurch, daß ihr mich in euer Geschäft genommen habt, bekam ich die Möglichkeit, in meiner Literatur abzuwarten, bis ich Verbindungen hatte und von den Zeitschriften und wohl auch von einem Verleger verlangt würde. Da hat sich ja auch manches zum Besseren gedreht, ich bringe immer ein paar meiner Arbeiten an den Mann, und wenn der Doktor Beutler sich für den Roman, der jetzt fertig geworden ist, einsetzen kann, soll es auch daran nicht fehlen . . ."

Ich stand auf, milder geworden durch meine Worte und durch die Aussichten, die in ihnen blühten, nahm die Hände Johannas in meine, sie waren so kalt und verängstigt, diese armen, kleinen Hände, und fuhr ruhig und schon gütiger fort: „Und was das Geschäft betrifft, so müßt ihr nicht denken, daß ich gar kein Interesse mehr dafür habe; ich möchte nur nicht mehr ganz daran gebunden sein. Es soll euch von mir gern weitergeholfen sein, wenn es nötig ist und wenn ich es kann; ich meine, Fritz ist ein prachtvoller Bursche, wenn er mir auch heute morgen den Kopf nicht übel gescheuert hat, und wenn er einen erfahrenen, älteren Buchhalter nimmt, den er mehr als dazugehörig behandeln kann, soll es gewiß nicht schlechter gehen als mit mir und meinen geringen Kenntnissen . . ."

„Fritz hat aber immer deine Entschlossenheit und dein kühnes Vorwärtsgehen in den Ideen gerühmt", wandte sie hier zaghaft ein. „Er glaubt, daß du das Zeug hast, etwas durchzusetzen."

Ich lachte vergnügt. Ja, das hatte ich wohl, aber das Talent, diese gelobte Entschlossenheit auf alle Geschäfte zu werfen, die mir gerade über den Weg purzelten, das fehlte mir. Ich wollte alles an mein Kapital wenden, das da selbstsüchtig in meinem Kopf thronte, und was es zersplittern konnte, mußte beiseite liegengelassen bleiben. So war es jetzt mit der Druckerei gekommen. Und als ich daran dachte, überfiel mich die Ahnung, daß es auch so mit meiner Literatur kommen werde.

Es war, als hätte Johanna meine Gedanken erraten, denn sie sagte ganz angstvoll: „Es will mir auch scheinen, Joseph, als hättest

Digitized by Google

du nicht mehr so viel Liebe für deine literarischen Arbeiten übrig wie früher . . ."

Ich erschrak, als ich meine Ahnung von einem anderen in Worte vor mich hingestellt sah, und wurde verwirrt. „Was denkst du," stotterte ich unbeholfen, „das bildest du dir sicher nur ein . . . Ich habe doch den Roman zu Ende gebracht und auch manches andere . . . Und wenn ich in der letzten Zeit nichts mehr getan habe, so mußt du das nicht gleich so scharf nehmen. Du mußt wissen, daß es schon eine ganze Weile in mir rumort, ganz deutlich, seit ich den Doktor Beutler und die weltoffene Gesellschaft um ihn her kennen gelernt habe. Und auch, seit ich seine Ehe kenne, von der man eigentlich gar nichts merkt, und die doch schön und erfreulich da ist."

Da war nun bei ihr das Erschrecken an der Reihe. Mit ganz blassen Lippen stellte sie die Frage, ob es denn dort anders sei als bei uns.

Ich meinte ein leises Schuldgefühl dahinter zu hören, das machte mich noch unsicherer, als ich schon war; auch tat es mir weh, Johanna in einem unötigen und unverdienten Schmerz zu wissen. Ich sagte also leise und ohne ihr in die Augen zu sehen: „Du fragst mich zu viel, wenn du wissen willst, was in jener Ehe ist. Ich gehe hin, ich sehe diesen Mann und diese Frau, sie sind jedes sie selbst, aber man kann sie sich doch nicht auseinander denken. Ich weiß nicht, warum es so ist; auf den ersten Blick und einem Menschen, der nicht schärfer hinsieht, mag es sogar scheinen, als lebten sie ganz gleichgültig nebeneinander. Aber ich weiß, daß es nicht so ist . . ."

„Und bei uns?" fragte sie fast ohne Atem und preßte meine Hände, daß sie mir wehtaten. Ihre Augen wurden ganz weit und stürmisch, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

„Bei uns?" wiederholte ich ohne aufmerksame Gedanken, denn ich war auf die Erkenntnis gestoßen, daß hier das Geheimnis verborgen lag, und daß es vielleicht gefährlich und tödlich wurde, wenn einer es aufdeckte.

„Bei uns?" sagte ich noch einmal, während ich mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab zu laufen begann.

Dann wollte mir alles unsinnig erscheinen, diese Wühlerei in allem, und ich lief zu Johanna und nahm sie in die Arme und sagte gequält lachend: „Aber wir haben uns doch lieb, was ist da alles andere!"

Sie drückte mich aber abwehrend zurück und sagte ernst und entschlossen: „Nein, Joseph, mit solchen Reden kommen wir diesmal nicht mehr darüber hinweg. Es ist wohl ernster, als wir alle beide es wissen. Wir müssen die Augen offen halten und hart gegen unsere Gefühle sein."

Da lief ich wieder herum wie ein gefangenes Tier und stieß mit meinen Gedanken gegen dicke Mauern.

Sie begann aber so zu sprechen, ruhig, als gehe es um ganz fremde Menschen, voll einer Tapferkeit, die mich begeisterte und rührte: „Ich glaube, lieber Joseph, das ist nicht so sehr das Geschäft, was dich beengt und unmutig macht, als", hier stockte sie, weil es doch zu schwer war, kam aber dann mit einem schmerzhaften Lächeln damit hervor: „als die Fessel, die dich mit mir verbindet. Ich weiß, daß du mich sehr, sehr lieb hast, aber das kann mich nicht abhalten, auch einzusehen, daß es nicht gut für dich ist, dich immer mit mir herumzuschleppen . . ."

Das konnte ich nicht länger mit anhören, weil es doch wie ein scharfiges Messer in mir herumwühlte; ich lief also wieder schnell auf sie zu und schloß ihr den Mund mit heftigen Küssen. Ich war wieder der alte, der Mensch, der nichts auf Erden sah wie Johanna, dem alle Wünsche, alle Sorgen, alle Träume und Erfüllungen Johanna hießen.

„Laß nur," sagte ich begütigend, „es wird jetzt schon besser werden. Wenn ich erst einmal genug in der Freiheit herumgerannt bin, sollst du etwas erleben!"

„Ja," sagte sie zufriedener, „so wird es am besten sein. Wir müssen abwarten. Aber du hättest mir gleich folgen sollen, als ich es dir damals sagte, weißt du noch, bei der Johanniskirche, weil du mir so gefährlich naherücktest mit deinen Meinungen, und weil ich erkannte, wie du meinetwegen alles andere liegenlassen wolltest . . ."

„Was hätte es mir genützt, Johanna," hielt ich dagegen, „wenn ich dir damals gefolgt wäre. Wir wären dann nicht zusammengekommen . ."

„Später vielleicht doch", sagte sie zweifelnd.

Digitized by Google

„Ja, aber es ist besser so, du kannst jetzt sagen, was du willst. Und ich behaupte es noch einmal: wenn ich erst gänzlich wieder in dem Fahrwasser bin, in das ich gehöre, so soll es wieder vernünftig mit uns sein. Und noch eins, liebe Johanna," fügte ich hinzu, in einer plötzlichen Erkenntnis und Notwendigkeit, „willst du mich ruhig tun lassen, was ich tun mag, wenn du es vielleicht auch manchmal nicht verstehen kannst?"

Ich sah sie bittend und zugleich drängend an. Da sagte sie ergeben: „Ja, lieber Joseph, das will ich gern tun . . ."

Wir küßten uns; das Zimmer war hell und freudig.

Es wurde auch wirklich besser. Man hatte wieder seine Ruhe und Gleichmäßigkeit im Haus, saß Hand in Hand in einem gespannten Warten, von dem man noch nicht wußte, wohin es gerichtet war. Und während wir zwei uns so in eine gehaltene Zurückgezogenheit einspannten, ereignete sich in der übrigen Familie mancherlei, was Umstürze und Leid und auch Freude brachte.

Zuerst zeigte das Leben ein helles Gesicht, soweit es uns zwei anging, und auch in dem Verhältnis, das sich jetzt von Johannas Mutter zu mir herüberschlang. Die Mutter hatte mir nicht ein Wort des Vorwurfs gesagt, als sie erfahren hatte, wie fest ich in meiner Hartnäckigkeit saß, und ich war ihr dankbar dafür. Sie wäre ja nicht aus ihren Pflichten und Rechten geraten, wenn sie mich tüchtig beim Kopf genommen und gebeutelt hätte, denn es war ja Seppele Barondiot gewesen, der hoch und heilig aufgetrumpft hatte, es würde schon recht und gut sein, daß er in der Enge saß, und keiner sollte ihn herauszulocken vermögen. Statt mir das aber vorzuhalten, machte sie nur ein entsagendes Gesicht und meinte, wenn Johanna mit mir gehe, müsse sie es annehmen, wie es sei.

Da war aber nun noch Fritz. Er hätte wohl die Waffen nicht so schnell vor meiner Hartnäckigkeit und meinem draufgängerischen Ungestüm gestreckt, wenn sein eigenes Schicksal ihn nicht so festgehalten und geliebkost hätte, daß er für andere und anderes keine Sinne mehr besaß.

Fritz ging ernstlich hinter Marie her.

An einem milden Wintertag marschierte er mit einem ganz strahlenden Gesicht durch die Dresdener Straße und rannte mich fast über den Haufen.

„Ach, du bist's!" rief er wie erwachend. „Entschuldige. Wenn du Zeit hast, könntest du mich ein Stückchen begleiten."

Ja, das konnte ich wohl tun.

Er hatte den Überzieher geöffnet, so warm pochte sein Herz, und man konnte den langen, feierlichen Gehrock sehen, der seine kräftige Gestalt umschloß. Die bleiche Wintersonne malte silbrige Tupfen auf seinen hohen, blanken Zylinder. In der Hand trug er unter feinem Seidenpapier einen mächtigen Rosenstrauß.

Fritz strahlte über das ganze, ehrliche Gesicht und redete, daß es wie ein Wasserfall klang, von allem durcheinander, ohne bei einem lange stehenzubleiben. Vom Geschäft, das auch ohne meine Hilfe weiterlief, von der letzten Kneipe seiner früheren Akademiekameraden, von der Hoffnung, im nächsten Herbst vom Militär freizukommen wegen eines Fußübels, wie er sagte, obwohl er sonst gesund und wohlgenährt genug aussah, von diesem und jenem, den er gern mochte, und dazwischendurch immer wieder, immer wieder von Marie, von Marie, von Marie.

„Du, was meinst du," sagte er, „wird mich der Papa günstig aufnehmen? Es ist doch eine verteufelte Geschichte, wenn man einen solchen Gang zu gehen hat. Aber es muß jetzt klar werden, warum sollen wir ewig warten. Marie ist auch ganz auf meiner Seite, das gute Kind. Sie wird schon sehnsüchtig warten, ich hätte mir auch eine Droschke nehmen können. Es würde auch besser aussehen, meinst du nicht, Joseph?"

Ich lachte. „Ich hoffe doch, sie werden nicht hinter den Gardinen stehen und aufpassen, ob du in einer Droschke oder gar in einem Automobil kommst. So glaube ich auch, du kannst ruhig zu Fuß gehen, ohne daß es jemand merkt. Wir sind ja auch gleich da."

Wenige Schritte weiter standen wir vor einem hohen Haus mitten in der Altstadt, dort, wo die Petersstraße in den Marktplatz mündet, und Fritz zog die schwarzen Handschuhe straffer, daß sie wie angegossen saßen, rückte seinen Schlips zurecht und benahm sich im ganzen, wie

Digitized by Google

ein richtiger Freiersmann sich in solchen Augenblicken benehmen muß.

Dann sah ich ihn in dem breiten Hausflur verschwinden; das bunte Licht der Treppenfenster nahm ihn auf, es war, als flöge er in einen unermeßlich prächtigen Himmel hinein... Und das tat er ja wohl auch.

Ich schlenderte noch ein bißchen durch die schmalen Straßen Alt-Leipzigs, seltsam bewegt von dem vertrauten Getrubel. Ich fühlte einen ruhig und sicher schwingenden Rhythmus in mir, das Leben sollte doch schön sein, wie es war, ich wollte schon meine Literatur pflegen und sie hochbringen, wenn auch manchmal da irgendwo in diesem unzufriedenen Kopf des Seppele Barondiot ein Raunen und Tuscheln und Kichern war, daß ein tüchtiger Kerl heutzutage sich nicht mehr mit Literatur abgeben dürfe, sondern beide Hände in ein Leben der werkenden, erobernden Tätigkeit stecken müsse. Dann mußte ich an den Flieger denken, der an jenem Morgen wie ein Gespenst und wie ein neuer Gott über uns fortgebraust war, und es wurde mir traurig zumute, weil ich nicht auch so ein Flieger war. In solchen Stunden haßte ich wieder den bequemen Sessel, der mich doch wieder zwischen seine weichen Lehnen lockte.

Als ich in die Wohnung meiner Schwiegereltern kam, wo sich Johanna aufhielt, um die Rückkehr des Bruders und seine Botschaft zu erwarten, saß das Dirnlein auf dem Sofa und weinte zum Erbarmen; die Mutter kauerte neben ihm mit einem ganz blauen Gesicht, so hatte sie geweint. Ihre Hände flogen krampfig über den Schoß, die starke, aufrechte Gestalt schien von irgendeiner feindseligen, unsichtbaren Hand zerquetscht worden zu sein.

Ich fragte bestürzt, was denn geschehen sei. Johanna winkte mir, und wir gingen in das Zimmer, in dem ich einmal gewohnt hatte.

Hier erfuhr ich es:

Der Konservatorist mit den dicken, schwarzen Locken und der häßlichen Stumpfnase verfolgte das Dirnlein schon seit einiger Zeit mit einer grundlosen, aber um so heftigeren Eifersucht. Er warf ihr vor, sie verkehre auch mit anderen Herren und betrüge ihn. Das Dirnlein wollte sich das nicht gefallen lassen und verbat sich die Beschuldigungen. Nun war es geschehen, daß er ihr an diesem Morgen in den Weg getreten war, als sie für ihre Mutter Einkäufe besorgte. Es war wieder zu einem erregten Wortwechsel gekommen und endlich zog der überspannte und heftige Mensch blitzschnell einen Revolver und bedrohte das Mädchen.

„Und jetzt weint das arme Ding drüben und weiß sich nicht zu helfen", sagte Johanna. „Wenn man ihr aber gut zuredet, sie solle nicht mehr daran denken und überhaupt den scheußlichen Menschen vergessen, dann springt sie einem fast in die Augen."

Ich ging zu dem Dirnlein hinaus. Da hörte ich gerade, wie die Mutter um einen schlimmen Verdacht herumredete, weil doch das Mädchen nicht von dem Menschen lassen wollte; sie mochte in dieser Stunde Augen haben, die schärfer sahen als die aller anderen Menschen, wie es bei Müttern in solchen Stunden immer ist.

Aber da wurde das Dirnlein wieder zornig und sprang auch der Mutter fast gegen das Gesicht, und dann weinte es wieder, weinte nicht nur, heulte, wie ein Geschöpf nur in der allerletzten Not heulen kann.

Die Mutter erhob sich schwerfällig und ging zur Tür; unterwegs sagte sie zu Johanna: „Wenn mit dem Kind nur nichts passiert ist!" Aber Johanna wurde fast zornig und schalt die Mutter, daß sie einem solchen Verdacht die Tür öffnen könne. Von neuem aufweinend, ging die Mutter hinaus, auf den Arm Johannas gestützt, denn sie war entsetzlich müde und gebrochen. Ich hörte sie dann im Nebenzimmer eintönig vor sich hinweinen, während Johanna immerfort gut auf sie einsprach.

„Komm', Else," sagte ich zu dem Dirnlein, „jetzt gehen wir einmal ein wenig an die frische Luft. Das wird dir gut tun."

Aber sie schüttelte den Kopf und trocknete sich mit hastig tupfenden Bewegungen die Augen.

Ich ließ nicht locker. „Komm' nur, wenn du erst andere Menschen um dich siehst und die mancherlei Ergötzlichkeiten der Straße, dann wird es schon besser werden."

Sie ließ sich auch endlich überreden. Ich wartete geduldig, bis sie sich in der Küche die verweinten Augen klargewaschen hatte, und half ihr dann in ihren langen Wintermantel.

Digitized by Google

Wir gingen ohne Ziel, immer der Straße entlang.

„Warum verteidigst du den Menschen noch, Else," fing ich an, „wenn er dir doch mit dem Revolver nachgegangen ist?"

Sie hob abweisend den Kopf in die Höhe und zog die Nase kraus, eine hübsche, gerade Nase hatte sie, schmal und mit leise zitternden Flügeln, und sagte fast verächtlich: „Das geht doch mich allein an. Und wenn ich's denen zu Hause erzählt habe, so tat ich's in der ersten Aufregung. Jetzt bereue ich es."

Da lag also der Hase im Pfeffer: Es war doch noch eine Liebe da.

Ich pfiff leise durch die Zähne. „Aber Else," fuhr ich fort, „was willst du mit dem Menschen anfangen? Ich kenne ihn nicht, aber soweit ich sehen kann, scheint er ein brutaler und eigensinniger Bursche zu sein . . ."

„Das geht euch nichts an!" antwortete sie herb. „Ich habe doch allein darunter zu leiden, wenn es wirklich so ist."

Dann wurde sie auf einmal ganz weich und hilflos. Sie weinte wieder. Sie lehnte sich im Gehen mit der Schulter gegen mich, und ich nahm sie kurzerhand unter den Arm.

„Ich kann ja nicht von ihm lassen", schluchzte sie ganz gebrochen. „Ich . . . ich darf es ja auch nicht . . ."

Dann erschrak sie über ihre letzten Worte, blieb stehen und ergriff mich leidenschaftlich an den Armen. „Nicht wahr, Joseph, du glaubst nichts Schlechtes von mir? Nicht wahr? Und du sagst auch niemand, daß du mit mir darüber gesprochen hast? Nicht wahr? Nicht wahr?"

Nein, das sollte unter uns bleiben. Ich hätte um das Dirnlein weinen können; dieses lustige, wilde Kind, das noch vor gar nicht langer Zeit mit den Büchern unter dem Arm, auf dem Rücken einen dicken Backfischzopf, in die Schule gewandert war, das hatte sich nun selbst verloren und stand hilflos, ohne eine gütige Menschenhand in dem schrecklichsten Elend des Weibes.

Ich streichelte ihm die Wangen vor allen Leuten, und tröstete es, so gut ich konnte. „Es wird schon alles gut werden, Else, laß nur, laß nur. Und ich will dir gern beistehen, wenn du mich brauchen kannst."

Das Dirnlein küßte mir die Hand, bevor ich sie zurückziehen konnte, und lief dann wie närrisch davon. Während ich ihm nachblickte, sah ich einen langen Menschen, der schon von weitem den Hut zog und dann stehenblieb und den Mund zu ihm auftat; aber das Dirnlein gab keine Antwort, sondern lief an ihm vorbei. Ich erkannte Viktor, der aus der Stadt kam. „Ich gehe gleich mit dir zurück", sagte ich.

Zuerst gingen wir schweigsam, aber wir fühlten beide, wo die Gedanken des anderen spazieren liefen.

Endlich begann Viktor: „Ist es nicht ein Elend mit der Else? Schau sie dir einmal an, Joseph. Sie ißt nimmer, sitzt den ganzen Tag in einer Kanapeecke und hat immer ein verweintes Gesicht. Mit keinem redet sie ein Wort. Man kann es fast nimmer mitansehen."

„Ja", sagte ich betrübt und erzählte ihm die neueste Begebenheit in ihrem Leben.

Er knirschte mit den Zähnen, daß man wohl merken konnte, wie übel es dem dicken Konservatoristen ergangen wäre, wenn er ihn dagehabt hätte. Dann sagte er: „Man möchte so gern helfen. Aber sie nimmt ja nichts an. Und dann schämt man sich wieder, denn man ist ja doch nur ein simpler Klavierspieler und bringt's vielleicht im Leben zu nichts weiter . ."

Er brach ab und seufzte.

Ich wunderte mich ein wenig über seinen jähen Umschwung in die Gefilde seines eigenen Daseins. Suchte er eine Straße von ihr, von der Else, zu sich?

Er war aber mit einemmal ganz schweigsam, fast abweisend zugeschlossen, so daß ich es aufgeben mußte, diese Riegel zurückzuschieben.

Ich sagte nur noch: „Aber so geh' doch einmal zu einem der Musikprofessoren, Viktor; sie können dir doch einen Rat erteilen, wie du weiterkommen kannst, vielleicht findet sich auch einer, der dir hilft . . ."

Da unterbrach er mich aber fast grob, er sei noch immer kein Bettler, der von Haus zu Haus wandern müsse, und überhaupt gehe es doch gar nicht an, daß man Leuten, die man gar nicht kennt, so über den Hals kommt mit großen Bitten und frechen Ansprüchen.

Ich zuckte die Achseln und ging schweigend in das Haus, das wir über unserem Gespräch erreicht hatten. Das Dirnlein war nicht da. Aber Fritz lief mit einem leuchtenden Gesicht

Digitized by Google

in der Wohnstube herum, sang und pfiff und erzählte in einem Atem.

Der Professor hatte ihn in Gnade aufgenommen und einen tüchtigen und erwünschten Menschen in ihm gefunden. Dann hatte er ihm die Tochter in die Arme gelegt und seinen Segen über beide gesprochen.

„Aber das wird ein Leben!" jubelte Fritz in einemfort. „Paßt nur auf, wenn ich erst verheiratet bin, arbeite ich doppelt soviel, denn dann tue ich es ja nicht mehr allein für euch, sondern auch für meine Marie!"

Als ich später mit Johanna in unsere Wohnung ging, sagte sie mit ihrem guten Lächeln: „Ich gönne es dem braven Kerl von Herzen, Joseph. Es wird nicht zu seinem Schaden sein."

„Nein," sagte ich, ein wenig bitter, ohne daß ich es wollte, „er ist ja für die Ehe geboren."

---

17. Kapitel.

Ein paar Tage später bekam ich einen Brief aus Berlin, von einer großen Zeitschrift, man wolle eine größere Novelle, die ich ihnen geschickt hatte, gern bringen und böte mir das und das Honorar dafür. Es war eine Summe, wie sie der Landstraßenfahrer und auch der Sesselhocker noch nicht auf einmal beisammen gesehen hatte; sie brachte mich aus dem Häuschen, denn auf ihr ließ sich weiterbauen.

„Wenn sich jetzt auch noch der Roman gut anläßt," sagte ich zu Johanna, „so haben wir ein gutes Stück vor uns. Ich denke, der Doktor Beutler wird mich nicht zu lange auf seine Entscheidung warten lassen; er hat ihn ja schon seit ein par Wochen in den Händen . . ."

Johanna fand einen guten Gedanken und gab ihn mir.

„Fahre doch einmal selbst nach Berlin, Joseph," sagte sie, „und rede persönlich mit den Leuten. Das macht dort einen guten Eindruck, und für dich selbst wird es von Nutzen sein; du lernst andere Menschen kennen und kannst dich in der Berliner Literatur ein wenig umsehen. Denkst du nicht?"

Ich war nur zu schnell für diesen Plan begeistert; es lockte auch eine schüchterne Ahnung in mir, daß mir aus dieser Ausfahrt ein großer Reichtum für die Zukunft werden solle. Selten ist einer überstürzter und seliger nach Berlin gefahren als ich.

Im Gang des D-Zugwagens sang und pfiff ich wie ein Schulbub, der in die Ferien reist. Ich bekam andere Augen in den Kopf, Eroberer-augen, Kinderaugen, die alles zusammengriffen und wild übereinanderstauten, ängstlich und eifersüchtig bedacht, daß nichts liegenbleibe oder gar wieder verlorengehe.

Das dröhnende Geräusch unter der hohen Halle des Anhalter Bahnhofs empfing mich wie das Brausen einer ungeheuren, festlichen Orgel; ich schritt in seinen feierlichen Wellen dahin wie ein Sieger, dem ein großes Volk mit Pauken und Trompeten entgegenzieht. Ich hatte das Gefühl, als müsse ich mich in tausend Stücke reißen, um gleich überall sein zu können, in allen Straßen und Palästen, auf allen Plätzen und Untergrundbahnhöfen, überall, wo das starke, erhitzte Leben wildmächtig vorwärts raste.

Ich lief die Königgrätzer Straße hinaus wie ein Toller, daß mir wohl mancher nachgeguckt hat, wenn er Zeit genug fand. Dieses ununterbrochene Hinsurren der elektrischen Straßenbahnen, das schwerfällige Poltern und Tuten der Autoomnibusse, das gewandtere und elegantere Schwirren und Gleiten der Privatautos, das Rufen der Zeitungsfrauen, die die Trottoirs entlangstanden, mit dem Berliner Tageblatt, der Morgenpost, der B. Z. am Mittag und vielen anderen in den rissigen Händen, das Schreien der Fuhrleute auf schweren Lastwagen, das unruhige Getrappel vieler Soldatenpferde auf dem Asphalt, alle diese tausendfachen, ineinander verwickelten Töne und Schreie betäubten und verwirrten mich, und gaben mir doch zu gleicher Zeit eine herrschaftliche und stolze Ruhe und Zuversicht: Ich hatte es in der Hand, in der Fanfare der großen Stadt meinen Ton mitzublasen, ich hatte das gute Recht, mitzuhasten, mitzuerobern, mitzusiegen wie jeder andere.

Ich fühlte keine Fesseln mehr. In der Nacht kam das Heimweh, ich wollte, Johanna wäre bei mir. Es wurde so stark und dringlich, daß ich mit dem Frühzug zurückfahren wollte. Aber dann schlief ich ein, müde von diesem ersten auskundschaftenden Abend in Berlin, und als

Digitized by Google

ich am anderen Morgen spät erwachte, nach einem prächtigen, traumlosen Schlaf, war es, als sei alle Vergangenheit von mir abgefallen, ich war ein neuer Mensch, alles Frühere galt nicht mehr. Hier war ein Anfang: der hieß Berlin. Hier war ein neues Sprungbrett, von dem ich in meine Bestimmung, wie sie von Anfang an gewesen war, hineinfliegen wollte, hier war die Erfüllung meiner naiven Wünsche, die mir die Heimat klein gemacht und mich in die Ferne geworfen hatten.

Ich rannte in jede Redaktion, die mir in den Weg kam, redete aus mir heraus, wie ich selten geredet hatte, fand Beifall an vielen Orten und lachte mich von Stunde zu Stunde schallender aus, daß ich nicht lange schon diese großartige Welt betreten hatte, in der man in einem halben Tag weiterkam als sonst in einem halben Monat. Alle Türen schienen nur da zu sein, um von mir geöffnet zu werden.

Das laute, erhitzte Leben der Straßen wollte mich nicht wieder loslassen. Ich konnte mich stundenlang durch die Leipzigerstraße und seitwärts hinein in die Friedrichstraße treiben lassen, jedes Haus mit seinen unzähligen Verschiedenheiten, mit strahlenden Schaufenstern, grellen Reklameschildern, hohen Fenstern, mit seinen aus- und einströmenden Menschen, den bunten Rufen hin und her, erschien mir als eine wunderbare Offenbarung, die mich unendlich reicher in mir selber machte; das wirre Durcheinander des Straßenverkehrs, die ruhige Sicherheit der Polizisten, die mit lenkend erhobenem Arm an den Kreuzungen standen, die Omnibusse, die wie kleine Häuser aus der Heimat dahinschwankten, die glitzernden Regimenter, die Unter den Linden marschierten oder vor dem königlichen Schloß aufgereiht standen, es ist nicht zu erzählen, wie dies alles mich hochhob und in einem berauschten Schweben hielt.

Und da, vor dem Schloß des deutschen Kaisers war es auch, daß ein Stücklein meiner elsässischen Heimat zu mir kam.

Ich hatte den klaren, von einer kraftlosen Sonne durchkühlten Morgen in einem ziellosen Hinschlendern fast bis zum Mittag gebracht, war mit blinzelnden Augen an dem weißen Marmorgeblinkere der Siegesallee vorbeigegangen, hatte dem Abgeordnetengewimmel vor dem Reichstagsgebäude zugesehen und stand jetzt an einer Ecke der Schloßfreiheit, mit meinen Augen noch in der graugrünen Trostlosigkeit der Spree und ihrer flachen, schmutzigen Ufer, als da plötzlich ein Automobil quer über den Platz gefahren kam, langsam, weil gerade ein Wagengedränge vor ihm vorüberkreuzte; ich sah ein Fähnlein auf der breiten Stirn des Kraftwagens flattern, im Hintergrund wehte ein silbergrauer Schleier grüßend in die bleiche Sonne. Das Gefährt zog eine Kurve, seine Gummireifen scheuerten die Kante des Trottoirs, jetzt konnte ich gut in den Wagen hineinsehen, und da ist mir das Blut ganz schnell zum Herzen geschossen, daß ich mit der Hand hingreifen mußte, und es hat ein Rauschen vor meinen Augen gegeben.

Da kam auch schon ein lauter, heller Ruf auf mich zugestürzt, wie ihn nur ein Mensch ruft, der namenlos erstaunt und froh ist.

Es war Lia de Linde, die sich aus dem Wagen herausbeugte, während sie mit fliegenden Händen am Griff rüttelte, um den Schlag aufzustoßen. Ihr Begleiter, ein Herr in einem dicken, kostbaren Pelz, mit einer grauen Sportmütze tief im Kopf, daß man kaum die Augen darunter sah, kam ihr zu Hilfe. Und ich stand da wie ein dummer Junge, mit offenem Mund und ganz außerstande, mich von der Stelle zu rühren. Da war auch Lia schon bei mir, ihre feinen, silbergrauen Handschuhe schmeichelten sich in mein Gesicht, daß es mir richtig lind und geborgen um das Herz wurde, und ihr Mund sprach einzelne schnelle Worte zu mir her, die ich nicht verstand, aber als einen Gruß aus einer vergangenen Zeit dankbar in mich einsinken ließ.

Dann sah ich, wie sie sich umwandte und mit dem Herrn im Pelz ein paar Worte wechselte. Er antwortete mit einer ganz jugendlichen, fröhlichen Stimme: „Schön, halten wir es so. Ich hole sie also morgen um vier Uhr ab, und wir fahren dann gleich hinaus."

Er hob die Mütze und brachte den Chauffeur in Bewegung.

„Adieu", sagte Lia ruhig, aus einer stillen, leidenschaftlichen Freundschaft heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Genesung

Wandervögel in der Luft,
Blau verschleiert träumt die Heide . . .
Durch den spätgoldhellen Duft
Schwimmt Marienseide . . .

Dämmerblasses Sterngefunkel
Schwebt herauf sacht wälderwärts,
Und das Abendrot wird dunkel
Wie ein tiefgeprüftes Herz . . .

Hell wie Tropfen alten Weines
Rinnt das Licht durchs Schweigen still
Wie das leise Lächeln eines,
Der genesen will . . .

Bruno Pompecki.

Der Sündenbock / Von Wolfgang Kemter

„Alleestraße 37, feines Haus, und was die Hauptsache ist, vom Keller bis zum Dachboden derzeit unbewohnt. Es ist zu liebenswürdig von den reichen Leuten, daß sie im Herbste und im Winter nach Süden gehen und auf diese Weise unsereinem noch einige Erwerbsmöglichkeit bieten", brummte der Schlosserkarl vor sich hin und überkletterte, gewandt wie eine Katze, das eiserne Gartengitter, huschte über die Gartenwege der vollkommen dunkel, wie ausgestorben daliegenden Villa, und die Fertigkeit seiner Hände, und die Güte seiner Instrumente verschaffte ihm bald Eintritt in das unbewohnte Haus. Immerhin ließ der schlaue Bursche keine Vorsicht außer acht und schlich lautlos die breite Treppe hinauf, von Zeit zu Zeit mit seiner Blendlaterne leuchtend.

Längst schon hatte er diese prima Gelegenheit ausbaldowert und er wußte, daß Alleestraße 37 einem reichen, kinderlosen Ehepaar gehörte, das aber nur im Frühling und im Sommer hier wohnte. Für Herbst und Winter übersiedelte es stets mit Sack und Pack, Dienerschaft und Pferden in eine Villa an der französischen Riviera, und dann war das Haus ganz leer. Er wußte ferner, daß im Arbeitszimmer des Hausherrn ein mächtiger Tresor stand, und ohne Zweck pflegten solche Möbel nicht den Platz zu versperren. Vielleicht war kein Bargeld darinnen, zweifellos aber etwas was Wert hatte, denn zum Wäscheschrank würde die Gnädige die Panzerkasse doch nicht verwenden.

Er hatte sich im Sommer in ehrbarer Weise einem Stubenmädchen von Alleestraße 37 genähert, und von ihr so manches Wissenswertes erfahren. Vor allem, daß während der Anwesenheit der Herrschaft nichts zu machen sei, denn im Garten wachten des Nachts zwei riesige Doggen, die einen nicht gerade freundlich willkommen heißen würden.

Aber jetzt war die Luft rein, also ans Werk. Der Schlosserkarl spielte gern ein wenig ausgleichendes Schicksal. Er hatte nämlich immer zu wenig und es gab so viele Leute, die zu viel hatten; also war es nur gerecht, wenn diese von ihrem Überflusse jenen gaben, die Mangel hatten. Mit diesen nicht seltenen Betrachtungen war er in das Arbeitszimmer, besser in das Kouponschneidezimmer gekommen und, da die Fenster und die Rolladen geschlossen waren, konnte er sich schon etwas freier bewegen.

Auf dem Schreibtische, auf Schränken und Etagen, auch im Salon standen einige niedliche Siebensachen. Offenbar waren diese Dinge den Herrschaften zu wenig wertvoll gewesen, um sie einzusperren. Der Schlosserkarl aber konnte sie gut brauchen. Er hatte immer Leute bei der Hand, die so etwas kauften. Dann aber wendete er sich dem Geldschrank zu, betrachtete ihn mit kritischen und fachmännischen Blicken und überlegte, mit welcher Methode und von welcher Seite er dem Ungetüme zu Leibe rücken sollte.

Plötzlich aber zuckte er leise zusammen und lauschte mit angehaltenem Atem. Sein an das leiseste Geräusch gewöhntes Ohr, hatte ein solches im Nebenzimmer links vernommen.

Digitized by Google

Richtig, leise Schritte näherten sich der Tür. Im Hause wohnte niemand, wer konnte es sein? Vielleicht ein Kollege, einer von der gleichen Zunft. Betrachten wir uns zunächst den späten Gast und bleiben wir einstweilen verborgen, dachte sich der Schlosserkarl und hatte sich in der nächsten Sekunde hinter einem japanischen Ofenschirm geduckt. Seine Blendlaterne erlosch; schon wurde vorsichtig die Tür geöffnet und der schmale Schein einer zweiten Diebeslaterne huschte durch den Raum.

Der neue Besucher, ein rothaariger Bursche mit häßlichem, dummpfiffigen Gesichte, begann, ohne lange zu schauen und zu überlegen, zunächst die schönen, zierlichen Silbersachen, die herumstanden, gleichmütig, als ob er das alle Tage mache, in einen großen Sack, den er mitgebracht hatte, zu packen. Auch im Salon hörte ihn der Schlosser Karl auf diese Art aufräumen, dann kehrte er wieder ins Arbeitszimmer zurück, packte seine Instrumente aus und begann sogleich, den Tresor anzubohren. Jetzt erst erkannte ihn der Schlosserkarl und beinahe hätte er einen wilden Fluch ausgestoßen.

Das war der Brummerpepi, der Halunke und gemeine Kerl, den sie alle haßten wie das höllische Feuer, weil sie ihn im begründeten Verdachte hatten, daß er, um dann und wann aus einer Schlinge, in der er sich gefangen hatte, zu kommen, der Polizei wertvolle Winke gab. Ein Schuft und Verräter war der Brummerpepi und dieser Lump sollte ihm, dem schneidigsten und berühmtesten Kassenbohrer, diese prima Gelegenheit vor der Nase wegschnappen. Den Schlosserkarl ergriff eine maßlose Wut. Er zitterte förmlich und wollte sich schon auf seinen Nebenbuhler stürzen, da — — kam ihm eine goldene Idee. Plötzlich wie eine Rakete stieg sie leuchtend auf. Höhnisch grinsend drückte er sich regungslos in sein Versteck, das ganz im Dunkel lag, und beobachtete jede Bewegung und jeden Handgriff des in seine Arbeit Vertieften.

Der Brummerpepi bohrte und sägte, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne stand. Von Zeit zu Zeit hielt er in der Arbeit inne, verschnaufte sich ein wenig und betrachtete den Fortschritt seines Werkes. Auch der Schlosserkarl sah mit Kennermiene der Arbeit seines Kollegen zu und ein verächtliches Lächeln lag um seine schmalen Lippen, denn der Bursche schaffte äußerst laienhaft, aber seine Instrumente waren tipptopp. Mit ihnen konnte ein neugeborenes Kind die Kasse erbrechen.

Ritsch-Ratsch. Der Brummerpepi hatte das eine Schloß herausgesägt. Eine halbe Stunde später das zweite und die Panzerkasse war bezwungen. Die Türe öffnete sich und vor den gierigen Augen des Bezwingers und des heimlichen Lauschers hinter dem Ofenschirm lag der Inhalt. Bücher und Schriften in der obersten Abteilung, je eine eiserne Kassette in der zweiten und dritten und der unterste, größte Raum war mit schwerem wappengeschmückten Silbergeschirr und Etuis gefüllt.

„Donnerwetter", hätte der Schlosserkarl beinahe gerufen, dann brummte er: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann gehen."

„Diebe! Zu Hilfe! Räuber!" gellte plötzlich eine Stimme durchs Haus, die dem Tone nach aus dem Stiegenhaus zu kommen schien.

„Diebe! Zu Hilfe! Hierher, Herr Wachtmeister!"

Wie vom Blitz getroffen war der Brummerpepi vom Tresor zurückgefahren und stand nun horchend mit schlotternden Gliedern; auf einmal aber ermannte er sich, war mit einem Satz beim Fenster, riß es auf, zog den Rolladen in die Höhe und schwang sich hinaus.

Der Schlosserkarl sprang ebenfalls zum Fenster und horchte. Er hörte, wie der andere eiligst an der Dachrinne hinabkletterte und dann durch den Garten flüchtete. Eine Minute später war alles wieder still.

Der Schlosserkarl zog geräuschlos den Rolladen wieder herab, ließ sein Licht aufleuchten und trat zu der erbrochenen Kasse.

„Warte, du Gauner", frohlockte er, „du bist fein in die Falle gegangen. Du die Arbeit, ich das Vergnügen."

Mit diesen Worten begann er den glänzenden Inhalt des Schrankes nebst den beiden schweren Kassetten in den von Brummer zurückgelassenen Sack zu packen.

„Bequemer kann man es nicht haben", grinste er, „ich segne meinen Alten, daß er mich einst das Bauchreden lernte. Eine gute Schulung schadet dem Menschen nie und heute tat mir diese Kunst einen großen Dienst."

Auch seine Werkzeuge hatte der Brummerpepi bei der überstürzten Flucht vergessen und mit Staunen und höhnischem Grinsen sah der Schlosserkarl, daß die Holzgriffe mit B. P. gemerkt waren.

„Der eitle Trottl", sagte er, „ist auf der Polizei so fein bekannt und merkt sich sein Werkzeug. Auch recht."

Er ließ die Sachen vor dem geleerten Schranke liegen. Dann öffnete er den Rolladen wieder, stieß beide Fensterflügel weit auf und verschwand den schweren Sack über die Schulter nehmend, geräuschlos auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Im ersten Morgengrauen entdeckte ein Polizist das geöffnete Fenster in der, wie ihm bekannt, unbewohnten Villa. Er klingelte, und als sich niemand im Hause regte, wendete er sich an den Hausmeister der Nachbarvilla. Dieser bestätigte, daß die Herrschaft von Nummero 37 längst fort und das Haus gänzlich unbewohnt sei. Auch wäre der Laden den Abend zuvor noch fest verschlossen gewesen. Nun erstattete der Polizist die Anzeige

Digitized by Google

und bald nachher drangen Polizeibeamte in das von einem Schlosser geöffnete Haus. Dort fanden sie natürlich gleich die erbrochene und bestohlene Kasse und die Einbruchswerkzeuge. Der Kommissar pfiff leise durch die Zähne, als er die Zeichen B. P. sah, zeigte sie einem Agenten und fragte: „Was meinen Sie?"

Der antwortete kurz und bestimmt: „Brummerpepi."

Alsbald begann die Suche nach dem Burschen, aber er hatte sich bereits holländisch empfohlen, denn das Zurücklassen seiner Werkzeuge war für ihn Grund genug, seinen Aufenthalt zu wechseln.

Aber nun rächten sich seine Verrätereien. er wurde auch verraten. Die Polizei erhielt nämlich bald darauf ein anonymes Schreiben, worin als dermaliger Aufenthalt des gesuchten Brummerpepi eine verschwiegene Kneipe in der Nachbarstadt angegeben wurde. Tatsächlich konnten Detektivs den Brummerpepi an diesem Orte noch in der gleichen Nacht verhaften.

Der Besitzer der Villa, der vom Einbruch benachrichtigt wurde und persönlich erschien, bezifferte seinen erlittenen Verlust auf zwanzigtausend Mark. Beim Verhör fragte der Kommissar nun den Brummerpepi, wohin er die Diebesbeute gebracht hätte.

Der Bursche sah den Beamten verwundert an und rief dann: „Diebesbeute, hat sich was, keinen roten Pfennig habe ich erwischt, sogar meine guten Werkzeuge mußte ich liegen lassen."

Der Kommissar verbat sich solche Scherze und forderte den Einbrecher nochmals auf, die volle Wahrheit zu sagen, wohin er das gestohlene Gut gebracht habe; es fehlen Silbersachen aus den Zimmern und die Kasse sei völlig ausgeraubt.

Da riß der Brummerpepi Mund und Augen auf und starrte den Beamten ohne Verständnis an.

„Ausgeraubt", stammelte er, „dann hat's ein anderer getan. Ich habe die Kasse angebohrt, aber gerade wie sie offen war, rief jemand im Hause Diebe! Räuber! Zu Hilfe! und da bin ich auf und davon und habe keinen roten Pfennig mit."

Der Kommissar jedoch lachte den Brummerpepi aus, der aber hartnäckig bei diesen Angaben blieb. Auch die Geschworenen glaubten ihm nicht. Die gestohlenen Sachen wurden zwar nicht mehr zustande gebracht, aber trotzdem mußte der Brummerpepi für den Einbruch und für den Diebstahl Sühne leisten und der vor ohnmächtiger Wut Schäumende wanderte für mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als das Urteil gefällt war, da feierte der Schlosserkarl mit seinen Genossen von dem Erlös der leicht erbeuteten Sachen ein festliches Gelage.

„Hurra! der Brummerpepi, der Sündenbock, er sitzt im finsteren Loche und wir trinken Sekt. Hurra!"

*

Nach dir . . .

Aus Westen streift der Lüfte Heer.
Rings wogt das tiefe, dunkle Meer
Der großen Nacht.
Durch meine Seele wandermüd'
Ein Ton verirrter Sehnsucht zieht,
Wie neu erwacht.
Der pocht, und ruft nach dir, nach dir —
Und steht doch vor verschloss'ner Tür
In tiefer Nacht.

Ad. Elisabeth Rohn.

*

Wenn der Alltag stirbt / Von Hans Friedrich

Sie hatten sich viel gequält. Die letzten Jahre ihrer Ehe waren oft stürmisch gewesen. Sie war unbefriedigt, ihr Mann war ihr zu lau, zu sehr vergraben in seinen juristischen und staatswissenschaftlichen Büchern und Manuskripten. Eine Frau von achtunzwanzig will noch umschmeichelt werden. Sie wünschte mehr zu sein, als die Mutter seiner beiden Kinder. Denn auch er war ja nicht viel älter als sie. Und wie leidenschaftlich war er in den ersten Jahren ihrer Ehe gewesen!

Sie war eifersüchtig. Sie spürte ihm nach. Aber sie mußte sich immer wieder eingestehen, daß sie nicht den geringsten Grund hatte. Er sah keine Frau mit begehrenden Augen an. Er sprach auch von keiner mit wärmeren Worten. Weder ihre Schwester noch irgendein Mädchen oder eine Frau ihres Bekanntenkreises durfte sich rühmen, bei ihm eine Eroberung gemacht zu haben.

Es wäre ihr fast lieber gewesen, ihre Eifersucht hätte einen Grund gehabt. So quälte sie und war doch zwecklos. Albern erschien sie sich, daß sie einem Phantomen nachjagte. Sie war sehr ärgerlich, über sich, über ihren Mann, über alle Welt, Und ihn ließ sie es am meisten entgelten.

Sie wußte, daß er sie liebte . . . auf seine Art. Aber diese Art war doch früher anders gewesen und darum hatte sie ihn geheiratet. So wie er jetzt war, würde sie sich niemals an ihn gebunden haben. —

Als Baumgart in den Krieg mußte, war der

Digitized by Google

Abschied zwischen ihnen trotz allem Vorhergegangenen nicht kühl. Auch ihm kam es fast schmerzhaft zum Bewußtsein, was er besessen hatte, ohne es im tiefsten auszukosten. In ihr aber tobte ein ganzer Wirbel von Gefühlen: Sehnsucht nach dem Mann, den sie früher in ihm geliebt hatte; Groll, daß die letzten Jahre so blaß und stumpf gewesen waren; Furcht, die Hoffnung, an seiner Seite doch noch Jahre der Liebe zu genießen, könnte nun auf immer zerstört werden . . .

Die ersten Karten und Briefe ihres Mannes waren rein sachlich. Sie schilderten, was er erlebt hatte: zerschossene Dörfer, den ersten Toten, Gefechte. Es war, als ob er sich keine Zeit nähme, von sich selber zu schreiben.

Sie antwortete in derselben Weise, erzählte von ihrer Haushaltung, den beiden Jungens, den Bekannten der Stadt. Auch sie barg sich beinahe ängstlich hinter all den äußeren Dingen.

Sie hätte ihm gerne anders geschrieben. Er war so fern. Ihre ganze eifersuchtslose Liebe war erwacht. Und jetzt stand ja nicht der Alltag dazwischen, sondern die harte Größe der Zeit, deren Werkzeug sie waren.

Aber sie traute sich nicht, ihre Gefühle in Worte zu fassen. Vielleicht machte es ihn arm. Arm, weil er sie nicht hatte, weil er von ihr getrennt war durch so viele Meilen.

Und dann erhielt sie eines Tages einen Brief. Der erschütterte sie bis ins Tiefste. Er nahm den stumpfen Schleier des Alltags von ihrem Leben. Und es war wieder Glanz um sie. Und sie war wieder jung, so jung, daß sie sich mit ihren beiden Jungen gar nicht mehr zurechtfand.

Ihr Mann schrieb:

„Liebste Friedel! Ich habe große Sehnsucht nach Dir. Ich mag dir nicht schreiben, wie es um mich herum aussieht. Der Vogesenwald ist von Granatschüssen zerfetzt, aber er steht in voller Sommerpracht. Es ist gerade die Zeit, wo wir einst uns kennen lernten.

Dieser Krieg war zuerst wie eine Woge. Sie riß uns jäh mit fort und wir wußten anfangs kaum Ziel und Sinn. Nun aber tauchen wir wieder empor und wir finden, daß wir stärker geworden sind. Unser Arm zwingt die Welle.

Liebste Friedel! Bisher hat uns der Alltag gezwungen. Ich weiß, Du bist mir oft gram gewesen und Du hast recht gehabt. Ich war ganz Berufsmensch geworden. Aber fürchte nichts mehr! Wenn mich die Kugeln verschonen und ich heimkomme, werde ich ein anderer sein. Sollten wir, die wir den Krieg gezwungen haben, nicht auch den Alltag zwingen können?

Wir sind so töricht gewesen. Oder richtiger, ich bin so töricht gewesen. Unsere Welt hätte licht und reich sein können. Schreibe mir, daß Du so fühlst wie ich. Dann wollen wir wieder wie einst sein. Wie das klingt! Und doch ist es so.

Liebste, Dein Bild ist immer um mich. Seit Du fern von mir bist, fand ich erst recht wieder zu dir zurück. Wie seltsam führt doch diese Zeit die Menschen!"

Es folgten noch ein paar sachliche Zusätze, die las sie jetzt nicht. Sie war außer sich vor Freude. Und dann schrieb sie ihm die Antwort, die er erwartete, die sein Herz begehrte . . .

Drei Monate vergingen in verschwiegenem Glück, in heimlicher Angst. Eines Tages kam die Nachricht, er wäre in die Verwaltung von Polen berufen und hoffe, zwei Wochen Urlaub zu erhalten. Und dann folgte ein Telegramm mit der Zeit seiner Ankunft.

Das war ein seltsamer Abend, als die Kinder schon im Bett lagen und sie eng verschlungen nebeneinander saßen. Sie sprachen nicht vom Krieg. Er hatte ihr ja alles so getreulich geschrieben. Sie sprachen nur von sich. Daß sie so weit voneinander gehen mußten, während sie noch unter einem Dache lebten, und daß ihre Herzen sich so nahe waren, als ihre Körper dem Gebot der Zeit gehorchten und, voneinander fern, ihre Pflicht taten.

Ihrer beiden Augen leuchteten. Früher hatten sie einmal gewußt, was Glück war. Dann hatte der Staub des Alltags sich auf seinen Glanz gelegt und drohte, es unter sich zu ersticken.

Nun aber war keine Gefahr mehr. Sie waren aufgerüttelt, die Flamme loderte. Und es wurde ihnen so warm, so jung. Und sie fühlten sich, als wären sie heute zum zweiten Male getraut, nachdem der Alltag sie getrennt hatte . . . Der Alltag, der nun keine Gewalt mehr über sie besaß.

„Wie stark diese Zeit ist!" meinte Baumgart und deckte die Hände vor das Gesicht, als wolle er alles zurückhalten, was ihn stören könne. „Wie stark sie ist, daß der Alltag an ihr stirbt! Aber was wird nachher?"

„Was wir daraus machen."

„Du hast wohl recht, Liebe. Wohl uns, daß uns gegeben ward, dies zu erkennen. Was wir daraus machen. Es ist immer das Alte. Und man braucht eigentlich keinen Krieg dazu."

„Wir haben ihn doch gebraucht. Und wie wir, so viele."

„Möchte ihnen allen ein Schimmer bleiben dieser Zeit . . . der Zeit, wo Blut wieder gilt. Und wo auch die Liebe kein blasser, gesetzbehüteter Schemen mehr sein, wo auch sie wieder Blut empfangen soll . . ."

Ihre Hände ruhten ineinander. In ihren Augen leuchtete ein immer tieferer Glanz. Es war ihnen, als fühlten sie mit all den anderen, die sich suchten und nicht fanden, die sich liebten und doch wehe taten.

Machte es die Zeit?

Oder waren sie nur wieder sehr jung?

Danach fragten sie nicht. Aber es erschien ihnen als ein großes Glück.

Digitized by Google

Zu spät ...

Ich habe meine Liebe nicht gekannt
Und nicht gewußt, wie tief ich dein geworden.
Ich wandelte an weltenfernen Borden,
Ich wandelte in meiner Träume Land.

Allein zu gehen, habe ich gedacht.
Es kam ein Tag, wo ich dir bitter grollte,
Wo ich auf deinen Ruf nicht hören wollte.
Es wurde Finsternis, es wurde Nacht.

Dann aber war ein Leuchten, grell und jäh,
Und brausend klang's und schwoll's in meinen Ohren:
„Du ließt ihn ziehn! Du hast dein Glück verloren!
Dein Herz muß ewig darben nun in Weh!"

Oh! Gott! ich war ein töricht irrend Kind!
Mir ist, als werde ich erst jetzt zum Weibe,
Als ob ich immer, immer dein nun bleibe,
Wo unsre Wege ganz geschieden sind!

Elisabeth Haspelmacher.

Bücherbesprechungen

Edela Rüst: Narrenspiele. Roman. Jena, Hermann Costenoble. M. 4,—.

Die Handlung in diesem Roman aus einer ostpreußischen Kleinstadt ist ganz gewiß fesselnd, aber ein Zuviel an Aufeinanderhäufung der verwickeltsten Situationen raubt ihr an Lebenswahrheit, was sie ihr an Spannung zusetzt. Man merkt die Absicht, neue Kombinationen zu finden, den Leser zu packen, ihn in Atem zu halten — und man würde auch hier verstimmt, wenn nicht in dem verwachsenen Ritschi Harder eine Gestalt von rührendem Zauber durch das Werk schritte und eine reine, schlichte, gelegentlich humorgewürzte, immer aber natürliche Sprache für manche Zumutung im Aufbau des Werkes entschädigte. So sieht die Sache vom künstlerischen Standpunkte aus: als reine Unterhaltungslektüre dagegen wird das Buch auf jeden Fall seinen Weg finden. Dr. Hans Zimmer.

Lovis Corinth: Das Leben Walter Leistikows. Ein Stück Berliner Kulturgeschichte. Berlin, bei Paul Cassirer. Mit zwei Originalradierungen und zahlreichen Abbildungen.

Es ist wohl das sicherste Zeichen für den inneren Wert der Leistikowschen Kunst, der früher bisweilen angezweifelt wurde, daß auch jetzt noch, sechs Jahre nach dem Tode des Grunewaldmalers, seine Werke ihre unentwegten, treuen Freunde haben und halten. Nicht nur ihnen, sondern auch allen, die Leistikows Schaffen nur zum kleinen Teile kennen und im weiteren Umfange kennen lernen wollen, wird Lovis Corinths aus tiefer Freundschaft hervorgegangene Biographie und Würdigung willkommen sein und um der Wahrhaftigkeit ihres Gehaltes willen lieb werden. Ein Künstlerleben, das ein Stück Berliner Kultur- und Kunstgeschichte darstellt, enthüllt sich. Ein Schaffender, der in seiner Kunst auch ein intellektuell Denkender, bewußter Arbeiter und darum schriftstellerischer Offenbarer war, tritt uns nahe. Die vorzüglichen Wiedergaben Leistikowscher Bilder unterstützten Lovis Corinths Worte überall. So wird man denn den Maler des Grunewalds auch als Maler der Alpen, von Schleswig-Holstein usw. schätzen und verehren lernen.

Hanns Martin Elster.

A. Conan Doyle, deutsch von S. L. Schanzer: Der Tauchbootkrieg, wie Kapitän Sirius England niederzwang. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Die Idee, England durch Tauchboote vom Welthandel abzuschließen und hierdurch zum Frieden zu zwingen, ist, wenn sie nicht überhaupt von englischer Seite zuerst erörtert worden ist, jedenfalls in dem Doyleschen Buch sehr interessant und überzeugend dargestellt. Doyle wollte mit dieser Schilderung seiner Nation einen Warnungsruf zukommen lassen, und die Ereignisse des jetzigen Krieges haben gezeigt, daß es keine Utopien waren, die Doyle in seinem Buch vorgebracht hat. Er schildert, wie eine im Verhältnis zu England außerordentlich kleine Nation vermittels weniger U-Boote das mächtige England niederzwingt. Ein ansprechendes Büchlein, das bestens zu empfehlen ist. Dr. H. Janke.

Vermischtes

Auf den Spuren der russischen Flüchtlinge. Eine ganz eigentümliche Erscheinung bei den russischen Flüchtlingen, die zu Tausenden die bedrohten Gouvernements meiden und wie die Zigeuner mit Leiterwagen, Vieh und allem Hab und Gut in eine ungewisse Zukunft hasten, ist die Bildung der sogenannten „Flüchtlingsnester". Das heißt die Leute ziehen in Gruppen oder auch ganzen Gemeinden, die ein eisernes Band der Zusammengehörigkeit umschlingt, und die keine Macht der Welt zu trennen vermag, aus der Heimat. Selbst die Hilfskomitees der Semstwos wie des allrussischen Städtebundes sind diesen Nestern gegenüber völlig machtlos. Beispielsweise wollte man einige hundert flüchtige Landleute, die nach Smolensk gekommen waren, in nördlichen Bezirken getrennt unterbringen. „Wir sind hier 260 Familien mit unseren Wagen, unserem Hausrat und wollen zusammen bleiben!" war die Antwort der Leute, die lieber alle Entbehrungen, alle Not und Gefahr auf sich nahmen, um geschlossen ein Stück Heimat zu retten. Diese patriarchalisch-russische Landgemeinde hatte also instinktiv den Drang, auch unter verzweifelten Umständen noch ihr Ansehen und ihre Organisation aufrechtzuerhalten und dadurch dem Fluch des Proletariertums zu entgehen.

Lange, bange Wochen sind die Flüchtlinge unterwegs. In allen Leiden und Plagen, die sie ertragen müssen, bleibt dennoch die größte Sorge die Erhaltung ihres Viehbestandes. „Der Winter kann uns überraschen. Wo sollen wir dann Futter für die Pferde und Kühe auftreiben?" sagen sich die Männer, die unter ihren großen Hüten ängstlich und sorgenvoll die Gegend mustern und heilfroh sind, wenn sie eine saftige Wiese entdecken. Dann werden zuerst die Tiere versorgt, und hernach erst kommt der Mensch zu seinem Recht.

Digitized by Google

Die ländlichen Flüchtlinge unterscheiden sich erheblich von ihren städtischen Leidensgenossen. Sie bleiben echte Bauern, denen ihr Vieh über alles geht, und die mit ihren Dorfgenossen fest zusammenhalten, während die Städter einzeln, zu zwei, drei, ja ganzen Haufen dahinwandern, ohne einander je näherzutreten. Heute gefunden, morgen getrennt, niemandem schafft das Leide. Zu verlieren haben diese Leute nichts. Überall wo, sie Nahrung und Unterkommen finden ist ihre Heimat. Also!

In Sluzk und Stary Dorogy suchten die Flüchtlinge sich von ihren Kranken zu befreien, die sie in die Hospitäler schafften. Kranke gibt's viele auf dem Marsch. Bei der eigentümlichen russischen Langsamkeit werden selten die Zelte fertiggestellt. Heftige, anhaltende Regengüsse überraschen die Wanderer und haben schlimme Erkältungen, besonders bei den Kindern zur Folge.

Die Chaussee ist lehmig, voller Wasserpfützen. Kaum daß die mageren Pferdchen die überladenen Fuhren davonzuschleppen vermögen. Die Frauen und Kinder steigen endlich ab und laufen barfuß zu beiden Seiten der Wagen durch den tiefen Schmutz, ihre armselige Kleidung hoch aufschürzend. Lose und lang sind die Kühe hinten an den Wagen gefesselt. So daß sie bequem Gras und die Blätter der Sträuche am Wege erreichen können. In einem der Wagen sitzt ein Soldat. Er kam mit einer Kopf- und einer Fußwunde aus dem Felde heim, um sich zu erholen, und mußte mit seinem „Nest" die Heimat verlassen. Er kann nicht gehen und wiegt auf den Armen ein kleines Würmchen: „Es ist hier auf dem Wagen zur Welt gekommen!" erklärt er lächelnd und deutet mit dem Kopf nach seiner Frau hin, die sich als Wöchnerin mit dem elenden Lager auf dem Wagen abfinden muß. . . . .

Die einzelnen Gemeinden bringen einander unterwegs die lebhafteste Teilnahme entgegen. Wie verschüchterte Küken drängen sich die Mitglieder eines „Nestes" aneinander. Aber es ist auffallend, wie wenig sie sich um die anderen russischen Flüchtlinge kümmern. Mit einer Kälte und Gleichgültigkeit sprechen sie von ihnen, als wären es Angehörige eines ganz anderen Volkes.

Zu den Füßen der Kreuze, die überall an den Wegen und auf den Hügeln in Litauen stehen, knien die Beter. Meist ganze Familien, Greise, Frauen, Kinder. Nicht weit von ihnen stehen die Fuhren mit dem Hausrat und der Kuh. Sorge und Angst lagern auf den müden Gesichtern. Wehmütig nehmen die Armen von den heimatlichen Kreuzen einen letzten Abschied, vor denen Generationen vor ihnen schon gekniet haben, und an denen nie wieder vielleicht eine müde Seele Trost suchen kann. Dann zieht sie dahin, die arme, obdachlose Horde, nach Nordost, Ost, Südost, weiter — immer weiter, ungern gesehen, wo sie sich zeigt, ohne Ruhe, ohne Hilfe!

Ein Teil der Flüchtlinge gelangte so zu den Sümpfen der Bjelowjeschkaja Puschtscha, wie sie richtig geschrieben heißt, und fand dort ein vorläufiges Unterkommen. Diese nun bildet eine völlige Welt für sich. Man unterscheidet die „wilde" und die „zivilisierte" Puschtscha. Letztere, etwa 130 000 ha groß, für die Hofjagden reserviert, besteht aus welligem, überwiegend mildem Gerstenboden, der unvergleichliche Bestände von Laub- und Nadelhölzern trägt. Es gibt kaum einen Wald, der so wenig zur Wiesen- und noch weniger zur Sumpfbildung neigt als just dieses Hofjagdgebiet. Nur im Osten liegen einige Brüche von nicht sehr bedeutendem Umfange. Die schlechten, wenig breiten Wiesen, welche die kleinen Flüsse der Heide, Narew, Narwka und Ljesna, hier bilden, sind auch nicht als Sumpfgelände anzusprechen. Alle Gestelle in diesem Teil wurden schön abgerundet, mit Parkrasensamen besät, und zwar in einer Länge von 700 km. Mittels dieser Wege kann man von dem in der Mitte der Heide belegenen Kaiserlichen Jagdschloß Bjelowjesch jeden Teil der Heide in einigen Stunden erreichen.

Die wilde Puschtscha, das eigentliche, auch für den einzelnen Jäger fast ganz unpassierbare Sumpfgelände, liegt weiter östlich in einem Umfange von Hunderten von Quadratmeilen. Den wildesten, unzugänglichsten Teil birgt der Kreis Mostyr um den Sumpfsee herum, der den eigentümlichen Namen „Fürst oder Jude" trägt. Unpassierbares Sumpfgelände befindet sich auch schon nördlich von Minsk an der Bahn nach Wilna. Wie es in diesen „wilden" Teilen aussieht, welches Wild hier haust, wissen nur sehr wenige Sterbliche zu sagen. Undurchdringliche Dickungen wechseln ab mit ungeheuren, wüsten, unsäglich öde und traurig anmutenden Sumpfflächen, düsteren Wasserspiegeln, unter denen der unausweichliche Tod lauert.

Anders, ganz anders die „zivilisierte" Puschtscha. Diese ist ganz genau bekannt. Ja, man weiß z. B., daß in dem Walde 655 Auerochsen, 10 000 Stiere, 3000 Wildziegen und etwa 5000 Elentiere vorhanden sind, neben ungefähr 500 Auerhähnen. Im ersten Augenblick erscheint es freilich sonderbar, daß diese Zahlen festgestellt werden konnten. Aber die künstliche Wildnis ist systematisch geordnet und ihre Ausdehnung von 100 000 Deßjatinen in kleinere Parzellen abgegrenzt. Die Tiere haben somit gar keinen Ausweg, wenn sie an die Grenze gelangen. Ueberdies füttern die Bauern alle Tiere der wilden Puschtscha. Das geschieht nun ausnahmslos an bestimmten Stellen und zu bestimmten Zeiten. Dabei werden sie dann gezählt, die Auerhähne im Frühjahr während der Balz. Durch diese Fütterung gewöhnen sich die Tiere so sehr an die Menschen, daß sie jede Furcht verlieren. Man kann sie stundenlang aus nächster Nähe beobachten und würde jeden Augenblick treffsicher auf sie zu feuern vermögen.

Dereinst gehörte dieses Dickicht der polnischen Krone, und ein Teil heißt noch heute das „Königliche Gehölz". Einen anderen nennt man „Schloßfreiheit", weil hier Stefan Bathorys Jagdschloß stand, von dem indessen heute nicht einmal mehr die Trümmer vorhanden sind. Aber Denkmäler trifft man in den Dickungen, so in dem Jagdgebiet König Augusts II. und auch einen Obelisken für Kaiser Alexander II.

Die finstere Puschtscha mit ihren mächtigen Tannen, Eichen, Buchen hatte eine Zeitlang ein anderes, man möchte sagen freundlicheres Aussehen angenommen. Unzählige Menschen, alte Männer, Frauen, Kinder, belebten die Einöde. Und abends leuchteten helle Feuer, um die malerischen Gruppen lagerten. Es waren die Flüchtlinge, deren ständige Frage lautete: „Gehen wir weiter oder zurück? — Der Deutsche baut seine Schützengräben fest und sicher. Und — in Rußland hilft uns vielleicht die Regierung!"

Lange indessen durften die Flüchtlinge hier nicht verharren. Näher rückte der Donner der Kanonen. Und weiter wanderten sie in das Unbekannte, das Ungewisse. Dabei ist der furchtbare russische Winter nahe, der Tausende von ihnen von allem Erdenleid, allen Sorgen erlösen wird, Opfer einer wahnsinnigen, verbrecherischen Politik, für die niemand die Verantwortung tragen wird, wenn nicht das Volk selber einmal die Vergeltung in die Hand nimmt, und wieder einmal Ströme von Blut die Erde Rußlands färben wie schon so oft.

Wann aber wird dem den Winter überstehenden Rest der Flüchtlinge wieder eine Heimat erstehen? — Und wo mag das sein?

Nur die wilden Tiere brauchen nicht zu fliehen . . .

Alb. G. Krueger.

Inhalt des Heftes 14: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Genesung. Gedicht von Bruno Pompecki. — Der Sündenbock. Von Wolfgang Kemter. — Nach dir... Gedicht von Elisabeth Rohn. — Wenn der Alltag stirbt. Von Hans Friedrich. Zu spät. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke.
Ausgegeben am 31. Dezember 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 15

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

4. Fortsetzung.

Nun kam der Zug aus dem Walde heraus angestöhnt. Zwei Minuten später schwenkte der Rittergutsbesitzer sein altes Jagdhütel und brüllte.

„Tag auch, Marjell! Tag auch!"

Ilse spitzte die Lippen und gab dem Onkel einen Kuß, hübsch vorsichtig, um sich nicht naß zu machen.

„Guten Tag, Onkelchen! Wie geht's, wie steht's?"

„Fein! Und mich freut's, daß du so mobil bist! Dein Herr Papa hat mir nämlich ein paar diplomatische Briefe geschrieben. Na, da reden wir später drüber. Wir werden schon mit dem Bißchen fertig werden . . Gib deinen Gepäckschein her! . . . Holla, Domke, befördern Sie mal den Koffer an meinen Wagen!"

Der Streckenwärter hatte auf den Anruf schon in respektvoller Entfernung gewartet, er wußte, ein halbes Markstück war fällig.

„So, Marjell und — nun schnell in die geschlossene Kutsche. Ich habe dem Richard gesagt, er soll Schritt fahren durch den Wald, denn wir wollen uns ein bißchen unter vier Augen unterhalten, bevor du Tantchen in die Arme fällst."

Aber Ilse verspürte dazu keine Lust.

„Onkelchen, das hat noch Zeit, und für den Anfang bitt' ich dich nur um eines. Dränge nicht. Es kommt schon die richtige Stunde."

„Na, wenn sie nur kommt." Er räkelte sich in die Ecke. „Also da werde ich ein bißchen erzählen. In Markenzin gibt's nicht überwältigend viel Neues. Tantchen hat ihre Migräne, wenn sie sich mal über mich ärgert, das ist wohl bei euch genau so. Mein Ältester, der Kurt, ist Primus in der Oberprima in Stolp, von mir hat er das nicht. Und Chemie will der Junge durchaus studieren. Na, meinethalben. Ich interessiere mich für dieses Fach nur insoweit, als es sich mit künstlichen Düngemitteln beschäftigt, die ich auf meinen Feldern gebrauchen kann. Eberhard, der Großlichterfelder Kadett, ist ja jeden Sonntag bei euch, wenn er nicht zufällig mal bestraft ist, wofür ich herzlich danke, da meine ich eure Gastfreundschaft. Ja, und da käme ich auf Agathe. Das sechszehnjährige Mädel hat momentan einen Rappel."

„Aber Onkelchen."

„Es stimmt wirklich, aber ich mache mir nichts draus. Sie liest nämlich egal weg Gedichte. Und zwar hat sie's in erster Linie auf Heines Buch der Lieder abgesehen. Die alte Kreuzdorf, die immer mit ein paar Traktätchen in dem Pompadour über Land fährt, du kennst sie ja, meint zwar, der Heine wäre ein großer Schweinehund gewesen. Ich kenne von ihm nur „die Loreley", und die ist soweit doch ganz vernünftig, nur ein bißchen pflaumenweich. Mag das Mädel schon lesen, was es Lust hat. Wenn wir in Berlin lebten, wo sie leicht einem Halunken in die Hände fallen könnte, ließ ich's nicht zu, aber in Markenzin ist das total ungefährlich. Da bleibt sie uns zwischen den Fingern, und so was gibt sich, wenn man nicht albern bremst. Ich sage dir das nur, weil ich annehme, daß sie dir mit ihrer Weisheit allerlei Überraschungen bereiten

Digitized by Google

wird . . . Und im übrigen habe ich von meinen Dächern die zweite Hypothek heruntergeputzt, wir können also heute abend mit ruhigem Gewissen 'ne Maibowle trinken und Krebse dazu essen."

Ilse lachte hell auf. Onkelchen war doch ein lieber und vernünftiger Kerl. Der schmunzelte vergnügt in seiner Ecke. Er hatte seinen Grund, so zu reden, das tat er auch auf dem Pferdehandel. Mit gutmütiger Schnoddrigkeit bekam man die Leutchen am besten klein. Und die Marjell sollte ein bischen plötzlich „Laut geben". Denn erstens sah sie ein bißchen spitz geworden aus, und zweitens mußte man bei kleinen Mädchen, wenn es anfing, im Herzen zu brennen, erst sanft löschen, bevor man fest zupackte. Sein Bruder verstand sich da nicht recht drauf, das wußte er ganz genau, seine Schwägerin noch viel weniger. Und er steckte selbst die Finger gern in solche Sachen, denn da konnte man doch zeigen, was für ein geriebener Kerl man war . . . . Dann ließ er das Fenster herunter und rief:

„Richard, nu fahr' zu!" . . .

Frau von Wolfisheimb, eine große, schlanke Dame von etwa vierzig Jahren, das Haar war an den Schläfen schon leicht ergraut, stand mit ihrer Tochter auf der Freitreppe, als der Wagen vorfuhr. Es hatte aufgehört zu regnen. Sie schloß die Nichte in die Arme, erkundigte sich in ihrer ruhigen Art, durch die doch ein sehr herzlicher Ton schwang, nach Ilses Eltern und Geschwistern, während der sechzehnjährige Backfisch ungeduldig von einem Bein aufs andere trat, denn das blonde, hochaufgeschossene Mädchen mit den großen, blauen Augen und dem frischen Gesicht konnte gar nicht erwarten, bis sie an die Reihe kam. Sie freute sich ja so unbändig, daß sie nun jemanden hatte, dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Der Vater hatte in seiner gutmütigen, polternden Art ein bißchen aus der Schule geschwatzt, er hatte gesagt:

„Mädel, lieg' der Ilse mit deinen Gedichten nicht zur Last. Denn sie wird Ruhe brauchen. So ist's nun einmal in der Welt, wenn die langhaarigen Geschöpfe an die Zwanzig sind und den sie gern haben wollen, nicht kriegen können, dann werden sie nervös. Und unsere Aufgabe soll's doch sein, der Marjell den Kopf wieder grade auf die Schultern zu setzen."

Da war sie natürlich sehr neugierig geworden. Der Vater aber hatte gemerkt, daß er eine Dummheit gemacht, die ihm nachher seine Frau unter die Nase reiben würde, und hatte brummig erwidert: „Halt den Schnabel, du Küken."

Und endlich kam Agathe an die Reihe. Die Kusinen küßten sich tüchtig ab, da klatschte Herr von Wolfisheimb in die Hände.

„Kinder, Kinder, das könnt ihr noch reichlich besorgen. Spül' dir den Reisestaub ab, Ilse, und dann komm' zum Tee. Hunger wirst du auch haben, denn von Ruhnow an hört der Speisewagen auf. Und Mädel, du machst dich nützlich beim Auspacken."

Als Ilse in dem geräumigen Zimmer stand, dessen Fenster nach dem Park hinausgingen, das sie immer bewohnte, wenn sie in Markenzin war, reckte sie die Arme zur Seite.

„Agathe, wie bin ich froh, daß ich aus dem Berliner Trubel auf einige Zeit heraus bin."

Der Backfisch leckte sich die Lippen, schlenkerte mit den Händen und fiel dann der Kusine um den Hals.

„Und wie bin ich erst froh, dich auf einige Zeit hier zu haben. Da kann man sich doch wenigstens aussprechen."

Danach war es Ilse gar nicht zumute, die junge Kusine ins Vertrauen zu ziehen. Sie bremste.

„Du, es ist nie gut, sein Herz auf der Zunge zu tragen."

„Ach Gott, ach Gott", stöhnte Agathe ganz jämmerlich und fing an zu deklamieren:

Weißt du, daß du gefesselt liegst,
In meiner wilden Phantasie;
Damit du mich mit Küssen besiegst
In den schwarzen Nächten, in der Dämmerung früh!" . . .

Ilse setzte sich auf ihren großen Koffer, der während der intensiven Begrüßung heraufgebracht worden war, und machte große Augen.

„Hör' auf! Ich bitt' dich! Wenn das Gedicht so anfängt, kann ich mir ungefähr vorstellen, wie es endigt. Außerdem darf ich Onkel und Tante nicht warten lassen."

Noch einen schwächeren Versuch machte Agathe, sie legte beide Hände auf Ilses Schul-

Digitized by Google

tern, so daß die von ihrem Koffer nicht herunter konnte.

„Ach, du willst mich nur nicht verstehen. Ich ahn' ja doch, wie's auch um dein Herz aussieht. Und:

Mein Lied ist die Rakete,
Die in der blauen Sommernacht
Hoch über den Massen verwehte."

Da sprang Ilse auf und griff zu den Schlüsseln!"

„Arg verliebt scheinst du zu sein. Ich meine, das hätte bei dir eigentlich noch ein paar Jahre Zeit. Na, mich geht's nichts an."

Agathe sagte vorläufig gar nichts, nur seufzte sie ab und zu, während sie ihrer Kusine zur Hand ging. Und dabei jagten sich in ihrem Kopfe die Gedanken. Sie erreichte ihren Zweck ja doch. Ilse würde ihr schon ihr Herz ausschütten, — wenn sie Vertrauen gefaßt. Und das bekam sie wohl am schnellsten, wenn sie erst einmal von ihres Herzens Nöten erzählte.

Während sich Ilse wusch, hielt Agathe den rechten Augenblick für gekommen.

„Drüben bei Löberjuhns, da ist jetzt ein Volontär, ich sage dir ein patenter Kerl."

„Volontär?"

„Ja, weißt du, die Löberjuhns sind doch ein bißchen knapp an Kasse, ihre drei Jungens kosten ihnen zu viel, da haben sie Herrn Pfifferlingk ins Haus genommen, sein Vater ist ein schwerreicher Hamburger Exporthändler, 'n paar Schiffe von ihm sollen immer zwischen China und Hamburg hin und her fahren. Und Hinrich hat ein bißchen viel Geld verbraucht, in China war er auch schon, da ist er gegen sehr anständige Pension zu Löberjuhns gesteckt worden, reitet, jagt und spielt mit den Herrschaften Skat."

Ilse hatte sich sehr lange das Gesicht abgerieben, nahe daran war sie, laut herauszulachen. Als sie sich wieder in der Gewalt hatte, ließ sie das Handtuch sinken.

„Da möchtest du wohl für dein Leben gern Frau Hinrich Pfifferlingk werden?"

Und nun lachte Ilse doch hell auf.

Agathe machte einen Flunsch. Ihr sechzehnjähriges, verliebtes Herz begriff nicht, was da lächerlich sein sollte.

„Du kennst ihn ja gar nicht. Und schrecklich reich ist sein Vater auch. Ganz altes Hamburger Geschlecht. Das sieht man schon daraus, daß er sich hinten mit dem ‚gk' schreibt, wie wir mit dem ‚b'."

„Ach so", sagte Ilse. „Na ja, ich kenn' ihn nicht." Sie hatte wahrhaftig genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun. Und Onkelchen würde seinem Mädel schon rechtzeitig die Motten aus dem Pelz klopfen. „Man wird auf uns warten."

Agathe schlenkerte mit den Händen und sah wieder zum Fenster hinaus. Da hatte sie nun geglaubt, in ihrer Kusine eine kräftige Stütze zu haben, und die sah sie nicht einmal für „voll" an, und stak doch selbst in argen Herzensnöten . . . . .

Am nächsten Nachmittag forderte Herr von Wolfisheimb seine Nichte auf, mit ihm im „Sandschneider" über die Felder zu fahren. Ilse ahnte, was das zu bedeuten hatte. In dem kleinen, leichten Wagen hatten nur zwei Platz. Sie war froh, ihr Herz ausschütten zu können. Es mußte auch bald geschehen, denn in knapp vierzehn Tagen wurde „Die Armee" in Hoppegarten gelaufen. Onkelchen mußte im Bilde sein! Sonst trug sie ihr Herz wirklich nicht auf der Zuge. Aber der war ja so furchtbar vernünftig und verschwiegen! Mit dem konnte sie reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Als schlaue Evastochter ging sie auf Umwegen auf ihr Ziel los. Sie fragte, als sie das Dorf im Rücken hatten.

„Wer ist eigentlich dieser Herr Pfifferlingk?"

Da lachte Onkelchen.

„Ein großartiger, sehr weltgewandter Tunichtgut! Ich kann mir denken, was dir das Mädel gesagt!"

„Und da machst du dir gar kein Kopfzerbrechen darüber?"

Laut auf lachte Herr von Wolfisheimb und schnippte mit der Peitsche ein paar Fliegen vom Rücken der breiten, braunen Stute weg.

„Nein, Marjellchen, das tu ich grundsätzlich nicht! Nur aus solcher Albernheit keine Staatsaktion machen! Löberjuhns haben den Luftikus zu sich genommen, weil sein Vater gut zahlt, und weil es von unserer Ecke ziemlich weit ist bis in die nächste Großstadt! . . . Außerdem ist Markenzin ein Nest, über das

Digitized by Google

ich wegbrüllen kann, wenn ich mich anstrenge. Zu Dummheiten hat also Agathchen nicht die geringste Gelegenheit! Natürlich wird aufgepaßt, wenn sie in Feld und Garten lustwandeln geht! Aber viele Worte werden nicht drum gemacht! Einen kleinen Auftrag für sie hab' ich oder Tante immer in der Tasche, wenn sie den Hut aufsetzt. Na, da findet man sich zur rechten Zeit ein und fragt ganz zufällig, ob der Auftrag auch richtig ausgeführt worden ist! Und Löberjuhns sehen uns jetzt sehr selten! Ausreden sind billig wie Brombeeren auf beiden Seiten! .... Ja, Marjellchen, es hat eben alles im Leben seine zwei Seiten! Und der ist schon ein kompletter Narr, der nur auf den Schatten sieht! Ich hab' mein Lebtag ins Licht geguckt! Soll heißen: Großstadt mitunter wunderschön, aber das Land ist auch nicht zu verachten! Absolut nicht! Da behält man seine Brut unter den Fittichen! Meistens ist das eine große Ersparnis an Geld und Herzeleid! ..... Und nun wären wir wohl so weit, daß wir zu deiner Herzensangelegenheit übergehen könnten! Marjellchen, da bitt' ich dich aber dringend um eins: flunkere mir nichts vor! Erstens hat es keinen Zweck, denn ich komm' doch bald dahinter, und zweitens, vier Augen sehen mehr als zwei. Und mit der Jugend kann ich auf meine alten Tage auch noch jung fühlen, und 'ne Klatschbase bin ich erst recht nicht! Über letzteres sind wir uns doch vollkommen einig — he?"

Ilse trompetete erst einmal gerührt in ihr Batisttüchlein. Und dann fing sie an zu erzählen, sehr ausführlich. Sie war ja so froh, daß sie endlich einmal ihr Herz ausschütten konnte. Und was Onkelchen versprach, das hielt er unbedingt. Es dauerte reichlich lange, bis sie zu Ende kam. Herr von Wolfisheimb ließ die Braune im Schritt gehen und unterbrach seine Nichte nicht ein einziges Mal. Aber einen gelinden Schreck bekam er doch, je weiter Ilse erzählte. Er ließ sich nichts merken. Daß in dem Mädchenherzen neben ihm die Not lichterloh brannte, daran war gar kein Zweifel. Und da hieß es sehr, sehr vorsichtig sein, sonst konnte leicht ein Unglück passieren.

„Ja, Onkelchen, ich bin doch ein vernünftiges Mädel, aber denk' dich in meine Lage, wenn er nicht siegt in der ‚Armee', greift er zum Revolver! Und ich bin die Ursache! In meinem ganzen Leben hätt' ich keine ruhige Stunde mehr!"

Herr von Wolfisheimb sagte sich, daß vor allen Dingen nötig war zu bremsen.

„Nu, nu, Marjellchen, so schnell stirbt es sich nicht! Solche Rennreiter sind immer mal himmelhoch jauchzend und dann zu Tode betrübt! Und vor allen Dingen, daß er gesagt haben soll: sieg' ich nicht, mach' ich Schluß mit dem kummervollen Leben, das will mir wirklich nicht in den Kopf!"

„So deutlich hat er es natürlich nicht gesagt, Onkelchen!"

„Siehste woll! Hab' ich mir gleich gedacht! Irgendein bitteres Wort hast du auf die schwere Achsel genommen!"

„Ich hab aber das Gefühl" ....

Weiter ließ sie Herr von Wolfisheimb nicht sprechen. Er legte seine freie Hand auf die ihre und sah sie dabei treuherzig an.

„Marjellchen, in deinem Alter und in deiner Lage verfügt man über eine ungeheure Portion Überschwang an Gefühlen. Und das hat die Natur oder unser Herrgott mit Absichtlichkeit so eingerichtet! Durch Stürme wird der Baum erst wurzelfest! Was geknickt wird, ist Brennholz, Asche, im besten Falle Dung für andere! .... Nee, nee, Kindchen, werd' nicht wild, ich will dich wahrhaftig nicht einwickeln! Denn ich möchte mir nicht später sagen lassen: Hätt' ich doch nicht auf dich gehört! Entweder frag' ich, und da will ich helfen, als ganzer Kerl, oder ich will überhaupt nichts von dieser ganzen Geschichte wissen. Für den sogenannten ‚goldenen Mittelweg' bin ich mein Lebtag nicht gewesen, den hat ein Schlappstiefel erfunden! Und daß ich schlapp bin, hat mir noch keiner nachsagen können!"

„Onkelchen, ich muß unbedingt zur ‚Armee' nach Hoppegarten!"

Donnerwetter, was stak für Mumm in dem Frauenzimmer, da sollte man sich eigentlich drüber freuen.

„Um dir die Nerven kaputt zu reißen?"

„Nein! Wenn er aber nicht siegt, muß ich unbedingt mit ihm sprechen!"

Digitized by Google

„Du, deine Eltern sind auch noch in der Welt!"

„Papa hat den Kopf voll! Immer wieder heißt's, er werde bald Minister!"

„Aha, ich verstehe! Da soll ich oller Agrarier Patenstelle bei deinem Glück oder ‚Unglück', wie du's nun nennst, vertreten! . . Beruhige dich, Marjell. Ich hab' dich doch richtig verstanden! Und wenn du meinst, ich wüßte dein Vertrauen nicht zu bewerten, dann bist du gewaltig im Irrtum! . . . Ja, das will in Ruhe überdacht sein! Denn Vorsehung spielen liegt mir nicht! Und wenn ‚er' siegt, was ist da für euch beide gewonnen? Außerdem verstänkern mit meinem Bruder und deiner guten Mutter möchte ich mich doch auch nicht! . . . . Im übrigen wird die ‚Armee' ja nicht morgen oder übermorgen gelaufen! Du wirst also rechtzeitig meine Antwort bekommen! Und hintenrum petere ich nicht, Marjell! So gut kennst du mich wohl! . . . Na, Braune, nun lauf' schon zu! Ich hab' nämlich mit dem Verwalter auf dem Vorwerk zu sprechen!"

Ilse Wolfisheimb sah mit feuchten Augen das gute Onkelchen an. Der aber machte ein so ernstes Gesicht, daß sie erschrak.

---

11. Kapitel.

Wie ein ins Wasser geworfener Stein seine Kreise zieht, so zieht jede Tat des Menschen ihre Kreise. Je kraftvoller die Tat, um so weiter die Kreise. Es ist weniger „Zufall" im Leben, als wir glauben, denn jede Tat gebiert neue.

Frau von Karrein mied es nach Möglichkeit, sich an Leute zu wenden, denen sie einmal „gefällig" gewesen war. Es wendeten sich von allein Leute genug an sie. Ihre „Erntezeit" war im Spätherbst. Wenn die Badereisen erfolglos geblieben waren, wenn die Wintersaison mit ihren vielen Vergnügungen begann. Da ließen sich auf neutralem Boden, bei den Wohltätigkeitsbasaren, bei den Bällen die ersten Fäden knüpfen. Und dann hatten sich eben die Herzen unter Walzerklängen gefunden. Wie das ja allgemein üblich ist. In diesem Falle glaubte Frau von Karrein aus mehreren Gründen eine Ausnahme machen zu dürfen. Frau Geheimrat Sülking war wirklich eine Ausnahme — nämlich eine dankbare Frau. Die sich nicht Mühe gab, an ihr vorbeizusehen, nachdem ihre Ellen Frau von Pollnow geworden war. Und Pollnow war der Freund Sieglows! Ein bißchen gut zureden, half immer im Leben. Die beiden Freunde brauchten sich wahrhaftig kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Und im übrigen kannte sie sich in diesen Herren aus. Jeder von ihnen hatte einige Bekannte, die „um die Ecke" gegangen waren. Man erinnerte sie daran, nicht grob, o nein, zart, als Dame von Welt! „Ja, was soll denn werden? Es wär' doch ein Jammer, Sie müßten den Dienst quittieren! Und denken Sie doch an ihre Angehörigen, welches Herzeleid bringen Sie über die! Da rangiert man sich eben beizeiten! Durch eine ‚vernünftige' Heirat! Das kommt doch alle Tage vor!" Dann erreichte man seinen Zweck schon, nachdem sich „das Opfer" noch ein bißchen gewehrt. Vor allem, wenn man seine pekuniäre Hilfe für die Zeit zusagte. Denen freilich, die bei Wucherern „hingen", borgte man überhaupt nichts. Da kam man zu leicht ins Gerede, und es konnte einem blühen, daß man eines Tages in Moabit bei einem Strafprozeß antreten mußte, wenn auch nur als Zeugin . . . .

Als Frau von Karrein zwei Tage später einen Brief der Frau Geheimrat Sülking erhielt, in dem sie aufgefordert wurde, am kommenden Mittwoch, um fünf, den Tee bei ihr zu trinken, nur Frau Blaak werde zugegen sein, wiegte sie sich in den Hüften und lachte leise vor sich hin. Sie war „eine Macht" geworden. Nun, nur klug sein und die Macht nicht zu sehr fühlen lassen. Mit diesen „Emporkömmlingen" fuhr man immer am besten, wenn man sie ein bißchen von oben herab behandelte, dann wagten sie nicht, wider den Stachel zu löcken"! Und wagten auch nicht, eine „schmälige Provision" anzubieten. Mein Gott, die nahm doch jede Bank sogar, wenn sie für den Staat Anleihen herausbrachte! Wenn das Geschäft mit Sieglow klappte und das mit Felgart, gab es eine gute Ernte, mitten im Hochsommer! . . . Und wer hatte ihr diese Wege gewiesen? Die

Digitized by Google

schlaue Frau Dennert, die Kartenlegerin! Wie geschickt die die Hauptfäden in der Hand hielt und im Hintergrund blieb! Und wie treuherzig die tun konnte! Ein sehr beträchtliches Vermögen besaß die. Und zog sich doch nicht von den Geschäften zurück. Sie konnte einfach nicht leben ohne diesen Hokuspokus. Wenn die kleinen, liebebedürftigen Mädchen, die zu ihr kamen, nur Geld hatten, dann fand sich schon das Weitere, ganz gleich aus welchen Bevölkerungsschichten sie stammten. Bei ihr war für jede Grete ein Hans gewachsen! Das Verkuppeln blieb das Hauptgeschäft. Was sonst noch abfiel war sehr erfreulich. Das nahm sie mit — und hatte im stillen ihren Spaß an der Dummheit der Menschen! . . . Tiefholte Frau von Karrein Atem! Ja, was wäre dann aus ihr geworden, wenn sie die Kartenlegerin in der Pension nicht kennen gelernt hätte? Wahrscheinlich hätte sie wieder geheiratet — und wär wieder reingefallen! Ach, nicht daran denken, so war doch alles wunderschön! Das Geld häufelte sich an — und die Aufregungen, die der Betrieb mit sich brachte, die waren auch eine Lebensfreude. Man kam ja aus der Spannung gar nicht heraus und hatte Gelegenheit, seine diplomatischen Künste spielen zu lassen! Man war unabhängig und lebte einen guten Tag! . . .

Frau Geheimrat Sülking ging der viel jüngeren Frau Blaak mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Es freut mich herzlich, Sie wieder einmal bei mir zu sehen. Ja, der Berliner Trubel! Und die Geschäftsfreunde unserer Männner!"

Die kleine, zierliche, brünette Frau Blaak versicherte, wie gern sie gekommen sei. Die Geheimrätin lachte und machte kurzen Prozeß.

„Aus ganz bestimmten Gründen hab' ich Sie zu mir gebeten! Wir können wohl offen und ehrlich miteinander sprechen? Prüde zu sein, liegt mir nämlich gar nicht!"

„Aber ja, gnädige Frau!"

Dabei blickten ihre blauen Augen die Geheimrätin doch ängstlich an. Denn hier stand sie einer in Großkaufmannskreisen tonangebenden Frau gegenüber.

„In einer halben Stunde kommt nur noch eine Frau von Karrein! So lange warten wir wohl noch mit dem Tee? Haben Sie den Namen schon einmal gehört?"

„Karrein — Karrein? Ich glaube! Aber im Augenblick weiß ich wirklich nicht, wo ich sie hintun soll!"

„Eine Dame mit sehr guten Beziehungen! Ich dachte da an Ihre Dora!" Lächelnd fuhr sie fort. Es ist doch für eine so hübsche, junge Frau wie Sie sicher nicht immer angenehm, eine erwachsene Stieftochter im Hause zu haben! Aber verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch! Das ist nur im allgemeinen gemeint! Gefällt Ihnen Frau von Karrein, dann können Sie ihr ja sagen, Sie würden sich freuen, wenn Sie mit ihr näher bekannt würden. Das verpflichtet zu gar nichts! In Berlin lassen sich Bekanntschaften schnell wieder abbrechen! Frau von Karrein wird Ihnen nie lästig sein!"

Das war ein Weg! Die Dora stellte neuerdings ja das ganze Haus auf den Kopf. Und ihr Mann wollte gern Konsul werden. Da flogen mit der Zeit ein paar Ordensbändchen ins Knopfloch. Man stieg die gesellschaftliche Leiter ein paar Stufen höher hinauf . . . . Und etwas Sträuben konnte wohl nicht schaden.

„Zu liebenswürdig, gnädige Frau! Aber ich möchte heut Frau von Karrein noch nicht auffordern, selbst wenn sie mir sehr gut gefällt! Woran ich übrigens schon jetzt nicht zweifle! Denn wer den Vorzug hat, von Ihnen im kleinen Kreise empfangen zu werden! . . . . . Aber ich bin nun einmal so, ich tue nichts, ohne vorher mit meinem Mann gesprochen zu haben!"

Über diese Antwort war die Geheimrätin doch recht verwundert. Sie hatte geglaubt Frau Blaak würde mit beiden Händen zugreifen. Da hieß es vorsichtig sein.

„Ich betone nochmals, liebe Frau Blaak, ganz impulsiv ist es geschehen, daß ich Frau von Karrein eingeladen habe, ich möchte nicht mißverstanden werden!"

Die kleine, zierliche Frau entgegnete rasch:

„Selbstverständlich ist es so! Ich habe nur herzlich für den natürlich ganz diskreten Hinweis zu danken!" Ein Seufzer folgte. „Dora kommt ja nun in das Alter! Ja — und im-

Digitized by Google

mer ist nicht leicht mit ihr fertig zu werden. Es ist doch nur zu verständlich, daß mein Mann sie etwas reichlich verwöhnt!"

Da lachte die Geheimrätin wieder und sagte:

„Die Beobachtung glaubte ich auch schon gemacht zu haben, lediglich deshalb ist es in Ihrem Interesse geschehen!"

Während sich Frau Blaak bedankte, ärgerte sich im stillen die Geheimrätin. Schon ein paarmal hatte sie sich in unangenehme Lage gebracht, weil ihr so leicht das Herz durchging. Ellen war sehr glücklich geworden, da hatte sie geglaubt, Frau von Karrein mit vollen Händen entgegenkommen zu müssen. Und den rechten Augenblick hatte diese Frau, bewußt oder unbewußt, benutzt. Als sie von ihrer Tochter aus dem offenen Zelt gekommen war, in dem sie mit ein paar anderen Damen des vornehmen Regiments Tee kredenzt hatte. Eine leibhaftige Prinzeß war die „Patronesse" dieses Zeltes gewesen, deren Mann als Stabsoffizier dem Regiment angehörte, und die sie, trotz des Trubels, auf das liebenswürdigste begrüßt hatte.

Das Gespräch sprang herüber und hinüber. Man hatte ja so viel gemeinsame Bekannte.

Nach einer reichlichen halben Stunde meldete der Diener Frau von Karrein.

Wie immer, in schwarzer Seide, kam sie hereingerauscht, begrüßte die Hausfrau liebenswürdig und bewahrte Frau Blaak gegenüber eine vornehme Zurückhaltung die ganze Stunde, während der sie zusammensaßen.

Frau Blaak brachte auch einmal das Gespräch auf ihre erwachsene Stieftochter, Frau von Karrein ging auf diesen Wink gar nicht weiter ein, sondern erhob sich und bat, die Kunstschätze, die in dem Raum aufgestellt waren, bewundern zu dürfen. Sie wußte, daß sie der Geheimrätin da ans Herz griff. Die spielte sich gern auf die Kunstenthusiastin auf, obgleich sie nicht allzuviel Geschmack durch ihre Ankäufe bewies. Aber es war nun einmal an der Tagesordnung, Maler und Bildhauer zu unterstützen. Wenn es Mode geworden wäre, alte Spazierstöcke zu sammeln, hätte sie es wahrscheinlich auch getan.

Erst als man sich trennte, setzte Frau von Karrein ihr bezaubernd liebenswürdiges Lächeln gegen Frau Blaak auf, schüttelte ihr herzlich die Hand und sagte:

„Ich habe mich aufrichtig gefreut, Sie kennen zu lernen!" ....

Frau von Karrein ging noch nicht nach Hause. Sie nahm sich ein Automobil und machte einige Besorgungen. Diese Frau Blaak hatte sie richtig behandelt. Nur sich nicht aufdrängen. Ihr mußte man kommen! Und die kleine Frau biß todsicher an .... Ein anderer Faden sollte heute geknüpft werden. Felgart lernte um diese Zeit gerade die Großschlächterstochter kennen. Wie dieses Rendezvous auslief, das blieb vorläufig viel wichtiger. Wer im Leben nicht warten konnte — auf seine Stunde, der war ein Narr!

---

12. Kapitel.

Felgart bewunderte sich in seinem kleinen Mansardenstübchen im Spiegel. In Gehrock und gestreifter Hose stand er da, bereit, auf die Brautschau zu gehen. Sein Leichtsinn war wieder erwacht. Was er auf dem Leibe trug, war alles aus dem Warenhause. Der Anzug nach Maß gemacht. Er saß ganz leidlich. Früher wär' er freilich mit dem Sitz nicht zufrieden gewesen, und mit dem Tuch erst recht nicht. Seine Anzüge befanden sich in New York im Leihhause! Mochte sie ein amerikanischer Gentleman auftragen. Es war gut, man dachte mitunter an die böse Zeit, da würde einem der Entschluß leichter, mit beiden Beinen in die Zukunft zu springen. In der man hoffentlich zum mindesten nicht zu hungern brauchte. Alles andere war schon zu ertragen. Und Lehrgeld hatte man auch gerade genug gezahlt. Da hielt man die Ohren steif und hütete sich vor einem neuen Hinabschlittern. Auf Abenteuer war er immer gern ausgegangen. Verlegen war er da gar nicht. Nur daß er das Herz der Großschlächterstochter bis zu Tränen rühren sollte, das ging ihm gegen den Strich. Bisher hatte er seine „Erfolge" immer auf die verschiedenste Weise erzielt. Nun, das würde sich finden. Alle kleinen Mädchen ließen sich nicht über einen Kamm scheren.

Digitized by Google

Die Erfahrung hatte er genügend gemacht. Aber er hatte immer schnell herausgefunden, wie man am besten zum Sturm ansetzen konnte. Da hieß es also kaltes Blut bewahren, denn er hatte keinen sicheren Boden mehr unter den Füßen. Und wenn er nach Hause kam, mußte er Frau von Karrein „Erfreuliches" melden können. Ein Zwanzigmarkstück hatte sie ihm, wie immer in einem Umschlage, zur Verfügung gestellt. Der Gedanke schoß plötzlich in ihm auf: wenn ich das nun benutzte, um zu meinen Eltern an den Rhein zu fahren? Frau von Karrein würde weder „Geschichten" um den Goldfuchs noch um den großen Pump machen. Er hatte zu sehr hinter die Kulissen gesehen. Aber den Gedanken verwarf er rasch wieder. Die Eltern spedierten ihn womöglich rasch wieder nach Amerika. Und Bekannten in Bonn lief er da auch über den Weg. Endlich mußte auch einmal Schluß gemacht werden mit der Schröpferei zu Hause. Die gerissene Frau von Karrein aber wollte ihn zum leibhaftigen Rittergutsbesitzer machen! . . . . . Was gab's da noch lange zu überlegen? Also losmarschiert. Da lag der steife Hut, die Glacéhandschuhe und der Stock! Und für den Anfang gezeigt, daß die Spirituslampe im Kopfe noch recht gut brannte. Heulen sollte das kleine Mädchen wie ein Dorfköter beim Trompetenblasen! . . . .

Grete Schuster hatte gebohrt und gebohrt! Bis sie endlich von der Freundin erfahren hatte, was die Kartenlegerin gesagt.

„Natürlich glaub' ich an den Unsinn nicht, Grete!"

Die hatte den Braten gerochen, sich aber nichts merken lassen. Also für die Elise hatte man schon einen „in Aussicht". Das wunderte das schlaue Berliner Mädel aber auch gar nicht. Wer so reich war, für so eine fand sich schon einer, der liebend gern anbiß! Besonders wenn er „Schiffbruch" erlitten. Aber an die Wand wollte sie sich nicht drücken lassen. Sie war zur „Empfangsdame" gegangen und hatte deutsch mit ihr geredet.

„Die ‚Schiebung' kann nur durch mich zustande kommen, das sehen Sie wohl ein?"

Es war immer mißlich, wenn mehrere um eine solche Sache wußten, aber mitunter war das nicht zu vermeiden. In diesem Falle schon gar nicht. Weil die Großschlächterstochter zu viel nüchternen Sinn besaß und an das „Fluidum" nicht recht glauben wollte. Sonst war ein solches „Geschäft" mit Leichtigkeit in engerem Kreise zu machen. Und Grete Schuster hatte die Freundin hergebracht und hing fest an ihr wie eine Klette. Da mußte sehr vorsichtig verfahren und das junge Mädchen zur Mitschuldigen gemacht werden. Für den Anfang redete die „Empfangsdame" um die Sache herum, gab dabei doch manches zu, und ein bißchen schmeicheln tat sie auch.

„Liebes Fräulein, Sie sind sehr klug! Aber die Phantasie geht doch allzu weit mit Ihnen durch! Gott, wenn wir ein Paar glücklich, wahrhaftig glücklich machen können, warum denn nicht? Aber sehen Sie, da kennen wir Fräulein Schwarzhasel doch viel zu wenig! Das ‚Fludium' kann Frau Dennert doch nur die Wege weisen!"

Da lachte Grete Schuster die Empfangsdame aus.

„Das soll ich glauben? Ich? Aber halten Sie mich doch, bitte, nicht für so dumm! Sie denken an sich und ich denke an mich! Und wünsche meiner Freundin alles Gute!"

Die Empfangsdame überlegte, sollte sie den Wurf wagen? Schriftlich mußte sie von dem jungen Mädchen die Mitschuld in Händen haben, damit sie der Schlächterstochter beweisen konnte, was für eine Kanaille die Grete Schuster war — wenn die nämlich aus der Schule plauderte — dann war Zeit verloren, aber „das taugliche Objekt" behielt man in den Fingern.

„Also darüber wären wir einig, wir wünschen Ihrer Freundin alles Gute! Und Ihnen wünsche ich's erst recht!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

14. Fortsetzung.

Jetzt drehte sich Lia wieder mir zu, sah mich lange an, und ich sah sie an, und dann lachten wir beide fröhlich und zugleich mit einer scheuen Wehmut, die viel weiß.

„Ich dachte, daß ich dich nie mehr sehen würde," sagte sie leise, fast andächtig, „und jetzt finden wir uns in dieser großen Stadt Berlin, unter den vielen, vielen Menschen, und es ist, als ob es nicht anders sein könnte."

Wir gingen nebeneinander her, mitten in dem Mittagsverkehr Unter den Linden; die Kuppel des Doms leuchtete freudig im hellen Licht, es war ein Tag voll Frühlingsbereitschaft. Viele Mädchen kamen uns entgegen, die in kleinen Körben runde Veilchensträußchen anboten. Ich kaufte, so viel ich fassen konnte, und überhäufte Lia damit. Sie lachte froh und steckte sie sich zwischen die Knöpfe ihres Pelzjacketts und eines in den großen, flachen Muff. Von Zeit zu Zeit ließ sie mich riechen. Es gab noch keine Frage über Woher und Wie und Warum.

Wir waren zwei gute Freunde, die an einem schönen Tag durch die Stadt schlendern, in ruhigen Zügen das wechselvolle Bild der lebendigen Straßen genießend; eine gesunde Röte ist in den Wangen, und die Ohren glühen wie wahrhaftige Rubine.

Dann entdeckten wir, daß wir Hunger hatten, lachten über diese Prosa in unserem idyllischen Schlendergedicht und beratschlagten, was wünschenswert sein möchte.

Plötzlich rief Lia: „Ich weiß es, Joseph! Wir gehen zu Lutter und Wegener in den alten Keller, da sitzen wir wie außerhalb der Welt, in einer Art derben Genießerhimmels, und können schön in die vergangene Zeit zurückblicken. Willst du?"

Ja, ich wollte wohl, denn ihre Worte verhießen mir eine günstige Stunde. Wir waren bald da, Lia trillerte ein übermütiges Lachen, als sie die schmale Steintreppe hinabstieg, mit geneigter Stirn, um nicht an das Gewölbe anzustoßen. Es tat sich ein niedriger Raum vor uns auf, mit nackten Steinwänden, dicken Säulen, im ganzen eingeteilt in trauliche Gelasse mit derben Holztischen und Bänken, erfüllt von einem summenden Brausen sorgloser Menschenstimmen. Ganz hinten saß eine Gesellschaft polnischer Männer und Frauen, die ihre schwermütigen Lieder sangen und immerfort roten Wein aus Korbflaschen tranken.

Wir fanden einen kleinen Tisch in einer Ecke, und es saß im selben Gelaß nur noch ein junger Mensch, der sein schmales Schauspielergesicht verträumt in die absonderliche Umgebung hielt. Der Kellner war ein lustiger Kerl mit einem Faungesicht, das aus den derben Quadern des Gewölbes hervorgewachsen schien; er brachte alles mit einem besonderen Witz, so daß man mit ihm völlig auf seine Rechnung kam.

Wir hoben die Gläser und stießen langsam miteinander an, es war wie eine Danksagung.

„Hier sitzen wir nun, und keines hat noch vor einer Stunde daran gedacht, daß es so werden könnte", sagte Lia versonnen.

Sie erschien mir ruhiger, beherrschter und älter in ihrem ganzen Wesen. Sie war nicht häßlicher geworden, aber in ihrem bleichen Gesicht ging doch ein Schatten um, der viel erzählte. Sie mußte mancherlei gelitten und entbehrt haben.

„Bist du glücklich, Lia?" fragte ich weich. Ich hatte auf einmal ein so großes Mitleid mit ihr und wußte doch eigentlich gar nicht, warum.

Sie sah mich lange geradeaus an, und jetzt schien sie mir wieder die frühere Lia, und sagte dann, während sie meine Hand auf der Tischplatte hielt: „Warum braucht man glücklich zu sein, wenn man weiß, daß man es vielleicht nicht ertragen könnte, Joseph?"

Ich fragte nicht, wie sie das meinte, denn ich merkte wohl, daß eine lange Erfahrung dahinterstand. Ich drückte nur ihre Hand, und das war auch eine gute und tröstliche Sprache.

Alles Äußere kam uns nur wenig zum Bewußtsein; ich fragte sie nicht, was sie in Berlin betreibe, und nahm es als eine unbedeutende Kleinigkeit, als ich erfuhr, sie sei jetzt im Theater des Westens in Charlottenburg und spiele da erste Rollen in Operetten.

„Ja," sagte sie mit schelmischer Wehmut, „wer hätte das damals in der kleinen, ver-

Digitized by Google

räucherten Soldatenkneipe gedacht, daß ich einmal so weit hinauskäme. Es ist ein seltsamer Weg, den man genommen hat, und doch ist auch die große Beruhigung dabei, daß es so sein sollte. Und es ist die große Freude," fügte sie lebhafter hinzu, „daß dieser Aufstieg begann mit dem Tag, an dem wir uns kennen lernten, Joseph. Du hast mir Glück gebracht . . ."

„Damals hatte ich solche Angst um dich," sagte ich unvermittelt, „ich weiß nicht warum, es packte mich mit einemmal . . . Und dann war ich noch einmal in Straßburg und habe dich singen hören . . . Du ahntest nicht, daß ich da saß, und es ist mir schrecklich schwer geworden, aus dem Land zu reisen, ohne noch einmal mit dir gesprochen zu haben . . . Es war aber doch wohl am besten so . . ."

„Joseph," sagte sie darauf, „du weißt, was du mir gewesen bist und auch immer bliebst. Du konntest tun, was du wolltest, das hätte dich bei mir nicht verschüttet. Ich wußte ja auch, daß du alles nur tatest, weil du nicht anders konntest, und ich hatte ja gar kein Recht, eine Liebe von dir zu fordern, die du nicht hattest. Es ist mir dann auch äußerlich besser gegangen," fuhr sie gleichmäßiger fort, „die furchtbaren Verfolgungen und Niederträchtigkeiten jenes verliebten Menschen, von dem ich dir einmal in Straßburg erzählte, hörten auf, weil er für seinen Vater ins Ausland mußte, um die Geschäfte zu führen. Er hat dann wohl eine andere unglücklich gemacht. Aber nicht wahr, Joseph," unterbrach sie sich, so hastig, daß man merkte, es müsse etwas Wertvolles für sie kommen, „nicht wahr, heute bleibst du den ganzen Tag bei mir? Es trifft sich so gut, daß ich heute abend frei bin, so können wir lange zusammen sein . . . Willst du, Joseph?"

„Nein," sagte ich scherzhaft, „wie denkst du dir das? Kann ich wohl als verheirateter Mensch mit dir in Berlin zusammensitzen?"

Sie bekam ein ganz schmales, graues Gesicht; die Brauen zogen sich über den Augen zusammen, wie in einem heftigen Schmerz, und ihre Mundwinkel zuckten.

„Joseph", sagte sie nur. Ganz leise wie ein Hauch und tonlos, wie ich es nie von einem Menschen gehört hatte.

„Ja, Lia", sagte ich.

Da hatte sie auch schon ihre Finger in mein Haar geschlagen und meinen Kopf vornübergezogen, ich sah noch mit einem schnellen Blick, wie der junge Mensch mit dem Schauspielergesicht freudig lächelnde Augen bekam, dann brannte ein trockener, dürstender Mund auf meinem und zwei tiefe, schwimmende Augen sogen sich in meine Blicke fest, und es gab nichts mehr zwischen Himmel und Erde als diese schnellen, fordernden Küsse der Lippen, der Augen, des ganzen Körpers . . .

Der Kellner kam, Lia sah ihn nicht. Sie sah nur mich, wollte nur mich, hielt nur mich in ihrem Bewußtsein. Der Kellner ging wieder. Ich konnte sein Faungelächel nicht sehen, sonst hätte ich ihn vielleicht gezüchtigt, so zornig war ich in mir und so berauscht auch von dieser gehäuften Glut, die nun prasselnd über mir zusammenschlug.

Dann taumelten wir aus dieser Verwirrung heraus, mit ganz matten, eingefallenen Gesichtern, mit erloschenen Augen und zitternden Händen. Wir saßen nebeneinander, wie zwei Verbrecher, die Blicke in dem zerritzten und zerschnittenen Holz des Tisches, unfähig, die Stirnen zu heben und so ein wenig Freiheit und Ermunterung von außen in die Augen zu holen.

Der Kellner kam noch einmal, wirtschaftete geschäftig um uns her, setzte die leeren Teller mit großem, andeutendem Geklapper aufeinander, stieß sie auf die geleerten Platten und gab sich im ganzen als ein wacher und boshafter Mensch.

Ich schob endlich meine Hand gegen das gefüllte Glas, und da kam zu gleicher Zeit Lias Hand zu dem Stiel des ihrigen, und jetzt wagten wir alle beide, uns über diesen gemeinsamen Gedanken hin anzusehen, scheu erst, dann zuversichtlicher und entschlossener und zuletzt mit einer guten und sühnebereiten Offenheit.

„Lia", sagte ich, wie sie vorhin meinen Namen gesagt hatte.

Und sie dagegen wie ich: „Ja, Joseph."

Da wußten wie wieder viel voneinander, und daß es jetzt ein gutes, treues Zusammenhalten werden sollte. Und das sagte ich auch, und sie saß stumm dabei, so, als klinge da eine schlichte Erzählung von irgendeinem friedlichen Menschengeschick, und war doch der Tod ihrer lang gehätschelten, großen Hoffnung.

Digitized by Google

„So ist es also gekommen, Lia", schloß ich meinen leisen Bericht, während ich das wärmende und ermunternde Gefühl hatte, als löse ich mich nicht von diesem Mädchen allein, sondern in ihr auch von den anderen, die einmal etwas von mir erwartet hatten. Besonders stark und deutlich stand das Gesicht Carrys vor mir, von der ich lange nichts mehr gehört hatte, und es erfüllte mich mit einer schwingenden Wehmut, als ich ahnte, wie ihr Geschick gerade so einsam und auf sich selbst gestellt dem Ende entgegengehen würde wie das Lias. Ich fuhr fort: „Wenn ich heute aufmerksam daran zurückdenke, weiß ich selbst nicht mehr, wie es so kommen konnte, und es will mir manchmal scheinen, daß der Mensch in Gefahr ist, wenn er sich nicht Tag und Nacht selber fest in der Hand behält. Aber es ist jetzt gut für mich so, wie ich es dir erzählt habe."

Ich mußte auch an Johanna denken und erschrak, weil ich doch von ihr gesprochen hatte, als sei sie mir schon etwas Fernes, Fremdes. Sollte sie das jemals werden, etwas Fernes, Fremdes? dachte ich in einer beklemmenden Angst und doch auch mit dem Gefühl, als klinge irgendwo eine verheißende Glocke auf.

In meine nachdenkliche Ernsthaftigkeit hinein sagte Lia: „Ich verstehe es, Joseph", und das machte mich ruhig und froh, daß ich die Tränen nicht hörte, die in diesen drei Worten geweint wurden.

Es war mit einemmal wieder eine offene Heiterkeit zwischen uns, die schwermütigen Polen sangen wieder wie vorher, der Kellner hatte sein verkniffenes Faungesicht, und der junge Schauspieler am Nebentisch trank langsam die kleinen Bewegungen und Erlebnisse, die in dem Lokal umgingen.

Wir sind dann Hand in Hand aus dem Dämmerhalbdunkel des Weinkellers in die hellen Straßen gestiegen. Kinder lärmten auf dem Gendarmenmarkt, umbrandet von dem Gewühl der Straßen, die sich schmal vorüberzogen. Auf hohen Droschkenböcken schliefen die Kutscher mit ihren roten, schnapsseligen Gesichtern, den Zylinder weit im Genick oder, wenn sie Pessimisten waren, bis an die dicke Nasenspitze gedrückt. Ein Buchladen prahlte mit den prächtigen Farben und Stoffen neuer Bücher-einbände. Aus einem niedrigen Gewölbe rauchte ein schwerer Dunst von Kraut und Früchten.

Lia erzählte mir von dem Herrn im Pelzmantel, den ich bei ihr im Automobil gesehen hatte. Aus ihren Worten träufelte für mich wieder eine süßerschreckende Ahnung, wie ja überhaupt dieser wundervolle Tag eine Ahnung nach der anderen für mich bereit zu halten schien. Es war ein junger Flieger, einer der ersten, die einen großen Flug von Paris nach Petersburg zurückgelegt hatten. Ich kam in ein seltsames Fieber, als ich von seinen Leistungen reden hörte, er erschien mir als ein Apostel eines neuen Heilands, eines Heilands der großen, eroberungsfrohen Geistigkeit, die sich die Materie dienstbar gemacht hat, daß sie auf einen Fingerdruck gehorcht; die Hebel und elektrische Ströme und Benzingase in ihre gewaltige Energie gezwungen hat und nun damit schaltet wie ein Gott mit seinen Mitteln und Werkzeugen. Unter den schlichten Worten Lias von diesem jungen Menschen, der noch vor gar nicht allzu langer Zeit ein unbekannter, kleiner Schlossergeselle gewesen und von Ort zu Ort landstraßenwärts gewandert war und nun mit einer todverachtenden Kühnheit über die weiten, bunten Länder flog, unter den Worten von der Kraft und Entschlossenheit dieses Menschen öffneten sich vor mir große, furchtbare Landschaften, in denen ein Brausen war wie von hunderttausend gewaltigen Flügeln und ein Jauchzen wie von einer erlösten, fröhlichen Menschheit . . . Ich sah daneben mein bisheriges Leben stehen, dieses junge, hoffnungsvolle Leben, das so wenig Ertrag gebracht hatte; und da wurde ich sehr traurig und zornig auf mich: denn es war ja nur eine Winzigkeit, gemessen an den neuen, tätigen Menschen einer Zeit der Maschinen und neuer Energien. Es war eine Gewöhnlichkeit, Beamter zu sein oder Handwerker oder auch Dichter. Ja: oder auch Dichter. Denn das verschlug es, ob ein neuer Roman oder ein neues Theaterstück mehr in der Welt herumlief, was half es dem großen Geist weiter, der in der Menschheit lebendig geworden war?

Wir waren in den Tiergarten gekommen und gingen nun auf schmalen, gewundenen Pfaden hin. Die Erde war noch kühl, aber es ging doch schon ein starkes Wehen zwischen den

Digitized by Google

Baumstämmen hin, das von Knospen und feinen Grasspitzchen erzählte. Und da mußte ich daran denken, daß auch eine solche Frühlingshoffnung durch die Welt gesegelt war, als ich dem Tag entgegendrängte, der mich mit Johanna vereinigen sollte . . .

Da wurde ich noch trauriger und erschrak doch auch, daß ich darüber traurig sein konnte, wußte mir nicht mehr zu helfen vor Unsicherheit und einem dumpfen, unklaren Verlangen.

Wir wanderten bis nach Charlottenburg hinaus, wo ich die breiten, überaus sauberen Straßen mit ihren hohen, stattlichen Neubauten bewundern konnte.

Mit der Untergrundbahn fuhren wir zurück, und da eröffnete sich ein neues Stück wahrhaftiger Großstadt vor mir; ich sank aus einer Verwunderung in die andere, als ich die fabelhafte Wieselhaftigkeit dieser langen, bunten Wagen sah, die da wie eine Schlange ohne Kopf vorwärts stürzen in tiefe Schächte hinein, über schmale Brücken, die an alten, verräucherten Fabrikhöfen, an massigen Eisenbahnanlagen, an Kirchen und rissigen Hinterhäusern vorbeiführen. Dann wieder gleitet die Schlange über einen vornehmen Viadukt durch eine herrschaftliche Straße, und man kann mit seinen neugierigen Augen in ganze Wohnungen hineinsehen: Da sitzen struwwelköpfige Kinder über ihren Schularbeiten, dort bewegt eine schmächtige, bleiche Frau eine Nähmaschine; auf einem Sofa sitzt breit ein ungeschlachter Mensch mit einem Fleischergesicht, hemdärmelig, der hält in seinen Pranken eine Zeitung weit auseinandergefaltet, und in der Stube geht eine runde, schwerfällige Frau herum. Man sieht auch Schreiber an langen Pultreihen unter grünen Lampenschirmen eifrig die Feder führen; in einem Fenster kauert ein Fräulein, das auf einer Schreibmaschine herumhämmert, der Chef geht mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen hinter ihr auf und ab.

Das Schönste aber bei dieser Untergrundbahnfahrt war jedesmal das scharfe Fauchen, wenn der Zug zum Halten kommen wollte. Wir stiegen um, und so konnte ich es ein paarmal hören, bevor unser neuer Zug einwuselte. Am Potsdamer Platz sind wir dann ausgestiegen und gemächlich zu Fuß zu Kempinski gegangen.

Dort saßen wir, ganz still und zufrieden, benommen von der erlösenden Eigenheit des Nachmittags, es war uns beiden, als könne dieses wunschlose Dahintreiben kein Ende finden. Wir saßen und hatten kein Verlangen danach, wieder aufzustehen und weiterzuwandern.

„Siehst du, Lia," sagte ich, „jetzt sind wir zusammen, so wie alles, was vorher zwischen uns war, dies vorbereitet hat. Das ist jetzt die Erfüllung, und ihr müssen wir nachgehen. Dann hat es ein Ende. Dann bist du frei und brauchst nicht mehr einsam zu bleiben, und ich habe meine Schuld, die ich doch immerhin an dir habe, gebüßt . . . ."

„Ja, Joseph," sagte sie leise und inbrünstig, „ja, Joseph."

Am anderen Morgen gingen wir zu Picadilly, um uns das gerühmte Wunder auch einmal anzusehen. Wir waren beide ruhig und erlöst. Es saßen nur wenig Menschen in dem ungeheuren Raum, der sich vor uns spannte, mit kleinen Marmortischchen und dunkelgrünen, schmalen, zierlichen Sofas; weiße Kellner standen überall wie kleine helle Punkte in einer dunkleren Fläche.

„Bist du jetzt froh, Lia?" fragte ich, als wir hinter einer der großen Spiegelscheiben saßen, durch die wir das lebhafte Treiben des Potsdamer Platzes verfolgen konnten.

„Joseph," sagte sie, „wie ist alles so wunderbar. Ich glaube jetzt, daß wir alles dankbar hinnehmen müssen, wie es zu uns kommt; denn es hat alles seinen Sinn und seine Berechtigung und führt einmal zu einer großen Freude, wenn es auch viel Leid und Schmerz ist."

„Und", führte ich ihre Versonnenheit weiter, „je schwerer man auf die Erde gedrückt wird, um so wonnevoller ist dann die Erhebung. Wir werden einmal alle fliegen können, Lia, du wirst sehen. Und es ist so, daß die Schicksale eines jeden von uns heutigen Menschen, ob er es weiß oder nicht, darauf hinausdrängen: zu fliegen, die alte Erde zu überwinden, das größere, freiere Reich der Luft in Besitz zu nehmen!"

Ich lebte in einem Taumel, in den mich das brausende Leben Berlins, das Wissen von

Digitized by Google

den Taten des jungen Fliegers Jakob Markus, das Zusammensein mit Lia versetzt hatten.

Ich sagte: „Ich komme immer mehr auf einen Entschluß zu, Lia, der mein aus dem Geleise gebrachtes Leben wieder zu Ehren bringen soll. Warte nur."

Sie sah mich lächelnd an, daß ich sah, sie wünschte mir alles Gute.

Dann telephonierte sie den jungen Flieger an, er möge sie doch nicht wie verabredet, erst in der vierten Nachmittagsstunde in ihrer Wohnung abholen, sondern schon kurz nach zwei Uhr bei Kranzler. Er war gern bereit und nahm auch die Nachricht, daß er in mir einen Bewunderer gefunden habe, gut und lachend auf.

Um zehn Uhr mußte Lia gehen; sie hatte Probe.

„Ich werde vor zwei Uhr nicht fertig sein, Joseph, wir treffen uns dann bei Kranzler, nicht wahr."

Ich begleitete sie ein Stück bis zu ihrer Bahn, und unterwegs erzählte sie mir noch mancherlei von Jakob Markus: „Er ist ein so lieber Mensch, Joseph. Ich lernte ihn durch eine Kollegin kennen, die seine Geliebte ist. Du kannst dir nicht denken, welche Interessen er hat. Ich habe durch ihn die Ehrfurcht vor Menschen gelernt, die kein Geld haben, Handwerker werden müssen und dann aus eigener Kraft und eigenem Mut bedeutende Leute werden. . . ."

„Es sind Landstraßenfahrer", sagte ich betrübt und doch auch von einem eigentümlichen Stolz gehoben, der mich für diese prächtigen Leute erfaßte. Und setzte leise hinzu: „Ich bin auch einmal einer gewesen. . . ."

Da nahm sie meine Hand und streichelte sie und fragte mich scheu: „Bist du so nicht glücklich, Joseph?"

Ich konnte ihr keine Antwort geben, denn es wäre auf jede Seite hin eine Beschämung und eine Niederträchtigkeit gewesen. Aber nachdenklich und entschlossener zur Revolution hat mich diese Frage gemacht.

---

18. Kapitel.

Um die Zeit auszufüllen, die mir blieb, ging ich auf Entdeckungen aus. Es war wieder ein strahlender Tag, und so konnte gut gewandert sein. Die hochgetürmten Häuser beengten in dieser Helligkeit nicht, sondern schienen ebenso hell und ebenso lind und warm zu sein wie die goldige Luft, die an ihnen hinschmeichelte.

Ich hatte von einer elsässischen Schenke gelesen, die in dem großen Berlin ihre Türen allen offen hielt, die ein Verlangen nach heimatlichen Bauten und nach heimatlicher Vertrautheit trugen. Es war irgend wo nahe bei der Hasenheide. Ich zermarterte mir den Kopf, um den Namen der Straße zu treffen, und darüber geriet ich leicht an das Ende der Königgrätzer Straße, dorthin, wo man durch das Hallesche Tor in den Belle-Alliance-Platz einbiegen kann. Dann hat man die endlose, weit hinten in einem dunstigen Himmel versinkende Friedrichstraße vor sich.

Aber als ich schon in den scharfen Luftzug des Tores einbiegen wollte, unmutig über mein schlechtes Gedächtnis, da war der Name der Straße plötzlich so klar da, als hätte ich ihn mit besonderer Wichtigkeit in eine Tafel eingemeißelt, die ich jetzt hervorzog und las. Es war die Bergmannstraße. Jetzt galt es nur noch, die richtige Hausnummer zu ziehen; aber es wollte kein Treffer werden. So stand ich hilflos auf dem Kaiser-Friedrich-Platz und mußte einen Schutzmann um Rettung anbetteln, so schwer mir das auch fiel. Denn es ist immer ein beschämendes Gefühl, wenn man sich von der zugreifenden Justiz belehren lassen muß. Aber diesmal hatte es das Gute, daß ich die Kneipe, die „Zum Elsässer" heißt, ohne Mühe fand. Ich hielt den Atem an, als ich die Hand auf die Klinke legte, denn es regten sich mancherlei freudige und mahnende Stimmen in mir, die mir sagten, daß ich jetzt wieder in einen gänzlich andern Kreis trat, als ihn meine Umgebung und die Verhältnisse seit langer Zeit bildeten, daß jetzt die Heimat in mir lebendig würde, um mich zu rufen. Du bist ihr so lange ferngeblieben, klagten die Stimmen, denkst du nicht mehr daran, was sie dir beim Abschied ins Herz atmete, als sie an deiner Schulter lehnte, ein schlafendes, rot-

Digitized by Google

backiges Elsässermaidle mit einer großen, schwarzen Schleife im vollen Haar und einem straffen Mieder über der jungfräulichen Brust?

Ich meinte, alle Erinnerungen müßten mir schon mit dem Gruß des Wirts entgegenstürzen.

So trat ich ein. Mit einem fröhlichen: „Guten Morgen beieinander!"

Der Wirt kam mir entgegen, hielt mir die Hand hin mit blinzelnd prüfenden Augen und gab dann sein gutes elsässisches Sprüchlein zurück. Es war schnell Freundschaft geschlossen. Wein kam aus dem Keller, ein herber Rotwein von den Rappoltsweiler Hängen und hinterher ein Türkheimer Brand.

Wir stießen an, daß die Gläser hell genug klangen, und sahen uns an und tranken mit tief andächtigen Zügen.

„Ja, unser Elsaßländel", sagte der Wirt.

Und in diesen knappen, einfältigen Worten lag alles, was Gutes in einer Menschenbrust leben kann: Treue, Güte, Heimweh und Schalkhaftigkeit.

Ich saß mit verschwimmenden Augen da und dachte an so mancherlei, wie es gewesen war, wie schön und wie vielfältig und auch wie verworren und schmerzhaft, und dann fielen mir die Verse ein, die ich einmal zwei abgerissenen, verstaubten und lustigen Straßenbrüdern hergesagt hatte:

Und während sie mir auch hier aus dem Munde fielen, langsam, in beschaulicher Fröhlichkeit, zog jenes Leben an mir vorüber, wie ich es gelebt hatte, hinwandernd im Morgen eines hellen Tags die lange Landstraße hin, und zu meiner Rechten hoben sich die sanften Berge aus dem Schlaf, die Dörfer am Weg sandten ihr Räuchlein aus kurzen Kaminen, die Luft war blau, blau und alles voll einer jubilierenden Verheißung:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand,
Wächst der beste Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweirer Sporen
Haben sie all das Spiel verloren."

Da lachte der Wirt und faßte es als einen sachten Rippenstoß und lief in den Keller. Als er wiederkam, brachte er wahrhaftig einen funkelnden Reichenweirer mit. Mir fing schon der Kopf zu tanzen an.

„Ich kann auch ein Verslein," sagte der Wirt, „damit Ihr nicht denkt, man hat im Preußischen die Heimat vergessen."

„Vivat 's Elsaß, unser Landel,
Das so güeti Winle het!
Mir hewe's fescht am Bandel,
Un lohn's bigott net geh!"

Da mußte ich mit einstimmen, und so erfüllten wir die traute, heimatliche Kneipe mit lautem Schall und mit einer innigen Inbrunst und Eigenheit, wie sie in der Art wohl nicht oft in Berlin zu finden sind. Dann schüttelten wir uns die Hände und tranken noch zusammen ein Glas des feurigen Reichenweirer Sporen. Dann ging der Wirt zu zwei anderen Gästen, die über unserem Anstoßen hereingekommen waren. Auch sie sprachen den Dialekt, und so geriet ich immer tiefer in den seligen Wahn, wieder daheim zu sein, die derben, geradnackigen Männer der Heimat um mich her zu haben, selber einer der Ihren zu sein, Bauer auf der Scholle, Wanderer in der weiten, gesegneten Ebene des Landes zwischen Wasgau und Rhein, und die Sonne schien mild auf die strotzenden Wiesen und Aecker, an lieblich geschlängelten Wegen grüßte aus dem Schatten breitwipflicher Buchen das Steinbild des Erlösers am Kreuz, Lerchen trillerten sich in den hohen, blauen Himmel, die Berge dunsteten in der Ferne.

Die beiden Männer führten ein lebhaftes Gespräch; sie hatten glattrasierte, längliche Gesichter, wie sie wohl Domestiken zu zeigen pflegen.

Es kamen dann gleich noch ein paar Leute herein, ein verhuzzeltes Männlein mit dem typischen Bauerngesicht, die Mundwinkel eingekniffen, ein paar Stoppeln um das Kinn, und in den Ohren dünne, kleine Ringe. Er murmelte sein „Bonjour beieinander"! zwischen zahnlosen Kiefern hervor und setzte sich bescheiden in eine Ecke. Auch eine Frau kam, kräftig, mit breiten Hüften und einem stolzen, fast hochmütigen Gang, wie sie in den Fermen hoch im Gebirge daheim sind; in ihren großen, dunklen Augen brannte das Heimweh. Aber ihre raschen, entschiedenen Bewegungen hatte die Fremde nicht mäßigen können.

Digitized by Google

Dann noch drei oder vier junge Leute, städtisch gekleidet, mit steifen Hüten auf den sorgfältig gescheitelten und geölten Köpfen; sie sprachen ihren Dialekt geschliffener und gewaschener als die anderen.

So füllte sich das Lokal, der Wirt ging herum mit der Likörflasche, auf deren Schild groß zu lesen stand: Madagaskar oder auch Kirsch, Quetsch, Anisette. Der alte Bauer in seiner Ecke bestellte ein Päckel Tabak Burrus, wie er es von alters her zu rauchen gewohnt war; die beiden Domestiken ließen sich Etrangerszigarren von der Kaiserlichen Tabakmanufaktur geben. Sie waren besonders lebhaft und aufgeregt, ihre glatten Gesichter fielen immer wieder in rasch darüberlaufende Falten, ihre Augen blitzten und blinzelten, mit den großen Händen machten sie mächtige, den Rauch zerteilende Bewegungen. Ich hörte erst nicht auf ihr Gespräch, obwohl ich es gut hätte verstehen können, weil sie doch am Tisch neben mir saßen. Erst als ein Wort fiel, das mich aus dem dämmrigen Frieden der Stunde warf, horchte ich hin. Sie sprachen gerade von Belfort.

„Ich habe ein gutes Leben dort gehabt", sagte der eine, ein Mensch mit einer roten Nase und listigen, kleinen Augen, die unter dicken, weißen Brauen herumliefen, wie kleine, gefangene Mäuse. „Man hat mir genug freie Zeit gelassen, und an guten Weinen und Zigaretten hat es mir auch nie gefehlt. So im ganzen war der Patron ein gesitzter und anständiger Kerl, da läßt sich nichts dawider sagen. . . ."

Der andere warf etwas ein von einer hohen Auszeichnung, die der Patron vor kurzer Zeit erhalten hatte.

Der mit der roten Nase und den Mausaugen nickte wichtig, als sei die Auszeichnung seinem Herrn nur auf seine einflußreiche Domestikenverwendung zugebilligt worden, und sagte: „Mais oui, von der Akademie! Er hat es auch verdient, der Monsieur Barbignolle. ."

Der gute Mensch muß nicht schlecht erschrocken sein, als ihm in diesen Satz plötzlich ein fremder Mensch mit beiden Füßen hineinsprang und ihm den Schluß zertrampelte.

„Monsieur Barbignolle?" rief ich, daß es das ganze Lokal erfüllte. „Sie waren bei Monsieur Barbignolle?"

Ich lehnte mich weit über meinen Tisch, das mein Weinglas umfiel, und starrte den Domestiken wie das siebente Weltwunder an, und wahrscheinlich lauerte eine Gefräßigkeit in meinen Augen, daß ihm angst wurde. Er beugte sich zurück, umklammerte sein Schnapsglas und stotterte etwas zwischen den Zähnen. Der andere behielt mehr von seiner Fassung, sah mich hochmütig von oben bis unten an, soweit er mich erwischen konnte, und bemerkte dann kühl, ob es vielleicht ein Verbrechen sei, bei Monsieur Barbignolle gedient zu haben? Oder woher sonst meine „Konfusion" sich herleite?

Ich ließ mich aber nicht aus meinem Eifer werfen, denn war es nicht ein Ruf aus einer vergangenen Zeit, der hier aufklang, war es nicht eine Mahnung an einen Menschen, den ich im Stich gelassen hatte, weil ich meinen Eigensüchten nachging? Und lief alles nicht um diesen Menschen, der meinetwegen den Tod gesucht hatte? Während ich mich so gierig über den Tisch beugte, erstand in meinem klopfenden Gehirn das Bild des ertrinkenden Mädchens auf der Pleiße, alle Qualen, die mir der Brief von Gretels Mutter bereitet hatte, erinnerten höhnisch daran, daß sie nur geschlafen hätten und nun von neuem an mir fressen wollten. . .

Der Domestik mit der roten Nase hatte sich unterdessen gefaßt und sagte lachend: „Ihr habt mir bei Gott keinen üblen Schrecken eingejagt, Monsieur! Man hat ja direktement gemeint, Ihr wollt mich mit Euren Augen aufspießen. Aber wenn Ihr's gern wissen wollt, warum soll ich's nicht sagen: Allerdings habe ich bei Monsieur Barbignolle in Diensten gestanden. Kennt Ihr ihn denn?"

„Ihn selber nicht," gab ich zur Antwort, „wohl aber die Demoiselle, die bei seinen Kindern ist. . . ."

Er unterbrach mich lebhaft: „Ah, Ihr meinet die Mamsell Marguerite. Das ist ein Maidle, olala! Die hat den Teufel zehnmal in den Rippen, hahaha!"

Ich stand schon vor ihrem Tisch und fragte erst gar nicht lang, ob es ihnen recht sei, sondern setzte mich gleich dem einen gegenüber, der mir mancherlei erzählen sollte. Ich liebte die-

Digitized by Google

sen Menschen in meiner Aufregung, denn er saß ja als ein Bote vor mir, der vielleicht sogar aus eigener Anschauung erzählen konnte, wie Gretel den schrecklichen Weg genommen hatte. . . .

„He!" rief ich dem Wirt zu, der gerade vorbeiging, „bringt einmal einen Liter Alten, wenn's beliebt, wieder von dem Reichenweirer, ja."

Die Domestiken schmunzelten; der Reichenweirer löste auch im Herzen des Steiferen und Aufgeblaseneren heimatliche und zutrauliche Gefühle.

„Ja, Demoiselle Marguerite", nickte der andere, sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend. „Wenn Sie mich nach der fragen, Monsieur, da kann ich erzählen. Haufenweise, wenn Sie wollen. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll. Ich habe ja auch ihretwegen den Dienst bei Monsieur Barbignolle aufgesagt. . . ."

Seine Augen bekamen mit einemmale einen tückischen, gehässigen Ausdruck; er sah mich gespannt an, während er die geballten Fäuste langsam nebeneinander auf die Tischplatte legte.

„Wie ist das gekommen?" fragte ich, meine Ungeduld hinunterwürgend, denn es ging doch nicht, daß ich den Menschen gleich mit meinen persönlichsten Fragen überstürmte. Wer weiß, ob er sich nicht wie eine Schnecke zurückgezogen hätte!

„Es ist gleich erzählt", fing er an. „Die Mamsell Marguerite konnte mich nicht gut leiden, weil ich sie einmal eine impertinente und naseweise Gans geheißen hatte. Seit damals machte sie mir grüne Augen. Und dann hat sie mich beim Monsieur angeschwärzt, der glaubte ihr, es blieb ihm ja nichts weiter übrig. . . ."

„Halt!" unterbrach ich ihn hastig. „Was wollen Sie damit sagen?"

Er lachte niederträchtig. „Weiter nichts, als daß Monsieur Barbignolle sich eben vor Mademoiselle in acht nehmen mußte. Sie hätte etwas ausplaudern können, was nur sie beide und außerdem noch Madame wußten. Und natürlich meine kleine Fifine, die Kammerzofe . . . Hähähä, was hätte ma belle Fifine nicht gewußt!"

Die anderen Gäste achteten gar nicht auf uns, mir war es aber, als müßten sie alle herhorchen, das Blut stieg mir in die Schläfen, eine große Angst packte mich hart an. Was war mit Gretel, wie konnte es geschehen, daß dieser Domestik ihren Namen und den des Monsieur Barbignolle in einem Atem in den Mund nahm?

Und zu gleicher Zeit fühlte ich einen würgenden Ekel, weil ich mir von diesem unbekannten Menschen, dem die Bedientenseele häßlich genug aus den verwässerten Augen leuchtete, die Schicksale Gretels erzählen lassen sollte. Aber die Not, die ich um das Mädchen gelitten von dem Tag an, da ich von ihrem Weg in das Wasser erfahren hatte, peitschte mich vorwärts. So drängte ich atemlos: „Was war das mit Marguerite und Monsieur? Redet doch!"

Er warf seinem Gefährten einen verschmitzten Blick zu und lachte breit. „Ja, wenn Sie es durchaus wissen wollen, Monsieur. Warum nicht? Also da war etwas nicht richtig mit den beiden. Die Mamsell Marguerite ist ein lebenslustiges Ding, wenn Sie sie näher kennen, Monsieur, dann wissen Sie es ja selber auch. Sie hat manchem von unseren jungen Männern den Kopf verdreht und hat ihn dann zappeln lassen, bis er ganz schwach geworden ist. Am meisten hat sie es mit Monsieur Marcell gehalten. . . ."

„Monsieur Marcell," sagte ich ganz mechanisch, „ja, den kenne ich. Er ist bei dem Kaufmann Loriette angestellt. . . ."

„O nein," unterbrach mich der Domestik, „jetzt ist er schon eine ganze Weile sein Kompagnon. Mit ihm also hat sich die Mamsell Marguerite besonders viel und auffallend abgegeben. Aber wie es unterdessen bei uns im Haus gewesen ist, das hat keiner gewußt, außer meiner Fifine und mir. Die Madame hat es auch erst später erfahren. Meine Fifine, hähähäh, die hat es halt bald herausgehabt, was der Patron alleweil spät in der Nacht in den Korridoren gesucht hat. Einmal hat sie sogar durch das Schlüsselloch gesehen. . . ."

„Halt!" wollte ich rufen, wollte meinen Hut und Mantel nehmen und davonlaufen; aber die Kräfte fehlten mir dazu. Es war, als ginge von dem Domestiken eine herrische Macht

Digitized by Google

aus, die mich auf dem Stuhl festhielt, und diese Macht kam in den gleichgültigen Menschen von weither, aus der Vergangenheit, da ich noch mit Gretel über den Wall des Heimatstädtchens spazierenging oder in aller Heimlichkeit an ihrer Seite durch den Stadtgarten schlenderte.

„Ja, durch das Schlüsselloch hat sie gesehen," wiederholte der Domestik, „wie Monsieur Barbignolle. . . ."

Er brach mit einem niederträchtigen Lachen ab und goß sich ein Glas Wein zwischen die schmatzenden Lippen.

Sein Gefährte sagte mit einer schamlosen Ruhe: „Na, er wird sie geküßt haben, wenn es weiter nichts war."

Am liebsten wäre ich diesen armseligen Menschen mit beiden Fäusten in die aufgeschwemmten, wüsten Gesichter gefahren. Das waren nicht mehr meine Landsleute, das waren fremde, schmutzige Teufel, die mich zum Narren halten wollten. . . .

„Es ich nicht wahr, was Ihr da sagt, Mensch!" schrie ich den Verkünder an.

Er guckte mir erst ganz verwundert und erschrocken in das Gesicht, hob dann die breiten Schultern und pfiff laut durch die Zähne. „Aha!"

„Na, nix für ungut, Landsmann," sagte er dann treuherzig, „wenn ich gewußt hätte, daß Ihr selber mit der Mamsell Marguerite . . . . Dann hätte ich natürlich das Maul gehalten. Aber wenn Ihr's schon einmal wißt . . . ."

„Pah, laß ihn!" meinte der andere. „Er ist empfindlich, scheint solche Sachen nicht vertragen zu können. . ."

„Da hast du auch recht, wir wollen davon aufhören."

Jetzt trieb mich aber die Angst, in dieser halben Klarheit stecken bleiben zu müssen, ihn selber vorwärts zu hetzen. Ich ließ Zigarren kommen und auch Kirschschnaps, und das löste denn wieder die widerspenstigen Lippen.

Er brummte. Und ich sagte ganz verzagt: „Aber Gretel ist doch meinetwegen in den Teich gegangen. . . .?"

Es klang wie ein Notruf und zugleich wie eine Frage.

Da bekam aber der Domestik wieder sein gemeines Grinsen über die rosigen Backen. „Ah was!" sagte er verächtlich. „Wer hat Euch denn das vorgemacht?"

„Ihre Mutter hat es mir geschrieben. . ."

Da wurde er nachdenklich. „So hat die Mamsell Marguerite es ihrer Mutter so erzählt. Das kann man ihr zutrauen, so wahr ich Xaver Wasmer heiße! Die Mamsell Marguerite ist bei uns eine große Dame geworden, müssen Sie wissen, Madame Barbignolle hat sie wie ein eigenes Kind gehalten und ihr viel zu viel freien Willen gelassen. Und die jungen Männer sind um sie herumgetanzt wie die Narren und haben ihr vollends den Kopf verdreht. Sie hat bei uns auch das Lügen gelernt, und das Sichverstellen. . . . Bei den vornehmen Leuten lernt man das schnell."

Er kicherte. „Und?" fragte ich atemlos. Alles wirbelte in mir. Ein großer Glaube stürzte mit Gepolter in mir zusammen.

„Ja, was soll man sagen, Monsieur. Eines Tages hat es einen großen Spektakel im Zimmer von Monsieur gegeben. Fifine und ich hörten, wie seine Stimme vor Wut überkippte, und dazwischen klagte die ängstliche von Madame. Dann hörten wir auch, daß noch jemand im Zimmer war, und Fifine entdeckte, was hätte sie jemals nicht entdeckt, daß das die Mamsell Marguerite war. Na, und später hat sie denn auch herausgebracht, daß Monsieur Barbignolle ein wenig zuviel . . hähähä!"

„Mägdelein, was hast du nur gema . . a . . acht!" sang der andere Domestik dazwischen.

Ich sah ihn wütend an, er hob aber verächtlich die Mundwinkel, trank sein Glas leer und wischte sich die Lippen mit dem Handrücken.

Xaver Wasmer gluckerte sein unsauberes Lachen heraus, hinter dem ein ganzer Berg Schmutz und Kehricht aufgestapelt lag. Dieses Lachen erzählte tausendmal mehr, als viele Worte hätten erzählen können, und es erzählte alles so eindringlich, daß es einen schauderte.

„Und dann ist eben die Mamsell Marguerite ins Wasser gegangen", fuhr Xaver Wasmer fort. „Nicht wegen Ihnen, junger Mann, bilden Sie sich das nicht ein, hähähä. Aber es ist nicht so arg schlimm gewesen, trösten Sie sich; zwei von unseren Knechten haben es

Digitized by Google

gesehen und zogen sie gleich wieder heraus. Sie ist nur ein wenig naß geworden, das ist alles. Dann hat man sie in ein Krankenhaus gebracht, auf Anordnung von Monsieur, und dort hat es erst angefangen, schlimm zu werden. Verstehen Sie? Die Aufregung, die Kälte des Wassers und alles, was sich sonst über ihr gesammelt hatte, waren stärker als die Natur, und es ist halt vorzeitig losgegangen. . . ."

Ich konnte nicht mehr länger zuhören, seine rohen Worte schnitten mir wie scharfe Schlächtermesser in die Brust.

„Hör' auf, Mensch!" schrie ich außer mir. „Das ist ja alles nicht wahr! Das ist ja alles eine ganz infame Lüge, du Mensch!"

Und zu gleicher Zeit, während ich so alle Gesichter auf mich lenkte, stellten sich mit grausamer Tatsächlichkeit alle Bedenken und Gedanken vor mir auf, die mich früher angefallen hatten: Die plötzliche Veränderung Gretels, wie sie aus einem dummen, treuherzig einfachen Bürgermädchen überraschend und ohne Übergang eine feine Dame geworden war, mit einem kostbaren Pelzmantel und seidenen Blusen, mit einer goldenen Agraffe am Gürtel und einem grünen, echten Saphir. . . . Und Gretel zeigte sich mir, die mit dem Russen in Mülhausen im Handumdrehen auf einem vertrauten Fuß geriet. „Der schöne Alex. . . ." Und die Landpartien mit Monsieur Marcell. Und all die verschnörkelten Sätze in ihren Briefen, wenn ich ihr meine Herzensängste zu Füßen gelegt hatte. . .

Und plötzlich wußte ich es, mitten in dem stimmen- und raucherfüllten elsässischen Lokal, das ringsum vom Leben Berlins umflutet war, im Angesicht dieser beiden häßlichen, gemeinen Domestiken wußte ich es: Seppele Barondiot war ein riesengroßer Esel gewesen! Er hatte vor einem Heiligtum gekniet, ohne zu sehen, daß dieses Heiligtum ein Wirtshaus war, in dem jeder ein- und ausgehen konnte nach Belieben. . . .

Da stellte ich mich ganz breit vor den Tisch und lachte wie ein Narr, lachte, daß die Gäste verwundert und kopfschüttelnd aufhorchten und die zwei Domestiken mit den dicken Zeigefingern gegen die Stirnen fuhren. Und lachte mir so ein tüchtiges Stück Glauben und Vertrauen vom Herzen.

Dann hörte ich Xaver Wasmer sagen: „So ist's recht, Landsmann! Was soll man sich über die Weiber grämen. Sie sind doch alle nichts wert."

Damit aber die Farce einen würdigen Abschluß fände, erfuhr ich noch etwas, das mich unbändig heiter stimmte, und diese Heiterkeit weinte hinter ihrem Gelächter die blutigsten Tränen über mich und auch über die guten Menschen, die da in satter Zufriedenheit dahinleben und zu allem ihren bürgerlichen Segen geben, wenn es nur stark und frech genug ist, sich an der Oberfläche zu halten. . . .

Ich hatte noch einen Liter Wein kommen lassen, schweren, glänzenden Reichenweirer! Es sollte getrunken, getrunken sein, bis das Hirn wirbelte! Der Domestik erzählte:

„Das Kind ist also gleich gestorben. Es ist kaum eine Viertelstunde alt geworden. Und die Mamsell Marguerite hat noch lange mit dem Tod zu kämpfen gehabt. Sie ist aber eine starke Natur, und so hat sie es überstanden. In dieser ganzen Zeit war Monsieur Marcell im Ausland, wo er für seinen Herrn die Geschäfte zu betreiben hatte. Es ist alles sehr geheimgehalten worden, müssen Sie wissen, Monsieur. Sie können sich ja denken, daß es für Monsieur Barbignolle unangenehm war; er hat sich selten draußen blicken lassen, es sollte erst über die dumme Geschichte Gras wachsen. Mit Madame ist er nie wieder in ein gutes Verhältnis gekommen, Madame hat von der Zeit an immer ein bleiches und bekümmertes Gesicht gezeigt, und hat nicht mehr gesungen und gelacht, wie sie es früher so gern tat."

„Aha", sagte ich ganz ruhig und so, als sei nicht ich in dieser trostlosen Komödie der tragische Pinsel gewesen, sondern irgendein Fremder, ein Landstreicher vielleicht oder auch ein König, der mich nichts anging. „Aha! Da hat auch die Mamsell Marguerite sich gescheut, ihrer Mutter alles zu beichten, und es hat dann eben geheißen, die Mamsell Marguerite hat den Freund ihrer Kindheit nicht vergessen können, aber sie ist von ihm vergessen und verraten worden und hat deshalb den Tod gesucht. . . ."

„Ja," nickte Xaver Wasmer eifrig, „so wird es wohl gewesen sein."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Jede Minute . . .

Streben laßt uns, immerzu streben,
Stärker und reiner;
Jede Minute, die wir hier leben,
Fällt draußen einer.

Jede Minute, die wir nicht nützen,
Wird uns zum Kläger, —
Dankbar denkt derer, die uns beschützen,
Als Bannerträger.

Jede Minute, die wir vertrödeln,
Schmiedet zusammen
Draußen die Geister in höchstem Veredeln,
Mit heiligen Flammen.

Jede Minute die wir hier leben,
Fällt draußen einer, —
Dennoch neidet sie gottergeben,
Keiner uns, — keiner. . .

Thilo Kieser.

„Schwesterchen" / Skizze von Olaf Heinemann

Breit und goldig flutete das Sonnenlicht in das Krankenzimmer. Und wenn das allein schon im scharfen Gegensatz steht zu der volkstümlichen Vorstellung von einem Gemach, daß so ernsten Zwecken dient, so war in der Tat auch die ursprüngliche Bestimmung des Raumes eine ganz andere gewesen: erst der Jammer des Weltkrieges hatte den überelegenten, sinnenfrohen Salon des herrlichen Landschlosses, das etwa sechs Kilometer von Reims entfernt lag, zum Krankenzimmer umgewandelt. Sechs verwundete Offiziere waren in diesem improvisierten Lazarett untergebracht, während die übrigen Räume des Schlosses noch über hundert verwundete Mannschaften bargen.

Wir waren alle sechs in demselben Gefecht verwundet worden, kurz nachdem Reims von unserer Armee kampflos besetzt worden war. Aber keiner von uns schien mehr in Lebensgefahr zu schweben; daher waren wir denn auch, nachdem das Wundfieber geschwunden und die Schmerzen uns nicht dauernd, sondern nur auf Viertelstunden quälten, ziemlich guter Dinge . . . Vor kurzem waren wir uns persönlich noch fremd gewesen, jetzt aber standen wir wie vertraute Freunde zueinander, denn wir hatten ja alle für Kaiser und Reich geblutet, und dasselbe Geschick hat uns hier zusammengeführt. Wir hatten gehört, daß unsere Heere in Belgien und auf Frankreichs blutgetränktem Boden in ununterbrochenem Siegeszug vorrückten, und daß auch im Osten, wo der geniale Hindenburg die russischen Horden in die Masurischen Seen getrieben, alles vorzüglich stände. In diesem Bewußtsein hatten unsere Unterhaltungen, die von einem Bett zum anderen geführt wurden, eine stolze, siegessichere Fröhlichkeit angenommen. Unser aller Wunsch aber war der: bald wieder hinauszukommen an die Front, damit wir den Einzug in Paris nur ja nicht versäumten. . . .

Drei von uns waren in Lichterfelde gewesen, und wenngleich aus sehr verschiedenen Jahrgängen, so waren wir doch bald durch gleiche oder ähnliche Kadettenerlebnisse sehr intim miteinander geworden. Wir freuten uns wie die Kinder, wenn wir in Erinnerung all die Lausbubenstreiche durchlebten, die wir einst unseren ehrwürdigen Lehrern gespielt hatten, und wir nannten uns wie zur Schulzeit „Du", ohne jede Rücksicht auf die Rangabzeichen, die unsere am Fußende der Betten liegenden Uniformen trugen. Einer, obschon noch ziemlich jung, war bereits Oberst. Er hatte zwei Kugeln in der linken Hüfte, aber es war kein schwerer Fall, und sein überschäumendes Temperament hatte durch die Wunden durchaus nichts eingebüßt: seine funkelnden Witze rissen alle hin. Der zweite war durch einen Granatsplitter nicht unerheblich am rechten Fuß verwundet worden. Mir selber hatte so ein verfluchter Fliegerpfeil den linken Arm von der Achsel bis zur Hand aufgerissen. Sie hatten mir den Arm sogar amputieren wollen, aber ich hatte mich energisch widersetzt, und gottlob gings dann auch so . . . . Von den drei anderen war einer Artilleriehauptmann; er wollte stets hochgelehrte mathematische Vorlesungen halten, die wir uns aber immer mit Ungestüm verbaten. Der andere war von einer Munitionskolonne, Schweder hieß er, hatte ein reines Kin-

Digitized by Google

dergemäß, konnte aber keine drei Worte ohne einen kräftigen Reitstallfluch sprechen. Und endlich war noch mein Bettnachbar da, ein blutjunger Ulanenleutnant mit einem unschuldigen Kindergesicht. Er war der einzige Sohn einer neumärkischen Adelsfamilie, hatte eine Kugel in die Brust erhalten und war entschieden am kränksten von uns allen, wenn auch nach den Versicherungen unseres Arztes „keine edleren Teile verletzt waren“..

Es ging, wie gesagt, ziemlich fröhlich bei uns her. Durch die Fenster konnten wir die Kronen der hundertjährigen Bäume des schönen Parkes sehen, und seltsamerweise überkam uns gerade bei ihrem Anblick stets ein köstliches Gefühl molligen, heimatlichen Geborgenseins. Aber im Grunde ging doch wohl all das trauliche Wohlbehagen, das uns durchflutete, von der barmherzigen Schwester aus, die uns mit geradezu überirdischer Kraft und Güte pflegte ... Ja, ja, die liebe, treue Schwester, unser „Schwesterchen“, wie wir sie nannten. Sie verschönte und verklärte alles um uns herum. Und dabei hatte sie gewiß keine Ahnung, wie hübsch sie auch selber war. Welch süßes Bild bot sie dar in ihrer weißen Kapuze, deren lange, breite Bänder wie Engelsflügel zu beiden Seiten herabhingen .. Und diese blauen, gütigen, echt deutschen Kinderaugen ... Und das herrliche Blondhaar, das zwar sorgfältig zurückgestrichen war, aber doch an den Seiten der weißen Stirnbinde so niedlich hervorquoll ... Ja, sie war wirklich ein Engel, und ihr sanftes Lächeln war mehr Balsam für unsere Wunden, als die Schmerfalben des Arztes ... Wie ein Engel leise kam sie jedesmal in den Saal, so daß man ihre Anwesenheit erst merkte, wenn ihre gütige, liebe Stimme sprach: „Nun, meine Kinder, wie geht's euch?“ ... Das Wort „Kinder“ aus dem lieblichen Munde an uns kampferprobte Männer gerichtet, die wir, abgesehen von dem Ulanenleutnant, mindestens 20 Jahre älter waren, als sie, klang einfach rührend, klang wie.. wie ... nun, eben wie Mutterlaut .... Aber wie artige Kinder waren wir auch ihr gegenüber. Wie schnell schwiegen wir, wenn sie sagte: „Seid nicht so laut.“ ... Wie hurtig gehorchten wir, wenn sie befahl: „Herr Major von Gilsa, wollen Sie wohl gleich den Arm in die Binde stecken! ... Herr Hauptmann Schweder, wenn ich Sie noch einmal fluchen höre, spreche ich heute kein einziges Wort mehr mit Ihnen! ... Mein Söhnchen“ — so nannte sie den Ulanenleutnant — „da liegen Sie nun wieder auf der Seite, und der Doktor will doch, daß Sie auf dem Rücken liegen. Also schnell, bitte, mein Söhnchen.“ ...

Eines Tages aber schaute unser Schwesterchen lange und nachdenklich in das Gesicht ihres „Söhnchens“, der tief schlief, und sagte dann gedämpften Tones: „Meine Kinder, wollt ihr mir mal eine rechte Freude machen?“ ...

„Aber gewiß, gewiß, Schwesterchen!“ ...

„Nun, dann werde ich euch halblaut vorbeten ‚Vater unser‘, und ihr sprecht es mir alle nach!“ ... Damit kniete sie sich in der Mitte des Saales nieder und sprach mit ganz veränderter, feierlich ernster Stimme das Gebet aller Gebete ... Und wir fünf wetterharten Krieger wiederholten mit Tränen in den Augen ... „Dein Wille geschehe ... vergib uns unsere Schuld“ ... Und unsere Gedanken wanderten zurück zur glücklichen, frommen Kinderzeit ... An diesem Tage aber war die liebe Schwester nicht hübsch zu nennen, nein, sie war direkt von himmlischer Schönheit, als sie sich erhob, und ihr liebes Gesichtchen strahlte vor innerer Freude, als sie zu uns sagte: „Ich danke euch, meine Kinder!“ ...

Dann kamen plötzlich trübe Tage. Bis in unsere Krankenstube drang die Kunde, daß der rechte Flügel des deutschen Westheeres, der in beispiellosem Siegeszug und kaum glaublicher Schnelligkeit bis in die Nähe von Paris vorgerückt war, plötzlich auf drei- und vierfach überlegene feindliche Kräfte gestoßen und daher aus strategischen Gründen einstweilen zurückgenommen worden sei. Und wenn wir auch hörten, daß die Unseren mit reicher Siegesbeute und gänzlich unbehelligt sich vom Feinde losgelöst hatten, und wenn wir ferner selbstverständlich auch dadurch nicht an dem entscheidenden Endsieg unserer Waffen zweifelten, so bemächtigten sich unser dennoch für den Augenblick eine leichte Bedrücktheit. Gewiß, wenn wir mit draußen gewesen wären, so wäre auch diese keineswegs in uns aufgekommen; aber „im Feldbett sieht man die Dinge dumpfer, als in der Feldschlacht“, pflegte unser Oberst immer zu sagen..

Und eines Morgens sah unser Schwesterchen so todtraurig aus, daß wir alle wie aus einem Munde riefen: „Was gibt's denn jetzt?“ ... Zwei dicke Tränen rannen über ihre Wangen. Sie faltete die Hände und sagte: „Reims wurde von unserer Heeresleitung zunächst wieder den Franzosen überlassen, und man muß uns, die wir hier etwas abseits liegen, ganz vergessen haben: die Franzosen sind schon hier. Aber immer Kopf hoch, meine Kinder! ...

Da hörten wir Säbelrasseln in der Schloßhalle ... Die Salontür wurde ruckartig geöffnet, und fünf französische Offiziere stolzierten sporenklirrend und geräuschvoll herein. Unser Schwesterchen trat ihnen bleich und kummervoll entgegen ... „Wieviel sein hier von Verwundete?“ radebrechte der Abteilungschef, dem man es ansah, daß er stolz darauf war, seine deutschen Sprachkenntnisse leuchten zu lassen ...

„Sechs, mein Herr“, antwortete ruhig unser Schwesterchen.

„Offiziere?“ ...

„Jawohl, mein Herr“...

„Bon, Sie haben zu machen eine Liste und uns zu geben mit die Namen und das Rang und das Art der Blessur von die Herren.“ ...

„Jawohl, mein Herr.“ ...

Digitized by Google

Der letzte der eintretenden Offiziere stand neben dem Bette des in den letzten Tagen wieder kränker gewordenen Ulanen. Ungeniert rauchte er seine Zigarette weiter und blies dichte Rauchwolken in die Luft, so daß der kleine Leutnant heftig husten mußte. Schnell aber trat's Schwesterchen hinzu, nahm dem Unverschämten mit ruhiger Entschiedenheit die Zigarette weg und warf sie in den Kamin . . .

Verblüfft sahen sich die Offiziere an, sagten aber kein Wort und verließen schweigend den Salon . . .

* * *

Am folgenden Tage wurden wir mit geradezu brutaler Rücksichtslosigkeit umquartiert. Auf die bittenden Vorstellungen unseres Schwesterchens erklärte der französische Abteilungschef mit ironischem Zynismus lächelnd, in einen französischen Salon gehörten nur französische Offiziere, und außerdem würden wir zweifelsohne sehr bald überhaupt über Paris nach dem Süden Frankreichs abgeschoben werden. . . .

Am Abend hustete der kleine Ulanenleutnant in einem fort, und sein Atem ging immer unregelmäßiger und schwerer. . . .

Am anderen Morgen kam unser Arzt, um uns seinen Abschiedsbesuch zu machen. Der französische Befehlshaber hatte ihn mitsamt seinem Sanitätspersonal in völkerrechtswidriger Weise zum Kriegsgefangenen gestempelt, sie sollten schon heute in ein Konzentrationslager abtransportiert werden. Ja, man wollte ihnen sogar den Prozeß machen, weil sie angeblich die französischen Verwundeten nicht sorgsam genug behandelt, und dem Weinkeller des Schlosses in unerlaubter Weise zugesprochen hätten . . . Unser Schwesterchen aber, das einstweilen hierbleiben dürfe und solle, könne sich der frechen Zudringlichkeiten der französischen Offiziere kaum erwehren und müsse oft Worte anhören, die einem anständigen Menschen die Schamröte ins Gesicht trieben. . .

In ohnmächtiger Wut hörten wir den Doktor an; der Oberst aber wollte durchaus den französischen Kommandanten zitieren lassen, und ihm gehörig den Marsch blasen. Aber der Doktor legte in überzeugenden Worten dar, daß wir dadurch unsere Lage nur noch verschlimmern würden, was zu sagen sei, habe er schon gesagt. „Im übrigen", so meinte er mit einem bitteren Lächeln gelassen, „wollen wir den Franzosen diese billigen Triumphe, da sie keine anderen Lorbeeren ernten, einstweilen getrost gönnen: unsere braven Kerle werden ihnen schon die Rechnung präsentieren!" . . .

Mir fielen die Worte unseres kommandierenden Generals ein, der schon Anno siebzig als junger Leutnant mit dabeigewesen war, und der vor kurzem, als wir von den Greueltaten vernahmen, die französische Soldaten an einigen von unseren Verwundeten begangen hatten, in jäher Überraschung gallig geäußert hatte: „So etwas haben wir Siebzig niemals erlebt! Franktireurs gab's damals auch, gewiß, aber die französische Armee war ansonsten ein durchaus ritterlicher Gegner! Wahrlich, der Sittenverfall der Franzosen, oder die ‚Dekadence', wie es hierzulande richtiger heißt, muß schon bedenklich weit vorgeschritten sein, denn eine solche geradezu sadistische Grausamkeit ist immer eine Folge traurigsten Verfalls!" . . .

Als unser Arzt dann noch einmal den kleinen Ulanen untersuchte, der meist in unruhigem Halbschlummer dalag, machte er ein überaus ernstes Gesicht. „Schlimm, sehr schlimm," sagte er leise, „durch die Erschütterung bei dem zwangsweisen Umzug ist die Wunde wieder gänzlich in Unordnung geraten . . . außerdem dieses starke Fieber. . . . Ich werde der Schwester und meinem französischen Kollegen, der hier nunmehr seines Amtes walten wird, noch einige Anweisungen geben. Und nun Gott befohlen, meine Herren!" . . .

Des Abends wurde es sehr böse mit dem armen Ulanen. Der französische Arzt, übrigens ein äußerst höflicher Mann, wußte ihm auch nicht zu helfen. Er bedauerte das in einem ausgiebigen Schwall liebenswürdiger Redensarten, wobei er die schmerzlichsten Gesichter schnitt, unendlich, vollführte eine melancholische Geste und ging . . . Und dann kam eine schreckliche Nacht. Herrgott, ich habe gewiß als Soldat genug Schweres durchlebt, aber diese Nacht war das Grausigste, das ich mitgemacht habe! Kurz vor Mitternacht fing der Todkranke schrecklich zu phantasieren an . . . Inmitten wirrer Worte und unartikulierter Laute vernahmen wir immer wieder den einen zusammenhängenden Satz wie eine flehende Bitte: „Mama . . . beste Mama . . . gib mir noch einen Kuß . . . einen nur, liebe Mama."

Die Schwester stand aufrecht an seinem Bette, blaß bis in die Lippen. Unermüdlich bewachte sie den Fiebernden, und brachte ihm ab und zu mit größter Mühe einige Tropfen beruhigender Arznei zwischen die brennenden Lippen . . . Und wir anderen, wir waren hilflos ans Bett gefesselt, lagen mit unheimlichem Herzklopfen da, und konnten weder unserem armen Kameraden helfen, noch dem Engel der Barmherzigkeit die schwere Nachtwache irgendwie erleichtern . . .

Gegen vier Uhr morgens verließ die Schwester leise das Zimmer, nachdem sie sich lange wie lauschend über ihr Söhnchen geneigt hatte. Bald kehrte sie mit dem französischen Arzt zurück. . . „Es hilft nichts mehr," sagte der mit traurig umflorter Stimme, „höchstens dauert's noch eine halbe Stunde" . . .

Die Schwester faltete die Hände, und begann mit zitternder Stimme zu beten: „Vater unser" . . .

Wir sprachen die Worte inbrünstig mit, und nie in meinem Leben ist mir die schlichte, hehre Schönheit und der tiefe Trost dieses herrlichsten Gebetes der Christenheit so eindringlich zum Bewußtsein gekommen, wie in dieser Schicksalsstunde.

Digitized by Google

„Dein Wille geschehe" . . . beteten wir . . . „vergib uns unsere Schuld" . . . flehten wir . . .

Da stöhnte plötzlich der Sterbende wieder furchtbar auf, und wieder hörten wir, und es klang diesmal schaurig wie ein gellender Hilferuf, den zusammenhängenden Satz: „Mama . . . Mama . . . gib mir noch einen Kuß . . . einen nur . . . Mama" . . .

Da schob unser Schwesterchen ihren Arm behutsam unter den Kopf ihres Söhnchens, richtete es ein wenig auf, und drückte einen langen Kuß auf seine Stirne . . .

Ein sonniges, friedliches Lächeln huschte über das Gesicht des Sterbenden, und noch einmal hauchte er mit verlöschender Stimme innig: „Mama . . . liebe . . . liebe Mama" . . .

Mitternacht

Meine Seele ging aus, dich zu suchen
Und fand dich nicht. . . .
Sie hörte dein Lied,
Es klang durch die stille Mitternacht,
Im Traum an ihr Ohr,
Mit leisem Ton,
Mit süßem, altvertrautem Klang. . .
Da ging sie aus, dich zu suchen. — —
Sie ging durch traumlose Täler,
Und über starrende Berge —
Doch der Weg ist weit,
Und eisige Stürme wehen . . . .
Meine Seele hungert und friert
Und irrt verlassen im Dunkel.
Denn mein junger Mut, ihr stolzer Begleiter,
Ist lange, lange schon tot,
Gestorben im Elend,
Im Eissturm des Lebens. —
Nun irrt sie allein in der endlosen Stadt
Und kann dich nicht finden. . . .
Du hör' mich — mein Mut ist im Elend gestorben,
Im Suchen nach dir. . . .
Meine Seele hat den Weg verloren,
Den Weg zu dir.

Ella Louise Kohlhund.

Die Ruthenin / Skizze von Hellmuth Unger

Der Artilleriebeobachtungsstand lag abseits auf einer Bergkuppe, sorgfältig im Gestrüpp verborgen, daß nur die beiden Fühler des Fernrohres sich über die niederen Zweige reckten und dem Beobachter klaren Ausblug nach den feindlichen Schützenstellungen gewährten. Ein versteckter Pfad führte zu ihm von einer galizischen Ortschaft hin, den nur deutsche Soldaten beschreiten durften.

Auf halber Höhe, noch bevor der Pfad in die Wirrnisse des Niederholzes sich verlor, lag eine Hütte, halb verwahrlost und halb verfallen. In ihr hatte ein Leutnant und zwei Mann Quartier genommen.

Sie waren froh, ein Dach über sich zu haben und nahmen lieber die Quälereien allerlei Ungeziefers mit in Kauf, als bei dem endlosen Regenwetter im Freien zu liegen.

Als der Leutnant die Hütte in Besitz nahm, um in ihr die Telephonleitung zum Beobachterstand anlegen zu lassen, fand er in dem einzigen niederen und schmutzstarrenden Raume einen Alten vor, der mit seiner Tochter, einer noch jüngeren Ruthenin, und einem Enkelkinde das Anwesen bewohnte.

Die feindseligen Blicke und die Schroffheit des Mannes wollten ihn anfangs von seinem Vorhaben abstehen lassen, aber die Not verlangte ein Obdach und war's noch so schlecht.

Der Alte hörte ihn schweigend an, schien seine Worte zu verstehen, deutet dann in eine Zimmerecke neben dem Herde, suchte dem Offizier verständlich zu machen, daß er aber nichts zu essen habe.

Die Ruthenin wiegte ihr Kind auf dem Schoße und schien sich um die Eindringlinge gar nicht zu kümmern.

Nein, zu essen wollten sie auch nichts haben, nur einen Platz, sich ein Lager zu machen.

„Gut."

„Das ist die richtige Räuberbande, Herr Leutnant", meinte der Bursche zu seinem Herrn.

„Laß sie!"

Der Offizier ließ seine beiden Leute den Raum säubern, was der Alte mit stummer Aufmerksamkeit verfolgte. Dabei glomm in seinen tückischen Augen soviel Hinterlist und Wut, daß der Leutnant doch wohl noch gezögert hätte, zu bleiben, wenn er es gemerkt hätte.

Stroh wurde herbeigeschafft, in der Ecke aufgeschüttet und mit Decken belegt. Der Bursche packte Brot aus, das er im Beutel trug und öffnete für den Offizier eine Konservenbüchse.

„Das Weib scheint auch Hunger zu haben!"

Der Offizier, der sich an den Herd gesetzt hatte und auf den Knien einen Brief schrieb, blickte auf, sah in zwei gierig dreinblickende Augen.

Digitized by Google

Er redete sie an, ob sie etwas haben wolle?

Es sollte ein Scherz sein.

Sie nickte und stand auf.

„Gib ihr ein Stück Brot."

Der Bursche schnitt mit seinem Feldmesser vom Kommisbrot ab.

Überhastig entriß sie es ihm fast, brach ein Stück ab und gab es ihrem Kinde, das zu schreien anfing. Lachte auf.

„Das arme Würmchen."

„Der Alte auch?"

„Meinetwegen."

Der Bursche wollte dem Manne auch eine Portion geben. Der sah ihn grimmig an und verließ die Hütte, wechselte noch dabei einen schnellen Blick mit seiner Tochter.

„Na, denn nich, oller Meergreis."

Schmatzend kaute das Kind an der harten Brotkruste. Der Leutnant ließ den Brief und sah ihm zu. Es war ein armselig schwaches Geschöpfchen, das die Ruthenin im Arme hielt, so abgemagert und blaß.

Man könnte ihm vielleicht etwas Gutes antun. Wahrhaftig. Wenn's nur ein bißchen Milch wäre und ein paar aufgeweichte Soldatenkekse.

Der Leutnant schickte den Burschen in die von deutscher Infanterie belegte Ortschaft hinab, er solle Milch und Zwieback aufzutreiben versuchen.

Nach einer Stunde kam er zurück, brachte im Kochgeschirr Milch mit, die er dem Weibe hinstellte.

Die Ruthenin blickte ihn erstaunt an.

„Für das Jöhr. Verstehst du?" Der Bursche lachte.

In gierigen Zügen schluckte das Kind die Milch und wollte nicht satt werden. Endlich ließ es davon ab und schlief an der Brust des Weibes ein.

Dann aß auch die Ruthenin.

* * *

Als sich am Abend der Leutnant ins Stroh legte, war der Alte und die Tochter verschwunden. Wenn sie nicht bleiben wollten, mochten sie zusehen, wo sie schlafen konnten. Er verdrängte sie nicht. Er telephonierte noch einmal zum Beobachtungsstand. Es war alles in Ordnung. Dann ins Dorf, zum Kommando. Nichts Neues. In der Frühe sollten die Batterien ihre Arbeit von Neuem beginnen.

Das Feuer auf dem Herde war völlig niedergebrannt, knisterte nochmals leicht auf und verduckte sich. Ein Rattenrascheln. Unheimlich klang das. Und draußen der Regen . . .

Der Leutnant schreckte leicht auf. Ob die Tür einen Riegel hatte? Es war doch beruhigend, wenn man ihn schloß. Der Bursche stand auf und verriegelte den Eingang. So, das war in Ordnung.

Schlafen. Und doch eine seltsame Unruhe, die wirre Träume brachte.

Eintönig die Musik niederklatschendes Regens in die tiefe Nacht hinein.

„Was ist?"

Ein hastiges, schnelles Pochen an der Tür. Eine Weiberstimme.

„Licht!"

Die Taschenlaterne flammte auf.

„Wer ist draußen?

Ein dumpfer Schwall fremdklingender Worte.

„Das Telephon!"

Der Offizier rief das Dorf an, forderte, daß man sofort eine Patrouille entsende. Die Sicherung des Revolvers frei.

„Mach auf!"

Der Lichtkegel der Laterne bestrahlte die Gestalt der Ruthenin, die halbzusammengekauert am Pfosten lehnte.

Das Weib deutete rückwärts. Die Nacht war undurchdringlich.

„Vielleicht der Alte", sagte der Bursche.

Ein Schuß preschte auf. Ein zweiter. Rufe. Menschenschritte.

„Bande verfluchte!"

Mit einem kurzen Aufschrei wandte sich das Weib um, griff nach dem linken Arm, der blutete.

Da schoß der Leutnant in die Nacht hinaus.

Rascheln. Dann Stille.

„Der Alte hat uns verraten und niedermachen wollen!"

Der Leutnant nickte, leitete fürsorglich das schluchzende Weib in die Hütte und versuchte, sie zu verbinden.

Er atmete auf, als er die Schritte der herbeigerufenen Patrouille hörte.

Alltagsnot

Es liegt in Bann und Ketten,
Mein Herz und weiß nicht Rat, —
Kann aus des Lebens Gründen,
Den Weg zum Licht nicht finden,
Den rechten Höhenpfad. —
Wie sie so schwer doch drücken,
Das Leid, die Not beim Lauf! —
Durft' von den Höh'n den lichten,
Ich auch die Gipfel sichten, — —
Ich komme nie hinauf. —
Fern, fern seh' ich sie liegen
Und — bin in Nacht gebannt. —
Muß dunkle Wege gehen, —
Und weiß es doch — die Höhen,
Die sind mein Heimatland.

Isa Madeleine Schulze.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Erwin Rosen: Bismarck, der große Deutsche. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

In verschiedenen Abteilungen gibt uns Erwin Rosen ein „Bismarck-Brevier". Der Verfasser wollte weder Geschichte schreiben noch den bereits bekannten Bismarck-Anekdoten und -Aussprüchen neue hinzufügen, sondern aus allen Gebieten der Bismarckforschung hat er das Beste genommen, was für uns alle über die Bismarcksche Zeit hinaus wertvoll sein muß. Daß das Buch einen ausgesprochen nationalen Charakter zeigt, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Dr. H. Janke.

Bruno Eelbo: Bacons entdeckte Urkunden. Die Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage in der Shakespeare-Folioausgabe vom Jahre 1623. Verlegt bei H. A. Ludwig Degener, Leipzig. Preis des ersten Teils 3 M., des zweiten Teils 3,50 M.

Der erste Teil von Bacons merkwürdigen Urkunden, die wohl endlich die Lösung der so lange schwebenden Bacon-Shakespeare-Frage darstellen, erschien zu ungünstiger Zeit, nur wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges, der dann jeder Teilnahme an literarischen Dingen ein Ende machte. Heute ist diese Teilnahme wieder erwacht, und der Verleger hat den zweiten Teil erscheinen lassen, der an überraschenden Ergebnissen den ersten wohl noch übertrifft, da er die Urkunden über Bacons Herkunft bringt und damit in der Hauptsache die vor einigen Jahren bekannt gewordenen Geheimschriftauflösungen der Amerikanerin Frau Callup bestätigt, die bis zum heutigen Tage selbst von den meisten überzeugten Baconieren als phantastische Märchen angesehen wurden.

Der erste Teil enthält neben einer kurzgefaßten geschichtlichen Darstellung der Bacon-Shakespeare-Frage als Hauptteil die Enthüllung der so überaus kunstvoll versteckten, wichtigen Urkunde der Seite 136 in der Folioausgabe von W. Shakespeares Werken vom Jahre 1623, die im klaren Wortlaut die langgesuchte Erklärung bringt, die Kuno Fischer auf dem Shakespearetag in Weimar 1895 von den Baconieren als notwendige Unterlage forderte, um die Frage zu entscheiden: „Wl. Shakespeare is Francis Bacon." Es wird dann weiter gezeigt, wie sich hinter der falschen Paginierung, die jedem Leser der Folioausgabe auffällt, immer wieder und wieder in der verschiedensten Form dieselbe Erklärung verbirgt: „Shakespeare ist Bacon."

Der umfangreichere, jetzt erschienene zweite Teil beschäftigt sich mit weiteren Beweisen für die Antwort auf die Frage, wer William Shakespeare eigentlich war: „ein Trinker, und ein lasterhafter Mensch, der Maskenträger Francis Bacon", und wer Francis Bacon war: „der rechtmäßige, dem Volk verheimlichte Sohn der Königin Elisabeth aus geheimer Ehe mit dem Grafen Robert Leicester, der Genius als Herrscher im Reiche der Kunst, der arme, in ein fremdes Nest gelegte Kuckuck Francis Bacon". Es hat den Anschein, als hätten wir hier endlich die Offenbarung des Geheimnisses, das von vielen hinter Shakespeare gesucht wird, die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Jedenfalls sind die Dokumente interessant genug, um sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen.

Willi Hackenberger: Deutschlands Eroberung der Luft. Die Entwicklung deutschen Flugwesens an Hand von 315 Wirklichkeitsaufnahmen dargestellt. Mit einem Geleitwort von Hellmuth Hirth. Sr. Exzellenz dem Grafen von Zeppelin gewidmet. (Montanus-Bücher Band 9). Erster Dreißigtausenddruck. Verlag Hermann Montanus, Siegen. Preis 2 M.

Erst unserem Zeitalter der Technik war es vorbehalten, den alten Ikarustraum der Menschheit zu erfüllen, losgelöst von Mutter Erde der Sonne entgegenzueilen, im Fluge durch das Luftmeer, dem Adler gleich, mit gewaltigen Schwingen durch die Wolken zu segeln. Was Menschengeist ersonnen, was in ernster, zielbewußter Arbeit des Flugtechnikers erbaut, was mit opfermütigem Sinn, nichtachtend Gesundheit und Leben, der Flieger praktisch erprobt, alles das ist heute zur Wirklichkeit geworden. Mit Stolz schauen wir auf die Leistungen unserer Flieger und ihrer Maschinen während des jetzigen, mörderischen Weltkrieges. Mit viel Liebe und Sachkenntnis gibt uns das Werk in Text und Bild einen Überblick über das Entstehen und Werden unserer Luftschiff- und Flugzeugtypen. Viele schöne Erinnerungen stolzen Miterlebens und mancherlei früher gehabte Sorgen leben bei der Durchsicht dieses Buches in uns auf. Es ist selbstverständlich, daß dem Bildtext ein Vollbild Sr. Exzellenz des Grafen von Zeppelin vorangestellt wurde, in dem sich nicht nur die Triebfeder, sondern auch Kern und Wesen unserer deutschen Luftschiffahrt verkörpert. Möge dieses herrlich ausgestattete, hochinteressante Buch mit dazu beitragen, daß das Flugzeug mehr und mehr Gemeingut werde; möge es unsere Jugend zu begeisterter Mitarbeit und mutigem Fortschreiten auf dem schon gebildeten Wege heranziehen.

Wie wir die Zähne zeigen?

Tapfer — wenn wir auch in Wahrheit viel weniger Staat mit unseren Zähnen machen können als die Gurkhas, Turkos und Senegalneger oder wie diese „Kulturträger" unter unsern Feinden alle heißen mögen. — Daß unsere Mund- und Zahnpflege noch sehr im argen liegt, wissen wir längst, und die Bestrebungen fachwissenschaftlicher Kreise richten sich darauf, ein zweckdienliches, wohlfeiles Mund- und Zahnpflegemittel zu gewinnen. Ein solches besitzen wir in dem Lenicet-Mundwasser in „fester Form", das die weitgehendsten Ansprüche erfüllt, die man an ein gutes Mundwasser stellen kann.

Das Lenicet-Mundwasser in fester d. h. in Pulverform, das in einer handlichen Streudose überall mitgeführt werden kann, schont die Zähne, macht sie blendend weiß und erfüllt außerdem die wichtige Aufgabe, die schädlichen Keime zu zerstören, die sich an den Zähnen und in der Mundhöhle ansiedeln. Eine geringe Menge des Pulvers, in einem Glase Wasser aufgelöst, ergibt ein erfrischendes, wohlschmeckendes Mundwasser, welches auf Grund ärztlicher und zahnärztlicher Beobachtungen durch seine desinfizierende Kraft Krankheitskeime tötet. Auch für künstliche Zähne ist das Lenicet-Mundwasser in fester Form als Reinigungsmittel ausgezeichnet. Seiner schleimlösenden Wirkung wegen bewährt es sich aber auch bei Erkrankungen der oberen Luftwege.

Für unsere braven Feldgrauen ist es in doppelter Hinsicht eine wahre Liebesgabe: Sie werden den Feinden in Wirklichkeit die Zähne zeigen können . . .

Inhalt des Heftes 15: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Jede Minute . . . Gedicht von Thilo Kieser. — „Schwesterchen". Skizze von Olaf Heinemann. — Mitternacht. Gedicht von Ella Louise Kohlhund. — Die Ruthenin. Skizze von Hellmuth Unger. — Alltagsnot. Gedicht von Isa Madeleine Schulze. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 8. Januar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 16

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

5. Fortsetzung.

Grete Schuster hob die Achseln hoch und ließ sie wieder fallen. Sie begriff allmählich, warum die Empfangsdame ihr ihre Freundschaft angedeihen ließ. Für dumm sollte sie das gerissene Frauenzimmer nicht kaufen.

„Na, ich — mit meinen paar Kröten! Da verlohnt sich die Heiratsvermittlung kaum! . . . Oh, bitte, ich kann's Ihnen gar nicht verdenken, wenn Sie ordentlich verdienen wollen! Das passiert doch in Berlin jeden Tag hundertmal. Es werden auf dem Heiratsmarkt ja in allen Kreisen die Paare zusammengeschoben. Nur daß ich zusehen soll, mich für dumm kaufen lassen, das paßt mir nicht!"

„Sie sind doch im Wesentlichsten im Irrtum, liebes Fräulein", sagte die Empfangsdame sehr verbindlich. Sie war schon öfter in solchen Situationen gewesen, wenn man die Gegenpartei reizte, hatte man verspielt.

Das junge Mädchen wurde trotzdem wild, es fuhr mit der Faust auf dem Tisch hin und her, machte ein finsteres Gesicht und sagte:

„Ob ich mich ‚im Wesentlichsten im Irrtum' befinde, ist mir herzlich einerlei! Mir kommt's darauf an, was ich verdiene, wenn die Heirat zustande kommt! Denn daß es ohne mich nicht geht, das werden Sie wohl so langsam eingesehen haben!"

Herrgott, war dieses Fräulein Schuster energisch! Aber da war auch Verlaß! Wenn man nur wußte, was man wollte! . . . . Trotzdem versuchte die Empfangsdame das junge Mädchen noch ein bißchen weiter heranzulocken — damit es dann nicht mehr zurück konnte.

„Ich höre doch vorsichtig herum, ob ich nicht eine passende Partie für Sie finde! Es kommt doch nicht nur aufs Heiraten an, sondern daß auch die Voraussetzung für eine glückliche Zukunft gegeben wird!"

„Rührend, liebes Fräulein", erwiderte Grete Schuster höhnisch. „Am Ende bin ich imstande, mir selbst einen auszusuchen, wenn ich heiraten will. Das braucht ja nicht so plötzlich zu gehen! Schon weil ich ein armes Mädel bin! Aber deshalb denke ich doch recht stark an die Zukunft und bin der komischen Ansicht, je mehr ich mitbringe, um so leichter werde ich den kriegen, den ich einmal haben will! Und da ich nicht einsehe, warum andere nebenbei verdienen sollen" . . . .

Weiter ließ sie die Empfangsdame nicht reden. Jetzt dem „frechen Ding" schleunigst den Daumen auf die Nase gedrückt, es war der richtige Augenblick.

„Aber ja! Warum denn nicht! Wir können sogar, wenn Sie darauf bestehen, es schriftlich festlegen!"

Da glänzten Grete Schusters Augen! Was war sie für ein schlauer Kerl!

„Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen, sagt der Dichter!"

„Ja natürlich! Nur, man darf so etwas nicht sehen lassen! Von keinem Menschen! Es könnte doch auch sein, es bliebe nicht nur

Digitized by Google

bei dem ‚Geschäft'! In Weißensee soll es doch viele reiche, junge Mädchen geben!"

Grete Schuster leckte sich die Lippen. Im Geiste sah sie schon, wie sich „die Provisionen" vor ihr anhäufelten. Das war ein besseres Geschäft, als Kalodont, Rizinus, Zahnbürsten und Provenceröl zu verkaufen. Sie wußte manche in Weißensee, die über eine tüchtige Mitgift verfügte. Aber mit beiden Händen griff sie nicht zu, i Gott bewahre!

„Wir wollen erst einmal sehen, wie sich die Sache mit der Elise Schwarzhasel abwickelt! Der Appetit kommt bekanntlich beim Essen!"

Die Empfangsdame nickte sehr energisch.

„Mein' ich auch, Fräulein Schuster! Also wieviel denken Sie denn, daß für Sie im Falle Schwarzhasel herausspringen könnte, wenn alles gut geht?"

„Tausend Taler!"

Das junge Mädchen schmetterte die beiden Worte nur so hin. Die Empfangsdame schlug die Hände zusammen, machte dazu ein Gesicht, als könne sie nicht recht gehört haben.

„Tausend Taler sagten Sie?"

Grete Schuster nickte nur sehr energisch. Da brach ein Redeschwall auf sie herein.

„Was denken Sie denn, daß bei einer solchen Vermittlung verdient wird? Ein Drittel, wenn es gut geht! Das wäre doch sonst die reine Halsabschneiderei! Zu der wir uns auf keinen Fall hergeben! Da brauchte man doch nur . . . ."

Weiter kam die Empfangsdame nicht. Denn Grete Schuster war aufgestanden, hatte den Stuhl mit den Kniekehlen scharf zurückgeschoben und sagte sehr von oben herab:

„Sie brauchen sich gar keine Mühe mit meiner Freundin zu geben! Ich werde sie aufklären. Für Ihren „Schiffbrüchigen" müssen Sie sich schon eine andere aussuchen!"

„Fräulein! Fräulein Schuster, bedenken Sie doch, tausend Taler!"

„Haben Sie denn eine Ahnung, wie reich Schwarzhasels sind? Und die Elise ist doch das einzige Kind!"

Das war der Punkt, an dem sie schnell einsetzen mußte.

„Nein, das weiß ich nicht, da wird auch immer riesig übertrieben!"

Schon saß Grete Schuster wieder und erzählte der Empfangsdame, was die längst wußte, sehr ausführlich. Von dem großen Geschäft mit den 25 bis 30 Gesellen, manchmal seien es auch noch mehr, von den riesigen Mietshäusern, auf denen nur erste Hypotheken ständen . . . . Und dann war der Augenblick gekommen, in dem die Empfangsdame sanft einlenken konnte.

„So furchtbar reich? Ja, dann ist's etwas anderes, aber tausend Taler, liebes Fräulein Schuster" . . . . .

Die wurde nervös.

„Keinen Pfennig weniger! Denn auf mir liegt doch die Hauptlast! Wenn ich meiner Freundin nicht erst den Kopf verdrehe und ihr dann beistehe gegen die Eltern, wird im ganzen Leben nichts aus der Heirat! Noch dazu mit einem ‚Schiffbrüchigen'! Da werd' ich was auszuhalten haben! Ich kenn' doch die alten Schwarzhasels!"

Die Empfangsdame stöhnte.

„Also dann wollen wir schreiben, in doppelter Ausfertigung! Aber wenn sich an der hohen Provision das Geschäft zerschlägt, sind Sie daran schuld!"

„Es wird sich nicht zerschlagen! Ich sorge dafür!"

„Wir werden ja sehen", sagte die Empfangsdame und setzte sehr gewandt und schnell das Schriftstück auf, schrieb es dann ab und legte dem jungen Mädchen beide Bogen zur Unterschrift vor.

Das griff durchaus nicht, wie es die Empfangsdame erwartet, schnell zum Federhalter und unterschrieb, sondern las beide Schriftstücke sehr aufmerksam durch, verglich sie und fragte dann:

„Wer unterschreibt denn außer mir?"

„Ist wohl nicht nötig!"

„O doch!"

„Dann tu ich's!"

Einen Augenblick überlegte Grete Schuster, dann sagte sie:

„Meinethalben! Dann müssen Sie aber unter Ihren Namen: Luise Wildschütz, schreiben: Empfangsdame bei der Kartenlegerin Frau Dennert!"

„Nein, was sind Sie mißtrauisch!"

Der schwache Versuch war völlig verfehlt.

Digitized by Google

„Bin ich auch! Unterschreiben, wie ich es sagte, oder es wird aus dem ganzen Geschäft nichts!"

Da blieb der Empfangsdame nichts anderes übrig, als beide Schriftstücke mit zu unterzeichnen.

Als das geschehen war, händigte sie eines Grete Schuster aus. Nun war's geschehen, jetzt ließ sie die Maske fallen.

„Unsere Wege gehen also gemeinsam auf dasselbe Ziel los. Da ist es nötig, daß das auch mit aller Energie verfolgt wird!"

„Freilich ist das nötig", sagte Grete Schuster, die sich nun als gewiegte Geschäftsmacherin fühlte. „Ich brauche von Ihnen nur die nötigen Anweisungen zu bekommen! Vor allen Dingen wird sie doch nun den ‚Schiffbrüchigen" kennen lernen müssen, den Sie für meine Freundin Elise auf Lager haben!"

Wie scharf das Mädel ins Zeug ging! Und wie verständig! Die mußte man sich warm halten! Die Empfangsdame drückte ihr aufrichtiges Erstaunen aus.

„Nein, wie klug Sie sind! Ja, das wär' nun das Allernötigste! Aber da heißt's sehr vorsichtig sein, damit Ihre Freundin den Braten nicht riecht!"

Grete Schuster wurde ganz übermütig. Sie fühlte sich.

„Gott, die ist ja so harmlos! Das läßt sich leichter machen, als Sie denken! Irgendwo muß sie eines Tages allein sitzen, Ihr ‚Schiffbrüchiger' bekommt eine genaue Beschreibung von Elise Schwarzhasel, er schlängelt sich ran, und die erzählt mir's natürlich brühwarm wieder!"

„Das ist ein ganz ausgezeichneter Weg, Fräulein Schuster, an den ich allerdings auch gedacht habe!"

„Und den wir sehr rasch beschreiten werden! Das ist ja ein Hauptspaß! Und eine Kleinigkeit!"

Die Empfangsdame winkte ab.

„Damit aber keinerlei Verdacht entstehen kann, dürfen Sie an dem Tage nicht etwa Ihre Freundin ‚versetzen'. Das muß so aussehen, als sei es der vollendetste Zufall!"

„Versteht sich! Und nichts leichter als das! Sie hat ja keinerlei Geheimnisse vor mir! Ich erfahre, was sie vorhat und benachrichtige Sie sofort. Kommt dann etwas dazwischen, ist es kein großes Unglück!"

„So wollen wir's halten", sagte die Empfangsdame, erhob sich und hielt Grete Schuster die Hand hin. „Ich hab' heute wirklich nicht länger Zeit!"

„Adieu, Fräulein Wildschütz! Es kommt alles so, wie wir es uns wünschen, passen Sie mal auf!" . . . .

Die Empfangsdame begab sich dann zur Kartenlegerin und erzählte ihr, was sich ereignet. Gab ihr das Schriftstück. Frau Dennert aber schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ob das gut war? Das Mädchen wird den Mund nicht halten können!"

„Pah", sagte die Empfangsdame. „Da hat's keine Sorge! Die leckt jetzt Blut! Am liebsten würde es uns alle reichen Mädchen von Weißensee zuführen!"

„Das ist's ja gerade! Sie wird nun wie toll hinterher sein und sich verplappern!"

„Glaub' ich nicht! Dazu ist sie zu gerissen! Denn ehe ich mich auf tausend Taler einließ! Sie kennen mich doch, Frau Dennert! Aber sie hätte uns das Geschäft gründlich verdorben! Ist diese Elise Schwarzhasel erst unter der Haube, dann werden wir ihr die Nägel beschneiden! Denn das Schriftstück da kann ihr sehr unangenehm werden!" . . . .

Grete Schuster war in den nächsten Tagen noch häufiger als sonst mit Elise Schwarzhasel zusammen. Sie lauerte auf eine Gelegenheit, aber die wollte sich so schnell nicht finden. Endlich, nach einer Woche, stellte sie sich ein. Die Freundin hatte wegen Klaus Wenderoth wieder einmal einen heftigen Auftritt mit ihrer Mutter gehabt.

„So geht's nicht weiter", hatte die gesagt. „Das Geschäft kommt nicht mehr vorwärts! Der Vater meint, wir hätten genug verdient, ganz aufgeben will er die Goldgrube, wenn du den Klaus nicht heiratest! Mit den Gesellen wird es immer schwieriger! Da gehört eine feste Manneshand in den Schlachthof und in das Haus!"

Grete war auch der Ansicht ihres Vaters. Man habe genug Geld zusammen, vor allem habe sich die Mutter einen ruhigen Lebensabend redlich verdient. Aber die wollte davon nichts wissen.

Digitized by Google

„Ich und faulenzen?"

„Nun, die Häuser machen doch Arbeit genug!"

„Für mich nicht! Und Vater ist dann noch weniger zu Hause! .... Morgen nachmittag kommt der Klaus Wenderoth! Ich hab' ihn hergebeten, erst wollte er nicht kommen! Du veralberteſt ihn nur, hat er geſagt! Vernünftig wirſt du ſein — verſtehſt du?"

Da hatte Eliſe den Hut aufgeſetzt, war rüber zur Grete Schuſter gelaufen und hatte ihr ihr Leid geklagt. . . .

Alſo endlich bot ſich die günſtige Gelegenheit! Grete bedauerte die Freundin, die ſich immer wieder die Tränen aus den Augen wiſchte — und ſtichelte dabei.

„Den Klaus Wenderoth würde ich an deiner Stelle auch nicht nehmen, fiel mir gar nicht ein! Du kannſt bei deinem Reichtum und deiner Bildung viel höher greifen! Laß dich bloß nicht ins Bockshorn jagen, Eliſe! Und morgen reißt du beizeiten aus!"

„Und du kommſt mit!"

„Wenn ich nur könnte! Aber es geht beim beſten Willen nicht! Ich muß morgen zu meiner Tante Marie! Von der erb' ich vielleicht noch mal 'ne Kleinigkeit. Ja, ich armes Wurm hab's nicht ſo gut wie du! Ich muß 'n freundliches Geſicht machen, wenn mir's auch gar nicht paßt! Aber mir bleibt nichts anderes übrig! . . . Ach Gott, du wirſt doch auch einmal einen Nachmittag allein totſchlagen können! Oder fehlt dir's an Mut, allein auszureißen?"

„Das mein ich doch auch! Das wär' doch auch noch ſchöner! Deine Mutter mag ſich nur allein mit dem Klaus Wenderoth unterhalten! Dem wird das auf die Dauer ſchon langweilig werden! Und bei dem ſchönen Wetter". . . . .

„Fahr' ich raus nach dem ſchwediſchen Pavillon in Wannſee!"

Das war ja herrlich, nun wußte ſie Beſcheid. Grete Schuſter tat wütend, hieb mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Und ich muß zu der langweiligen Tante Marie! Du, in Wannſee muß ſich's jetzt fein ſitzen. Am Waſſer! Und die elegante Welt, die da rumflaniert!" Grete Schuſter lachte ſpöttiſch. „Dort wird dich deine Mutter mit Klaus Wenderoth nicht ſuchen!"

„Komm' doch gegen Abend nach!"

„Kann ich nicht, Kindchen, wirklich nicht! Aber laß dich deshalb nicht abhalten! Ich würd' dir ja ſo gern beiſtehen, wenn ich nur wüßte, wie ich das tun ſoll!"

„Ich geh'", ſagte Eliſe mit finſterem Geſicht. „Ich werde überhaupt Wannſee und die Gegend in der nächſten Zeit ein bißchen unſicher machen! Nur der Weſten iſt vornehm!

„Gott bewahre!"

Weißenſee hängt mir mit dem ganzen Oſten und Norden und Süden Berlins zum Halſe heraus!"

„Und mir nicht minder", beteuerte Grete Schuſter mit einem herzzerreißenden Seufzer. Die Raupen, die die Kartenlegerin der Freundin in den Kopf geſetzt, fingen an zu wirken. Nun machte ſie die Bekanntſchaft des „Schiffbrüchigen", dann kam der Krach zu Hauſe, darauf die Heirat — und zuletzt, aber hoffentlich recht bald, kamen die tauſend Taler anmarſchiert! Nein, verrückt ging's doch in der Welt zu! Und wie blödſinnig dumm waren die Menſchen! . . . .

Kaum war Eliſe gegangen, fuhr Grete Schuſter zur Empfangsdame und inſtruierte die. Dabei flog ihr der Atem, rote Flecke brannten auf ihren Wangen.

„Nun geht's aber vorwärts! Wenn ‚der Schiffbrüchige' nur kein Eſel iſt! Gerade jetzt iſt die Eliſe weich wie Butter an der Sonne!"

Das war ſehr erfreulich zu hören, die Empfangsdame aber bremſte.

„Seien Sie bloß vorſichtig! Und fragen Sie Ihre Freundin um Himmels willen nicht aus!"

„Werde mich hüten! Das brauch' ich auch gar nicht! Die trägt mir die Neuigkeit gleich ins Haus!" . . . .

---

13. Kapitel.

An einer Barriere in Hoppegarten lehnte Sieglow und ſah der Morgenarbeit der Pferde zu. Nur noch neun Tage, dann wurde die „Armee" gelaufen. Faſt alle Pferde, die an dem Rennen teilnahmen, waren nun hier eingetroffen, um den letzten Schliff über den Kurs zu bekommen, den ſie beſtreiten ſollten. Mit den Augen des Fachmannes prüfte er die Kon-

Digitized by Google

kurrenten. Zwei, drei, alte, stahlharte Steepler konnten ihm gefährlich werden — und ein Schimmel „Scheinwerfer". Dessen Arbeit verfolgte er mit größtem Interesse. Da zogen sich oft die Falten auf seiner Stirn zusammen. Hatte der beim Endkampf noch ein Wort mitzusprechen, war's wohl um seinen Sieg geschehen! Aber auf dem würde ein blutjunger, sächsischer Husar sitzen, der erst noch lernen mußte, Rennen über die lange Distanz, über die groben Sprünge zu bestreiten. Er hatte den Sachsen ein paarmal reiten sehen. Gute Anlagen und viel Herz, ganz sicher, aber hitzig ritt der junge Herr noch. Wenn er nur im letzten Augenblick nicht einen von den gewiegten Rennreitern in den Sattel ließ. Er wußte, daß mancher dem jungen Offizier in den Ohren lag. . . . Die Rennsaison war in vollem Gange. Ihm selber waren viele Ritte angeboten worden, nicht einen einzigen hatte er angenommen. Man begriff das nicht. Er, der sonst jede Gelegenheit wahrnahm, um in den Sattel zu steigen. Er wollte das Schicksal nicht noch toller herausfordern. Mitunter hatte der Teufel die Hand im Spiele, man brach oder verknackte sich etwas und konnte dann „Ahnfrau" nicht in der „Armee" steuern. Die war famos auf dem Posten. Gestern noch hatte die „Sportwelt" geschrieben, daß sie mit ausgezeichneten Chancen in das Rennen gehen würde. Da lachte er vor sich hin. Als ob er fünfzehn Tausender sonst auf seinen Sieg angelegt hätte. Im heimlichen Wettmarkt war die Stute auch nur noch 2½ : 1 zu haben. Das heißt für 10 Mark Einsatz bei Sieg 25 Mark. Also die Leute vom Bau rechneten mit dem Siege fast als mit einer tödlichen Gewißheit. Das wirkte besser als ein Beruhigungspulver auf ihn. Denn manchmal meldeten sich jetzt die Nerven. Na, das war wohl kein Wunder. Saß er erst im Sattel, war er der ruhigste Mensch von der Welt. Selbst Pollnows Gequassel, der jetzt öfters der Morgenarbeit beiwohnte, brachte ihn kaum aus der Fassung. Und der nahm den Mund wahrhaftig reichlich voll und wollte mit listigem Augenzwinkern wissen wieviel er auf „Ahnfraus" Sieg angelegt und wo. Aber er gab nichts laut, fiel ihm gar nicht ein!

Da hörte er Schritte hinter sich, er brauchte sich gar nicht umzudrehen, sein getreuer Lemke war's, der die Stute geputzt und ihr Futter geschüttet hatte.

„Sehen Sie sich mal ‚Scheinwerfer' an", sagte Sieglow.

Sporen schlugen zusammen.

„Herr Leutnant, den bloß nicht aus den Augen lassen im Rennen!"

„Verkehrt, grundverkehrt, Lemke! Man muß sein Rennen reiten. Lediglich an sein Pferd denken! Ich hab' doch ein paar hundert Rennen bestritten und hab' meine Erfahrungen! Die Innenseite muß man vom Start weg zu kriegen versuchen, natürlich, und wenn man sie hat, sich den Teufel um andere Pferde kümmern — bis es zum Endgefecht kommt, dann freilich muß man mit raschem Blick abtaxieren können, was in den Pferden vor und neben einen drinnen steckt und die Ohren spitzen, damit man rechtzeitig merkt, was hinter einem etwa noch an brauchbarem Material galoppiert, sonst hat man plötzlich das Nachsehen. Da muß ich an meinen ersten Sieg auf dem grünen Rasen denken, den ich einem gewiegten Rennreiter wie Suermondt aus der Hand galoppiert habe, nach dem schwersten Kampfe, den ich überhaupt durchgefochten. Aber ich war so schnell an ihm vorbei, daß er mich doch nicht mehr ganz einholen konnte! Mit Nasenlänge gewann ich!"

Da glänzten die Augen des getreuen Lemke.

„Wenn mir der Herr Leutnant da Näheres erzählen wollten!"

„Gott, da ist nicht viel zu sagen! Drüben in Karlshorst war's! Ich schoß eben wie ein Pfeil aus dem Rudel heraus! Es war das elfte Rennen, das ich mitritt. Und ich war nicht wenig stolz darauf einen so tüchtigen Rennreiter bezwungen zu haben! Und lachen hab' ich müssen auf dem Rennen! Es gab für 10 Mark auf meinen Sieg 182. Da fällt mir mitten in den Menschenmassen ein Kerl um den Hals. Der Bruder Leichtsinn hatte 20 Mark Sieg auf mich gesetzt! Und erzählte mir, er wäre zum ersten Male auf einer Rennbahn, Schneider sei er von Beruf, und nun wolle er heiraten! Zwei Jahre später kam seine Frau zu mir, ein Kind auf dem Arme, verheult, runtergekommen und klagte mir ihr

Digitized by Google

Leid. Sie war die Frau des Schneiders geworden, anfangs sei alles gut gegangen, dann aber habe ihren Mann das Wettfieber gepackt, er sei ihr durchgegangen, die letzte Nacht habe sie im Asyl für Obdachlose zugebracht. So sieht die Kehrseite der Medaille aus, lieber Lemke! Wie gewonnen, so zerronnen!"

Erich Sieglow richtete sich auf. Ein eisiger Schauer jagte über seinen Rücken. Stak er nicht ungefähr in derselben Haut? Wenn er nun nicht siegte? Die Zähne biß er zusammen, nicht an solchen Unfug gedacht.

„Na, morgen, Lemke!"

„Morgen, Herr Leutnant!" . . . .

Die Erinnerung an den Schneider lag tagelang wie ein Bann auf Erich Sieglow. Da ging er wieder oft die Tiergartenstraße entlang, aber Ilse Wolfisheimb sah er nicht. . . . Ach was, nur nicht schlapp sein. Dieser verfl . . . . . Schneider mußte ihm aus dem Kopf. An Ilse Wolfisheimb gedacht, an das liebe Mädel, das Tränen in den Augen gehabt, als es ihm zum Abschiede die Hand gereicht.

* * *

Frau Blaak zog ihren Mann gleich in ihr Zimmer, als er nach Hause kam. Erzählte ihm, was Frau Geheimrat Sülking ihr gesagt und daß sie dort Frau von Karrein kennen gelernt.

Herr Blaak pfiff vor sich hin.

„Sieh' einer die Sülking an! Hätt' ich nicht im Traume gedacht. Und von der ‚Spezialität' dieser Frau von Karrein hast du noch nichts gehört?"

„Ganz unbekannt kam mir ja der Name nicht vor!"

Da lachte Herr Blaak seine zierliche Frau aus.

„Ich weiß recht genau Bescheid! Kurz und bündig: sie will unsere Dora unter die Haube bringen, wie sie Ellen Sülking drunter gebracht hat!"

„Und was meinst du dazu?" fragte die kleine Frau ängstlich.

„Ich werd' da hübsch vorsichtig sein! Denn ich bin noch lange nicht der Geheimrat Sülking! Also 'ne ähnliche Partie, daran glaub' ich nicht! Aber wenn du nichts dagegen hast, warum sollten wir ihre Bekanntschaft nicht machen? Die Augen werd' ich schon offen behalten und zur rechten Zeit sagen: halt, das will ich denn doch nicht, wenn mir ihre, Vorschläge' nicht gefallen! . . . Und damit werden wir von vornherein rechnen müssen, daß ein tiefer Griff in den Geldbeutel nötig ist! Denn jede wird nicht so gut fahren wie Ellen Sülking mit ihrem Pollnow!"

„Meinst du, ich soll ihr offen schreiben, wir würden uns freuen, mit ihr in näheren Verkehr zu treten?"

Herr Blaak, als tüchtiger Kaufmann, wiegte den Kopf hin und her.

„Das eilt nicht, kleines Frauchen! Die Karrein hat ein bestimmtes ‚Objekt' im Auge. Lassen wir sie getrost ein bißchen auf uns zukommen. Nur nicht wie ein Zirkusklown in die Manege springen, sonst müssen wir heftig bluten. Und dann, ich will's nur ganz offen sagen, gibt mir's einen Heidenspaß zu beobachten, wie dieser Teufelsbraten die Sache einfädelt und durchführt. Ich will freie Hand behalten, damit ich jederzeit sagen kann: Meine Verehrteste, dort ist die Tür und bleiben Sie uns künftig vom Halse! Wenn nämlich derjenige welcher mir alles andere nur nicht hochwillkommen ist! Denn mit der Dora wird die gerissene Frau im Handumdrehen fertig! Dann gäb's nur noch mehr Spektakel, und der langt, denk' ich, für den Augenblick vollkommen!"

Mit einem Seufzer mußte Frau Blaak ihrem Manne recht geben.

---

14. Kapitel.

Als Felgart sich von Frau von Karrein verabschiedete, hatte erst noch einmal das Telephon gespielt. In diesem Augenblick war er sich sehr erbärmlich vorgekommen. Eine stille Wut gegen diese Frau war wieder in ihm aufgestiegen. Nun, noch war nicht aller Tage Abend. Es würde, es mußte sich ein Ausweg finden lassen. Nach und nach hatte er sich an seine Lage gewöhnt, er studierte eifrig die Zeitungen, endlich mußte er doch ein passendes Angebot finden.

Als Frau von Karrein zurückkam, machte sie ein sehr erfreutes Gesicht.

Digitized by Google

„Die junge Dame ist auf dem Wege nach dem schwedischen Pavillon in Wannsee. Ich kann Ihnen jetzt sogar verraten, wie sie gekleidet ist. Sie trägt einen dunkelblauen Rock, gelbe Knopfstiefel, weiße Spitzenbluse und einen mit Rosen garnierten, breitkrempigen Strohhut. Eine Verwechslung ist also gänzlich ausgeschlossen. Alles Weitere muß ich Ihrem Scharfsinn überlassen. Und nun Glück auf den Weg!"

Die hingehaltene Hand küßte Felgart und machte sich auf den Weg. Er war doch noch nicht völlig „abgebrüht". Infam kam er sich vor, ganz infam, im nächsten Augenblick aber mahnte ihn sein Verstand: Sei vorsichtig, sonst liegst du auf der Straße! Wie entsetzlich das ist, weißt du doch aus Erfahrung! . . .

Elise Schwarzhasel war heimlich aus der Wohnung entwischt und erst einmal zu ihrer Freundin Grete Schuster gegangen.

„Du, ich bringe dich bis zu deiner Tante Marie! Wie soll ich denn den ganzen Nachmittag totschlagen?"

Da war die Freundin sehr aufgeregt geworden.

„Mach' dich aus dem Staube, Elise! Wenn man dich sucht, kommt man doch zuerst hierher! Und ich verderb's mit deiner Mutter! Davon haben wir doch alle beide nichts! Ich geh' auch vor vier Uhr nicht weg! Du hast doch immer genug Geld in der Tasche, um einen Nachmittag totzuschlagen!"

Zur Tür hatte Grete Schuster die Freundin hinausgeschoben, war fünf Minuten später zur nächsten öffentlichen Fernsprechstelle gegangen, hatte sich mit der Empfangsdame verbinden lassen und ihr gesagt, daß die Freundin auf dem Marsch sei und wie sie gekleidet war . . . Ihr Vater hatte zwar Telephon, aber das hing im Laden, war also in diesem Falle nicht zu gebrauchen. . .

Unterwegs kaufte sich Elise Schwarzhasel ein Buch, das Wetter war wunderschön, sie nahm sich vor, lange im schwedischen Pavillon zu sitzen und zu lesen. Ein spannender Roman half am besten über die Zeit hinweg.

Als sie das Restaurant betrat, war es fast noch völlig leer. Später, gegen Abend, würde wahrscheinlich kein Platz mehr zu haben sein. Sie setzte sich in eine Ecke, dicht ans Wasser, bestellte sich Kaffee und Kuchen und blickte eine ganze Zeitlang über die glitzernde Wasserfläche, bewunderte die schönen Villen, die die Ufer einrahmten und seufzte leise. Die Eltern konnten es so gut haben und trieben das Geschäft doch weiter in dem ekligen Weißensee. Das begriff sie nicht! Wenn man sich lange genug rumgeschunden hatte, wollte man doch wenigstens seinen Lebensabend genießen! Der Vater, der war ja nicht so. Der war bloß noch nicht ganz den hinterpommerschen Hütejungen los geworden. Der amüsierte sich auf seine Weise. Die Rennen, ein fröhlicher Umtrunk mit seinen Freunden, ein bißchen Bummeln abends, und dann wieder ans Geschäft, er fand das ganz wunderschön so. Der hatte keinen höheren Schwung und würde ihn nicht mehr bekommen. Die Mutter aber bekam erst der Tod von ihren Büchern weg. An der lag es! Die gab doch keine Ruhe! Sie hatte erlebt, wie das Geschäft größer und größer wurde, da war sie mit dem durch tausend Fäden verknüpft. Daß die sich nicht mehr losreißen konnte, verstand man am Ende! Was man aber nicht verstand, daß sie ihrem einzigen Kinde nicht den Weg in die „höheren" Kreise bahnen wollte. Da hätte man sie auch nicht in ein Pensionat stecken sollen. Um einen Großschlächter zu heiraten, dafür genügte auch Bürgerschulbildung. Das Buch umkrampfte Elise Schwarzhasel mit harter Hand. Da mußte man eben seinen Weg allein gehen — und seinen Willen durchsetzen! Der Klaus Wenderoth würde ein schön dummes Gesicht machen, wenn er jetzt zur Mutter kam und erfuhr, daß sie ausgeflogen war. Sie mußte vor sich hin lachen. Jäh wandte sie den Kopf zur Seite. An dem Nebentisch nahm ein Herr in schwarzem Gehrock Platz, so, daß er ihr ins Gesicht sehen konnte, mit dem Rücken nach dem Wasser und bestellte in einem Tone, der das Befehlen gewohnt zu sein schien, eine Tasse Kaffee. Da schlug Elise Schwarzhasel ihr Buch auf und begann zu lesen. Sie wurde unwillig. Der ihr da gegenübersaß, starrte sie aller Augenblicke an, sie fühlte es. Es störte sie. Da klappte sie das Buch wieder zu. Hoffentlich ging der Herr bald. Er rief den Kellner heran, wollte wahrscheinlich zahlen — Gott sei Dank, denn hier war's gemütlich, hier konnte sie lesen oder ihren Gedanken nachhängen. . . . Aber der

Digitized by Google

Herr bestellte sich einen Kognak, und als sich der Kellner entfernt hatte, lachte er halblaut vor sich hin, redete sie dreist an.

„Fräulein, Sie haben wohl auch schlechte Laune?"

Sie antwortete nicht. Über Felgart war der Leichtsinn wieder gekommen. Das Mädel sah ja so weit ganz propper und niedlich aus. Mit dessen strammem Geldbeutel mußte es sich ganz vergnüglich leben lassen. Das Schweigen schreckte ihn durchaus nicht ab. So fing es immer an, wenn es sich um etwas „Besseres" handelte. Was gleich antwortete, war nie was wert.

„Ich bin auch schlechter Laune", fuhr er fort, und dann lachte er. „Ich glaube, Ihnen geht's wie mir, Sie sind auch ‚versetzt' worden!"

So, das hatte er richtig gemacht. Das ließ doch ein ehrbares Bürgermädchen nicht auf sich sitzen.

„Meine Gesellschaft genügt mir vollkommen! Ich lasse mich überhaupt nicht ‚versetzen'!"

Felgart tat, als wenn er sichtlich betroffen wäre.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! Es war nicht bös gemeint! Er hob sich ein wenig und lüftete den Hut. Daß ich's nur ehrlich sage, ich bin auch nicht ‚versetzt' worden! Es war eine Ungeschicklichkeit meinerseits! Um ein Gespräch anzuknüpfen. Ich bin nämlich ein bedauernswerter Mensch, der ganz allein in der Welt steht. Da hab' ich mich bei dem schönen Wetter aufgemacht und bin hierher gebummelt! Ja, es ist wahrhaftig so!"

Die letzten Worte hatte er gedehnt gesprochen, einen Unterton hatte er in sie gelegt, der das Mädchen ein bißchen warm machen sollte, sie bewegen, das Gespräch fortzuspinnen.

Die aber sagte nichts. Wahrscheinlich weil gerade der Kellner mit dem Kognak kam. Sie schwieg auch noch, als der Mann sich wieder entfernt hatte. Aber sie musterte den Fremdling doch verstohlen. Wenn das mehr war als Zufall? Wenn das jetzt eintrat, was ihr die Kartenlegerin gesagt? Sie wollte über die Gedanken lachen und konnte es doch nicht.

Und wieder kam die Stimme von drüben.

„Jeder dritte Mensch, dem man begegnet, trägt ein Ullsteinbuch in der Hand! Was lesen Sie denn da?"

„Marie Verwahnen von Joseph Lauff!"

„Der kann etwas, der war auch Offizier!"

„Sie — waren es wohl auch?"

Elise Schwarzhasel sah jetzt dem Fremdling voll ins Gesicht. Da lüftete der wieder den Hut und antwortete mit einem Seufzer.

„Ja, ich — war's!"

Junge Mädchenlippen bebten, nein, war das sonderbar!

„Sie haben wohl Schiff — Schiffbruch erlitten?"

„Sie kennen mich nicht, da darf ich's wohl sagen! — Ja — gnädiges Fräulein!"

Einen Augenblick schloß Elise Schwarzhasel die Augen. Sollte wirklich der — Zufall?" . . . . . Ihre Neugierde war erwacht! Mehr, ihr Herz begann ängstlich zu schlagen. Gab es wahrhaftig zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen sich ihre Schulweisheit nichts träumen ließ? Und über diesen Nachmittag mußte sie hinwegkommen. Der Herr machte einen anständigen Eindruck — einen bemitleidenswerten. Den Kopf in die Fäuste gestützt, saß er da und sah mit finsterem Gesicht vor sich hin.

„Aber das muß doch entsetzlich sein, aus seinem Lebensberuf herausgeschleudert zu werden!"

„Danach wird nicht gefragt, gnädiges Fräulein", erwiderte er mit dumpfer Stimme.

Sie suchte nach Worten und fand sie nicht. Da legte der verabschiedete Offizier den Hut auf einen Stuhl, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn und seufzte tief auf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Gesichter / Roman von Arthur Babillotte

15. Fortsetzung.

Ich betrachtete ihn fragend, weil ich es mir nicht gleich erklären konnte.

„Jetzt kommt nämlich das Allerschönste," lachte der Domestik „und daraus könnt Ihr sehen, wie es bei den wohlhabenden Leuten Mode ist. Ich habe Euch gesagt, daß ich wegen der Mamsell Marguerite meinen Dienst aufgeben mußte. Und wißt Ihr, wann ich mein Renkontre mit ihr hatte?"

„Halt!" sagte ich. „Bevor Ihr mir das erzählt, will ich wissen, wie es kommt, daß Madame Barbignolle das Mädchen wieder aufgenommen hat, wenn sie doch alles wußte?"

Er zuckte mit den Achseln. „Ja, was soll man da sagen, Monsieur! Ich glaube, Monsieur Barbignolle hat es so haben wollen, er hat viel mit Monsieur Marcell zusammengesteckt, und dann hat Madame nachgeben müssen, weil Monsieur im Jähzorn gefährlich ist. So ist die Mamsell Marguerite wieder in das Haus aufgenommen worden. Gleich am zweiten Tag, wie sie wieder da gewesen ist, das hat wieder meine schlaue Fifine herausgetüftelt, hahaha! gleich am zweiten Tag hat sich die Mamsell Marguerite im Salon mit Monsieur Marcell. . . He, was wird sie wohl getan haben?"

„Na?"

Er sah mich verschmitzt an, seine kleinen Augen hüpften vor Spott und Behagen.

„Na?" sagte ich ganz dumm, denn der Wein rumorte schon gewaltig in meinem Kopf, und es war auch nicht leicht, sich aus den Trümmern meines zusammengestürzten Glaubens herauszufinden.

Und da wiederholte Xaver Wasmer, dieser frivole, unsaubere Domestik, langsam, jedes Wort mit einer schweren Betonung: „Hat sich die Mamsell Marguerite mit Monsieur Marcell, dem Kompagnon des Kaufmanns Loriette von Belfort, verlobt!"

Es war seltsam, wie ruhig mich diese Nachricht ließ. Ich verzog nur den Mund zu einem Lächeln, das vielleicht schmerzlich war, vielleicht aber auch belustigt und verächtlich. Und als ich erfuhr, daß die Hochzeit schon gewesen sei, nickte ich mit dem Kopf und sagte aus meinem Taumel und meiner Versunkenheit heraus: „Sie mögen so glücklich sein, wie es ihnen möglich ist!"

Darüber kicherte nun Xaver Wasmer, schlug mich mit seiner dicken, fleischigen Hand über den Tisch auf die Achsel und wieherte vor Vergnügen: „Ja, da sollt Ihr recht haben, Monsieur! Sie wird ihm das Leben schon nicht zu leicht machen, dafür ist gesorgt. Aber er ist ja so vernarrt in sie, er betet sie an, er hat sie geheiratet, alles, was sie sich wünscht, kauft er ihr, mit einem Wort: Er trägt sie auf den Händen. Und bei allem hat er doch noch erfahren, was geschehen ist. . . Wie hätte es auch verschwiegen bleiben können."

Er trank und goß sich aus der Flasche nach. Ich rief nach einem neuen Liter. Ich hatte die Zeit vergessen. Mochte draußen die Welt in Stücke gehen, ich saß hier in der elsässischen Kneipe und alles andere ging mich nichts an.

„Trinkt, Kamerad!" sagte ich prahlend zu dem Domestiken. „Und Ihr auch, daß Ihr ein freundlicheres Gesicht bekommt!"

Wir stießen an, rauchten Zigarren und Zigaretten, alles durcheinander, wie es kam.

„Um fertig zu erzählen," fing Xaver Wasmer wieder an, „das Renkontre mit der Mamsell Marguerite hatte ich also am Hochzeitstag. Es war ein schöner Tag, wie ausgesucht für ein solches Fest. Die liebe Mama von der Mamsell Marguerite war natürlich auch erschienen, ganz in schwarzer Seide und mit einer langen, goldenen Kette um den Hals. . . . . Da ist geküßt und geweint worden, daß es einen Stein erweichen konnte. Und dann sind sie alle zusammen in die Kirche gefahren und als sie wieder kamen, ging das gute Leben los! Monsieur Barbignolle hatte dem Kaufmann Loriette, mit dem er gut befreundet ist, seine Domestiken geliehen, so konnten wir dabeistehen und mit den Lippen schmatzen. . . . Es ist aber auch für uns mancher gute Bissen abgefallen, alles was recht ist!"

Das Trinken nahm kein Ende; die zwei Domestiken trieben in ihrem richtigen Fahr-

Digitized by Google

wasser, sie blähten sich auf meine Kosten und heuchelten mir eine Freundschaft und Zuneigung her, die mich angewidert hätte, wenn nicht andere Sorgen und Enttäuschungen in meinem erhitzten Kopf umgegangen wären.

So trank ich mit und ließ es geschehen, daß sie vertraulich wurden und mancherlei aus meinem Leben und meinen Zuständen wissen wollten; aber sie haben doch nichts erfahren.

In dieser großen Stadt Berlin saß jetzt Seppele Barondiot, um einen starken, freudigen Glauben ärmer und reicher um eine Verachtung und den Willen, hart zu werden, ohne ihn aber bewußt zu erkennen. Es trieb sich vielerlei durch meinen Kopf, während die anderen Gäste, die noch dasaßen, um mich her stritten und überlaut disputierten, in ihrem derben, geradlinigen Dialekt; und seltsam war es, daß ich über all meiner Versunkenheit und dem Verlorensein in den großen Schmerz, den mir Gretel durch ihre böswillige Betrügerei angetan hatte, langsam, mit sanft schmerzender Beharrlichkeit die helle, klare Zeit der Kindheit vergaß, die Gretel geheißen hatte. Was verschlug es auch, ob ich die Landstraße dahinwanderte und ein einziges Singen in den Wäldern, auf allen Straßen, aus den rauhen Kehlen fröhlicher Arbeiter vernahm; und ob dieses Singen Gretel hieß! Was verschlug es, ob es nur eine blaue Luft gab und ein goldiges Glänzen und Flirren darin, und ob die ganze Herrlichkeit Gretel gerufen wurde! Sie konnte ja auch Carry oder Johanna oder Lia heißen. In allen Fällen blieb Seppele Barondiot der Dummkopf.

Da erfaßte mich eine dumpfe Wut, ich riß meinen Hut vom Haken, warf dem Wirt ein großes Geldstück vor die Augen, davon sollte er meine Schuld abziehen und den Rest in seinem Nutzen anlegen, und schrie den zwei Domestiken, die mich mit fremden Augen anstarrten, mit einer brennenden Stimme in die glatten, gemeinen Gesichter: „Fahrt zum Teufel, ihr traurigen Bestien, und grüßt ihn schönstens von mir!“ Dann rannte ich hinaus, hörte noch ein Gepolter und Geschrei hinter mir, daß ich denken mußte, sie verfolgten mich, und fühlte mich auf einmal hilflos allein und von allem verlassen, was einen Menschen fröhlich und getrost erhalten kann. Ich sank gegen eine Hausmauer und fühlte, wie heiße Tränen über meine Backen liefen, und im aufgescheuchten Herzen war ein dumpfes, schmerzendes Hämmern.

Erst als ein Vorübergehender mich anstieß und mir ein spöttisches Wort zurief, kam ich wieder zu mir, hob verwirrt den Kopf und fand mich in einer unbekannten, halbdunklen Straße. Über mir leuchteten kalt und schrecklich fern die Sterne. Es war Nacht geworden, Seppele Barondiot hatte alles vergessen, was ihn im gegenwärtigen Leben festhielt. Ein stoßender Schrecken durchfuhr mich, als ich an Lia dachte und wie sie wohl in dem Café gesessen und auf mich gewartet hatte. Dann waren ihre Augen immer größer und angstvoller geworden, weil es doch langsam und mit einer grausamen Sicherheit auf die Nacht zuging, und die verabredete Stunde war schon lange vorbei, was mochte aus Joseph geworden sein?

Ich lief, so schnell ich konnte, um das Café zu erreichen, und zwang mich mit einer inbrünstigen Hartnäckigkeit, daran zu glauben, daß ich Lia noch finden würde. Als ich aber nach einer endlosen, überhasteten Wanderung durch die Friedrichstraße bei Kranzler einfiel, wie ein Verfolgter, mit verschobenem Hut und fliegendem Atem, daß alle Leute, die an den kleinen Marmortischchen saßen, verwundert und in gewisser Art erschrocken und ängstlich auf mich starrten, da fand ich Lia doch nicht mehr; ein Kellner, den ich fragte, wußte zu berichten, daß eine Dame, wie ich sie schilderte, dagewesen sei, mit einem Herrn in einem dicken Pelzmantel und mit einer grauen Sportmütze tief im Gesicht. Sie hätten lange gewartet; dann ist die Dame mit dem Herrn im Automobil fortgefahren. Hinterlassen haben sie nichts.

Ich stürmte hinaus, wie ich hineingestürmt war. Die Wohnung Lias lag in der Landshuter Straße; ich fuhr mit der Untergrundbahn und mußte dann noch ein paar Straßen laufen. Aber Lia war nicht zu Hause. Ihre Wirtin sagte mir, es könne geschehen, daß sie noch einmal käme, bevor sie in ihr Theater müsse, und ich könne gern warten. Das tat ich denn auch. Sie führte mich in Lias Zimmer. Da stand ich nun in einem hellen, weißen Gemach, das von

Digitized by Google

einem zarten Duft erfüllt war, wie ihn weiche, verträumte Frauen lieben. An einer Wand hingen zwei Radierungen, eine von Max Klinger und die andere von Willi Geiger, eine herbe, aus einer verquälten Seele gesehene Landschaft. Ueber der breiten Chaiselongue lag ein weiches, silbergraues Fell, mit vielen großen Kissen bedeckt. Ich setzte mich und empfand die Heimlichkeit und weiße Stille um mich her, als ob ich ein Mensch außer mir selber wäre. Und da wußte ich auf einmal, klarer und wahrhaftiger als durch alle Nöte in meiner Ehe, als durch die Weichheit und Verlockung des bequemen Sessels, der mir widerwärtig geworden war, daß ich nicht in solche Zimmer hineingehörte, in solche Stätten des Friedens, des Ausruhens, der wunschlosen Ergebung. Und aus der Stille dieses lockenden Mädchenzimmers dröhnte die Fanfare des Kampfes und der Siegbegierde in mein Ohr, es wurde mir auf einmal unendlich leicht um die Seele und wunderbar froh um das Gemüt. Ich stand auf und reckte mich und lächelte den niedlichen, kleinen Nippsächelchen zu, die auf kleinen Tischchen standen, lächelte den vielen Parfümflaschen und kleinen Puderdosen auf dem Toilettetisch zu, lächelte der ganzen Freundlichkeit und Friedhaftigkeit des Zimmers zu, wie ein Mensch, der von einem anderen Abschied nimmt, weil er jetzt wieder seine eigene Straße wandern will, die er einmal in sündhafter Verirrung verlassen hat. Es gab mir eine sachtmütig schwingende Freude in das Herz, daß es jetzt zwischen uns gleichmäßig geworden war: einmal war Lia zu mir gekommen in einer großen Not, jetzt hatte ich sie gesucht, weil sie mir helfen sollte.

Und so empfing ich sie dann auch, als sie endlich eintrat: wie ein Mensch, der eine stützende Hand braucht.

Als ich ihr alles erzählt hatte, wie es mit Gretel gewesen und geworden war, und daß es mir ein heimliches Grauen sei, an das zu denken, was ich in Leipzig zurückgelassen hatte, weil ich gänzlich aus diesem Geleise der Gleichmäßigkeit und pflichttreuen Stetigkeit gehoben sei, da lächelte Lia, wie ich sie in meiner Kolmarer Zeit nie hatte lächeln sehen. Denn damals war sie jung gewesen, wie ich, und unklüger in ihren menschlichen Gesinnungen und ihrem Glauben an eine unermeßliche Ausbreitung.

„Joseph," sagte Lia, „du weißt, wie es zwischen uns war, und wie wir gestern einig geworden sind. Ich habe lange auf dich gewartet, aber du bist deinen eigenen Weg gegangen, der hat dich nicht zu mir geführt. Ich darf nicht klagen, und ich will es auch nicht. Aber das Beste für dich wünschen darf ich, und das will ich auch, Joseph. Und so meine ich, du mußt so sein, wie du damals in Kolmar warst. Weißt du noch: so gut warst du und herzlich ehrlich und geradeaus. Du hättest niemand wehtun wollen, weil du es tun wolltest. Wenn du es tatest, dann geschah es aus Notwendigkeit und aus der Not, die dich dir selbst treu erhalten wollte."

„Ja," sagte ich, „da hast du wohl recht, Lia."

Sie fuhr fort: „Du hast mir nichts von deiner Ehe erzählt, Joseph, aber ich kann mir so vieles denken, denn ich kenne dich gut. Du hast mir gesagt, daß du auf einem sicheren Platz sitzest, der nicht aus dem Ganzen herausragt und bescheiden ist; aber er hält dich am Leben. Denkst du, ich kann glauben, daß dir das genug ist? Ich weiß doch, wie ungeduldig du schon in Kolmar warst, und so schnell kann das nicht anders mit dir geworden sein. . . ."

Ich mußte lächeln, denn was Lia da vorbrachte, war ja auch in mir schon erwacht. Und darum hatte ich sie ja auch gar nicht angebettelt; vielmehr sollte sie mir helfen, das Dorngestrüpp zu durchbrechen, das ich mir selber und das auch die Verhältnisse um mein Dasein gerankt hatten.

Das wollte sie auch, aber es war nötig gewesen, daß mir auch ein anderer Mensch als ich selbst alles so zeigte, wie es mit mir gewesen und geworden war.

Die Uhr zeigte halb acht. Lia mußte sich bald auf den Weg machen. Es kam aber deswegen nichts Ueberhastetes und Oberflächliches in unsere letzten Beredungen. Lia sprach ruhig, während sie ihre Hände auf meinen Schultern hielt. Sie hatte in den Augen ein treues Glänzen aus Gold und tiefem Braun. Ich sah zum erstenmal ihre ganze reine Schönheit, die mir damals in der Kolmarer Kneipe, als sie unter rohe und unschöne Artistenkleinheiten

Digitized by Google

verstoßen gewesen war, Furcht und Abscheu eingeflößt hatte, denn es war mir ja damals nicht möglich gewesen, sie richtig zu sehen, ohne den gewöhnlichen und flatterhaften Aufputz, den Umgebung und Zwang über ihre Züge gedeckt hatten.

Lia sagte: „Und nach Leipzig mußt du wieder zurück, wenn es nur ist, um alles in die Ordnung zu bringen."

„Ja," gab ich zu, „das muß wohl getan sein. Aber ich erkenne immer besser, daß es eine heimliche Flucht war. Es hat sich soviel Beklemmung und Atemnot in mir gesammelt in dieser stillen, unguten Zeit, daß es einmal zu einem Gewaltausbruch kommen mußte. Das ist geschehen, als ich nach Berlin fuhr. Meine Frau weiß es aber nicht, ahnen und fühlen wird sie es wohl. . . ."

„Und darum," fiel mir Lia in die Rede, „darum bist du ihr ein offenes Wort schuldig, Joseph."

„Und dann?" fragte ich bang und hilflos.

„Dann?" Lia lächelte. „Du wirst es selber finden, und es läßt sich darüber gar nicht reden. Auch das Grübeln hat keinen Wert. Es wird so kommen, wie es vorbereitet ist, du kannst gar nichts dazu tun. Wenn du wieder in Leipzig bist, und du sprichst mit deiner Frau, dann wirst du es erfahren. Keines von euch beiden wird etwas daran ändern können. . ."

Ich mußte dieses tapfere Mädchen bewundern, das diese Wahrheit so ruhig und klar herausgab, nachdem es in Geduld und Stille auf mich gewartet hatte und dann erkennen mußte, daß ich ihm verloren war.

„Du bist so gut, Lia," sagte ich gerührt, „viel besser als ich. Und so geduldig."

„Wenn ich ungeduldig wäre wie du, was sollte daraus werden!" lächelte sie freimütig. „Es muß doch immer eines geben, das verzichten kann. Aber du," fügte sie entschlossen und fast fordernd hinzu, daß ich an ihre Augen denken mußte, wie sie damals in Kolmar auf mich eingewirkt hatten, „du darfst nicht verzichten, Joseph."

„Das will ich auch nicht", gab ich fest zur Antwort, und es war mir auf einmal, als wäre alles, wie es jetzt geschehen mußte, kindlich klar und einfach.

Dann küßte sie mich noch einmal auf den Mund, wir fühlten beide tief innerlich, daß es der letzte Kuß zwischen uns war, und dann sind wir still und wehmütig fortgegangen.

---

19. Kapitel.

Noch in derselben Nacht schrieb ich einen Brief an Johanna, daß es mir gut ginge, und ich wollte bald wiederkommen; dann sollte sich alles zeigen, wie es gehalten sein sollte. Sie möge eines guten Vertrauens sein und den Mut nicht verlieren.

„Denke an das," schrieb ich, „was Du mir versprachst, damals, als es so schlimm zwischen uns war und ich den Kopf und die Haltung verlor, weil ein Flieger über mir fortgefahren war und meine Träume und Begierden mit sich genommen hatte. Du sagtest, daß Du mich ruhig gewähren lassen wolltest in allem, was ich angriffe, wenn Du es auch manchmal nicht verstehen könntest. Ich glaube, jetzt kommt diese schwere Zeit für Dich, es gehen Dinge in mir vor, die ich selber noch nicht fest greifen kann, aber ich ahne schon viel von ihnen. Sei ruhig und geduldig Dich, Du wirst nicht draußen stehenbleiben müssen, wenn wieder alles in mir eingerichtet ist."

Und ganz am Schluß schrieb ich, es sah aus, als gehöre es gar nicht zu allem, was davorstand, aber vielleicht war es enger damit verknüpft, als Johanna herauslesen konnte und ich selber es wußte: „Morgen lerne ich den Flieger Jakob Markus kennen."

Ich traf Lia in der Mittagsstunde bei Kempinski, wohin sie auch den Flieger, ihren Freund, bestellt hatte. Er kam in seinem kostbaren Pelzmantel und zeigte unter der grauen Sportmütze ein feines und kluges Gesicht, dem ein kurzverschnittenes, schwarzes Schnurrbärtchen eine gehaltene Fröhlichkeit verlieh. Er reichte mir freimütig die Hand und hieß mich in seiner Gefolgschaft willkommen.

Dann bestiegen wir sein Automobil, das vor dem Eingang knatterte. Lia setzte sich uns gegenüber, weil sie durchaus wollte, ich müsse meinen Platz neben dem Freund haben.

Das Automobil schnurrte davon mit einer unglaublichen Geschicklichkeit durch die wim-

Digitized by Google

meinden Scharen der Straße. Es war ein hoher, blaugoldener Vorfrühlingstag. Der Wind schnitt uns in die Gesichter; wenn ich den Mund auftat, um ein Wort herauszubringen, fuhr mir der Luftzug wie ein borstiger Besen tief in die Kehle. Lia hatte es leichter, weil sie mit dem Rücken gegen den Wind saß. Sie erzählte denn auch mancherlei aus ihrem Theaterleben, und wie es ihr jetzt manchmal noch seltsam und rührend vorkomme, wenn sie sich vorstelle, was für ein armseliges Dasein sie einmal geführt hatte, als winzige Chansonette bei einer herumziehenden Tingeltangeltruppe. Dabei sah sie mich ein paarmal bedeutend an, und ich sah wieder in ihren Augen die Tupfen aus Gold und Braun. Auch von ihrer Mutter erzählte sie, und es war das erstemal, daß ich sie von dieser Frau reden hörte. Sie war einmal verflucht worden, weil sie diesem ungebundenen Leben nachgegangen sei, nun aber werde sie bewundert und allen Bekannten und Verwandten als eine tüchtige und beneidete Künstlerin gerühmt. . . .

Der Flieger Jakob Markus lächelte freundlich zu allem, was Lia vorbrachte, und ließ seine hellen, wachsamen Augen auf ihrem Gesicht ruhen.

„Werden Sie heute fliegen, Jakob?" fragte sie ihn einmal.

Er nickte heftig, ich konnte aus dieser Gebärde sehen, wie ernst es ihm war und welche Freude es ihm gab.

Nach einer rasenden Fahrt kamen wir endlich auf dem Flugplatz an. Er dehnte sich unendlich in den blauen Nachmittagshimmel hinein; die kleinen Fliegerschuppen hockten wie kluge Gnomen auf dem flachen Feld, die Stirnen breit gegen die Ferne gereckt. Ein Trüpplein lebhaft sprechender Herren in langen Mänteln stand vor einem Schuppen, aus dem gerade eine Flugmaschine herausgezogen wurde.

Jakob Markus ging auf sie zu, nachdem er uns gewinkt hatte, wir möchten ihm folgen. Lia drängte sich im Gehen an mich. „Guter," sagte sie leise und schmeichelnd, „Lieber".

Die Herren begrüßten uns mit einer lustigen Frische und Vertrautheit, sie reichten mir alle gleich die Hände und fragten mich, ob ich Teilnahme für ihre Sache mitbrächte. Die brachte ich ja nun in ganzen Bündeln, daß es mir fast zu schwer wurde, sie zu tragen. Das Herz klopfte mir gewaltig davon, und es gab auch ein starkes Blasen aus meiner Brust.

Ja, nun wollten sie mir also alles zeigen. Ich bekam ein Durcheinander von Hebeln und Schrauben und Rädchen zu sehen, während ein weitgespanntes, gelbes Seidendach über meinem Kopf leise knatterte; mancherlei fremdartige Worte schwirrten zu mir her, und in all dem neuen Lärm empfand ich die Nähe Lias als eine beruhigende Verbindung mit dem alten Leben, mit dem Leben des gestrigen Tags, während sich vor mir der neue Tag erhob, der Tag, der auf breiten, von Menschenhänden gelenkten Schwingen über den Horizont emporbricht und strahlend, singend über die weite Erde dahinstreicht, ein Wunder und eine Erfüllung.

Ich habe in jener Stunde noch nichts von dem Mechanischen und Maschinellen der Fliegerkunst begriffen. Aber immer schöner und verehrungswürdiger gingen mir die Kraft und die Schönheit des Menschen auf, dieses gebrechlichen Geschöpfes in einem Gewittersturm, der die tausendmal stärkere und brutalere Natur gemeistert hat! Und da standen nun diese Meisterer, junge Menschen mit hellen, fröhlichen Augen, mit Scherzworten auf den schmalen, energischen Lippen, die Hände vergnügt und fast jungenhaft übermütig in den Hosentaschen, und es war ein Spiel für sie. Da ist mir aufgegangen, daß jeder große Ernst ein blumenbekränztes Spiel ist, und der Mensch, der es mit offenem Herzen und froher Güte spielt, der soll der Sieger sein.

Jakob Markus stieg auf seinen Eindecker, sprach noch einmal belehrend auf mich ein, daß ich alle seine Handgriffe verstehen sollte, und ließ dann den Motor losschnurren. Die Luft um die Propeller geriet zuerst in ein weiches, langsam hin und her schwankendes Wallen, wurde dann unruhig, weil sie eine Gefahr witterte, fing an, um sich zu schlagen und geriet allmählich in ein tobsüchtiges Brausen und Heulen. Die schlanke Maschine begann auf ihren kleinen Rädchen vorwärts zu laufen wie ein neugieriges Tier, das drüben einen Schmaus oder ein Spiel nüstert, oder auch einen Feind, zitterte ein wenig in den Flanken,

Digitized by Google

murrte unwillig und sprang mit einem sanften Knarren in die Luft. Dort lag sie, ruhig und sicher weiterstreichend. Die Hand des Fliegers winkte noch einmal grüßend nach uns zurück, griff dann in die Hebel: da stieß das große, gelbe Tier einen Jubelruf aus, dumpf wie die Sirenen der Fabriken, und doch auch hell und heilverkündend wie eine Osterposaune, schnellte in welligen Sätzen höher und höher und wurde für uns ganz klein. In mächtigen Spiralen drehte sich der Flieger über uns, so sicher und kühn, als hätte er den festesten Boden unter den Füßen; nahm seinen Weg, wie Laune und Wille es ihm eingaben, senkte sich, hob sich, war unbegrenzt in seinen Äußerungen und Beweglichkeiten. Ich vergaß alles, was um mich her war, und gab mich ganz diesem aufrüttelnden und erweckenden Erlebnis hin.

Müde sank ich in den Schultern zusammen, als endlich das große, gelbe Tier wieder beruhigt vor seinem Schuppen hockte, und mußte ein paarmal herzhaft gähnen.

„Es hat dich angegriffen, Joseph", sagte Lia.

Im Automobil wurde es besser mit mir, und ich merkte, wie unter der langsam weichenden Müdigkeit eine flinke Gewandtheit und Flugfreude sich regten. Ich drückte Jakob Markus die Hand und dankte ihm. Er lachte vergnügt und sagte, wir könnten doch zusammen in seine Wohnung gehen, da könne er mir mancherlei erzählen, was mich gewiß freuen würde.

Aber Lia mußte in ihr Theater, und so ging ich allein mit dem Flieger. Er wohnte in einem freundlichen Zimmer, das von einem mächtigen Tisch fast ganz ausgefüllt war. Darauf lagen aufgeschlagene Bücher und Mappen, ich sah Abbildungen von Flugzeugen, von einzelnen Teilen, Motoren, Propellern, Flächen.

„Ja," sagte Markus, als ich mich lebhaft über die Werke beugte, „man muß auch ein wenig im Theoretischen vorwärts kommen."

Dann ging er hinaus und kam nach einer Weile wieder mit ein paar Weinflaschen und Gläsern. Er goß den goldgelben Wein ein und stieß mit mir an. Wir saßen einander gegenüber an dem mächtigen Tisch, und während der Flieger in einer der Mappen blätterte, erzählte er mir seine Schicksale, bis er der geworden war, als der er heute dastand.

„Ich habe frühzeitig meinen Vater verloren," begann er, „als ein Kind von sieben Jahren. Mein Vater war ein ehrsamer Schuster zu Basel, er hat seine Familie schlecht und recht ernährt, und es ist nicht selten vorgekommen, daß wir mit einem trockenen Stück Schwarzbrot zufrieden sein mußten. Damals galt aber doch das Schuhmacherhandwerk noch mehr als heute, und wenn einer einen guten Pechfaden zu drehen wußte, hielt er sein bescheidenes und auskömmliches Glück in der Hand. Dann ist es anders geworden, meine Bestimmung fiel ins Wasser, weil meine Mutter erkannte, es möchte nichts Rechtes mehr mit dem Handwerk des Vaters anzufangen sein; ich sollte also ein Schmied werden. Es fehlten aber noch ein paar gute Jahre an der Zeit, daß ich bei einem Meister eintreten konnte. Und diese Jahre ist rechtschaffen gehungert worden. Wenn meine Mutter nicht ein paar tüchtige Hände zum Waschen gehabt hätte, wer weiß, was aus uns geworden wäre. Aber es war ja auch ein Gutes, daß sie nur mich hatte, und uns zwei durch das bißchen Leben zu schleppen, das ließ sich machen."

Er unterbrach sich und zeigte mir das Modell eines Zweideckers, den ein Freund von ihm von Frankfurt am Main nach Berlin gebracht hatte.

Dann fuhr er fort: „So bin ich also reif geworden für die Lehrlingszeit und habe Unterkunft bei einem Basler Meister gefunden. Aber es hat mir nicht lang gefallen, es ist mir zu eng geworden, da habe ich mein Bündel gepackt und bin in die weite Welt. Das will ich Ihnen nicht erzählen, wie es mir da ergangen ist; manchmal leidlich, daß man sich über die Sonne und die frühen Lerchen unter dem weißen Morgenhimmel freuen konnte, manchmal aber auch dreckig und spitalmäßig genug. Es ist überstanden worden, und einmal haben sie mich bei Krupp in Essen genommen. Durch einen Zufall bin ich hineingeraten, wie etwa ein Kuckucksei in ein Hühnernest gerät. Sie haben mich aber doch brauchen können, und ich habe dort manches gesehen und gelernt, was mir die Augen weit machte und mich aufweckte."

Digitized by Google

Er erging sich mit schweizerischer Behaglichkeit in dem Kleinleben seiner Essener Zeit und führte mich an einer warmen, sorglich leitenden Hand aus der Beschränktheit seines damaligen Wirkens in die langsam aufsteigende Erkenntnis eines neuen, tapfern Berufs. Eines Tages war es ihm geglückt, ein Rädchen zu konstruieren, das energisch in den verwickelten Mechanismus der Maschine eingriff und das Zehnfache leistete, was alle die andern Rädchen, die da angebracht waren. Er erhielt Lob und Vergütung von der Direktion, aber wertvoller für ihn war die Lust, die nun erwacht war, auf dem Gebiet weiterzubohren. Es gelangen ihm noch verschiedene kleinere Erfindungen, er wurde von den großen Fabrikanten gesucht und entschloß sich endlich, in die Flugzeugindustrie, die gerade mächtig aufkam, einzuspringen. Dort fand er dann seinen wahren Beruf.

So schloß der Flieger Jakob Markus seine Lebensgeschichte: „Es ist viel Abenteurerei in meiner Wanderfahrt gewesen. Aber ich kann stolz darauf sein, ohne für eitel zu gelten, daß ich nicht von dem Drang, der schon von klein auf in mir hämmerte, abgewichen bin; ich bin mir selber treu geblieben, ob nun ein einfältiger Dorfschmied oder ein großer Fabrikant aus mir werden sollte."

Es war mir bei diesen Worten, als stellten sie ein feindliches Heer vor, das mit gezückten Säbeln und drohend geschwungenen Bajonettkolben auf mich eindrang. Da war ja der Mensch, der das Seil, das ihn und seine Zukunft verband, nicht losgelassen hatte: Ein Landstraßenfahrer, wie ich einmal einer gewesen war, aber einer, der den Sturm und den Sonnenschein und Gefahren und Tanz der Landstraße nicht von sich geworfen hatte um ein bequemes Glück im Lehnsessel!

Ich war beschämt und traurig und empfand plötzlich gegen den entschlossenen, ehrlichen Menschen einen leisen Groll; ich konnte ihm nicht mehr gerade in die Augen blicken, denn ich las da Besinnung, Treue und Hartköpfigkeit, und fürchtete, er möchte in meinen Feigheit, Verrat und auch den leisen Groll gegen finden.

Am Abend holten wir Lia am Theater ab. Wir saßen dann alle drei bis in die Nacht zusammen und wurden gute Freunde, die eine sichtbare Freude und Zugeneigtheit verband.

Von jenem Tag an wirbelte ein Strudel der kühnsten Wünsche und Pläne in meinem Kopf. Ich war jetzt ganz aus der Ruhe und fühlte auch, daß es nie wieder werden konnte, wie es in meinen schmählichen ersten Leipziger Monaten gewesen war. Es wurde auch deutlicher in mir, was aus mir gemacht sein sollte. Was sich in Leipzig, mir verschleiert, vorbereitet hatte, durch die Gesellschaft des Doktor Beutler und seiner Frau, die Vereinigung der Unverzagten, das jäh wieder aufgenommene Leben der regsamen Stadt, das fand in Berlin seine Vollendung im Zeichen der kühnsten und hinreißendsten Tat der Menschheit: der Fliegerkunst.

Einmal sagte ich zu Lia: „Wenn ich nicht davon leben müßte, ich nähme alle meine Dichtereien und würfe sie ins Feuer! Was ist das bißchen Geschreibe gegen einen einzigen Flug! Aber vorläufig können meine Arbeiten das Feuer noch nicht vertragen."

„Vorläufig!" wiederholte ich hart und fast drohend.

Von Johanna kam jeden dritten oder vierten Tag ein warmer, ruhiger Brief. Ich möchte bleiben, solange es mir nützlich sein könne, das wisse ich ja selbst am besten. Und bei ihnen wäre alles in der Ordnung und rechten Schicklichkeit. Nur das Dirnlein werde von Tag zu Tag seltsamer und unheimlicher, so daß sie in rechter Sorge um das Kind leben müßten. Der wilde Konservatorist stehe dahinter, aber er sei nirgends zu fassen, und Else gehe nicht mit einem verräterischen Wort hervor. Es war seltsam, wie diese Briefe, statt mich zu beruhigen und wieder zu der alten Behaglichkeit zurückzulocken, im Gegenteil meine gefährlichen Wünsche nur noch mehr entfachten und zum Flammen brachten. Und gerade dafür war ich Johanna dankbar, wenn ich auch noch nicht wußte, wie es sich wohl zwischen ihr und mir gestalten würde.

Lia und ich waren zwei gute Freunde geworden, von denen jeder den anderen frei seinen Weg gehen ließ, und Jakob Markus hatte sich an mich angeschlossen wie an Lia. Ich fuhr jeden Tag mit ihm auf den Flugplatz hinaus

Digitized by Google

und bekam tiefe Einblicke in alles, was dieser neuen, gewaltigen Kunst Form und Inhalt gab.

Das Herz wurde mir weit, wenn ich das weite Flugfeld wieder vor mir sah, mit den kleinen Schuppen darauf und der weiten, geraden Horizontlinie weit hinten, die den Zaun bildete; und manchmal, wenn sich die vergangene Zeit schüchtern zeigte, lächelte ich verträumt und dachte mit einem ganz kindlichen Frohsinn daran zurück, wie ich einmal ein Dichter gewesen war und daraus alle große Zukunft für mich hatte ziehen wollen; und daß ich einmal absonderliche Linien über die Straßen des Lebens gezogen hatte, mit meinen rüstigen Wanderfüßen über die alte Erde. In diese köstlichen und versonnenen Gedanken, die gar nicht mehr wehtaten, brausten dann wie ein Schlachtruf und eine Siegeshymne das Knattern und Schreien der Motoren, das Murren der Propeller und alle die mannigfachen Geräusche des Flugplatzes.

Ganze Tage verbrachte ich da draußen, von Jakob Markus treu geführt und eingeweiht, daß ich bald selber ein halber Flieger war. Es kam so weit, daß ich in der Theorie die kühnsten Flüge sicher und fröhlich ausführen konnte. Da sagte ich zu dem Freund: „Jetzt muß das Praktische kommen, und dann soll es ein neues Leben werden."

Er stand mir in allem bei, hielt seinen einflußreichen Namen als Schild vor mich und versprach mir den Eintritt in eine Fliegerschule. Bevor dies aber geschehen sollte, mußte in Leipzig alles zu einer runden Lösung gebracht sein.

Nach einem fast vierteljährigen Aufenthalt in Berlin machte ich mich auf die Rückfahrt.

Lia kam an den Bahnhof, um mir noch einmal ihre guten Wünsche zu bringen; sie war ganz gefaßt, bereit und von einer ehrlichen Freude über meine neuen Pläne erfüllt.

Wir gingen nebeneinander auf dem schmalen Bahnsteig auf und ab und erwarteten die Abfahrtszeit. Der Zug lag faul neben uns wie ein treues Lasttier, das sich vor einer anstrengenden Reise noch einmal zu einer stärkenden Ruhe ausgestreckt hat.

„Es ist so schön gewesen, Joseph", sagte Lia. „Wir wollen immer daran zurückdenken als an etwas, das nur einmal im Leben geschehen kann. Ja, Joseph?"

„Ja," sagte ich, „und das ist auch wahr."

Ich empfand jetzt diese Berliner Zeit an ihrer Seite als eine köstliche Blume, die aus dem dunklen Erdreich meiner Kolmarer Tage unerwartet und darum um so köstlicher und duftreicher hervorgeblüht war.

„Ja, Lia," sagte ich, „so soll es jetzt sein."

Dann gingen wir ein paarmal schweigsam auf und ab, und dann blieb Lia stehen, hob die Hände auf meine Schultern und sah mir lange in die Augen. Sie sprach nichts dabei. Dann setzten wir unseren Weg fort.

Der Zeiger sprang unaufhaltsam weiter; es war nur noch wenig Zeit.

„Halte dich an Markus, Lia," sagte ich, „er ist ein treuer Mensch und hat ein wahrhaftes Leben."

Sie erwiderte nichts darauf, aber gerade aus ihrem Stillsein merkte ich, daß es ihr als gute Vorbedeutung gelten mochte, was ich vorbrachte.

Die Reisenden strömten zahlreich über den Bahnsteig; es gab ein hastiges Laufen und Rufen die Gänge der D-Zugwagen entlang. Ich lehnte mich aus dem Fenster und ließ Lia nicht mehr aus den Augen. Dann lief ein schwaches Zittern durch den Zug, ich sah den Assistenten lebhaft winken, eine Pfeife schrillte. . . .

„Adieu! Adieu!" Noch einmal faßten sich unsere Hände, um sich gleich wieder loszulassen. „In zwei Wochen komme ich wieder!" rief ich noch. Lia lief ein Stückchen neben dem Wagen her und blieb dann hinter der wachsenden Schnelligkeit des Zuges zurück. Ihre Hand winkte in der dämmerigen Luft der Halle, wurde kleiner und kleiner, bis sie im eintönigen Grau des Bahnkörpers verrieselte.

Ich blieb nachdenklich an das Fenster gelehnt stehen und starrte in die vorübereilende Masse der Häuser und Brücken. Der Himmel stand sonnig und freudig blau hoch über uns.

Als wir gerade aus dem Gewirr der Schienen in eine ruhigere Bahnstrecke ausbogen, drüben wuselte eine lange, rote Untergrundbahnschlange über einen hohen Viadukt, da sah ich, mit den Blicken in den weiten Raum des Himmels verloren, einen gelben Streifen

Digitized by Google

den Horizont heraufkommen, mit einer vornehmen Schnelligkeit. Der Streifen wuchs in gehaltenem Gleichmaß zu einer langgestreckten Masse an, die sich schräg auf uns zu bewegte. Bald rückte sie quer über den Zug vor. Es war ein Zeppelin.

In einer weiten Kurve überholte er den Zug, senkte sich wie grüßend tiefer der Erde entgegen und verschwand am Horizont nach Westen hinüber.

---

20. Kapitel.

Johanna empfing mich auf dem Bahnhof. Sie war ein wenig schmaler geworden und hatte eine ausgeprägtere Verschlossenheit in den Augen. Ich fragte sie, ob sie krank sei, aber sie schüttelte fast heftig den Kopf, daß ich es mir gar nicht erklären konnte.

Wir gingen zusammen die Goethestraße hinauf nach dem Augustusplatz.

„Doktor Beutler hat ein paarmal nach dir gefragt", erzählte Johanna. „Es ist wegen deiner Arbeit, die du ihm überlassen hast. Gestern brachte er den endgültigen Bescheid, daß ein Verlag den Roman als Buch herausgeben will. . . ."

Johann sah mich bei diesen Worten gespannt an und wandte dann das Gesicht mit einem leisen Seufzer wieder fort, als sie bei mir nicht die übergroße freudige Erregung fand, die sie wohl erwartet hatte.

„Ja, das freut mich," sagte ich ruhig, „denn es hilft mir weiter. Aber nicht so, wie du meinst, Johanna", fügte ich mit einem listigen Lächeln hinzu, denn über meinen Worten war mir der Gedanke gekommen, es möchte schön sein, wenn ich meine Pläne noch ein Geheimnis sein ließ und dann mit der Vollendung über Johanna und die anderen herbrauste.

„Nicht so?" fragte sie mit einem sachten Erschrecken in der Stimme.

„Laß nur," gab ich vergnügt zur Antwort, „du wirst schon sehen. Und laß mir den Willen noch eine Weile, wenn du auch gern wissen möchtest, wozu ich ihn brauche. Es ist nichts Wertloses, was geschehen soll."

„Der Doktor will morgen wiederkommen", sagte Johanna noch. Dann stiegen wir in die elektrische Bahn und fuhren schweigsam zu Johannas Eltern.

Der Vater saß in seinem Rollstuhl auf der kleinen Terrasse, die sich nach dem Hof an das Haus schloß. Er sah frisch und lebendig aus, wenn er sich auch nur schwer rühren konnte. Er drückte mir die Hand und verzog den Mund zu einem freudigen Lächeln. Die Mutter kam nicht zum Vorschein, und Johanna sagte leise zu mir, während wir im Korridor unsere Sachen ablegten: „Gewiß ist es wieder wegen der Else; das Kind ist ja ganz aus der Fassung."

Es sollte aber schlimmer sein, als sie dachte; und obwohl ich manches wußte, schlug es auch heftig über mich her.

Die Mutter saß auf dem Sofa im Wohnzimmer und rührte sich nicht, als wir eintraten. Ich sagte meinen Gruß, bekam aber keine Antwort. Da sah ich, daß die Augen der Mutter starr und wie tot geradeaus gingen, ihre Lippen zuckten wie in einem langen Krampf, und das ganze Gesicht war rot und blau. Aus dem Nebenzimmer kam ein verzweifeltes Schluchzen, das in weiche Kissen hineingepreßt wurde.

Johanna ging zu der Mutter und fragte mit ihrer gehaltenen Ruhe, was denn geschehen sei. Die Mutter fuhr aus ihrer erstarrten Not und blickte uns mit ganz fremden Augen an; dann stammelte sie: „Die Else . . . ach mein Gott! die Else. . . ."

Da ging Johanna auch zu dem Dirnlein hinüber, und ich folgte ihr. Das Dirnlein lag quer über dem Bett und hatte sein Gesicht in die Kissen gewühlt. Als ich es sah, wollte mir scheinen, als habe es sich verändert, und da wußte ich gleich, was geschehen war: die Mutter hatte ihre offenen Augen auf diese Veränderung gerichtet und sie gesehen.

Ich streichelte die weißen Backen des Dirnleins, und darüber kamen ihm die Tränen noch heftiger. Es hing sich mit seinen Händen, die ganz schmal und durchsichtig geworden waren, an mein Handgelenk und schien sich da vor dem letzten Sturz in den Untergang schützen zu wollen. Seine Augen standen wie bei einem Ertrinkenden weit aufgerissen und maßlos entsetzt in dem gequälten Gesicht.

Johanna legte ihre Arme um seinen Nacken und sagte erschüttert und tonlos: „Armes Kind, armes Kind."

Digitized by Google

„Else," fügte ich hinzu, „warum nimmst du es so schwer? Wer dich lieb hat, wird alles verstehen und vergeben."

Da schrie das Dirnlein auf, indem es die Schwester von sich stieß wie ein Mensch, der nicht will, daß der andere sich an ihm beschmutzt: „Meine Mutter!" und brach wieder über dem Bett zusammen.

Ich überließ es Johanna und ging wieder zu der Mutter, die immer noch auf dem Sofa saß, versteinert und wie ausgebrannt.

„Und du, Mutter?" fragte ich. „Du hast drei Kinder gehabt, da mußt du doch wissen, wie sorgsam ihre Ankunft vorbereitet sein soll. Es wäre nicht richtig und gut, wenn du der Else das Leben noch schwerer machen würdest. Damit könntest du ja auch gar nichts ändern."

Sie hob nur mühsam die Hand und ließ sie wieder kraftlos sinken. Das war alles.

Als wir später in unserer Wohnung waren, in der ich alles beim alten fand, das Eßzimmer leuchtete hell und einladend mit seiner perlgrauen Kredenz, der roten Truhe und der langstieligen Glasvase auf dem weißgedeckten Eßtisch, es gab noch die molligen Sessel mit ihren bunten Kissen, der Schreibtisch stand breit und behäbig quer in mein Zimmer herein, als wir diese ruhige Gleichmäßigkeit betraten, sah ich unter dem Strahl des elektrischen Lichts, daß Johannas Gesicht ganz bleich und verstört war. Ihre Hände zitterten und suchten einen Halt; der ganze Körper lehnte sich schwer gegen die Tischkante.

„Um Gottes willen!" rief ich erschrocken, „was ist nur mit dir? Hat dich das mit Else so aufgeregt?"

Sie nickte schwach, und es wollte mir scheinen, als gehe um ihren Mund auch ein fast schelmisches Lächeln, blitzschnell wie ein Gedanke. Wir sprachen an diesem Abend nicht mehr viel zusammen, Johanna war ganz müde und zerschlagen und schlief gleich, als ich sie in ihr Bett gebracht hatte. Am anderen Morgen, während wir uns beim Kaffeetrinken gegenübersaßen, fing sie an, scheue Fragen nach meinen Berliner Tagen zu stellen. Aber als ich ihr Rede stehen wollte, mit einem listigen Schwung um die Haupterkenntnis herum, sah ich, wie sie auf einmal kalkweiß im Gesicht wurde und entsetzt den Mund öffnete, daß es aussah, als versage ihr der Atem. Ich sprang erschrocken zu ihr hin und stützte sie. „Was ist dir denn, Johanna? Was ist dir denn nur?"

Sie lächelte matt und ließ sich gegen die Stuhllehne zurücksinken. „Es ist nichts," stammelte sie verwirrt, „es ist nur eine kleine Schwäche. . ."

„Hast du das schon einmal gehabt?" fragte ich beunruhigt.

Da wurde sie über und über rot wie ein kleines Mädchen, die einer über ihrer ersten Liebe ertappt hat, und kniff die Lippen zusammen, so daß kein Wort aus ihr herauszubringen war.

Als es endlich besser mit ihr wurde und auch über das Mittagessen so blieb, ging ich in meiner Unruhe und Besorgnis zur Mutter hinüber, um mit ihr darüber zu reden. Da bekam aber die Mutter aus ihrem großen Schmerz um das Dirnlein heraus ein froheres Gesicht und sagte mit müdem Mund wohl, aber doch so, daß man eine schüchterne Freude unter der Gegenwartsnot singen hören konnte: „Du mußt bedenken, Joseph, daß sie deine Frau ist, und auch, daß ihr schon eine ganze Weile miteinander verheiratet seid. . . ."

Das gab mir einen tüchtigen Schlag, halb war es eine jäh aufschießende Freude, halb auch eine dumpfe Angst, es möchten sich jetzt Hemmungen und unübersteigliche Wälle vor meinen Plänen bilden. Ich ging still und wie betäubt hinaus.

Bis in den späten Nachmittag hinein lief ich in der Stadt umher, ziellos und getrieben von einer marternden Unruhe. Dann, beim Anblick der aufstrahlenden Lichter, der süßen Frauengesichter, die an den hellen Schaufenstern vorbeihuschten, der freudigen Mütter, die ihre kleinen Knaben oder Mädchen an der Hand führten, und die Kleinen zwitscherten wie selige Vöglein, beim Anblick dieser leuchtenden Heiterkeit und Freude ergriff mich eine sanfte, verlangende Zärtlichkeit. Und es war mir, als habe sich eine Rinde um mein Herz gelöst und als seien meine Augen mit einemmal heller geworden. Es trieb ein heftiger Drang in mir, von einem Menschen, der mir wohlwollte, zu erfahren, ob es recht und hell sei, was ich für Johanna und auch für mich zur Vollendung bringen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Im Dunkel

Und immer das gleiche, das gleiche Bild,
An das ich nachtheimlich denke:
Verloren im einsamen Haidegefild,
Eine wilde, verwahrloste Schänke.

Soldaten um einen Tisch geschart,
Beim Kartenspiel und beim Becher,
Gestalten, verwegen und lebenshart,
Doch stille, lautlose Zecher.

Und einer saß einsam und sang ein Lied,
Ein Lied, so seltsam und leise,
Wie weinende Winde im welken Ried,
Eine alte, todtraurige Weise.

Wir beide allein am vermorschten Zaun,
Im raunenden Lindendunkel,
Leuchtkäfer rannten durchs Abendgrau'n,
Ein irres ruhloses Gefunkel.

Die Nacht ging ihre verzauberte Bahn,
Das Lied verklang wie im Flehen. . . .
Wir fühlten im Dunkel ein Wunder nah'n,
Und im Dunkel, im Dunkel — verwehen!

Eugen Stangen.

„Geharnischte Sonette" und „Liebesfrühling" / Von Paul Pasig

Zu Friedrich Rückerts 50. Todestage. 1866 — 31. Januar — 1916.

Friedrich Rückerts, des vor einem halben Jahrhundert auf seinem Gute Neuseß bei Koburg heimgegangenen bayerischen Dichters und Gelehrten, zartduftigen „Liebesfrühling" kennt wohl jeder Deutsche, zumal zu jenen Jahren, die wie ein unentrinnbares, süßes Verhängnis hereinzubrechen und Geist und Herz in holden Zauberbann zu schlagen pflegen, so daß ihm in Frühlingswonne die ganze Welt, draußen und drinnen, blüht und dichtet, jauchzt und jubelt, träumt und lacht. . . . Und in der Tat, selten hat die Liebe so innige, zarte, naturfrohe Töne gefunden wie in diesen fünf „Sträußen", in denen das „himmelhoch jauchzende" und „zum Tode betrübte" reine Liebesglück zweier Menschenherzen so reich und wahr klingt. Wer kennt sie nicht, jene duftigen Liebesblüten, wie:

„Du, meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du, mein Schmerz,
Du, meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh', du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich nur wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du liebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein beff'res Ich!"

Oder:

„Ich hab' in mich gesogen,
Den Frühling treu und lieb,
Daß er der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blüh'nde Rosenzaun" usw.

Oder:

„Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch währt es nur der Tage drei!

Digitized by Google

Hast du ein Lieb', bekränz' es,
Mit Rosen, eh' sie geh'n vorbei!

Hast du ein Glas, kredenz' es,
O schenk', und singe nur dabei.
Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch währt es nur der Tage drei!"

O man möchte sie immer und immer wieder ans Herz drücken, diese keuschen, reinen Blüten vom Gefilde der deutschen Minnepoesie, wohl das Edelste und Schönste, was die Poesie auf diesem Gebiete überhaupt aufzuweisen hat. Aber man darf unsern Dichter, der am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren war und nach überaus glücklich verlebter Jugend als Professor für morgenländische Sprachen zuerst, seit 1826, in Erlangen, dann, seit 1841, mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates in Berlin wirkte, nicht nach solchen zarten Ergüssen beurteilen. Wohl fand er in seinem Dichten auch sonst überaus zarte, sinnige Töne. Wer kennt nicht sein ergreifendes

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar:
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was meinst einst war!"

Wer nicht sein sehnsuchtsvolles „Abendlied":

„Ich stand auf Bergeshalde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah wie überm Walde,
Des Abends Goldnetz hing. . . .

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist,
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist."

Wer nicht alle jene von echtem, tiefem, religiösem Empfinden zeugenden Lieder und balladenartigen Dichtungen wie sein „Adventslied": „Dein König kommt in niedern Hüllen", „Des fremden Kindes heil'ger Christ", „Die sterbende Blume", „Bethlehem und Golgatha" u. v. a. Rückert war eine durchaus männliche, innerlich, sittlich und religiös, gefestete Natur, kein weichlicher Schwärmer und unklarer Allerweltsfreund. Nein, um es kurz und gerade herauszusagen: er verstand es ganz vortrefflich, mit Keulen dreinzuschlagen, wo er Unrecht spürte, und die Zornader schwoll ihm beim Anblicke seines armen, geknechteten deutschen Vaterlandes, das unter der eisernen Faust des korsischen Welteroberers so schwer litt und seufzte! Und das ist's, was uns den Dichter, den geborenen Bayer, gerade in diesen Tagen besonders lieb und wert macht: sein glühender Haß gegen den fremden Unterdrücker, sein begeistertes Deutschtum, seine innige, hingebende Vaterlandsliebe. Hatte er schon in seinem „Barbarossa" ahnungsvoll von der Zeit geträumt, da der große Kaiser erwachen und die geeinten deutschen Stämme zu neuer Herrlichkeit führen werde, so sang er in seinen „Deutschen Gedichten", die er unter dem vielsagenden Decknamen „Freimund Reimar" herausgab, von deutschem Zorn, deutschem Kampf, deutschem Sieg gleich den besten Freiheitssängern aus jener großen Zeit vor hundert Jahren. Die bedeutendsten jener Lieder waren die „geharnischten Sonette," eisenklirrend, schwertgewaltig, wie nur immer Lieder sein können, rücksichtslos dreinschmetternd und niemand schonend, der es wagen wollte, dem Unterdrücker Gefolgschaft zu leisten oder dem deutschen Vaterlande seinen starken Arm zu entziehen. Dabei fehlt es nicht an beißendem Spott und bitterer Ironie, um auch die Lauen und Schwankenden aufzurütteln und für die große Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Wie erschütternd z. B. erklingt die bittre Ironie:

„Was schmiedst du, Schmied? — Wir schmieden Ketten, Ketten!
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bauer? — Das Feld soll Früchte tragen!
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? — Tod dem Hirsch, dem fetten!
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? — Netz dem Fisch, dem zagen!
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? — Knaben!
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? — In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Dies Zwiegespräch zwischen den Vertretern deutscher Stämme und einem Dritten zeugt so recht von dem tiefen Grimme, der den Dichter angesichts der schmachvollen Erniedrigung des Vaterlandes beseelt. Aber die Hoffnung auf bessere Zeiten erhält ihn in aller Schmach aufrecht. Er sieht sie heraufdämmern im Norden, im Preußenlande, wo einst Friedrich der Einzige Wunder der Tapferkeit verrichtete. Im Geiste schaut er den Helden aus der Gruft emporsteigen:

„Es steigt ein Geist, umhüllt von blauem Stahle,
Des Friedrich Geist, der in der Jahre sieben,
Einst tat die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male
Und spricht: Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Digitized by Google

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Zieten reiten.
Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!"

Und so geschah's! Bei Leipzig brach des Tyrannen Macht in Stücke, und glorreich ging die Sonne deutscher Herrlichkeit über dem weiten, blutgedüngten Schlachtfelde auf. Da sang Rückert sein Lied „Auf die Schlacht von Leipzig", so herzerfrischend, so siegesfroh, so humordurchtränkt:

„Kann denn kein Lied,
Krachen mit Macht,
So laut, wie die Schlacht,
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?
Drei Tag und drei Nacht,
Ohn' Unterlaß
Und nicht zum Spaß,
Hat die Schlacht gekracht.
Drei Tag und drei Nacht,
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat auch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins gleiche gebracht.
Drei Tag und drei Nacht,
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf einem Gang,
Tausend auf einen Schlag" usw.

Das Lied gehört zu den „kriegerischen Spott- und Ehrenliedern unseres Dichters, die eine Abteilung oben erwähnter Sammlung bilden. — Man nennt Rückert nicht mit Unrecht den „Krösus der deutschen Poesie". Das bezieht sich weniger auf den Inhalt als vielmehr auf die Form seiner Dichtungen. Er ist hier, wenn man will, in allen Sätteln gerecht, und gerade die schwierigsten, besonders die morgenländischen Versmaße gelingen ihm spielend, namentlich in seinen lehrhaften Gedichten und Sprüchen, die ein gut Teil seines dichterischen Schaffens überhaupt ausmachen („Spruchartiges und Vierzeilen", „Weisheit des Brahmanen", Übersetzung der „Makamen des Hariri" u. a.). Weniger gelangen ihm Dramen, denen es an psychologischer Begründung und dramatischer Verknüpfung fehlt. („Herodes der Große", „Saul und David", „Heinrich IV. u. a.) Indessen wird dadurch der Dichter in keiner Weise berührt, der unserm Herzen als deutscher Sänger besonders nahe steht. Denn er sang, um mit Uhland zu reden, vor allem in seinem „Liebesfrühling" „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt", aber auch „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt", nämlich „von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit" . . . . . Und als echt deutscher Dichter, der dem zarten Sehnen des Herzens so weihevolle Töne lieh und dem Vaterlande feurig-begeisterte Lieder weihte, wird Friedrich Rückert im dankbaren Gedächtnis jedes Deutschen fortleben, zumal, wenn Mars die Stunde regiert und die scheue Muse zur Amazone wird. . . . .

*

Meine irrende Seele.

Nimm meine irrende Seele in deine Hand,
Und zeig mir den Weg nach dem heiligen Heimatland.

Der Pfad zur Sonne ist steinig und weltenweit;
Mir graut vor der trostlosen leeren Einsamkeit..

Ich hoffe auf dich. Du gib mir Frieden und Ruh,
Gib mir die Sonne, sei mein Erlöser, du.

Nach all der eisesstarrenden Winternacht,
Zeig mir das Licht, das strahlend am Himmel erwacht.

Lehr mich das Lachen wieder, das ich vergaß,
Da mir das Leid der Welt die Seele zerfraß.

Gib mir das Glück, das ich lange, lange verlor.
Heiland, Befreier, zieh mich zu dir empor.

Du meiner Qualen jauchzender, segnender Tod,
Du meines Lebens Wonne und höchste Not. —

In des Winters Eissturm, der Wüste glühendem Brand,
Nimm du meine irrende Seele in deine Hand.

Frieda Elka.

*

Digitized by Google

Das Fersenbein / Von Alb. G. Krueger

Fast schon war die Sonne an der Kimm, als die Arbeiter Hacke und Schaufel aus der Hand legten, um nun die Feldsteine zu entfernen, die unter der soeben abgegrabenen Erdschicht zunächst das frühgeschichtliche Grab deckten. Damit kam aber auch ein geradezu unheimliches Leben in den Leiter der Ausgrabungsarbeiten, Professor Schley. War er vorher schon immer unruhig auf und ab gelaufen, sobald sich die Steine erst einmal zu zeigen begannen, so flog er jetzt förmlich von einer Ecke zu der anderen und beschwor die Leute mit aufgehobenen Händen, doch ja alle nur mögliche Vorsicht walten zu lassen, damit an dem Funde, der sich nun bald zeigen mußte, nichts gerührt, oder gar beschädigt würde. Von Zeit zu Zeit fand er aber doch dazwischen ein anerkennendes Kopfnicken für seinen Assistenten, Dr. Horst, wenn dieser in kritischen Augenblicken fest und sicher eingriff.

Verhältnismäßig schnell genug waren die Deckſteine abgeworfen. Aber nun kam der schlimmste Teil der ganzen Arbeit, das fehlerlose Abheben zweier Steinplatten von etwa zwei Metern Länge, einem Meter Breite und gut 20 Zentimeter Stärke, die als Deckel die Steinkiste schlossen. Laut auf schrie der Professor, als der zuerst angelüftete Stein den Händen der Arbeiter entglitt und mit merklichem Krach in seine alte Lage zurückschnellte. Entsetzt sprang er zwischen die Leute, schrie allerhand unausführbare Befehle und gestikulierte mit Händen und Füßen. Aber sein Gehaben machte die Leute nervös. Die Kommandos verstanden sie nicht. Hier und da ertönte bereits ein unterdrückter Fluch. Und der alte, rauhe Vorarbeiter knurrte grimmig: „Wenn der Herr Professor hier nicht weggeht, dann gehe ich!"

Da war es denn des Doktors ruhiges Wesen, das die im Hochgehen begriffenen Wogen glättete. Sachte zog er den Professor beiseite und redete ihm gut zu. Dann erklärte er den Leuten eingehend die Situation und stellte sie sachgemäß an. Ein kurzes, scharfes Kommando nun. Glatt hoben sich die Steine. Mit dumpfem Krach sank zuerst der eine, dann der andere neben dem Grabe zu Boden. Und im Scheine der Abendsonne lag die geöffnete Ruhestätte vor den Augen der Beschauer.

Der Professor, den die selten reichen Grabbeigaben, auf die sein suchender Blick zuerst fiel, förmlich faszinierten, stieß einen Freudenruf aus. Wie ein Geier schoß er auf die seltene Beute los, als er sich plötzlich gepackt und energisch zurückgehalten fühlte. Ärgerlich fuhr er nach dem Doktor herum und versuchte vergeblich dessen festen Griff abzuschütteln. Mit einer Grobheit auf den Lippen blitzte er ihn wütend an, staunte aber sofort über die seltsame Erregung seines sonst so gelassenen Assistenten, der mit einem kurzen: „Sonderbar!" in das Grab deutete. Und in der Tat, was der Professor nun, genauer prüfend, darin erblickte, ließ auch ihn, einigermaßen verblüfft, die hier seit Jahrhunderten ruhenden Gebeine anstarren. Aufs höchste interessiert trat er endlich näher heran und beugte sich weit vor, um besser sehen zu können.

Daß die Gebeine zwei erwachsenen Frauen angehört haben mußten, erkannte sein geübter Blick sofort. Und daß er es hier mit dem Grabe von Fürstinnen zu tun hatte, bewies die große Zahl der silbernen, goldenen Geschmeide und Gefäße, wie der ungewöhnlich vielen Edelsteine, die man den Toten für die Reise in die andere Welt mitgegeben. Das alles hätte aber noch nicht das große Staunen auszulösen vermocht, das sich seiner mehr und mehr bemächtigte. Die ganz eigenartige, wunderliche Stellung, in der die beiden Skelette dem Grabe eingefügt waren, verursachte das:

Beide Schädel lagen, die Frontseite einander zugekehrt, dicht an-, fast aufeinander, während die Armknochen je eines der Gerippe, wie es sich deutlich erkennen ließ, um das andere geschlungen waren. Es schien, als habe man die Toten — möglicherweise Schwestern oder nahe Anverwandte — absichtlich in dieser liebenden Stellung zur ewigen Ruhe gebettet.

Lange musterte der Professor das seltsame Bild. Dann wandte er sich kopfschüttelnd an den Doktor: „Man lernt doch nie aus", sprudelte er in seiner hastigen Weise hervor. „Was sagen Sie eigentlich zu dieser Art des Begrabens, he?"

Schweigend zuckte der Angeredete die Achseln. Er hob den Kopf nicht. Mit finster zusammengezogenen Brauen und seltsam flackernden Augen starrte er unverwandt auf die Gebeine.

Eigentlich schien der Professor auch keine Erklärung erwartet zu haben. Eifrig redete er weiter: „51 Grabstätten habe ich schon geöffnet. Immer war die Lage der Gebeine die altgewohnte. Hier haben wir mal was anderes, was neues, was noch nicht Dagewesenes! Kollege von Berg wird vor Neid platzen, wenn er davon hört. Und das wird bald geschehen, dafür will ich schon sorgen!" Der Gedanke an seinen neidischen Kollegen schien dem lebhaften, alten Herrn Freude zu machen. Heftig rieb er sich in die Hände und trippelte mit kleinen Schritten aufgeregt hin und her. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, rief er hastig: „Unbedingt müssen wir die Gebeine photographieren, ehe wir daran rühren. Dazu ist es aber" — ein halb ärgerlicher, halb bedauernder Blick streifte den Horizont — „heute leider zu spät. Dummerweise haben wir die Kamera zu Hause gelassen. Und bis sie geholt wird, ist's Nacht.

Digitized by Google

Freilich, wer konnte aber auch solch einen grandiosen Fund ahnen!" Einen Augenblick sann er nach, dann fuhr er fort: „Wir müssen schon alles so, wie es geht und steht, bis morgen lassen. Vielleicht könnten wir das Grab durch darüber gelegte Bretter schützen? Oder ob wir die Steine wieder darauf legen lassen? Sicher ist sicher! — Was meinen Sie?"

Langsam, wie aus einem tiefen Traum erwachend, hob Horst den Kopf. Sekundenlang schaute er dem Professor in das Gesicht. Dann meinte er ruhig: „Die Steine? — Dazu rate ich keinesfalls. Danken wir Gott, daß wir sie glücklich herunter haben! —Und Bretter? — Hm! — Das ist auch nicht nötig. Wir haben unser Zelt hier. Falls Regen einsetzen sollte, schützt das genug. Gehen Sie ruhig mit den Leuten nach dem Gasthof hinunter und kommen sie morgen recht früh mit der Kamera herauf. Die Platten nicht vergessen!" drohte er lächelnd mit dem Finger. „Ich werde die Nacht hier bleiben und dafür Sorge tragen, daß an dem Grabe nichts gerührt wird!"

„Was — Sie — Sie wollen die Nacht hier wachen....." Mit einem Satz fuhr der Professor zurück und flimmerte den Doktor verblüfft an. Augenscheinlich wußte er nicht recht, ob der scherze oder im Ernst sprach. „Na, hören Sie mal!"

„Ja, warum denn nicht?" kam es sehr ruhig zurück. „So manche Nacht habe ich in den Urwäldern Afrikas allein genächtigt, fortwährend das Geheul wilder Bestien um mein Feuer. Das macht mir nichts! — Und eine Wache ist durchaus nötig. Schon irgendein über die Gebeine laufendes Tier kann sie aus ihrer Lage rücken. Und dazu ist die Sache denn doch zu interessant!"

Nachgerade begann der Professor einzusehen, daß des Doktors Vorschlag ganz ernstlich gemeint war. Ordentlich entsetzt rief er aus: „Wetter, Mann! — Furcht habe ich gerade auch nicht. Aber die Nacht an einem solch frisch aufgebrochenen Grabe zuzubringen — nee, ich danke!"

Ein eigenartig melancholisches Lächeln huschte über die ernsten Züge des Doktors. Mit einem Seitenblick auf die Gebeine meinte er sinnend: „O, diese stille Gesellschaft wird mich nicht stören. Die beiden da haben wohl schon lange den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann!"

„Sie sind ein eigenartiger Heiliger, Horst", schüttelte der Professor den Kopf. „Aber in Gottes Namen! Mir kann er ja nur recht sein, wenn Sie hier bleiben. Da habe ich die Gewißheit, daß alles unberührt bleibt. — Aber, wie gesagt, mein Fall wäre das nicht! — Brr! — Den Proviant lasse ich Ihnen übrigens hier, auch die Zigarren, falls — Ihnen der Appetit nicht vergehen sollte!"

Die Arbeiter legten das Handwerkszeug zusammen. Dann waren sie gegangen. Fast scheu blickte der Professor zu Horst auf: „Wollen Sie nicht wenigstens einen der Leute hierbehalten?" meinte er zweifelnd. „Ist doch besser. Noch können wir sie rufen!"

„Nein. Danke!" — Danke wirklich! Es ist nicht nötig!" wehrte der Doktor ab. „Für ungemütliche Lebende habe ich das da," — er zog seinen Browning aus der Tasche — „und die Toten — ruhen!"

„Freilich — freilich! — Na, denn gute Nacht, und viel Vergnügen! — Gute Nacht!"

Wiederholt schüttelte Schley lebhaft seines Assistenten Hand und trat dann, immer noch kopfschüttelnd, den Heimweg an. Nein, dieser Horst! Sonderbarer Mensch! Tüchtig in seinem Fach, das war er, wie kein zweiter. Aber phantastisch — nee, nee! — Nun, mochte er seinen Willen haben. Jeder vernünftige Mensch muß ja doch schließlich selbst am besten wissen, was er will.

Der Doktor sah seinem Chef nach, bis er hinter dem Buschwerk verschwunden war. Dann trat er nochmals an das Grab heran und schaute sinnend auf die stillen Gebeine. Noch war die Dämmerung fern. Klar und deutlich vermochte er jeden Teil zu erkennen, den seine Blicke streiften. Sogar die Schmuckstücke präsentierten sich bis in alle Einzelheiten scharf und sichtig. Um den Hals eines der Skelette lag ein schwerer, goldener Reif mit einer Vorrichtung zum öffnen und schließen, während den des anderen eine Kette aus goldenen Körbchen und Gefäßen zierte. Wie gut das alles erhalten war, und doch mußten Jahrhunderte über das Grab hinweggebraust sein. Sogar die beide Gerippe zierenden Ketten aus dem so seltenen und wertvollen, rötlichen Bernstein, die Broschen und Fibeln aus Gold- und Silberfiligran — zweifellos Erzeugnisse römischer Kunstfertigkeit — wiesen nicht die geringste Beschädigung auf. Auch die zahlreichen Edelsteine funkelten und glitzerten als seien sie gestern erst der Erde übergeben worden.

Ohne irgendeinen Gegenstand zu berühren, schritt der Doktor langsam um das Grab herum und musterte jeden Teil seines Inhalts. Immer wieder frappierte ihn dabei die sonderbare, so ganz unmotivierte Lage der Skelette. Und angestrengt zermarterte er sein Hirn, um einen Beweggrund zu finden, der die Bestattenden veranlaßt haben mochte, den Leichen just diese eigentümliche Stellung zu geben.

Plötzlich aber stutzte er und beugte sich tief auf die Gruppe nieder. Seine Augen bohrten sich förmlich in die einzelnen Knochen. Als er sich nach einer langen Weile wieder aufrichtete, war sein Gesicht bleich vor Erregung und seine Hand zitterte, als er, wie um die Sehschärfe zu steigern, unwillkürlich mit ihr über die Augen strich. Die Entdeckung, die er soeben gemacht, befeuerte ihn so, daß er einen Stein an das Grab wälzte, darauf Platz nahm und nun die Gebeine Stück für Stück und Zoll für Zoll eingehend zu studieren begann. Und seltsam, je länger die Prüfung

Digitized by Google

dauerte, desto mehr verlor seine Hypothese, daß die Angehörigen den Leichen diese Stellung gegeben, an Wahrscheinlichkeit. Sicherlich war das keine Liebesstellung, in der die Gebeine hier nach jahrhundertelanger Ruhe an das Licht des Tages traten. Wäre dies der Fall gewesen, so hätten beide Skelette, auf der Seite gelagert, unbedingt annähernd die gleiche Lage zeigen müssen. Und die ausgestreckte, nicht gekrümmte Lage der Gebeine war typisch für diese Steinkistengräber. Auch das teilweise Zusammensinken des Knochengerüstes nach der Zerstörung aller Weichteile konnte daran nichts ändern. Hier um so weniger, als die Leichen in einem Hohlraum gelegen und nicht den geringsten Erddruck auszuhalten gehabt hatten. Ferner durften die Armknochen dann auch nur eine schwache Krümmung in den Ellenbogengelenken aufweisen.

All das traf hier aber nicht zu. Sonderbar verdreht zeigten sich die Gelenke, verkrümmt und verbogen Wirbelsäulen und Becken. Dasjenige des linken Skelettes war so verschoben, daß die Leiche flach mit dem Unterkörper auf dem Erdboden gelegen haben mußte, während der Oberkörper nach rückwärts aufgebäumt dalag. Das zu diesem Skelett gehörige linke Ellenbogengelenk befand sich spitzwinklig in den Sand gedrückt. Und die Knochen des rechten Armes ruhten mit geschlossener Faust ausgestreckt auf, oder besser gesagt, an der Schulter des anderen Gerippes. Auch das rechte Knie erwies sich als gebogen und im Sande vergraben. Das linke Bein, die Frontseite nach unten, lag ausgestreckt flach am Erdboden. Nur das Fußgelenk war angezogen, und die Zehen schienen gewaltsam in den Sand gepreßt.

Kopfschüttelnd wandte sich Horst dem anderen Skelett zu, das mit etwas gespreizten Beinen fast völlig die Rückenlage einnahm. Nur der Oberkörper zeigte eine ganz wenig aufgerichtete linke Schulter, eine gering seitlich rechts gedrehte Lage. Die linken Armknochen dieses Skeletts waren ausgestreckt, die Hand schien gegen die Rippen des Grabgenossen gestemmt. Die Knochen des rechten Armes zeigten sich nur teilweise. Jedenfalls ließ sich ihr Ruheort einstweilen nicht mit Sicherheit feststellen. Das Sonderbarste des Grabinhalts aber war die Lage der beiden Schädel. Während der des rechten Skelettes, leicht seitwärts rechts geneigt, die Gesichtsseite nach oben drehte, befand sich der Hinterkopf des anderen oben, und die vordere Kieferpartie lag auf den Halswirbeln des Nachbarn.

Mit fieberndem Hirn staunte der Doktor die seltsame Gruppe an, ohne auch nur den Schatten einer Erklärung finden zu können. Unmöglich konnten Tiere die Gebeine in dieser Weise verschoben haben. Größere kamen nicht in Frage, da sich in dem Grabe keine Spur irgendeiner Höhlung oder dergleichen bemerkbar machte. Und kleinen war die Kraft nicht eigen, die schweren Knochen zu bewegen. Überdies erschien die Lage der Gebeine als das Resultat eines ganz bestimmten Zweckes, einer zwingenden Ursache. Aber welcher?

Erneut stutzte Horst, sprang empor und eilte hastig an die Kopfseite des Grabes, wo er sich, um besser sehen zu können, in die Knie sinken ließ. Was war das da für ein Gegenstand zwischen den Rippen des linken Skeletts? Weit vorgebeugt starrte der Doktor darauf hin. Himmel, ein Dolch, den die Fingerknochen der aus seiner bisherigen Beobachtungsstelle unsichtbaren Hand des anderen Gerippes umklammerten — noch umklammerten — nach Jahrhunderten umklammerten! Und die Klinge befand sich bis zum Heft zwischen den Rippen des Grabgenossen, verschoben zwar, aber deutlich, nur zu deutlich erkennbar.

(Schluß folgt.)

Das Leben

O — das Leben! Ich wollt' es verstehen,
Wollt' es suchen und fassen gehen. . .
Aber, es ist wie ein Fluß — ein Wind — —
Verweht — zerrinnt — —

Ist wie das Meer dort in grauen Fernen,
Das die Riesenlasten trägt,
Und unter ewigen, strahlenden Sternen,
Dennoch an Küsten zerflockt — zerschlägt —

Franz Lüdtke.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Jankes Verlag.** Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 16: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Im Dunkel. Gedicht von Eugen Stangen. — „Geharnischte Sonette" und „Liebesfrühling". Skizze von Paul Pasig. — Meine irrende Seele. Gedicht von Frieda Elka. — Das Fersenbein. Skizze von Alb. G. Krueger. — Das Leben. Gedicht von Franz Lüdtke.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 15. Januar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 17

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

6. Fortsetzung.

„Es ist unerquicklich, darüber zu reden, und hat keinen Sinn!"

„Was tun Sie denn jetzt?"

Da brauchte er sich nicht mehr zu verstecken. Seine Lippen zuckten. Die Hände ballten sich zu Fäusten. Bitter lachte er auf.

„Nichts tu ich! das ist ja gerade das Entsetzliche! Man findet in dem großen Berlin nichts! Wenigstens nichts, was einen immerhin nicht unbegabten Mann aus meinen Kreisen zusagen könnte. In den Strudel sinke ich nicht, lieber greife ich zum Revolver!"

„Um Gottes willen! Werden Sie doch Ihrer Verzweiflung Herr!"

Ein müdes Achselzucken, dann antwortete er:

„Das sagt sich so! Sie haben ja keine Ahnung, wie bitter schwer es ist, besonders für einen ehemaligen Offizier, sich zu ducken. Und das alles, weil man ein bißchen zu viel Geld verbraucht hat! Dann ist gleich Schluß. Schuldenmacher kann Seine Majestät als Offiziere nicht gebrauchen, selbst wenn sie sonst pflichttreu sind. Und so tüchtig, daß sie auf Kriegsakademie kommandiert worden sind!"

Nein, es stimmte doch nicht, was die Kartenlegerin gesagt. Der ihr verheißen war, der wollte doch hinaus aufs Land! Der weinte seinem früheren Berufe keine Träne nach.

„Da — da ist's Ihnen wohl bitterschwer gefallen, den Rock auszuziehen?"

Das Blaue vom Himmel wollte er doch nicht herunterlügen. Und „Mitleid" sollte er auch erwecken. Und wenn man Mitleid erwecken sollte, mußte man ein bißchen viel reden.

„Ja und nein, gnädiges Fräulein! Man mag sich doch nicht selbst gern loben, nicht wahr? Besonders wenn man in einer Haut steckt wie ich augenblicklich! Das ist nur zu begreiflich! Da macht man sich höchstens lächerlich!"

Er schwieg, mochte sie nur erst zeigen, daß sie neugierig geworden war. Und dann, so über den Tisch allmählich zum Angriff blasen, das war fauler Zauber, da kam man nicht ordentlich von der Stelle. Sie setzte sich prompt auf die hingehaltene Leimrute.

„Seien Sie doch nicht so verbittert! Wie kann ein Mensch von Herz über Ihre Situation lachen! Unberührt von des Lebens Wechselspiel läuft man doch auch nicht durch die Welt!"

„Gott, gnädiges Fräulein, Sie wissen ja gar nicht, wie wohl mir armem Schächer Ihre Anteilnahme tut!"

Da zog sie wahrhaftig schon das Taschentüchlein und trompetete hinein! . . . Nun das Eisen geschmiedet, solange es glühend heiß war. Er sah sich um. Gerade kamen ein paar Menschen.

„Gnädiges Fräulein," fuhr er hastig, halblaut, fort, „so über acht Meter kann ich Ihnen doch mein hartes Schicksal nicht verständlich machen! Und dann, ich weiß ja nicht, ob es Sie interessiert, ob Sie überhaupt so viel Vertrauen zu mir fremdem Manne haben, daß Sie ein bißchen mit mir da drüben auf der

Digitized by Google

Landstraße auf und ab bummeln. Bei dem schönen Wetter wird es Ihnen hoffentlich nicht zu anstrengend sein. Ich vermute, Sie haben denselben Plan gehabt wie ich, hier Kaffee zu trinken und dann ein bißchen in Gottes herrlicher Natur zu lustwandeln! . . . Ja, die Natur! Das Land — ach, die Mutter Erde!"

Die letzten Worte durchzuckten sie wie ein elektrischer Schlag. Also das mit dem „Land", es stimmte auch. Wunderbar war es, höchst wunderbar! Kein Zweifel, da drüben war der, den die Kartenlegerin — vorgeahnt hatte! War das denn überhaupt denkbar? Und zu Hause saß jetzt Klaus Wenderoth! Da kam eine ganz ausgelassene Stimmung über sie. Vielleicht waren ihre Nerven auch überreizt. Sie lachte.

„Ängstlich bin ich nicht! Und, daß ich's nur offen sage, es interessiert mich, Ihre Vergangenheit kennen zu lernen!"

Er erwiderte nicht, winkte den Kellner herbei und zahlte, erhob sich und ging. Elise Schwarzhasel fand das sehr taktvoll, blieb dann noch fünf Minuten sitzen und zahlte dann auch.

Auf der Landstraße trafen sie sich, lachten sich an. Er zog ehrerbietig den Hut.

„Mein gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen zu danken und bin Ihnen einen Beweis meines Vertrauens schuldig. Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Felgart ist mein Name! Oberleutnant außer Dienst!"

Sie nickte, lächelte freundlich, aber war doch vorsichtig.

„Ich freue mich, daß Sie mir Ihren Namen genannt haben! Den meinen möchte ich aber für's erste noch verschweigen!"

Ernst entgegnete er:

„Was ich nur ganz verständlich finde!" Und dann versuchte er, ihr Mitleid herauszufordern. „Was bin ich denn? Ein verabschiedeter Offizier! Ein, wie sagten Sie doch gleich, — Schiffbrüchiger! Ein hartes Wort, ein wahres, leider, leider!"

Er blickte mit starrem Gesicht hinauf zum Himmel, dabei zuckten seine Lippen. Sie senkte den Kopf und sagte leise:

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun, Herr Felgart!"

Da kam Leben in ihn.

„Oh, das weiß ich! Überhaupt, wie sind Sie gut! Stellen sich nach ein paar Worten mit mir hier hin auf die Landstraße! Hab' ich denn das verdient?"

Elise Schwarzhasel sah ihn von der Seite an. Es klang aus seinen Worten ehrliche Achtung, Dankbarkeit.

„Gehen wir also weiter! Auf Potsdam zu! Wir haben ja beide nichts zu versäumen!"

Sofort trat er an ihre linke Seite, sagte halblaut: „Beide"! Dann hob er seine Stimme, aber sie klang immer noch verhalten.

„Ich, ein Mann, und keine Arbeit", er knirschte mit den Zähnen, stieß den Stock hart auf den Boden. „Sie haben ja keine Ahnung, wie furchtbar das ist!"

„Aber Sie werden doch Beziehungen haben, Verwandte, Geschwister, vielleicht noch Eltern!"

Das war der wunde Punkt! Wenn er über den leidlich hinwegkam, dann hatte er gewonnen, das fühlte er.

„Freilich hab' ich die! Aber man hat doch auch sein bißchen Stolz! Sie können sich unmöglich in meine Lage versetzen, ich fürchte, wenn ich Ihnen die volle Wahrheit sagte, dann wendeten Sie sich sofort ab von mir!"

Elise Schwarzhasel blieb stehen, sah ihn ruhig an. Sie freute es, daß er keine Ausreden gebrauchte. Nun war es an ihr zu beweisen, daß sie kein oberflächliches Mädchen war.

„Ständ' ich denn sonst jetzt neben Ihnen, wenn ich kein Verständnis für die Nöte des Lebens hätte? Denken Sie denn, es ist alles Gold was glänzt?"

„Ach nein", sagte er, während sie weitergingen. „Das weiß ich schon! Seinen Packen hat jeder im Leben zu tragen! Und ich will ganz sicher ehrlich sein, auf die Gefahr hin, in Ihren Augen sehr tief zu sinken. Es läßt sich das mit ein paar Worten sagen. Mein Vater ist ein hoher Beamter in Bonn am Rhein. Ich wurde Offizier und blieb es, obgleich ich nach und nach merkte, daß ich ins falsche Fahrwasser gekommen war. So recht innerlich zufrieden mit meinem Beruf war ich nie. Aber, mein Gott, man ist nicht gerade auf den Kopf gefallen. Ich machte das Examen zur Kriegsakademie, bestand es glänzend. War heillos froh darüber. Da kam ich doch wenigstens aus dem langweiligen Frontdienst heraus. Je älter

Digitized by Google

ich wurde, um so deutlicher fühlte ich, wofür ich eigentlich geschaffen war — zum Landwirt! Die Natur! Ich komm' ja kaum an einem Feld vorbei! . . . . Was haben Sie denn, gnädiges Fräulein?"

„I — ich? Aber nichts! Was soll ich denn haben?"

„Mir war's, als zuckten Sie eben zusammen!"

„Nein, nein, Gott bewahre! Sprechen Sie doch weiter, recht ehrlich, Herr Felgart!"

„Ich bin ja schon am Ende! Man wird verbittert über ein Leben, das man im jugendlichen Ungestüm für verpfuscht hält, gerät auf Abwege, bringt das Geld durch, ja, das ist eben so lange gegangen, bis meine Eltern gesagt haben ‚jetzt können wir nicht mehr, denn du hast noch Geschwister, Matthias!' Dann ist man sehr schnell seinen Gläubigern ans Messer geliefert, gnädiges Fräulein, unheimlich schnell! Und wie das Ende bei so vielen aussieht, das sehen Sie nun an mir!"

Sie wollte etwas erwidern, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Und dann kam ihr der Gedanke, sie könnte den Armen, der da mit gesenktem Kopfe neben ihr schritt, kränken. Da fiel ihr ein Ausweg ein. Nun erst einmal lustig getan.

„Wie Sie mit dem Vornamen heißen, weiß ich jetzt auch: Matthias!"

„So, hab' ich den gesagt? Verzeihen Sie, mein Kopf fährt jetzt mitunter Karussell! Besonders, wenn ich alte Wunden aufreiße, die mir immer wieder die traurige Gegenwart besonders hart zu Gemüte führen!"

„Aber da ging ich doch an Ihrer Stelle aufs Land!"

„Will ich auch! Ich suche ja nur eine passende Unterkunft! Sie ist nur viel schwerer zu finden, als Sie sich's vorstellen! Aber vielleicht fahr' ich morgen einfach los!"

Das war ein sehr geschickter Schachzug. Er wartete auf die Wirkung.

„Biegen wir da ein, in den Waldweg! Die ekligen Autos, was die für einen Staub aufwirbeln! Eklig, wenn man nämlich nicht selbst drin' sitzt", fügte sie lachend hinzu.

Da blieb er wieder stehen.

„Wissen Sie auch, gnädiges Fräulein, welchen Vertrauensbeweis Sie mir da erbringen? Der Weg scheint quer durch den Grunewald zu führen! In den Berliner Zeitungen liest man doch aller Augenblicke von einem Überfall!"

„Vor dem sollen Sie mich eben schützen!"

Tief sah er ihr in die Augen.

„Da sollte man eigentlich nach Ihrer Hand greifen und sie herzhaft drücken!"

„Dazu ist's noch Zeit, wenn Sie mich — errettet haben, aus Räuberhänden meine ich!"

Nun durfte er wohl ein Lachen riskieren. Er tat es.

„Hoffentlich begegnen wir Räubern, da könnt' ich Ihnen doch beweisen, daß ich wenigstens noch zu etwas gut bin! Marschieren wir also los!"

Schweigsam gingen sie eine Viertelstunde nebeneinander her. Felgart kannte sich in den kleinen Mädchen aus. In Ruhe mußten seine Worte wirken. . . . . Elise Schwarzhasel war erst der Kopf ganz benommen. Und wie schwül und würzig die Luft hier war. Frühlingszauber! Nur von Zeit zu Zeit tönte von fern eine Automobilhupe in die Stille, ein Specht hämmerte munter drauf los, Kiefernnadeln knisterten leise unter ihren Schritten.

War der, der da neben ihr schritt, wahrhaftig vom Schicksal bestimmt, ihr Mann zu werden? War das „Fluidum" wirklich eine geheimnisvolle Kraft? Sie konnte es nicht glauben. Warum sollte sie nicht die Probe aufs Exempel machen? Stehen blieb sie. Der feste Entschluß, zur Kartenlegerin sofort zu gehen, fuhr jäh in ihr auf. Die konnte doch von dem merkwürdigen Zusammentreffen noch gar nichts wissen. Klar sehen wollte sie.

„Herr Felgart, ich muß jetzt auf dem nächsten Wege nach Hause. Kehren wir um!"

Er machte ein ganz betroffenes Gesicht.

„Ich hab' mir's ja gedacht! Und bin nur froh, daß ich Ihnen sofort die volle Wahrheit gesagt habe. Denn später" . . . .

Ein Achselzucken vollendete den Satz.

„Später? Was soll denn das heißen?"

„Gott, gnädiges Fräulein, quälen Sie mich doch nicht!"

„Das will ich ganz bestimmt nicht! Nur wissen, ob Sie auch weiter ehrlich sein können!"

Er tat, als ringe er nach Worten. Preßte schließlich heraus:

Digitized by Google

„Später wär' mir — ‚Schiffbrüchigem' vielleicht die Trennung recht schwer geworden!"

Elise Schwarzhasel fühlte, wie ihr die Augen feucht wurden. Sie wendete den Kopf zur Seite. Stieß die Worte heftig heraus.

„Da will ich auch ehrlich sein! Versuchen Sie morgen um vier, mich am schwedischen Pavillon wieder zu treffen! Draußen auf der Straße! Ich verspreche aber nichts!"

„Und wenn es Bindfaden regnet?"

„Komm' ich auch — wenn ich will! Das macht mir nichts aus!"

Da griff er jäh nach ihrer Hand, küßte sie, sagte aber kein Wort und ging mit ihr stumm den Waldweg zurück.

Als sie ein kleines Stück auf der Landstraße, nach Wannsee zu, gegangen waren, kam ein leeres Automobil, sie rief es heran.

„Halt, Chauffeur! Und nun adieu, Herr Felgart! Vielleicht auf Wiedersehen! Vielleicht!" .... Sie gab ihm die Hand, er half ihr beim Einsteigen .... „Nach der Stadt!"

Felgart sah dem Auto nach. Ein verschmitztes Lächeln huschte über sein Gesicht. Die kam morgen! Und wenn sie es nicht tat, zu was war Frau von Karrein auf der Welt? Gut gemacht hatte er seine Sache! Keine Bedenken stiegen in ihm auf. Er war wieder der Leichtfuß Matthias Felgart, der mit so einem kleinen Mädchen bisher allemal fertig geworden war.

---

15. Kapitel.

Bei Blaaks hatte es an diesem Morgen einen fürchterlichen Spektakel gegeben. Ganz unerwartet war von Doras „bester Freundin" aus Genf eine Verlobungsanzeige ins Haus geflattert. Gelobt hatte das junge Mädchen.

„Natürlich, die Gerda fährt durch die Welt! Da lernt man Menschen kennen! Ich aber hocke hier, bin Mama nur lästig und kann meine Jugend vertrauern! Satt hab' ich's!" Ein Tränenstrom folgte. Die bitteren Vorwürfe rissen nicht ab. „Was haben andere vom Leben, die sich in meinen Verhältnissen befinden?" Zehn Namen schwirrten durch die Luft, und was diesen „Freundinnen" alles geboten werde, sie aber müsse zu Hause sitzen, denn der jungen Stiefmutter sei die große Tochter lästig. „Ja, ich weiß schon, was ihr sagen wollt! Das sind nur Ausreden! Ich bin nicht auf den Kopf gefallen! Ach, lebte doch mein gutes Muttchen noch!"

Die letzten Worte waren in der jüngsten Zeit immer als Hauptstreich gefallen. Dann verließ die Stiefmutter das Zimmer, und dem Vater war in den nächsten zehn Minuten irgendein Vergnügen abgetrotzt.

Der blieb heute ganz ruhig.

„Dora, du mußt Mama nicht verletzen! Sie meint es wirklich gut mit dir! Würde sie sonst so viel ruhig einstecken? .... Bitte, jetzt rede ich! Ja, Mädel, bist du denn wirklich so versessen aufs Heiraten?"

„Papa! In wie scharfen Ausdrücken du dich bewegst! Mama gegenüber würdest du die nie anzuwenden wagen!

Das war dem sonst so gutmütigen Herrn Blaak denn heute doch zu viel.

„Du bist meine Tochter! Der ich mein Lebtag zu viel durch die Finger hab' gehen lassen. Ich verlange Respekt! Besonders Mama gegenüber, sonst könntest du mich einmal von der unangenehmen Seite kennen lernen! Verstehst du mich? Und nun will ich Antwort auf meine Frage haben, ob du durchaus heiraten willst?"

Dora Blaak merkte, daß sie den Bogen nicht schärfer spannen durfte. Und wenn ihr Vater so fragte, mußte er doch seine Gründe haben.

„Ich weiß ja gar nicht wen! Um mich freit doch keiner! Wenn aber einer kommt, der mir gefällt, bin ich heillos froh, ich kann hier weg!"

Herrn Blaak lag eine harte Entgegnung auf der Zunge. Das Mitleid mit seiner früh mutterlos gewordenen Tochter drängte heftige Worte zurück. Und besser war's auch, sie kam bald aus dem Hause, die Stiefgeschwister schlugen sonst später in dieselbe Kerbe. Vor allem aber wollte er endlich Ruhe haben.

„Also es ist nicht unmöglich, daß du sehr bald jemand kennen lernst, der sich um deine Hand bewirbt. Ob ich Ja und Amen sage, weiß ich noch nicht. Vor allem möcht' ich dir aber ans Herz legen, den nicht auch kopfscheu

Digitized by Google

zu machen, wie du es schon mit einem getan hast!"

„Ich mochte doch den Kurt Reiffen nicht!"

Herr Blaak wußte ganz genau, daß das nicht die Wahrheit war, aber er wollte jetzt keinen Widerspruch herausfordern.

„Nie werd' ich dich zwingen einen zu heiraten, den du nicht von Herzen lieb hast. Aber, bitte, merk' es dir für die Zukunft, dann komm' zu mir, wenn er dir nicht paßt, ich geb' dem Betreffenden dann schon bei Zeiten einen Wink!"

Da war sie wieder ganz mit ihrem „guten Papachen" ausgesöhnt. Sie fiel ihm stürmisch um den Hals, küßte ihn ab, lachte und weinte.

„Na ja, Kind! Na ja! Und nun mach Mama die Hölle nicht heiß! Die leidet unter deiner Nervosität mehr als du glaubst! Bist du erst verheiratet, wird sich das geben! .... 's ist ein schöner Tag! Bring' mich zum Geschäft. Und dann bummle ein wenig! .... Aber erst möcht' ich noch mit Mama unter vier Augen sprechen! Bring' ihr Blumen mit von deinem Spaziergang! Sie wird daraus deinen guten Willen sehen, weitere Streitigkeiten zu vermeiden!"

Die zierliche Frau Blaak wischte sich die letzten Tränen aus den Augen, als ihr Mann eintrat.

„Alles nicht so schlimm, Herzblatt! Ja und vielleicht schreibst du doch gleich an Frau von Karrein! Wenn sie uns aber einen ins Haus schleppt, der mir nicht paßt, nehm' ich mir kein Blatt vor den Mund!"

„Wenn du meinst? Ich hab' ernstlich darüber nachgedacht, mir geht dieses ‚Kennenlernen' eigentlich gegen den Strich!"

„Nun, nun, ich sagte dir schon, wir wollen erst einmal sehen, wer derjenige ist! Was Sülkings getan haben, können wir getrost auch tun!"

„Also ich werd' gleich schreiben!"

Herr Blaak nickte, gab seiner Frau einen Kuß und ging dann mit seiner Tochter nach dem Geschäft. Es war ein weiter Weg von fast einer Stunde, aber heute war ihm das ganz recht, denn seine Älteste plauderte unterwegs harmlos und vergnügt. Er brauchte nur zuzuhören. Bis er den Zweck der Übung merkte; vor dem Geschäftshaus bat Dora „das gute Papachen" um Geld, sie habe vergessen welches einzustecken und Blumen solle sie doch Mama mitbringen und zur Schneiderin müsse sie auch noch, wegen der Toilette zum Rennen; unterwegs müsse sie unbedingt noch ein paar „Zutaten" kaufen.

Da ließ er ihr mit einem Seufzer hundert Mark von der Kasse auszahlen. . . .

Sofort fuhr sie in einem Auto zur Kartenlegerin. Mit ausgestreckter Hand wurde sie von Frau Dennert begrüßt.

„Wohl schon gar den kennen gelernt, den ich Ihnen durch die Karten verraten durfte?"

In Dora Blaak zitterten Aufregung und Ärger noch nach. Sie ließ sich nicht fangen, lachte die Kartenlegerin aus, es klang schrill.

„Ich will ‚das Fluidum' auf seine Kraft prüfen!"

„So, so! Nun, dann zwingen Sie sich erst ein wenig zur Ruhe. Man sieht es Ihnen an, daß Sie aufgeregt sind!"

„J—ich auf—ge—regt? Aber gar nicht! Höchstens ein bißchen übermütig!"

„Das darf aber auch nicht sein! Die jungen, vornehmen Damen! Wie die mir oft die Aufgaben erschweren! Im Anfang, liebes Fräulein! Später wird das besser! Wenn erst der Glaube da ist! Sie werden auch schon noch glauben lernen, wie so viele!"

Und weil Dora Blaak stumm und spöttisch vor sich hin lächelte, griff Frau Dennert nach den Karten, mischte lange und ließ das junge Mädchen dreimal, mit der linken Hand nach dem Herzen zu, abheben. Dabei beobachtete sie scharf. Es war diesem Nervenbündel doch hoffentlich keiner über den Weg gelaufen, der ihre und Frau von Karreins Pläne über den Haufen warf? Nun, da hatte man seine Hausmittelchen in der Apotheke! Und schaden konnte es nichts, wenn die gleich „tropfenweise" angewendet wurden! .... Ruhig legte sie die vier Reihen zu je acht Karten.

„Ganz einfach liegen die Dinge, liebes Fräulein, ganz einfach! Den, den Sie heiraten werden, kennen Sie noch nicht! Sie ahnen noch nicht einmal, aus welchem Stande er ist!"

„Sie aber wissen es natürlich!"

Die Neugierde schwang doch durch die spöttische Antwort.

Digitized by Google

„Ja, heute weiß ich es! Ich kenne seinen Beruf!"

„Und trägt er immer noch eine Krone? Und hat er auch heute noch mit Pferden zu tun?"

„Ja, liebes Fräulein! Da hilft kein Spott! So einfach liegen die Karten selten! Es handelt sich um einen vornehmen Kavallerieoffizier!"

Da neigte sich Dora Blaak weit über den Tisch.

„Und das wollen Sie ganz genau wissen?"

„Ganz genau! Und noch mehr weiß ich! Ein Jammer, daß Sie nicht an die Karten glauben wollen!"

Ganz übermütig wurde das junge Mädel.

„Warum denn nicht? Wenn die Karten den Beweis erbringen, daß das, was Sie sagen, stimmt. Bisher bin ich nämlich nur mit Redensarten abgefunden worden!"

Da wurde Dora Blaak der zweite Tropfen aus der Hausapotheke gereicht.

„Wenn man nur zu mir kommen brauchte, um den Himmel auf Erden zu haben, wie würd' ich denn da überlaufen? In den allermeisten Fällen vermag ich überhaupt nichts Tröstliches zu sagen! Und wenn man dann, Gott sei Dank, Erfreuliches zu berichten hat, das im Laufe der Zeit, liebes Fräulein, eintrifft, so wird's genau wie in Ihrem Falle, meistens noch nicht einmal geglaubt! Aber Ihnen kann ich die Bedenken nehmen! Besuchen Sie fleißig Pferderennen, und Sie werden ihn bald kennen lernen!"

Das junge Mädchen machte große Augen. Die Eltern wollten doch zur „Armee" mit ihr nach Hoppegarten fahren, das konnte die Kartenlegerin unmöglich wissen.

„Und was verraten die Karten sonst noch", fragte sie hastig.

„Nichts! Das heißt, da liegt noch mancherlei und da," Frau Dennert zeigte auf einige Karten, „aber das ist noch alles dunkel, da seh' ich wirklich noch nicht klar! Und Vermutungen Ihnen gegenüber auszusprechen, die dann vielleicht nicht stimmen könnten, werde ich mich hüten!"

Alles Betteln half nichts. Die Kartenlegerin lehnte entschieden ab. Dora Blaak legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch, so viel war ihr die Auskunft wert.

„Ich werde ganz bestimmt wiederkommen, wenn Sie recht behalten, Frau Dennert!"

„Also denn: Auf Wiedersehen", sagte die Kartenlegerin mit einem freundlichen Lächeln.

Dora Blaak nahm sich ein Automobil, kaufte einen ganzen Arm voll wundervoller, langstieliger Rosen ein und fiel zu Hause ihrer Stiefmutter um den Hals.

„Da, liebes Mamachen! Und nicht mehr böse sein, bitte, bitte! Meine schrecklichen Nerven! Und wie ich mich auf das Armeerennen freue, keinen Schimmer hast du!"

Küsse hagelten auf die zierliche Frau, die sie sich mit einem müden Lächeln willig geben ließ.

---

16. Kapitel.

Ilse Wolfisheimb hatte ihren Onkel in diesen Tagen sehr oft fragend angesehen, aber der hatte getan, als verstände er seine Nichte nicht. Und dabei hatte der Schlauberger seinen ganz bestimmten Plan. Ilse sollte nichts von langer Hand vorbereiten können. Allmählich mußte er fester zupacken. Aber doch in der richtigen Minute. Denn wenn einem zwanzigjährigen Mädel die Nerven durchgehen, macht es ganz sicher eine Dummheit. Das durfte nicht sein! Sein Bruder, als zukünftiger Minister, saß auf dem Präsentierbrett. Da durfte Gerede gar nicht erst aufkommen. . . . . Und als er, ungefähr eine Woche vor dem Rennen, merkte, daß Ilses Nerven, bis zum Äußersten gespannt waren, fing er an zu schmunzeln.

„Marjellchen, der Rehbock hat nun richtig verfärbt! Wer ihn zu zeitig schießt, ist ein Asjäger in meinen Augen! Wie wärs, wir beide gingen heute abend auf den Anstand? Wenn dich aber die Mücken tüchtig zerstechen, ich kann nichts dafür!"

Onkelchen hatte das mit seinem listigen Augenzwinkern gesagt. Was das zu bedeuten hatte, wußte sie ganz genau. Also endlich!

„Gern! Und die Mücken sollen mich nicht weiter stören!"

Digitized by Google

„Na, na! Ich brenn' mir meine Pfeife an, ich halt's schon aus! Und auf eine frische Rehleber hab' ich einen Mordsappetit!" . . .

Gegen sechs verließen beide zu Fuß das Herrenhaus. Agathe hatte mitkommen wollen, aber ihr Vater hatte abgewinkt.

„Üb' dich im Deklamieren, Kindchen! So lange du rappelköpfig bist, kommst du nicht mit! Die Rehböcke würden dirs vielleicht danken, aber davon hab' ich nichts! Ja, ja, jedes Tierchen hat sein Pläsierchen!"

Der Flunsch, den seine sechzehnjährige Tochter zog, störte ihn nicht. Schließlich kam ja doch der Verstand, und wenn man bei Zeiten mit ein bißchen schnoddrigen Redensarten vorgearbeitet hatte, gab sich der Spleen am schnellsten. „Mit leichter Hand reitet man ein Pferd zu", pflegte er zu sagen. . . .

Eine halbe Stunde mußten sie marschieren. Ilse sagte nichts und ihr Onkel erst recht nicht. Er wollte, sie sollte zuerst „Laut" geben und sie huldigte der gegenteiligen Ansicht. . . . Als sie an den Platz gekommen waren, an dem sie sich anstellen wollten, warf sich Herr von Wolfisheimb hinter ein Gebüsch und brannte sich seine Pfeife an. Als die ordentlich qualmte, fing er an zu lächeln.

„Ob wir heute den bewußten Bock bekommen, erscheint mir sehr zweifelhaft! Ist ja auch ganz egal! Viel wichtiger ist es, wie du nun über die nächsten acht bis zehn Tage denkst!"

Ilse hatte sich neben Onkelchen gesetzt, sah ihn mit feuchten Augen an.

„Ich hab' gelauert auf deine Frage". . .

„Denkst du, ich hab' das nicht bemerkt?" unterbrach er sie lachend. „Reden zur rechten Zeit und im übrigen sich die Butter vom Brote nicht stehlen lassen, das ist aller Weisheit allerletzter Schluß! Weißt du, es hat mir ungemein gefallen, daß du ‚Haltung' hast! Das läßt darauf schließen, daß du nicht mit dem Kopfe durch die Wand willst!"

„Onkelchen, ich muß unbedingt zur ‚Armee' nach Hoppegarten!"

So energisch war's gesagt, daß Herr von Wolfisheimb merkte, einwickeln ließ sich seine Nichte nicht. Dann also die Zügel nachgeben, wie weit das sein mußte, würde sich ja bald zeigen.

„Unbedingt! Hm ja, weißt du, ich sprach doch vorhin von deiner lobenswerten ‚Haltung'!"

„Die hab' ich bis heute bewahrt und werde sie auch künftighin bewahren! Da hab' keine Angst!"

Onkelchen schmunzelte wieder, als handelte es sich um einen Pferdekauf.

„Nu, ängstlich veranlagt bin ich gerade nicht! In unserer Ecke stört's mich auch nicht allzu arg, ob du dich mehr oder weniger blamierst, Marjellchen! Aber Donnerchen ja, du bist eine Wolfisheimb! Meines Bruders Älteste!"

„Und du bist mein gutes, kluges Onkelchen, zu dem ich von jeher ganz riesiges Vertrauen gehabt habe!"

Da schob er erst einmal sein altes, grünes Jagdhütel weit ins Gesicht und lachte, wie man es auf dem Anstand keinesfalls tun soll.

„Und du bist ein ganz gerissener Racker, der mir mein altes Herz zu Quarkkuchen knietscht!"

Ilse mußte auch lachen. Mit großer Befriedigung stellte es Herr von Wolfisheimb fest. Da wurde der Herzboden gelockert, empfänglich gemacht für die Saat, die man hübsch nach und nach hineinstreuen wollte.

„Ach Gott, Onkelchen, mir ist doch gar nicht zum Lachen."

„Weiß ich, Marjellchen, weiß ich ganz genau. Aber was hat man denn davon, wenn man solche Dinge mit toternstem Gesicht bespricht? Gewöhnlich einen Reinfall. Das kenne ich von deinem Tantchen her, ganz genau. Auf einmal wird hinter ein gar nicht böse gemeintes Wort gehackt und der Verdruß ist fertig. Wenn's überhaupt nicht noch schlimmer kommt."

Er freute sich dabei, wie heillos geschickt er um die eigentliche Sache herumreden konnte. Aber dann hätte er beinahe vor sich hingepfiffen, denn die Marjell packte, seiner Ansicht nach, den falschen Zipfel von der Wurst an.

„So kommen wir nicht vom Fleck, Onkelchen, so nicht. Ich fahr totsicher zur ‚Armee', ich hab's ihm doch versprochen. Fragt sich nur, ob du so fürchterlich lieb sein willst, mitzukommen."

Digitized by Google

„Fürchterlich lieb? Das hast du wohl von Agathchen gelernt? Ja," er kratzte sich hinterm Ohr, „Marjellchen, da müßte ich aber mit deinem Papa vorher hinterpommersch sprechen. Und wenn er dich einsperrt, na, dann ist das wohl deinem Herzallerliebsten gegenüber entschuldbare höhere Gewalt?"

Aber auch dieser unangenehme Hinweis verfing bei Ilse nicht.

„Das würde Papa niemals tun. Er würde mich zum Rennen fahren lassen mit dir. Ich weiß, von deinem gesunden Menschenverstand hält er große Stücke."

„Sehr verbunden für das glänzende Zeugnis, daß du mir da ausstellst." Den Kopf warf Herr von Wolfisheimb auf, sagte leise: „Pst, ich glaube, ich hör da drüben den Bock im Holze!" —

Daran war kein wahres Wort. Er wollte nur Zeit gewinnen. Einwickeln ließ sich die Marjell also nicht. Und wenn er's auch gern gesehen hätte, ihr Dickkopf gefiel ihm doch. In dem Mädel steckte Mumm. Ja, der Teufel auch, was blieb ihm denn in diesem Falle anderes übrig, als nach Hoppegarten mitzufahren? Den Monsieur wollte er sich doch einmal ganz genau ansehen. Vielleicht lernte er ihn auch kennen. Ein Onkel konnte mehr fragen als ein Vater, und einem Onkel, der ein so treuherziges Gesicht aufsetzen konnte wie er, wurde wohl auch mehr gesagt. Und dann kam man hinter die Tatsachen, sah klar und wenn es nicht anders ging, sprach man ein Machtwort.

Zehn Minuten lag er hinter dem Gebüsch, dann sicherte er die Flinte.

„Nee, Marjellchen, es war ein Irrtum. Ich hätte mich auch gewundert, der Schlauberger von einem Rehbock träte so zeitig aus. Denn ich hab' es auf einen ganz kapitalen Kerl abgesehen. Und wenn er uns heute durch die Lappen geht, schadet es nichts weiter. Ja, also du, ich werde mitfahren. Berlin könnte mich getrost mal wieder auf ein paar Tage sehen."

Ilse haschte nach seinen Händen.

„Onkelchen, liebes gutes Onkelchen, wie danke ich dir."

„Redensarten, Marjellchen, auf die ich vorläufig gar nichts gebe. Warten wir hübsch ab, wie die Karre läuft. Wenn du dann auf mich hörst, und ich bin doch, weiß Gott, kein Hartgesottener, dann will ich gern an deinen Dank glauben. Vorläufig liegt mir lediglich daran, deinem guten Vater Unannehmlichkeiten vom Halse zu halten. Der muß jetzt die Ohren steif halten, sonst geht der Ministersessel flöten. Und das wollen wir wohl alle beide nicht. 'ne Familie muß zusammenhalten wie Pech und Schwefel in unseren Zeitläuften. Man will das recht oft nicht mehr gelten lassen. Ich werde aber diesen Anschauungen huldigen bis an mein Lebensende."

Ilse wischte sich gerührt eine Träne aus den Augen. Onkelchen war mit seinem Erfolge hinreichend zufrieden. Denn vorläufig war wohl nichts verdorben . . .

Und eine halbe Stunde später streckte er den Sechserbock doch.

---

17. Kapitel.

Das Fernglas an den Augen, stand Sieglow vor der Tribüne, am Ziel und sah dem jungen, sächsischen Husaren nach, der heute „Scheinwerfer" zum erstenmal bei der Morgenarbeit in Hoppegarten selbst ritt. Alle an der „Armee" teilnehmenden Pferde waren jetzt hier eingetroffen, um den letzten Schliff an Ort und Stelle zu erhalten, und sich mit der Bahn und den Hindernissen vertraut zu machen. „Scheinwerfer" war wirklich der gefährlichste Konkurrent. Wenn er den Steepler unter sich hätte, dann sollte ihm einer die „Armee" wegschnappen. Ganz ausgeschlossen würde das sein. Aber ein Trost war es, daß der junge Offizier, dem es noch an der nötigen Rennroutine fehlte, durchaus sein Pferd selber steuern wollte. Vorhin hatte er mit ihm zusammengestanden und ein Viertelstündchen geplaudert. Und sich dabei „Scheinwerfer" ganz genau angesehen. Scharf gearbeitet war der worden. Über eine mächtige Hinterhand verfügte er und tadellose Sprunggelenke. Der sächsische Husar hatte ihn im Herbst für 18 000 Mark gekauft. Gewiß ein Heidengeld. Wenn aber ein tüchtiger Kerl auf ihm saß, so war der Preis auch nicht zu hoch. Aber Meister fielen, Gott sei Dank, nicht vom Himmel. Der junge Herr ritt forsch,

Digitized by Google

aber er mußte noch eine ganze Menge lernen. Bei schwierigen Hindernissen unterstützte er sein Pferd nicht genug, er verlor dabei zwei drei Längen — und wenn man die bei dem langen Kurs aneinander reihte, kamen hübsch paar Meter zusammen. Und über Pferdeknochen ging es auch . . . Erich Sieglow nahm das Glas von den Augen und drehte sich um. Hinter ihm trat sein getreuer Lemke unwillig auf der Stelle hin und her. Er zwang sich zu einem Lächeln.

„Ihnen fällt wohl das Herz in die Hosen?"

Der kleine, klapperdürre Lemke hatte die bartlose Oberlippe zwischen die Zähne gezogen.

„Der Herr Leutnant aus Sachsen unterstützt von Tag zu Tag sein Pferd besser."

„Viel reiterliche Veranlagung. In ein paar Jahren, wenn unsereinem die Puste ausgegangen ist, werden von ihm die Zeitungen schreiben: ‚Er ist ein Künstler im Sattel!' So ist's nun einmal in der Welt, Lemke. Jugend ist das wahre Leben. Später muß man sich mit weniger aufregenden Sachen begnügen. Und wenn erst die Erkenntnis kommt, dann . . ."

„Herr Leutnant, er ist gestürzt!"

Lemke brüllte es. Dabei strahlte er über das ganze Gesicht. Er dachte in diesem Augenblick nur an den, für seinen Herrn gefährdeten Sieg.

Sieglow drehte sich jäh um, das Glas flog an die Augen. Gerade gegenüber, an einem verhältnismäßig harmlos aussehenden, aber sehr gefährlichem Hindernis, — er war immer froh, wenn er über das hinweg war, der „Tribünensprung" war lange nicht so schlimm, obgleich er viel gröber aussah, — war der sächsische Husar mit seinem Schimmel gestürzt. Das Pferd jagte davon, ein paar Menschen umstanden den am Boden liegenden Offizier. Der Gedanke schoß in ihm auf; wenn der nun kampfunfähig geworden ist und den Ritt einem von den guten Reitern überläßt, die sich umsonst nach einem Pferd in der „Armee" umgesehen haben? . . . . . Ein paar Stalleute hielten „Scheinwerfer" auf, er lahmte nicht, vielleicht war nur am Sattel irgend etwas in Unordnung gekommen, denn der hing dem Schimmel unter dem Bauche.

Da ging er hinüber, um nach dem Kameraden zu sehen, der immer noch nicht auf den Beinen stand. Hinter ihm, wie sein Schatten, schritt der getreue Lemke her.

Als Sieglow hinzu trat, kam der junge Husar gerade wieder zur Besinnung. Dessen erste Frage galt seinem Pferde.

„Scheinwerfer doch nichts passiert?"

Er wurde beruhigt. Versuchte dann sich zu erheben, man half nach.

„Donnerwetter, mir dreht sich alles im Kreise!"

Die Knie zog er an, atmete tief auf. Nichts schien verletzt, als er aber den linken Arm heben wollte, brachte er ihn nicht hoch.

„Au! Verflucht noch mal! Ich hab' das Schlüsselbein gebrochen!"

Ein Schauer jagte über Sieglow hin. Und ehe er noch weiter denken konnte, ging der Husar, die linke Hand festgekrampft an den Schnüren seines Attilas, dem Schimmel entgegen, den zwei Leute anbrachten. . . . Nicht das Geringste hatte sich der getan, nicht einmal sonderlich aufgeregt war er. Nur die Nüstern blähte er auf, die Flanken flogen.

Der junge Offizier klopfte mit der rechten Hand den seidenweichen Hals „Scheinwerfers", lehnte dann seine Wange an ihn, Tränen standen in dem frischen Gesicht.

„Armes Pferdchen! Na, was hilft es schon! Marsch rein in den Stall! Bist ja ganz naß! Dir ist der Schreck in die Glieder gefahren. Na, beruhige dich! . . . Be—ru—hige dich! Ich bin ja bei dir!" . . . .

Sieglow ging mit gesenktem Kopfe hin und her. In einiger Entfernung stand der getreue Lemke. Dem war auch nicht sonderlich wohl zu Mute. Wenn sich einer von den routinierten Rennreitern auf den Schimmel setzte, dann kamen die guten Chancen, die „Ahnfrau" zweifellos hatte, in Gefahr. Und daß seinem Herrn unheimlich viel an dem Siege der Stute lag, daß hatte er längst gemerkt. Es war doch auch ganz begreiflich! Die „Armee" zu gewinnen, den großen Pokal des Kaisers, — denn den bekam nicht der Besitzer des Pferdes, der mußte sich mit dem namhaften Geldpreis begnügen, — das blieb die Hauptsache. Und der Herr Leutnant von Sieglow hatte bereits dreimal vergeblich um den Sieg in der „Armee" gerungen. Außerdem dachte doch aber ein vernünftiger Mensch

Digitized by Google

auch an sich. Was hatte er sich für Mühe mit „Ahnfrau" gegeben — und der Herr Leutnant von Pollnow hatte ihm schöne Prozente des Preises versprochen, wenn die Stute siegte. Das war doch ein Haufen Geld, der aber den Stolz nicht aufwiegen konnte, den ein Reitersmann wie er hatte, für die hingebende Pflege und das sachgemäße Training. Er dachte doch weiter! Wenn Erfolg zu Erfolg kam, dann konnte er sich mit den Jahren als Hindernistrainer drüben in Karlshorst niederlassen, sein kleines Vermögen griff er ja nicht an — und hoffentlich kamen zu dem nicht nur die Zinsen, sondern auch Anteile an Gewinnen, die Pferde einheimsten, die er arbeitete. Die Herren Offiziere waren ja nicht so. Bei denen hieß es leben und leben lassen.

Eigentlich zum ersten Male wurden Sieglow in der letzten Zeit ernstliche Zweifel an seinem Siege in der „Armee" wach. Von jeher war er Optimiist gewesen. Und wenn sein felsenfester Glaube auch wer weiß wie oft zuschanden geworden war, dann hatte sich immer eine neue Möglichkeit aufgetan, an der er sich verbissen hatte. Nun war es aber wirklich Matthäi am letzten, wenn er in dem Rennen geschlagen wurde. Dann gings womöglich mit dem Teufel zu, und er ritt nicht einmal Platz heraus, war also nicht einmal unter den drei ersten. Ja, was dann? Dann streckte diese Frau von Karrein ihre Finger nach ihm aus, dann Adieu Ilse Wolfisheimb! . . . . Vor ein paar Tagen hatte ihm ein Freund so ganz nebenbei gesagt und doch hatte er gemerkt, daß der ihm nur auf den Zahn fühlen wollte: „Fräulein von Wolfisheimb ist bereits in die Sommerfrische abgedampft, zu einem Onkel nach Hinterpommern!" Er hatte sich immer in der Gewalt, aber drinnen in der Brust hatte das Herz angefangen Generalmarsch zu schlagen! . . . . Sie hatte ihm doch versprochen zur „Armee" zu kommen. War sie einfach wegexpediert worden, oder hatte sie ihm nur aus dem Wege gehen wollen? Und er war die ganze Zeit wie ein verliebter Primaner an der Bendlerstraße vorbeigelaufen! Nun, es würde sich ja zeigen, ob sie zu dem Rennen zurück war. Sah er sie in Hoppegarten, dann wußte er Bescheid! Dann wollte er ein Rennen reiten, wie nie in seinem Leben! Und das Allerletzte sollte es auch gewesen sein, wenn es Ilse Wolfisheimb so haben wollte. Da schüttelte er die Schwäche ab. Nur jetzt nicht schlapp sein, nur jetzt keine Nerven bekommen! . . . . Er trat an den getreuen Lemke heran, besprach noch Verschiedenes mit ihm, suchte „Ahnfrau" auf, die ihren Hafer bis auf das letzte Körnchen gefressen hatte, befühlte sie, ging um sie herum, sie war in grandioser Verfassung, fertig auf die Minute zu dem schweren Rennen, und er war „ein Künstler im Sattel"! Einer, der jeden Zoll breit Boden auszunutzen verstand, der die Ecken nahm, wie kein anderer, der bei den Sprüngen über die Hindernisse sein Pferd aufs beste zu unterstützen verstand, der über Totenruhe verfügte und die Sekunde herausfühlte, in der er zum Vorstoß beim Endgefecht ansetzen mußte. . . . Da tat Erich Sieglow einen tiefen Atemzug, zog die Mütze am Schirm weiter aufs linke Ohr und lachte dann kampfesfroh.

„Nee, Lemke, wir lassen uns nicht ins Bockshorn jagen!"

Als Sieglow auf den Hoppegartner Bahnhof kam, traf er dort mit dem sächsischen Husaren zusammen. Den Mantel trug der um die linke Schulter gehangen, den Arm in einer Schlinge.

„Bin schon verdoktert worden", sagte das junge Blut mit zuckenden Lippen.

„Schlüsselbeinbruch hat nichts zu sagen," tröstete Sieglow, „das hab' ich mir auch schon zweimal gebrochen, in vier Wochen können Sie wieder Rennen bestreiten!"

Ein finsteres Gesicht machte der Husar.

„Ich bin dieses Jahr der einzige Sachse, der zur „Armee" genannt hatte! Hab' mich so heillos auf das Rennen gefreut!" Ein Seufzer folgte. „Und wenn ich auch noch lange nicht mit allen Hunden gehetzt bin auf dem grünen Rasen, auf ein leidliges Abschneiden hatte ich doch gerechnet! Nun muß ich einen anderen auf meinen ‚Scheinwerfer' lassen!"

„An wen haben Sie denn da gedacht?" fragte Sieglow. Er tat gleichgültig.

„Mein Gott, noch an gar keinen! Denn meine Kopfschmerzen sind wahrhaftig nicht von schlechten Eltern! . . . . Ja, natürlich hätt' ich am Liebsten unter den vertrakten Umständen

Digitized by Google

Ihnen den Ritt überlassen, aber Sie sind ja sehr gut versorgt und aufgehoben!"

Da wollte ihn der Teufel bei der Hand nehmen! Wenn er auf „Ahnfrau" einen von den „guten Kämpen" setzte und mit „Scheinwerfer" stürzte? Ihm gehörte ja die Stute nicht. Aber schnell schüttelte er den infamen Gedanken von sich ab.

„Danke bestens! Aber natürlich geht das nicht! Erstens reite ich das Pferd eines Regimentskameraden und zweitens glaub' ich mit ihm gute Chancen zu haben!"

„Natürlich! Freilich! Ich habe das nur so hingesagt! Na, vielleicht kann ich ein andermal auf Sie zählen, vorausgesetzt, es macht Ihnen Spaß, ich habe nämlich in Leipzig noch fünf Rennschinder stehen!"

„Gern! Ich danke Ihnen! Und da kommt der Zug! Nach solchem Sturz, bei dem man gerade noch gnädig an einer Gehirnerschütterung vorbeigerutscht ist, muß man nicht viel reden!"

---

18. Kapitel.

Elise Schwarzhasel hämmerte das Blut in den Adern. Ganz benommen war sie von dieser Begegnung. Es mußte doch etwas Wahres an der Kartenlegerei sein. Sie erhob sich, rief dem Chauffeur zu, wo er hinfahren sollte, und sank dann kraftlos in eine Ecke. Aber bald schüttelte sie die Mattigkeit ab. Jetzt galt's doch zäh' sein! Sich nichts vormachen lassen! Denn wenn es wirklich so kam, wie die Kartenlegerin ihr angedeutet hatte, dann begann ein Ringen mit den Eltern. Die hatten ja doch kein Verständnis für einen „Schiffbrüchigen". Geld war bei ihnen die Hauptsache, Bildung war schön und gut, wenn aber der zukünftige Schwiegersohn nicht über ein beträchtliches Vermögen verfügte, so war der Spektakel da. Als ob es nichts besseres in der Welt gäbe, als möglichst viel Geld zusammenzuraffen! Das Leben auch genießen, wollte man doch! Mit Verständnis genießen! Weil die Mutter nicht von den Büchern wegzubringen war, suchte sich der Vater Vergnügungen auf eigene Faust. Daß die nicht ganz harmlos ausliefen, konnte sie sich als Großstadtkind denken. Aber in dem einen Punkt verstand ihr Vater sicher keinen Spaß. Ein „Hergelaufener" durfte sein Schwiegersohn nicht sein, einen Beruf und Geld mußte er haben! .... Die Lippen kniff Elise Schwarzhasel zusammen. Falten legten sich auf ihre Stirn, sie dachte angestrengt nach, während das Automobil den Kurfürstendamm hinabraste.... Ganz gut hatte ihr dieser Herr Felgart gefallen! Vielleicht war er aber ein ganz raffinierter Frauenjäger! Fast jeden Tag konnte man in der Zeitung lesen, wie ein gerissener Hallunke ein vertrauendes Mädchen betört hatte. Aber die spielten sich doch immer als sonst was auf! Und er hatte sofort ehrlich gesagt, wie es um ihn stand. Das tat kein gemeiner Kerl! Wenigstens so schnell rückte er keinesfalls mit der Wahrheit heraus. Und als sie erst soweit war, fühlte sie mit dem durchs Leben Gestoßenen ehrliches Mitleid. Da konnte sie es gar nicht mehr erwarten, bis das Automobil vor dem Hause der Kartenlegerin hielt.

Sie merkte es in dem halbdunklen Korridor auch nicht, daß die Empfangsdame zusammenzuckte, als die ihr die Tür öffnete. Nur ein erstauntes: „Sie, Fräulein?" kam über ihre Lippen.

Aber dieses Fräulein Windschütz war an Überraschungen gewöhnt, schnell hatte sie sich wieder in der Gewalt, führte das junge Mädchen in eines der beiden „reservierten Wartezimmer".

„Hu, wie sind Sie staubig", sagte die Empfangsdame und griff nach der Bürste. In jedem der reservierten Wartezimmer lag immer eine, denn während man sich um „die Ratsuchende" bemühte, ließen sich die aufgeregten Menschenkinder immer einige Würmer aus der Nase ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

16. Fortsetzung.

So kam ich in das Haus des Doktors Beutler.

Er war nicht da; aber seine Frau lud mich ein, einzutreten, da man sich doch gewiß manches zu sagen habe, wenn eine solche Zeit zwischen hüben und drüben läge.

Wir saßen uns in der Bibliothek gegenüber, Frau Mathilde auf dem braunen Ledersofa mit den kupfernen Knöpfen und ich in einem mächtigen Klubsessel, in dem meine geringe Leiblichkeit fast verschwand.

Frau Mathilde wollte gleich wissen, wie es mir in Berlin ergangen sei und was ich Gutes und Bereicherndes für mich mitgebracht habe. Aber ich fand den rechten Ton nicht, weil das andere zu stark in mir tönte.

„Frau Mathilde", sagte ich und erschrack auch gleich über die Vertraulichkeit. Aber sie lächelte und nickte mir ermunternd zu.

„Sagen Sie ruhig Frau Mathilde zu mir, wenn es Ihnen lieb ist", sagte sie ruhig.

Da setzte ich noch einmal an: „Frau Mathilde, es ist so, daß ich heute in Ihr Haus komme, um einen Rat zu finden. Es sieht gewiß aufdringlich und anspruchsvoll aus, daß ein Mensch, der sich fast ein Vierteljahr nicht sehen ließ, gleich beim erstenmal eine Bitte oder sogar eine Forderung bereit hat. Aber ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen. . ."

„Reden Sie ruhig, wie es Ihnen um das Herz ist", sagte sie einfach.

Da stellte ich denn meine Ehe vor sie hin, und auch das, was es für mich in Berlin gegeben hatte, und da geschah es, daß ich mich vor mir selber schämte, weil ich allen anderen Menschen von meinen neuen Plänen erzählte, und nur dem nicht, dem es doch am engsten vor dem Herzen lag, Johanna.

„Nein, Johanna weiß noch nichts davon", gestand ich, denn in meine aufschießende Beschämung hinein kam Frau Mathildes Frage,

Da sah sie mich mit einem eigentümlichen Blick an, der halb Verwunderung und halb Mitleid und Vorwurf war.

Sie sagte: „Warum halten Sie es nicht offener und ehrlicher mit Ihrer Frau?"

Da wußte ich ja nun keine Antwort, vor der ich hätte bestehen können, und so wurde eine Niederlage für mich daraus. Es half mir aber ein gutes Stück vorwärts, denn es löste Binden von meinen Augen, daß ich sehen konnte, wie es war: In meiner Erbitterung gegen das satte, bequeme Leben und meinem Trotz und meiner Empörung hatte ich Johanna mit zu den anderen und auch zu dem Lauf meines Schicksals geworfen, indem ich ihr schuld gab wie allem. Ich hatte vergessen in meinem blinden Wüten, daß sie ja nicht die Schuld daran trug, wenn mein Leben bequem und sesselhockerisch geworden war. Sie wollte ja mit mir gehen und mir folgen, wie der Weg sich auch öffnen mochte. In einer grausamen Verblendung war ich an ihr vorübergestürmt, und der heftige Luftzug, den mein Rasen aufgetrieben hatte, war zu stark für sie gewesen und hatte sie zur Seite geworfen.

Aber es glühte doch ein Bedürfnis in mir, nicht so nackt in meiner Schuld dazustehen, ich wollte mich rechtfertigen, und so sagte ich mit einer frechen Bestimmtheit: „Johanna hat doch nicht viel dazugetan, daß ich merken konnte, sie wollte tapfer mit mir gehen. Im Gegenteil, als ich aus meinem faulen Buchhalterberuf herausprang, war sie unzufrieden, ich habe es wohl gesehen, wenn sie auch nichts gesagt hat. Und dann, als die große Unruhe über mich kam, ich will nicht leugnen, daß ich da oft heftig und unausstehlich war, da hat sie sich still gehalten und kein Wort für mich gefunden. . ."

Da sah mich Frau Mathilde wieder an, wie man einen Menschen ansieht, der einem sehr lieb ist und der doch eine Menge großer Fehler und Härten hat, die man sieht und unter denen man leidet. „Joseph," sagte sie, „Sie sind ein großes, störrisches Kind, aber auch ein entschlossener und rücksichtsloser Kerl. Das dürfen Sie überall sein, wo es gilt, Feinde aus der Bahn zu werfen; wo es aber um Menschen geht, die Sie liebhaben, da müssen Sie sanfter und geduldiger und vor allem: selbstloser werden."

Das gab mir wieder einen Schlag über mein Selbstgefühl, denn es ist nicht leicht, hören

Digitized by Google

zu müssen, daß man nicht selbstlos genug im Leben steht. Ich konnte aber keine Verteidigung vorbringen, weil Frau Mathilde mit einer sanften, aber unüberwindlichen Tapferkeit weiter gegen mich anmarschierte.

„Ich habe Ihre Frau in dieser Zeit, während Sie fort waren, kennen gelernt", fuhr sie fort, „und ich weiß, wie tief und unauslöschlich ihre Zuneigung zu Ihnen ist. Sie dürfen nicht denken, daß Johanna in einer kleinbürgerlichen Befangenheit steckt, die nur das für gut und wahrhaftig hält, was gerade in der Hand gehalten wird und jeden Augenblick gesehen und begriffen werden kann. Sie ist mit Ihnen gegangen, Joseph, ja, sie ist mit Ihnen gegangen. Sie hat nur ihr stürmisches und manchmal auch maßloses Wesen nicht fassen und in sich einfügen können. Sie wissen selbst, Joseph, daß Johanna eine stille, zarte Frau ist, die ruhig, aber doch entschlossen ihren Weg hinter sich bringt; sie tobt nicht und schäumt nicht über, wenn Hemmungen und Balken über diesem Wege liegen, aber sie räumt sie mit einer guten und standhaften Geduld und Besinnlichkeit beiseite. Das tut sie auch, wenn Sie vor ihr hergehen und ihr den Weg zeigen. Nur dürfen Sie nicht verlangen, daß sie mit dem Kopf dagegen rennt, wie Sie es tun."

„Ich komme aber weiter damit", unterbrach ich sie trotzig.

Da lächelte sie fein und sagte, indem sie die Schultern ein klein wenig hochzog: „Manchmal, warum nicht. Und wenn es Ihnen diesmal so ausnehmend geglückt ist, wie Sie sagen, dürfen Sie doch nicht eine Regel daraus machen."

Und dann unterbrach sie sich selber, lebhaft aufspringend und gegen mich angehend: „Jetzt aber nach Hause mit Ihnen und gebeichtet! Ich werde mich morgen vergewissern, ob Johanna alles weiß, worauf sie das erste Anrecht hat!"

Sie drängte mich mit scherzhaft geballten Fäusten gegen die Tür. Da sagte ich, warum ich es sagte und was mir den Mut dazu gab, weiß ich nicht, ich sagte mit einer zitternden Stimme: „Frau Mathilde, wir sind gute Freunde geworden, und ich bin dankbar und froh, daß es so werden konnte. Da müssen Sie aber schon zugeben, daß ich nicht immer im Klubsessel sitzen will, und Sie sitzen hier auf dem Sofa, und es ist eine unsichtbare Mauer zwischen uns. Denn ich kann mir nicht helfen: so lieb und ermunternd Sie jetzt auch zu mir gesprochen haben, es bleibt doch immer eine Mauer, und ich bin ein Mensch, der den anderen nahe bei sich haben will, wenn er ihm vertraut und ihn lieb hat. Und kurz und gut, ich möchte Sie einmal sehen, ohne daß eine Mauer dazwischen steht. . . ."

Da lachte sie, herzlich wie ein fröhliches Kind, und auch aus einer freudigen Verschämtheit heraus, die viel weiß, und sagte: „Na, so sehen Sie mich halt an!"

Und ich sah sie auch an, und sie sah mich an, und wir lächelten alle beide, und dann gaben wir uns die Hände, wir haben darin das Pochen unserer Herzen gefühlt, dann war alles vorbei. Das war wieder Frau Mathilde Beutler, und ich war Seppele Barondiot, der Ausreißer, und stand gegen die Tür gelehnt, die mir gezeigt worden war, daß ich durch sie hindurch in eine tapfere Zukunft hineingehen sollte in Gemeinsamkeit und Vertrauen.

Bevor ich aber ging, sagte Frau Mathilde noch: „Und das Größte, was Sie jetzt erleben können, ist doch, daß Sie ein Kind erwarten dürfen, das müßte schon eine Macht sein, stark genug, alle selbstsüchtigen Gedanken und Wünsche zu ersticken."

„Ja," sagte ich, „so wird es sein."

Dann stürmte ich wieder durch die Straßen, sah die süßen Frauengesichter an den hellen Schaufenstern hin, die freudigen Mütter mit ihren zwitschernden Kindern und war erfüllt von einer großen Freude und Zärtlichkeit. Ich wollte Johanna etwas Liebes tun, kaufte einen großen Strauß gelber Rosen, die sie sehr liebte, und lief damit nach Hause.

Johanna saß auf der Chaiselongue und stickte. Ihr schmaler Scheitel leuchtete mild unter dem gedämpften Licht.

Sie hatte mich nicht eintreten hören, und so überraschte ich sie, als ich plötzlich vor ihr stand und die feuchten, duftenden Rosen in ihren Schoß schüttete.

Sie tat einen leisen Aufschrei und sah mich freudig erschrocken an, dann ließ sie die Augen auf die gelbe Pracht sinken und vergrub ihre weißen, kleinen Hände darin.

Digitized by Google

An diesem Abend saßen wir lange zusammen, in voller Friedfertigkeit und zarter Zuneigung. Wir sahen in Gedanken ein winzigkleines Menschengesichtlein, hörten ein lustiges Krähen, bewunderten die wunderfeinen punktgroßen Nägel an Liliputhändchen und waren voll einer süßtörichten Elternerwartung.

Ich war so befangen von der stillen, linden Beredsamkeit des Abends, von diesem leisen, verzückten Austausch seliger Elternhoffnungen und wünsche, daß ich alles vergaß und richtig ein Mensch war, der in einer einzigen Erwartung und Beschränkung sitzt, mit gespanntem Gehör und weitoffenen Augen.

Auch an diesem Abend habe ich Johanna noch nichts von meinen neuen Plänen erzählt. Es gab sich erst am nächsten Tag, als wir uns gerade ein wenig ausruhten von kleinen Veränderungen, die wir unserer Wohnung vorgenommen hatten. Johanna lag auf der Chaiselongue mit halbgeschlossenen Augen und einem müden Strich um die Mundwinkel. Da drängte es mich mit einemmal gewaltig zu ihr hin, daß ich mich neben sie setzen und ihren zarten kleinen Körper mit meinen ungestümen Armen umklammern mußte, und so küßte ich sie, daß sie ganz bleich wurde vor Erschrecken und Zweifel und hochatmender Hoffnung.

„Joseph?" sagte sie atemlos unter meinen Küssen.

„Ja, Johanna," gab ich zwischen Lachen und Weinen zurück, „du bist die Ruhe, in die ich immer wieder zurückkehre, wenn draußen genug Getümmel und Gewoge war. Ich habe es nie besser und tiefer empfunden, als jetzt. Wenn ich draußen herumfege, mit allerlei närrischen Purzelbäumen im Kopf, dann denke ich nicht so daran, solange ich nicht müde werde. Aber wenn das dann kommt, die erste Erschlaffung, dann stehst du da und rufst mich; und ich muß zu dir zurückkommen, es ist nicht anders möglich. Und jetzt willst du mir ein großes Geschenk machen, für das ich nie dankbar genug sein kann. Es wäre eine Schande und Feigheit, wenn ich jetzt in meinen Eigensüchten so tief stecken bliebe, daß für dich nichts übrig gelassen wäre. Ich will mit dir gehen, und du hast mir ja versprochen nicht zu fragen."

Sie lächelte unter den halbgeschlossenen Lidern herauf, und ich sah wohl, daß es ein tapferes Lächeln war, das viel besorgte Schwachheit und Unruhe um mich verbergen sollte.

Da drängte es mich noch mehr, ihr mein neues Leben, wie es ausgeführt sein sollte, unter die Augen zu legen, und ich hätte es jetzt auch getan, wenn nicht die unbestimmte und doch so sichere Mahnung Lias und die gerade und heftige Forderung Frau Mathildens dahinter gepocht hätten.

Ich begann also, während ich sie fest in den Armen hielt, daß sie wohl fühlen konnte, wie sehr es mich an sie zwang und daß aller Unmut, der in der letzten Zeit aus mir herausgebraust war, nicht gegen sie und ihre Güte und Liebe, sondern gegen die Verhältnisse und gegen Enge und Unwahrhaftigkeit, und auch gegen den verräterischen Seppele Barondiot selber gewütet hatte.

„In Berlin ist mir also wieder ein neues Licht aufgegangen", fing ich an. „Und das will mir zehnmal heller erscheinen, Johanna, als die andern, die sich bisher auf meinem Weg gezeigt haben. Ich wollte dir nichts davon schreiben und sogar auch gar nichts davon erzählen, weil es eine Überraschung für dich werden sollte. Aber es fällt mir doch schwer auf die Seele, daß es ein paar andere wissen, die mir nicht so nahe stehen, wie du, und daß du es da nicht wissen sollst. Jetzt können wir ja in aller Freundschaft und Liebe darüber reden."

Ich sah, wie sie die Augen in den Schoß senkte und wartend da saß. Da erzählte ich ihr alles, wie es gekommen war, und wie der Flieger über dem Marktplatz an jenem Morgen mich aufgeweckt und geschüttelt hatte, und daß langsam und unaufhaltsam, zuerst, ohne daß ich selber deutlich wußte, dann in aller Klarheit und Pracht die neue Erkenntnis in mir groß und stark geworden sei. Und so weiß ich jetzt, daß ich ein Flieger werden müsse, und es sei mit Jakob Markus schon alles beredet, in ein paar Monaten könne ich den Staub der alten Erde von den plumpen Schuhen blasen und mir die freien Winde um die Stirn sausen lassen.

Digitized by Google

„Du sollst sehen, Johanna," schloß ich mit einem glücklichen Lachen, „daß ich eher mit meiner neuen Tüchtigkeit auf der Welt bin, als unser Bub oder das Mädel, was es nun sein soll!"

Da wurde sie ganz rot, tiefrot, daß die Augen wie kleine dunkle Seen in der flammenden Verlegenheit träumten, und dann legte sie in ihrer gehaltenen und sachten Art den Kopf an meine Brust und ich dachte, es müßte alles gut und hell sein. Sie schwieg aber lange, und da sah ich auf einmal, daß ihr die Tränen unaufhaltsam über die Backen liefen und in der kleinen Tändelschürze verrannen.

„Aber, Johanna," sagte ich erschrocken, „was ist denn mit dir?"

Da drückte die den Kopf noch tiefer, mit einer bebenden Inbrunst gegen mein Herz, wie ein Mensch, der Hilfe sucht und doch weiß, daß er dem, von dem er sie begehrt, selber eine tapfere Hilfe sein muß.

„Joseph," schluchzte sie, „das darfst du nicht tun; ich könnte keinen ruhigen Tag und keine ruhige Nacht mehr haben."

Das hob mich gleich wieder in eine freiere Fröhlichkeit. „Wenn es nur deswegen ist, Johanna, so wollen wir die liebe Frauenangst schon einwiegen. Höre nur zu."

Ich fing an, ihr alle Unglücksfälle herzuzählen, die bei der Eisenbahn, bei den Elektrizitätswerken, beim Automobilfahren und überhaupt in allen Berufen geschehen konnten. Ich schleppte alles herzu, was mir nützlich sein konnte, und Johanna war ja auch viel zu gescheit und zu hingegeben an mich, als daß sie sich kerzengerade hingestellt hätte und so starr und steif geblieben wäre. Sie weinte aber unaufhörlich, weil sie die Angst nicht einfach aus dem Fenster werfen konnte.

Dann fing sie an zu reden. „Joseph," fing sie an, „du weißt vielleicht noch, was ich dir einmal sagte, bevor wir uns zusammenfanden: Ich sagte dir, du müßtest hinein in das Leben, wo es auch sei. Du wolltest aber nicht, du warst, wie du mir dann später einmal selbst sagtest, gelähmt, bezaubert von der Ruhe und Bequemlichkeit, die dir bei uns winkte. Aber damals, als du mir das berichtetest, da war es schon aus mit deiner Zufriedenheit und Beschränkung, ich merkte es wohl, und es ist mir Angst um dich geworden. Ich habe dann später auch gut gesehen, wie du dich gegen die vielen Wünsche, die von draußen zu dir kamen, wehrtest, und es hat mir manchmal leid um dich getan. Aber du warst ja immer so heftig und verschlossen, daß ich es dir nie sagen konnte. Ich hätte dir so gern geholfen. . ."

Ich unterbrach sie: „Johanna, du quälst mich."

„Nein, quälen will ich dich nicht, Guter. Aber es muß einmal gesagt sein, damit jedes weiß, was es zu tun hat und wohin es gehen soll. Du sagst, du hast eine neue Aussicht gefunden, und ich merkte wohl, daß du dich ihr ganz verschrieben hast. Ich möchte jetzt fast, ich hätte es niemals gesagt, du solltest hinaus in das Leben, denn ich fürchtete, jetzt hast du dich auf die äußerste Spitze gestellt, und bin klein und frauenhaft genug, um zu wünschen, du möchtest lieber weiter unten bleiben, damit ich dich nicht verliere. . ."

Bei ihren letzten Worten kam in mir auf einmal groß und strahlend eine unzerstörbare Gewißheit zur Welt. Ich sagte froh lachend und mit einer fast heftigen Glaubensbereitschaft: „Sei unbesorgt, Johanna, mir wird nichts geschehen, ich fühle es so tief in mir, wie ich als Kind die Mysterien des katholischen Glaubens in mir gefühlt habe."

„Und," fuhr ich fort, „damit du nicht denkst, ich renne blind in dieses neue Abenteuer, und damit du ruhiger sein kannst, wenn du alles weißt, wirst du gewiß ruhiger sein, weil du dann einsehen mußt, daß es nötig und heilsam ist, so wie es ist. Als ich aus meinem Heimatstädtchen hinauslief, ein Ausreißer, wußte ich noch gar nichts, gar nichts, Johanna, von der Wirklichkeit. Ich lief meinen Träumen nach und meinte, sie müßten sich so erfüllen, wie sie sich mir zeigten. Dann bin ich aber langsam dahinter gekommen, daß wir bei den Eltern und in den Schulen und überall, wo wir Kinder sind, nichts lernen, sondern daß wir alle von vorn anfangen müssen. Damals riß ich wieder aus, das war, als ich nach Leipzig kam. Damals hielt ich meine Dichterei für das Schönste und Gewaltigste, was einen Menschen vorwärtsbringen könne, und sie sollte gut und warm gehalten werden. . ."

Digitized by Google

„Aber," unterbrach mich Johanna mit einer schmerzhaften Bitterkeit, „in der Wärme und Ruhe ist sie dir eingeschlafen. . ."

„Ja," sagte ich, „und darüber bin ich jetzt eigentlich froh, wenn ich es recht bedenke. Denn dadurch habe ich das andere kennen gelernt und die Augen sind mir ein gutes Stück weiter aufgegangen. Ich renne jetzt nicht mehr wie ein Bettler und wie ein zielloser Handwerksbursche über die Landstraße, jetzt weiß ich, was ich will, und weiß auch, daß ich es wollen muß, weil es mein Beruf ist."

Sie nickte langsam, noch ganz unschlüssig, und dann warf sie auf einmal ihre Arme um meinen Nacken und küßte mich auf den Mund, so heftig und stürmisch und so voll Inbrunst und Hingebung, wie sie mich noch nie geküßt hatte. Und zwischen ihren Küssen stammelte sie: „Joseph, tu, was du willst. Ich glaube an dich und will alle Angst gern tragen. Du mußt stark und beneidet werden, daß verlange ich für dich. Tu, was du willst, mich hast du an der Seite, das verspreche ich dir!"

Und dann tropfte die bange und doch mit einer drängenden Hoffnung beladene Frage in ihr zitterndes Bekenntnis: „Hast du mich denn auch noch lieb, Joseph?"

Da wußte ich es hell und fröhlich: „Ja, Johanna, ich habe dich noch lieb, noch viel lieber, als ich dich am Anfang hatte, denn es ist jetzt mehr Verstand dabei."

Sie schmiegte sich enger an mich, und ich fühlte wohl, wie sehr dieses Wort sie erquickt und aufgerichtet hatte.

Wir gingen Hand in Hand dem Ende des Tages entgegen, nachdem wir noch verabredet hatten, daß die Eltern und auch Fritz und das Dirnlein noch nichts von meinen Plänen erfahren sollten.

Als die Lampe schon brannte, kam der Doktor Beutler.

„Da ist ja der Ausreißer!" rief er vergnügt und schüttelte mir beide Hände, daß die Gelenke knackten.

„Der ewige Ausreißer!" sagte ich lachend.

Da sah er mich ganz nachdenklich an und nickte mit dem Kopf: „Das ist gut so, Barondiot," sagte er, „Sie gehören zu uns."

„Aber nicht mehr lang, Herr Doktor", wandte ich dagegen.

„Und wenn Sie Essenkehrer werden oder irgendwie Markthelfer bei J. J. Weber oder bei Reclam, deshalb bleiben Sie doch einer der Unsrigen: ein Ausreißer, ein Tänzer, ein Märtyrer."

Das sagte er lachend, daß sein großer Mund den Ohren einen hüpfenden Besuch machte; ich merkte aber den begeisterten Ernst dahinter.

Er lobte dann meine Entschlossenheit und spornte mich kräftig an, den neuen Beruf mit beiden Händen anzupacken und vorwärts zu bringen. „Obwohl," fügte er hinzu, „auf der andern Seite die günstigsten Aussichten erschienen sind. Ihre Frau wird es Ihnen schon gesagt haben, daß ich Ihren Roman bei einem hiesigen Verlag unterbrachte."

Er nannte mir eine Summe, die mir für Monate hinaus den Weg frei hielt. Auf einem solchen Kapital konnte ich meine Fliegerbegeisterung zu einer feierlichen und entschlossenen Tatsache ausbauen. Das sagte ich denn auch dem Doktor, und er rühmte meine praktische Ader.

„Von mir ist Ihnen alles Gute gewünscht, Barondiot," sagte er, „und besonders gönne ich es Ihnen, weil ich eine heimliche Angst um Sie hatte, als ich einmal ein wenig tiefer in Ihr Leben hineinblicken konnte." Er schnitt eine Grimasse, kam dann ganz dicht zu mir und flüsterte mir hinter der vorgehaltenen Hand in Ohr und Gewissen: „Es war zuviel Stubenhockerei in Ihrem Leben, soweit ich es hier kennen gelernt habe, und auch zuviel, nehmen Sie mirs nicht übel, Familiensimpelei."

Darauf habe ich ihm keine Antwort gegeben.

Und dann bin ich nachdenklich zurückgeblieben. Zuviel Familiensimpelei. Ja. Und Familiensimpelei gab es in der Ehe des Doktor Beutler nicht. Diese Ehe ruhte auf einem völligen Vertrauen, ohne große, gerührte Gesten und viele teigige Worte, wie sie Vettern und Tanten und Basen in die Welt setzen, im ganzen aber war sie das Spiel reifer Menschen, Neckerei und Freiheit und unbegrenzte Fröhlichkeit. Sie tanzten über Wiesen, jedes für sich, und doch jedes ganz durchdrungen vom andern. . . .

Da mußte ich mir an die Stirn greifen: Wie aber? War dies nicht auch bei uns so?

Digitized by Google

Gab es nicht auch zwischen uns ein völliges Vertrauen und eine ruhige Heiterkeit?

Von Johanna aus: Ja. Ja. Ja.

Bei mir aber durfte ich nicht anklopfen, denn es wäre ein grober Kerl herausgekommen und hätte mir manchen Gedanken und auch manches heftige Wort zurückgebracht, wie ich sie in dummen Stunden über die Treue und Klarheit Johannas ausgestreut hatte. Ich mußte an den Rechtsanwalt denken, dem ich einmal die Faust in das Gesicht gegeben und mit dem dann Johanna getanzt hatte, ohne daß sie ihn erkannte. Und wie ich dann hart und mißmutig gewesen war, daß daraus eine ernste Gefahr und ein Schmerz für unsere Ehe wurde.

Und dann stand da noch eine Anklage: Es war keine Neckerei und keine unbegrenzte Fröhlichkeit in unserer Ehe und also auch keine Freiheit. Wir tanzten nicht, wir schlichen mit suchenden Augen über die gepflügten Acker unseres Zusammenseins, wir wühlten in jeder ärgerlichen Stimmung, wie wir in jeder freudigen wühlten, wir zerrissen und zerrupften alles, gruben die kostbaren Pflanzen aus, die in unseren Beeten wuchsen, statt uns an ihrem Duft und ihrer farbigen Schönheit zu erfreuen und sie weiterblühen zu lassen . . . Es war zuviel Grübelei und Schwere in unserer Ehe. Der Wille zum Flug fehlte, das jauchzende Dahinschwirren durch die freien blauen Lüfte, die neue Kunst des neuen Menschen . . . .

Da rief ich Johanna herein und nahm sie wieder in die Arme und fragte sie: „Sage mir, Johanna, wird uns auch die K r a f t zum Flug fehlen?"

Sie sah mich voll an, in diesen klaren Augen stand die herzhafte und unverbogene Antwort: Nein, sie wird uns nicht fehlen, Josef, wenn du es willst. Eine unendliche Rührung über eine solche Hingebung und Anschmiegung ergriff mich und ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich Johanna in die Arme nahm und sie lange umschlossen hielt, ohne Wort und ohne Bewegung, aber in Treue, Standhaftigkeit und einem stillen, aufrechten Gelöbnis.

Dann kam das alltägliche Leben wieder, ein paar Tage voll Unruhe und Schmerzen und mit einer freudigen Erwartung. Es war alles zwischen uns ruhig und verständig ausgemacht worden, wie es gehalten sein sollte. Ich würde nach Berlin zurückfahren und dort eine Fliegerschule besuchen; wenn ich mich nicht dümmer als die anderen anstellte, konnte ich soweit sein, bevor Johannas schwere Stunde anklopfte. Dann wollte ich an ihrer Seite sein, und wir konnten selbander dem neuen Erdbürger erzählen, wie weit wir es gebracht haben.

So kam der Tag, der mich wieder nach Berlin tragen sollte. Ich hatte Jakob Markus geschrieben, ob es ihm jetzt recht sei, und nun lag ein langes Schreiben von ihm da, in dem geheimnisvolle Andeutungen von seltsamen und erfreulichen Ereignissen gemacht wurden, wobei das ganze gunstvoll auf mich ausstrahlte. Ich brannte vor Neugierde, hinter der sich ein schwerpochender Ernst bereithielt.

Johanna begleitete mich zur Bahn, sie konnte noch gut vorwärtskommen, und die Leute mochten uns für ein sehr junges Brautpaar halten, weil wir alle beide so frisch und glatt in die Welt blickten. Der Abschied schwang in einer vertrauenden Sicherheit, jeder aufperlende Schmerz wurde tapfer verborgen gehalten. Ich konnte wieder die gehaltene und maßvolle Tapferkeit Johannas bewundern.

Sie winkte dem Zug nach, wie Lia gewinkt hatte, und doch wieder ganz, ganz anders: mütterlicher, wissender und bereiter zu einer sanften Entsagung.

Jakob Markus begrüßte mich mit großer Herzlichkeit auf dem Anhalter Bahnhof; ich mußte mich gleich in sein Automobil setzen und mit ihm nach dem Flugplatz hinausfahren. Unterwegs erzählte er mir also, was sich ereignet hatte und wie er darin gute Zeichen für mich sehe.

Auf dem Flugplatz war ein Pilot eingetroffen, der mit Jakob Markus zusammen die Volksschule zu Basel besucht hatte; sie erkannten sich gleich und erneuerten die Kameradschaft, die sie in der Kinderzeit verbunden hatte. Jakob Markus hatte aber dem Freund von mir erzählt, und daß ich mich ihrem Beruf ergeben wolle; ich sei ein Elsässer und hänge sehr an meiner Heimat, wie er wohl aus manchen meiner Worte herausgefunden habe, im übrigen aber sei ich bereit und entschlossen, eine tüchtige und ernsthafte Lernzeit durchzuhalten. Da hatte es sich herausgestellt, daß der Baseler Flieger für die Automobil-und Aviatik-Aktien-

Digitized by Google

Gesellschaft in Mülhausen Burzweiler verpflichtet war, und dort einen bedeutenden Einfluß besaß.

„Jetzt wollen wir es schon erreichen, daß Sie da bequem und billiger unterkommen, als irgendwo sonst," sagte Markus.

Der Baseler war ein kräftiger, kleiner Bursche mit einem treuherzigen Bulldoggengesicht; er drückte mir die Hand, daß ich die Zähne zusammenbeißen mußte, dann polterte er gleich über mich her, wie es mit mir sei, und warum es so sei und ob ich Kurage im Leib hätte.

Ja, dann könne es mit mir versucht werden. Aber ich soll mir keine Honigkuchen und Leckerbissen denken; es heiße, schwielige Hände bekommen und einen müden Geist und zerrende Nerven. Und viel Enttäuschung und mancherlei Angst und Ohnmacht.

Ich hielt dem Ansturm seiner Bedenken stand, denn wo sollte wohl etwas geleistet werden ohne Not und Hinopferung? Da drückte er mir wieder die Hand und schüttelte sie und lachte vergnügt. Wir schlossen den Pakt. Ich sollte nach Mülhausen hinunter fahren, dort wollte er bis zu meiner Ankunft alles auf das richtige Geleise gesetzt haben.

Nach Mülhausen. Die Heimat erwachte in mir, dehnte sich, reckte sich und strahlte mich endlich aus großen, dunklen Augen an, wie sie den Wanderbuben angestrahlt hatte, der mit dem Köfferchen und dem derben Stock in der Hand in einer sternvollen Nacht den Weg in das Weite und Erlösende gesucht hatte. Die Heimat mit ihren Bergen und Tälern, ihren Matten, Äckern und Wasserschlänglein, und ihren alten Kirchtürmen und den Storchnestern auf den Kaminen, und aller Biederkeit und Geradheit und Derbheit ihrer Kinder . . .

Ich schlug gleich mit beiden Händen ein. Es war eine Verlockung, die mir da winkte, zu stark, als daß einer von meinem Schlag ihr hätte standhalten können. Und wem schadete es auch, ob ich meine neue Kunst in Mülhausen erlernte oder in Berlin? Ich dachte an Johanna; aber die Eisenbahn ist ja so schnell, so konnte ich bald genug wieder bei ihr sein, wenn es nötig war.

Und Jakob Markus sagte auch: „Es ist vielleicht für Sie besser, Barondiot, wenn sie das Metier in einem kleineren Ort erlernen, wo nicht soviel Umtrieb und Ablenkung und Fieberhaftigkeit ist. Dort haben Sie ihre schöne Ruhe und Gemächlichkeit und können viel schneller und fortlaufender lernen, als hier, wo eine ganze Menge vor Ihnen stehen, die Ihnen die Sonne wegnehmen."

Lia, die wir auf der Heimfahrt abholten, sah mich lange an, als ich ihr meine neue Gebundenheit berichtete. Endlich sagte sie, und ihre Hand schlüpfte in meine: „Es ist gut so, Josef. Du weißt, was du willst, und du wirst aushalten, weil es dir Ernst ist."

Sie zeigte keine Angst um mich, das hob mich in eine warme und frohe Zuversicht, daß ich keck den Hut in das Genick schob und mich in das weiche Polster des Automobils zurücklegte und aus meiner sicheren Ecke den Tumult in den Straßen betrachtete, wie einer, der eben von der Eroberung eines Riesenkönigreichs zurückkehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Gefühl der Schuld

In Amt und Würden und am Ziel,
Mit Weib und Kind gesund und satt —
Was mir am Leben nicht gefiel?
Es war zu sanft, es war zu matt. . . .

Die Sehnsucht schlief in träger Brust,
Es schlief die Weckerin, die Not,
Der Wille schlief, es schlief die Lust,
Und wie das Leben — schlief der Tod. . .

Da stöhnt' ich in die Nacht hinaus:
„Laß nicht die Zeit so leer vergeh'n!
O Schicksal, komm' mit Sturmesbraus!
Laß' ein Gewaltiges gescheh'n!" —

Ward mir der wilde Wunsch erhört,
Daß nun die Welt in Flammen steht?
Hab' ich die Furien empört,
Daß Krieg durch alle Lande geht?

Ich fühl's wie Schuld, die Sühne will.
Nun stöh'n ich oft: Halt ein! Halt ein!
O Schicksal, laß das Leben still,
Mein Wünschen nur ein Träumen sein. . .

Bernhard Schäfer.

Eine Wanderung durch das Cetatal / Von Magda Trott

Man befindet sich in einem Irrtum, wenn man glaubt, daß das Land der „schwarzen Berge" nur unwirtliche, öde Teile aufzuweisen hat. In der eigentlichen Crnagora wechseln die lieblichsten Bilder miteinander ab, und wer jemals im Tal der Ceta, jenes Flusses, der Montenegro in zwei Teile scheidet, entlang gewandert ist, der wird entzückt sein über die Großartigkeit der Natur, die sich hier dem Auge darbietet. Ceta und Moratscha sind die beiden Hauptflüsse Montenegros, und wenn auch die Moratscha an Flußlänge die Ceta übertrifft, so bietet letztere doch landschaftlich viel mehr. Unvergleichlich schön ist hier die Landschaft, so außerordentlich großartig, so abwechslungsreich, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, sich in allernächster Nähe eines völlig öden und kahlen Landstriches zu befinden, wie dies eben der östliche Teil von Montenegro ist.

Bei dem freundlichen Städtchen Nikschitsch, im nördlichen Montenegro gelegen, macht die Ceta noch keinen überwältigenden Eindruck. Klar und silbern schlängelt sie sich an der Stadt vorbei, ihr Ufer ist mit kleinen Häuschen besät, die die Stadt Nikschitsch bilden. Diese Häuser muten den Europäer fremdartig an; sie sind meist nur aus Brettern oder Geflecht hergestellt, werden im Sommer fortgetragen und höher in die Berge hineingestellt. Schon hier in Nikschitsch zeigt sich eine reiche Bergflora, man findet große Büsche von Eschen, Buchen und Eichen, zu denen sich noch der blühende Weißdorn und die kürbisartige Zaunrübe gesellt.

Um der Ceta zu folgen, verläßt man die Nikschitscher Ebene, und steigt auf die schroffen Berghänge, da es unmöglich ist, weiter unten im Tale zu pilgern, denn die Ufer der Ceta sind hier zu steil und werden von hochaufragenden Steinmassen gebildet. Viertelstundenlang erblickt man das freundliche Flüßchen nicht, hin und wieder aber tönt sein Rauschen ans Ohr, denn mit rapider Schnelligkeit nimmt die Ceta an Wasserreichtum zu. Über gewaltige Kalkblöcke muß man steigen, eine mühselige Wanderung, aber das, was man in nächster Minute erblickt, lohnt diese Mühe. Mitten aus der Felsenwildnis heraus steigt ganz plötzlich eine Wolke von Wasserdunst empor; zur gleichen Zeit vernimmt man ein dumpfes Poltern, und noch näher herantretend erschaut das Auge einen grauenhaften Abgrund. Einem Bergwerkschacht gleich senkt sich ein von schwarzen, wassertriefenden Wänden eingefaßter Schlot in unergründliche Tiefe. Aus einem Felsen heraus ergießt sich die Ceta mit donnerähnlichem Gepolter in diesen Abgrund, gleichsam als wolle sie dort sich ihr Grab suchen. Man kann sich nicht sattsehen an

Digitized by Google

diesem schaurig-schönen Bilde. Nur mit schwerem Herzen verläßt man die Cetaschlucht, um weiter zu wandern. Es erscheint kaum glaublich, daß man inmitten dieses Felsengewirrs den Fluß, der tief unter uns wühlen mag, je wieder erblickt. Allmählich verändert sich die Landschaft, und, nachdem man den Paß von Planiniza erreicht hat, der noch immer die stattliche Höhe von 1200 Meter aufweist, breitet sich ein reizendes Panorama vor dem Auge aus. Das ganze Cetatal liegt in flutendem Sonnenscheine da, man erblickt die tiefe saftiggrüne, von grauen Felsenkulissen eingeschlossene Mulde, kleine Wässerchen schlängeln sich, silbernen Fäden gleich, durch den Wiesenteppich, und freundliche Häuschen liegen hier und dort verstreut. Rasch ist die Ebene durchschritten, wieder verengert sich die Landschaft, die mächtige Gebirgskette zur Linken wird höher und höher, und von drüben her grüßt das hoch auf einem Felsen erbaute Kloster Ostrog. Fast senkrecht scheint der Weg zu den Mönchen hinaufzuführen, und schier unmöglich dünkt es, ihre Wohnstätte zu erklimmen. Unser Ziel ist ein anderes. Der Eremitage wird kein Besuch abgestattet, wir steigen weiter abwärts über Felsenspalten und Schlünde, um bald wieder steil emporzuklimmen, dann wieder bergabzuklettern; so führt der Weg mühsam in eine neue Felsenwildnis hinein. Immer deutlicher wird das eigentümliche Geräusch, das die Stille des Hochgebirges unterbricht. Ein dumpfer Donner mischt sich mit sausenden und zischenden Lauten, ein neues gewaltiges Naturschauspiel bietet sich dar. Eine jäh abstürzende Felsmauer speit aus einem klaffenden finsteren Spalt einen Riesenstrahl zu weißem Schaum aufgelösten Wassers, wohl an 200 Meter abwärts in ein freundliches, grünes Tal. Das ist die Ceta, die sich unter dem Felsgestein einen Weg gesucht hat, und deren Lauf man jetzt wieder folgen kann.

Diese Ebene ist ein wahres Paradies. Zur Rechten der Fluß, zur Linken die mitunter bis 2000 Fuß hohen Riesenmauern, die einen schroffen Kontrast bilden zu den saftigen Wiesen, den wogenden Kornfeldern des Tales. Das hellgrüne Laub der Maulbeerbäume, die dunklen Blätter der Feigenbüsche und die silbern glänzenden Kronen der Weiden geben eine wunderbar schöne Mischung. Man passiert nun zahlreiche Nebenflüsse der Ceta, denn jene Ebene ist so reich an Wasser, wie kaum ein zweites Stück Erde in Montenegro. Dennoch geht die Wanderung hier nicht so rasch von statten, weil dichte Hecken, sogar schöne kleine Wäldchen mitunter den Weg versperren und zahlreiche Umwege gemacht werden müssen. Die Ebene schließt sich allmählich zu einem engeren Tal, um sich bald wieder zu erweitern; dort liegt das saubere Städtchen Danilo, das erst auf ein Alter von wenigen Jahrzehnten zurückblickt. Der Platz für diese junge Ansiedelung ist außerordentlich günstig gewählt, die Berge des linken Cetaufers weichen hier zurück und lassen eine breite Terrasse frei; hierhin haben die Montenegriner ihre Häuschen gebaut. Unweit Danilo liegt Danilovgrad, nicht direkt an der Ceta, doch erstrecken sich die Ausläufer des Ortes bis fast an den Fluß heran. Die Stadt bietet wenig Interessantes und fesselt den Wanderer nicht lange.

Verläßt man Danilovgrad, um weiter im Tale der Ceta zu wandern, so durchschreitet man jetzt die fruchtbare Ebene von Spusch, deren Durchwanderung ein bis zwei Stunden in Anspruch nimmt. Wieder sind es freundliche Matten und weite Wiesenflächen, unterbrochen von Ulmen und Eichengebüschen, und wie aus der Erde gewachsene Felsblöcke und wunderlich geformte Klippen. Von der Höhe der mächtigen Gebirgswand des westlichen Ufers schaut das Kloster Schelia hernieder. Nun wendet sich der Weg von dem linken auf das rechte Flußufer, und dort ragt vor dem Auge ein gewaltiger Felsblock auf, an den sich winzige Häuschen anlehnen. Das ist Spusch, und jenes Bauwerk, das den Felsblock krönt, ist das aus dem Türkenkriege bekannte gewaltige Fort Spusch, auch heute noch von den Montenegrinern als fester Stützpunkt und für uneinnehmbar angesehen. Spusch selbst ist Garnisonstadt, macht aber mit seinen kleinen, krummen Straßen einen wenig anheimelnden Eindruck. Hat man das stark befestigte Tor am Eingang der Stadt passiert, so fällt als einziger größerer Bau die fürstliche Gewehrreparaturstätte ins Auge; alles übrige sind häßliche, teilweise sogar verfallene Hütten, die durchaus keinen wohnlichen Eindruck erwecken.

Die Festung Spusch ist, nachdem man die Ebene von Spusch längst verlassen hat, noch immer sichtbar, und beherrscht das ganze Cetatal von Nikschitsch bis hin nach Podgoriza. Wer ein wenig die montenegrinische Geschichte kennt, der weiß, wie schwer es geworden ist, jene stolze Trutzburg zu erringen. Unzählige Male machten die Montenegriner den Versuch, die von Muselmanen besetzte Feste zu erringen. Tausende von Toten bedeckten das Schlachtfeld, ehe es den Söhnen der schwarzen Berge endlich gelang, Spusch in ihren Besitz zu bringen.

Wieder verengert sich der Weg zu einer Schlucht, die völlig mit den Wasserdünsten der Ceta angefüllt ist. Dennoch macht diese Schlucht durchaus keinen kahlen Eindruck, denn weißblühende Brombeersträucher und Wicken mit gelben Blüten klammern sich an dem spitzen Gestein fest und ranken sich in die Höhe. Hier in dieser feuchten Luft, hier, wo kaum ein Sonnenstrahl hineindringt, so viel blühendes Leben! Etwa eine Stunde lang dauert die Wanderung, dann umfängt uns wieder eine andere Welt. Die Schlucht öffnet sich zu einer weiten geräumigen Mulde, durch die sich ein zweiter breiter Fluß schlängelt und, nach einem nochmaligen großen Bogen, sich in die Ceta ergießt; das ist die Moratscha, die gleich der Ceta dem

Digitized by Google

Skutarisee zuströmt, um ihre Wassermassen dort hinein zu ergießen. Das Stück Land, das von beiden Strömen eingeschlossen wird, ist geschichtlich hochinteressant. Es trug einst jene römische Stadt namens Diocleа, in welcher 239 n. Chr. der Kaiser Diocletian geboren wurde. Heute steht auf diesem klassischen Boden nur noch verfallenes Mauerwerk, das durch den hochragenden Mais und die üppig rankenden Reben dem Auge des Beschauers entzogen wird. Freilich findet der Ackersmann gar häufig noch verrostete Münzen, ein vergilbtes Stück Marmor, Zeichen jener großen Römerzeit.

Nördlich des Zusammenflusses der beiden Ströme gibt es noch ein interessantes Bauwerk, das man nicht unbeachtet liegen lassen kann. Wir wendeten uns daher etwas ab, umschritten das historische Stückchen Erde und passierten die über die Moratscha geschlagene „Wessirbrücke", ein Bau, der aus einem einzigen, etwa 20 Meter weitem kühnen Bogen besteht. Die Brücke verdankt ihre Erbauung einem der türkischen Stadthalter, einem Wesir, der die Verbindung der beiden Ufer durch eine große Brücke für zweckmäßig hielt.

Nun führt der Weg direkt in das Herz des Landes, nach Podgoriza. Kaum ein Ort in ganz Montenegro liegt so günstig, wie die genannte Stadt, und doch vermag sie sich noch immer nicht zu einem Mittelpunkt des Handels für den Balkan aufzuschwingen. Wer nach Podgoriza kommt, wird unzweifelhaft enttäuscht sein. Die Bewohner der schwarzen Berge sehen allerdings in dieser Stadt etwas ganz bedeutendes, für den Nordeuropäer aber findet sich kaum etwas, das ihm anziehend und interessant erscheinen könnte. In den kleinen Straßen und auf dem Marktplatz herrscht vielleicht ein regeres Treiben, als man es sonst in Montenegro zu sehen bekommt, Serben, Albanesen, Christen und Türken sind hier bunt durcheinander gewürfelt, und Soldaten und Hirten, Bauern und Händler stehen plaudernd umher. In Podgoriza befinden sich zahlreiche Verkaufsläden der Waffenschmiede, und es ist von Interesse, die edelsteinbesetzten Scheiden, die in den Bazaren ausliegen, zu betrachten. Das Pflaster in Podgoriza ist so schlecht, daß ein Ungeübter jeden Augenblick in die Gefahr kommt zu stürzen. Die Steine sind ungleichmäßig und durch große Löcher und Zwischenräume von einander getrennt. Die Hauptstraße, der „Korso", macht mit seinen offenen Basarläden auf beiden Straßenseiten einen echt morgenländischen Eindruck. Am Ende der Stadt liegt der Gouverneurspalast, von hier aus beginnt wieder die weite Ebene, die sich bis zum Skutarisee hinabzieht. Wendet man sich ein wenig nach links, so bricht diese Fläche plötzlich viele Meter tief in ein enges Tal ab, und jenseits desselben erheben sich die Hochgebirge der Kutschi, schwarzgraue Felsen, so plump-massiv aufgerichtet, wie man sie nie wieder in Montenegro antrifft. Aus einem dieser Titanen scheint ein viereckiges Stück ausgeschnitten zu sein, und in diesem tiefen Sattel wird ein winzig erscheinendes Gebäude sichtbar. Das ist die vielgenannte Festung Medun, die im türkisch-montenegrinischen Kriege eine bedeutende Rolle spielte.

Noch einmal liegt die Ceta mit der vereinigten Moratscha vor unseren Blicken. In ruhigem Laufe strömt sie dahin dem Skutarisee zu, jetzt ist das wilde Kind der Berge ein friedlicher Strom geworden, auf dessen Rücken sich die verschiedensten Fahrzeuge schaukeln. Der Montenegriner liebt diesen Fluß, liebt seine Ceta, die ihm und dem ganzen Lande Kraft und Leben gibt, sie erscheint ihm als Symbol seines eigenen Ichs, gleich wie sie sich durch Nacht und Finsternis bahnbricht, so hofft auch er, daß seine Zukunft dermaleinst in gleich ruhiger Bahn hinfließen wird, wie die Ceta von Podgoriza nach dem Skutarisee.

*

Die lichte Stunde

. . Und die Stunden wallen und ziehen,
Und trägt eine für tausend das Licht,
Doch hält sie dir wärmend die Hände,
So weißt du es nicht —.

Und kommen die andern und fliehen,
Vorüber mit bleichem Gesicht,
Da liegt noch auf ihren Stirnen,
Der Glanz von der einen Licht.

Hanna Wunderlich.

*

Das Ferſenbein / Von Alb. G. Krueger

(Schluß.)

Langsam, wie von einem schweren Traum umfangen, erhob sich Horst und schwankte zu seinem Stein zurück, auf den er sich schwer niederfallen ließ. Die Sache wurde immer verwickelter! Was hatte das alles zu bedeuten? Was war hier vor langen Jahren vorgegangen? Wie in aller Welt nur ließ sich diese verkrachte Stellung der Gebeine erklären, wie der Dolch?

Von je war der Doktor ein Träumer und ein Phantast. Schon in seiner frühesten Jugend hatten Altertümer aller Art einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn auszuüben vermocht. Stundenlang

Digitized by Google

konnte er in altem Gemäuer, oder bei einem vorgeschichtlichen Schwert hocken und darüber nachgrübeln, was alles wohl die bröckelnden Mauern, der rostzerfressene Stahl im Laufe der Zeit gesehen haben mochten. Diese Sucht, alten Geheimnissen auf die Spur zu kommen, war schließlich bei ihm krankhaft geworden, hatte ihn mählich zu dem menschenscheuen Sonderling gemacht, als der er in der Welt herumlief. Sie hatte ihn ruhelos durch Länder und über Meere gehetzt, überall dorthin, wo alte Mauern, altes Geröll, alte Gräber zu finden waren. Sie wußten ihm sogar viel zu berichten. Manches, was er weiter erzählen mochte, und noch unendlich viel mehr, das er still in seiner Brust verschloß als einen lieben, sorgsam gehüteten Schatz. Und nun dieses Grab hier! Wie mächtig der Anblick desselben seine Seele erschütterte! O, wenn diese verdorrten Gebeine sprechen könnten — wenn sie doch noch einmal zum Leben erwachten, um zu erzählen!

So saß der große, starke Mann, den Kopf in die Hand gestützt, bekleidete die dürren Knochen in Gedanken mit den dazugehörigen Weichteilen, um dem Rätsel dieser Art des Begrabens auf die Spur zu kommen, und grübelte und träumte. Plötzlich zuckte er zusammen. Ein jäher Blitz des Erkennens hatte sein Inneres durchleuchtet. Ha! Keine Liebesstellung sah er da vor sich, — gewiß nicht! Es war — eine Kampfstellung, in der sich die Skelette da in dem offenen Grabe präsentierten. Sicherlich! Eine Kampfstellung wars! — Aber, war es eine — dann — dann —

Fast zwingend trat die Notwendigkeit an Horst heran, aus dieser Feststellung die logische Folgerung zu ziehen. Er zog sie nicht. Sein Hirn schwirrte. Wie mit Keulenschlägen drang die neue, fürchterliche Erkenntnis auf ihn ein. Die Wucht der wahrhaft entsetzlichen Beweisgründe schleuderte ihn von seinem Sitz herunter und einige taumelnde Schritte seitwärts.

Leise war inzwischen die Dämmerung hereingebrochen. Leichte graue Schleier glitten zwischen den alten Bäumen, die das Grab und seine nächste Umgebung beschatteten, hin und her. Noch war der Mond nicht herauf. Aber doch schon machte sich in dem unbestimmten Grau der Dämmerung so etwas, wie ein leichtes Glänzen bemerkbar. Leise tönte hier und da noch das Locken eines Vögelchens, das den Ehegefährten in dem schützenden Nest vermißte. Von dem nahen Moor her scholl der melancholische Ruf des Moorhuhnes, das abgemessene, taktmäßige Quaken der Frösche herüber. Und ein tiefer, wunschloser Friede breitete mählich seinen Fittich über die Erde, unendlich sanft, unendlich traumverloren.

Immer noch stand der Doktor starr und steif, die weitgeöffneten Augen auf das Grab geheftet. Es dauerte lange, ehe er das Grauen, das Entsetzen zu überwinden vermochte, die seine neue Hypothese in ihm ausgelöst hatten. Die Kampfstellung! Aber hatte denn wirklich ein Kampf stattgefunden, und wo denn nur, wo? Unwiderstehlich zog es ihn wieder dichter an das Grab heran. Wie von einer zwingenden Gewalt geschoben, trat er näher. Und seine Blicke erfaßten nun die anscheinend in den Erdboden gestemmten Fußknochen, deren Zehen der Sand unsichtbar machte. Auf den Knien prüfte er eingehend die Lage des Fußes. Gewiß, der Fuß hatte Halt an dem Boden gesucht. Es gab da gar keinen Zweifel.

Vorsichtig, um keinen der feinen Knochen aus seiner Lage zu rücken, tasteten des Doktors Hände an den Gebeinen. Nun hatte er sie doch verschoben. Zu dunkel wars schon, um ihnen die ursprüngliche Lage zu geben. Ärgerlich richtete er sich auf. Und — hatte er bewußt zugegriffen, oder erfolgte die Bewegung rein mechanisch, etwa als Resultat eines unbekannten, unverstandenen Einflusses — plötzlich hielt er das soeben betastete Fersenbein des Gerippes in seiner Hand. Und damit kam auch die alte Sucht, zu forschen, zu grübeln, über ihn. Von allen Seiten musterte er den feinen, gut erhaltenen Knochen. Sicherlich war der Fuß nicht groß genug gewesen, den zu bilden dieses Gebein dereinst mitgeholfen hatte. Ein zierliches, beim Gehen leicht im Gelenk federndes Füßchen mochte es gewesen sein, das seine Besitzerin zu mancher frohen Stunde getragen, zu Spiel und Tanz. Aber wer wohl war diese Besitzerin, wie mochte sie ausgesehen haben? Erneut versank dem Doktor Zeit und Raum über seinem Träumen.

Ein ganz eigenes, seltsam durchdringendes Licht, dessen Einwirkung sich ihm halb unbewußt aufzwang, ließ ihn plötzlich aufblicken. Allein in demselben Augenblick stockte auch schon sein Herzschlag. Und mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das Bild, daß sich nun seinen Blicken darbot. Die Hand über dem Knochen ballte sich fest zusammen:

Verschwunden war das Grab mit seinem Inhalt, verschwunden auch das Horst nur zu bekannte, sattsam vertraut gewordene Landschaftsbild um den Hügel. Anstatt ihrer breitete sich jetzt dichter, fast undurchdringlicher Urwald weit umher. An der Stelle, wo er selber stand, an der sich der Grabhügel befunden hatte, lag eine mit hohem, dichtem Grase bewachsene Lichtung, die rechts in einen ausgedehnten Sumpf überging. Zur linken Hand, halb auf der Lichtung noch, halb schon im Walde selbst, befand sich ein Steinbruch, vor dem eine gewaltige Anzahl großer und kleiner, behauener Steine aufgetürmt war. Und rund umher mächtige Eichen, ganz unwahrscheinliche Buchen, Erlen — Urwald, wirklicher Urwald, wie er vor Hunderten von Jahren vielleicht einmal hier gestanden haben mochte.

Diese unerwartete, urplötzlich auftauchende Erscheinung absorbierte im Nu des Doktors Denkfähigkeit so vollkommen, daß seine Blicke völlig

Digitized by Google

abwesend, rein mechanisch von Baum zu Baum, von Ast zu Ast glitten, die Wiese, den Sumpf, die Steine streiften, und vom Endpunkt der Beobachtung immer wieder zu dem Ausgangspunkt zurückkehrten. Dieser Zustand dauerte eine gute Zeit. Dann schoß ihm plötzlich mit einem Schlage alles Blut nach dem Gehirn, das nun sofort fieberhaft zu arbeiten begann. Wild und toll zuckten zunächst unzusammenhängende Gedankenfetzen darin hin und her, verdichteten sich mehr und mehr zu Begriffen, bis das logische Denken endlich langsam einsetzte.

Horst machte sich immer wieder klar, daß er wache, daß ihn kein Traum äffe. In Gedanken sagte er arithmetische und chemische Formeln her. Sicherlich war er bei vollem Bewußtsein. Aber die Erscheinung verharrte. Der unbekannte Urwald stand da, schweigend und massig, die Grabstätte mit ihrem Inhalt war und blieb verschwunden, als ob sie der Boden eingeschluckt hätte. Und jetzt, da der Doktor mit bewußten Sinnen den Baumbestand musterte, bemerkte er auch, wie ein schmaler, durch das Unterholz gehauener Pfad die dichte Waldwand trennte und in die Lichtung mündete. Ja, er sah noch mehr: In der Nähe des Pfades, auf einem umgestürzten Baumstamm, saßen zwei römische Krieger in voller Rüstung, die vereinzelte Bemerkungen auszutauschen und angestrengt jenen Pfad zu beobachten schienen. Die goldenen Beschläge an den Brustpanzern und Wehrgehängen, die reich verzierten Schwerter kennzeichneten sie als Kohorten-Führer. Wie deutlich Horst das alles zu erkennen vermochte! Das, wie die breiten Stierwacken, die unter den Helmen hervorlugenden schwarzen Haare, die lebhaft und begehrlich funkelnden Augen. Ja, er glaubte die an den Helmen befestigten Roßschweife leicht im Winde hin und her schwanken zu sehen.

Es war ein ganz eigentümlicher Zustand, in dem der Doktor nun hinüberglitt. Obschon sein Herz stürmisch klopfte, in scharfen, kurzen Stößen seine Brust sich hob und senkte, schienen dennoch alle seine Funktionen einzig und allein dem Gesicht zu dienen. Längst war jene rasende Denkkraft, die vorhin noch sein Hirn krampfhaft zucken und vibrieren machte, abgeflaut, ausgeschaltet. Eine eigenartige Starre hielt seinen Körper im Bann, machte jede Bewegung unmöglich und zwang ihn, unausgesetzt die Szenen und Bilder zu betrachten, die nun blitzschnell, Schlag auf Schlag, an seinem Auge vorüberhasteten. Fast wie einen Halt umklammerte seine Hand dabei immer noch jenes Fersenbein.

Nun begann die Szene sich zu beleben. Aus dem Waldpfade heraus hasteten zwei in helle, altgermanische Gewänder gekleidete Frauen auf die Lichtung und den beiden eilfertig aufspringenden Römern entgegen. Die Augen in den jungen, gerötheten, schönen Gesichtern funkelten und blitzten lebensfroh. Die goldblonden, hinten durch eine Spange zusammengehaltenen Haare flatterten um die graziösen Wesen. Reicher Schmuck zierte beide. Um den Hals eines derselben lag ein breiter Goldreif, während den des anderen eine schwere goldene Kette umschlang. Beide gleichmäßig schmückte eine ganze Anzahl Bernsteingehänge, Nadeln und Fibeln aus Gold und Silber, an denen Edelsteine glitzerten. An dem Gürtel einer der Frauen schaukelte ein an goldener Kette hängender Dolch.

Etwa in der Mitte der Lichtung trafen die vier Darsteller dieses nächtlichen, gespenstischen Schauspiels aufeinander. Leidenschaftlich schlangen sich die Arme der Frauen um die Nacken der Römer, welche die lichten Gestalten an sich preßten in heißem Begehren, als ob sie dieselben nie wieder von sich lassen wollten. Allein dies Liebesgetändel war nur von kurzer Dauer. Rings um die Lichtung teilte sich plötzlich allerorten das dichte Unterholz. Wilde, bewaffnete Germanenkrieger stürmten hervor. Haßerfüllte Augen glühten. Im Nu waren die Römer umringt. Keulen schmetterten auf ihre Häupter, Schwerter und Speere senkten sich in ihre Körper, wieder und wieder und wieder, bis auch das letzte Todeszucken aufgehört hatte.

Immer noch jedes Denkens und Fühlens bar, starrte der Doktor auf das grauenhafte Bild, das um so unheimlicher anmuten mußte, als kein Laut hörbar wurde, während doch alle Leidenschaften auf den Gesichtern der Beteiligten deutlich erkennbar waren. Kalter Schweiß deckte seinen Körper, den Schauer um Schauer überrieselte, der sich wie im Krampf bog, ohne aber doch die Beweglichkeit erlangen zu können.

Und nun verwischte sich das Bild etwas. Es war so, als ob eine leichte Nebelwand vor ihm vorüberglitt und die Gestalten seltsam flackern und zittern machte. Gleich darauf aber war es wieder klar und deutlich sichtbar. Die beiden Frauen knieten jetzt mit erhobenen Armen vor einer hohen Kriegergestalt mit langem, grauem Bart, anscheinend dem Häuptling der Schar, der, die Fäuste auf sein mächtiges Schwert gestützt, mit zusammengepreßten Lippen finster auf sie niederblickte. Hinter dem Häuptling war ein großer, schlanker Mann in dem wallenden Gewande der Priester sichtbar, der eifrig auf ihn einzureden schien. Ein junger Mann noch war's, und ein schöner Mann. Aber die auf eine der Frauen gerichteten, dämonisch funkelnden Augen, die über die Zähne halb emporgezogene Oberlippe verliehen seinem Antlitz etwas so Satanisches, daß das Grauen und Entsetzen, welches in den Gesichtern der Frauen mehr und mehr Platz griff, wohl berechtigt sein mochte. Nichts Gutes mußte es sein, zu dem er den Häuptling überredete, denn die Lippen der angststarrenden Frauen öffneten sich groß und weit, wie in einem schrillen Entsetzensschrei. Auch durch die Schar der Krieger, die düster die Gruppe umstanden, ging eine Bewegung.

Digitized by Google

Noch schien der Häuptling Einwendungen zu machen, da schnellte der Priester heftig einen Schritt vor und hob leidenschaftlich, wie im Anruf der Götter, die Arme. Wilder, rasender Haß verzerrte sein Antlitz. Ein fanatisches Feuer loderte aus seinen gen Himmel gerichteten Augen. Ergeben senkte der Häuptling den Kopf. Und die Frauen zu seinen Füßen brachen zusammen.

Hoch aufgerichtet schritt nun der Priester über die Lichtung und machte fast unmittelbar neben dem Doktor Halt, der vergeblich die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um den auf ihm lastenden Bann abzuschütteln. Er sah nicht nach dem Schemen an seiner Seite. Aber er wußte, daß dessen Augen starr an ihm hafteten. Es war das jenes unbestimmte, fast instinktive Gefühl, daß uns zwischen vielen Menschen fühlen läßt, wie wir beobachtet werden, ohne daß wir den Beobachter sehen.

Ein Wink des Häuptling nun. Die Krieger warfen die Waffen ab. Und, während ein Teil derselben in unmittelbarer Nähe des Doktors den Rasen in einem langgestreckten Viereck von dem Boden zu lösen begannen, schichteten die anderen rings um das Viereck große Steine auf. Es war ein Grab, das da hergestellt wurde. Dann band man die beiden Frauen, trotz ihres verzweifelten Sträubens, die Gesichter einander zugekehrt, durch einen in vielen Windungen über ihre Hüften gelegten und fest verknoteten Strick aneinander, und legte sie, lebend, wie sie waren, in die Steinkiste, die sofort durch zwei schwere Steinplatten geschlossen wurde.

Dieser furchtbare, entsetzliche Anblick gab Horst mit einem Schlage seinen Nerven und Muskeln die Freiheit zurück. Einen gräßlichen Schrei ausstoßend, hob er schon den Fuß, um vorwärts zu stürzen und dem entsetzlichen Vorgang Einhalt zu tun, als er sich plötzlich gepackt und eisern an seinen Platz gebannt fühlte. Herumfahrend sah er die Augen des Priesters gleich lodernden Flammen in die seinen zucken. Und in diesen Augen stand der Tod! In einer Ohnmachtsanwandlung brach er nieder. Der Griff an seinem Arm löste sich. Und während ihm langsam das Bewußtsein schwand, hörte er ein Klingen, als ob andauernd Stein auf Stein geworfen würde, fühlte er an seinem Arm einen so wahnsinnigen Schmerz, als hätte man den Knochen zu Brei zermalmt.

Wie lange Horst so gelegen — er wußte es nicht. Als er langsam, müde den Kopf hob, war die Lichtung leer, keiner der Germanen mehr zu erblicken. Nur im Hintergrunde lagen die Körper der beiden Römer, und vor sich sah er einen mächtigen Steinhügel. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Müde und zerschlagen taumelte er auf. Unwillkürlich streiften seine Blicke den ominösen Steinhaufen. Sofort stiegen seine Haare kerzengerade empor. In Strömen brach der Schweiß aus. Jeder Nerv, jede Muskel an seinem Körper zuckte und zitterte. Wie von Glas erschienen die Steine des Grabes da vor ihm. Deutlich sah er durch sie die Körper der beiden Frauen sich darin in gräßlicher Todesangst winden und bäumen. Er sah, wie der Dolch in der Hand der einen die Brust der anderen suchte und fand. Er sah, wie die Zähne des getroffenen Weibes sich in den Hals des anderen schlugen — Blut — Blut — zuckende, in Krämpfen sich windende Glieder. Und mit einem fürchterlichen Aufheulen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, schlug er besinnungslos hintenüber auf den Boden. . . . . .

* * *

Eine unruhige Nacht lag hinter dem Professor. Er konnte zuerst nicht einschlafen. Fortwährend weilten seine Gedanken an dem Grabe bei seinem Assistenten. Dann schreckten ihn wüste Träume. Mücken und Fliegen taten das übrige. Kurz, ehe noch die Sonne ganz über die Kimm blickte, befand er sich schon unterwegs nach der Fundstelle. Die seltsame Unruhe, die ihn schon seit seinem Erwachen beherrschte, wollte sich nicht niederzwingen lassen. Sie wuchs ins Riesenhafte, je näher er dem Grabe kam. Und was er hier erblickte, war keineswegs geeignet, ihm den Frieden seiner Seele zurück zu geben.

Der Doktor war aus der tiefen Ohnmacht, in der man ihn fand, nicht zu erwecken. Es blieb nichts anderes übrig, als eine Tragbahre zu fertigen und ihn so in das Dorf zu schaffen. Als man dort anlangte, war der schon vorher eiligst beorderte Arzt bereits zur Stelle. Sofort begann er sein Werk. Zwar gelang es endlich, Horst in das Leben zurückzurufen, aber die Besinnung wollte nicht wiederkehren, vielmehr raste er förmlich in Delirien. Verwundert bemerkten Arzt und Professor an seinem linken Arm eine breite, blutunterlaufene Stelle und in der festgeschlossenen rechten Faust ein menschliches Fersenbein, das nur mit Mühe zu entfernen war.

Schleunigst schaffte man den Unglücklichen in das nächste Krankenhaus. Wochenlang schwebte er hier zwischen Tod und Leben. Endlich siegte denn doch seine eiserne Natur. Aber noch eine monatelange Pflege und Obhut war nötig, ehe er sich als genesen betrachten konnte. Dann ging er nach Australien. Nach Jahren erst sah ihn der Professor wieder. Und dann erst erfuhr dieser die Begebnisse jener furchtbaren Nacht an dem Grabe.

Inhalt des Heftes 17: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** Gefühl der Schuld. Gedicht von Bernhard Schäfer. Eine Wanderung durch das Cetatal. Von Magda Trott. Die lichte Stunde. Gedicht von Hanna Wunderlich Das Fersenbein (Schluß). Von Alb. G. Krueger.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 22. Januar 1916. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 18

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

7. Fortsetzung.

„Danke, danke, Fräulein! Bemühen Sie sich doch nicht!"

„Aber ich bitte Sie! Nein, wie ist es staubig heute draußen! Aber schönes Wetter! Das merken wir hier! Da kommen nur wenige! Und das hat seine guten Seiten! Frau Dennert ist in der letzten Zeit doch recht mitgenommen! Sie verausgabt zu viel von ihrem ‚Fluidum'! . . . . Ich habe ihr schon immer geraten einmal auszuspannen, aber sie will nicht! Dann gehen nämlich diese komischen Berlinerinnen zu einer anderen Kartenlegerin! Sie glauben ja nicht, wie gewissenlose Menschen es gibt, ‚wahrsagen' wollen sie können, sogar aus Kaffeesatz! Die Betrügerinnen haben es nämlich aufs Geld abgesehen und sagen den Leuten was sie gern hören! Wie viele meinen Sie, sind uns schon davongelaufen? Und die Aller—allermeisten sind doch wiedergekommen und haben Frau Dennert ihr Leid geklagt! Ach Gott, die ist ja viel zu gut, deshalb ist sie nicht aus Berlin herauszubringen, helfen will sie den Menschen. Und was meinen Sie, wie oft sie es mit klingender Münze tut? Manchmal muß ich ein Machtwort sprechen!"

Immer noch bürstete die Empfangsdame an dem jungen Mädchen herum. Wenn das nicht half dem die Zunge zu lösen, dann hatte sie auch nicht die geringste Menschenkenntnis! Denn irgend etwas mußte passiert sein. Etwas Unvorhergesehenes! Denn gerade jetzt sollte die da ja mit dem „Schiffbrüchigen" im schwedischen Pavillon in Wannsee zusammensitzen.

Elise Schwarzhasel gab sich die erdenklichste Mühe ihre Aufregung zu verbergen.

„Da werde ich wohl nicht lange warten müssen! Ich hab' es nämlich gerade heute sehr eilig!"

Die Empfangsdame aber wollte wenigstens eine Andeutung hören, damit sie der Kartenlegerin sagen konnte, wie sie sich zu verhalten habe.

„Ich weiß doch nicht! Frau Dennert hat sich vorhin ins Bett gelegt! Die ‚Sitzungen' strengen so sehr an! Gleich werde ich nachsehen!" . . . .

Schon nach zwei Minuten kam sie zurück. Elise Schwarzhasel stand mit finsterem Gesicht mitten im Zimmer und starrte vor sich hin. Die Empfangsdame wußte nicht, was sie denken sollte, jedenfalls ließ sie das junge Mädchen nicht eher zur Kartenlegerin, als bis sie wenigstens einiges erfahren hatte. Denn manchmal ging es zu verrückt auf der Welt zu. Von einer Seite, von der man nicht den geringsten Unrat wittern konnte, war schon mehr wie einmal eine Dummheit oder Schlechtigkeit begangen worden und dann schlugen die aufgeregten Mädchen hier plötzlich Skandal. Nur kein Aufsehen erregen, das blieb die Hauptsache, die Polizei war in der letzten Zeit sehr neugierig geworden.

„Eine halbe Stunde werden Sie sich doch gedulden müssen, — wenn Sie nicht warten können, haben Sie vielleicht die Güte morgen wiederzukommen!"

Digitized by Google

„Ich werde warten", sagte Elise Schwarzhasel und setzte sich aufs Sofa.

Da zog sich die Empfangsdame einen Stuhl heran. Durch Kreuz- und Querfragen würde sie schon herausbekommen was sie wissen wollte. Aber sie irrte sich ganz gewaltig, das junge Mädchen schwieg sich aus, auch auf die harmlosesten Fragen. Mehr wie ein Ja oder Nein brachte sie nicht über die Lippen. Dafür wurde ihr Gesicht immer ernster. Das hatte seine Gründe. Die Redereien der Empfangsdame fielen ihr auf die Nerven. Die widerstrebendsten Empfindungen rissen sie hin und her. Sie ärgerte sich, daß sie hierher gefahren war. Wie sollte sie nun die Zeit bis zum Abend totschlagen? Denn vor neun Uhr ging sie keinesfalls nach Hause. Mit diesem Herrn Felgart hätte sie den Nachmittag zu einem Bummel benutzen können. Der hatte doch auch nichts zu versäumen. Ob er morgen nachmittag aber wieder draußen in Wannsee war, erschien ihr mit einem Male höchst zweifelhaft. Und wenn er kam, wie sah denn das aus, erschien sie, nach so kurzer Bekanntschaft, ganz allein auf der Bildfläche! Was sollte der denn denken? Sie hatte immer darauf gehalten, sich nichts zu vergeben! Auf manches Vergnügen hatte sie verzichten müssen, nur weil sie nicht zur rechten Zeit die Zähne auseinander gebracht hatte. Und dem Wildfremden war sie auf einmal so weit entgegen gekommen! .... Dummheit wars gewesen, gleich der Kartenlegerin die Wohnung einzulaufen. Die machte sich nun ihren Reim! In ihrem Übermut hatte sie ja neulich zur Frau Dennert gesagt, nicht eher würde sie wiederkommen, als bis sie den kennen gelernt, der vom Schicksal für sie bestimmt sei! .... Und nun war sie da, nach so kurzer Zeit. Und dieses Fräulein Wildschütz redete drauf los, als ob sie es bezahlt bekäme!

Da schrillte eine Klingel zweimal hintereinander! Sofort erhob sich die Empfangsdame, sagte: „Verzeihen Sie einen Augenblick" und huschte zur Tür hinaus. ....

Fragend sah die Kartenlegerin ihre Vertraute an. Die zuckte die Achseln.

„Nichts aus ihr herauszukriegen!"

„Diese Grete Schuster wird zu deutlich geworden sein, mir war deren Mithilfe von allem Anfang nicht recht", sagte Frau Dennert unwillig.

Die Empfangsdame schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, die hat sicher nichts verraten! Das ist eine ganz Schlaue! Und energisch ist sie auch! Ich glaube, der Herr, Felgart heißt er wohl, wird die ganze Geschichte so dumm wie möglich angefangen haben! Und da ist der Goldvogel schleunigst hierher geflogen. Was besagt das denn? Nichts weiter, als daß ihr Bedenken gekommen sind. Sie werden die schon zerstreuen können!"

Der Kartenlegerin entschlüpfte ein tiefer Seufzer. Wenn sie auch die Allerletzte war, die an ihr „Fluidum" glaubte, so wurde sie doch das Gefühl nicht los, daß das gute Geschäft doch noch in die Brüche gehen könnte.

„Also ich lasse bitten! Ich werde ihr schon gründlich auf den Zahn fühlen!" ....

Als Elise Schwarzhasel eintrat, erhob sich die Kartenlegerin mit sehr ernstem Gesicht und bat mit einer stummen Handbewegung ihr gegenüber an den Mahagonitisch Platz zu nehmen. Das junge Mädchen fiel aus allen Wolken, sonst war Frau Dennert doch immer furchtbar liebenswürdig ihr gegenüber gewesen. Und ehe sie noch auf dem Stuhl saß, fuhr die Kartenlegerin fort:

„Ich wundere mich, daß Sie heute schon kommen!"

Auf Elise Schwarzhasel war in den letzten Stunden zu viel eingestürmt. Sie glaubte sich entschuldigen zu müssen.

„Ich habe vor einer reichlichen Stunde auch noch nicht gedacht, daß ich so bald Ihnen gegenüber sitzen würde!"

Die gerissene Frau freute sich, daß sich ihre Taktik wieder einmal bewährt hatte. Wenn man die Finger in ein Spiel gesteckt hatte und nicht wußte, wie im Augenblick der Hase lief, kam man mit „Zurückhaltung" für den Anfang stets am weitesten. Sie fing nun an klar zu sehen, da wurde sie ein klein wenig freundlicher.

„Das läßt darauf schließen, daß Sie vor ganz kurzem ein Erlebnis gehabt haben, daß Sie tief bewegt hat! O bitte, liebes Fräulein, ich erwarte keine Antwort! Will sie auch gar nicht haben! Da wird nur das ‚Fluidum' ge-

Digitized by Google

stört! Denn gewiß wollen Sie sich die Karten legen lassen?"

„Ja, Frau Dennert, das möchte ich wohl, bitte", sagte Elise Schwarzhasel recht kleinlaut.

Da war also keinerlei Gefahr im Anzuge. Im Gegenteil, das junge Mädchen wurde mürbe. Nun durfte die Kartenlegerin wieder ein freundliches, teilnehmendes Gesicht aufsetzen. Denn ein bißchen deutlicher wollte sie doch sehen, bevor das „Fluidum" in Aktion trat.

„Na, das wird sich ja nun herausstellen!" Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich habe zwar heute keinen guten Tag, rasende Kopfschmerzen! Aber Sie wollte ich doch nicht wieder fortschicken!"

Jetzt machte Elise Schwarzhasel ein finsteres Gesicht.

„Ich wäre auch gar nicht wieder gegangen! Und wenn Ihnen der Tisch hier ans Bett hätte getragen werden müssen!"

Mehr zu wissen für die Kartenlegerin war nicht nötig. Das Stelldichein hatte stattgefunden, war jäh abgebrochen worden, weil dieses unerwartete Zusammentreffen einen so tiefen Eindruck auf das junge Mädchen gemacht hatte, daß es erst einmal hören wollte, was die Karten dazu sagten.

Frau Dennert lächelte, sah dabei Elise Schwarzhasel erstaunt an, und sagte:

„Ja, da werden wir wohl die Karten befragen müssen, liebes Fräulein! Denn trotz meines leidenden Zustandes Sie auf die Folter zu spannen, das bringe ich einfach nicht fertig!"

Sie hatte schon zu den Karten gegriffen und mischte sie. Es dauerte lange. Ein paar ganz leise Seufzer kamen von ihren Lippen. Dann hob das junge Mädchen mit der linken Hand, dreimal nach dem Herzen zu, ab; Frau Dennert legte die vier Reihen zu je acht Blatt. Und dann stützte sie den Kopf in die Hand und sah auf die Karten, zwei Minuten lang. Matt sank dann die Hand auf die Tischplatte.

„Sie werden mir es einfach nicht glauben, was ich Ihnen zu sagen habe!"

„Das wollen wir abwarten, Frau Dennert!"

„Sie haben heute nachmittag einen Herrn kennen gelernt und sind dann sofort zu mir gekommen!"

„Allerdings!"

„Bitte, ach bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich bin heute wirklich recht leidend! Und was ich Ihnen bis jetzt sagte, — Sie sollen sehen wie ehrlich ich bin und Vertrauen zu mir fassen, — das war ungefähr zu erraten, ohne daß die Karten befragt werden mußten! Er ist wirklich ein bedauernswerter Mensch! Beamter ist er gewesen, wahrscheinlich Offizier! Und ein guter und kluger Mensch ist er auch! Ja, sogar Kluge können Schiffbruch leiden! . . . . Er ist in seinem Berufe nicht glücklich gewesen! . . . Da haben wir's wieder! Die Kreuzzehn neben der Herzacht! Er liebt das Landleben! Sein Fluch ist es, daß er mittellos ist! Und seine Eltern leben weit von Berlin! An einem großen Fluß! Der Vater scheint auch Beamter zu sein! Aber nicht Offizier! Sogar ein sehr hoher! Der hat nie Verständnis für seinen Sohn gehabt! Nie! Hat ihn hineingestoßen in einen ungeliebten Beruf! Und überläßt ihn jetzt achselzuckend seinem Schicksal! . . . . Und der —, aber nein! . . . . Ja, stimmt denn das bis jetzt, liebes Fräulein?"

Ganz weinerlich war die Stimme der Kartenlegerin geworden, die spitzen Finger klammerten sich an die Tischkante, als befürchtete sie, jeden Augenblick vom Stuhle zu fallen. Das junge Mädchen fing an zu zittern. Ein letztes Wehren war es gegen den Zweifel, der sie hin und her schüttelte. Aber nein, das war ja gar nicht denkbar, daß die Kartenlegerin von diesem Zusammentreffen wußte. Wenigstens so rasch, das war ganz ausgeschlossen. Außerdem war dieser Herr Felgart zu solcher Schandtat ganz unfähig. Mit einem Bedauernswerten hatte sie es ja zu tun und nicht mit einem Hallunken! Und nun ganz klar gesehen, kein Verstecken mehr gespielt!

„Ja, es stimmt alles, Frau Dennert!"

Daß die sich gar nicht wunderte? Daß die nur ernst mit dem Kopf nickte!

„Dann wollen wir weiter sehen, liebes Fräulein! Also" wieder begann sie leise zu zählen, diesmal immer bis sieben, dazu tippte sie auf die Karten „er hat einen tiefen Eindruck von Ihnen mit sich genommen! Seine

Digitized by Google

Gedanken sind jetzt bei Ihnen! Er hat eine einzige Befürchtung: daß Sie ihn nicht wiedersehen wollen, weil er doch nichts ist und nichts hat!"

„Das soll mich nicht stören!"

Die Kartenlegerin tat, als habe sie die Worte nicht gehört, obgleich sie innerlich über die jubelte. Nein, wie schrecklich dumm waren doch die Menschen! Nach einem tiefem Atemzuge fuhr sie fort:

„Nun käm ich aber zu Ihnen, liebes Fräulein! Und da liegen die Dinge nicht so einfach! Vorläufig empfinden Sie Mitleid mit dem Armen, aber nicht Liebe! Sie sind auch im Zweifel, ob Sie den — Schiffbrüchigen wieder sehen wollen! Nicht wahr?"

Da wurde Elise Schwarzhasel doch stutzig.

„Fahren Sie nur, bitte, fort, Frau Dennert!"

Also immer noch nicht ganz eingewickelt war das junge Mädchen. Da mußte stärkeres Geschütz aufgefahren werden.

„Es würde mir leid tun, Ihre Zweifel ließen sich nicht beheben! Hier — die letzte Karte in der dritten Reihe, — die gefällt mir aber auch gar nicht! Noch sehe ich da nicht klar! Aber sie kann — kann liebes Fräulein — der — Tod sein!"

„Um Gottes willen!"

„Nun, nun, ich weiß es nicht! Beruhigen Sie sich! In der letzten Reihe liegen dafür sechs gute, neben zwei schlechten Karten!"

Den Kopf in beide Hände gestützt, saß jetzt die Kartenlegerin da und wartete ruhig die Wirkung ihrer Worte ab. Sie brauchte sich nicht lange zu gedulden. Elise Schwarzhasel stieß die Worte hervor:

„Und was haben die schlechten Karten zu bedeuten?"

Die Schultern hob die Kartenlegerin hoch.

„Ja, wenn ich das wüßte? Erst muß ich klar sehen, über die letzte Karte in der dritten Reihe! Das kann ich heute nicht! Es ist ganz ausgeschlossen! Da", sie zeigte auf die Karte, die Kreuzacht war es, „muß erst die Entscheidung gefallen sein!"

Elise Schwarzhasel brauchte einige Zeit um Ordnung in ihrem schmerzenden Kopf zu bekommen. Ach so, um den Tod handelte es sich, um den Tod! Da krampften auch ihre Hände sich um die Tischkante, sie richtete sich straff auf.

„Darüber, denke ich, werde ich sehr bald Klarheit schaffen können!"

Die Kartenlegerin tat, als wären ihre Gedanken sonst wo, sie seufzte, sagte nebenbei ganz ohne Teilnahme:

„Ja, das würde wohl gut sein!"

Elise Schwarzhasel erhob sich. Sie wußte genug. Nun galt es zu handeln! Ein Zehnmarkstück legte sie auf den Tisch.

„Adieu, Frau Dennert! Und in den nächsten Tage komme ich einmal wieder mit vor!"

Mit müdem Lächeln reichte ihr die Kartenlegerin die Hand.

„Adieu! Und vielleicht lag es heute auch an mir! Ich fühle mich gar zu elend! Nun, was ich Ihnen sagen durfte, ganz wertlos war es für Sie sicher nicht!" . . . .

Kaum war das junge Mädchen gegangen, betrat die Empfangsdame das Zimmer. Die Kartenlegerin war absolut nicht mehr „leidend", sie lachte höhnisch.

„Es klappt ja alles wundervoll! Nun sorgen Sie mir aber dafür, daß dieses Fräulein Schuster keine dummen Streiche begeht! Sie soll tun, als ob sie auf das ‚Glück', das ihrer Freundin blüht, eifersüchtig wäre und sich mit ihr zanken! Denn wie sich die Dinge nun weiter entwickeln, erfahren wir besser von Frau von Karrein!"

„Ich werde gleich versuchen mich mit Fräulein Schuster in Verbindung zu setzen, — persönlich!"

„Tun Sie das! Und reden Sie recht eindringlich! Denn, wenn so ein junges Mädchen einmal glaubt ‚Vorsehung' spielen zu können, macht es sicher eine Dummheit! Vor allem, es kann die tausend Taler nicht schnell genug in die Tasche bekommen! . . . Und ich werde mich heute Abend mit Frau von Karrein telephonisch in Verbindung setzen, wenn sie mich bis dahin nicht anklingelt!" . . . .

Elise Schwarzhasel fuhr sofort nach Hause. Jetzt galt es zu kämpfen! Wenn auch vorsichtig für den Anfang, so doch mit dem nötigen Nachdruck. Damit der Klaus Wenderoth nicht mehr ins Haus kam. . . .

Die Vorwürfe der Mutter hörte sie gar nicht erst an. Den Hut warf sie auf den Tisch.

Digitized by Google

„Ich mag von ihm nichts wissen! Soll ich denn noch deutlicher werden?"

Ihr Vater war zufällig anwesend, der behäbige Großschlächter nahm das energische Wehren seiner Tochter auf die leichte Achsel.

„Mutterchen, laß sie man! Wenn sie ihn nich will, denn läßt sie et eben bleiben! Ick bin nich for'n Druck in Herzensanjelegenheiten! Dann hat man die Barmerei, jeht die Sache schief! Un en Mummeljreis bin ick doch ooch jrade noch nich! Det Jeschäft jeht ja janz jut. Dotarbeeten for dat eene Mäjen hat doch keenen Zweck. . . . . Nee, nee, Mutterchen, ick mach' doch dir keene Vorwürfe! Wo werd' ick so wat tun? Ick meene man nur, Harmonie sollte in die Familje sind, — Harmonie!" Den dicken Zeigefinger, der einen mächtigen Siegelring mit blutrotem Steine trug, hob er bei diesem Worte hoch. „Liseken," er faßte sein Mädel unterm Kinn, „nu aber keene Fatzkereien! Wir leben doch janz jemütlich!" Er sah seine Frau an und reckte dabei seinen dicken Bauch heraus. „Es könnte ja noch jemütlicher sind, dat jebe ick jern zu! Aberst ick bin zufrieden! Mutterchen, nu sei du doch ooch nicht so!"

Wenn ihr Mann ihr „von die jemütlichen Seite" kam, war sie immer schnell entwaffnet, denn sie hatte ihren Anton, trotz seiner Seitensprünge, rechtschaffen lieb. Dann langte es nur zu einem schwachen Seufzer.

Elise aber war ein Schlauberger. Sie wollte es weder mit dem Vater noch mit der Mutter verderben. Sie setzte sich völlig ausgesöhnt zu ihnen, erzählte, wie schön es draußen sei, tüchtig spazieren gehen wolle sie in der nächsten Zeit.

„Überhaupt das Landleben! Herrlich muß es sein!"

„Ja doch," sagte der Vater, „wenn man nämlich nich jerade als Hütejunge off die Welt kommt! Als Jroßagrarier läßt man sich's jefallen!"

Bei den Worten streckte er Mutterchen so treuherzig die rechte Pranke über den Tisch, daß der allerletzte Zorn über „ihren Ollen" verrauchte.

Der aber brannte sich eine Zigarre an und sah seine Einzigste von Zeit zu Zeit aus den Augenwinkeln an. Er kannte sich doch hinreichend in dem kleinen Mädchen aus! Und wenn die Berlinerinnen anfingen von der Natur zu schwärmen, dann hatte das ganz gewiß seine Gründe. Da wollte also sein Liseken den Kopf frei haben! Deshalb der wuchtige Zorn auf Klaus Wenderoth! Na, er war neugierig, wen das Mädel anbrachte. Wegschmeißen tat es sich schon nicht. Da hatte er gar keine Angst! Aber Mutterchen auf die kommenden Ereignisse hinzuweisen, hütete er sich wohlweislich. Dann wurde er zum Polizisten bestellt und dazu fühlte er nicht den geringsten Tatendrang.

* * *

Frau von Karrein ließ sich von Felgart sehr ausführlich berichten. Sie machte sich ihren Reim. Natürlich war der „Goldvogel" gleich zur Kartenlegerin gefahren, eine telephonische Anfrage, nachdem sich der „Freier" entfernt hatte, bestätigte die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerung. Da machte sich ja alles wunderschön! Aber einen gewaltigen Haken hatte die Sache immer noch. Ihr „Geschäft" hatte es mit sich gebracht, daß sie sehr hellhörig geworden war. Aus Felgarts Worten klang ein Widerstreben heraus, diese Angelegenheit so weiter zu führen, wie sie es eingefädelt hatte. Und da konnte leicht die ganze Geschichte ins Wasser fallen. Nun, morgen war ja auch noch ein Tag! Nur nicht gleich den „Schiffbrüchigen" bearbeiten, nachdem der Rettungsring eben erst in Sicht gekommen war. Mochte er erst die Ereignisse des heutigen Tages überschlafen! . . . .

Sie hatte sich auch nicht geirrt. Felgart ging in seinem Mansardenstübchen nachdenklich auf und ab. Ihm widerstrebte das falsche Spiel. Er dachte nach, auf welche Weise diese Frau ihre Hände in dem Spiele hatte, aber das war nicht herauszubekommen. Und auf eine ehrliche Frage erhielt er keinen vernünftigen Bescheid. Da gab es nur einen Weg zum Ziele zu kommen, dem jungen Mädchen, — falls es morgen Nachmittag wirklich zum Stelldichein erschien — vorsichtig selbst einmal auf den Zahn zu fühlen. Ein so gerissener Kerl wie er brachte das schon fertig! . . . Da stieg ihm wieder einmal der Ekel die Kehle hoch. Wie tief war er gesunken! In so kurzer

Digitized by Google

Zeit! Vor zwei Monaten war er noch Offizier gewesen, zur Kriegsakademie kommandiert und heute versuchte er als Schiffbrüchiger — jawohl so hatte das junge Mädchen gesagt — schlapp und feig nach irgend einem Treibholz zu greifen, das ihn an Land tragen sollte. Ach wie erbärmlich war das! Das Wasser schoß ihm in die Augen. Ach was! Erst einmal wenigstens eine Hoffnung haben! Das man wieder arbeiten konnte, dieses untätige Leben zermürbte ja vollständig! . . .

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, wurde Frau von Karrein deutlich.

„Wenn Sie heute mit dem jungen Mädchen zusammentreffen, dann fragen Sie nicht zu viel! In ihrer Lage muß man allmählich auf sein Ziel losgehen!"

Aber Felgart war auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau von Karrein mußte deutlicher werden.

„Wenn sie nun nicht kommt? Die Vermutung liegt doch ziemlich nahe!"

„Sie kommt! Verlassen Sie sich drauf!"

„Ja, gnädige Frau, woher wissen Sie denn das? Offengestanden, mir fängt diese ganze Geschichte an unheimlich zu werden!"

Frau von Karrein machte ein ernstes Gesicht, zerkrümelte nervös ein Brötchen. Es war ihr schon ein paar mal passiert, daß sich ein Geschäft zerschlagen hatte, weil die „Freier" ihre Bedenken nicht zum alten Eisen hatten werfen können. Da mußte sie also deutlich werden.

„Herr Felgart, jetzt ist es nicht mehr angebracht um die Sache herum zu reden! Wir wollen es kurz machen, es wird Ihnen wehe tun, aber warum fragen Sie so? Was sind Sie denn? Nichts! Was können Sie denn! Erst recht nichts! Auf den Soldat sind Sie eingefuchst gewesen, das nützt Ihnen jetzt gar nichts mehr! Es bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als den Schlußstrich ziehen. Sie sind aus Ihrer Kaste herausgefallen! Haben weiter nichts, als einen großen Packen Schulden. Den müssen Sie erst einmal völlig loswerden. Dazu gebrauchen Sie Geld! Für Sie liegt es wahrhaftig nicht auf der Straße, wenn Sie nicht einige Zeit beide Augen zudrücken. Sind Sie dann über den Berg und kommen gut mit Ihrer Frau aus, und ich glaube, das wäre durchaus keine Unmöglichkeit, so können Sie sich, irgendwo draußen auf dem Lande, eine ganze hübsche, gesellschaftliche Stellung zurückerobern, wenn Ihnen dann daran liegt. Überdenken Sie es in Ruhe, müssen Sie zu der Überzeugung kommen, daß ich sehr Beträchtliches geleistet habe, indem ich Sie mit der jungen Dame, die auch noch von anderer Seite bearbeitet wird, — das braucht Sie nicht zu kümmern — auf Umwegen bekannt gemacht habe! Denn sie ist wirklich sehr reich und noch dazu das einzige Kind!"

Aber Felgart ließ nicht locker.

„Das ist's ja eben! Wer ist denn die Seite, die die junge Dame ‚bearbeitet'? Betrügen will ich sie doch nicht!"

Frau von Karrein setzte ihr hochmütiges Gesicht auf. Sah ihn an, ihr Blick war nicht mißzuverstehen.

„Von ‚Betrügen' wollen wir beide uns lieber nicht unterhalten. Herr Felgart! Ich kann Ihnen nur dringend raten, sehr, sehr vorsichtig zu sein! Sie werden sich heute wiedersehen. Daß es ein paar schwarze Punkte in Ihrem Leben gibt, sagt sich dieses Großstadtkind selbst! Also wozu über Dinge reden, deren Erörterung doch recht zwecklos ist? Und kommen Sie heute einen beträchtlichen Schritt vorwärts, ich erfahre das nicht nur von Ihnen, so werden Sie von hier fortziehen, in eine Pension, für die Kosten komme ich natürlich einstweilen auf!"

Dieses Zwiegespräch wurde wirklich recht unerquicklich. Und der Tag war schön. Felgart nahm sich vor, den weiten Weg bis Wannsee zu Fuß zurückzulegen. Da konnte er in Ruhe nachdenken. Aber dieser Kupplerin mußte er, schweren Herzens, ein paar gute Worte jetzt geben, um sie nicht zu verprellen.

„Sie haben ja ganz recht, gnädige Frau! Ich stecke wahrhaftig in keiner beneidenswerten Haut! Und man möchte sich doch **gern** wieder hochrappeln! Und das möglichst **anständig**! Ich werde vorsichtig sein! Und **wenn** sich Ihre Wünsche, die wirklich auch die **meinen** sind, erfüllen sollten, dann würde ich **beweisen**, wie dankbar ich meiner Frau für **die** Rettung vor dem Untergange wäre!"

Digitized by Google

Herzlich streckte ihm Frau von Karrein die Hand über den Frühstückstisch. Nun ihn völlig eingewickelt.

„Ich hab's gewußt! Es steckt ein guter Kern in Ihnen! Trotz allem! Und wenn Ihnen wieder Zweifel kommen, dann denken Sie nach, was Sie sind und was Sie werden können! Und, daß es in Ihrer Hand liegt, ein junges Mädchen, als Ihre Frau, glücklich zu machen!"

* * *

Elise Schwarzhasel war weder am Abend noch am nächsten Vormittag zu Grete Schuster gegangen. Und die hatte sich auch nicht blicken lassen. Aber in einer ganz übermütigen Stimmung war sie. Durch einen Rohrpostbrief ohne Unterschrift hatte die Empfangsdame sie aufgefordert, sich mit ihr in einem kleinen Café um neun zu treffen. Natürlich war sie hingegangen und hatte die Neuigkeit erfahren. Nein, wie schrecklich dumm war doch ihre Freundin Elise! Gleich zur Kartenlegerin zu fahren! Aber nach und nach kam sie unter vielen Seufzern zu einer milderen Auffassung. Mein Gott, wenn man zu einer Heirat gedrängt werden sollte, mit diesem groben Klaus Wenderoth, dann griff man doch lieber schleunigst wo anders zu. Wenn sie über den großen Geldbeutel ihrer Freundin verfügte, würde sie sich auch nicht lange besinnen. Ein Mädel mit ihren paar Kröten war schon aufgeschmissen! Aber wenn diese Sache gefingert war, dann wollte sie mit der Kartenlegerin deutsch reden: „Ich kann Ihnen manche zuführen, Frau Dennert, aber vor allen Dingen versorgen Sie mir erst einmal einen reellen Mann. Wie Sie dem mit den Karten den Kopf verdrehen, ist Ihre Sache!" . . . . Und was war die Empfangsdame für ein Hallunke! Die hatte es mit der Angst zu tun bekommen. Himmelhoch beschworen hatte sie sie, der Freundin gegenüber dumm zu tun, selbst wenn die ihr das Herz ausschüttete! Das war doch selbstverständlich! Aber noch mehr hatte durch ihre Worte geklungen. Die Furcht, daß sie später den Mund nicht halten würde. Aber da hatte sie sich von der geschäftsgewandten Seite gezeigt, die Empfangsdame einfach ausgelacht und gesagt: „Wenn ich die tausend Taler habe, wäre ich doch ein Esel, ich täte den Mund auf, ich flög' doch mit rein! Im Gegenteil! Recht viele Geschäfte will ich mit der Kartenlegerin machen, falls dieses klappt! Versucht man mich aber an die Wand zu drücken, können Sie etwas erleben!" . . . . . Da war die Empfangsdame sichtlich ruhiger geworden und hatte ihr noch allerlei „Verhaltungsmaßregeln" gegeben.

* * *

Vor dem Schwedischen Pavillon ging Felgart, die Hände auf dem Rücken, auf und ab. Zehn Minuten waren schon über die Zeit, und noch immer ließ sich das junge Mädchen nicht blicken. Da fing er an unruhig zu werden. Er hatte sich einen „Kriegsplan" auf seiner langen Wanderung bis hierher zurecht gelegt. Und war zu dem felsenfesten Entschluß gekommen: Bevor ich vor ihre Eltern trete, muß sie vollkommen klar sehen. Sonst greife ich lieber zur Pistole! . . . . Aber heute galt es erst ein paar Schritte weiter zu kommen. Und durch vorsichtiges Fragenstellen erfuhr er vielleicht, wer die dritte oder gar die vierte und fünfte Person war, die ihre Hand mit in diesem Spiele hatten, das frevelhaft auf alle Fälle blieb.

Da kam sie wahrhaftig! Schon ganz nahe heran war sie. Den Kopf gesenkt, war er nachdenklich dahingeschritten und hatte die Straße nicht beachtet.

Sie lachte, es klang nervös. Rief ihm zu.

„Da bin ich! Und Sie sehen mich nicht eher auf offener Landstraße, bis ich auf fünfzehn Schritt heran bin!"

Verlegen zog er den Hut. Stammelte:

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! Und vor allen Dingen guten Tag und recht herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind. Ich habe es nämlich nicht glauben wollen!"

„Oh, Sie ungläubiger Mathias!"

Da spielte ein müdes Lächeln um seinen Mund. Elise Schwarzhasel griff das ans Herz. Ganz leicht waren ihr die letzten hundert Schritte nicht geworden. Es war wirklich das erste Stelldichein, das sie einem Herrn gab. Und was ihr alles die Kartenlegerin gesagt, das fraß sich immer tiefer in sie ein. Ihr Schicksal stand da, als armer Kerl. Mitleid

Digitized by Google

drohte ihr fast die Brust zu sprengen, weil er sich sichtlich unsicher fühlte und nach Worten suchte. Das war keine Theaterspielerei. Sein Gesicht zuckte. Am liebsten hätte er ihr die Wahrheit ins Gesicht geschrien. Aber das durfte er nicht, — noch nicht! Es war infam, das vertrauende Mädchen erst sicher zu machen. Aber was sollte er in seiner Lage anderes tun? Es mußte sein! Die Stunde kam ja bald, in der er ihr ehrlich all die Schandtaten bekannte, die sich um sie und um ihn herumschlangen. Da hatte er sich wieder in der Gewalt. Er mußte das junge Mädchen durch vorsichtiges Fragen zu Äußerungen zwingen, die das geheimnisvolle Dunkel lichteten. Also nun drauflosgeredet fürs erste, sich nicht dumm angestellt.

„Warum ich so nachdenklich auf und ab ging? Ich habe wirklich geglaubt, Sie würden nicht mehr kommen! Und, daß ich's nur offen sage, es wäre mir sehr, sehr nahe gegangen!"

Da stand sie nun da mit gesenktem Kopfe, stocherte verlegen mit dem Schirm an einen Stein herum und brachte kein Wort über die Lippen. Ihre Schwachheit rührte ihn. War seine Lage daran schuld, ihre Hilflosigkeit, — die Mädels am Rhein und in Berlin sind doch sonst nicht auf den Mund gefallen, — oder fing wirklich ein tieferes Gefühl an in seinem Herzen aufzusprießen, im Augenblick konnte er sich nicht Rechenschaft darüber geben, er fuhr mit einem herzlichen Unterton fort:

„Wir können unmöglich so hier auf der Landstraße stehen bleiben! Wollen wir uns irgendwo hinsetzen oder spazieren gehen?"

Sie hob den Kopf, sah ihn an mit feuchten Augen. Diese Augen sprachen, während ihre Lippen zuckten: „Sag' du nur, wie dir's recht ist, mir ist's einerlei! Ich bin ja froh, daß ich hier neben dir stehen darf!" Da trat auch in seine Augen ein weicher Glanz, stockend kamen ihm die Worte über die Lippen:

„Wir — wir können ja erst ein wenig gehen! . . . . Zu versäumen haben wir ja nichts! . . . . We — wenigstens ich nicht!"

„Oh, ich auch nicht!"

Erleichtert atmete er auf. Gott sei Dank, daß sie wieder anfing zu reden. Wenn sie noch länger in ihrer Hilflosigkeit so vor ihm stehen geblieben wäre, dann hätten sich doch vielleicht Worte aus seinem Herzen frei gemacht, die sie fortgetrieben hätten von ihm. Er durfte ihr ja jetzt gar nicht zu viel sagen, sie hätte es einfach nicht ertragen.

Da ging er stumm neben ihr, bis zu dem Waldweg, den sie gestern betreten hatten. An dem blieb er stehen, sah sie, die stumme Bitte in den Augen, an, sie senkte den Kopf und bog in den Waldweg ein.

Noch ein paar Minuten schwieg er, dann fragte er ehrlich:

„Warum sind Sie eigentlich gestern so plötzlich nach Hause gefahren? Ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht, ob ich Ihnen, unwissentlich, durch irgendein Wort weh getan habe, aber ich habe keines entdecken können!"

„Sie haben mir nicht weh getan, Herr Felgart!"

„Ja, warum dann Ihre plötzliche Flucht? Bitte, haben Sie doch Vertrauen zu mir!"

„Ich — ich kann Ihnen das nicht sagen, Herr Felgart! Wenigstens heute noch nicht!"

Aus ihren Worten sprach ja die blanke Angst! Die Angst ihn zu verlieren? . . . Was für ein Spiel mußte man mit diesem Mädchen getrieben haben. Nur jetzt nicht locker lassen! Wenn dann auch alles zusammenbrach.

„Und wenn ich Sie nun aus tiefstem Herzensgrund bitte?"

Glutübergossen blieb das junge Mädchen stehen, zwei Tränen rollten über ihre Wangen. Da griff er nach ihrer Hand. Sie entzog sie ihm nicht. Die Worte überstürzten sich. Jetzt war ihm alles einerlei. Mochte in Scherben gehen was da wollte. Die Mittel wollte er wissen, mit denen man dieses taufrische Mädchen betört hatte.

„Ich glaube, man spielt mit uns ein frivoles Spiel! Hören Sie! Ich muß es wissen! Um den letzten Rest von Selbstachtung nicht zu verlieren! Ich schwöre Ihnen, ich kenne weder Ihren Namen, noch weiß ich, wo Sie wohnen, aber etwas weiß ich doch: daß Sie vermögend und das einzige Kind Ihrer Eltern sein sollen!"

Da war's heraus! Nun gab es kein Zurück mehr. Das war ihm recht. Und wenn sie jetzt von ihm ging, zwang er sie hier neben

Digitized by Google

ihm zu bleiben und Rede und Antwort zu stehen, — zu ihrem besten.

Elise Schwarzhasel war so verwirrt, daß sie erst gar nicht den Sinn seiner Worte verstand. Bis ihr allmählich die Erkenntnis aufdämmerte, daß wirklich Dritte ihre Hand im Spiele hatten, denn woher sollte er wissen, daß sie das einzige Kind ihrer Eltern war?

„Wer — wer hat Ihnen denn das gesagt?"

Da war die Frage vor der er sich gefürchtet hatte, die er aber jetzt unmöglich beantworten konnte.

„Das erzähle ich Ihnen später! Ganz gewissenhaft! Ohne alle Beschönigungen! Ich verspreche es Ihnen hoch und heilig! Bitte, legen Sie es nicht als Mißtrauen meinerseits aus! Ich bin ein Mann, vielleicht mit allerlei guten Vorsätzen, gerade, weil ich bittere Erfahrungen hinter mir habe! Mit Ihnen aber treibt man wirklich ein frivoles Spiel!"

An einer Kiefer lehnte sich Elise Schwarzhasel. Ihre Knie zitterten. Sie fing an zu ahnen, wie die Dinge zusammenhingen. Aber sagen konnte sie es ihm unmöglich.

Und er stand vor ihr mit starrem Gesicht. Ein energischer Zug lag um seinen Mund, dabei pfiff ihm der Atem durch die Kehle.

„Bitte, liebes Fräulein, so reden Sie doch! Haben Sie Vertrauen zu mir! Ich bin kein Schuft, wenn man mich auch zu einem machen wollte!"

Ihr stürzten die Tränen unaufhaltsam aus den Augen. Kein Wort brachte sie über die Lippen. Da faßte er sie bei beiden Händen, trat ganz dicht an sie heran, eindringlich wurde seine Stimme.

„Sehen Sie, wenn ich der Schuft wäre, dann riß ich Sie jetzt in meine Arme. Küßte Ihnen den letzten Widerstand von den Lippen und beichtete dann! Und Sie würden glauben, was ich Ihnen sagte, würde ich's auch noch so zu meinen Gunsten färben! . . . . . Haben Sie keine Angst vor mir, aber Vertrauen, — Vertrauen!"

„Ich — ich! . . . . Grete Schuster!" . . .

Weiter kam sie nicht, ein Wimmern verschlang die Worte.

Felgart war jetzt die verkörperte Ruhe. Die Disziplin des Offiziers brach durch.

„Ich kenne eine Grete Schuster nicht, wer ist das?"

„Meine — meine Freundin!"

„Und was soll die mit Ihnen und mir zu tun haben?"

„Die ha — hat mich mit zu einer — nein, ich sag's nicht!"

Der junge Mädchenleib bäumte sich auf, sie wandte den Kopf zur Seite.

Felgart knirschte mit den Zähnen, legte beide Hände auf die zuckenden Schultern des Mädchens, und wenn er es jetzt auf die Knie drücken mußte, ihm war's einerlei. Die Wahrheit wollte er wissen, die Wahrheit!

„Hören Sie! Hören Sie gut zu!" Sein Atem flog. „Mit halben Worten ist jetzt nichts getan. Ich will nicht zum Schuft, und Sie sollen nicht unglücklich werden. Also was hat diese Grete Schuster getan?"

Noch ein kurzes Zögern, dann war der letzte Widerstand gebrochen.

„Zur Kar—Kartenlegerin hat sie mich mitgenommen!"

Felgart hatte sich in der Großstadt tüchtig umgesehen. Und manches kleine Mädchen hatte ihm allerlei erzählt. Er begriff auf der Stelle. Also Frau von Karrein ließ sich ihre Opfer durch eine Kartenlegerin mürbe machen. Schrill lachte er auf, entsetzt sah ihn Elise Schwarzhasel an. Da kam die kühle Ruhe über ihn, die seine Lehrer auf Kriegsakademie so sehr an ihm bewundert hatten. Bei den schwierigsten taktischen und strategischen Aufgaben hatte er immer einen Ausweg gefunden, zielbewußt das einzige richtige getan. Das ließ sich nicht lernen, dazu gehörte der richtige Blick und ein scharfdenkender Geist.

„Ach so! Mehr brauchen Sie gar nicht zu sagen! Jetzt sehe ich ganz klar. Und nun komme ich an die Reihe! Das wird sehr schlimm klingen! Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, wirklich nicht! Und was Sie dann beschließen, werde ich zu ertragen wissen! Muß ich! Und vielleicht ziehen Sie dann Rückschlüsse! Wenn Sie sich auch unmöglich ganz in meine Lage versetzen können, eines werden Sie doch begreifen, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine!"

Und er erzählte. Beschönigte gar nichts. Sprach so aus dem Herzen heraus, daß in der

Digitized by Google

jungen Mädchenbrust die Saiten mitschwangen.

„Ja, und was nun? Ich liege jetzt auf der Straße, aber darauf kommt es nicht an. Bedauern lassen will ich mich nicht!"

Noch immer lehnte das junge Mädchen an dem Kiefernstamm, aber hellhörig war es geworden. In den Berliner Zeitungen las man ja so viel, sie wunderte sich nicht über all die Tatsachen, nur das dieser Mann so ehrlich zu ihr sprach, das wunderte sie. Sie sah es ja wie sein Gesicht zuckte, wenn er besonders schlechtes aussprach, sie hörte es ja, wie er sich mühte ehrlich zu sein, und als er geendet, griff sie zum Taschentuch und wischte sich mit zitternder Hand die Tränen aus den Augenwinkeln, von der Wange. . . . . Und dann lächelte sie ihn an mit zuckenden Lippen. Mit finsterem Gesicht stand er vor ihr, beide Hände um den Griff des Stockes gekrampft, die Zähne zusammengebissen. . . . Sie wollte ihm ein gutes Wort sagen und brachte doch keines über die Lippen. Dafür sprachen aber ihre Augen: Du armer, du lieber Mann!

Felgart fühlte, wenn er sie jetzt in die Arme riß, dann kämpfte sie an seiner Seite. Die Versuchung war groß, er bändigte sie.

„So sieht der Frevler aus," stieß er hervor, als das Schweigen drückend wurde.

Da schüttelte sie nur stumm verneinend den Kopf.

„Darf ich Sie nun wieder zur Landstraße begleiten?"

Sie fühlte es, wie schwer ihm die Frage wurde.

„Herr Felgart! . . . . Das ist ja alles schrecklich! . . . . Aber jetzt bleibe ich noch bei Ihnen!"

Da war sie wieder, die Versuchung! Und wieder bändigte er sie. Aber der Atem ging ihm schwer.

„Sie werden vielleicht — noch Fragen an mich haben! . . . Ehrlich werden sie beantwortet werden!"

Nun hatte sich Else Schwarzhasel wieder vollkommen in der Gewalt.

„Was gibt es denn da noch viel zu fragen? Ich weiß doch jetzt Bescheid!"

„Und müssen sich meine Worte in Ruhe durch den Kopf gehen lassen!"

Da reckte sich das junge Mädchen auf.

„Sie waren ehrlich, da muß ich's doch auch sein! Was soll denn aus Ihnen werden, wenn ich Sie jetzt verlasse?"

Ein stummes Achselzucken war seine Antwort.

„Das kann doch ein Mensch, der ein Herz in der Brust trägt, überhaupt nicht!"

Felgart fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn. Dieses fremde Mädchen, das er hatte betören sollen — und wollen, nahm sich seiner an, die Eltern . . . . . nein, nein, er durfte über sie den Stab nicht brechen, die hatten für ihn getan, was in ihren Kräften stand. Wie oft hatten sie ihn gemahnt. Geschwister waren da. . . . . Er faßte nach ihrer Hand.

„Das macht Ihrem Herzen alle Ehre! Denken Sie nicht mehr an mich! Kommen Sie, ich begleite Sie!"

Sie hörte doch die Angst heraus, sie zu verlieren. Und das machte ihr Mut. Ihre Hände lagen immer noch ineinander. Wieder lachte sie, aber aus ihren Augen sprühte Kampfeslust.

„Wollen Sie mich denn durchaus los sein? Bin ich denn entrüstet über das, was Sie mir gesagt haben?"

„Was — was würden denn Ihre Eltern sagen, wenn sie das erführen?"

Es war ein Eingeständnis seiner Liebe. Es beseeligte sie. Sie wunderte sich, wie ruhig ihr die Worte vom Munde kamen.

„Vorläufig haben Sie es doch lediglich mit mir zu tun! Das bleibt jetzt wohl die Hauptsache!"

Mit beiden Händen faßte er sich an die Schläfe, konnte nur sagen:

„Herrgott! Herrgott!"

Und fühlte, wie sich die Liebe zu dem tapferen Mädchen tiefer und tiefer in sein Herz einfraß. Das war ja gar nicht auszudenken!

Was sollte daraus werden? Und in das Mädchengesicht schoß glühende Scham über die Worte. Das hielt ja kein Mensch aus. Gesagt hatte er, was gesagt werden mußte, seine Hand hob sich, lag um ihre Schulter, kein Widerstand, — nicht der geringste, — an seinem Herzen schlug ein zweites.

„Du — o du!"

Digitized by Google

Ihr Kopf fiel in den Nacken, dürstende Mädchenlippen zitterten ihm entgegen, der junge Leib bebte in seinen Armen. Da küßte er die dürstenden Mädchenlippen.

„Du — o du!"

Sie sagte es. Da versank die Welt. Da versank aller Schmutz, da blühte reine Liebe auf.

Und als der erste Rausch verflogen war, machte sie sich frei aus seinen Armen.

„Nun zu meinen Eltern! Gleich!"

„Wenn du das willst! Aber ich lüge nicht!"

„Sollst du auch nicht! Mich reden lassen — mich! Komm, komm!"

Damit er sich nicht wehren konnte, hing sie sich noch einmal an seine Lippen.

Mathias Felgart bangte vor den nächsten Stunden nicht. Die da neben ihm schritt, Hand in Hand mit ihm, die würde ihre Hand nie wieder aus der seinen lösen. Und die Zukunft sollte ein einziger Dank sein, an dieses Mädchen, von dem er noch nicht einmal wußte, wie es hieß.

* * *

Frau von Karrein war an diesem Abend mit dem Verlauf der Dinge sehr zufrieden.

Felgart war um zehn noch nicht zu Hause. Es schien da alles wunderschön zu gehen. Und am Nachmittag hatte sie von Frau Blaak einen sehr liebenswürdigen Brief erhalten, mit der herzlichen Bitte, in gesellschaftlichen Verkehr mit ihr treten zu dürfen. Sehr gern würde sie den ersten Besuch machen, aber ohne Aufforderung wollte sie es doch nicht tun, denn sie wisse nicht, ob die gnädige Frau nicht mit Verpflichtungen überlastet sei, und aufzudrängen wünsche sie sich auf keinen Fall.

Lachend warf Frau von Karrein den Brief auf ihren Schreibtisch. Morgen war auch noch ein Tag! Vielleicht schrieb sie auch erst übermorgen. Daß es so kommen mußte, wußte sie von vornherein. Frau Geheimrat Sülking war wirklich eine „brauchbare" Frau. Das wollte sie sich merken. Solchen Leutchen gegenüber durfte man sich nichts vergeben, sonst wurden sie leicht übermütig. Die Hauptsache blieb jetzt, daß Felgart hübsch vorwärts kam. Sieglow war noch nicht „fällig" und einen anderen hatte sie für das reiche Fräulein Blaak vorläufig nicht auf Lager. . . .

Als ihr das Dienstmädchen am nächsten Morgen mitteilte, daß Felgart noch nicht zurückgekommen, erschrack sie. Da war irgend etwas passiert. Sofort telephonierte sie die Kartenlegerin an, die konnte aber auch nur antworten, daß sie von nichts wisse, aber sofort die nötigen Erkundigungen durch ihre Empfangsdame einziehen lassen werde.

Da wurde Frau von Karrein sehr unruhig. Sie ging selbst hinauf in das Mansardenstübchen, durchstöberte die wenigen Habseligkeiten Felgarts, aber sie entdeckte nichts, was auf irgendeine Spur hingewiesen hätte. Mit rechten Dingen ging das sicher nicht zu. Fragte sich's nur, ob er eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit begangen hatte. . . .

Die Kartenlegerin war auch in heftiger Aufregung. Sie machte ihrer Empfangsdame Vorwürfe.

„Ich habe Sie immer gewarnt! Je weniger um so eine Sache wissen, um so besser! Natürlich hat diese Grete Schuster aus der Schule geplaudert, nun setzen Sie sich mit der gleich, aber äußerst vorsichtig, in Verbindung! Geschäfte wie wir sie treiben, enthalten immer ein großes Risiko, dafür wird ordentlich verdient! Daß ich auf meine alten Tage noch eine Gastrolle in Moabit etwa geben soll, dafür bedanke ich mich bestens!"

Gleich hatte die Empfangsdame den Hut aufgesetzt und war davongestürmt. Um Minuten, um Sekunden konnte es sich handeln. Aber die Drogerie wagte sie doch nicht zu betreten. Sie setzte sich telephonisch mit dem Mädchen in Verbindung und bat es in eine kleine Restauration ganz in der Nähe zu kommen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte

17. Fortsetzung.

21. Kapitel.

Als ich wieder in Leipzig war, kam ein tüchtiges Packen in zwei große Körbe; eine Handtasche erhielt, was ich auf der Reise brauchen konnte.

Johanna tat alles mit einem stillen und beherrschten Gesicht, dem man nicht anmerken konnte, was sie wohl denken und empfinden mochte. Manchmal, wenn ich sie verstohlen betrachtete, wie sie geduldig und bereitwillig alles verrichtete, was für mein neues Leben nötig war, tat sie mir leid, und dann wollte es mir scheinen, als ob ich grausam und herzlos sei, wenn ich sie mit in dieses gefährliche und ungewöhnliche neue Dasein hob. Aber der Glaube war immer wieder stark und treu genug, um mit einem sieghaften Ja die Stellung zu halten. Dann wußte ich, daß Johanna tapfer und wagemutig war, und daß sie gern mit mir ging, wenn ich nur ihre Hand behielt und sie mit fortzog.

Der Mutter und dem Vater und den anderen hatten wir nur erzählt, daß ich eine Reise in die Heimat machen wolle, um zu sehen, was sich da unten an Neuem und Bedeutendem gesammelt habe.

Zum Abschied waren die Eltern eingeladen worden und Fritz und das Dirnlein; auch Viktor sollte nicht fehlen. Er kam auch, sogar als der erste, und schien mir in einer fieberhaften Gehobenheit herumzulaufen. Manchmal lachte er laut auf, dann wieder setzte er sich in seinen Sessel und saß minutenlang schweigsam. Als Johanna einmal hinausging, setzte er mit einem verlegenen Lachen an: „Ja, du fährst jetzt also wieder ins Elsaß, Josef . . . Grüße mir die daheim, wenn du hinkommen solltest, und auch mein altes Colmar und die Berge . . . Ich möchte, ich könnte mit dir fahren . . ."

„So fahr doch," sagte ich ermunternd, „du hast dir doch sicher soviel gespart, daß es reichlich langt." Es zeigte sich mir auch wieder meine Schuld, die ich dem Freund gegenüber auf mich geladen hatte: Daß er von mir an meiner Stelle in das stürmische, unbarmherzige Leben gejagt worden war. Es ging ihm ja jetzt soweit gut, daß er keine Sorge um die nächste Zeit zu tragen brauchte, aber man sah wohl, daß es nicht das war, was er sich erträumt hatte. Und so war es nicht anders: Ich hatte ihm um das Heiligste des Menschen, um die aufrechte Fortführung seiner Pläne betrogen.

„Viktor," sagte ich, „ja, fahre mit. Hier ist es nichts für dich. Denkst du, das sehe ich nicht?"

Er guckte mich sonderbar an, fast wollte es mir wie Schelmerei erscheinen, was da in seinen Augen glomm, die immer ein wenig starr geradeaus sahen. Dann sagte er mit einem seltsamen Läuten in der Stimme: „Vielleicht hättest du Recht, Josef, wenn es so bleiben würde, wie es bis jetzt war."

Das verstand ich nicht; da mußte er über mein dummes Gesicht lachen und erzählte mir alles, — er war auch viel zu glücklich, um verschwiegen sein zu können.

Viktor erzählte: „Es ist mir doch im Kopf herumgegangen, was du mir früher ein paarmal geraten hast: daß ich zu einem Professor gehen und ihm alles sagen soll, wie es mit mir ist. Und weil auch die Else und die Frau Nitzsche noch auf mich eingeredet haben, bin ich endlich mutig geworden und habe mich zu Nikisch auf den Weg gemacht."

Aus seinen Worten leuchtete viel Erkenntnisfeuer: Das größte hieß: Elses Sieg. Sie stand hinter dieser aufgelohten Tapferkeit des unkuragierten Menschen.

Er hatte sich also bei Arthur Nikisch gezeigt und ihm gesagt: So und so, ich bin ein armer Teufel mit einem leidlichen Talent, wie ich hoffe, und was kann für mich getan werden?

Der große Nikisch hatte sich den langen Elsässer ein paarmal von allen Seiten betrachtet, dann hat er gelacht, lebhaft und nachdenklich, und hat ihn dann vor seinen Flügel gesetzt.

„Die Hände haben mir nicht schlecht gezittert," erzählte Viktor mit der nachdrücklichen Freude des Siegers, „und als mich Nikisch gar eine Sonate von Beethoven spielen ließ, da habe ich gleich gedacht: Jetzt ist es aus, schon beim dritten Takt wirft er dich aus dem

Digitized by Google

Tempel. Aber dann habe ich auch wieder gedacht, daß jetzt alles davon abhängt, und daß ich nicht mein Lebtag ein simpler Klavierspieler in einem Kino oder in einer Cafémusik bleiben will, und die daheim sollen staunen, wenn sie erfahren, daß der berühmte Nikisch mich in seine Protektion genommen hat. . . ."

Dann hat ihm also Nikisch auf die Achsel geklopft und Schön! gesagt, und es soll schon für ihn gesorgt sein.

„Ich komme jetzt auf das Konservatorium, Joseph", erzählte Viktor ganz strahlend. „Das soll ein anderes Leben werden! Und abends kann ich dann immer noch spielen und mir ein paar Mark Geld verdienen. Und ich denke auch, wenn die daheim es erfahren, wie es jetzt mit mir steht, daß sie dann ein bissel mithelfen. . . ."

Viktor war voll einer unglaublichen Beweglichkeit, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. „Ja," sagte er, „wenn wir nur einen festen Boden unter den Füßen haben, so können auch wir unkuraschierten Menschen am Ende etwas zuweg bringen. Meinst du nicht, Joseph?"

„Ja," gab ich zur Antwort, „das will ich meinen."

Dann fing er an von denen daheim zu sprechen, und wie sie sich freuen würden, besonders Carry, die immer zu ihm gehalten habe.

„Ja, Carry", sagte er nachdenklich. „Weißt du schon, daß sie sich mit einem Zuckerbäcker, einem steinreichen Menschen, hat verloben sollen, und daß sie nicht gewollt hat?"

Mir war, als ließe einer einen heftigen elektrischen Strom durch mich hinsausen; die Glieder fingen an zu zittern, und vor den Augen stob ein Funkengewirbel auf. Carry. Wochen und Monate der wildesten Unruhe hatten mich mit fortgerissen: davor hatte eine stille, faulige Zeit unnützer Beschaulichkeit und Unlust gestanden, und eine Zeit des blind verliebten Wartens und Begehrens; auch des stillen und glücklichen Besitzergreifens. Carry aber war hinter diesem Stillstand und auch hinter dieser Beweglichkeit verdämmert, war endlich zu einem Namen geworden, der in betrübten Nächten als ein ferner, ferner Klang über die Länder gezögert kam. Gretel war ein Stück meines Lebens gewesen, das hatte ich an meinem blutenden Herzen erlebt; Carry aber, jetzt wußte ich es: Carry war ein Mensch gewesen, den ich mit Willen und Absicht in mein Leben hereingeholt hatte, er war nicht hereingekommen, weil es so bestimmt war von Anfang an. Und weil ich zu gleicher Zeit die reiche Empfindung hatte, daß Johanna solch ein Mensch war, einer, den ich im Leben behalten mußte, ergriff mich eine sanfte und überaus glückliche Verträumtheit, daß mir alles Gewesene als ein wechselvolles Bild in gedämpften Farben erschien, und so sagte ich auf Viktors Worte:

„Grüße Carry von mir, Viktor, wenn du ihr wieder schreibst, und schreibe ihr auch, sie soll glücklich werden und alles hinnehmen, wie es sich gibt. Vielleicht sehe ich sie selber, wenn ich jetzt heimkomme", fügte ich hinzu. Da kam Johanna herein und brachte die Mutter mit. Fritz wollte mit dem Vater, den er im Rollstuhl führte, und dem Dirnlein nachkommen.

In unserem Eßzimmer verbreitete sich die gemütliche, satte Atmosphäre einer versammelten Familie. Fritz trat mit ein paar derben Witzen ein, über die laut gelacht wurde; selbst der Vater verzog seine gesunde Gesichtshälfte zu einem Lächeln. Nur das Dirnlein saß mit starren Augen da und war mit seinen Gedanken weit von uns.

Das Dirnlein hatte große, angstvolle Augen, die keinen mehr anzusehen wagten. Viktor setzte sich endlich zu ihm und sprach mit ihm. Ich sah, daß das Dirnlein erst nicht mithalten wollte, dann aber doch die Zunge gelöst bekam und einzelne Worte herausgab. Die schreckliche Müdigkeit blieb aber in seinen spärlichen Bewegungen, man merkte gut, wie schwer es ihm fiel, das Gesicht oder die Hand zu heben. Viktor flogen die Hände in einer eigentümlichen Aufregung, sein Gesicht zuckte, einmal liefen ihm ein paar Tränen über die hagern Backen. Und dann sprang er auf wie ein Besessener und kam auf mich zugelaufen, packte mich an den Achseln und zerrte mich in mein Zimmer hinüber.

„Joseph," keuchte er, „ich muß mit dir reden, ich kann es nimmer länger mit ansehen! Es drückt mir das Herz ab."

Digitized by Google

Ich ließ das Licht in die Birnen und wartete dann, was aus dem Erregten an den Tag treten würde. Viktor lief wie ein Gehetzter auf und ab, immer auf und ab, mit Schritten, daß der Bücherschrank unwillig knackte. Er war erschreckend bleich und schüttelte ein paarmal seufzend den Kopf.

„Es ist ein Elend, wie sie sich das zu Herzen nehmen," fing er endlich an, und an dem tief aus dem Herzen geholten Ton, mit dem er das sagte, war zu hören, daß ihn das Schicksal des Dirnleins die ganze Zeit nicht einen Augenblick losgelassen hatte.

„Was ist aus dem Menschen geworden, der das alles angestiftet hat?" fragte ich.

Viktor lachte höhnisch. „Das kannst du dir doch denken, Joseph! Aus dem Staub gemacht hat er sich. Er hat das doch nur aus Rache getan, um den Eltern zu zeigen und auch dem Fritz: Ja, guckt ihr nur, ihr sollt schon erfahren, ob ich mich von euch wie ein Tagedieb und Lotterbub hinauswerfen lasse! Jetzt hat er ja erreicht, was er hat erreichen wollen. Und das arme Mädchen sitzt da, aus einer ehrbaren Familie, und hat die Schande davon, kein Mensch guckt sie mehr an, die Eltern sind beschimpft, und wie man es dreht, ist es ein Elend. Und das Mädchen ist doch so brav, Joseph, du weißt es auch. Lustig und immer vor Freude aus dem Häuschen, aber sonst hat keiner sagen können, daß sie nicht den richtigen Weg gehalten hat. Und jetzt hat ihr das geschehen müssen. . . ."

Er brach mit einem seltsam trockenen Schluchzen ab und sank in einen der weichen Sessel. Er hatte ganz wirr und mit atemloser Hast durcheinandergesprochen, um ja nur alles zu sagen, was ihm auf dem Herzen brannte. Ich mußte an Gretel denken: Sie war leichtsinnig, kokett, gewissenlos, und es ist ihr auch so gegangen, aber es geschieht ja mancherlei Närrisches in der Welt: Das gewissenlose, schuldige Mädchen wird gleich wieder in den Stand der Gnade erhoben durch eine reputierliche Heirat; das unschuldige, harmlose, vertrauende aber, das nur aus allzugroßer Liebe in die Verirrung geraten ist, liegt verlassen und verhöhnt schmachtend am Boden und weiß nicht, wie es weiter leben soll. . .

In meine unerfreulichen Grübeleien drangen die Worte Viktors, und diese Worte gingen so:

„Aber der elende Mensch soll sich geirrt haben! Joseph, ich sage dir, ich bin ja auch mit schuld, daß es so gekommen ist. Ich hätte gleich das Maul auftun sollen, wo ich gemerkt habe, wie es mit mir bestellt ist. Was soll aber so ein armseliger Klavierspieler, wie ich damals noch einer gewesen bin, groß auftrumpfen und sich breit hinstellen und sagen: Ich bin da, nehmt mich. Das hat mich immer wieder abgehalten, und darüber ist das Elend fertig geworden."

„Joseph," sagte Viktor, meine Hände ergreifend und krampfhaft festhaltend, „wir sind gute Freunde geworden im Lauf der Zeit, und daß es mit Carry nicht so geworden ist, wie wir alle einmal gedacht haben, das kann dir kein Mensch übelnehmen, es darf doch jeder tun, wie er will. Und ich meine, mit einem Freund soll man reden können, wie mit der eigenen Mutter. Ich will dir also nur sagen, daß mir die Else gleich gefallen hat, als ich sie zum erstenmal zu sehen bekam. Und dann ist das Zutrauen immer stärker geworden; ich habe darunter viel zu leiden gehabt, weil ich doch denken mußte, es könne nie geschehen, daß ein Mensch wie ich nach einem solchen Vermögen greifen dürfe. Ich habe darum nie den Mut gefunden, der Else ein Wort zu sagen. . . ."

Ich unterbrach ihn mit einem fröhlichen Wort, denn es erschien mir auf einmal wieder alles gut und hell: „Da sieht man wieder den unkuraschierten Menschen, Viktor!"

„Ja," sagte er, „das ist damals gewesen. Heute steht halt wieder etwas anderes da, was mich nicht durchlassen will. Joseph," sagte er, „könntest du so etwas verstehen, daß einer aus Liebe alles andere vergißt und verzeiht und. . . ."

Er kam nicht weiter; die Gedanken und Gefühle und Lieblichkeiten seines guten Herzens waren zu stark und stürmend am Werk in ihm.

„Daß einer," half ich ihm, „hingeht und einem Mädchen helfen will, das Unglück gehabt hat, meinst du, Viktor. Das ist schön und recht, etwas anderes kann ich nicht sagen;

Digitized by Google

es kann ein jeder Mensch Unglück haben in seinem Leben und es braucht nicht immer seine Schuld zu sein. Und daß hier keine Schuld ist bei dem Dirnlein, daran glaube ich fest, und das glaubst ja auch du. Warum sollst du auch nicht sagen, so und so, Else, gib mir die Hand, wir wollen schon dafür sorgen, daß es vorübergeht, und dann wird es sein, als wäre alles nur ein böser Traum gewesen? Warum sollst du das nicht sagen, besonders wenn du das Maidle so meineidig lieb hast?!"

Da weinte doch der lange, treuherzige Mensch, daß es erschreckend und zugleich erfrischend war. Er lehnte sich an mich, und ich mußte ihn halten und fühlte dabei gut, wie es ihn innerlich schüttelte, und daß ein ganz neues Leben für ihn gekommen war. Und das bedeutete eine wunderbare Freude, zu wissen, daß alles sich erneuern und erheben kann.

„Viktor," sagte ich, „du bist so glücklich wie ich, und ich gönne es dir von ganzem Herzen. Und jetzt gehe hinüber und sage es auch den anderen; es wird eine große Erleichterung für sie sein."

Er trocknete sich das Gesicht und schüttelte mir noch einmal die Hand. „Das weißt du ja noch gar nicht," sagte er schon unter der Tür, „Nikisch will mich in seinem Gewandhausorchester beschäftigen, wenn ich das Orgelspielen gelernt habe. Das soll mit größtem Eifer besorgt sein. In einem Jahr kann es von mir geschafft werden, hoffe ich, und dann, Joseph. . . ."

„Ja, dann, Viktor", nickte ich.

Dann ist er also zu den Frauen gegangen, und ich habe ihn lange mit ihnen verhandeln hören; das Dirnlein hat auf einmal heftig geweint, und die Mutter hat ganz eintönig gesprochen. Sie haben wohl nicht recht daran geglaubt, das Dirnlein aber wird sich geschämt haben, daß es so gerettet werden soll. Dann hat die Liebe Viktors doch alle besiegt, daß es endlich für das Dirnlein gar keine Not mehr war, und ich habe die Tür aufgerissen und bin hineingelaufen mit ausgestreckten Händen, um allen Freude zu wünschen.

„Er ist so ein guter Mensch, Joseph", sagte die Mutter zu mir. Ihr Gesicht war schon wieder ein wenig entschlossener und zuversichtlicher.

Fritz, der jetzt schwer zu bewegen gewesen wäre, in einen Gram zu versinken, weil ja der Oberlehrer seinen Besuch in Gnaden aufgenommen und ihm eine erfreuliche Zuversicht mit auf den Heimweg gegeben hatte, Fritz freute sich mit den anderen und konnte sich gar nicht genug tun in Freundlichkeit und Zuneigung für Viktor. Der Vater saß in seinem Rollstuhl, halb im Licht, und seinen starren Zügen war nicht anzumerken, was in ihm wohl vorgehen mochte. Einmal winkte er mit der gesunden Hand dem Dirnlein, und als es vor ihm in die Knie sank und den Kopf in seinen Schoß legte, da streichelte er ihm das üppige, unbändige Haar, und seine Lippen murmelten Worte, die wir nicht verstehen konnten, dann schloß er die Augen und saß lange unbeweglich, und auch seine Hand lag still auf dem Scheitel des Dirnleins. Wir fühlten alle, daß er verziehen hatte.

Dann nahm mich die Mutter beiseite und sagte zu mir: „Wir wollen hoffen, Joseph, daß deine Reise einen guten Erfolg hat, wenn wir auch nicht wissen, was du willst und unternimmst. Du willst es so, und wir können dich nicht abhalten."

„Nein", sagte ich ruhig. „Ihr werdet es aber auch nicht zu bereuen haben, daß ihr das nicht könnt."

Sie fuhr fort: „Vergiß Johanna nicht, Joseph. Sie hat es gerade in dieser Zeit nötig, daß man sie mit viel Liebe umgibt. Und komme sobald wie möglich zurück. Es ist besser. Ich habe Angst um sie; sie ist so zart, und es ist schon mehr als eine Frau daran gestorben."

Darüber erschrak ich so, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten.

„Beunruhige dich aber nicht unnötig," fuhr die Mutter fort, „ich will schon gut aufpassen, daß es ihr an nichts fehlt. Sie kann ja bei uns wohnen, solange du nicht da bist; da hat sie alles, was sie braucht, und kann sich recht schonen."

Ich dankte ihr für den guten Willen, und wir sagten es Johanna. Ich sah, daß es ihr eine große Freude war und freute mich mit ihr. Wir saßen von jetzt an eng nebeneinander und umschlangen einander, daß es auch

Digitized by Google

äußerlich zu sehen war, wie wir innerlich zusammengehörten.

Es wurde eine Erdbeerbowle getrunken, die Sachsen sind große Freunde von allerlei Bowlen! Fritz hielt eine Rede nach der anderen, sie waren alle putzige, kleine Wesen mit zappligen Beinen, und jedem wurde die schwere Krone seiner Liebe aufgesetzt. Viktor aber hielt sich zu dem Dirnlein, das immer noch in seiner Scham und Verwirrung dasaß und gar noch nicht glauben konnte, was geschehen war. Als ich es einmal für mich erwischte, flüsterte ich ihm ins Ohr: „Sag', Else, warum freust du dich nicht? Viktor ist doch ein prächtiger Mensch. . ."

„Ich kann ihn ja so gut leiden," gab sie zu, während eine Blutwelle in ihr verhärmtes, heißes Gesicht schoß.

„Na also!" rief ich lachend. „So falle ihm um den Hals und gib ihm einen Kuß, das wird sich so gehören."

Sie hat es aber doch nicht getan.

Spät in der Nacht, es ging schon stark auf den Morgen zu, trennten wir uns endlich. Der arme Vater war längst in seinem Rollstuhl eingeschlafen.

In aller Frühe reiste ich ab. Johanna begleitete mich, obwohl ich mich heftig dagegen wehrte, denn es war doch vielleicht gar nicht gut für sie. Sie ließ es sich aber nicht nehmen. Sie trug ein heiteres Gesicht zur Schau, dem man aber anmerkte, daß es lieber geweint hätte. Ich streichelte ihr das Haar und nannte sie mein Liebstes und meine Treuste und was sich sonst an weichen Namen finden ließ. Und dann saß ich im Zug, ganz allein; ich weiß nicht mehr, wie der Abschied war, ich mag mein Gehirn durchsuchen, soviel ich nur kann. Die Zukunft stand riesengroß vor mir, in ihrem Schatten verschwand alles andere. Auf der ganzen Fahrt prangte der hellgoldene Tag über den Feldern; in den Hagen, die wie hellgrüne Striche unter den Fenstern des Zuges fortliefen, lärmten ganze Spatzenarmeen. In den kleinen Gärtchen der Bahnwärterhäuschen sah man manchmal eine Frau vielleicht oder ein Mädchen in einem grellroten Rock mit einem flatternden Tuch über dem Kopf bunte Wäsche aufhängen. Kinder mit wehenden Schöpfen starrten dem Zug nach, Köter kläfften manchmal wütend auf. Und dann war auch schon die Heimat da.

Breit die Ebene, ganz hinten, kaum zu erkennen, die Silhouetten sachter Berge. Ein Rauschen schlug in die offenen Fenster: Da hob sich uns der Hagenauer Forst entgegen mit seinen uralten knorrigen Bäumen, weit im grünen Dunkel sich verlierend, überschauert von den erwachenden Dämmerstimmen des herabsinkenden Abends. Dann wieder kam das freie Land, Felder mit Tabakpflanzungen, mit Mais, Rüben und Hopfen. Und da auch schon die schlanke Spitze des Straßburger Münsters, drohend aufgereckt und doch auch traulich winkend. Und da war mir, als sei ich wieder der jungjunge Seppele, der in einer sternhellen Nacht das Elternhaus verläßt, um ziellos in die Weite zu wandern, ohne Schutz und Waffe, nur bewehrt mit der strahlenden Rüstung seines kecken Selbstvertrauens. Eine tiefe Freude schwoll in meinem Herzen: Jetzt wußte ich, was mein Ziel war, jetzt hatte ich meinen geradeaus gerichteten Willen, den trug ich der Heimat entgegen, wie man ein Geschenk trägt, mit frohen Worten und leuchtenden Augen.

So kam ich zu meiner Mutter zurück. Sie stand auf dem Bahnsteig, ich sah sie schon von weitem winken, und es war noch dieselbe zierliche Gestalt, da funkelte noch der Klemmer vor den klugen, ein wenig scharfen Augen und die alten, lieben Kreppblumen schwankten winkend auf ihrem kleinen Hut. Nur unter dem Hut war eine Veränderung geschehen; da leuchteten ein paar weiße Haare wie ein ruhiges mütterliches Lächeln.

Ich schrie einen lauten Freudenschrei und fiel aus dem Coupé gerade in ihre Arme; die hielten mich und ließen mich nicht wieder los, und es hieß: Hier bist du geborgen, diese Arme haben dich als kleines Kind getragen und werden dich tragen in alle Ewigkeit.

Die Mitreisenden mußten mein Handgepäck aus dem Zug werfen, weil ich es ganz vergessen hatte, der Zug fuhr schon wieder, da kam noch ein Köfferlein geflogen und schlug, krach! auf die Platten des Bahnsteigs.

„Mein Sohn! Ich habe meinen Sohn wieder!" sagte die Mutter immer wieder stam-

Digitized by Google

meind und mit einer Stimme, in der hundert Glocken Jubel läuteten.

Dann sind wir gegangen und ich habe die Mutter um die Taille genommen und sie geführt, wie ein junger Mensch seine Liebste führt, und habe sie allen Menschen gezeigt: Seht, das ist meine Mutter! Und sie hat dasselbe mit mir getan, und die Leute auf den Wegen haben wohl gestaunt und sich gefreut, daß es so zärtlich war. Und da war auch noch das alte Städtchen, klein und verhuzzelt unter dem hohen Abendhimmel. Aber sie hatten dem alten Gesicht, das aus der Großväterzeit hergrüßte, neue Linien gegeben, hatten manche Falte gegläftet, daß es jetzt ganz jugendlich, wie ein Greis mit einem rosigen Gesicht und einem junggebliebenen Herzen in den Tag lachte. In den Stadtgarten hatten sie einen schmucken gelben Wasserturm gestellt mit einem flügelschlagenden Adler auf der Spitze, und neue Villen leuchteten weiß aus den großen Herrschaftsgärten der Bahnhofsstraße.

An unserem Haus aber erwartete mich die größte Überraschung. Ich stand da und sperrte den Mund auf, weil ich statt des schmalen Gemüseladens mit seinem grünlichen, halbblinden Fenster, das da einmal herausgeguckt hatte, eine Spiegelscheibe sah, die wie pures Silber glänzte, und dahinter lockten die wunderbarsten Kuchen und Torten und Pasteten. Darüber aber stand in flammender Goldschrift: „Eugen Wormser, Patisserie und Konfiserie. Spezialität in gefüllten Pasteten."

„Und davon hast du mir nicht ein bißchen geschrieben, Mutter!" sagte ich ganz hingerissen.

Da lächelte die Mutter ihr liebstes Lächeln, ein wenig neckisch, im ganzen aber freudig wie ein Kind, dem ein hübscher Streich gelungen ist. „Ja, du wirst noch viel mehr staunen, wenn du das große Warenhaus zu sehen bekommst, das der Knopf gebaut hat", sagte sie ganz strahlend. „Und den neuen Hutladen vom Geiswiller; und denke einmal, der Jehl, der hat jetzt das Hotel zum goldenen Adler, wo früher der Metz August dringewesen ist, o jemine! und wie schön er das ausgebaut hat, du machst dir keine Einbildung, Seppele!"

So erwuchs mir aus ihren einfältigfreudigen Worten eine neue, schönere Stadt aus der alten, und mit ihr zugleich die Wehmut über das Vergangene, über die kleinen Lädchen, mit Seiler- und Lederwaren, mit Reis, Kaffee, Essig und Gewürzen, mit Hüten und Schirmen und allerhand Briefpapieren und Karten, die sich früher in die alten Häuser mit den breiten Giebeln gedrückt hatten, wie junge Kätzchen sich im kalten Winter an den Ofen drücken. Auch hier war jetzt die neue Zeit eingedrungen, und es sollte wohl ein tüchtiges Stück vorwärts gehen.

Unter dem Drang und der Freude dieser Erkenntnis fing ich gleich an, der Mutter zu erzählen, was mit mir geschehen sollte. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stieß einen leisen Schrei aus; so entsetzt war sie.

„Seppele!" sagte sie dann ganz matt. „Das willst du mir antun? Weißt du nicht, daß der liebe Gott alle bestraft, die so vermessen sind und wollen fliegen? Wir Menschen sollen nicht fliegen, sonst hätte uns der liebe Gott doch schon Flügel wachsen lassen. ."

Sie zählte mir eine Reihe von Unfällen auf, die den kühnen Piloten widerfahren waren und schloß: „Ja, sie gehen alle früher oder später zugrunde, Seppele. Der liebe Gott nimmt die Hand von ihnen; und ich weiß nicht, was mit ihnen einmal beim jüngsten Gericht geschehen wird. . . ."

Ich mußte in tiefer Rührung über diesen kindlichen, unverzagten Glauben lächeln und sagte mit zitternder Stimme: „Ich glaube, Mütterle, der liebe Gott wird ihnen die Hand geben und sagen: Ihr seid tüchtige Kerle gewesen in eurem Leben; da sollt ihr auch ein extra gutes und warmes Plätzchen in meinem Himmel haben!"

Darüber ist aber nun meine Mutter arg entsetzt gewesen. Wir haben uns an diesem Abend nicht einigen können; und zuletzt hat die Mutter gerufen: „Ich möchte nur wissen, nach wem du geraten bist, Seppele! Man hat nichts wie Sorgen und Angst mit dir. Du könntest jetzt dein gutes Auskommen haben mit deiner Schriftstellerei, wie du sagst, jetzt paßt es dir schon wieder nicht mehr und du rennst in eine neue Unsicherheit. Ich glaube, aus dir wird im ganzen Leben nichts Rechts."

Digitized by Google

Da lachte ich wieder und nahm die Mutter in die Arme und tanzte mit ihr durch das Zimmer.

Bevor wir aber auseinander gingen, um den Schlaf zu suchen, drohte mir die Mutter noch einmal mit dem Finger und sagte ganz entrüstet: „Daß du dir ja die dummen Gedanken von der Fliegerei aus dem Kopf schlägst, hast du gehört, Seppele!"

Ich gab keine Antwort und dachte, die Zeit würde schon vollenden, was gutes Zureden und entschlossenes Gewinnenwollen nicht vollenden konnten.

Am andern Tag bin ich aus der Stadt gewandert, mit einer listigen Heimlichtuerei der Mutter gegenüber, zu der ich sagte, ich wolle wieder einmal die Landstraße hinwandern; was aber am Ende der Straße auf mich wartete, in Mülhausen, das sagte ich ihr noch nicht, weil ja doch nur Unlust und Widerrede daraus gekommen wären.

Der Morgen goß sein Licht in ganzen Strömen über die Dächer der Stadt, daß sie funkelten, grün, rot und silbern. Auf den Telegraphendrähten zwitscherten und schirpten die Spatzen und kleine, bewegliche Lerchen schwirrten mit schrillen Rufen durch die blaue Luft. Ich nahm einen derben Stock, den ich in der Rumpelkammer fand und setzte den Schlapphut über die Ohren und begann so mein Wandern. In meiner Tasche brannte der Brief des Basler Fliegers, der mich für die nächsten Tage in Mülhausen erwartete.

Da lagen die Berge lockend im grauen Dunst des Morgens, der wie ein Nebelschwaden den Horizont säumte. Da lagen die vielen kleinen Ruinen, eingebettet in ein tiefes Grün, das in der Freude des hellen Tages fast schwarz aussah, und kleine Kirchen und Kapellen, weiß mit roten Ziegeldächern, blitzten aus dem Dunkel wie köstliche Edelsteine; die Hänge hin zog sich Dorf nach Dorf, aus den kleinen Kaminen spiralte ein dünner, blauer Rauch, der langsam und andächtig zur Höhe schwebte und dort verzitterte.

Und da lag auch die Landstraße, die einmal der blutjunge, freche Seppele Barondiot, das Kind mit dem Eroberermut, dahingegangen war, das Köfferlein in der Hand und tausend Verheißungen unter dem zurückgeschobenen Hut! Da lag sie, winkend, wie von altersher, breit nach beiden Seiten unter schattigen Obstbäumen verrinnend, in der Ferne schmal und spitz, als ob sie dort ein Ende habe; aber je weiter man lief, umso weiter lief einem auch die Spitze davon, immer in den blauen Himmel hinein. Bauernwagen knarrten schwerfällig durch den Staub, der sich wie Puder über die Gesichter legte, ein Trüpplein Kavallerie ritt gemächlich der Stadt entgegen, in der Ferne tutete ein Automobil.

Im Dorf Gemar aber, wie hätte ich im Dorf Gemar nicht die kleine Schenke am Weg aufsuchen sollen, um der hübschen jungen Wirtin die Hand zu reichen und sie zu fragen, ob sie den übermütigen Wanderbuben noch kenne, der sie einmal nach ihrem Liebsten gefragt hatte, und es war an den Tag gekommen, daß sie eine junge, fröhliche Frau sei. . . Und da stand sie auch schon mitten in der Stube, der frische Sand knirschte unter ihren Holzschuhen und der rote Unterrock leuchtete verheißungsvoll wie einst. . . . Aber doch stand sie anders da: Denn in ihren Armen schaukelte sie ein weißes Bündel, und aus dem Bündel krähte ein Menschlein, und als ich mich darüber beugte, fuhren zehn krallige Fingerlein gegen mein erschrockenes Gesicht!

„Ja, das ist mein Seppele", sagte die Frau stolz und küßte das Kind.

Und ich erschrak freudig und nahm es als ein glückliches Zeichen. Denn hier hatte ja eigentlich mein bewegtes Leben begonnen, hier hatte ich die erste weibliche Absage über den kecken Mund bekommen, hier wurzelte, wenn ich dankbar sein sollte, mein erwachtes Leben, so närrisch es klingen mag.

„Kennt Ihr mich nicht mehr?" fragte ich die Frau.

Da nickte sie treuherzig und bekam ein Schelmenlachen in die Wangen. „Ei freilich kenne ich Euch noch, Ihr seid doch das Wanderbürschel mit dem kleinen Köfferle und dem großen Maul!"

Wir lachten alle beide und waren gute Freunde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

„Nimm meinen Kranz . . .“

Es gibt so dunkle, schwere Stunden,
Wo auch die Liebe von uns geht,
Wo jede Waffe uns entwunden
Und lockend die Verzweiflung fleht.

Sie tanzt in ihren bunten Flicken,
Und singt ein seltsam Lied dabei:
„Nimm meinen Kranz von wilden Wicken,
Nimm, nimm ihn doch — und du bist frei.

Ich habe tiefe, kühle Gründe,
Da ruht sich's sanft, da schläft sich's gut,
Und alle Qual und Kampf und Sünde,
Löscht des Vergessens bleiche Flut.

Und Gram und Haß verweht, verklungen,
Dein Herz füllt lichter Friedensglanz,
So weich hält dich mein Arm umschlungen,
Was zauderst du? — Nimm meinen Kranz“...

Weh' — wenn dem letzten Halt entwunden —
Kein Freund uns dann zur Seite steht. . . .
Es gibt so dunkle, schwere Stunden,
Wo auch die Liebe von uns geht. . . .

Eugen Stangen.

Der Sonnenwirt und seine Tauben / Humoreske von Wolfgang Kemter

Der späte Spätsommernachmittag war im Begriffe, langsam in den Abend überzugehen; auf dem weiten Kirchplatze des stattlichen Marktfleckchens herrschte eine fast feiertägliche Stille. Kaum ein paar Menschen und nur dann und wann ein Wagen passierten ihn um diese Zeit. Seit Kriegsausbruch war der Platz noch leerer; Menschen, Wagen und Pferde standen schon seit langem im Dienste des Vaterlandes.

Der Kirche gegenüber erhob sich der stattliche Gasthof „Zur Sonne“; das erste Wirtshaus im Orte, und im Besitze des wohlhabenden Peter Angermaier, Gemeinderates, Ortsschulaufsehers und Feuerwehrhauptmannes. Alle diese Ehrenämter aber ließen ihm noch genügend Zeit, einen schwunghaften Weinhandel zu betreiben, und sein Gasthaus mit Hilfe seiner rührigen Frau in tadelloser Ordnung zu halten.

Der Sonnenwirt war ein stolzer Mann, und den Einheimischen, einige Ausnahmen abgerechnet, gegenüber von barscher, hochfahrender Art; den Beamten und Fremden gegenüber konnte er freilich von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein. Aber die Ortsbewohner verkehrten doch viel in der „Sonne“, denn Peter Angermaier hatte, trotz seines schroffen Wesens, schon manchem aus der Not geholfen, und dann trank man einen echten vorzüglichen Tropfen bei ihm, wie weit und breit nicht. Er fuhr selbst zweimal im Jahre ins Südtirol, um den Wein persönlich einzukaufen. — —

Um diese stille Nachmittagsstunde trat der große, stattliche Mann in der braunen Samtjoppe und mit einem ebensolchen Käppchen unter die Türe der „Sonne“, eine große, irdene Schüssel in der Hand. Er lehnte sich an das Geländer der breiten Stiege, und alsbald erscholl von seinen Lippen ein lockendes Pfeifen.

Und nun senkte es sich herab von den Dächern und Gesimsen der Kirche und aller Häuser am Kirchplatze, in dichten Scharen, und für Augenblicke erfüllte die Luft lautes Flügelrauschen.

Des Sonnenwirtes Tauben. Alle denkbaren Rassen, alle Farben waren vertreten, von allen Seiten kamen immer neue Scharen geflogen, und ein um das andere Mal griff des Wirtes breite Hand in die Schüssel, und in großem Bogen flogen die Körner unter die gefiederte Schar. Einzelne der Tiere waren besonders zahm, trippelten die Stufen der Stiegen hinauf, flogen ihrem Herrn auf Schulter und Hand und pickten aus dieser. Der ganze große Platz vor dem Gasthause war mit Tauben gefüllt, wohl mehr als zweihundert Stück, und es war ein hübsches Bild, wie sich die zierlichen Tierchen in eifriger Geschäftigkeit durcheinanderbewegten und jedes dem anderen die Körner wegzuschnappen suchte.

Dieses Schauspiel war den Nachbaren nichts Ungewohntes; es wiederholte sich tagtäglich, jahraus, jahrein mit der Regelmäßigkeit einer Uhr; die Tauben kannten genau die Stunde, und warteten schon, bis ihr Besitzer mit dem Futter kam, rings auf den Dächern.

Digitized by Google

Diese Tauben waren des Sonnenwirtes Passion und Freude. In seinen großen Scheunen hatte er hoch unter dem Dache die kleinen Schläge der Reihe nach errichtet, wo sie hausten und nisteten. Dem war und würde er Feind, der seinen Tauben zu nahe trat. Das gab es nicht, und das wußten die Leute. Diese Taubenscharen, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten, sie brüteten selbst zahlreiche Junge aus, und der Sonnenwirt kaufte immer noch neue dazu, waren für den ganzen Ort, besonders für die Nachbarn eine wahre Plage geworden; aber niemand wollte den Sonnenwirt zum Feinde haben; so ließ man ihm seine Passion, und fluchte und schimpfte im geheimen, dafür aber um so kräftiger, und fand für diese rücksichtslose Züchterei der nutzlosen Tiere in solchen unheimlichen Mengen, die schließlich nur dazu da waren, anderen Leuten Haus und Hof zu beschmutzen, die saftigsten Verwünschungen.

Der Sonnenwirt kümmerte sich aber keinen Deut darum; vielleicht wußte er nicht einmal, daß seine Tauben vielen Leuten im Wege waren, und freute sich königlich, wenn sich seine Scharen recht vermehrten.

Während er die Tauben fütterte, standen auf der anderen Seite des Kirchplatzes der Schlossermeister Thaler und der Schuhmacher Beutler beisammen.

„Fütterung sämtlicher Raubtiere", spöttelte Beutler. „Sie vermehren sich wie der Sand am Meere; da ist ein Segen drinnen, den könnten wir brauchen, Berthold, was?"

Thaler fluchte leise und warf einen giftigen Blick zum Sonnenwirt hinüber.

„Eine Gemeinheit und eine Rücksichtslosigkeit ist es," sprach er zornig, „man soll nur die Häuser um den Kirchplatz herum anschauen. Dächer, Gesimse und Vorplätze beschmutzt und verdreckt. Wo man hinsieht, Taubenmist und nichts als Taubenmist. Wenn die Viecher wenigstens drüben in der „Sonne" blieben, aber es scheint, als ob sie zu einem gewisse Zwecke noch extra zu den Nachbarn flögen. Himmelherrgott, wie schaut mein Haus aus, und letztes Jahr habe ich es herrichten lassen und schweres Geld dafür bezahlt."

„Lasse es wieder malen und schicke dem Sonnenwirte die Rechnung."

Thaler ging auf den Spaß nicht ein, verärgert zuckte er die Achseln und meinte: „Was soll man machen? Das Maul halten ist das beste. Mit dem Sonnenwirt ist nicht gut Kirschen essen, und die erste Geige im Orte spielt er nun einmal doch. Sonst ist er ja gerade kein übler Mann, ein bißchen herrisch zwar, aber er hilft einem ehrlichen Menschen doch dann und wann; nur diese vermaledeite Taubenliebhaberei, die soll der Teufel holen; es ist für die Nachbarn eine schwere Aufgabe, zu all diesem Schmutze zu schweigen."

Der Schuhmacher nickte und sprach: „Bei mir sitzen sie dutzendweise auf dem kleinen Vordache, und der Boden darunter ist förmlich gepflastert; reinigt man ihn, so ist in einer Stunde später die gleiche Geschichte. Mein Kleiner ist neulich darauf ausgeglitten und hat sich die Hand verstaucht. Ich habe es drüben in der „Sonne" erzählt, da hat mich der Sonnenwirt brav ausgelacht. Ich sei ja Schuster, also soll ich dem Buben wacker Nägel in die Schuhe schlagen, dann falle er nimmer. Ich möchte nur wünschen, daß so eine Zeppelinbombe sich einmal aus Zufall auf Sonnenwirts Taubenschläge verirrte, dann hätte man Ruhe." . . .

So wußte der ganze Ort, vor allem aber der ganze Kirchplatz, von des Sonnenwirtes Tauben ein Lied zu singen. Überall empfand man diese Masse als eine unerträgliche Last. Niemanden verschonten diese Tauben, überall hielten sie sich auf, auf dem Dache des Häuslers so gut wie auf dem des Vorstehers und Pfarrers. Jedoch man schwieg um des lieben Frieden willens. Im Inneren gährte es freilich bös, und hundert- und aberhundertmal wurden die Tauben in allen Tonarten verflucht; die Tiere gediehen trotzdem oder vielleicht gerade deshalb wunderbar.

Mit verbissener Wut sahen die Nachbarn die tägliche Fütterungsszene; wenn nur ein winziger Bruchteil aller jener frommer Wünsche, die dabei aufstiegen, in Erfüllung gegangen wären, vom Sonnenwirt und seinen Tauben wäre kein Atom übrig geblieben.

Da trat ein Ergebnis ein, das diese heimliche Wut zur offenen Empörung stachelte.

Der Sohn einer armen Taglöhnerswitwe, die sich und ihre fünf Kinder notdürftig mit Waschen durchs Leben brachte, war auf dem Schlachtfelde schwer verwundet worden und, nachdem er monatelang in Spitälern herumgelegen hatte, aus dem Militärdienste entlassen worden. Nun war er heimgekommen; nur mehr Haut und Knochen, mit vollkommen erschütterter Gesundheit; auch die Lunge war schon angegriffen. Trotzdem hoffte der Arzt den armen Burschen durchzubringen, wenn er gute Pflege und nahrhafte Kost bekäme. Da es der Mutter nicht möglich war, ihrem Buben das letztere zu geben, und besonders Fleisch so teuer geworden war, daß es selbst in besseren Haushalten nicht mehr alle Tage auf den Tisch kam, sorgte der Arzt dafür, daß wohltätige Leute dem Kranken regelmäßig ein warmes Süppchen oder ein Stückchen Fleisch und dergleichen zukommen ließen, damit er sich wieder erhole.

Eines Abends beim alltäglichen Schoppen ging der Arzt auch den Sonnenwirt darum an und sprach: „Herr Angermaier, Sie würden ein gutes Werk tun, wenn Sie jetzt in diesen Zeiten dann und wann eines Ihrer Täubchen opferten. Dem Hans Müller würde so ein Braten gut tun; der arme Bursche ist sehr heruntergekommen. Auch ein paar andere Arme wüßte ich, die stärkende Kost vonnöten hätten, und bei den heutigen Preisen kein Fleisch, kaum mehr Brot kaufen können. Sie haben ja ein paar hundert dieser Tiere, da wird es

Digitized by Google

Ihnen auf ein, zwei Dutzend wohl nicht ankommen. Und, wie gesagt, Sie tun ein gutes Werk."

Dem Sonnenwirte hatte es bei diesen Worten einen förmlichen Ruck gegeben. Sprachlos starrte er den Arzt längere Zeit an, während sich eine dunkle Röte in sein Gesicht ergoß und die Adern auf der Stirne wie Stricke anschwollen. Endlich sprang er auf und schrie mit vor Wut bebender Stimme: „Doktor, Sie sind verrückt. Meine Tauben soll ich schlachten, damit dieses Bettlerpack einen guten Bissen kriegt. Verdammt soll ich sein, wenn ich diese Zumutung nicht für eine Beleidigung halte." Dröhnend schlug er mit den Fäusten auf den Tisch und ging aus dem Zimmer.

Der Arzt war ganz blaß geworden; mit eisigem Tone verlangte er zu zahlen, und, gefolgt von sämtlichen anderen Gästen, verließ er gleich darauf das Gasthaus.

Eine halbe Stunde später war dieser Vorfall im ganzen Orte bekannt; es herrschte nur eine Stimme der Entrüstung über die Hartherzigkeit und den Geiz des reichen Sonnenwirtes; fast drohte diese Entrüstung in offene Empörung und in eine Verschwörung gegen den Taubennarr auszuarten, die der Schlosser Thaler und der Schuhmacher Beutler, die heimlich am Abend von Haus zu Haus wanderten, noch zu schüren schienen. Aber in einigen Tagen war alles wieder ruhig und vergessen; man schien sich nicht mehr weiter über den Sonnenwirt und seinen Geiz aufregen zu wollen. In der „Sonne" verkehrten die Gäste wie vorher, vielleicht sogar noch zahlreicher und auch die tägliche Taubenfütterung hatte jetzt oft Zuschauer.

So vergingen zwei Wochen. Da machte Peter Angermaier eines Abends, als er seine Taubenställe besichtigte, die Entdeckung, daß einige davon halb und andere ganz leer waren. Bei der Unmenge von Tauben hatte er das Fehlen einiger Dutzend nicht bemerkt, aber als er jetzt genauer acht gab, da schien ihm die Schar seiner Lieblinge von Tag zu Tag kleiner zu werden. Besonders die Brieftauben und die Möven hatten auffallend abgenommen; dann fehlte eines Tages sein schönster Kröpfer, die Tummler schwanden zusammen, die Maltheser waren schon zum zählen, und er hatte doch eine ganze Menge gehabt. Über diese rätselhafte Erscheinung sann er stundenlang nach, und machte dem Boten Georg gegenüber eine darauf hinzielende Bemerkung.

Um dessen Lippen zuckte es spöttisch, dann sprach er ernst: „Vor drei Tagen sah ich einen ganzen Schwarm Tauben gegen den Riegelberg fliegen. Vielleicht sind sie plötzlich wild geworden."

Das leuchtete aber dem Sonnenwirte nicht recht ein. Seine Tauben waren zahm und verflogen sich nicht. Aber sie nahmen von Tag zu Tag zusehends ab. Kröpfer und Pfauenhalstauben sah er überhaupt keine mehr, auch die deutsche Trommeltaube war ganz verschwunden. Dann waren es etwa noch sechzig Stück; am nächsten Tage kam mehr vierzig, und wiederum zwei Tage später konnte der Sonnenwirt sie genau zählen, es waren noch einundzwanzig.

Die Ställe waren jetzt beinahe alle schon verödet, und der Sonnenwirt war in heller Verzweiflung. So rätselhaft, unheimlich und unerklärlich schien ihm das. Seuche war es keine, er hätte dann wenigstens die verendeten Tiere finden müssen; flogen sie wirklich davon und nisteten im Walde?

Die einundzwanzig kamen noch drei Tage, dann stellten sie sich eines Abends auf des Sonnenwirtes lockendes Pfeifen überhaupt keine Tauben mehr ein.

Nun war Schluß. Der Kirchplatz schien wie ausgestorben; so weit das Auge reichte, keine einzige Taube war mehr zu erblicken.

„Himmelherrgott!" rief der Sonnenwirt verblüfft.

„Sonnenwirt, du machst ein Gesicht wie der Lohgerber, dem alle Felle davongeschwommen sind", rief der Tatscher Hans, ein Dorflump, der gerade des Weges kam.

„Mir sind keine Felle davongeschwommen, aber alle Tauben davongeflogen", murrte der Sonnenwirt.

Da brach der Tatscher Hans in lautes Gelächter aus. „Narr du!" rief er. „Glaubst du wirklich, ein paar hundert Tauben fliegen so mir nichts dir nichts davon? Seit drei Wochen ißt die ganze Ortschaft Taubenbraten; wir leben wie im Paradiese, die gebratenen Tauben fliegen einem förmlich in den Mund; der Müller Hans und ein paar andere kranke Leute sind schon fast wieder gesund."

Wie einen Geist starrte der Sonnenwirt den Mann an, dann aber packte er ihn mit einem rauhen Griffe beim Kragen und fragte: „Was hast du gesagt? Sie haben meine Tauben geschlachtet und gegessen? Wer?"

„Ich?" fragte der Tatscher Hans dumm erstaunt, „Das hätte ich gesagt? Keine Idee."

„Lump, ich zeige sie alle an," tobte der Sonnenwirt, „du mußt Zeuge sein."

„Ich? Was dir nicht einfällt; ich weiß doch gar nichts, und den Tatscher Hans lassen sie beim Gerichte nicht einmal schwören." Mit höhnischem Lachen entwand er sich des Sonnenwirtes Griff und eilte davon.

„Ich bringe es doch heraus!" fluchte Peter Angermaier, „und dann wehe euch."

Aber er brachte nichts heraus; die ganze Gemeinde hielt zusammen, und nicht einmal Kindermund verriet etwas. Der Sonnenwirt hätte fast bersten mögen vor ohnmächtiger Wut, und durfte sich doch nichts merken lassen. Er fürchtete Spott und Hohn. Ganz im stillen brach er alle Taubenschläge ab, fraß dabei freilich einen ungeheuren Groll in sich hinein, so daß er förmlich abmagerte, aber die Nachbarn hatten fortan Ruhe, und jeder gönnte dem hartherzigen Manne die bittere Lehre.

Digitized by Google

Die drei Gewänder

(Eine Erzählung aus dem Pantschatantra.)

Drei fromme Brüder badeten,
Einst in der Ganga Flut.
Da sah man, was der Buße Macht,
Für selt'ne Wunder tut:

Auf daß der Heiligen Gewand,
Kein Erdenstaub entweih',
Erhoben langsam schwebend sich,
Die Kleider alle drei.

Doch als sie leuchtend blieben steh'n,
Hoch in den Lüften dort,
Da stieg ein Geier aus dem Schilf,
Ein Fröschlein trug er fort.

Der Brüder ältester erglüht,
In Mitleid und in Groll:
„Gib frei die Beute!" ruft er laut,
Selbstlosen Eifers voll.

Und eh' die Stimme noch verhallt —
Da stürzte sein Gewand,
Wie von der Gottheit jäh verschmäht,
Hernieder auf den Strand!

Der zweite Bruder sah's voll Schreck,
Und wollte weiser sein,
Denn flugs rief er dem Vogel nach:
„Nein! Halte fest, was dein!"

Der dritte Bruder aber hob
Den Blick nur ruhevoll,
Und ohne Worte sprach sein Herz:
„Geschehe, was da soll!"

Und herrlich in der blauen Luft,
Hoch überm Gangesstrand,
Als Gnadenzeichen leuchtete,
Des Weisesten Gewand.

Käthe Altwallstädt.

*

Eine Frau wartet auf ihren Mann / Von Hans Friedrich

Gestern war es ein Monat, daß ihr Mann fort war. Er hatte zum unausgebildeten Landsturm gehört, war dann zur Infanterie genommen worden, und kämpfte nun in Rußland.

Sie hatten gut miteinander gelebt. Sechs Jahre waren sie verheiratet in einer ruhigen, arbeitsamen Ehe. Es gab keine Konflikte . . keine Seitensprünge des Mannes, keine unbefriedigten Gefühle der Frau. Ernst Fernow arbeitete an einer umfassenden historischen Studie über das siebzehnte Jahrhundert. Viele Bücher aus jener Zeit und über sie häuften sich auf dem Schreibtisch und in den Regalen. Bilder machten jene bewegten Tage lebendig. Und die beiden Eheleute vergaßen darüber fast die Gegenwart. Es war ihnen, als hätten sie damals schon einmal gelebt, und sähen alle Menschen von heute in dem Kleide, mit den Gesten jenes Jahrhunderts.

Und dann war der Krieg gekommen. Sie hatten noch eine Weile in gewohnter Weise fortgearbeitet, aber mehr sprunghaft. Dieser Krieg drängte sich in ihr Leben. Und er paßte doch nicht hinein, obwohl sie sich so viel mit wilden und blutigen Begebenheiten beschäftigten. Auch die Menschen von heute wurden anders. Es war, als ob sie zu beweglich würden, so daß es nicht mehr möglich war, sie hinter Masken und mit fremden Gesten zu sehen. Ihre Geberde war der Kampf. Ihre Gesichter waren unverhüllt und ganz Gegenwart. Ihre Herzen fühlten Leben und Tod in einem.

Die Arbeit der beiden litt unter dieser Erkenntnis. Sie schien überflüssig. Es war jetzt wohl auch keine Gelegenheit, sie, wie erwartet, etliche Monate nach der Vollendung herauszubringen. So waren sie eigentlich schon von ihr abgerückt, als Fernow zum Heeresdienst berufen wurde.

Als seine Frau ohne ihn war, gewann das Alte wieder Macht. Sie versuchte zu arbeiten. Ihr Töchterchen nahm sie nicht viel in Anspruch.

Digitized by Google

Es war noch zu klein, als daß es ihr hätte innerlich etwas geben können. Und das Dienstmädchen war gut geschult, da blieb ihr genug Zeit.

Sie wollte da fortfahren, wo sie mit ihrem Mann aufgehört hatte. Aber es war unmöglich. Jedes Buch erinnerte sie an ihn, die Bilder, die Zettel mit Notizen, die beschriebenen Seiten seines Manuskripts. Ihr wurde so bange, er war so fern. Jeder seiner Briefe sprach von Gegenwart. Und auch von ihr ergriff sie allmählich Besitz, obwohl sie ihr Widerstand leistete, weil sie so groß und grausam war.

Lotte Fernow saß im Stuhl am Fenster und starrte hinaus. Die Bäume waren schon kahl. Nur mit ein paar letzten Blättern spielte noch der Wind. Und der Himmel war so eintönig grau, wie Trauer . . . nichts als Trauer . . .

Hier hatte sie oft gesessen, besonders in der ersten Zeit ihrer Ehe, und wenn ihr Mann in der Bibliothek war, hatte sie hier auf ihn gewartet. Jetzt war es ihr, als müsse sie auch hier auf ihn warten. Er war ja schon so lange fort und die Nacht wollte kommen.

Der Wind rüttelte an den Straßenbäumen. Sie wußte, Ernst blieb fern. Aber war es ihr nicht, als ob eine Stimme ihr zuraunte: Er kommt doch! Wie eine große Freude zuckte es in ihrem Herzen auf. Er kommt . . . aber wann würde er kommen? Und wie?

Das Wetter blieb auch in den nächsten Tagen gleich. Lotte saß am Fenster und wartete. Und sie mußte an alle die vielen Frauen denken, die so wie sie warteten, denen die Gegenwart ihre Männer nahm, damit sie aus ihrem Schweiß und Blut sich ein Denkmal schüfe, dauernder als Stein und Erz.

Sie hatte ihren Mann lieb, hatte ihn immer lieb gehabt. Aber in den sechs Jahren ihrer Ehe war ihre Liebe geworden wie ein glatter Weg im Park. Und sie war zurückgetreten vor dem Alltag, vor der Arbeit, vor der fremden, fernen Zeit, die unter Ernsts Feder neues Leben gewann.

Nun aber hatte der glatte Parkweg sich in Wildnis verloren. Und ihre Liebe, die so ganz in sich geschlossen und ruhig gewesen war, hatte wieder die Sehnsucht gelernt, die Sehnsucht, die sie seit ihren Mädchen- und Brauttagen fast vergessen hatte. Nun wußte sie wieder, wie sie quälte. Nun fühlte sie wieder ihr Blut brennen und sehnte sich nach Küssen und Umarmungen.

Es war, als ob in diesen grauen Spätherbsttagen etwas Neues in ihr erwachte. In ihrem Herzen schien ein Feuer aufzubrennen, das sandte Wärme bis in die fernen russischen Sümpfe, wo ihr Mann war. Ihre Briefe wurden immer inniger. Sie waren wie Liebesbriefe eines Mädchens.

Manche mögen wohl in solchen Monaten ganz Mutter werden. Sie wurde wieder die begehrte und begehrende Frau, deren Liebe sich Hindernisse entgegenstellen und die auf den Geliebten warten muß . . . Tage . . . Wochen. Ihre Wangen wurden einen Schein blasser. In ihren Augen aber leuchtete ein Schimmer, den streute die Sehnsucht hinein.

So wartete sie auf ihren Mann. So trug sie ihre Einsamkeit und focht ihren Kampf.

Ihre Bekannten wunderten sich, daß sie niemals klagte. „Es muß ja sein", schnitt sie alle Trostworte ab. Ihre Neiderinnen, denn sie war hübsch und wohlhabend, erklärten, sie habe ihren Mann doch nicht aus Liebe, sondern nur des Geldes wegen genommen.

Sie öffnete sich niemanden. Wozu auch! Sie hatte ja die Briefe an ihren Mann. Denen vertraute sie alles. Kalt und verschlossen nannten sie manche. Und dabei war ihr Herz heißer als einst, und ihr Blut sang in den langen Winternächten von Liebe, von Glück.

Ihre Ehe war ihr bisher so selbstverständlich erschienen. Nun wußte sie, daß keiner den glatten Parkweg des Glückes für immer geht, daß überall irgendwann einmal die Wildnis kommt.

Sie mußte viel auf ein altes Bild sehen, das im Arbeitszimmer ihres Mannes hing. Eine Frau sitzt am Fenster, mit einer Blume in der Hand. Es stammte aus der Zeit, die sie früher so tief erlebt hatten.

So saß auch sie und wartete. Auch sie hatte eine Blume in der Hand, die unsichtbare Blume der Sehnsucht.

Sie liebte die blonde Frau mit den glattgescheitelten Haaren und stillen, demütigen Augen wie eine Schwester. Und sie sprach mit ihr, leise, unhörbar, und es war, als ob ihre Herzen sich kannten, seit langem, sehr langem schon . . . Und es war ihr, als ob sie mit ihr wartete. . . .

Digitized by Google

* Bücherbesprechungen *

Heinrich Stümcke: Das Friedewünschende Teutschland. Ein Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1915. XII und 64 S. 8°. Preis elegant broschiert 1 M.

Dies Schauspiel des von den Zeitgenossen als „Cimberschwan" und „Fürst der teutschen Dichter" gepriesenen holsteinischen Pfarrers Johann Rist ist neben Grimmelshausens Simplizianischen Schriften das bedeutsamste poetische Erzeugnis aus den Tagen des Dreißigjährigen Krieges und zugleich ein menschliches Dokument von seltener Art. Zwei Jahre vor Friedensschluß entstanden, wurde das Stück 1646 in Hamburg unter großem Beifall aufgeführt, in mehreren Buchausgaben verbreitet und in der Folgezeit auch von Magister Velten und seiner berühmten Bande öfters gegeben. Seitdem freilich war „Das Friedewünschende Teutschland" gleich den übrigen Schöpfungen der deutschen Barockdichtung ein bloßer Name in den Literaturgeschichten, da die allzu große pastorale Breite des Dialogs und der Szenenführung und manche schwerverständliche, sprachliche Wendungen und gelehrte Anspielungen den modernen Leser außerhalb der germanistischen Fachkreise abstießen. Nun hat sich in Heinrich Stümcke ein neuer Herausgeber und Bearbeiter gefunden, der mit sicherem Blick und geschickter Hand den Kern der Dichtung aus der bombastischen Umhüllung herausgeschält und ihre Sprache behutsam dem heutigen Gebrauch angenähert hat. Aus dem also neugeborenen Text und aus Dr. Stümckes knapper, literarhistorischer Einleitung ersieht man mit Staunen, wie sich Fäden von merkwürdiger Aktualität aus der Zeit des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges in die Jahre des jetzigen Weltkrieges herüberspinnen und wie der kaiserliche poeta laureatus von 1647 alle Aktualitätsdramatiker von heute an Größe des poetischen Vorwurfs und Kraft der sprachlichen Gestaltung übertrifft. Die Verlagsbuchhandlung hat das Büchlein, das sich wegen seines handlichen Formats und geringen Gewichts auch zur Versendung als Feldpostbrief eignet, reizvoll ausgestattet.

Neue Orplidbücher im Kriegsjahr 1914. Axel Juncker Verlag, Charlottenburg. — Den ersten noch im Frieden erschienenen zehn Orplidbüchern sind jetzt fünf ebenso geschmackvoll ausgewählte wie ausgestattete Kriegsbändchen (zum Preise von einer Mark) gefolgt. „Lieder unserer Soldaten" mit Bildern von Hugo Rosenberg heißt das erste. Es enthält die im Volksmund längst bekannten alten Vaterlandslieder, die jetzt zu neuem Glanz erwacht sind. Die ihnen beigegebenen Zeichnungen sind ebenso trefflich wie originell. Das folgende Bändchen „Neue Kriegslieder" ist ganz aus dem Geiste unserer Zeit heraus entstanden, enthält einen großen Teil der besten Kriegslieder lebender Dichter, die wir in fast allen Anthologien finden. Dies und jenes hätte fortbleiben können, um von Besseren ersetzt zu werden, so fehlt Löns mit seinem „Matrosenlied" und Zuckermann. Das dritte Bändchen „Taten und Kränze" hat Kurt Münzer zum Verfasser und enthält unter seinen rund dreißig Gedichten manches so Wertvolle und Weltweite, daß man oft meinen könnte, aus dieser Kriegslyrik öffneten sich der Zukunft ganz neue Wege. Wurde in den „Neuen Kriegsliedern" der sittliche Ernst und die Größe dieses Völkerringens vor allem betont, so trägt der Band „Kaserne und Schützengraben" weit fröhlichere Farben auf seiner Palette, hier singt mehr der derbe Volksmund und die Forsche marschierender Kriegsgesellen. In die Gesellschaft von Brenners herrlichem Lied „Garde, marsch!" von Hochstetter und Ettlinger gehört hier nicht Zuckermanns „Reiterlieb". Das originellste Anthologiebändchen, das keinen Anspruch auf künstlerische Wertung erhebt, aber blutfrisch und prächtig wirkt, ist das letzte Buch „Landsturm". Diesem möchte ich das eine wünschen, daß es bis in die deutschen Schützengräben käme. Jeder, der an der Front war und ist, weiß, daß es goldeswert ist, ein Buch, das aus dem Herzen derer geschrieben ist, die es lesen. Von Hand zu Hand würde es wandern, verschlungen und gesungen sein.

Hellmuth Unger.

Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus. Mit Einleitung von Moeller van den Bruck und Militärfiguren nach Callot. Gebd. 3 M. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Einsames Träumen im Walde und fromme Weltentsagung bilden Anfang und Ende dieses gewaltigen Buches; dazwischen aber liegt die wüste Zeit des großen deutschen Krieges: Hier rauhes Lagerleben, Dörferplündern und Bauernschinden, mörderliches Schlachtgetümmel, frischfröhliche Reiterzüge und Beutefahrten, dort wieder kleine Friedensbilder, eine Eskapade in das liederliche Paris mit seltsamen Liebesnächten bei maskierten Damen vom Hofe und an anderen Orten ergötzliche Charlatanerie und Bauernfang, Aberglaube, Schatzgräberei und Hexenspuk. Und durch all diese drängend unterhaltsame Fülle von Gesichten und Gestalten, durch diese rauhe, bunte, wirre Welt, die mit wunderbarer Sprachgewalt geschaffen und belebt ist, leuchtet in keuscher Schönheit trotz aller Not der Zeit eine unzerstörbare Ahnung von Deutschlands künftiger Größe und Herrlichkeit, eine Deutschgläubigkeit, um derer willen allein schon unsere Gegenwart dem „Simplicissimus" wieder ihre volle Liebe zuwenden sollte. — Die Callotschen Militärvignetten, die das malerische Gepräge jener Tage in entzückender Weise zum Ausdruck bringen, erhöhen noch den Reiz dieser aufs beste ausgestatteten Neuausgabe.

Sophus Bonde: Die Prise der Britannia. Hübsch kart. 1,80 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Bonde, der mit einem so erstaunlichen, ursprünglichen Erzählertalent begabte Dichter aus dem Volk, bringt hier eine abenteuerreiche, mit prächtigem Humor gewürzte Geschichte, die in überraschender Weise weit zurückliegende, seltsam verschlungene Schicksale schließlich mit dem Ausbruch des heutigen Weltkriegs in Zusammenhang bringt. Kein „Kriegsbuch" im eigentlichen Sinn also, aber eine Erzählung, in der Bonde mit dem erwärmenden, fortreißenden Behagen des geborenen Erzählers wieder ein tüchtiges „Schimannsgarn" spinnt. Es handelt sich diesmal um die Seefahrt nach einem unter den aufregendsten Begebenheiten erworbenen und versteckten Schatz. Der unheimliche Reiz der Geschichte des Kapitäns van Dooren, der von Meer zu Meer fährt, sich und andere in wilde Abenteuer verstrickt und schließlich ein grausiges Ende findet, steht in wirksamem Kontrast zu der frischen, kühnen und schönen Enkelin des Kapitäns, welche die romantische Fahrt zur Entdeckung des Schatzes unternimmt. In dem Schicksal der „Prise der Britannia" wie in dem Namen des räuberischen englischen Kriegsschiffes „Britannia" liegt etwas unaufdringlich Symbolisches, das der Dichter mit warmer, stolzer Vaterlandsliebe und kräftigem Zorn gegen das anmaßende England vortrefflich herausgearbeitet hat.

Inhalt des Heftes 18: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte. — **Beiblatt:** „Nimm meinen Kranz . . ." Gedicht von Eugen Stangen. — Der Sonnenwirt und seine Tauben. Humoreske von Wolfgang Kemter. — Die drei Gewänder. Gedicht von Käte Altwahlstedt. — Eine Frau wartet auf ihren Mann. Von Hans Friedrich. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 29. Januar 1916. — Druck von A. Gehbel & Co. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 19

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

8. Fortsetzung.

Grete Schuster war aus allen Wolken gefallen, als sie den Sachverwalt hörte.

„Kein Wort habe ich gesagt! Ich habe vollkommen nach Ihren Anweisungen gehandelt, meine Freundin die letzten beiden Tage überhaupt nicht aufgesucht, und sie ist auch nicht bei mir gewesen!"

„Dann gehen sie gleich zu ihr!"

Grete Schuster bekam es mit der Angst zu tun.

„Wenn nur nicht irgendwie die ganze Sache herausgekommen ist!"

Die Empfangsdame wurde sehr energisch.

„Das ist ganz ausgeschlossen! Der ‚Schiffbrüchige' weiß ja überhaupt nicht, daß es eine Frau Dennert gibt! So dumm sind wir doch nicht, einem solchen Mann Trümpfe in die Hand zu geben. Und wenn Fräulein Schwarzhasel es ihm wirklich gesagt haben sollte, — übrigens glaube ich das nicht, denn das ist uns noch nie passiert, es widerspricht den weiblichen Empfindungen, — so ist das ohne alle Bedeutung! Die weitergehenden Fäden kennt weder er noch sie! Gehen Sie nur getrost hin! Daß sind Schwierigkeiten, die mit in den Kauf genommen werden müssen, die klären sich später immer auf eine ganz einfache harmlose Weise auf!"

Mit sichtlichem Widerstreben tat es das junge Mädchen — und war schon nach zehn Minuten wieder zurück.

„Ich bin gar nicht vorgelassen worden! Meine Freundin sei krank — und ihre Mutter sah mich so komisch aus den Augenwinkeln an!" Da wurde es selbst der abgebrühten Empfangsdame unheimlich, aber sie ließ sich nichts merken.

„Das bilden Sie sich doch nur ein! Halten Sie sich zu Hause auf! Und wenn sie irgend etwas erfahren, gleich telephonieren Sie mich an! Ich habe keine Zeit mehr! Adieu!" . . .

Grete Schuster eilte wie ein gehetztes Wild nach Hause. Auf einmal sah sie die Sache in ganz anderem Lichte. Schön hatte sie sich in die Nesseln gesetzt. Und das schlimmste war, daß die Kartenlegerin ein Schriftstück von ihr in Händen hatte. Wenn ihr die Polizei auf den Hals kam? Womöglich wurde Vaters ganzes, gutes Geschäft vernichtet! In Todesängsten saß sie zu Hause und wagte weder ihren Eltern etwas zu sagen, noch einen neuen Versuch zu unternehmen, mit ihrer Freundin in Verbindung zu treten.

Die Empfangsdame hatte bei der Kartenlegerin einen bösen Empfang.

„Da können wir nun Ihre Dummheit ausbaden! Vorhin hat mich Frau von Karrein antelephoniert, er ist immer noch nicht zurück. Jetzt gilt's zu überlegen, wie wir den Kopf aus der Schlinge ziehen können. Aber dazu brauche ich Sie nicht! Na, nun gehen Sie schon!"

Ganz verstört verließ die Empfangsdame die Kartenlegerin. Die nahm die Sache nicht so schwer. Sie hatte ihrem Fräulein Wildschütz nur einen Dämpfer aufsetzen wollen, weil die in der letzten Zeit die ‚Geschäfte' ein bißchen selbstherrlich in die Hand genommen

Digitized by Google

hatte. Das mußte ihr gründlich ausgetrieben und ihr eingeschärft werden, daß sie in ihrem ganzen Leben den Namen Karrein noch nie gehört hatte. Dann log man sich schon auf irgendeine Weise heraus, bevor es einen Spektakel gab. . . .

Frau von Karrein wagte sich gar nicht aus dem Hause. Aber in der Küche hatte sie ein tüchtiges Feuer anmachen lassen, und ihr Mädchen fortgeschickt auf ein paar Stunden. Briefe verbrannte sie, die sie lieber nicht in fremde Hände fallen lassen wollte, unmöglich war es ja nicht, daß — eine Haussuchung bei ihr stattfand.

---

20. Kapitel.

In Hoppegarten wurden die Schlußgalopps für die „Armee" geritten. Die beiden letzten Tage sollten die Pferde Ruhe haben, nur noch leicht bewegt werden. „Ahnfrau" war fertig auf die Minute. Die Sportzeitungen sprachen ihr neben „Scheinwerfer" die größten Chancen zu. Den Ritt auf dem Schimmel hatte ein Wandsbecker Husar übernommen, der als einer der routiniertesten Rennreiter bekannt war. Sieglows Laune war nicht besser geworden, als er das erfahren hatte. Er mußte siegen, wollte das Schicksal zwingen. Ilse Wolfisheimb winkte als Preis! Und der Kaiserpokal und der große Haufen Geld! Wurde er zweiter oder dritter, bekam er auf Platzwette wenigstens soviel herausbezahlt, daß er den Kopf gerade noch über Wasser halten konnte. Die Hin- und Herzerrerei mußte ein Ende nehmen! Er fühlte jetzt manchmal, wie seine Nerven nachließen. Und wie würde erst die Geliebte leiden! Die konnte doch nicht wie er die Hände rühren, sondern mußte tatenlos dasitzen und warten. . Dabei folgten seine Augen „Scheinwerfer", der in scharfer Fahrt, wie eine Puppe, die Hindernisse nahm. Unter dem Wandsbecker Husar fiel der Schimmel nicht nach jedem groben Hindernis ein paar Längen zurück. Mailand noch mal, noch mehr Dampf setzte sein Reiter auf, und verhältnismäßig frisch nahm das Tier die letzten Hindernisse. Nun kam es den Einlauf in flottem Galopp herunter, — war durchs Ziel. . . . Der Wandsbecker Husar stoppte ab, wendete und kam auf Sieglow zugeritten, der „Ahnfrau" im Schritt auf den Zirkel bewegte, die hatte ihren Schlußgalopp schon in den Knochen.

„Na, Sieglow, das wird ein Pläsier", rief der Husar, als er näher heran war.

Mit dem hatte Sieglow mindestens hundert Rennen zusammen geritten. Manches Finish hatten die beiden unter sich ausgemacht. Der Kampf auf dem grünen Rasen hatte sie Freunde werden lassen.

„Du nimmst mir mit dem Schimmel die beste Chance aus der Hand!"

Der Husar lachte, ritt jetzt neben ihm auf dem Zirkel.

„Sieh' nur, er ist in guter Kondition! Hätte ich ihn ein bißchen früher in die Hand bekommen, wär's wohl nach menschlichem Ermessen eine totsichere Sache für mich geworden. Von den anderen zehn zählst du doch nur! Aber verdammt heftig zählst du, alter Freund! Was du mit deinem Lemke aus der Stute gemacht hast, daß soll euch erst einmal einer nachmachen! „Ahnfrau" war ja schon voriges Jahr ein reelles Pferd, aber daß solches Zeug zum Steepler in ihr steckt, das habe selbst ich nicht erkannt. Und der dicke Pollnow erst recht nicht! So ist's wahrhaftig auf der Welt, die dicken haben den größten Dusel. Ist dir das nicht auch schon aufgefallen?"

Wider Willen mußte Sieglow lachen.

„Vielleicht, ich habe darüber noch nicht nachgedacht! Aber eines weiß ich bestimmt, der dicke Pollnow ist wahrhaftig ein Glücksmensch!"

„Na, siehst du! Und abergläubisch wie ich nun einmal bin, glaube ich schon aus diesem Grunde nicht an — ‚Scheinwerfers' Sieg. Aber deine Arbeit sollst du mit mir haben, Erich Sieglow! Wir haben uns ja schon recht oft auf dem grünen Rasen die Hölle gegenseitig heiß gemacht! Mit dem kleinen Sachsen hättest du wahrscheinlich leichtes Spiel gehabt. Anfänger sollten sich nicht an solch ein Rennen wagen. Aber Mumm und Veranlagung steckt in dem Kerlchen! Paß mal auf, in ein paar Jahren, wenn das Blut nicht mehr so hitzig ist!"

„Dasselbe habe ich schon zu meinem getreuen Lemke gesagt! Und nun adjüs auch, ‚Ahnfrau' soll in den Stall."

Digitized by Google

Bei der Stute blieb Sieglow noch lange mit verschränkten Armen und finsterem Gesicht stehen und sah zu wie sie fraß. Dabei schossen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Wenn der liebe Kampfgenosse wüßte, wie es um ihn stand! Nahe daran war er gewesen, dem klaren Wein einzuschenken. Dann wäre der totsicher von dem Schimmel heruntergeklettert und hätte gesagt: „Erich Sieglow auf Tod und Leben reite ich nicht mit dir! Da lasse ich lieber den Kaiserpokal schießen! Und der kleine Sachse findet noch ein gutes Dutzend, die sich mit Wonne auf seinen Schinder setzen!" .... Tief atmete Sieglow auf. Ach nein, er war kein Schlappstiefel! Auf Tod und Leben wollte er reiten um Ilse Wolfisheimb. Auf Tod und Leben!

Da gab er dem getreuen Lemke die Hand.

„Nicht aus den Augen lassen die Stute, ich werde auch jede freie Minute hier draußen sein!"

---

21. Kapitel.

Onkelchen saß an seinem Schreibtisch und rieb sich mit der Faust die mächtige Glatze. Sein Bruder hatte ihm geschrieben. Er konnte doch nicht einfach mit Ilse ankommen und sagen: „Da sind wir auf ein paar Stunden, wollen raus nach Hoppegarten zur „Armee" und dann fahren wir wieder nach Hinterpommern, falls nicht was Unvorhergesehenes eintritt!" ... Er hatte sich hingesetzt und seinem Bruder offen und ehrlich geschrieben, wie die Aktien standen und da lag dessen Antwort! Kein Gedanke könne von einer Heirat Ilses mit diesem Herrn von Sieglow sein, und das Kommen bringe nur Aufregungen, weiter aber auch gar nichts! .. Da sollte man sich nicht die Glatze reiben! Mit 'nem scharfen Messer jetzt zu operieren, war nach seiner Ansicht so ungefähr das dümmste. So verlor man sein Mädel leicht aus den Fingern. Er machte das mit seinem Agathchen viel klüger! Na ja, Markenzin war nicht Berlin. Und er hatte der Marjell versprochen, mit ihr nach Hoppegarten zu fahren. Was Alfred Wolfisheimb versprach, das hielt er auch. Lügen tat er grundsätzlich nur beim Pferdehandel. Wenigstens auf die Dauer. Einwicklungsversuche waren natürlich immer gestattet. Wenn er aber einmal ja oder nein gesagt hatte, dann biß keine Maus einen Faden davon ab ... Ja, was machte man da? Man schrieb einfach hin: Mein lieber Bruder! Ich komme doch mit deinem Mädel. Und löffle die Suppe aus, die ich mir eingebrockt habe. Du aber markier nicht Opposition, sonst flaggt die Marjell den Dickkopf. Ich werd' schon fertig mit diesem Rennjockel, — wenn es sein muß!

Während er diesen Brief schrieb, trat seine Frau ein, das war ihm gar nicht recht, und das gab er immer dadurch zu erkennen, daß er zärtlich wurde.

„Na, Heißgeliebte!"

Da wußte Frau von Wolfisheimb Bescheid. Sie reckte den Hals, erkannte die Handschrift ihres Schwagers.

„Steckst du schon wieder die Hände in anderer Leute Dinge? Wir haben nämlich selbst drei Kinder."

„Und gerade so viele sind wir mindestens dem Vaterlande schuldig. Sonst kann nämlich die Bevölkerung unmöglich zunehmen."

Sie wußte, wenn ihr Mann so redete, dann hatte es keinen Sinn, sich auf weitere Auseinandersetzungen mit ihm einzulassen.

„Dann fahr' mit Ilse nach Berlin. Ich denke, du wirst froh sein, bist du wieder zu Hause."

„Selbstverständlich, bin ich allemal. Sonst wär's doch eine grauenhafte Undankbarkeit gegen dich. Und wenn wir für Agathchen keinen Polizisten brauchten" ...

Da unterbrach Frau von Wolfisheimb ihren Mann mit einer sehr energischen Handbewegung.

„Natürlich. Ganz deiner Ansicht, lieber Alfred. Das Einzige, das mich reizen könnte mitzufahren, wäre das Zusehen. Wie du dich nämlich in die Nesseln setzst."

„Wie rührend, ich dank' auch bestens."

„Ich hab' nämlich diese Nacht einen ganz fürchterlichen Traum gehabt."

„Sehr begreiflich, wenn man's nicht vertragen kann, soll man nicht zum Abendbrot Aal mit Gurkensalat essen."

Da erreichte er das, was er wollte, seine Frau verließ unter Protest das Lokal. ...

Am Nachmittag sagte Herr von Wolfisheimb mit einem listigen Augenzwinkern zu

Digitized by Google

seiner Nichte: „Also morgen früh um neun Uhr fahren wir. Agathchen wird einen Flunsch machen, der den Mund wieder gerade zu ziehen, wäre deine Sache. Denn eine Liebe ist doch der anderen wert, nicht wahr, Marjell?"

Der Ansicht war Ilse auch vollkommen. Und es wunderte sie nicht einmal, daß ihre Kusine überhaupt nicht den Mund verzog, sonder mit strahlenden Augen nickte und dabei sehr schöne Gedichte, die natürlich von der Liebe handelten, mit tiefgründigen Handbewegungen und oftmals zitternder Stimme deklamierte ...

Je näher sie am nächsten Nachmittag Berlin kamen, um so stiller wurde Onkelchen. Von Ruhnow über Stettin bis Eberswalde hatte er das Mittagessen, eine Flasche Wein und vier Kognaks verzehrt, und nun bestellte er noch schnell den allerletzten zum Kaffee. Recht oft fuhr die Hand über die Glatze, denn eine Reisemütze trug er grundsätzlich nicht, weil „da oben nischt mehr zu holen ist", wie er sich ausdrückte.

Ilse war es ganz recht, daß Onkelchen so schweigsam war. Da konnte sie ihren Gedanken nachhängen. Die beschäftigten sich natürlich einzig und allein mit Erich Sieglow. Wenn er nun nicht siegte? Die Wahrscheinlichkeit war doch sehr groß! Was dann? Dann mußte ihm das gute Onkelchen den Kopf wieder gerade auf die Schultern setzen. Und wenn er siegte, gab es auch noch Hindernisse in Hülle und Fülle. Sie sah ja gar nicht klar über ihn. Wußte nicht, ob es sehr schlimm um ihn stand, oder ob er in allzu schwarzen Farben gemalt hatte. Das mußte Onkelchen auf jeden Fall herauskriegen, wie auch die Entscheidung in der „Armee" ausfallen würde. Da legte sie ihre Hand auf seinen Arm; sie waren die einzigen Gäste in dem Speisewagen, alle anderen machten sich in ihren Abteilen schon fertig für Berlin.

„Onkelchen, ich habe ein felsenfestes Vertrauen zu dir. Bitte, laß es nicht zuschanden werden."

Der blies die Backen auf, zog die Schultern hoch.

„Wir werden sehen, was sich tun läßt. Deinetwegen sitz ich doch auf der Bahn und trink die miserablen Kognaks."

Das war nicht Ja und nicht Nein. Aber eine große Beruhigung war es doch. Onkelchen würde die Sache schon beim rechten Ende anpacken, wenn man ihm vorstellte, daß er wirklich die letzte Rettung war ...

Auf dem Stettiner Bahnhof empfingen Ilses Eltern die Beiden. Die Begrüßung fiel recht frostig aus ...

Später saßen die Brüder bei einer Zigarre zusammen. Alfred Wolfisheimb ließ sich gar nicht erst in die Verteidigung drängen.

„Also, nun sind wir da. Und ich geh' allein mit Ilse zum Rennen. Seh mir den Monsieur gründlich an und wenn es sein muß, red' ich erst mit ihm deutsch, darauf versteh ich mich, dann mit deinem Mädel."

„Alfred, das nützt doch nichts."

„Magst recht haben, Christoph. Es gibt aber nun einmal im menschlichen Leben eine Menge Dinge, bei denen ein Vermittler das einzig Richtige ist. Dir klugem Kerl brauch' ich doch in diesem Falle die Einzelheiten nicht auseinanderzusetzen."

„Sieglow wird sich nicht halten können. Vielleicht bricht er schon nach diesem Rennen gründlich nieder. Und erholt er sich an dem, einwandfrei wäre das Mittel nicht, außerdem auch nur ein Hinausschieben des Zusammenbruchs."

Alfred Wolfisheimb sah die dicke Importe andächtig an. Ihm lag gar nicht daran, alle Schandtaten Sieglows zu erfahren. Außerdem wurde doch manchmal der Mund recht voll genommen. Vorurteilsfrei wollte er prüfen.

„Möglich! Aber wir haben doch beide eine tüchtige Portion Jahre auf dem Buckel. Und du wirst in deiner Beamtenlaufbahn hinter mehr Türen geguckt haben als ich. Beispiele würden wir wohl beide auskramen können, daß ein Leichtfuß ein ganzer Kerl geworden ist, wenn er nur erst an die richtige Schmiede gekommen ist. Wir Deutsche sind nun einmal so. Mitunter verübt die Liebe an uns Wunder."

„Da muß man aber zum Mindesten kein notorischer Spieler sein, Alfred!"

„Daß er das ist, ist das Gemeine an der Sache, geb' ich unumwunden zu."

„Na, siehst du."

Digitized by Google

„Brr, Christoph. Sachte mit den jungen Pferdchen. So war das nicht gemeint. Ich wollte damit sagen: Wenn schon — dann muß er eben aus diesem Kreis herausgerissen werden. Und 'ne Probezeit durchmachen. Versteht sich."

Der vortragende Rat schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, du meinst es gut. Aber das ist ein Reden um die Sache herum. Fahr also morgen mit Ilse zur „Armee". Meiner Frau hab' ich gesagt, sie soll ihr nicht den Kopf heiß machen. Wenn du aber Sieglow kennen lernst, dann vergiß nicht: ich bin auch noch da. Leg' deiner Gutmütigkeit die Zügel an."

Alfred Wolfisheimb hatte sich erhoben, drückte seinem Bruder die Hände auf die Schultern.

„Natürlich wird das geschehen. Da verlaß dich felsenfest drauf. Übrigens wird sich da draußen kaum eine Gelegenheit bieten, in dem Trubel vernünftig mit Sieglow zu reden. Den kauf ich mir, wenn es geht, am Abend, in einer stillen Ecke, nachdem ich Ilse nach Hause gebracht. Erst muß ich mir doch ein Bild von ihm machen können. Was ich wissen will, werde ich schon herausbekommen. Und dann wollen wir weiter reden — und wenn es sein muß, ein Machtwort sprechen. Denn dein Mädel hab ich ganz leidlich in die Hand bekommen."

Das glaubte der vortragende Rat durchaus nicht, aber über Dinge zu reden, die noch nicht völlig spruchreif waren, hatte keinen Zweck. Weil er immer gleich den Kern der Sache erfaßte und ruhig auf die richtige Stunde warten konnte, deshalb sollte er ja, in noch verhältnismäßig jungen Jahren, Minister werden.

Er zuckte die Achseln, mochte sein Bruder denken, was er wollte.

---

22. Kapitel.

Der Großschlächter Schwarzhasel saß seiner Frau gegenüber. Er war in ärgerlicher Stimmung. Es hatte wieder einmal Krach mit ein paar Gesellen gegeben.

„Früher, Mutterchen, da war doch det die einfachste Sache von die Welt! Da haute man so'n Kerl 'n paar hinter die Löffeln, un denn vertrug man sich wieder. Heutzutage rennt die Bande off's Jericht! Un kriegt ooch noch Recht! Un man muß blechen! Et hat for uns jar keenen Sinn mehr Jroßschlächter zu spielen!"

Frau Schwarzhasel wußte, daß sie am weitesten kam, wenn sie nur mit einem Seufzer antwortete. Dann schimpfte sich „ihr Oller" den Ärger herunter — und es blieb alles wie es war. Ärger gab es natürlich in jedem Geschäft. Ärger war auch schon reichlich zu Zeiten ihres Vaters vorhanden gewesen. Nur war der mit ein paar saftigen Ohrfeigen bedeutend schneller aus der Welt geschafft worden. Dafür verdiente ein Großschlächter heute viel mehr als damals. Denn vor zwanzig Jahren, wurde viel, viel weniger Fleisch gegessen als heute, und Berlin und seine Vororte waren auch unheimlich gewachsen. . . . .

Anton Schwarzhasel ließ sich in seiner Schimpferei auch gar nicht stören. Er hatte einen fertigen Plan in der Tasche, allmählich mußte er seine Frau an den gewöhnen. Da doch mit dem Klaus Wenderoth und Elise nichts wurde, wollte er die Großschlächterei gänzlich aufgeben. Zu was saß man denn auf einem so strammen Geldbeutel und hatte außerdem noch drei Zinshäuser? Viele seiner Kollegen, die mehr Kinder und weniger Geld hatten, waren behäbige Rentiers geworden. Und da hatte sich auf einmal die Tür aufgetan, Else war eingetreten und hinter ihr ein — Mann.

Ehe sich Anton Schwarzhasel und seine Frau von dem Erstaunen erholt hatten, war Elise schon an den Tisch getreten und hatte gesagt:

„Darf ich Euch Herrn Oberleutnant Felgart vorstellen! Er ist verabschiedet worden, wegen Schulden! Vater, du mußt ihm helfen! Tüchtig arbeiten will er!"

Da war es Anton Schwarzhasel sofort klar, warum neuerdings seine Tochter so für die Natur schwärmte. Und noch ein anderer Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Vielleicht erleichtert mir der da, der ziemlich verdonnert an der Tür steht, den Weg ins Privatleben. Aber dem Gedanken gab er vorläufig nur einen Augenblick Raum. Er erhob sich.

Digitized by Google

„Juten Tag! Un es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

Frau Schwarzhasel aber wußte gar nicht, was sie denken sollte. Verkehr hatte sie ganz wenig gepflogen, jedenfalls nie mit einem Herrn aus solchen Kreisen. Unwillkürlich war sie aufgestanden.

Felgart war mit reichgewordenen Leuten dieser Art noch nie zusammengetroffen. Aber sich schnell in einer unbehaglichen Lage zurecht zu finden, hatte er in den Manövern gelernt. Er trat heran, verbeugte sich vor dem Großschlächter und sagte:

„Ihr Fräulein Tochter hat — leider — die Wahrheit gesagt! Und erzählt hat sie mir auch, daß Sie gedient haben!"

„Jawoll! Zweites Jarderegiment zu Fuß! Un det war mein Jlück!"

Bei den letzten Worten nickte er seiner Frau zu. Aus ehrlicher Dankbarkeit und weil er wußte, daß sie ihm solches Gedenken hoch anrechnete.

„Herr Schwarzhasel, ich stehe hier mit dem ehrlichen Willen mich tapfer durchs Leben zu schlagen! Hätte mich Ihr Fräulein Tochter nicht dringend gebeten, heute schon vor Ihnen zu erscheinen, so hätte ich gewartet. Hätte auch sonst gewartet, — wenn — wenn, gesagt muß es werden, also wenn ich Arbeit gehabt hätte! Arbeit, die mir ein gutes Fortkommen über Jahr und Tag ermöglicht hätte!"

Der Großschlächter griff nach einem Stuhle. Zeit wollte er gewinnen. Das sein Mädel bis über beide Ohren in diesen Oberleutnant a. D. verliebt war, sah er ja, wenn sie auch kein Wort sagte. Aber sprungbereit stand sie da.

„Bitte, setzen Sie sich! Na, wo haben Sie denn jedient?"

Er erzählte offen und ehrlich. Auch seine Fahrt nach Amerika verschwieg er nicht. Dann kam er auf Frau Karrein zu sprechen. Dort wohne er jetzt, er könne sich ja nicht rühren und man wolle ihn reich verkuppeln.

„So, wohl jar mit meine Tochter?"

Da nahm ihm Elise, die neben die Mutter sich gesetzt hatte, die Antwort vorweg. Sie sprang auf, ihre Augen sprühten.

„Ja und wie man das versucht hat anzustellen, will ich nun erzählen!"

Sie tat es! Frau Schwarzhasel rang die Hände.

„Und wißt ihr, wer mich zu der Kartenlegerin geschleppt hat? Die Grete Schuster!"

„Nu bloß so'n Balg!" brummte der Großschlächter! Und dann wandte er sich an Felgart. „Wie mirs scheint, hat ooch alles so weit jeklappt, wie det die Kartenlegerin hat haben wollen!"

Wieder sagte Elise Schwarzhasel für Felgart:

„Wir hätten uns sonst nicht kennen gelernt, so weit stimmt das, aber weiter nicht!"

Da zog sich der Großschlächter mit Daumen und kleinem Finger seine dicke Nase lang, blinzelte seine Tochter an und fragte sie sehr eingehend.

„Also ohne 'ne dritte Person im schwedischen Paviljong?"

„Ja, Vater! Ganz gewiß!"

„Nu so 'ne Jeschichte!"

„Vater, er darf nicht wieder zu dieser Frau von Karrein zurück, auf keinen Fall. Deshalb habe ich ihn schon heute mit her gebracht!"

Da rieb sich zur Abwechslung der Großschlächter die dicke Backe.

„Wat soll ick denn aber mit dem Herr Oberleutnant anfangen, Mädel?"

„In unseren drei Häusern wird sich schon ein freies Zimmer finden!"

„Nu, ja doch! Vasteht sich! Ick meene von wegen die Arbeet!"

„Du brauchst sie ihm ja nicht zu geben! Ruhe muß er erst einmal haben. Wir werden suchen und wir werden finden! Die Hauptsache bleibt für die nächsten Tage, daß er nicht zu dieser Frau von Karrein zurückzukehren braucht!"

„Nee, det soll er nich! Schon damit du nich ins Jerede kommst. Un nach die Kartenlegerin un die Frau von Karrein werde ick mir erkundigen! Die Bande soll den Anton Schwarzhasel kennen lernen!"

„Nur keinen Spektakel, Vater!"

„I Jott bewahre! Janz friedlich sag' ich dir, aber jründlich! Un den Schuster, den Drojisten, werd' ick steigern, det ihm die Haare zu Berge stehen! Un nu werd' ick mit den Oberleitnant mich noch en bißken solo unterhalten!"

Digitized by Google

Sofort erhob sich Felgart. So peinlich das alles war, bis jetzt ging ja alles viel besser, als er sich vorgestellt hatte.

Während Elise die Mutter bearbeitete, bot im Nebenzimmer Herr Schwarzhasel seinem Gaste eine Zigarre an und holte aus einer Ecke ein paar Flaschen Patzenhofer Bier.

„So, Herr Oberleutnant, nu kann's losjehn! Bis jetzt haben Sie nich jeflunkert, det hab ich jemerkt, dun Se's ooch weiter nich! Ick kenn' mer in die Leutnants aus! Da war eener zu meiner Zeit beim zweeten Jarderegiment, eener for den mer den Teifel aus die Hölle jeholt hätten, aberst 'n leichtsinniges Luder, jlanzvoll jing er um die Ecke! Jlanzvoll sag ick!"

„Ja, Herr Schwarzhasel, das passiert! Und das brauchen durchaus nicht die schlechtesten Offiziere zu sein!"

„I nee! Jott bewahre! Im Jejenteil! Na ja! Nu is das so mit Sie. Und nu wollen wir mal reden, wie ein paar alte Soldaten!"

So, da kam das Gespräch ins rechte Fahrwasser. Felgart atmete auf.

„Fragen Sie nur, Herr Schwarzhasel! Ich werde ganz gewissenhaft antworten und Ihnen wirklich nichts vorflunkern!"

„Det is mir sehr anjenehm zu hören! Da werden wir uns ooch vertragen! Ick bin 'n janz jemütliches Haus! Un wie et auf die Welt zujeht, det weeß ick doch! Früher nämlich war ick en hinterpommerscher Hütejunge, Herr Oberleitnant!"

„Das beweist, daß Sie ein tüchtiger Mann sind, Herr Schwarzhasel!"

Der schmunzelte und drehte eine leere Bierflasche in seiner breiten, dicken Faust herum.

„Arbeeten muß man schon! Vasteht sich! Aber wissen Sie, Jlück muß man ooch im Leben haben!"

„Zu der Erkenntnis bin ich auch gekommen!"

Der Großschlächter schlug Felgart vertraulich auf den Unterarm, fragte ganz unvermittelt:

„Haben Se meinem Mädel schon 'nen Kuß jejeben?"

Auf die Frage war Felgart wirklich nicht gefaßt gewesen, er machte ein recht dummes Gesicht.

„Sie, Herr Offizierskamerad, flunkern wollten Se doch nich!"

Wenn ihn der Großschlächter jetzt mit seinen mächtigen Pranken ergriff und rauswarf, er war drauf gefaßt.

„Ja, Herr Schwarzhasel! Und bei einem ist es auch nicht geblieben!"

Der aber war gar nicht entrüstet. Lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schlug ein paarmal mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel und mußte sich das Lachen verbeißen. Schließlich platzte er heraus.

„Nu weeß ick doch wenigstens janz jenau warum det Mädel off eenmal so für de Natur schwärmt!"

Den Sinn dieser Worte verstand Felgart nicht. Und komisch fand er auch, daß nicht ein entrüstetes Wort dem Großschlächter über die Lippen kam. Ein bißchen sonderbar schien es hier doch zuzugehen.

„Ick seh Sie det an, det Ihnen det wundert! Un wenn mir det jetzt nich jerade janz jut in den Kram paßte. . ."

Weiter sagte er nichts, besah sich aber seine großen Hände. Mißzuverstehen waren seine Worte durchaus nicht.

Felgart glaubte sich schleunigst entschuldigen zu müssen.

„Es war ein innerer Zwang! Wir haben uns beide rückhaltlos ausgesprochen. Erst nach und nach kamen wir dahinter, wie mit uns beiden gespielt wurde! Herr Schwarzhasel, ich will mich durchaus nicht besser machen als ich bin. Denken Sie sich doch in meine Lage! Natürlich sind mir von allem Anfang an schwere Bedenken gekommen! Von der Kartenlegerin habe ich wahrhaftigen Gott nichts gewußt! Und wie ich nun Ihr Fräulein Tochter gestern kennen lernte, da war ich eben gleich ganz ehrlich! Weil — nun darüber reden wir vielleicht jetzt lieber nicht. Und weil ich so ehrlich war, fuhr sie gleich zur Kartenlegerin. Ich selbst kenne sie nicht, habe ihren Namen vorhin aus dem Munde ihrer Tochter zum ersten Male gehört!"

Der Großschlächter wiegte den Kopf hin und her. Das klang ganz glaubhaft. Und ein

Digitized by Google

Extravergnügen wartete auf ihn. Diese Frau von Karrein wollte er sich einmal ansehen. Das war so etwas für Anton Schwarzhasel, den ehemaligen Hütejungen aus Hinterpommern. Wie sich die Dinge weiter entwickelten, würde sich ja herausstellen.

„Herr Oberleitnant! Een Soldat hilft den andern! Vorläufig weiter nischt! Vastanden?"

„Vollkommen!"

Der Großschlächter erhob sich und schloß seinen Geldschrank auf. Entnahm ihm hundert Mark und ein Quittungsformular.

„So, die pump ick Ihnen! Suchen Se sich 'n Zimmer hier in die Nähe! Zu det adlige Weibsbild jehn Sie nich, lassen aber ooch nischt von sich hören! Un am Mittwoch früh um zehn kommen Se zu mir. Un mei Mädel lassen Se in Ruhe bis dahin!"

„Herr Schwarzhasel, wenn Sie mir Arbeit besorgen wollten, Sie könnten es!"

„Det wird sich allens finden! . . . Hundert Mark is mir det Verjnügen allemal wert!" Ein bißchen protzen mußte er schon. „Un nu quittieren Se, stecken Se det Jeld in! So! . . . Un nun bitte hier 'naus! Un off Wiedersehen! Ick jloobe, ick irre mir nich in Sie!"

Als Felgart gegangen war, betrat der Großschlächter wieder das Wohnzimmer. Die Hände in den Hosentaschen blieb er an der Tür stehen. Sah seine Tochter an. Die wußte nicht, was sie denken sollte. Bald schien ihr Vater zu schmunzeln, bald schien er ein böses Gesicht zu machen. In Wirklichkeit wußte nämlich Anton Schwarzhasel nicht, was er zu dem allen sagen sollte! Jedenfalls wollte er erst einmal einen grandiosen Spaß erleben.

„Fort, über alle Berje is er!"

Sein Mädel lief auf ihn zu.

„Vater, das ist nicht wahr!"

Der fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund.

„Nu nee, Mittwoch um zehne kommt er wieder! Un vahungern brauch er bis dahin ooch nich, dafür is jesorjt! In Ruhe will ick mir erkundigen über ihn! Jescheites wird ja wohl nich rauskommen! Un dann mit Mutterchen sprechen. Is die for keene weitere Unterstießung zu haben, dann kann ick's nich ändern. Det sage ick dir: ohne Mutterchen keen Jedanke! Un nu will ich mir jleich off den Trab machen!"

Auf einen anständigen Abgang verstand sich Anton Schwarzhasel. Auf den hatte er immer gehalten. Un an Übung hatte es ihm wahrlich nicht gefehlt.

Frau Schwarzhasel aber saß da mit finsterem Gesicht. Alles Betteln und Barmen der Tochter half nichts. Sie sagte kein Wort. Wie es ihr Anton wollte, so kam es ja doch.

---

23. Kapitel.

Als auch am nächsten Tage Felgart noch nicht zurückgekehrt war und auf telephonische Anfrage die Kartenlegerin antwortete, daß sie auch nicht das Geringste habe erfahren können, wurde Frau von Karrein sehr nervös. Das schlechte Gewissen meldete sich. Es zauberte ihr Bilder vor, — Haussuchung — Verhör — Skandal — Untersuchungsgefängnis! Die flößten ihr ernstlich den Wunsch ein, auf Reisen zu gehen und sich vorläufig erst einmal die Entwicklung aus der Ferne anzusehen. Sie sagte das auch Frau Dennert. Die schlug ein Zusammentreffen an dritter Stelle sofort vor. Das durfte auf keinen Fall sein. Ausreißen wäre das Allerschlimmste gewesen. Viel richtiger war es, Frau von Karrein beizubringen, wie sie sich zu benehmen hatte, wenn die Geschichte brenzlich wurde.

In der Schillingschen Konditorei, Ecke der Friedrich- und der Kochstraße, im ersten Stockwerk, trafen sie sich. Sofort setzte die Kartenlegerin Frau von Karrein den Kopf zurecht.

„Sehen Sie doch nicht so schwarz! Das ist ja Unsinn! Der Felgart wird irgendeine Dummheit begangen haben und wenn er Hunger kriegt, wird er wieder ankommen. Außerdem denke ich, werde ich in zwei Tagen spätestens klar sehen. Sie aber werden jetzt gleich ihre vornehmen Bekanntschaften besuchen. Für alle Fälle! Kommt es zum Klappen, denn Sie haben doch nichts Schlimmes getan, so macht es immerhin einigen Eindruck, wenn Sie sagen: Ich habe auf die Rückkehr dieses Herrn Felgart gar nicht gewartet, nur geärgert habe ich mich über seine grauenhafte Undankbarkeit! Erst borge ich ihm Geld, dann reißt er aus, ich

Digitized by Google

lasse ihn auf meine Kosten aus Amerika zurückkommen, kaufe ihm anständige Kleidung, gebe ihm Wohnung, Taschengeld und Nahrung — aus meinem guten Herzen heraus, wer ist nun gemein, der um die Ecke gegangene Oberleutnant oder ich? Ich bin eine Dame, die noch gestern da und da und da war! . . . Schopenhauer nennt das „eristische Dialektik", zu gut deutsch, man führt die Karre auf ein totes Gleis! Und dann kommen den Leutchen, die mit der Sache zu tun haben, von ganz allein und sehr begreiflich folgende Gedanken. Erstens, die Frau hat 'ne Menge Beziehungen und wenn wir weiter dahinterstöbern, wer weiß was dann alles rauskommt! Und zweitens. Für diesen um die Ecke gegangenen Offizier verbrennen wir uns lieber die Finger nicht, denn eines Tages kriegen wir den todsicher, wenn er in Berlin bleibt! . . Das ist menschlich so ganz verständlich!"

Etwas leichter wurde es Frau von Karrein doch ums Herz. Aber beruhigt war sie noch lange nicht.

„Wenn aber nun das Kartenlegen an den Tag kommt?"

„So sagen Sie die Wahrheit! Eine Frau Dennert? Natürlich kenn' ich die! Als ich nach Berlin übersiedelte, habe ich mit ihr in derselben Pension gewohnt, dort ihre Bekanntschaft gemacht! Und von Zeit zu Zeit sie wiedergesehen, noch neulich. Karten legt die, das weiß ich! Aber das ich an den Unsinn glaube, das können Sie doch unmöglich von mir verlangen! Im Gegenteil, ich habe mich immer köstlich über die alte Dame amüsiert, weil sie nämlich felsenfest an ihr ‚Fluidum' glaubt! Und dazu lachen Sie recht spöttisch!"

„Ja, was wird dann aus Ihnen?"

„Liebe Frau von Karrein, das lassen Sie getrost meine Sorge sein! Zu mir ist die Kriminalpolizei mehr als einmal gekommen — und noch immer mit langem Gesicht abgezogen. Denn einige, die ich zusammengebracht, sind recht froh darüber, da kann ich mit sehr anständigen Familien aufwarten, und einem guten Dutzend Frauen aus dem ‚Volk' habe ich — unter die Arme gegriffen. Im Notfalle lasse ich von beiden Parteien Zeugen aufmarschieren — und dann bleibt alles hübsch so, wie es bisher war. Im übrigen habe ich meine Empfangsdame so zwischen den Fingern, daß die unbedingt tanzen muß, wie ich pfeife. Denn bevor das nicht der Fall war, habe ich sie natürlich nicht angestellt!"

Was war die Frau für ein gerissener Hallunke!

„Sie können einem ja alle Angst nehmen, liebe Frau Dennert!"

„Pah! Sich nur nicht verblüffen lassen! Es geht ja auf der Welt so dämlich zu! Ist man erst dahinter gekommen, weiß man auch sehr bald auf welchen Stuhl man sich setzen muß! . . . Und nun will ich gehen! Warum sollen wir uns zusammen sehen lassen? Zweck hat das nicht! Also bleiben Sie — noch ein halbes Stündchen hier sitzen! Und fahren Sie dann ein bißchen auf Besuch. Je einflußreicher die Leute sind, bei denen Sie vorsprechen, um so besser! Vergessen Sie vor allen Dingen Frau Geheimrat Sülking nicht!"

Zwei Stunden hatte Frau von Karrein noch Zeit, früher konnte sie nicht Sülkings besuchen. Sie fuhr nach Hause, telephonierte die Geheimrätin an, sagte ihr, es liege ihr sehr viel daran sie noch heute zu sprechen, Frau Blaak habe ihr geschrieben. Ob sie kommen dürfe. Und da die Antwort „Willkommen" hieß, kleidete sie sich rasch um. . . .

Frau Geheimrat Sülking liebte es ein bißchen „Vorsehung" zu spielen, was war denn dabei? Sie tat einfach Blaaks und Frau von Karrein einen Gefallen! Daß die dadurch einen pekuniären Vorteil hatte, war doch nichts welterschütterndes. In Kaufmannskreisen schreibt man „Verdienen" groß! Und Ehen werden da auch meistens geschlossen mit dem Hinblick auf Vorteile, die aus der Verbindung herausspringen könnten und sollten, das ist doch in allen Kreisen so. Und wenn sich da eine Vermittlerin, die sonst aus der Familienverbindung keinen Vorteil hat, mit klingendem Lohn abfinden läßt, vor allem, wenn es so taktvoll geschah, wie von Seiten dieser Frau von Karrein, so war an dem „Geschäft" nichts auszusetzen. Die jungen Menschenkinder lernten sich kennen und wenn sie keinen Gefallen einander fanden, so war das Zusammentreffen in den vielen Salons der Großstadt eben weiter nichts gewesen wie eine flüchtige Episode . . .

Digitized by Google

Frau von Karrein holte auch gleich den Brief aus ihrer Handtasche.

„Bitte lesen Sie, gnädige Frau! Frau Blaak war so liebenswürdig. Geantwortet hab' ich noch nicht."

„Aber ja. Treten Sie in Verkehr." Mit einem verstehenden Lächeln reichte die Geheimrätin den Brief zurück. „Übrigens hat mir Frau Blaak gesagt, die Herrschaften fahren morgen zum Rennen nach Hoppegarten. Da wird ja die „Armee" gelaufen, zu der der Kaiser hinauskommt, obgleich er sonst wenig für den Sport auf dem grünen Rasen übrig hat. Wir wollen auch hin. Es gehört doch nun einmal zum guten Ton dabei zu sein, obgleich auch ich nichts Besonderes an diesem Sport finden kann. Pollnows zur Liebe muß ich's schon tun, die ihre „Ahnfrau" laufen lassen. Unter einem Regimentskameraden, einem Herrn von Sieglow, der ganz Hervorragendes leisten soll. Nun, wenn „Ahnfrau" nicht siegt, unglücklich werd' ich deshalb nicht sein, mich natürlich herzlich freuen, heimst mein Schwiegersohn den beträchtlichen Geldpreis ein, ausgezeichnete Chancen soll er haben. Nicht nur nach dem, was er sagt, auch die Sportblätter sollen es schreiben, so sagte mir heute früh mein Mann."

Auf einmal sah Frau von Karrein ganz klar. Sie war ja im Pferdestall und auf der Fohlenkoppel aufgewachsen, hatte immer Interesse für den Sport gehabt. Natürlich war's so. Sieglow hatte den Ritt übernommen, und das geliehene Geld auf den Sieg von „Ahnfrau" angelegt. Mit Pollnow war er zuerst zu ihr gekommen, da hatte er wieder an sie gedacht. Sonnenklar war das ja. Da bekam natürlich das Rennen ein ungeheures Interesse für sie.

„Ich habe auch die Absicht, morgen die Rennen zu besuchen. Und da wäre es vielleicht ganz gut, ich würde heute noch zu Frau Blaak gehen. Obgleich sie zuerst zu mir kommen wollte. Aber ich war so im Trubel, ein paar Tage liegt der Brief schon bei mir, kam einfach nicht zur Antwort."

Auch die Geheimrätin war hellhörig. Wenn sie auch nicht ahnte, um wen es sich handelte. Daß Dora Blaak bei dem Rennen den kennen lernen sollte, den Frau von Karrein im Auge hatte, das hatte sie doch gemerkt.

„Aber liebe Frau von Karrein. Wir haben doch Telephon. Soll ich anfragen, ob Ihr Besuch jetzt genehm ist?"

„Ich möchte mich nicht aufdrängen. Es wär' allerdings hübsch, ich könnte mit den Blaakschen Herrschaften den Nachmittag in Hoppegarten zusammen verleben."

Das war nicht mißzuverstehen. Ein Schlauberger war diese Frau von Karrein doch. Die Geheimrätin lachte.

„Aber ja. Lassen Sie mich das nur machen. Ich bin Ihnen doch wahrlich zu Dank verpflichtet."

Die Geheimrätin blieb ziemlich lange. Und als sie wiederkam, machte sie ein sehr vergnügtes Gesicht.

„Frau Blaak freut sich sehr. Findet es rührend, daß Sie zuerst zu ihr kommen. Ich habe ihr gesagt, in einer halben Stunde würden Sie dort sein. Und nun viel Glück auf den Weg, liebe Frau von Karrein. Und auf Blaaks können Sie sich verlassen." Mit schelmischem Lächeln fügte sie hinzu. „Die kleine Frau wird wohl bald zu mir kommen. Na, ich bin schon neugierig."

In Frau von Karrein erwachte die alte Spannkraft wieder. Dieser undankbare Felgart könnte ihr gar nichts tun. Ein Segen war es doch, daß sie sich vorhin mit der Kartenlegerin getroffen hatte.

Da verabschiedete sich Frau von Karrein auf das Liebenswürdigste von der Geheimrätin.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Straßen und Sessel / Roman von Arthur Babillotte (Schluß.)

Dann bin ich weiter gewandert mit den guten Wünschen der jungen Wirtin. Die Berge liefen immer zu meiner Rechten her, freundlich und lockend und anwachsend, je weiter ich nach Süden kam. Ich habe auch in Reichenweier Rast gemacht, bei dem mißtrauischen und unzufriedenen Wirt. Aber die beiden Straßenbrüder tauchten nicht mehr auf dem verlassenen Sträßlein auf. In Ingersheim überkam mich die ganze Wucht der Erinnerung. Von hier lief mein Leidensweg der nahe winkenden Stadt entgegen, der unbekannten Stadt mit vielen, vielen grauen Dächern und einem breiten Münsterturm.

Und hier lag das Pflaster schon unter meinen Füßen und drüben hielt sich die Infanteriekaserne kerzengerade in die Luft, und es stand ein Soldat davor; es war aber nicht mein alter guter Feldwebel. Ich fragte den Posten, ob ich den Feldwebel wohl sprechen könne; da lachte der Posten und zuckte die Achseln und erzählte, daß der Feldwebel aus dem Dienst gejagt sei, weil er sich immer heftiger über den Trunk geworfen habe. „Die Erinnerung an seinen verlorenen Jungen hat ihn schwach und unbrauchbar gemacht", sagte der Posten.

„Und seine Frau?" fragte ich atemlos.

„Sie lebt noch, aber man sieht nur noch Haut und Knochen an ihr, und sie kann sich kaum noch bewegen. Das Herz macht schon lange nicht mehr mit, es will aber auch noch nicht ganz stillstehen. . . Sie leben ganz dürftig in einer armseligen Baracke draußen in Türkheim. . ."

Mir war, als habe einer mit einem Knüppel meine Wanderlust und allen Vorwärtsdrang in mir totgeschlagen. Hier sah ich zwei gute Menschen sinnlos zugrunde gerichtet, weil sie in menschlichem Schmerz einem geliebten Kind nachtrauerten, an dessen Tod sie nicht schuldig waren. Ich begriff es nicht und blickte in den Himmel und wollte wissen, wie es denn sei, aber es ist keine Antwort gekommen. Und dann ging ich, mit zusammengebissenen Zähnen, es war wie eine Drohung, und die Drohung galt irgend etwas Fürchterlichem, Gewalttätigem, das in unseren Geschicken wütet.

In einem Restaurant schrieb ich einen langen Brief an die Feldwebelsleute und legte ihnen ein wenig Geld bei, daß es ihnen helfen sollte in ihrer Verlassenheit. Dann machte ich mich auf den Weg zu den Dufours. Der Abend kam bereits, und ich wollte noch mit dem letzten Schnellzug nach Mülhausen fahren. Am Bahnübergang ließ mir der Wärter die Barriere vor der Nase herunter, ich sah einen endlos langen Güterzug vorüberkeuchen, dem auf einem anderen Geleise ein Schnellzug folgte, in langsamer Fahrt noch, weil er gerade aus der Bahnhofshalle herausgeschlurft kam, mit weißen, starrenden Gesichtern in den offenen Fenstern und eine wallende Rauchfeder über den schmalen Rücken. Und während ich die weißen Gesichter an mir vorbeigleiten ließ, war es mir mit einemmal, als sähe ich das ruhige und volle Gesicht Carrys, und als ich in Hast und Erschrecken schärfer hinsah, war sie es auch. Groß, nicht ganz schlank lehnte sie an dem herabgelassenen Fenster, von ihrem weißen Sommerhut flatterte ein roter Schleier in dem ziehenden Wind den Zug entlang. Einen ganz kurzen Augenblick sah ich das goldige Leuchten im Hintergrund ihrer Augen, dann wurde drüben eine Hand gehoben, die schwamm in leisem Auf und Ab hoch über dem davonlaufenden Schienengewirr, das blasse Gesicht nickte mir ein paarmal zu, es stieg ein frohes Aufleuchten in die Wangen, dann nahm die Kurve das Mädchen fort und gleich auch den ganzen Tag.

Da stand ich nun vor der geschlossenen Barriere und sie galt mir als Symbol: Hier ging mein Weg nicht weiter. Was hier einmal für mich gewesen war, das galt nicht mehr, ich hatte in diesem Gelände nichts mehr zu suchen.

Versonnen drehte ich mich um, dem nahen Bahnhof entgegen. Alles hatte sich in dieser Stadt mir gelöst, das erkannte ich in lebhafter Deutlichkeit. Ich war weitergekommen, und es mußten Opfer gebracht sein. Wie sie einer trug, darauf kam es an.

In diese Grübeleien flog wie ein verirrter Ball eine bekannte Stimme, und als ich

Digitized by Google

überrascht aufblickte, sah ich ein paar Schritte vor mir das tellerrunde Gesicht der Mutter Dufour, in das sich im Näherkommen die Augen, die Nase, der Mund als schmale dunkle Striche einzeichneten.

Sie rief freudig und lebhaft: „Ei, seid Ihrs oder seid Ihrs nicht, Monsieur Barondiot! Aber das heiße ich verfehlen. Wenn Ihr eine Viertelstunde eher gekommen wärt, so hättet Ihr Carry Adieu sagen können."

„Ich habe Carry im Zug gesehen," erzählte ich, nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten und einer vom anderen das Alltägliche wußte.

„Ja, jetzt ist das Maidle halt auf ein paar Monate nach Altweier gefahren," berichtete die Muter, „wegen der Brust. Es ist immer nicht besser geworden, seit damals, wo es angefangen hat; wißt Ihr, wo Ihr in Mülhausen gewesen seid. Der Doktor sagt, es ist nicht direkt gefährlich, aber das Maidle muß sich doch in acht nehmen. Jetzt haben wir's nach Altweier geschickt, weil es die Aufregung gehabt hat und sich wieder unwohler fühlt. In Altweier ist eine gute Luft und auch gute Gesellschaft, und eines von uns kann jeden Sonntag hinfahren. . . ."

Bevor ich fragen konnte, bevor überhaupt das Bewußtsein in mir erwachte, daß dies alles eigentlich meinetwegen geschah, weil ich ein Verräter an Carrys Hoffnungen gewesen war, begann die Mutter schon auszukramen, was sich in der Sammelkammer ihres Daseins aufgehäuft hatte.

„Carry ist ein tüchtiges Maidle," fing sie an, „das muß man ihr lassen. Aber sie kommt jetzt doch in ein Alter. . . . Wir haben dem Viktor gar nichts davon schreiben wollen, wissen Sie, Monsieur Barondiot, er macht sich ja gleich immer einen Haufen Gedanken. . . Aber dann hat der Papa gesagt, es ist am Ende doch besser, er weiß es, und so haben wir es ihn wissen lassen. . . ."

„Ja," sagte ich ganz mechanisch, „er hat es mir erzählt."

Ich fing jetzt an, von Viktor zu erzählen, was er trieb und wie er mit einemmal aus seiner Gleichgültigkeit und dem Gewöhnlichen seines Kinolebens herausgesprungen sei. Aber von dem Dirnlein sagte ich noch nichts; das war seine Sache.

Die Mutter hörte mir mit offenen Ohren zu und freute sich wie ein Kind, daß es dem Sohn gut und hoffnungsvoll ging, sie war aber zu fest in ihren näheren Sorgen gefangen, als daß sie nicht gleich wieder zu dem kurz verlassenen Gespräch zurückgelaufen wäre. Wir standen unter den Akazienbäumen, die den Zugang zum Bahnhof einsäumten.

„Ich weiß gar nicht, warum sich das Mädchen so gewehrt hat", sagte sie. „Es ist doch schon so weit gewesen. Der Herr Bärwinkel ist so ein lieber und tüchtiger Mensch gewesen, ein gutes Geschäft hat er in Straßburg. Da in Colmar hat er als Einjähriger gedient, und der Theophil hat ihn bei einem Ballvergnügen kennen gelernt. Und Ihr wißt ja, Monsieur Barondiot, wie der Theophil ist: Wen er kennen lernt, den bringt er uns auch gleich ins Haus . . ."

Das empfand ich, so lächerlich es vielleicht war, als einen sausenden Schlag: Hätte Theophil Dufour mich nicht gleich in das Haus seiner Eltern gebracht, wer weiß, wie dann der Lebensweg Carrys geworden wäre, und wohin sich Viktor gewandt hätte . . .

Aber Carrys Mutter stand da vor mir, ein wenig schlaff und gebeugt, mit unruhigen Händen über dem Schoß, und erzählte weiter: „Und dann haben wir bald gemerkt, daß er das Mädchen gern sieht und wir haben auch nichts dagegen gehabt. Und einmal hat er dann mit mir gesprochen. Ich muß erst einmal bei ihr selber anklopfen, habe ich ihm zur Antwort gegeben, ob es ihr recht ist oder wie oder wann. Carry hat gleich geweint, wie ich davon angefangen habe. Dann hat sie kein Wort gesagt, nur immer geradeaus geschaut hat sie, und endlich hat sie gelächelt. Da habe ich doch gedacht, es ist gut und kann fertig gemacht werden. So ist es gekommen. Sie hat sich gar nicht gewehrt, denn sie ist ja keine Natur, die ihren Widerstand offen zeigen kann. O, wenn Sie gesehen hätten, Monsieur Barondiot, wie glücklich der junge Mensch von der Zeit an in die Welt geguckt hat . . ."

„Und dann, Madame Dufour?" fragte ich atemlos.

Digitized by Google

Sie lächelte hilflos und auch sehr traurig. „Dann hat das Maidle auf einmal seinen Kopf herausgesteckt, und der arme Mensch hat gehen müssen. Es hat kein Zureden geholfen, Carry ist endlich trotzig geworden und hat immerfort gerufen, daß sie überhaupt nicht heiraten würde . . . Was sagen sie jetzt dazu, Monsieur Barondiot? Ist das nicht närrisch von einem jungen Maidle, wo nicht gerade wüst im Gesicht ist?"

In mir ging eine große Trauer an. Und dahinterher peitschte doch der Drang, alles im Rücken zu lassen, was im Rücken bleiben mußte und ja auch schon weit hinten lag. Ich reichte in meiner Verwirrung und Ratlosigkeit Carrys Mutter die Hand, bat sie, alle zu grüßen, und ich käme, sobald ich einmal Zeit fände, dann, ehe sie noch ein Wort an mich hingeben konnte, lief ich dem Bahnhofseingang zu, mit dem Ruf zurück: „Ich habe nicht mehr viel Zeit, Madame Dufour, mein Zug fährt gleich. Adieu, adieu!"

Dann saß ich im Zug, und je schneller er die Telegraphenstangen, die den Bahnkörper entlang standen, hinter sich warf, daß die Drähte dumpf schwirrend rauschten, je toller er die Nacht mit seinem Stampfen und Fauchen erfüllte, umso leichter, freier und freudiger wurde mir ums Herz.

Aufschwung.

Ein klarer, glasheller Endejanuartag wölbte sich in einer breiten Kuppel über dem fahlen Land, das in diesem Winter keinen Schnee gefühlt hatte. Der Wind strich lauernd um die Bäume, betastete sie, blies ein klagendes Lächeln aus ihnen heraus und verschwand mit einem unwilligen Schnaufer irgendwo im Weiten.

Die Erde zeigte ihr altes Gesicht, wie sie es manchmal in milden Wintern zeigt. Grau, verschlafen hockte sie unter dem freudigeren Himmel, unlustig und nicht gewillt, aus ihrem müden Schoß neue Gaben hervorzubringen. In dieser alten, müden Erde aber stand jetzt Seppele Barondiot als ein Junger, Neuer, als einer, der das alte Leben wie einen Plundersack von sich geworfen hat; da liegt er nun im Straßengraben unter Sonne und Regen und keiner läßt die Blicke an ihm hängen. Aber wer weiß, vielleicht kommt doch einmal ein Mensch und guckt neugierig in den alten Sack und siehe da, es liegt unter altem, morschen Gerümpel wohl auch ein kleines Edelsteinchen und ein niedliches Kleidchen und mancherlei Lindigkeit und Freude, und wenn der Neugierige ein gutes Herz hat, und sammelt die Erfreulichkeiten, dann mag es vielleicht geschehen, daß sich das alte Leben des Seppele Barondiot als nicht gänzlich verloren und unnütz erweist . . .

Ich habe also den alten Plundersack lang an der Landstraße liegen lassen, dann hat er mir aber leid getan, weil keiner kam, ihn aufzuheben, und so habe ich ihn selber wieder geholt und ihn Johanna geschickt; sie wird schon wissen, was sie damit anfangen soll. Jetzt ist es leicht in mir, und es soll wohl weit und tapfer geflogen sein.

Da dehnt sich das Feld, es ist ein Knattern in den Lüften und ein Stampfen und Donnern vieler Maschinen drüben, wo die Fabrik steht. Rauchfahnen, schwarz, mit weißlichen Bäuchen, ziehen langhinwallend dem Gebirge zu. Irgendwo in der Ferne dämmert ein Wald, blaugrün, mit einem feinen glitzernden Reifsaum. Ein Flieger kommt in einer kühnen Kurve quer über dem Feld herunter, gleitet zwanzig, dreißig Meter über das flache Land und hält die Maschine mit einem derben Griff, daß sie zitternd auf ihren Rädern steht und dann den Atem ausgehen läßt.

Alles will in das wachsame Auge genommen sein, Erde und Luft und was sich darauf und darüber bewegt. Es gilt den ersten großen Flug.

Meine Maschine liegt behaglich in der bleichen Sonne ausgestreckt. Ich streichle ihr zärtlich die gelben Flügel und den Motor, der dahockt, als wisse er nicht, was Bewegung, rasendes Vorwärtsstürmen, glühendes Surren und Sausen ist. Und es ist seltsam: Während ich alles mit wachsten Sinnen prüfe und erwäge, während die mannigfachen Geräusche des Platzes scharf und deutlich in meinem Ohr hängen bleiben, während groß und leuchtend das Bewußtsein vor mir steht: In wenigen Minuten wirst du dich aufschwingen und in noch weniger Stunden wirst du Johanna wieder im

Digitized by Google

Arm halten, und es wird eine andere Ankunft sein, als das erstemal, als du als armer, törichter Landstraßenfahrer in die große Stadt Leipzig einfielst, während dieses Bewußtsein seine Hände auf meinen Schultern hält und mich so Sekunde um Sekunde an sich erinnert, ist es mir, als müsse die letzte Zeit noch einmal gelebt sein, weil sie so köstlich, so vorwärtstragend und so ernst war. Ich sehe mich wieder, wie ich zum erstenmal neben dem Lehrer Platz nehme in dem schmalen Eindecker, und meine Hände zittern, mein Leib fliegt in Erwartung, Übermut, und auch in einer leisen Besorgnis. Dann kommt die Stimme des Lehrers, es ist der derbe, gutherzige Baseler Pilot, die reißt mich auf und drängt meine Augen gegen die Ferne, daß ihnen nichts entgehen soll. So fliegen wir. Und so sind wir noch manchmal geflogen, bis ich alles sicher im Gefühl und in den Händen und auch im Kopf trug: wie Steigwind bläst und wie Fallwind, wie die Wirbel zerren und die Böen stoßen und daß man sich neue Augen wachsen lassen muß, um das Gelände tief unter sich richtig zu erkennen, was Wald und was Sumpf, was Wasser und was Feld ist. Und es gehen Tage hin und Wochen; dann halte ich selber das Steuer in der krampfenden Hand, es sitzt schon ein tiefes Gefühl für Höhen-, Tiefen- und Seitensteuer in meinen Gliedern, es braucht dabei nicht mehr gedacht werden. Und der Motor ist mir schon ein Bekannter geworden, dem man morgens mit einem freundlichen Gruß begegnet und den man abends mit einem guten Wunsch zur Ruhe schickt. So bin ich langsam und stetig in die Beherrschung des Mechanischen hineingewachsen; ehe ich mich versah, stand der Tag vor mir, der mich allein auf einem Eindecker in der Höhe sehen sollte. Von da an hielt mich ein sacht schwebender Rausch auf seinen Flügeln, es gab nichts mehr auf der weiten Welt, was herrlicher, freier und erlösender hätte sein können, als dieses weiche Dahingleiten im freien Raum.

In dieser Zeit gingen stürmische Briefe an Johanna und auch an meine Mutter, die wohl in Angst und Nöten in ihrer kleinen Wohnung umherging und dem leichtfertigen und böswilligen Untergang ihres nichtsnutzigen Seppele nachdachte. In diesen Briefen aber stand viel zu lesen von besonderen Luftbewegungen, von Triebwerk, Rumpf mit Spanngerüst, von Tragdecken und Bespannungsstoffen, von Drosselung und Zündung der Motoren, von geradem Flug und Rechtsbogen und Linksbogen, von Start und Landung und Zwangslandung und Absturz. Ich stellte eine fremde Welt vor die Frauen hin und forderte, daß sie sich sogleich in ihr heimisch und warm fühlen sollten. Johanna ging ja mit tapferen Füßen neben mir her, wenn ihr auch manches fabelhaft und erschreckend schien und manches auch seltsam und närrisch; die Mutter aber rang in ihren Briefen die Hände, einmal verstieß sie mich gar aus ihrer Zuneigung und Teilnahme, immerwieder flatterten wie ängstliche Vögel ihre Bitten auf, ich möchte mich doch auf mich selbst besinnen und auf meine Familie, und zurückkehren zu einer soliden und ersprießlichen bürgerlichen Tätigkeit. Es sei doch schöner und sicherer, in einem warmen Sessel zu sitzen, statt halt- und gottlos über die Erde zu fahren. Aber mir war das Herz so frei und groß geworden, daß ich für diese rührende Mutterangst immer wieder ein gutes, fröhliches Wort und lindernden Zuspruch fand.

Eines Tages aber kam Nachricht aus Leipzig, Johanna werde von Tag zu Tag müder, ihre Zeit hebe schon den Knöchel, um anzuklopfen. Da faßte mich eine wilde Angst, es möchte alles ohne mich geschehen und mit dem winzigen Menschenkörperchen zugleich ein schreckliches Unglück zur Welt kommen, und ich warf mich in den nächsten Schnellzug und fuhr zu meiner Mutter, daß sie die Reise nach Leipzig antreten möchte, damit doch Johanna wenigstens ein Stück von mir, und bei Gott nicht das Schlechteste bei sich habe.

Die Mutter bekam Tränen in die Augen und legte ihre zarten Arme um meinen Hals und beschwor mich bei allen Heiligen, gleich mit ihr zu fahren und in Leipzig meine alte Beschäftigung wieder aufzunehmen.

„Nein, Mutter", gab ich ernsthaft zurück, „das darf ich nicht, und das will ich auch garnicht. Es wäre eine Niederträchtigkeit und Angst von mir, wenn ich mich von euch aus der Pflicht zerren ließe. Warum willst du dich nicht darein finden? Paß nur auf, Mütterle, du wirst selber stolz sein, wenn dein Seppele

Digitized by Google

nächstens mit seinem Flugzeug über die liebe Heimatstadt braust. Ich will eine Schleife um den alten, dicken Münsterturm ziehen und dabei von Herzen an die alten Zeiten denken, da ich mit Hans und Otto hinaufstieg und das Land ringsumher liegen sah und tief unter mir die spitzen Giebel und die dunkeln Dächer der Stadt und die schmalen, winkligen Gassen."

Es beruhigte sie aber nicht; sie weinte lang und lief trotzig an mir vorbei.

Ich saß in dem Liliputzimmerchen, das meine ungeduldige Kindheit gesehen hatte, Erinnerungen rieselten von überallher in mich ein, aus der alten, nußbaumfurnierten Kommode mit den Messingverzierungen um die Schlösser, aus der breiten Altväterbettstelle mit ihren weichen, dicken Kissen, aus dem geckenhaften, hochmütigen Kinderschreibpult und von dem zeit- und charakterlosen Tisch, auf den einmal kräftige Jungenfäuste fettige Karten klatschten, über den sechzehnjährige Nichtsnutze, denen die Pfeife prahlerisch wolkenspeiend aus dem Mundwinkel hing, ganze Liter Bier gossen. In diesen Erinnerungen saß ich und dachte an alles, wie es vorwärtsgewandert und zu welchem Ziel es gekommen war, und es sank eine brunnentiefe Ruhe und Freudigkeit in mein Herz, daß ich wußte: es war alles gut, wie es war, und Seppele Barondiot hat die Straße seiner Bestimmung ehrfürchtig und entschlossen gehalten, wenn er auch manchmal mit seinen kurzsichtigen und eitlen Augen in Gräben und Sumpfgelände getappt ist.

Da kam die Mutter herein, und sie war gar nicht mehr trotzig und herb; sie legte einen Arm um meinen Nacken und schmiegte ihr kleines, warmes Gesicht gegen meine Backe, und flüsterte unter Lachen und Weinen: „Ja, ich habe es mir überlegt, Seppele, und du hast am Ende recht. Ihr seid heutzutage halt andere Menschen, als wir zu unseren Zeiten gewesen sind. Und du bist ja auch alt genug, um zu wissen, was nötig ist. Ich will also nach Leipzig fahren, wenn sie mich brauchen können . ."

„Mütterle!" rief ich glücklich. Dann haben wir uns umarmt gehalten, und jedes hat gewußt, wie eng wir doch noch zusammengewachsen sind.

„Aber komme du auch sobald es dir möglich wird", bat die Mutter. „Du weißt ja nicht, wie sehr eine Frau den Mann in ihrer Stunde nötig hat."

„Ja," sagte ich, „ich will es schon so halten, daß ich dort bin, wenn sich der junge Bursch meldet. Da kannst du ganz unbesorgt sein."

Und so ist meine Mutter nach Leipzig abgefahren und es war ihr, als gelte es eine Reise um die Welt, daß ihr das Herz mächtig hämmerte und eine zappelnde Aufgeregtheit ihre Glieder schüttelte. Als der Zug schon in ein ungebärdiges Rollen kam, rief sie noch ganz angstvoll aus dem Fenster: „Du hast doch Johanna geschrieben, mit welchem Zug ich ankomme, daß sie jemand an die Bahn schickt? Ich wüßte mir ja allein nicht zu helfen, um Gottes willen!"

Ich gab ihr noch einen lachenden Trost mit, dann stob der Zug, der mich nach Mülhausen zurücktragen sollte, in die kleine Halle. Alles hatte einen guten Fortgang gefunden, ich konnte ruhiger weitergehen.

Es kamen die Tage der längeren Flüge, die Zeit, da sich der Basler Pilot, der sich ehrlich und geduldig mit mir herumgeplagt hatte, trotz manchen Kraftworts und mancher Flucherei, von mir zurückzog, weil meine Flügel jetzt stark genug waren, mich allein zu tragen. Und endlich war denn auch der Tag da, der mir das Flugzeugführerzeugnis brachte. Ich habe es sorgfältig und andächtig genug in den Sack geschoben, und als ich dann allein in einem kleinen Restaurant zu Mülhausen saß, ist es mehr als zehnmal durchgelesen worden, bis es Satz für Satz und Wort für Wort in meinem Kopf hing und da lustig flatterte, wie ein buntes Segel im Morgenwind.

Am anderen Morgen aber kam ein Brief von meiner Mutter, wenn ich Johanna lieb hätte, dürfte ich keine Woche mehr zögern. Es war Ende Januar. Aber ein paar Tage zerliefen mir doch noch zwischen den Fingern, bevor alles geordnet war, wie ich es haben wollte.

Jetzt lag da neben mir auf dem kleinen Flugplatz der Aroplan des Basler Piloten, den er mir mit einer großmütigen Handbewegung geliehen hatte, als ich ihm erzählte, wie es daheim stand und wie ich ankommen wollte, und wartete, daß ich ihm das Leben gewährte. Ich nahm noch einmal die Umgebung, Erde und

Digitized by Google

Himmel, bedächtig und prüfend in die Augen und drehte mich dann langsam zu der Maschine. Die Glieder waren mir seltsam leicht, und ein Singen schien um mich her zu tanzen, das erzählte von der glücklichen Last, die ich heute noch in den Armen halten sollte. So drehte ich den Propeller an und freute mich wie ein Kind, als der Motor einen ruhigen, gleichmäßigen Gang aufwies. Dann stieg ich langsam, mit einer fast theatralischen Feierlichkeit auf meinen Sitz, daß die paar Leute, die sich um meine Maschine gesammelt hatten, das Lachen nicht verbeißen konnten.

„Adieu, mein Lieber!" rief ich dem Basler Piloten zu und schüttelte ihm die Hand. „Sie sollen Ihren Apparat unbeschädigt wieder zurückhaben,

Er lachte breit und gab zurück: „Das werden wir schon sehen; jedenfalls geben Sie sich Mühe, Barondiot, daß wenigstens Sie selber das Genick nicht brechen. Im schlimmsten Fall kann der Apparat zum Teufel gehen, ich habe ja noch einen andern."

Da lachte die Umgebung aus vollen Hälsen. Elsässische Witze flogen auf und umkreisten den surrenden Propeller wie kleine Mücken.

„Glück auf die Reise!" rief einer.

Ein anderer fiel ein: „Und kommt bald zurück von den Schwoben!"

Den nahm ich mir in das Bewußtsein. „Ich komme wieder," gab ich ihm zur Antwort, „aber ich bringe euch auch mancherlei von den Deutschen mit, was ihr brauchen könnt."

Zum drittenmal stob ihr Gelächter auf. Ein ganz Naseweiser schrie mich an: „Bist ja selber ein Schwob!"

Da fuhr der Basler zwischen sie: „Ihr meineidigen Kaibe!" wetterte er. „Was wolltet ihr denn machen, wenn ihr die Schwoben nicht hättet?! Große Mäuler und kleine Beutel, fi!"

Jetzt war das Lachen an mir. „Laßt sie nur, sie sind doch tüchtige Kerle, und das große Maul muß man ihnen zugut halten; ich habe ja auch eins, und kein schlechtes!"

Während der letzten Worte hatte ich Vollgas gegeben, riß jetzt in dem mächtigen Knattern und Prasseln das Tiefensteuer an, der Apparat glitt sacht über die Erde, ein lindes Gefühl der Gehobenheit sagte mir, daß der Schwanz des Flugzeugs sich von der Erde gelöst hatte, da ließ ich das Tiefensteuer aus der Hand und surrte in horizontaler Geradheit vorwärts, bis die Geschwindigkeit groß genug war. Das Höhensteuer knarrte, in sanfter Schwellung erhob sich der Apparat von der Erde, der Wald mit den flimmernden Reifsaum kam auf mich zu geschwankt, langsam anwachsend, bis er breit und immer breiter auseinander rückend sich unter mich schob. Die Luft war herb und durchsichtig; ich konnte in der Ferne den Turm des Kolmarer Münsters sichten.

Da fuhr nun Seppele Barondiot ganz allein hoch über den Menschen, über das Land, das seine Heimat war, und das er liebte, wie nur ein Mensch seine Heimat lieben kann. Und je weiter ich flog, umso üppiger weitete sich die Landschaft, Dörfer und Städtchen blinkerten zwischen dem stumpfen Braun und Grau des Bodens auf, hingestreut von einer sorglosen Hand. Als ich mich umwandte, war von dem Flugplatz und dem Häuflein Menschen darauf schon nichts mehr zu sehen. Neue Wälder und neue Berge zur Linken kamen, neue Wasserläufe und Straßenbänder. Da zogen sie sich hin, die Landstraßen, wie gelblichweiße Papierstreifen durch das falbe Schmutzgrün und Grau der Wiesen und Acker; kleine Wagen und Menschen bewegten sich langsam vorwärts, daß man ihre Bewegung kaum wahrnehmen konnte. Sie mochten wohl die Hüte schwenken und rufen, aber es drang nichts Lebendiges von ihnen in mein Bewußtsein. Da oben, frei über allem, flog Seppele Barondiot, der sich eine neue Straße gefunden hatte, eine Straße ohne Grenzen und Hindernisse.

Ich war kein Mensch mehr, sondern ein Teil dieses fabelhaften, wundervollen, gescheiten Tieres, das mich da mit sich durch die Lüfte riß. Ich schrie.

Kolmar glitt gegen mich her, als ob es einer auf Räder gestellt hätte und nun eine gewaltige Kraft in diese Räder greifen ließ, daß sie den weiten Häuserklumpen in eilige Bewegung brachte. Das Schienengewirr des Bahnhofs strahlte schmal nach den Seiten aus, die kahle Wipfelverschlungenheit des Mars-

Digitized by Google

felds bildete ein hellgraues Rechteck zwischen dem stumpfen Braunrot der Dächer. Dort drüben blinzelte weiß das Haus der Dufours in das matte Sonnenlicht; vielleicht beugte sich eben der Kopf Theophils oder der Mutter Dufour aus einem Fenster, angelockt von dem mächtigen Brausen in der Luft. Wie ein großer, scheuer Vogel huschte ein Gedanke an Carry vorbei; ein lästiger Spatzenschwarm kleiner Erinnerungen hinterdrein. Die Redaktion, das Gefängnis, das Café am Rappplatz, die kleine Schenke bei der Infanteriekaserne und vor dem zerhackten Klavier ein junger Ausreißer mit glühenden Wangen, bangem Herzen und doch unverzagten Träumen... Und ein scheues Einander-gegenüber-Sitzen in einem kleinen Musikzimmer, Carry hebt das Gesicht von den Textworten des wässerigen Liedes meines Landsmanns Neßler. . . .

Vorbei.

Wieder das Land, die gesegnete Elsaßebene. Menschen darin, über die Straßen, kreuz und quer, Menschen mit eigenwilligen Köpfen und treuen, warmen Herzen. Die Heimat.

Ich sage es dreimal ohne Lippenbewegung vor mich hin:

Die Heimat.

Die Heimat.

Die liebe, liebe Heimat.

Und da weiß ich es plötzlich, im Donnern der Lüfte, wem ich bis an meinen Tod dienen will: Diesem reichen, herrlichen Land, daß es vorankomme wie die anderen Länder unseres großen deutschen Vaterlands, daß es nicht auf der alten Erde weiterkrieche, wenn die andern Staaten längst schon leicht und sicher durch die Lüfte fliegen. . . .

So kam die Heimatstadt. Wie ein täppischer Bär, unheimlich nur durch die Starrheit seiner Vorwärtsbewegung, stürzte der plumpe Münsterturm auf mich zu. Ich konnte in die Straßen blicken; da waren die Wälle, auf denen ich mit Gretel an milden Sommerabenden gelustwandelt war, da waren die gezirkelten Wege des Stadtgartens, der alte, steilgieblige Bau des Gymnasiums fliegt seitwärts, ein Polizistenhelm funkelt grell und erlischt. . .

Und wieder das freie Land. Drüben, langsam nach Westen zurückkriechend, die Vogesen, kupferbraun die Laubwälder, schwarz und tiefgrün die Tannen und Fichten. . . . Weiße Kapellen und dunkelrote Ruinen, hoch in den Himmel gehoben die Hohkönigsburg. Alles lief vorbei wie ein schnell aufgewickelter bunter Streifen. Staunend und anbetend liefen meine Augen nach rechts und nach links, während die Hände mechanisch taten, was zu tun war, und meine Augen sahen zum drittenmal Häusergiebel mit märchenhafter Feierlichkeit aufwachsen, sich zu ganzen Stadtteilen fügen, die sich wieder miteinander verbanden, bis endlich, weit gedehnt, Straßburg, die Herrliche, da unten lag, treu an die Erde geschmiegt, mit rauchenden Kaminen und winzig kleinem, wuseligem Leben in den fingerbreiten Straßen.

Je weiter aber die Fahrt ging, in einer tollen Geschwindigkeit, je näher das Ziel rückte, umso tiefer sanken meine Gedanken in ein wunschloses Ausruhen; ich fühlte, wie die Hände zu zittern anfingen, aber der Wille war stark genug, sie an dem Steuer festzuhalten. Alles Überflüssige fiel von mir ab und immer klarer bildete sich in dem müden, gleichmäßigen Dahinschwimmen der Gedanken die eine Herrlichkeit: Heute noch wirst du Johanna wieder im Arm halten und sie wird dir bald, vielleicht morgen schon, wer weiß! ein süßes Geschenk unter die Augen und in das Herz legen. Die Sonne rollte bedächtig nach Westen, in einer schiefen Kurve, die nicht weit über dem Horizont hinlief. Mein Motor arbeitete tapfer und treu, einmal stöhnte er, daß ich meinte, die Kraft sei ihm ausgegangen und es müsse eine Notlandung werden. Dann aber setzte er wieder an, aus voller Brust, sein Herz pochte in gleichmäßiger Ruhe und Entschiedenheit, der Apparat pflügte hoch über den Menschen den blauen Himmel.

Die Länder schienen immer schneller unter mir davonzufliehen, ich war wie ein Gewitter über ihnen.

Endlich, ich trug eine schwere, beengende Müdigkeit hinter der Stirn, die mir oft die Augen zudrücken wollte, aber der eine Gedanke hetzte mich immer wieder in munterstes Wachsein, daß es nie zu einem völligen Er-

Digitized by Google

lahmen kam, endlich zeigte sich am Horizont vor mir ein grauer, schmaler Streifen, wie er über großen Städten liegt. Unter mir kroch ein Zug, aus der Erde wuchsen dünne Fabrikschlote, kahle flache Häuser mit hunderten von trüben Fenstern schoben sich immer dichter zusammen; die Luft wurde dicker und schwerer, der Atem kam mühsamer in die Brust und scheute sich, sie schnell wieder zu verlassen. Ich straffte mich auf meinem Sitz. Das war Leipzig.

Jetzt war ich wieder so frisch und keck, wie ich am Morgen auf dem Flugplatz gestanden hatte, bereit zum Abflug, umringt von den neugierigen Menschen und zum letztenmal ermahnt und angewettert von dem biederen Basler. Ich ließ den Apparat sinken, bis ich alle Einzelheiten auf der Erde unterscheiden konnte. Die Luft floß unten heftiger, daß ich meine Not hatte, das Flugzeug vor dem Schwanken zu bewahren. Aber trotz aller Anspannung, die die feindlichen Elemente von mir verlangten, brauste mächtig und völlig klar und hell der Gedanke an Johanna in mir. Und er erhob sich plötzlich zu einer echten und ernsthaften Schönheit, als gerade die ersten Vororte der großen Stadt unter meinen Apparat gerieten: Wenn jetzt, gerade in diesem Augenblick, da du über die Stadt fährst, dein Kind geboren würde? Dieser Aufschwung des treuen Gedankens war mir so berauschend und feierlich, daß ich zum erstenmal seit langer Zeit ein Wort für Gott fand, das ihn anflehte, er möge es so geschehen lassen. Aus dieser kindlichen Hingebung wuchs mir eine vertrauende Zuversicht, ich glaubte nicht anders, als meine Bitte wäre erhört, und durch das Heulen der Lüfte hörte ich ein liebes, lustiges Krähen, das sich flügelschlagend an mein Herz rettete. . . .

Dann war ich wieder der kalte, besonnene Pilot, wie es sein muß. In einer langen, kaum geschweiften Kurve hielt ich auf den Flugplatz Lindenthal zu. Der Nachmittag lag faul auf der Erde, griesgrämig ein wenig und in graue Schleier gehüllt. Die Sonne schlief schon drüben in Frankreich.

Als die Räder meines Apparates sanft auf den Rasen aufsetzten, war es mir einen Augenblick, als drehe sich plötzlich alles in rasendem Wirbel um mich her, meine Hände griffen in eine kalte, feuchte Leere, ich fühlte, wie die Knie unter mir einknickten. Als ich die Augen wieder aufschlagen konnte, fand ich mich in einem kleinen Zimmer; es roch nach Speisen und abgestandenem Bier. Über mich her beugte sich ein hageres Gesicht, eine Stimme sagte: „Bleiben Sie ruhig liegen, Bester; Sie sind hier gut aufgehoben."

Da sprang ich auf.

„Besorgen Sie mir ein Automobil!" forderte ich so ungestüm, daß mich der gute Mensch erschrocken und in einer Art beunruhigt ansah. Dann lief er hinaus und ich begann, in dem engen Gelaß auf und ab zu gehen, mit großen Schritten und klopfendem Herzen, wenn auch die Müdigkeit noch bleischwer über den Augen lag.

Das Automobil kam, ich sah keinen Menschen an, warf mich hinein und lachte wie ein Narr, als ich durch die leicht angelaufenen Scheiben sah, wie die Häuserreihen an uns vorbeisprangen. Und doch flog mir das Automobil nicht schnell genug durch die belebte Stadt, ich pochte ungeduldig mit dem Knöchel gegen die Scheiben, als hätte ich so seinen Lauf beschleunigen können. Der Kopf sauste und donnerte, in allen Gliedern kroch eine stechende Mattigkeit auf und ab; als endlich das Gefährt vor der Wohnung hielt, stolperte ich über das Trittbrett und wäre um ein weniges lang zu Boden geschlagen. Ich mußte mich an die Mauer lehnen und sekundenlang die Augen schließen. Dann tappte ich mit unsicheren Schritten, wie ein Trunkener die Treppe hinauf, und empfand den tiefen, gesunden Schlaf, der mich erwartete, als etwas unendlich Schönes und Seliges.

Mit letzter Kraft drückte ich auf den Klingelknopf, sachte Schritte kamen über den Korridor, da stand meine Mutter unter der Tür, erkannte mich und das ungestüme Fragen in meinen matten Augen und öffnete ihre schlanken, zarten Arme, um mich an ihr treues Herz zu nehmen. Bevor ich an ihrer Brust einschlief, hörte ich noch, wie sie mit einer glückzitternden Stimme sagte:

„Es ist ein Bub, Seppele!"

*

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Erde

Erde, heilige Erde, dein bin ich immerdar!
Alles, was ich wurde und alles, was ich war
Verdank' ich deiner Güte und deiner treuen Hut,
Und geb' es einst dir wieder, wenn meine wilde Unraft ruht.

Wundervolle Schwermut, trauernde Heiterkeit
Entwölkter Sommertage, Leben, endlos weit,
Du lächelst ewig wieder und lockst mit Lieb' und Luft,
Du winkst mit weißen Händen und stößt uns doch von deiner Bruft.

Erde, heilige Erde, ach könnten wir verfteh'n,
Daß unser Sein und Werden nur ein Vorübergeh'n. . . .
Daß wir mit unserm Streben nichts sind als Strom und Wind,
Daß wir von deinen Kindern die einzig undankbaren sind.

O Sphinx, geheimnisvolle, mit deinem Majablick,
Du webst mit dunkeln Augen das grausamste Geschick. . . .
Wir greifen nach den Träumen und gieren nach dem Raub
Bezwungener Ewigkeiten und sind doch nichts als eitel Staub!

Erde, heilige Erde, geopfert ist mein Stolz
Im Feuer der Entsagung. Mein Eisenpanzer schmolz;
Du bist's, die mich geboren, du läßt mich nie mehr los,
Und ziehst dereinst den Müden in deinen heiligen Mutterschoß. Paul Friedrich.

Livland / Von Dr. Heinrich Pudor

„Du meine Heimat! Für die wir gelitten und gestritten Tag und Nacht in hochgemutem Mannesstolz, in deutscher Treue! . . .

„Man kann es nicht glauben, daß das Deutsche Reich erst eine Welt von Feinden besiegen und dann 200 000 Deutsche, die sich an das heißgeliebte Mutterland anschließen wollen, ihrem Untergange überlassen werde." . . . . .

Kurz vor dem Kriege fand in Malmö eine Ausstellung statt, die man rühmenswerter Weise die baltische genannt hatte. In der Tat ist die Ostsee das Baltische Meer und das ganze von ihr bespülte Gebiet, einschließlich Südschwedens und der Ostseeprovinzen heißt Balticum. Balten in engerem Sinne aber heißen die Bewohner Kurlands, Livlands, Estlands und Ingermannlands.

Denkt man an den vielhundertjährigen Kampf der Balten für das Deutschtum, an die Treue, an die Ehrenhaftigkeit, an den für alle Deutschen vorbildlichen Herrenstolz der Balten*), so möchte man wünschen, daß in Deutschland endlich allgemein die Sympathie für dieses Brudervolk wach wird und zugleich auch die Beschäftigung mit Geschichte, Land und Leuten des baltischen Landes beliebt wird. Nicht nur, daß in diesen Provinzen rund 200 000 Deutsche leben, hat das ganze Land von der Memel bis zum Peipus**) deutsches Gepräge. Das ganze Gebiet ist mehr als dreimal so groß wie Belgien und ungefähr so groß wie Bayern und Württemberg zusammen genommen. Den nördlichen Teil Livlands, ganz Estland und

*) „Das Hervortreten deutschadligen Sinnes ist das Kennzeichen für den ganzen Stamm der Balten geworden. Er zeichnet als Herrenbewußtsein ebensosehr den baltischen Bürger wie den geborenen Edelmann aus." (E. E. Eiffe).

**) Aber auch in Ingermannland bis vor die Tore Petersburgs und in den Reschizaer Kreis — Reschiza ist die alte Ordensburg Rositten — sind deutsche Landherren vorgedrungen.

Digitized by Google

den größten Teil der benachbarten Inseln bewohnen die Esten (900 000), die südliche Hälfte Livlands und den größten Teil Kurlands die Letten (1 100 000). Letten und Esten sind deutsch kultiviert, übrigens durchaus keine reinen Slawen. Livland gehörte staatsrechtlich bis zum Jahre 1561 zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Als dann die Großfürsten von Moskau die deutsche Kolonie bedrohten, suchte sie vergebens bei Kaiser und Reich Schutz und im Nystädter Frieden 1721 wurde die Unterwerfung unter das russische Szepter völkerrechtlich anerkannt. Zu betonen ist aber, daß Peter der Große die Vorrechte der Livländer, freie Religionsübung und deutsche Selbstverwaltung anerkannte, wie überhaupt bis ins 19. Jahrhundert hinein sich die baltischen Provinzen ungehindert weiter entwickeln konnten*). Die Universität Dorpat war im Jahre 1802 gegründet worden, unter Alexander des Dritten wurde sie, mit Ausnahme der theologischen Fakultät russifiziert. Die Russifizierungspolitik begann schon unter Nikolaus den Ersten, der die Religionsfreiheit aufhob, die lutherische Kirche zu einer „bloß geduldeten Sekte herabdrückte" und die russische Staatskirche einzuführen suchte: im Jahre 1836 wurde das griechisch-orthodoxe Bistum Riga errichtet. Unter Alexander des Dritten wurden auch Schule, Gericht und Verwaltung russifiziert; der berüchtigte Pobjedonoszew erreichte es, daß es bei Alexander des Dritten Tode im Jahre 1894 keine einzige Schule mit deutscher Unterrichtssprache mehr gab. Die religiöse, nationale, politische und kulturelle Unterdrückung hatte kein Mittel der Russifizierung unversucht gelassen.

Aber „im festen Trotze ihrer alten Ordens- und Hansatradition" haben die Balten das große Kolonialland im Osten dem deutschen Volke erhalten und als erst die lettisch-estnische Revolution vom Jahre 1905-6, dann die Stolypinsche Agrarreform (Gesetz vom 5. November 1906) kam und die Vorboten des Weltkrieges sich bemerkbar machten, setzte die germanische Kolonisationsarbeit in den baltischen Landen erst recht ein, der deutsche Kulturverein sammelte die deutschen Volkskräfte, im ganzen Lande entstand ein Netz deutscher Schulen und alle durch die russische Bauernagrarbank, die die durch die Revolution zerstörten Güter mit russischen Bauern besiedeln wollte, in Gefahr gebrachten Großbesitze wurden angekauft (1908-1913) und auf ihnen deutsche Bauernsiedlungen geschaffen: gegen 20 000 deutsche Bauern wurden aus den Kolonien Rußlands, Polens, ja sogar aus Amerika und Kanada herangeholt und im baltischen Land schollenfest gemacht!

*) Die Leibeigenschaft wurde 1804 aufgehoben (Landtagsbeschluß 1803), an ihre Stelle trat die „Gutsuntertänigkeit", mit der die Bauern indessen ihr erbliches Nutzungsrecht an die Höfe verloren.

Aber die russische Regierung sah die Gefahr. Im Frühjahr 1914 beschloß das Ministerium des Innern und der Landwirtschaft, alle kurländischen Domänen sofort an 300 000 moskowitische Bauern aufzuteilen. Da kam der Krieg. . . . Und nun steht das deutsche Heer vor den Toren Rigas, der alten Hansastadt und Tochterstadt Visbys, Gotlands ruhmreicher Hauptstadt. Moltke antwortete seinerzeit dem Hofprediger Stöcker auf dessen Frage, ob Livland, Estland, Kurland als preußische Provinzen gegen Rußland zu halten seien, mit einem kräftigen Ja. . . .

Die Größe Livlands beträgt 47 030 Quadratkilometer bei einer Einwohnerzahl von 129 928*). Auf den Quadratkilometer kommen in Livland 28 Einwohner, in Kurland 25, in Estland 20, gegenüber 120 in Deutschland und 55,8 in Ostpreußen. Neben den 99 000 Deutschen leben in Livland 564 000 Letten, 519 000 Esten, 10 000 Großrussen, 24 000 Juden und 15 000 Polen. Der Nutzung nach ist 18 Prozent des Bodens Ackerland, 41,5 Prozent Wiese und Weide**), 24,4 Prozent Wald und 15,6 Prozent Ödland: daraus geht hervor, daß Livland, besonders Nordlivland — und in Estland liegen die Verhältnisse ähnlich — in hervorragender Weise zur Viehzucht geeignet ist. Dazu kommt, daß die Esten und Letten leidenschaftliche Vieh- und Pferdezüchter sind. „Jeder der die ungeheuren Flächen unkultivierten schönsten Wiesens- und Weidenbodens im Ostlande sieht, weiß, wie ins Unermeßliche entwicklungsfähig die Viehzucht desselben ist. Mit größter Schärfe muß darauf hingewiesen werden, daß dieses neue Ostland in seiner großen Ausdehnung bei seinem durch die Ostseelage bedingten mehr ozeanischem Klima ein Viehzuchtgebiet werden kann, das uns die Möglichkeit gibt, in der Fleischversorgung vom Ausland in aller Zukunft vollkommen unabhängig zu werden. . . Hier im Ostland ist eine viehzüchterische Entwicklungsmöglichkeit gegeben, die nicht nur die ganze Fleischversorgungsfrage des deutschen Volkes löst, sondern auch dieses Ostland zu einem Kanada und Afrika zugleich für nationales Bauerntum macht." (Silvio Broedrich-Kurmahlen.)

Während Kurland gewaltige staatliche Domänen (etwa 3 Prozent) mit herrlichen Wäldern und ertragsreichen Landgütern besitzt, zeichnet sich Livland durch eine große Anzahl bedeutender Rittergüter aus mit einer sehr großen Menge kleiner Pachtstellen, die für Bauernsiedlung wie geschaffen sind. Estland hat keinen Domänenbesitz, hier ist die Industrialisierung der Landwirtschaft am weitesten vorwärts geschritten.

Als im Revolutionsjahr 1905 die Zarenfamilie in Bauernkleidern zur Flucht bereit war, erwiesen sich die Balten als die Treuesten im ganzen Reich. Zur Belohnung wurde ihnen die

*) In Kurland 673 250, in Esthland 413 200.
**) In Esthland 41%, in Kurland 30%.

Digitized by Google

Erlaubnis zur Gründung deutscher Vereine gegeben (Erlaß vom 4. März 1906), die natürlich bei Kriegsbeginn sofort aufgehoben wurden, damals aber im hohen Grade der Stärkung des Deutschtums dienten. Im März 1907, zehn Monate nach der Gründung trugen die Betriebskosten des livländischen Vereins mehr als 200 000 Mark und die Anzahl der Vereinsmitglieder näherte sich dem 20. Tausend (C. C. Eiffe). Allein für Schulzwecke steuerte dieser Verein im Jahre 1913 116 826 Rubel bei. Das unbewegliche Vermögen des livländischen Vereins belief sich 1913 auf 322 743 Rubel, das Gesamtvermögen auf 578 200 Rubel. Die Ortsgruppe Riga begann am 1. Dezember 1913 einen eisernen Schulfonds zu sammeln, der vier Monate später auf 130 000 Rubel angewachsen war. Also die Opferbereitschaft der Balten für deutsche Kulturziele war wieder einmal vorbildlich. Natürlich war auch die protestantische Kirche ein starker Helfer bei der Erhaltung des Deutschtums.

Riga hat bekanntlich in den letzten Jahrzehnten eine an amerikanische Verhältnisse erinnernde Entwicklung genommen und ist nächst Odessa die bedeutendste Hafenstadt Rußlands geworden. In der Tat sind die Ostseehäfen und könnten es in noch höherem Grade sein: die Ausfuhrhäfen für das ganze große nordöstliche Gebiet Rußlands bis zum Baikalsee. Unser Ostland aber ist bisher in der Entwicklung so zurückgeblieben und die Ostsee ein „Totes Wasser" geblieben, weil das Hinterland fehlte. Hoffentlich wird der aus diesem Weltkrieg sich ergebende Friedensschluß hierin Änderung bringen. Weiteres hierüber zu sagen ist uns nicht gestattet.

*

Um Mitternacht

Durch die stille, tote Nacht,
Rieseln dichte Flocken . . . .
Wie das schwer und müde macht!
Hörst du der Erinnerung Glocken — —?

Tief in einen Purpurtraum,
Hüllt der Lampenschirm mich leise. . . .
Und aus heimwehdunklem Raum,
Geht mein Herz nun auf die Reise. . .

Nur des Mondes Wunderlicht,
Seh' ich in dem Flockentreiben,
Wie dein liebes Angesicht,
Lehnen an den Fensterscheiben. . . .

Bruno Pompecki.

*

Der Ofen und seine Poesie / Von A. M. Witte

Die heutige moderne Generation, die, wenn sich die Zentralheizung auch noch nicht überall einbürgerte, doch die Auswahl zwischen den verschiedensten Heizungsarten hat, die, sobald ihr der biedere alte Kachelofen nicht mehr zusagt, mit Kaminen, Petroleum-, Gas-, amerikanischen Dauerbrandöfen usw. ihre Räume erwärmen lassen kann, gedenkt sicher mit einem Gefühle des Bedauerns den Vorfahren, die es in dieser Beziehung recht wenig gut hatten. Versteht man es doch erst seit wenigen Jahrhunderten durch Öfen und Schornsteine oder auf noch kunstreichere Art eine warme, gemütliche Temperatur in seinen Wohnungen zu erzielen. Die Griechen und Römer, die doch in vieler Beziehung schon in ferner Zeit durch verschiedenen Luxus verwöhnt waren, kannten keine Öfen. Die vornehmsten Paläste entbehrten, was jetzt wohl die schlichteste Bauernhütte aufweist, einen Schornstein.

Man heizte mit Feuerbecken, die auf einem Dreifuß mitten im Zimmer standen. In reichen Häusern verwandte man nur dürres Holz, das sorgsam vorher geschält, in Wasser gelegt und dann wieder gänzlich ausgetrocknet war, um den Rauch zu verhindern, der in den Häusern der ärmeren Klassen zur fast unerträglichen Qual wurde, — aber ertragen werden mußte, wollten diese nicht frieren. Zu Ciceros Zeiten heizte man die Wohnungen durch ein mit glühenden Kohlen gefülltes, unterirdisches Behältnis, dessen Wärme ein besonderes Heizzimmer aufnahm, und sich durch Röhren den andern Räumen mitteilte. Diese Art „Röhrenheizung" war seit dem Jahre 339 auch in Paris bekannt, um dort später durch den Kamin ersetzt zu werden. Diese veredelte Form des Herdes erhielt sich in Frankreich, England, Italien und dem Orient, während man in Armenien noch immer das Feuerbecken, das „Mangal" kennt, das unter einem mit Decken verhüllten Tische steht, um den die Hausbewohner sich vereinen. Eine ähnliche Heizungsart haben hier und dort noch die Perser, die selbst das Brot auf einem mit glühen-

Digitized by Google

den Kohlen gefüllten, im runden Erdloche stehenden Tongefäße backen. Die Chinesen stellen eine Wärmepfanne unter eine Steinplatte, auf der sie sitzen oder liegen. In Rußland wechselt Dampfröhrenheizung mit riesigen Kachelöfen, die aus der Wand hinaus, und in das Zimmer hineinzuwachsen scheinen.

In einigen nördlichen Ländern hat sich auch wohl die erste Heizart der alten Germanen erhalten, das offene, flackernde Herdfeuer, an dem einst des Hauses Ehrenplatz war, und dessen Rauch in fernen Zeiten durch eine runde Öffnung im Dache entwich. Sobald das Feuer niedergebrannt war, schloß man die Dachluke durch eine hölzerne Klappe. Die Zeit dieses „Feuerzudeckens" wurde durch den Schlag einer bestimmten Glocke verkündet, die zugleich auch das Schließen des Stadttors anzeigte, und dadurch Anlaß zu dem noch heute in kleineren Städten üblichen „Abendläuten" gab.

Die ersten Schornsteine kannte man in Padua. Sie wurden durch italienische Baumeister bald genug auch in Deutschland verbreitet. Diese Baumeister brachten auch die Italienerknaben mit, welche die damals mit Stangen und Stroh übliche Reinigung der Schornsteine verstanden. Als die Anlagen dieser Schornsteine komplizierter wurden, bildete sich das „Fegen" zum Gewerbe aus, das zumeist von Kindern ausgeführt wurde, deren Los übrigens ein ziemlich hartes war. Wurde doch wenig genug nach dem Verbleib jener Knaben gefragt, die in dem vielleicht zu engen Schornstein den Erstickungstod gefunden.

Der brave Wärmespender vervollkommnete im Laufe der Jahre sich mehr und mehr, und wie einst sogar am Herdfeuer dem Fremdling das heilige Gastrecht schützte, bildete sich der Kachelofen zum guten, alten Hausfreund aus, der Wärme und trauliches Behagen um sich verbreitete und deshalb zum Sammelplatz der Familie wurde.

Der vornehme Kamin mit seinem kokketten Feuer, das lediglich in nächster Nähe wärmt, ist in Deutschland niemals sehr beliebt gewesen. Mochten sich vor ihm galante Lustspielszenen abspielen, duftende Liebesbriefe in seine züngelnden Flammen geworfen werden, zum echten, rechten Träumen war doch der alte Ofen geeigneter, besonders, wenn er schon Generationen hintereinander gedient hatte, und Spuren der Persönlichkeit oder Gedankenwelt eines Vorfahren aufwies; wie man dies einst, besonders auf dem Lande kannte.

Jetzt schwindet ja mehr und mehr alles, was pietätvollen Stimmungszauber heraufzubeschwören vermochte. Die moderne Generation liebt, wenn sie überhaupt noch dem Kachelofen Existenzberechtigung zuspricht, mehr die künstlerisch ausgeführten Exemplare, die doch Fabrikware sind und bleiben, die durchaus nichts Individuelles haben, was man liebgewinnen könnte, wie die alten, etwas massigen, unmodernen Öfen, die nur noch auf dem Lande zu finden sind, oder in alten, unmodernen Häusern, und die häufig den Wahlspruch des Hausherrn oder einen dichterischen Erguß des Töpfermeisters an ihren Kacheln tragen, ein Stück Volkspoesie, das uns nicht selten echtes deutsches Gemüt offenbart.

Gott sei Dank, nun bin ich wieder
Ferne vom Geräusch der Welt.
Lebe hier, bei Dir verborgen
Ohne Sorgen,
Einsam, wie es mir gefällt.

Ruft diese Strophe nicht das Bild eines bescheidenen, zufriedenen Menschen in uns wach, der, behaglich sein Pfeifchen rauchend, an der „Seite des wärmenden Ofens" von der Tagesarbeit ausruht? Der wohlwollende Rat, zu arbeiten, war in vergangenen Zeiten als Ofenspruch sehr bekannt:

Arbeit macht des Lebens Last
Noch einmal so munter,
Heiter geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

aber auch Häuslichkeit und Liebe wurden durch den Ofen gepriesen:

Zwei Herzen, in Liebe verbunden,
Vertreiben die traurigen Stunden.

oder:

Ist draußen noch so schöne Zeit,
Glück bringt alleweil die Häuslichkeit.

und:

Das Allerschönste jeder Zeit
Ist eine traute Häuslichkeit.

Manchmal erzählt allerdings der Ofen auch von bösen Erfahrungen mit den lieben Nächsten:

Wenn Neid und Haß brennten wie Feuer,
Dann wär' das Holz nicht halb so teuer.

Im allgemeinen zeichneten sich aber die Ofensprüche durch sehr viel weniger Sarkasmus aus, als die anderen Sprüche, die man in vergangenen Tagen über den Haustüren, sowie auf Humpen, Schüsseln usw. fand.

Lediglich auf den Ofen selbst und seinen Annehmlichkeiten gab es natürlich auch Sprüche, wie jenen:

Ich bin am wärmsten, wenn's am kältsten ist,
Und bin am kältsten, wenn's am wärmsten ist.
Im Sommer läßt man mich verächtlich steh'n,
Im Winter streichelt man mich schön.

Oder den noch häufiger vorkommenden:

Oft bin ich dunkel, wenn es hell ist,
Und funkle, wenn es dunkel ist.
Bin im Sommer kalt,
Doch im Winter warm,
Und was in mir wallt,
Verjagt den Harm. —

Es liegt etwas wahres in diesen Worten, denn es gibt wohl kaum etwas Behaglicheres als

Digitized by Google

das Knistern und Prasseln eines geheizten Ofens. Man wird unbewußt in eine trauliche Stimmung versetzt, die einen Hauptreiz des winterlichen Lebens ausübt. Darum ist die Heizung des Kachelofens manchem noch heute sympatischer als die freilich sehr viel bequemere Zentralheizung, auch wenn die Kachelöfen der letzten Jahrzehnte keine poetische Lebensphilosophie mehr aufweisen. Eine Art Ofenpoesie gibt es für den, der diesen Stimmungszauber verstehen will, trotzdem noch heute. Im geheimen Flüsterton erzählt der Ofen von unserer Kindheit, und leise webt die Erinnerung ihre Schleier. Jene Tage werden wieder vor unserem Geistesauge lebendig, wo wir ungeduldig auf den leise summenden Ton warteten, der uns aus der Ofenröhre Kunde bringen sollte, daß die Bratäpfel fertig seien, wo bei der interessanten Erzählung der Mutter, wenn der verzauberte Königssohn endlich durch die Liebe der schönen Jungfrau erlöst wurde, es im Ofen ängstlich stöhnte und ächzte, knisterte und knackte, so daß die Kinderschar unwillkürlich enger zusammenrückte. Auch heute knistert es wie damals in den Kohlen. Rote Lichter, ein heller, flackernder Schein huscht über den Boden, steigt an den Wänden auf und nieder, in immer schnellerer Folge, in immer spärlicheren Reflexen. — Die Kohlen fallen allmählich zusammen. Ein letztes kurzes Aufleuchten, ein letztes Funkensprühen! Ein letzter matter Schein! Das Feuer erlischt! Der Zauber Erinnerung ist wieder vergangen; jener Zauber, den die neuen Heizungsboten nicht heraufzubeschwören verstehen, den die heutige Generation vielleicht auch spöttisch belächelt.

Bücherbesprechungen

Arthur Brausewetter: **Don Juans Erlösung.** Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

In diesem neuen Roman hat der bekannte Schriftsteller sich ein hohes Problem gestellt, das allmähliche innere Freiwerden eines Don-Juan-Typs von seiner allzuwiderstandslosen Erotik zu zeigen. Brausewetter stellt, um diesen Prozeß besonders eindringlich zu machen, dem Schriftsteller Uckermann, dem Helden seines Buches, eine Kontrastfigur in dem innerlich völlig unerotischen Gutsbesitzer von Berkow an die Seite, einen von jenen zahlreichen innerlich Unausgefüllten, die deshalb grübeln und mit dem Leben und vor allem mit ihrem Leben nicht zu Rande kommen. Sehr fein ist der weitere Kontrast des Schuldproblems durchgeführt, Uckermann, der blind auf jeden Eindruck Herumtappende, treibt durch seine rasch verglimmte Liebelei eine junge, hochbegabte Schauspielerin in einen frühen Tod, sein Freund Berkow macht aus innerster Selbstverkennung ein blühendes, junges Mädchen durch seine Ehe mit dem halben Kinde unglücklich, aber diese Sigrid ist keine von den Frauen, die an einer Enttäuschung scheitern und zugrunde gehen, sondern sie reift durch dieses Unglück zu einem Weibe heran, das, um mit Dehmel zu sprechen, seinem inneren Schicksal gewachsen ist. Berkow, der Grübler, kann darum sich im Innersten trotz des tragischen Ausgangs seiner Ehe keiner eigenen Schuld zeihen, da sie nur auf einer Selbstverkennung der eigenen Eharakteranlage beruht, Uckermann hingegen muß sich für das leichtsinnige Spiel mit einem wertvollen Menschenleben schuldig sprechen und erkennt erst jetzt sein völlig oberflächliches und egoistisches Verhalten den Frauen gegenüber. Dabei ist er sehr fein nicht etwa als aktiver Verführer gezeichnet, sondern mehr als eine passive, halb weltabgewandte Natur, die eben jeden Eindruck an sich heranlaufen läßt und nicht sondert und wählt. Der Tod der armen Ruth bringt in ihm die Umwandlung hervor, und er beschließt, fortan nur noch seiner Kunst zu dienen, ein Vorsatz von untadeliger innerer Größe, dessen Durchführung allein nicht ganz glaubhaft erscheint. Eine Unmenge gesellschaftlicher Kreise und Typen, namentlich verschiedenster Frauen fesselt durch scharfe Profilierung und die wohllautende, echt dichterische Sprache liegt wie ein zarter Lenzhauch über einer merkwürdigen ernsten und farbtonreichen Landschaft. Das Buch Brausewetters ist geeignet seiner feinsinnigen Kunst viele neue Freunde zu gewinnen.

Paul Friedrich.

Otto v. Boenigk. **Das Urbild von Goethes Gretchen.** Greifswald 1914, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 2 M.

Ein Laie, zufällig bekannt geworden mit der Geschichte der 1765 hingerichteten Stralsunder Kindesmörderin Maria Flint, versucht es, in diesem mit Aufwand großen Fleißes gearbeiteten Schriftchen wahrscheinlich zu machen, daß dieses unglückliche Geschöpf das Urbild des Gretchen in Goethes „Faust" gewesen sei. Der Versuch braucht nicht als durchaus verfehlt bezeichnet zu werden, so sehr auch das, was der Geliebten Fausts ihren wunderbaren Zauber gibt, Goethes Eigentum bleibt; jedenfalls darf die Forschung das Schriftchen nachprüfend beachten. Sprache und Darstellung sind allerdings zum Teil unerträglich geschraubt.

Dr. Hans Zimmer.

Vermischtes

Die Schandtat von Görz. Wir sind in diesem Kriege durch die Gemeinheit, Hinterhältigkeit, den Lug und Trug unserer Feinde ganz erstaunlich überrascht worden. Und daß die braven Italianos, allen voran ihre Laus auf dem Throne, darin unbestreitbar das Rennen gemacht haben, ist so sattsam bekannt, daß es sich völlig erübrigt, darüber auch nur noch ein Wort zu sagen. Dennoch erscheint es angemessen, eines der gemeinsten Stückchen dieses Kulturvolkes dem Gedächtnis für spätere Verwendung einzuprägen. Es handelt sich um die Beschießung von Görz.

Görz, das in einer fruchtbaren Ebene, freundlich am linken Ufer des Isonzo und an der Linie Nabresina—Cormons der österreichischen Südbahn belegene Städtchen mit lebhafter Industrie, ist ein absolut unbefestigter Platz. Es sei denn, daß man das alte, verfallene Kastell, einst der Sitz des Grafen von Görz, für ein Fort und die Fabrikschornsteine für Kanonen ansehen wollte. Ähnliches soll ja vorgekommen sein. Aber selbst ein halber Idiot muß sich sagen, daß eine Vernichtung dieser Stadt mit ihren Kunstschätzen, ihren alten Erinnerungen so völlig sinn- und zwecklos ist, wie nichts weiter auf der Welt,

Digitized by Google

daß sie lediglich aus Wut, aus Rache, aus Zerstörungswahnsinn erfolgt, daß endlich diese Maßnahme nur ein Verbrechergehirn aushecken konnte. Freilich, an dergleichen fehlt es ja unseren ehemaligen Bundesbrüdern nicht.

Trotz unzähliger Stürme, trotz unglaublicher Verluste, trotz Strömen von Blut und Hekatomben von Leichen ist den Italienern die Einnahme des Görzer Brückenkopfes nicht gelungen. Alle Versuche wurden glatt abgewiesen. Und die heldenhafte Verteidigung dieses Bollwerks wird für alle Zeiten ein Ruhmesblatt der österreichischen Geschichte darstellen.

Zunächst wäre über diesen Brückenkopf einiges zu sagen: Nicht wie in früherer Zeit bildet derselbe eine einfache Schanzstellung unmittelbar am Endpunkt des Flußüberganges, sondern unter dieser Bezeichnung ist ein verzweigtes System von Feldbefestigungen zu verstehen, das sich der Stadt gegenüber, am westlichen Flußufer, von dessen Sumpfgelände südöstlich Lucinisos an, über die Höhe von Podgora, vorbei an Oslavia, über den Berg Sabotina hinzieht. Diese Stellung sperrt den Zugang in das wichtige Villachtal, durch das der Einmarsch nach Triest erzwungen werden könnte. Durch einen Vorstoß an dieser Stelle wird nämlich die weitere Behauptung der Triest schützenden Doberdohöhe außerordentlich erschwert, ja, in Frage gestellt.

Außer durch diesen sogenannten Brückenkopf, durch dieses ausgedehnte Schanzwerk, wird das Villachtal aber auch noch durch die stark befestigten Höhenkuppen der Berge S. Michele und S. Martino im Süden und den Berg S. Gabriele im Norden gedeckt. Auch diese müssen erst niedergerungen werden, ehe den Verrätern der Weg in das Innere offen steht.

Mit aller Macht suchen nun die italienischen Aasgeier, wie sie einer ihrer Landsleute ebenso richtig als schön nennt, das Gebiet, das sie auf friedlichem Wege längst erhalten konnten, England zu Liebe aber ausschlugen, zu erkämpfen. Und da ihnen das nicht gelingt, nie gelingen wird, lassen sie ihre Tobsuchtsanfälle gegen das friedliche, beschauliche Görz rasen.

Am 18. November begann die zielbewußte, systematische Vernichtung der Stadt mit einem Höllenfeuer, das am frühen Morgen seinen Anfang nahm. Tagtäglich sausen nun 3000 Granaten in die Stadt, die nicht nur zerschmettern, sondern auch alles zu Staub und Asche brennen, was an Lebensfähigem in den Mauern des hübschen Ortes sich befindet.

Ungeheuer sind die Werte, die so ruchlos vernichtet werden. Sehen wir einmal näher zu: Da ist zunächst die herrliche Domkirche, ein imposantes Bauwerk aus dem 17. Jahrhundert mit einem prachtvollen Sacrarium, das eine wunderbare Studienquelle für jeden Forscher war. War! Denn heute? Ein wüster Steinhaufen, über dem Wolken schwarzgrauen Staubes lagern! — Das Denkmal des letzten Grafen von Görz, der im 15. Jahrhundert lebte und wirkte, das ehemalige Jesuitenkloster mit seinen Erinnerungen an die Glanzzeit der Stadt — gewesen! Eine Ruine ist das Municipalitätsgebäude, noch schlimmer sieht das Theater aus, wie viele, viele anderen schönen Gebäude.

Inmitten der Stadt gab es einst ein Stück Land, das dem Beschauer völlig paradiesisch anmutete. Es war der Garten, der zu dem herrlichen Bischofshofe gehörte. In Flammen steht heute das alles, stehen die Denkmäler vergangener Jahrhunderte, aus der Zeit, da Görz eine gefürstete Grafschaft war, aus jenen Tagen, da es zu Frankreich zählte und aus jenen, da Österreich es zurücknahm. Rauch und lodernde Flammen!

Der alte Palast des Grafen von Chambord zerfiel längst in Trümmer. Die Räume, in denen eigenartige, ganz unersetzliche Kunstschätze lagerten, wurden mit diesen ein Opfer der Brandgranaten. Durch grünende Bäume, die dicht und heiter auf der Via del Ponte nuovo standen, raste der Tod in italienischen Geschossen. Auf dem großen Platz blühten die Veilchen, schauten Blumen und Blüten aus allen Fenstern der Häuser, die ihn umgaben. Wo sind sie hin?

In den Schlössern der Lathieri thront die Vernichtung. In den Palästen der Attems, der Formentini, den Wahrzeichen des Reichtums, des erlesenen Geschmacks, liegen die Bewohner in den Kellern betend auf dem Antlitz, füllen sich die Prunksäle mit Staub und Asche. In den Sälen des Schlosses Cecconi fanden sich Kostbarkeiten des großen Ludwig, hing ein Spiegel, der einst das reizende Antlitz Maria Antoinettes sah. Sie selbst hat mit zierlicher Hand ihren Namen eingeschrieben, ehe sie noch ahnte, welches grausame Geschick ihr beschieden sein sollte. Zerborsten ist das Glas, zersprungen die Platten der Bouletische. Das Gold, das der geniale Tischler in seine Arbeiten legte, um ihnen Kostbarkeit und künstlerischen Wert zu verleihen, mischt sich mit der Lava, die sozusagen aus dem Vulkan fließt. Denn Görz ist heute weiter nichts, als ein feuerspeiender Berg!

In dem Garten des Herrn von Beckmann, der mit kunstsinniger Hand die Blumen des Abendlandes mit denen des Morgenlandes in dem Gewächshause vereinte, der das Veilchen, die Rose züchtete, die Jutta zum Blühen brachte und die Königin der Nacht erstehen ließ, wohnt das Grauen.

Endlich ist auch das Freiherrlich-Levetzow-Lanthierische Palais ein Opfer der Granaten geworden, eines der ältesten und besterhaltenen Baudenkmäler der ehemaligen Grafschaft Görz. Vernichtet mit ihr ist die berühmte Gemäldegalerie, deren Anfänge bis auf die ausgestorbenen Grafen von Görz zurückreichen. Der jetzige Besitzer ist Freiherr Erdmann von Levetzow, der sich 1906 in Görz mit Klementine, Gräfin Lanthieri von Paradico, Freiin von Schönhaus, vermählte. Er pflegte auf Schloß Reisenberg und Görz zu wohnen.

Ist schon die ungeheure Menge vernichteter Kunstgegenstände außerordentlich zu beklagen, wievielmehr noch die gewaltige Zahl der Menschenleben, die dem italienischen Verbrechen zum Opfer fallen. Wo sonst nur frohes Leben herrschte, wo Bürger und Bürgerinnen in der heiteren Sorglosigkeit der Südländer lachten und scherzten, schmettern die grausigen Todesboten auseinander. Frauen und Kinder in großer Zahl erliegen den Qualen der Beschießung. Reiche Ernte hält der Tod. Und was alles mag noch kommen?

Aber Geduld! Hinter der schwarzen Rauchwolke hervor, durch die lodernden Flammen späht schon das Gesicht des Rächers. Kalt wie Eis muten seine Züge an. Und das Blitzen seiner verdammenden Augen übertrifft die flatternde Lohe. Heil und Sieg ihm, wohin sein Fuß tritt!

Alb. G. Krueger.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 19: Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Straßen und Sessel. Roman von Arthur Babillotte (Schluß). — **Beiblatt:** Erde. Gedicht von Paul Friedrich. — Livland. Von Dr. Heinrich Puder. — Um Mitternacht. Gedicht von Bruno Pompecki. — Der Ofen und seine Poesie. Von A. M. Witte. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 5. Februar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 20

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

Die polnischen Pferdejuden, die mit ihren Wagen am äußersten Ende des Marktes hielten, gerieten in freudige Aufregung, als sie den neugebackenen Besitzer von Mallischken, Herrn Erwin von Gerlach, auf ihren Stand zukommen sahen. Er hatte das große Gut erst vor vier Wochen gekauft, aber wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der junge Mensch schwer reich war und alle Welt durch Aufträge und Käufe in Nahrung setzte. Ein schlanker, hochgewachsener Jüngling, mit blasiertem Gesichtsausdruck, der durch ein im linken Auge getragenes Einglas noch verstärkt wurde. Die Kleidung neu und etwas geckenhaft. . . .

Neben ihm ging ein älterer Herr, ein untersetzter Graubart, dem man an den Schaftstiefeln, dem Flauschrock und der verwitterten Mütze von weitem den Inspektor ansah, Hans Grot, der langjährige Verwalter des Gutes. . .

„Herr von Gerlach," sagte er mit leiser Stimme in eindringlichem Ton, „die Gäule der Juden sind alle künstlich für den Verkauf zugerichtet, meistens mit Arsenik gefüttert, damit sie ein glänzendes Fell bekommen. . . Die klappen zusammen, wenn sie auf richtige Kost kommen. Nehmen Sie lieber Litauer, das sind reelle Pferde. . ."

„Zu wenig Feuer, nicht elegant genug", näselte Herr von Gerlach.

„Na ich danke", lachte Grot auf. „Unsre beiden alter Trakehner im Kutschgespann haben noch gerade Feuer genug."

Mit abgezogener Mütze und tiefem Bückling traten die Juden auf den Käufer zu. „Gnädigster Herr Baron, hob' ich ain faines paar Rappen, reine Ukrainer. . ."

„Nu, maine Füchse sind auch nicht schlecht", warf ein zweiter ein.

Langsam ging Herr von Gerlach an den Wagen entlang, an denen die Gäule zu fünf oder sechs nebeneinander angebunden waren. Die Mähnen waren mit Stroh durchflochten, die Schweife zu dicken Wülsten aufgebunden. Mit dem Reitstock zeigte er auf einen Rappen, der mit wild blitzenden Augen und gespitzten Ohren, den edlen Kopf hoch aufgerichtet, dastand. Eilfertig sprangen einige Bocher hinzu, entflochten die Mähne und lösten den Schweif. Dann warf einer seinen Kaftan ab und nahm den Rappen am Halfter. Mit der Zunge schnalzend setzte er den Gaul in Trab. . . Anfeuernd rief ein halbes Dutzend der Händler: hö, hö! hinterdrein. Da hob der Rappe den Schweif an. . .

„Ein bildschöner Bursche" rief Herr von Gerlach, „lassen Sie ihn Schritt gehen . . . . So, nun halt". . .

Er klemmte seinen Reitstock unter den Arm, trat heran und öffnete dem Gaul mit beiden Händen die Lippen. . . „Wie alt ist der Rappe?"

„Nu, der gnädige Herr Baron haben ja eben selbst gesehen, fünf Jahr."

„Was soll er kosten?"

„Nu, was wird er kosten? e Spottgeld. . . fünftausend Gulden, gnädigster Herr Baron."

Digitized by Google

„Mit der Hälfte ist er reichlich bezahlt", warf Grot trocken dazwischen.

„Der Herr Inspektor belieben ein Späßchen zu machen mit uns armen Juden. Wai geschrien, wie sollen wir bestehn, wenn wir sollen verkaufen e Pferd mit Schaden? .... Sehen sich der Herr Baron den Rappen nur mal an."

Schweigend ging der junge Gutsbesitzer um das Pferd herum. „Viertausend will ich geben" . . .

„Aber Herr von Gerlach!" rief Grot mit vorwurfsvoller Stimme.

„Ich werde doch nicht mit den armen Kerlen um ein paar hundert Mark feilschen. Also viertausend. . ."

„Nischt zu machen, Herr Baron. . . Wir haben schon gesagt den äußersten Preis. . . . Wollen wir dem Herrn Baron aber entgegenkommen und sagen viertausendfünfhundert Gulden."

„Na was meinen Sie, Grot? Der Rappe gefällt mir."

Grot zuckte die Achseln. „Ich würde den Gaul für dreitausend gekauft haben."

„Mir ist es nicht gegeben, eine Stunde zu feilschen. Ich nehme den Gaul. Habt Ihr ein Paßpferd dazu? . ."

„Werden wir auch haben e Paßpferd. . . Dort hinten beim Leiser Zeroch steht der Bruder. . . Nur ein Jahr älter. ."

Mit stillem Ingrimm sah Grot zu, wie sein junger Herr nicht nur das Paßpferd, sondern auch noch ein paar ungarische Jucker für einen sündhaft hohen Preis kaufte. Langsam schritten sie über den vom Frühjahrsregen aufgeweichten Markt zur Stadt zurück.

„Sie haben heute wieder einen großen Zorn auf mich", meinte Herr von Gerlach lachend. „Es kommt wirklich bei mir nicht darauf an, ob ich die Pferde etwas teurer bezahlt habe als nötig war. . ."

„Das ist Ihre Sache, Herr von Gerlach", erwiderte Grot grob. „Aber ich werde die Nackenschläge davon haben. Was meinen Sie, was darüber gesprochen werden wird? Jeder Landwirt sieht doch auf den ersten Blick, daß die Gäule viel zu teuer bezahlt sind. . . ."

„Ach das ist mir völlig gleichgültig."

„Sagen Sie das nicht, Herr von Gerlach. Sie wollen doch nicht wie ein Einsiedler hausen. Sie kommen täglich mit Ihren Nachbarn in Berührung. . ."

„Ja, daran müssen sich die Herren schon gewöhnen, daß ich mein Geld ausgebe, wie ich es für richtig finde."

Schweigend schritten sie durch den Trubel des Jahrmarkts. In den engen Gassen zwischen den Buden der Verkäufer drängte sich das Landvolk. Hier stand ein Haufe dicht gedrängt um den Stand eines „Schmeißweg", wie man die Ausrufer zu nennen pflegt, die mit unheimlicher Zungenfertigkeit jeden Gegenstand anpreisen. Erst nennen sie einen lächerlich hohen Preis für die Schundware, deren Vorzüge sie mit großem Wortschall aufgezählt haben. Dann bieten sie sich unter der lauten Heiterkeit der Zuhörer selbst herunter und schließlich fügen sie dem ersten Gegenstand noch drei, vier andere hinzu, die alle zusammen nur einen Achtehalber kosten.

Wenige Schritte davon hatte ein Bildermann seinen Stand. Mit blecherner Stimme sangen Mann und Frau, von einem greulich verstimmten Leierkasten begleitet, ein langes Lied von dem ekelhaften Raubmörder Scheidukat. Bei jedem Vers zeigte die Frau mit langem Stock die Szene auf einer haushohen mit blutrünstigen Bildern bemalten Leinwand. Dazwischen hatte sie reichlich zu tun, die gedruckte Beschreibung für ein Dittchen das Stück zu verkaufen. . . Zehn, zwölf Hände streckten sich gleichzeitig danach aus. . . Vor einer Thorner Pfefferkuchenbude blieb Grot stehen und erstand ein großes Paket Näschereien für das Süßmäulchen, das zu Hause hatte bleiben müssen. . .

Vor dem Borkschen Gasthause warteten bereits die Juden mit den gekauften Pferden. Einige Gutsbesitzer waren dazu getreten, hatten die Pferde besehen und sich nach den Preisen erkundigt. Kopfschüttelnd und lachend standen sie auf der langgestreckten Veranda, während Herr von Gerlach den Juden im Zimmer das Geld auszahlte. Mit lautem Hallo wurde Grot begrüßt.

„Mensch, plagt Euch der Deuwel," rief ihm Meybusch, der Besitzer von Bielschowen, entgegen. „Was werft Ihr den Juden für ein Geld an den Hals. Das ist ja sündhaft."

Digitized by Google

„Laß mich zufrieden," erwiderte Grot heftig, „ich habe dabei nichts zu sagen gehabt."

„Ich möchte mir das nicht gefallen lassen," rief Herr von Korff dazwischen, ein langer blonder Kurländer, der das Gut Kurzontken verwaltete.

„Sie haben gut reden", erwiderte Grot achselzuckend. „Ihr Herr weiß, daß er nichts von der Landwirtschaft versteht. . . . Mein Herr weiß nur, daß er sehr viel Geld hat und glaubt augenscheinlich, daß es kein Ende nehmen kann. . ."

„So leicht nicht, mein lieber Herr Inspektor," ertönte die näselnde Stimme seines jungen Herrn hinter ihm. „Möchten Sie nicht lieber die Sorge darum mir überlassen und sich um die Pferde kümmern, daß sie nach Hause kommen?"

„Das ist schon alles angeordnet, Herr von Gerlach, daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern."

„Mensch, mit dem jungen Mann wirst du nicht alt werden, sagte Meybusch so laut, daß es Herr von Gerlach noch hören mußte, „sieh dich beizeiten nach einer anderen Stelle um oder kauf dir selbst eine Klitsche. . ."

Er hakte seinen Freund unter und führte ihn ein Stück abseits. „Sag' mal Hans, hast du noch nicht daran gedacht, der Schwiegervater deines Herrn zu werden?"

Grot trat einen Schritt zurück. „Berthold, wie kommst du darauf, wie kannst du das sagen?"

„Na deine Lena ist nicht nur ein kluges, sondern auch ein sehr hübsches Mädchen, das einem jungen Mann wohl in die Augen stechen kann."

„Aber er ihr nicht", stieß Grot heftig heraus.

„Du Hans, sage das nicht. Er ist im Grunde genommen kein übler Kerl. Daß er sehr viel Geld hinter sich hat, kann doch nicht bezweifelt werden. Und wenn er eine kluge Frau bekommt, die ihn fest in die Kandare nimmt. . ."

„Ach ausgeschlossen, er denkt nicht daran. . ."

„Sage das nicht, mein Junge, solche Dinge spinnen sich manchmal überraschend schnell an."

„Sagst du das bloß so hin oder weißt du was?"

Meybusch hob die Schultern. . . „Na ich will es dir man sagen. Neulich hat der Fleischer Gonschorrek bei Euch Schweine gekauft als du nicht zu Hause warst. Da ging deine Lena mit in den Stall. Gleich darauf kam auch Gerlach dazu. . ."

„Na. . . und?"

„Dem Mann ist es aufgefallen, wie Gerlach sich an dein Mädel ran schmiß . . immer: Gnädigstes Fräulein haben allein zu bestimmen. . . Gnädigstes Fräulein haben mein volles Vertrauen. . . Gnädigstes Fräulein können ganz nach eigenem Ermessen den Kauf abschließen. . ."

„Was ist denn dabei? Er ist ein bißchen überschwenglich höflich zu meiner Lena, aber daß er damit Eindruck macht, glaube ich nicht, eher das Gegenteil. Na aber ich danke Dir schön, daß du mich darauf aufmerksam gemacht hast. . . Ich werde jedenfalls jetzt aufpassen. . . Ich glaube nicht, daß ich es lange bei ihm aushalten werde. . . Vielleicht mache ich schon recht bald Schluß. . ."

Er wandte sich zu den Knechten, die mit den Pferden nach Hause reiten sollten und schärfte ihnen Vorsicht ein. Dann wandte er sich zu Meybusch. „Komm', wollen reingehen und die Sache mit einem Buddelchen Rotspohn runter spülen."

Sie traten ins Gastzimmer, wo schon Herr von Korff mit einem Herrn in mittleren Jahren saß. Mit dem glattrasierten Gesicht und einer scharfen Brille vor den Augen sah Waldemar Gebhard wie ein Gelehrter und nicht wie ein Landwirt aus. Er war aber nicht nur Besitzer zweier großer Güter, sondern nach einstimmigem Urteil der beste Landwirt des ganzen Kreises.

Eben sagte Herr von Korff laut und nachdrücklich: „Ich sage Ihnen, lieber Herr Gebhard, Deutschland tut am besten, den Frieden mit Rußland auf jeden Fall aufrecht zu erhalten. . . Sie machen sich keinen Begriff von den ungeheuren Kräften, die in Rußland schlummern. Sie brauchen bloß entfesselt zu werden, um über uns wie ein Sturmwind hinweg zu fegen."

Digitized by Google

„Nehmen Sie bloß den Mund nicht zu voll, Herr von Korff", erwiderte Gebhard mit ruhiger Stimme. „Wir leben doch auch hier an der Grenze und wissen, wie es drüben aussieht. Und im Krieg mit Japan hat sich Rußland doch nicht gerade mit Ruhm bekleckert . . im Gegenteil."

„Sie scheinen nicht zu wissen, wie die Russen seitdem gearbeitet haben. Die Kriegspartei ist zur Einsicht gekommen, daß es so nicht weiter geht . . . deshalb sind die französischen Milliarden nicht in den Taschen der Großfürsten und Generäle verschwunden, sondern es ist wirklich dafür etwas geschaffen worden. . ."

„Herrschaften, laßt doch die leidige Politik zufrieden", rief Meybusch dazwischen. „Wir wissen doch schon lange, daß Korff Rußland wie einen Götzen anbetet . . . einen Götzen, einen Koloß mit tönernen Füßen. . ."

„Die Redensart ist trotz ihres ehrwürdigen Alters ebenso falsch wie früher" . . . erwiderte Korff bissig. „Sie müssen mir schon gestatten, daß ich sehr trübe in die Zukunft sehe. Sie wollen aber nicht hören, meine Herren, obwohl gerade Sie hier an der Grenze das größte Interesse an einem friedlichen Zusammenleben mit dem russischen Nachbar hätten. . . Ihre Güter sind einige Stunden nach der Kriegserklärung von Kosaken überschwemmt."

„Na so weit sind wir doch noch lange nicht", warf Gebhard ein.

„Na, ich gebe Ihnen höchstens noch ein Jahr oder zwei, bis Rußland mit seinen Rüstungen völlig fertig ist", erwiderte von Korff dumpf. „Frankreich lauert ja bloß auf das Signal zum Losschlagen."

„Davon kann gar keine Rede sein", erwiderte Gebhard scharf.

„An dem Willen der organisierten Sozialdemokraten kann jetzt kein Machthaber mehr vorbei. Und die Sozialdemokratie will den Frieden. In Rußland ist ihre Macht noch nicht so groß, aber dafür bricht dort im Rücken des Heeres überall die Revolution aus."

„Um Gottes willen", rief Meybusch und schlug wie in komischem Schreck die Hände in der Luft zusammen. „Nun sind die beiden schon wieder in ihrem Lieblingsthema. . . . Herrschaften, das kennen wir ja schon auswendig. Gebhard, wie weit bist du mit der Frühjahrsbestellung?"

„Wenn das Wetter so bleibt, bin ich in acht Tagen fertig. Du scheinst noch weiter zurück zu sein."

„Ja, die verdammten Polacken haben mich dieses Jahr auf den Pfropfen gesetzt. Mit Mühe und Not habe ich zwanzig Arbeiter bekommen. . ."

„Es ist ein Wunder, daß Rußland noch nicht ein Ausfuhrverbot für Arbeiter erlassen hat", meinte von Korff.

„Ach Korff, nun lassen Sie uns bloß schon damit in Ruhe. Dann nehmen wir sie aus Galizien oder Oberschlesien", gab Meybusch zur Antwort. . . Dann stieß er seinen Freund an, der mit dem Rücken zum Lokal saß. „Du Hans, dein junger Herr ist eben reingekommen. Du mußt ihn doch anstandshalber einladen, hier bei uns Platz zu nehmen. Ich möchte ihm mal auf den Zahn fühlen, wes Geistes Kind er ist."

Grot stand langsam auf und ging auf den Herrn von Gerlach zu, der eben Mütze und Stock an den Nagel gehängt hatte.

„Herrschaften, er kommt wirklich," raunte Meybusch den anderen zu, „das wird einen Hauptspaß geben."

---

2. Kapitel.

Herr von Gerlach war mit einer leichten Verbeugung an den Tisch getreten und hatte seinen Namen genannt. Grot stellte die anderen vor. Kaum hatte man wieder Platz genommen, als auch schon Meybusch begann: „Herr von Gerlach, Sie machen hier die Pferde scheu."

Verständnislos sah ihn der Angeredete an. Er wußte nicht, was die Redensart bedeuten sollte. „Wie belieben?"

„Na die Gäule müssen doch übermütig werden, wenn sie hören, daß sie so teuer bezahlt worden sind."

Die anderen lachten laut los. Herr von Gerlach stimmte etwas gezwungen in das Lachen ein. „Sind die Pferde hier bei Ihnen wirklich so klug wie die Menschen?"

Digitized by Google

„Manchmal noch klüger", erwiderte Meybusch trocken. . .

„Ja, sie sind die einzigen, die bei der Rückfahrt aus der Stadt nüchtern sind", fügte Gebhard hinzu. . .

„Sie alter Wassertrinker fahren allerdings immer nüchtern wie eine Bohnenstange nach Hause", lachte von Korff.

„Jedenfalls eine seltene Ausnahme hier in diesem feuchtfröhlichen Winkel Deutschlands, wo man, wie mir gesagt worden ist, auch im Sommer Grog trinkt", meinte Herr von Gerlach.

„Darin folgt wohl jeder seinem Geschmack und seiner Überzeugung", erwiderte Gebhard ruhig. „Ich halte den Alkohol für das bösartigste Gift, das die Menschheit zu sich nimmt."

„Du Gebhard, das ist eine völlig ungerechtfertigte Verleumdung des biederen Alkohols. Kellner, geben Sie mir noch ein Buddelchen Rotspohn."

Ein komischer Entrüstungssturm gegen Gebhard brach los. Der eine machte ihm zum Vorwurf, daß er die Landwirte ihres einträglichsten Nahrungszweiges berauben wolle. Der andere hielt ihm entgegen, daß er selbst eine sehr große Brennerei betreibe. Mit belustigter Miene sah Gebhard aus seinen scharfen Brillengläsern auf die Angreifer. . .

„Nicht so hitzig, meine Herren, ich kann nicht als einzelner gegen den Strom schwimmen und meine wertvolle Brennerei stilllegen. Aber die Zeit wird kommen, das sage ich Ihnen, wo man die Brennereien aufgeben und Kartoffeltrockenanstalten einrichten wird."

„Aber den Verdienst aus dem Spirituskontingent stecken Sie ruhig ein", warf Herr von Gerlach ein.

„Sie irren sich," erwiderte Gebhard ruhig", ich führe den ganzen Reingewinn aus meiner Brennerei an die Parteikasse ab."

„An welche Parteikasse?"

„An die sozialdemokratische, Herr von Gerlach. Wenn Sie nicht so neu in unserem Kreise wären, würden Sie wissen, daß ich Sozialdemokrat bin."

Verblüfft sah Herr von Gerlach erst den Sprecher an, dann die anderen Herren. Er glaubte, daß man ihn uzen wollte. . . Aber die Herren in der Runde nickten ihm bestätigend zu. „Sozialdemokrat? Aber das ist doch unmöglich . . . ein reicher Gutsbesitzer Sozialdemokrat? . . . Ein Landwirt kann doch nur konservativ sein, konservativ und königstreu bis in die Knochen."

Eine unbehagliche Pause entstand. „Wir pflegen uns hier nicht um die politische Gesinnung unseres Nächsten allzu sehr zu kümmern. . . Wenn es Sie interessiert: ich bin strenger Fortschrittler. . . Bei den Wahlen sagen wir uns Grobheiten, aber wir halten uns alle gegenseitig für anständige brave Kerle, die eifrig ihren Beruf betreiben und ihre Pflichten gegen den Staat erfüllen."

Meybusch hatte ruhig, aber mit Nachdruck gesprochen. Er fuhr fort: „Also lassen wir das Thema!"

Gebhard war aufgestanden und rief nach dem Kellner. „Sie wollen doch nicht schon weg", riefen die anderen ihm zu. „Ja, meine Herren." Er reichte Meybusch, Grot und Korff die Hand. „Ihr wißt, ich halte es am Kneiptisch und im Tabaksrauch nicht aus. Auf Wiedersehen."

Er machte Herrn von Gerlach eine kurze Verbeugung und ging.

„Das ist ja ein sonderbarer Heiliger", meinte Gerlach, als Gebhard außer Hörweite war. . .

„Sie werden mit dieser Ansicht in unserem Kreis wohl allein stehen", erwiderte Meybusch scharf. „Unser Kollege und Nachbar ist nicht nur der beste Landwirt weit und breit, sondern auch ein hochachtbarer, prächtiger Mensch."

„Der Idealist von reinstem Wasser, der seiner Überzeugung große Opfer bringt", fügte Grot hinzu. . .

„Darüber sind wir alle einig, aber nun wollen wir endlich mit unserem Skat beginnen, mich jankert schon danach. . . Kellner, bringen Sie ein Spiel Karten", rief Meybusch. „Heute ist Perdsheiligedag, und der muß gefeiert werden nach altem Brauch. . . Halten Sie mit, Herr von Gerlach?"

„Ich muß leider ablehnen, ich bin in die Geheimnisse dieses edlen Spiels noch nicht eingedrungen."

Digitized by Google

„Wenn Sie die schärferen Gesellschaftsspiele, „Gottes Segen bei Cohn" oder „meine Tante, deine Tante" vorziehen," meinte Meybusch lachend, „dann finden Sie heute auch Gelegenheit dazu. Im Hinterzimmer wird wohl bald der Betrieb losgehen."

Während die drei sich mit Eifer in ihren Skat vertieften, nahm Herr von Gerlach ein illustriertes Blatt und blätterte gelangweilt darin. Dann legte er es weg und stand auf. Er wechselte mit dem Oberkellner am Büfett einige Worte und verschwand dann im Hinterzimmer.

Dort saß bereits um den grün bezogenen Spieltisch eine Gesellschaft Herren. Einige andere standen hinter den Stühlen. Es wurde Kartenlotterie gespielt. Die Einsätze waren sehr verschieden. Da kaufte einer zwei Karten für eine Mark. Ein anderer nahm nur eine Karte für fünf Mark. . .

Der junge Gutsbesitzer trat an den Tisch. „Ist es erlaubt, mitzuspielen?"

„Ihr Geld ist doch auch kein Blech," erwiderte der Bankhalter mit knarrender Stimme, allem Anschein nach ein Händler, dem die dicke, goldene Uhrkette protzig über dem umfangreichen Leib lag. Mit gleichgültiger Miene warf Gerlach ein Zehn-Mark-Stück auf den Tisch: „Bitte, zwei Karten. . ."

„Sie können auch höher gehen, ich nehme jeden Satz an. . ."

Eine Stunde hatte Gerlach mit wechselndem Glück gespielt, als der Vorschlag gemacht wurde, einen Tempel zu bauen. Der „Tempel", ein großer Pappbogen, auf dem die Karten vom As bis zur Sieben verzeichnet waren, stand schon zugerichtet in der Ecke. Man sah ihm an, daß er schon öfter benutzt worden war. Kaum lag er auf dem Tisch, als sich auch schon die Felder mit den Einsätzen bedeckten. . .

Die drei Freunde hatten eben ihren Skat beendigt und rechneten Gewinn und Verlust auf, als Herr von Gerlach bei ihnen erschien. Man sah es ihm an, daß er scharf getrunken hatte und er näselte noch mehr als sonst, um seiner Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben.

„Grot, haben Sie Geld bei sich?"

„Etwa hundert Mark, wenn Ihnen das genügt."

„Nein, das genügt mir nicht. Sie haben aber doch Schweine und Getreide heute verkauft."

„Ja, aber das Geld habe ich schon auf dem Vorschußverein eingezahlt."

„Na, auf den Schein kann mir doch der Wirt das Geld auslegen."

„Sie haben wohl schon eklig Haare gelassen?" fragte Meybusch lachend.

„Ach nicht bedeutend. . ."

Grot hatte ihm den Schein hingereicht und war aufgestanden. „Ich fahre jetzt nach Hause, Herr von Gerlach, wann darf ich Ihnen das Fuhrwerk wieder reinschicken?"

„Du kannst ja mit mir fahren, ich mache gern den kleinen Umweg. Lassen Sie meinen Wagen anspannen und vorfahren, Oberkellner", rief Meybusch.

Unterwegs hatten die beiden Freunde sich ganz deutlich über Grots Brotherrn ausgesprochen. Meybusch nahm kein Blatt vor den Mund. „Das ist ja ein ganz unbesonnener Bursche... Den müßte sein Alter unter Kuratel stellen lassen. Das hat nichts gelernt, das kann nichts, als Geld ausgeben, das er nicht verdient hat. . . Wenn das meiner wäre. ."

„Ach Gott, Berthold, er ist gutmütig. . . Er verwöhnt mir die Leute. . . Die Weiber brauchen ihn bloß dreist anzubetteln und ein Tränchen abzuquetschen, dann gibt er ihnen, was sie wollen."

„Was tue ich mit der Gutmütigkeit!" brauste Meybusch auf. „Das ist auch nichts weiter als Charakterschwäche. Ich bin bloß neugierig, wie lange das Geld bei ihm vorhalten wird."

„Du, Berthold, er soll zwei Millionen von seiner Mutter geerbt haben. Und der Alte hat große Fabriken, und er ist das einzige Kind."

„Natürlich, das ist die einzige Erklärung. Ein verwöhntes Muttersöhnchen, den die Affenliebe der Mutter auf dem Gewissen hat."

Nach einer Weile fuhr er fort. „Auch zwei Millionen kann man verpulvern, das soll nicht allzu schwer sein. Ist das wahr, daß er alles elektrisch einrichten will?"

„Ja, wir haben ja die nötige Wasserkraft. Die Mühle soll eine Turbine bekommen. . . .

Digitized by Google

Das halte ich noch nicht für das Dümmste. Er will aber auch die Stallungen neu bauen."

„Na, dann ist er auf dem richtigen Wege. Wenn er dann noch in jeder Woche einige Male jeut . . . die richtige Sorte war heute versammelt. . . Wenn die ihn in die Finger bekommen... Wo Aas ist, da sammeln sich die Geier. Ich würde in deiner Stelle kurzen Prozeß machen. . ."

„Mensch, er hat mich aus freien Stücken sehr gut gestellt. Ich kann auf einer kleinen Klitsche nicht soviel herauswirtschaften wie ich hier verdiene. Er hat auch meinen Anteil am Reingewinn erhöht. . ."

„Du mußt ja selbst am besten wissen, was du zu tun hast. . ."

— — — Am nächsten Morgen rief Grot durch den Fernsprecher den Kassierer des Vorschußvereins an, um ihm mitzuteilen, daß er den Hinterlegungsschein über die Viertausend, die er gestern eingezahlt hatte, an einen Dritten begeben hätte, der das Geld wohl heute abheben würde. . ."

„Ist schon geschehen", erwiderte der Beamte. . . „Der Oberkellner hat mit Ihrem jungen Herrn das Geschäft gemacht und rund tausend Mark dabei verdient. . . Wissen Sie auch schon, was nachher passiert ist?"

„Nein, ich habe Gerlach noch nicht gesprochen."

„Na dann hören Sie. . . Sie waren mit Meybusch kaum weggefahren, da kam noch eine Gesellschaft von Offizieren. . . Lottermoser ist gestern zum Oberleutnant befördert, das hatten sie im Kasino energisch gefeiert. . . Korff kommt aus dem Spielzimmer und setzt sich zu ihnen. Eine Stunde später gibts Krach unter den Spielern. . . Ihr junger Herr hatte den Bankhalter des Falschspielens beschuldigt. Der Ober läuft rein, um Frieden zu stiften, Korff ihm nach. Die ganze Gesellschaft drängt in das Spielzimmer, die Offiziere stehen auf und wollen weggehen. Lottermoser hat wohl noch wollen den Korff mitnehmen. Mit einemmal schreit ihn Gerlach an: „Was haben Sie sich hier reinzumischen?" Lottermoser soll ihm ruhig geantwortet haben, er hätte mit ihm gar nichts zu tun und dreht sich um... Da faßt ihn Gerlach, der wohl sehr schwer geladen hatte, am Ärmel und schreit ihn an: „Sie wollen sich wohl drücken?" Die Spieler hatten sich während dieses Vorfalls, der die Sache in eine ganz andere Bahn lenkte, mit polnischem Abschied empfohlen. . . Jetzt drängte sich der Ober und Korff zwischen die beiden. . . Gerlach schimpfte weiter . . . der Leutnant habe sich ohne Berechtigung eingemischt. . . Jetzt wären die Spieler weg. . ."

Kopfschüttelnd hatte Grot den Bericht angehört. . . „Über das Weitere wird Ihnen Korff am besten Auskunft geben können. . . Der Ober konnte mir nicht viel mehr sagen. Ihr Herr soll den Lottermoser gefordert haben. . ."

Erst gegen Mittag gelang es Grot, Korff durch das Telephon zu sprechen. Er erzählte, Gerlach sei von ihm ins Hinterzimmer bugsiert worden. Dort habe er eine Weile ganz apathisch gesessen. Dann habe ihn Gerlach durch den Ober rufen lassen und ihn ersucht, dem Offizier eine Forderung auf Pistolen zu überbringen. Das habe er glattweg abgelehnt.

Heute früh hat Lottermoser den Vorfall dem Major gemeldet. „Ist das nicht toll, daß ein Mensch ganz ohne sein Zutun in solch eine betrunkene Geschichte hineingerissen wird?"

„Na wie steht die Sache jetzt?"

„Eine Forderung von Gerlach liegt nicht vor. . . Aber so viel ich gehört habe, sind die Offiziere der Ansicht, daß Lottermoser den Gerlach fordern muß. . ."

„Aber das ist doch der größte Blödsinn."

„Ja, lieber Freund, das ist auch meine Meinung und wie ich meinen guten Lottermoser kenne, wird er das auch nicht tun."

„Das ist nur vernünftig von ihm."

„Ja, aber wenn er sich weigert, muß er den bunten Rock ausziehen. Da gibt es nun mal nichts anderes. Solche Kiste kann nach den Ehrbegriffen des Offizierstandes nur durch ein Duell aus der Welt geschafft werden. . . Ich habe übrigens schon anspannen lassen und bin in einer halben Stunde in Mallischken. Ich will mal versuchen, ob ich Gerlach nicht dazu bekomme, Abbitte zu leisten. . ."

Grot war auf den Hof gegangen, als sein Brotherr von dem Hause her auf ihn zuschritt. „Morgen, lieber Herr Grot. . . Dolle Kiste heute Nacht gewesen. Habe nur undeutliche

Digitized by Google

Erinnerung. . . Zum Schluß großer Krach gewesen. Wissen Sie schon davon?"

„Ja, Herr von Gerlach, Sie haben einen ganz unbeteiligten Offizier angerempelt, den Oberleutnant Lottermoser, den Besitzer von Kurzontken, bei dem Korff Verwalter ist."

„Lottermoser? Offizier? Ja ich erinnere mich dunkel, Uniform gesehen zu haben."

„Sie haben ihn fordern wollen. . ."

„Ich, den Offizier fordern? Wie sollte ich dazu gekommen sein?"

„Ja, das ist aber Tatsache. Ihr Ärger und Ihre Aufregung hat sich ganz ohne Ursache gegen Lottermoser gewendet. . ."

„Na, da wird man mir wohl eine Forderung auffangen."

„Dazu brauchen Sie es doch nicht kommen lassen, Herr von Gerlach. Sie haben einem lieben prächtigen Menschen Unrecht getan. . . Durch eine freimütige Aussprache können Sie die Sache aus der Welt schaffen. Das wird Ihnen jeder Mensch hoch anrechnen."

Der junge Mann stand nachdenklich vornübergebeugt und klopfte mit dem Reitstock nervös an seine Gamaschen. Dann richtete er sich mit einem Ruck auf und reichte Grot die Hand. „Ich danke Ihnen. . . Das werde ich tun. . . Lassen Sie anspannen, ich werde mich inzwischen umziehen."

Nach ein paar Schritten kehrte er um. „Grot, ich bin wohl ein bißchen leichtsinnig, aber ein Unrecht mit Bewußtsein begehen, das gibt es bei mir nicht. . . Ich werde alles tun, um die unangenehme Geschichte aus der Welt zu schaffen."

„Das ist ein braves Wort, Herr von Gerlach."

---

3. Kapitel.

Korff war mit Gerlach zum Kasino gefahren, wo man jetzt in der Mittagszeit die Offiziere versammelt finden würde. Als er in das Billardzimmer geführt wurde, standen fünf, sechs jüngere Offiziere mit Lottermoser in eifriger Unterhaltung. Er fühlte deutlich, daß eine ziemlich aufgeregte Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen lag. Seine Mitteilung, daß Herr von Gerlach mit ihm gekommen sei, um sich vor Zeugen bei Lottermoser zu entschuldigen, schien keinerlei Befriedigung hervorzurufen. . .

Die peinliche Szene verlief sehr schnell. Gerlach benahm sich ganz geschickt und gab eine ehrliche Erklärung ab. Er sei die schweren ostpreußischen Getränke nicht gewöhnt und durch die Entdeckung des falschen Spieles in eine heftige Aufregung geraten. . . Wenn er in diesem Zustand Beleidigungen ausgestoßen habe, bitte er den Herrn Leutnant mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns um Verzeihung. . .

Einer der Offiziere bezeichnete die Erklärung als genügend. Allseitig stumme Verbeugung. Die Sache war erledigt. . .

Gegen Abend kam Korff nach Mallischken. Er fand nur Helene Grot zu Hause, der er Grüße und eine Einladung seiner Schwester überbrachte. Die zierliche Blondine, die unter seinen Augen aufgewachsen war, nahm ihn sofort ins Gebet.

„Sag mal, Ohmchen, was ist das für eine Geschichte mit Herrn von Gerlach und Lottermoser?"

„Mein Kind das sind Männersachen, über die man nicht sprechen darf."

„Das ist eine ganz schlechte Ausrede. . . Ist es wirklich wahr, daß die beiden sich schießen werden?"

Ach, kein Gedanke daran! Es war nichts weiter als ein kleiner Wortwechsel, der auf einem Mißverständnis beruhte. Die Sache ist durch eine ehrliche Erklärung Gerlachs schmerzlos beigelegt."

„Gerlach soll furchtbar im Spiel verloren und sich aus Ärger stark betrunken haben, nicht wahr?"

„Mein Gott, Lena, woher weißt du das alles?"

„Aber Ohmchen, in der Stadt pfeifen es die Spatzen von den Dächern. Eine Freundin hat es mir durchs Telephon erzählt."

„Na weshalb fragst du denn, wenn du schon alles weißt? . . ."

„Ich möchte es aber genau wissen. Ist es wahr, daß Gerlach aus Furcht vor einem Duell Abbitte geleistet hat?"

„Wer sagt das?"

Digitized by Google

„Meine Freundin . . . in der Stadt wird es allgemein gesprochen."

„Na dann sag deiner Freundin, sie möchte sich nicht den Mund verbrennen. Na ich sehe schon, es ist wohl am besten, wenn ich dir reinen Wein einschenke. Eine Forderung war noch nicht ergangen. Ich glaube auch nicht, daß es dazu gekommen sein würde."

In Lenas Augen blitzte es auf. „Also ist es doch wahr, daß Lottermoser sich geweigert hat, Gerlach zu fordern."

Korff schüttelte den Kopf. „Unglaublich, was die Menschen alles wissen, und wenn sie es nicht wissen, erfinden."

„Na werden mal sehen, Onkel, wer Recht behält. . . Nun sage mir bloß noch: ist Gerlach aus freiem Entschluß nach der Stadt gefahren, um Abbitte zu leisten?"

„Ja, aus freien Stücken. . . Als dein Vater ihm erzählte, was er in der Nacht angerichtet hatte, erklärte er sich sofort bereit, den unangenehmen Vorfall durch eine ehrliche Erklärung aus der Welt schaffen zu wollen. Das hat er auch getan. Ich war doch gegen Mittag hier und bin mit ihm in die Stadt gefahren. Ich bin selbst als Zeuge dabei gewesen. . ."

„Das ist doch ein netter Zug von ihm, nicht wahr, Ohmchen?"

„Na ja doch, aber besser wäre es gewesen, wenn er nicht gejeut und sich nicht wie eine Sackstrippe vollgesogen hätte."

„Ach, Ohmchen," erwiderte Lena lachend, „junge Gutsbesitzer und Inspektoren sind alles keine Tugendhelden."

Belustigt stimmte Korff in das Lachen ein. „Du bist ja gefährlich klug, aber . . . . aber . . ." Er drohte ihr mit dem Finger. . . „Dein mildes Urteil über den jungen Mann kommt mir etwas verdächtig vor."

„Onkel, mach keine schlechten Scherze," erwiderte Lena vorwurfsvoll, aber sie konnte es nicht verhindern, daß eine leichte Röte ihr in die Backen stieg.

„Na und dann noch rot werden. . ."

„Ach pfui, Onkel, ich kann wirklich nichts dafür, daß ich bei der geringsten Veranlassung errötе. . ."

„So, so, dann nehme ich reumütig alles zurück, was ich gedacht habe. . . Übrigens teile ich auch deine Meinung über Gerlach. Es scheint ein guter Grund vorhanden zu sein und wir werden ihn uns schon erziehen. . . . Aber wenn du mir jetzt ein bißchen Schweinevesper und ein Glas Grog geben würdest. . ."

Beim Mittagstisch im Kasino herrschte eine schwüle Luft. Wie ein Alp lag auf allen das Bewußtsein, daß ein lieber, guter Kamerad, den alle gern hatten, und hoch schätzten, sich innerlich von ihnen geschieden hatte. Geflissentlich vermied jeder, von dem Vorfall, der jetzt durch Gerlachs Erklärung abgetan war, zu sprechen. Man unterhielt sich, um kein unbehagliches Schweigen aufkommen zu lassen, über den Dienst und die kleinen Vorkommnisse des Kasernenhofs. . . Und jeder war froh, als das Mahl zu Ende war.

Lottermoser schlenderte langsam über den Markt seiner Wohnung zu. Dort fand er die Nachricht vor, daß Hauptmann Goller, sein bester Freund, ihn dringend zu sprechen wünsche. Er legte nicht ab, sondern ging sofort zu ihm. „Sag mal, was machst du für Geschichten, alter Junge?" rief ihm der Hauptmann entgegen. . .

„Ja, lieber Kurt, dafür kann ich beim besten Willen nicht. Ich wurde von dem direktionslosen Menschen angelappt ohne die geringste Veranlassung. . ."

„Das weiß ich schon . . . dafür kannst du nichts. Ich meine etwas anderes. . . Vorhin war Reichel bei mir, ganz aufgeregt. . . Du sollst zu Wachtel und Steindorff gesagt haben."

Er brach ab . . . „Ach, Unsinn!"

„Nein, Kurt, ich habe es wirklich und in vollem Ernst gesagt, daß ich ihn nicht fordern werde. . . Meine Ehre kann mir niemand nehmen, nur ich kann sie durch eine schlechte Handlung einbüßen. . . Der junge Mann war sinnlos betrunken, er wußte nicht einmal, wen er vor sich hatte. . . Er hat mich wahrscheinlich gar nicht gemeint, als er in seiner maßlosen Aufregung ein paar Worte raus stieß. . ."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

9. Fortsetzung.

24. Kapitel.

Durch Andeutungen ihres Vaters war Dora Blaak auf die Bekanntschaft mit Frau von Karrein vorbereitet worden. „Die hat sehr viele Beziehungen zu Offizierskreisen!“ hatte er gesagt, „ich könnte dir auch noch mehr verraten, aber wozu? Keinesfalls will ich dich beeinflussen. Sei nur recht nett mit Frau von Karrein, wenn du es willst, kannst du's sein, dann wird sich schon das Weitere — und ich denke sehr bald — finden.“

Da schien es ja wahrhaftig, als solle die Kartenlegerin recht behalten. Nun, das würde sich also sehr bald herausstellen. Hinreißend liebenswürdig zu sein, übte sie sich vorläufig an ihrer Stiefmutter. Die ließ es sich, ihr nachsichtiges, etwas müde aussehende Lächeln um den Mund, gern gefallen. Sie kannte sich in ihrer Stieftochter aus. Oberflächlich, eigensinnig, verwöhnt, gut würde es Doras Mann nicht haben. Aber das war seine Sache, wie er sich mit seiner Frau abfand. Ruhe und Harmonie wollte die kleine, zierliche, wenig energische Frau in ihrem Hause haben. Vor einem hatte sie allerdings eine heillose Angst. Wenn der Freier hinter die wenig vorteilhaften Charaktereigenschaften Doras kam, ob er dann nicht abbaute?! War's der Fall, gab es einen heillosen Krach, den sie ausbaden mußte. Ihr Mann war nun einmal schwach gegen seine älteste Tochter — und auch so wenig zu Hause. Bis über die Ohren stak er in allerdings sehr gewinnbringenden Geschäften.

Als Frau Geheimrat Sülking angeläutet hatte und ihr recht ausführlich, französisch, damit es etwa lauschende Dienstboten nicht verstanden, gesagt hatte, wie vorteilhaft es wäre, wenn sie Frau von Karrein für morgen einen Platz in ihrer Hoppegartener Loge anbieten würde, war die kleine Frau doch recht erschrocken. Das ging ihr zu schnell — und ihr Mann war nicht zu Hause. Hoffentlich gab ein Wort das andere und Frau von Karrein brachte das Gespräch in das richtige Gleis ... Da ging sie gleich zu ihrer Stieftochter und sagte ihr, wer in einer halben Stunde kommen würde.

Das junge Mädchen wurde ganz aufgeregt, dabei glänzten die dunklen Augen.

„Mamachen, ist das die ...“

„Ja, Dora! Und nun bitt' ich dich, sei etwas reserviert.“

„O, ihr sollt euch nicht über mich zu beklagen haben. Übrigens weiß ich ganz bestimmt, daß ich noch dieses Jahr heiraten werde.“

Ihr müdes Lächeln um den Mund fragte Frau Blaak: „Ganz bestimmt?“

Da nickte das junge Mädchen sehr energisch mit dem Kopfe.

„Ja. Das wundert dich. Ich kann mir's denken, aber meine Weisheit verrat ich dir nicht.“

Frau Blaak legte den Worten keinerlei Bedeutung bei. Sie wußte ja, über welche Phantasie ihre Stieftochter verfügte, drohte ihr mit dem Finger.

„Das Fell des Bären wird noch nicht verteilt. Mach' dich hübsch und sei recht liebenswürdig, das ist vorläufig die Hauptsache.“

„Hinreißend liebenswürdig werd' ich sein, — hinreißend, Mamachen.“

Wie ein Wirbelwind stob sie aus dem Zimmer ...

Frau von Karrein saß, ganz Dame der großen Welt, vor ihrer Schale Tee, war von einer etwas herablassenden Freundlichkeit, besonders zu Dora Blaak, deren Augen an ihren Lippen hingen. Sehr entzückt war sie von dem jungen Mädchen nicht. Vielleicht gewann es bei längerem Verkehr, denn wahrscheinlich hatte man ihm mehr oder minder deutlich gesagt, wie sich die Dinge nun entwickeln sollten. Aber über eine bedeutende Mitgift verfügte es, das blieb die Hauptsache. Und diese Blaaks würde sie „im entscheidenden Moment“ ein bißchen derber anpacken können wie Sülkings. Wenn es erst „so weit“ war, ließ sich das schon machen. Also Frau Blaak gegenüber etwas aus der Reserve herausgegangen! Ab und zu schwamm sogar ein herzlicher Unterton durch ihre Worte, die sie erst ausschließlich an die Hausfrau richtete ... Von Berlin wurde gesprochen, Frau von Karrein er-

Digitized by Google

zählte von Ostpreußen, von ihrem väterlichen Gut, es wurde ein bißchen größer gemacht, als es war und dann von ihrem Mann. Dabei zuckten ihr sogar ein paarmal ein wenig die Mundwinkel vor verhaltenem Schmerz.

„Ich kam mir erst in der Weltstadt ganz gottverlassen vor, aber jetzt fühle ich mich recht wohl hier, und doch kommt mir mitunter noch die Sehnsucht nach meinem lieben Ostpreußen. Mit den vielen Seen und den dunklen Wäldern. Und den Pferdekoppeln. Ja, auch nach denen, liebe Frau Blaak."

Und da ein Seufzer folgte, so war die Frage der Hausfrau gegeben, ob sie auch die Rennen liebe, eigentlich müsse man das annehmen.

„Aber ja! Natürlich! Ich fehle fast nie bei einem Rennen! Man trifft da seine Bekannten. Verabredet sich für einen vergnügten Abend. Und daß ich morgen zur ‚Armee' fahre, ist selbstverständlich! Die lieben Sülkings sind auch da, ihr Schwiegersohn läßt ja eines seiner Pferde laufen, auf dem ein mir besonders lieber Mensch sitzt, ein Regimentskamerad Pollnows, ein Herr von Sieglow!"

Dora Blaaks Augen funkelten. Frau von Karrein tat, als sähe sie es nicht. Wie geschickt sie mit der Kartenlegerin den Angelhaken ausgeworfen hatte! Und dabei dieser Frau Blaak die einzig richtigen Worte auf die Zunge gelegt.

Schüchtern fragte die:

„Wir haben morgen eine Loge zu vier Plätzen — und sind nur drei! Mein Mann würde sich sicher sehr freuen, Sie würden den vierten Sitz annehmen! Wir würden Sie rechtzeitig abholen!"

„Aber das wäre ja ganz reizend! Ich danke Ihnen herzlich! Gern nehm ich das an!" Und da sie nun erreicht hatte, war sie wollte, erhob sie sich nach einigen Minuten, drückte Frau Blaak herzlich die Hand und sagte: „Ich werde mich sehr freuen, Ihren Herrn Gemahl kennen zu lernen!"

Etwas von oben herab, aber doch mit liebenswürdigem Lächeln hielt sie dann Dora Blaak die Hand zum Kusse hin. . . .

Kaum hatte Frau von Karrein das Zimmer verlassen, tanzte das junge Mädchen durchs Zimmer.

„Aber Dora, was hast du denn?"

„Verrat ich nicht! Verrat ich nicht!"

Und dann stürmte sie zur Tür hinaus, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb:

Dora von Sieglow . . . . Dora von Sieglow . . . . Dora von Sieglow . . . .

Und dann zerriß sie das Papier, verbrannte es und lachte. . . .

Frau von Karrein rief ein Auto an, lehnte sich behaglich in die Ecke. Das war ja alles ganz ausgezeichnet gegangen. Die Hauptsache blieb nun, daß Sieglow n i c h t siegte. Und wenn er sich sträubte, so ließ sie durch Herrn von Pollnow, seinen besten Freund, einen gelinden Druck auf ihn ausüben. Den geschickt durchzuführen, bis zum gewünschten Ende, darauf verstand sie sich aus Erfahrung. Und selbst wenn Sieglow siegte, irgendwo würde sich schon einhaken lassen, das war eine spätere Sorge.

Je näher sie ihrer Wohnung kam, um so unruhiger wurde sie. Wenn nur Felgart keine dummen Geschichten gemacht hatte. Diese Ungewißheit war entsetzlich. War er noch nicht zurück und fand sie keinen Brief vor, telephonierte sie die Kartenlegerin an. Damit die den Dingen auf den Grund ging. Die schlaue Person bekam doch alles heraus.

Als ihr das Mädchen öffnete, sagte es:

„Ein Herr war heute Nachmittag schon zweimal da, er will wiederkommen!"

Da stockte ihr Herzschlag.

„Ein — Herr?"

„Gott, gnädige Frau, fein gekleidet ging er ja, aber wie ein Herr sah er eigentlich nicht aus!"

Die Knie zitterten ihr.

„Wenn er wieder kommt, dann führen Sie ihn gleich zu mir herein!"

Ans Telephon stürzte sie. Ließ sich mit der Kartenlegerin verbinden. Noch nichts war zu erfahren gewesen. Ihre Hand zitterte, als sie den Hörer anhing. Wenn es einer von der Kriminalpolizei war, so hatte es doch keinen Sinn, schleunigst nach dem Bahnhofe zu fahren und vorläufig auszureißen, denn dann wurde das Haus doch beobachtet!

Unfähig noch einen Schritt zu gehen, sank sie auf den nächsten Sessel.

Digitized by Google

25. Kapitel.

Als Anton Schwarzhasel „unangefochten" auf der Straße stand, lachte er vergnügt vor sich hin. Zwinkerte mit den Augen schräg über die Straße, nach seinem zweiten Hause; über dem einen großen Laden hing ein Schild, auf dem stand mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde:

Friedrich Schuster, Drogerie.

Dem würde er die Hammelbeine schon gerade ziehen. Der mußte die höhere Miete schlucken, denn sein Geschäft ging gut. . . Und die Grete Schuster, was war die für ein Teufelsbraten! Er hatte das lustige Mädel eigentlich immer gern gehabt. Ja, die Berliner Jugend, mit allen Hunden waren die gehetzt! Das war ja auch wieder ganz schön und ganz gut! Mochte die tun, was ihr Spaß machte, aber sein einziges Kind sollte man in Ruhe lassen! Was hatte dem schon „die höhere Bildung" genutzt? Rein gar nichts! Auf die erste hingehaltene Leimrute hatte es sich gesetzt! Krach schlagen hatte keinen Sinn, da wurde man nur ausgelacht. Und das hatte er sein Lebtag nicht vertragen. Da ballten sich immer gleich seine dicken Fäuste. Nicht mal beim Skatspielen vertrug er das, wenn er reingelegt wurde! . . . . Und dieser Oberleutnant hatte ihm eigentlich ganz gut gefallen! Er hatte manchen zusammenbrechen sehen, einige waren wieder hochgekommen, andere hatte er aus dem Gesicht verloren, wieder andere waren elend vor die Hunde gegangen. Und das waren nicht einmal durchweg die Schlechtesten oder die Dümmsten gewesen. Bei allem Fleiß, bei allem Quälen war das Leben ein verfluchtiges Würfelspiel! . . . Und die wieder hochgekommen waren, denen hatte eigentlich immer einer hilfreich unter die Arme gegriffen. Ein paar Fleischer, die von ihm bezogen hatten, war es auch so gegangen. In ihre Läden fand sich die Kundschaft nicht. Mochte es noch so propper zugehen. Na, da schrieb man mal eine Forderung in den Schornstein oder wartete hübsch, lieferte mit Maß und Ziel weiter, wenn die Abnehmer in eine andere Gegend zogen. Man war doch kein Unmensch, und bei der Großschlächterei wurde sehr hübsch verdient. Mutterchen, sein gutes Hanneken, war dann gerade die, die gut zuredete. Hinter die steckten sie sich. . . . Ja, da war wohl nun das Nächste, daß er sich nach diesem Oberleutnant a. D. Felgart näher erkundigte. Denn daß einer, der zur Kriegsakademie kommandiert gewesen war, einen klugen Kopf hatte, soviel verstand er von den militärischen Dingen. Da ging er zum Rechnungsrat Wülfert, der früher Feldwebel in seinem Regiment gewesen und jetzt Vorsitzender des Kriegervereins ehemaliger Kameraden des zweiten Garderegiments zu Fuß war. Wenn der auch im Ministerium des Innern angestellt war, sicher hatte der gute Bekannte unter den Rechnungsräten im Kriegsministerium, durch den war schon zu erfahren, was nicht „Dienstgeheimnis" war. Und auf dessen Verschwiegenheit und gute Ratschläge konnte er vertrauen.

Nachdem das zu seiner völligen Zufriedenheit erledigt war, morgen Abend sollte er schon Antwort erhalten, fuhr Anton Schwarzhasel mit der Straßenbahn nach dem Viktoria-Luise-Platz und musterte von dem Springbrunnen aus das Haus, in dem Frau von Karrein wohnte. Donnerwetter, die Kuppelei mußte doch eine Menge einbringen. Er, als mehrfacher Hausbesitzer, wußte ganz genau, wie hoch die Mieten hier waren. Also da hatte man ihn, „auf Umwegen" hoch nehmen wollen! Na, schon so dumm! Aber ein ganz patentes Frauenzimmer sollte dieses Weib sein! Eine mordselegante, bildhübsche Witwe hatte Felgart gesagt. Da leckte sich Anton Schwarzhasel die Lippen, machte kehrt, kaufte sich einen sehr teuren Panamahut und Handschuhe — Nummer neundreiviertel. Groß wäre die Auswahl nicht, weil die Nummer sehr wenig verlangt würde, erzählte ihm die Verkäuferin. Und dann ging er in seinen Skatklub, denn sich heute Abend von Frau und Tochter etwas vorbarmen zu lassen, dazu war auch noch morgen Zeit. . . .

Anton Schwarzhasel hatte sich nicht geirrt. Seine Frau setzte gleich beim Frühstück zum ersten Angriff an.

„Wat willst du nu eijentlich mit den Leitnant?"

„Off den Jrund will ick der janzen Jeschichte jehn! Un faul jewesen bin ick jestern jrade nich!"

Digitized by Google

Da bekam es Frau Schwarzhasel mit der Angst zu tun. Sie sah sich um, ihre Tochter war noch nicht im Zimmer.

„Laß dat bleiben! Den Arjer kriegt man ins Jenick!"

„Mutterchen, so wat vasteht en Mann besser! Denkst du vielleicht ick laß unser Mädel vakuppeln?"

„Dann hättste den Leitnant jleich an die Luft setzen sollen!"

„Ick seh jründlich vor. Und wenn die Jrete Schuster kommt, jar nich rinlassen. Elise is krank!"

Da tauchte die mit verheulten Augen auf der Bildfläche auf.

„Bin ich auch, Vater!"

„Dat is ja in diesem Falle janz wunderscheen!"

Dem jungen Mädchen brachen die Tränen aus den Augen.

„Felgart ist nicht schlecht! Ich kenn mich in ihm aus! Gründlich haben wir uns ausgesprochen!"

„Un ick will keene Flennerei haben! Ick hab mich schon in't Zeug jelegt. Ick krieg Auskunft über ihn!"

„Und wenn die nun sehr schlecht ist, Vater? Er hat doch Schiffbruch erlitten!"

Da schlug sich Anton Schwarzhasel mit seiner dicken Faust auf die breite Brust. Vor allen Dingen wollte er jetzt Ruhe haben.

„Dat is nur en Anhaltspunkt bei mich, Mädel! Da weeß man, wie man weiter vorjehen muß! Meenste, in mein 'n Jeschäft krieg ich nur jute Auskinfte? Da setz ick mir dann in Trab! Aber wenn de denkst morjen is Hochzeit, dann irrst de dir jewaltig! Dann muß er arbeeten, dat die Schwarte knackt! Un dann wollen wer weitersehen! Un jetzt muß ick in'n Schlachthof! Heite is nischt ze wollen!"

Raus war er. Elise bestürmte wieder ihre Mutter. Aber die sagte noch immer nichts. Nur als Grete Schuster ihre Tochter gegen Abend besuchen wollte, brummte sie laut und vernehmlich: „Dat verfluchte Frauenzimmer", und dann setzte sie sich wieder hinter ihre Bücher. . . Am Abend erhielt Schwarzhasel vom Rechnungsrat Wülfert telephonischen Bescheid. Also es stimmte, was Felgart gesagt hatte. Auf Kriegsakademie war er kommandiert gewesen und Schulden halber verabschiedet worden. Warum sollte dann das andere nicht auch stimmen? Die Kartenlegerin konnte ihm vorläufig gestohlen bleiben, die kaufte er sich vielleicht später. Wenn er den Drogisten gesteigert hatte, daß ihm Hören und Sehen verging, kam der doch gleich angerannt. Dann gab ein Wort das andere, etwas wurde von der Mietserhöhung runter gelassen, — wenn die Grete antrat und beichtete. So etwas gab Anton Schwarzhasel einen Heidenspaß . . . Tja — wenn sich andere Leute für klüger halten wollten als er, da waren sie schon die Reingefallenen.

Seine Tochter kam, stellte eine Flasche Bier auf das kleine Tischchen vor ihm, schenkte ein.

„Na, prost Mädel!"

„Prosit, Vater, — der Felgart. . . ."

Weiter kam sie nicht, denn der Großschlächter winkte energisch ab.

„Det ihr euch nich seht oder schreibt! Kommt er übermorgen um zehn, dann wird sichs ja zeigen!"

„Ganz sicher kommt er!"

„Da ärjre man deinen alten Vater nich! Wat ick bis jetzt rausgekriegt habe, det stimmt. Da hat er nich jelogen. Un dat bleibt die Hauptsache, Liseken! Wat später wird, wird sich finden, wenn du nämlich mir nich in die Ohren liegst! Dat vertrag ich nich! Un ein Unmensch bin ick nich! Na nu jeh man!"

Elise wußte, daß es das beste war, sie folgte aufs Wort. Anton Schwarzhasel brannte sich eine gute Zigarre an und schmunzelte vergnügt vor sich hin. Morgen nachmittag stattete er erst einmal dieser Frau von Karrein einen Besuch ab, denn daß bei der ein Herr Felgart wirklich gewohnt, hatte er im nächsten Schlächterladen festgestellt. Dort hatte es das Dienstmädchen erzählt. Und wenn man auch sonst den Mund hielt, um die Kundschaft nicht zu verlieren, fragte der Großschlächter Schwarzhasel einen von der Zunft, so bekam er auch Bescheid. Und noch mehr hatte man ihm gesagt, daß diese Frau von Karrein ein sehr propperes Weibsbild sei. . .

Da war er am nächsten Nachmittag hingegangen, den neuerstandenen Panamahut auf dem Kopfe, die dicken Hände in braunrote

Digitized by Google

Handschuhe gezwängt. Und als ihm das hübsche Dienstmädchen zweimal gesagt, daß die gnädige Frau noch nicht zurück sei, war eine gelinde Wut über ihn gekommen. Wollte sie sich nur nicht sprechen lassen? Dann konnte sie etwas erleben! Da wurde er falsch! Der ganze, schöne Nachmittag war ihm dadurch verloren gegangen. Und morgen früh trat Felgart an! Und nachmittags mußte er unbedingt raus zur „Armee" nach Hoppegarten. Dort wurde eine totsichere Sache gelaufen, Sieglow würde es schaffen! Elf Pferde waren im Rennen! Da gab's auch für einen so sicheren Tipp mindestens dreifaches Geld! Hundert Mark legte er auf jeden Fall beim Totalisator an.

Und als er, zwei Stunden später, zum dritten Male auf die elektrische Klingel an Frau von Karreins Wohnung drückte, teilte ihm das Dienstmädchen mit, daß die gnädige Frau vor einer knappen halben Stunde zurückgekehrt sei.

„Dann führen Se mir man rin!" sagte der Großschlächter mit einem gemütlichem Schmunzeln. Heillos freute er sich auf dieses Zusammentreffen.

Das Dienstmädchen öffnete die Tür zum Salon.

„Bitte!"

Anton Schwarzhasel sah sich um, im Halbdunkel lag das Zimmer, die Jalousien waren herabgelassen. Da entdeckte er endlich Frau von Karrein in einem tiefen Sessel.

„Juten Tag, jnädige Frau!"

Eine eckige Verbeugung machte er, kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

„Guten Tag! Sie wünschen?"

Hochmütig klang das, i, da sollte doch gleich der Teufel rinfahren. Der wollte er die Nase sehr schnell herunterziehen.

„Sie zu sprechen! In einer Anjelegenheit, die ein bißchen windig is!"

Also doch ein Kriminalbeamter, dachte Frau von Karrein und entsann sich, was ihr die Kartenlegerin geraten. Hochmütig sagte sie:

„Bitte, drücken Sie sich deutlicher aus. Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Anton Schwarzhasel blies die dicken Backen auf. Wenn man ihm so kam, das konnte er nicht vertragen. Er setzte sich einfach auf den nächsten Stuhl, stützte beide Hände auf die Krücke seines Stockes und musterte die Kupplerin. Nach und nach hatten sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt. Donnerwetter, das war wahrhaftig ein patentes Frauenzimmer.

„Wat ick will, nur'n paar Fragen an Ihnen richten!"

Da schnellte Frau von Karrein aus ihrem Sessel auf. Der Großschlächter leckte sich vergnügt die Lippen. Die Frau war Rasse! Das konnte ja sehr unterhaltend werden! Aber in der nächsten Sekunde blieb ihm der Mund offen stehen. Frau von Karrein ging aufs Ganze.

„Ich habe Sie nie gesehen! Sie trotzdem sofort empfangen! Unbedingt wünsche ich zu wissen, wer sie eigentlich sind, sonst muß ich Sie ersuchen sich zu entfernen!"

„O, Se kennen mir!"

Einen Schritt trat Frau von Karrein näher heran, musterte Anton Schwarzhasel vom Kopf bis zu den Füßen.

„Nein, ich kenne Sie nicht!" Sie ging an die Tür. „Soll ich nach dem Mädchen klingeln?"

„Tun Se das lieber nich! Sonst jibt's nen janz jediegenen Krach! Ick bin nämlich 'n Freund von Herrn Oberleitnant Felgart!"

Also ein Erpresser, fuhr es Frau von Karrein durch den Kopf. Sie zuckte die Achseln.

„Das ist mir herzlich einerlei!"

„Nich mehr lange, passen Se uff! Ick bin nämlich der Jroßschlächter Anton Schwarzhasel! Sehn Se, da sitzen Se schon wieder!"

Frau von Karreins Hände krampften sich in die Seitenwände des Sessels, sie warf den Kopf in den Nacken, nur sich jetzt nicht schwach zeigen.

„Schwarzhasel? Schwarzhasel? Großschlächter? Mein Schlächter heißt Kleemann!"

„Kenn ick, den Kleemann! Juter Kerl! Bin ick ooch! Jeberhaupt wir Fleescher!"

Nun galt es erst einmal zu erfahren, wie weit dieser Herr Schwarzhasel im Bilde war.

„Herr Schwarzhasel, nicht wahr? Also wollen Sie mir bitte nun erst einmal in Ruhe erzählen, was sie eigentlich von mir wollen!"

Digitized by Google

„Mir bei Ihnen nach den Oberleitnant Felgart erkundigen!"

Also der Mann schien anbeißen zu wollen!

„Ich habe ihn unterstützt, weil er mir leid tat, Herr Schwarzhasel! Er ist kein schlechter Mensch, nur den Kopf verliert er leicht, das wird daran liegen, daß er aus seinem Beruf herausgeschleudert und mittellos ist!"

„So, so! Un nu wollen Sie ihm die Mittel zu standesjemäßiges Leben verschaffen?"

„Gott ich, Herr Schwarzhasel! Ich bin eine Frau, die das Leben tüchtig hin und her geworfen hat, da wird das Herz in der Brust weich!"

„Un da läuft man zur Kartenlegerin!"

Da zuckte Frau von Karrein doch zusammen, aber im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt. Nun geleugnet, wie es ihr Frau Dennert geraten.

„Karten—legerin? Ja, was hab' denn ich mit einer Kartenlegerin zu tun?"

Das ging Anton Schwarzhasel doch über die Hutschnur. Die Wut kochte in ihm auf.

„Mein einziges Kind sollte verrickt jemacht werden! Un Sie wollen dran vadienen! Nu dun Se bloß nich albern!"

Jetzt wurde die Situation gefährlich. Wenn d i e Fäuste sie anpackten?!

„Herr Schwarzhasel, was hat Ihnen da Herr Felgart für einen Unsinn erzählt!"

„Der — jar nich! Andersrum is et rausjekommen! Ick bin doch keen Dummer! Ick will Sie 'was sagen! Vorläufig in aller Jemütlichkeet! Wat der Felgart hier noch an Sachen hat, det is morgen frieh bis um neune in meine Wohnung. Un wie hoch er bei Sie reell in die Kreide sitzt, det schreiben Se mer un lejen in't Paket! Mit ihrer Unterschrift! Und dann wollen ma weitersehen!"

„Die Sachen will ich Ihnen zusenden! Aber mich in weitere Auseinandersetzungen mit Ihnen einzulassen, dafür liegt für mich nicht der geringste Grund vor!"

Frau von Karrein wußte, welches verwegene Spiel sie spielte. Aber die ruhige Überlegung verließ sie. Es reizte sie mit diesem groben Kerl eine Kraftprobe zu machen. Solchen Leuten gegenüber war man doch immer im Nachteil, wenn man ihnen den kleinen Finger hinhielt. Aber in Anton Schwarzhasel hatte sie sich gründlich getäuscht. Schwer ging ihm der Atem.

„So? . . . Nich? . . . Det is ja ne Unverschämtheet von Null Komma sieben!"

„Herr Schwarzhasel, gehen Sie jetzt!"

Sie trat auf die Tür zu, da faßte er sie am Handgelenk — und mußte lachen, wie seine breite Pranke um die schmale Fessel lag.

„I so'ne Kröte! Ick habe jedacht, weil ma keenen Krach schlägt, kriegt mer'n janz kleenet Küßchen in Ehren! Nu zerren Se bloß nicht, ick halt fest!"

Er zog sie an sich, faßte mit der freien Hand nach ihrer Schulter, da bekam er eine Ohrfeige. Im nächsten Augenblick hatte sie sich freigemacht, war an die Klingel gestürzt, fragte mit fliegendem Atem:

„Soll ich?"

Zeugen konnte Anton Schwarzhasel jetzt nicht gebrauchen. Er sah es ein, daß er die ganze Sache beim falschen Ende angepackt hatte, eine bodenlose Wut stieg in ihm auf. Er rieb sich die Backe.

„Wir Beede sprechen uns noch!"

„Und ich sende Ihnen Felgarts Sachen nicht! Die mag er sich selbst holen!"

Da schrillte auch schon die Klingel. Anton Schwarzhasel blieb nichts anderes übrig, als zu gehen. . . . Und als er wieder auf der Straße stand, ärgerte er sich über seine Dummheit, grün und blau.

Aber abrechnen wollte er gründlich mit diesem Weibsbild, das nahm er sich vor.

---

26. K a p i t e l.

Felgart hatte sich ganz in der Nähe, für ein paar Tage vorläufig, ein kleines Zimmer gemietet und das allernötigste eingekauft. So drückend war ihm seine Lage noch nie vorgekommen und böse hatte ihm das Schicksal doch mitgespielt. Nun hatte er auch noch ein ihm vertrauendes Mädchen an sich gebunden, das hätte er nicht tun dürfen. Er hatte es ja auch gar nicht wollen, es war alles so plötzlich gegangen. Und dazu hätte er auch nicht seine Einwilligung geben sollen, Frau von Karrein zu verschweigen, daß er keinesfalls zu ihr zurückkehre. Mochte man über die Frau denken

Digitized by Google

wie man wollte, was wäre dann aus ihm geworden, wenn er sie nicht gehabt hätte? Herr Schwarzhasel mußte in diesem Punkt ein Einsehen haben, wenn er ihn am Mittwoch früh aufsuchte. Um den rankten sich in diesen Tagen alle seine Gedanken. Ob der ihm Arbeit besorgte? Ob der später seine Einwilligung zur Heirat gab? In Elise hatte er ja eine tüchtige Verbündete. Ob die aber ihren Willen würde durchsetzen können, das schien ihm noch sehr fraglich. Wenn es hart auf hart kam, war mit dem Großschlächter ganz gewiß schlecht Kirschenessen. Zeitungen kaufte er sich, sah die Stellenangebote durch. Wenn er auch nirgends hinging, fiel die „Aussprache" zu seinen Ungunsten aus, wußte er wenigstens, wo er anklopfen konnte. Geschah kein Wunder, kam er wahrscheinlich zu spät. Zu einer besseren Stellung meldeten sich Hunderte. Es trieben gar so viele Schiffbrüchige in dem Steinmeer Berlin. Hierher strömte alles, was sich in den kleineren Städten und Dörfern nicht halten konnte. In dem Menschengewoge tauchten die einzelnen unter, und die allermeisten zerschellten. Verkamen — verdarben!

In der Nacht zum Mittwoch fand er überhaupt keinen Schlaf. Sein Hirn arbeitete, gaukelte ihm bald Bilder vor, die an Elises Seite zur Höhe führten, bald sah er das Ende. Hunger und zerrissene Kleidung, eine letzte Kraftanstrengung, er warf sich vor einen Zug, sprang ins Wasser.

* * *

Der Großschlächter war in seiner heillosen Wut nach Hause zurückgekehrt. Er meinte, die Ohrfeige müsse man auf seinen Backen noch brennen sehen. Als seine Tochter ihm über den Weg lief, schrie er sie an, sie solle sich heute nicht wieder vor ihm blicken lassen, seiner Frau ging es nicht besser. Er setzte sich sofort hin und schrieb an den Drogisten Schuster, daß er die Miete vom ersten Oktober an für den Laden um fünfhundert Mark erhöhe. Gleich mußte die Portierfrau den Brief hinübertragen. Vom Fenster aus sah er noch nach und lachte höhnisch, der klapperdürre Schuster würde natürlich aus den Wolken fallen und nach Ladenschluß gleich angestürmt kommen. Der hatte mit ihm einen langfristigen Mietskontrakt eingehen wollen, aber der Anton Schwarzhasel war doch kein Dummer. In der Lage wurde er allemal seinen Laden gleich wieder los. Er wollte erst sehen, wie das Geschäft gehe, später lasse sich ein langfristiger Mietsvertrag abschließen, hatte er gesagt — und seinen Willen durchgesetzt. Jetzt paßte ihm das herrlich in seinen Kram. Da wurde seine Stimmung wesentlich besser. Nun quittierte er hübsch nach und nach über die Schandtat, die man gegen ihn ausgeheckt hatte. Den Anton Schwarzhasel einseifen — na, schon so dumm!

Da stand er auf, ging zur Tür, rief:

„Mutterchen!"

Sie kam gleich.

„Wat hat et denn jejeben?"

„Ach, nischt weiter! Den Drogisten hab' ick 'n bißchen jesteigert! Den Drogisten hab' noch anjerannt!"

„Anton, mach' bloß keen Spektakel. — Damit det nich allens rauskommt!"

Der reckte seinen Bauch raus und stieß die Hände in die Hosentaschen.

„Keene Spur! Det wird allens janz friedlich erledigt. Aber denken soll die Bande an Anton Schwarzhaseln! Und weeßte, mit dem Felgart, det hab' ick mir nu ooch überlegt! Ick helf' ihm uff die Strümpfe. Nu jerade! Wenn er einschlägt, wollen wa weitersehen!"

„Na, wie denn?"

„Warte man ab bis morjen frieh! Weg kommt er, Liseken soll sich nich mucksen, bring' et ihr bei, sonst jibt et en Unglück!"

Es fiel Frau Schwarzhasel auch gar nicht schwer, das ihrer Tochter beizubringen. Sehr vernünftig war die.

„Wenn sich Vater seiner nur annimmt, das weitere will ich geduldig abwarten!"

Als Frau Schwarzhasel das ihrem Manne wiedersagte, nickte er sehr befriedigt. Schlug der Feldgart ein und heiratete er Liseken, dann kam von ganz allein der Tag, an dem er seiner Frau beibrachte, daß es nun Zeit wurde, den Rentier zu spielen. Bei dem Gedanken wurde es ihm ganz wohl. Und seine Stimmung hob sich noch beträchtlich, als der „Drogiste" eintrat.

„Juten Tag! Juten Tag! Det war ne kleene Iberraschung, nich wahr, Herr Schuster?

Digitized by Google

Na, setzen Se sich man erst! Se haben ja jar keene Puste mehr im Leibe!"

Der kleine, dürre Mann drehte seinen roten Spitzbart nervös in der linken Faust hin und her, mit der rechten rückte er an seiner goldumränderten Brille.

„Herr Schwarzhasel, das ist doch nicht Ihr Ernst! Ihnen wird man was weißgemacht haben! So viel kann ich nicht bezahlen, meine Einkünfte sind wirklich nicht so hoch, wie Sie wahrscheinlich vermuten!"

Das war Wasser auf Anton Schwarzhasels Mühle. Er lachte.

„Weiß jemacht? Nee! Aber rausjekriegt hab ick wat! Ihre Grete is'n Balg! Een janz infamigtet Balg!"

Das begriff erst der „Drogiste" nicht, als er aber die Wahrheit erfuhr, kämmte er sich zur Abwechslung mit den fünf gespreizten Fingern sein aufrechtstehendes, rotes Kopfhaar.

„Nu, wat kriegt se denn dafür?"

Herr Schuster fuhr auf.

„Ich werde sofort der Sache auf den Grund gehen! Und wenn es wahr ist, dann schlag' ich meine Tochter grün und blau!"

„Könnt' ihr jar nischt schaden! Jar nischt!"

Da rannte der Drogist schon davon — und kam nach einer halben Stunde wieder. Mit dem Taschentuch rieb er sich die schweißige Stirn trocken, dabei zitterte seine Hand. Der Großschlächter lachte.

„So vamöbelt?"

„Ja, Herr Schwarzhasel! Weiß Gott und wahrhaftig! Feste! Soll man so was glauben? Ich schwöre Ihnen, weder ich noch meine Frau haben das geringste davon gewußt. Das Mädel kriegt noch mehr! Nun haben Sie aber, bitte, ein Einsehen und nehmen Sie die Steigerung zurück!"

„Ick sag' immer: ick bin keen Unmensch! Aber wenn dat Mädel so ville übrig hat, um zur Kartenlejerin zu jehn, da wird die Pleite noch weit ab sin! Also dreihundert, Herr Schuster! Da kriegt die Jrete wenigstens in die nächste Zeit noch manchet uff die Jacke!"

Alles Barmen half nichts. Mehr ließ sich Anton Schwarzhasel nicht abbetteln. Da stürmte der Drogist wieder über die Straße, um seiner Ältesten neugekräftigt die zweite Portion zu verabreichen.

Anton Schwarzhasel aber hielt sich den dicken Bauch vor Lachen, wischte sich dann die Tränen aus den Augen und sagte:

„So, Mutterchen, Nummer eens wär' erledigt!"

---

27. Kapitel.

Natürlich hatte sich Frau von Karrein, sobald der Großschlächter gegangen war, mit der Kartenlegerin telephonisch in Verbindung gesetzt.

Am Abend trafen sie sich wieder in der Schillingschen Konditorei. Dieses Mal war Frau Dennert doch etwas bedrückt.

„Meiner Empfangsdame hab' ich den Staar gestochen, die ist daran schuld! Wie, kann Ihnen einerlei sein!"

Frau von Karrein war froh, daß sie keine Vorwürfe zu hören brauchte. Sie sagte:

„Nur das Nötigste hab' ich Felgart gesagt! Was er unbedingt wissen mußte, liebe Frau Dennert, um seine Rolle durchführen zu können! Ob der nicht ein gutes Teil an der Schuld trägt?" .....

„Ja, ja," unterbrach sie die Kartenlegerin, „das ist schon möglich!" Sie wollte vor allen Dingen Frau von Karrein das Rückgrat steifen. „Mitunter stößt man auf solche Schwierigkeiten! Deshalb braucht man nicht gleich aus der Haut zu fahren! Dieser Großschlächter kann uns gar nicht gefährlich werden! Man wird ihn einfach auslachen. Das weiß der Mann auch ganz genau!"

Erleichtert atmete Frau von Karrein auf — und seufzte dann.

„Aber das gute Geschäft ist nun gründlich verdorben!"

Die Kartenlegerin schüttelte den Kopf, daß die grauen Ringellocken hin und her flogen.

„Das fragt sich noch sehr! Warten wir ab! Und wenn dieser Felgart die Großschlächtermeisterstochter heiraten sollte, so kämen Sie auf Ihre Kosten. So einer bezahlt dann schleunigst, ehe es Gerede gibt! Und nun fahren Sie ganz beruhigt nach Hause. Wir haben noch Herrn von Sieglow und Fräulein Blaak zusammen in der Schmiede, alle Früchte reifen an keinem Baum! Aber die wurmstichigen

Digitized by Google

kommen zuerst runter, manche sind ungenießbar, manche schmecken aber auch ganz süß!" ...

Die Kartenlegerin schob sich langsam durch das Gewoge der Friedrichstraße. Die Augen hielt sie halb zugekniffen, das tat sie immer, wenn sie angestrengt nachdachte. Sie hatte Frau von Karrein nur nicht verprellen wollen, gar nicht rein war die Luft. Da hieß es schleunigst Vorkehrungen treffen, damit die Kriminalpolizei wieder einmal mit langem Gesicht abzog — wenn sie ihr etwa einen Besuch abstatten sollte.

* * *

Felgart war pünktlich um zehn bei Schwarzhasels. Der Großschlächter empfing ihn allein im Wohnzimmer.

„Juten Tag, Herr Oberleitnant! Bitte, setzen Se sich!"

Das klang sehr feierlich, und die Hand streckte ihm Herr Schwarzhasel auch nicht entgegen.

„Ich danke Ihnen." ....

Da hob der Großschlächter seine breite Hand.

„Danken Se lieber noch nich! Ick will Ihnen erst was fragen. Hätten Se Lust, de Landwirtschaft zu erlernen?"

„Herzlich gern! Gott will ich danken, wenn ich aus Berlin heraus kann! Aber da gibt es mancherlei Hindernisse!"

„So—o? Hin—dernisse?"

Die Zornader schwoll auf Anton Schwarzhasels Stirn. Felgart sah es und fuhr schnell fort:

„Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen! Gar keine Beziehungen hab' ich, und dann," — dunkel färbte sich sein Gesicht —, „dazu gehört ein gewisses Betriebskapital. Ich muß mir Sachen anschaffen, und auf Gehalt werde ich in der ersten Zeit doch auch nicht rechnen können!"

„Ach so meenen Se det", erwiderte der Großschlächter, schon wieder ganz beruhigt. „Det is nich schlimm, det lassen Se man meine Sorge sin!"

„Herr Schwarzhasel, das ist doch sehr erwägenswert, denn ich weiß nicht, ob ich Ihnen all Ihre Guttaten jemals vergelten kann!"

Das hatte Felgart gut gemacht — unbewußt. Anton Schwarzhasel war als „jemütlichet Luder" bekannt, wenn man ihn zu nehmen verstand. Und der ihm da gegenübersaß, war „wat Besseres". Wenigstens gewesen! Der Großschlächter hatte in seinem Berufe das Auf und Ab oft mit angesehen, da lernt man kühler über den Wert des Geldes denken, wenn auch einer „aufgeschmissen" war, wenn er keines hatte. War „der Kerl" nur was wert, dann machte sich die Sache schon. Vielleicht wäre er hartnäckiger gewesen, wenn ihm nicht daran gelegen hätte, seinem Hanneken beizubringen, daß es nun Zeit wurde, den Rentier zu spielen. Um der Angelegenheit einen feierlichen Anstrich zu geben, nickte er ein paarmal nachdenklich mit dem Kopf, hob dann den mit dem Siegelring geschmückten Zeigefinger hoch und sagte sehr nachdrücklich:

„Se haben janz recht, et is 'n Risiko for mir! Der Anton Schwarzhasel hilft aber jerne, wenn et sich lohnt! Da können Se im Schlachthof getrost rumfragen, Herr Oberleitnant!" Ein verschmitztes Schmunzeln glitt über sein Gesicht. „Ick kenn' da nämlich 'n mächtigen Jroßjrundbesitzer! Der liefert direkt waggonweise an mir! Wir stehn schon lange in sehr anjenehmer Jeschäftsverbindung! Wenn ick den schreibe, der nimmt Ihnen!"

„Herr Schwarzhasel, das wär' eine Wohltat, für die ich Ihnen gar nicht genug dankbar sein könnte!"

Mit seiner dicken Uhrkette spielt der Großschlächter, schob die Unterlippe vor.

„Un wat det kostet, bezahle ick! Aber bei dem müssen Se arbeeten, sag' ick Sie! Det is ooch 'n eenfacher Mann, der sich hochgerappelt hat!"

„Um so besser für mich! In meine — früheren Kreise möcht ich jetzt nicht zurück. Das wär' für den Anfang nur äußerst peinlich für mich!"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Ein Weg

Es führt ein Weg zu der Vollendung Dom;
Jedoch kein Führer ist dir zugesellt,
Der auf des Lebens wildbewegtem Strom,
Dich leite durch das Labyrinth der Welt.

Ein mächt'ges Tor verschließt der Wallfahrt Ziel;
Doch keiner löst für dich den schweren Riegel.
Sei, der du bist, ob wenig oder viel,
Dann findest du den Weg, und brichst das Siegel.

Die Schwelle, die kein Andrer überschritten,
Den Weg, den keiner je vor dir betrat,
Führt zu der Seele Heimstatt dich. Inmitten
Steht der Altar des Wollens und der Tat.

Empor bis zu der Gottheit Strahlenthrone
Trägt dich dein Sehnen. Hebe stolz dein Haupt!
Nicht krönte dich das Schicksal! Deine Krone
Schufst du dir selbst, du hast an dich geglaubt!

Ziska Luise Schember.

Alte Schuld / Erzählung von Hans Joachim Elyser

Schon als Knabe hatte ich mich zu ihm hingezogen gefühlt, zu dem seltsamen Alben, der in unserer Gemeinde ein so einsames und merkwürdiges Leben führte. Wenn er daher gezogen kam auf seinem leichten Wägelchen, das umspielt wurde von einer ganzen Hundemeute, wenn ich ihn sah in seinem spitzen Hute, wie ihn sonst kein Mensch mehr trug, und in seinem Mantel, der eigentlich kein Mantel war, sondern ein großes Tuch, daß er äußerst kunstvoll und malerisch über die Schultern geschwungen hatte, so machte er auf mich immer den Eindruck des Abenteuerlichen und Geheimnisvollen, wofür ich in meiner Jugend, wie jeder Junge, ganz besonders empfänglich war.

Dabei war er ein stilles, ruhiges und bescheidenes Mitglied des Dorfes. Er war kein Bauer, wenngleich er ein klein Stück Land sein eigen nannte, daß er getreulich bestellte; aber er half auch den anderen, wenn sie um Arbeitskräfte verlegen waren, um einen Gotteslohn und leistete ihnen sonst allerlei Dienste, schliff Scheren und Messer, beschlug die Pferde wie ein gelernter Schmied, verstand sich auf mancherlei Krankheiten bei Mensch und Tier und soll schon manchen Leidenden durch Besprechen von seinem Übel befreit haben. Vor allem aber war er unentbehrlich bei Lustbarkeiten aller Art. Da war er unermüdlich, durch Gesang und Spiel die allgemeine Lustigkeit anzufachen; und zu vorgerückter Stunde trieb er noch anderes zur Unterhaltung: Hokuspokus, wie die Bauern sagten, allerlei Gaukelspiel nach Seiltänzerart, wie mein Vater, der würdige Dorfpastor, es benannte. So stieß er sich ein langes Dolchmesser tief in den Schlund, so daß die angetrunkenen Bauern das Entsetzen packte; so warf er drei, vier, fünf verschiedene Gegenstände im Wirbelsturm hoch in die Luft und fing sie kunstgerecht und gewandt wieder auf; so ließ er endlich beliebige Kreidefiguren an die Holztür malen und warf dann ein paar Dutzend Messer zielsicher dorthin, so daß Klinge neben Klinge haarscharf auf dem Kreidestrich saß und keine einzige daneben.

Kein Mensch wußte recht eigentlich, wer er war und woher er kam; und dem Gerücht wurde nur gar zu gern geglaubt, daß er ursprünglich ein Zirkusmann gewesen und sich nun hierher zur Ruhe niedergelassen habe. Mit einer gewissen Scheu habe ich ihn als Junge immer angesehen, und seine persönliche Bekanntschaft schloß ich erst später in den Tertianerjahren, als ich in der Stadt auf der Schule war und nur immer in den Ferien ins heimatliche Dorf kam.

Aber ich muß gestehen, daß diese Bekanntschaft mich zunächst enttäuschte; er kam mir gar zu nüchtern vor, und die Gespräche mit ihm waren durchaus nicht so romantischer Art, wie ich es mir wohl gedacht hätte. Aber immerhin, ich war wohl der einzige aus dem Dorf, der näheren Umgang mit ihm hatte, der öfters in seiner Wohnung verweilte, die er ganz allein ohne weibliche Hilfe verwaltete, dem er seine Hunde vorführte, die mir allmählich ganz genau nach Namen und Eigenart bekannt wurden. Und so hatte ich wenigstens vor allen anderen etwas voraus; und das Abenteuer-

Digitized by Google

liche und Interessante, das er in meinen Augen hatte, gewann vielleicht noch gerade dadurch, daß er nichts von seinen Geheimnissen verriet.

Einmal, ich war gerade nach der Prima gekommen, hatte ich ein ganz besonders wichtiges Anliegen an ihn, bei dem ich auch mein eigenes junges Heldentum ins rechte Licht stellen wollte.

Ich war in der Stadt im Zirkus gewesen und hatte dabei Künste gesehen, ganz denen ähnlich, die ich meinen alten Freund so oft hatte vollführen sehen. Aber das eine hatte mich im Zirkus viel mehr gepackt: Da hatte auch einer, ein „Mexikaner", seine Messer geworfen, aber nicht nach Kreidefiguren an der Wand, sondern nach einem wunderschönen Weibe, deren Umrisse er mit seinen Messern genau umzeichnet hatte, ohne sie zu verletzen.

Das hatte einen großartigen Eindruck auf mich gemacht; und um in der Welt auch einmal etwas zu bedeuten, hatte ich in meinem jugendlichen Unternehmungsgeist den kühnen Vorsatz gefaßt, dasselbe einmal mit meinem alten Künstler durchzuführen. Ich war so oft Zeuge gewesen seiner sicheren Hand, daß ich — theoretisch wenigstens — nicht daran zweifelte, daß ich nicht mit einer Wimper zucken würde, wenn seine Messer mich umsausten.

Es blieb mir aber erspart, diesen ersonnenen Heldenmut in der Wirklichkeit zu erproben. Als ich ihm in den Ferien mit meinem Plan herausrückte, war mir's, als verlöre er alle Farbe aus seinem Gesicht, und ein leichtes Zittern schien ihn zu befallen. Jedenfalls setzte er meinen Bitten ein schroffes „Nein" entgegen. Es mag gern sein, daß gerade diese ablehnende Haltung meinen Mut ganz besonders vergrößerte, jedenfalls fuhr ich fort, ihn mit meinen kühnen Vorschlägen zu bestürmen, bis ein von ihm bei fahler Miene mit leiser Stimme hervorgestammeltes: „Ich mag nicht mehr mit Menschenleben spielen", mich dermaßen erschreckte und rührte, daß ich ihm nicht fürder zusetzte, sondern ganz versonnen und eingeschüchtert heimkehrte und so etwas wie das Gefühl mit nach Hause nahm, daß an des Alten Händen möglicherweise Menschenblut haftete.

Ein unendliches Mitleid mit ihm ergriff mich, und der Gedanke gewann bei mir immer festere Gestalt und immer größere Überzeugung, daß der Alte einst bei seinem Gaukelspiel einen lieben Menschen, vielleicht sein Weib oder sein Kind, schwer verletzt, vielleicht sogar getötet habe.

Ich sprach kein Wort mehr von meinem törichten Plan, und nie von der Zeit an hat er wieder seine Messerkünste gezeigt!

Aus dem Primaner ward ein Student, und trotz der reichlichen Universitätsferien kehrte ich nur selten ins heimatliche Dorf zurück, da ich bei des Vaters kärglicher Besoldung und der reichen Geschwisterschar gezwungen war, manche Ferien als Hauslehrer draußen in der Welt zu verbringen.

So waren ein paar Semester dahingegangen, als ich endlich zu längerem Aufenthalt in die Heimat zurückkehrte.

In den ersten Wochen sah ich den alten Jongleur nicht, ohne ihn eigentlich zu vermissen. Dann fiel mir das plötzlich auf, und nun begab ich mich zu ihm, um nach seinem Befinden zu sehen.

Vor seiner Haustür war alles ruhig, nur ein paar Hunde jagten sich im Sonnenschein herum. Als sie mich erkannten sprangen sie freudig zu mir hoch, und es war mir, als drängten sie mich in die Tür hinein, die mir der eine von ihnen schon geöffnet hatte.

Und da sah ich denn den Alten sitzen, traumverloren, und er schien krank. Sein Gesicht war ganz eingefallen, seine sonst so frische Farbe war verbleicht, und seine Hände spielten unruhig und zitterig umher. Eine ganze Weile verharrte er noch nach meinem Eintritt in seinem stummen Sinnen.

Endlich sah er mich, und nun kam Leben in ihn; eine leichte Röte trat in seine Wangen, seine Augen bekamen Ausdruck, und ein freundliches Lächeln milderte die jetzt so hart gewordenen Züge seines Gesichtes.

„Willkommen, junger Herr!" rief er und streckte mir die Hand entgegen, die ich herzlich ergriff. „Nach Ihnen habe ich mich ordentlich gesehnt! Sie müssen verzeihen, daß ich nicht aufstehe — mich hat jetzt das Alter gepackt, und es will nimmer recht gehen!"

Ich beruhigte ihn und redete tröstliche Worte, aber er unterbrach mich: „Nein nein, junger Herr; ich weiß schon, es geht zu Ende! Und deshalb freue ich mich eben so mächtig, daß Sie kamen; nun ist es nicht mehr so einsam um mich — nun brauche ich nicht allein zu sterben."

Ich sah ihn betroffen an — stand es so schlimm?

Sein Blick hatte sich wieder verloren und sah unverwandt nach einer Richtung. Ich folgte seinen Augen und sah dort an der Wand ein paar Bilder hängen, die früher nicht dort gewesen waren: eine Zirkuskünstlerin offensichtlich, in verschiedenen Kostümen und Stellungen immer wieder dieselbe.

Ich wußte nicht, ob ich den Alten darnach fragen sollte — aber da hatte der schon bemerkt, daß ich die Bilder entdeckt hätte.

„Ja ja, junger Herr, das ist die, von der ich Ihnen so viel erzählt habe."

Ich wandte mich überrascht um. „Sie mir erzählt? Sie haben mir von keiner Dame erzählt."

Und wieder war's mir, als erwachte er nun erst aus seinem Traum, und er lächelte trübe und fast verlegen. „Sie haben ganz recht. Ich habe zu keinem Menschen früher davon gesprochen. Und doch habe ich es in der letzten Zeit erzählt, als ich so krank war — wem denn eigentlich? Ach, wohl den Wänden, und meinen Hunden! Wenn sie nicht hier sind, junger Freund, habe ich ja keinen Men-

Digitized by Google

schen — keinen einzigen Menschen auf der weiten Welt. —"

Seine Stimme erstarb. Und nach einer Pause kam es weh wie ein Schluchzen: „Und sie lebt in Glück und Glanz —!"

Ich war im Innersten ergriffen und sagte kein Wort. Ich fühlte es, es war ihm jetzt Bedürfnis, zu einem Menschen zu reden von dem, was ihm das Herz erfüllte und bedrückte — zu einem Menschen, wie er es vorher zu seinen Hunden getan hatte!

„Ja, junger Herr, — ich war auch mal jung; und da ist die da" — er wies auf die Wand — „meines Lebens Freude gewesen. Ich habe für sie gesorgt und geschafft, für sie gedarbt und" — sein Blick flackerte — „das Schwerste getan — und nun denkt sie nicht mehr an mich, und ich liege hier in meiner Hütte, einsam und verlassen." Ich faßte seine alte Hand. „Nein, nicht ganz einsam, nicht ganz verlassen" verbesserte er sich da mit einem dankbaren Blick auf mich.

„Ich kannte sie schon, da sie noch ein kleines Mädel war. Ich bin als junger Bursche mit ihrem Vater zusammen herumgezogen durch die Welt, Sie wissen, mit einem Zirkus; wir arbeiteten zusammen und waren schließlich durch treue Kameradschaft verbunden. Das Glück fügte es, daß ich auch, als er heiratete, bei derselben Truppe blieb wie er. Meine Eltern habe ich ja kaum gekannt, und er war mir ein väterlicher Freund. Sein Töchterchen sah ich aufwachsen, spielte mit ihm, gab ihm den ersten Unterricht in unseren Künsten und leitete seine ersten Schritte, die es schon als kleines Kind in die Öffentlichkeit des Zirkus hinein tat. Und dann kam der schwere Tag, wo ihr Vater zu Tode stürzte. Und da habe ich, noch ein Jüngling, für die Witwe und ihr heranwachsendes Kind gesorgt, bis auch sie, die immer kränkelte, ihrem Manne in den Tod folgte. Nun standen wir beide allein in der Welt; und das Gelöbnis, das ich ihren Eltern gegeben hatte, für sie zu sorgen, ich habe es ehrlich gehalten. Es war nicht immer leicht, Brot für uns beide zu finden; aber lieber hungerte ich, als daß ihr etwas abgehen sollte. Als Geschwister traten wir auf, und wie ein älterer Bruder stand ich zu ihr."

Er schwieg und warf einen langen, schweren Blick auf die Bilder an der Wand. Dachte er an den Undank, mit dem ihm treue Mühe und Sorge vergolten wurde?

Und in seinen alten Wangen stieg eine feine Röte, als er fortfuhr: „Sie erblühte zu einer Jungfrau, und da zog mir allgemach ein eigenes Sehnen und Hoffen ins Herz. Wir hatten in Eintracht und geschwisterlicher Liebe so lange gelebt; war es denn Sünde, daß ich schließlich glaubte, wir beide müßten nun immer zusammen bleiben —?"

„Aber sie wollte Sie nicht heiraten?" fragte ich da ungeschickt dazwischen.

Er sah mich groß an. „Nein, sie wollte mich nicht heiraten. Und deshalb trennten wir uns." Er atmete schwer — sein Gesicht ward herbe und trüb.

Und dann fragte er plötzlich mit einer Handbewegung, als schöbe er dies alles von sich fort, nach mir und nach meinem Leben auf der Universität. Ich mußte erzählen, und er vermied es ängstlich, zurückzukommen auf das, was er vorhin geredet hatte.

Auf dem Heimweg war ich befangen in einer eigentümlich schweren Stimmung; und das Leid des Alten, das ihn jetzt wieder bedrückte in kummervollen Stunden, ging mir in Kopf und Sinn herum. Aber plötzlich ertappte ich mich bei den Gedanken, ob der Alte dem Mädchen nicht doch Unrecht tue: er war ja so viel älter gewesen als sie! Und ich, ich war jung und fühlte mit der Jungen!

Aber ich empfand doch auch die Größe des Leides, wie es mein alter Freund erfahren hatte. So kurz und nüchtern seine Erzählung nach seiner Art gewesen war, so hatte sich mir sein schweres Geschick doch auf das Anschaulichste und tiefste eingeprägt. Und ich ahnte es, daß ihm diese Abweisung seiner Werbung sein ganzes Lebensglück zerstört hatte. —

Am andern Tage leistete ich ihm wieder für ein paar Stunden Gesellschaft, und jetzt war er ganz redselig geworden. Aber mit keinem Worte mehr tat er der Liebe Erwähnung, die ihm zum Verhängnis geworden war; nur Schnurren und Erlebnisse aus seiner Abenteurerzeit gab er, so lustig und so behaglich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte.

Und das setzte sich ein paar Tage lang fort, so daß ich wieder ganz beruhigt ward über sein Befinden und glaubte, daß sich seine zähe Natur gegen seine Krankheit siegreich durchgesetzt habe.

Da ward ich aber eines Tages erschreckt durch die dringende Bitte, die er mir durch einen kleinen Jungen seiner Nachbarschaft überbringen ließ, ich möchte sofort zu ihm kommen, er habe mir etwas Wichtiges zu gestehen und zu erzählen.

Ich eilte zu ihm, voll Angst und Sorge, und fand ein Bild des Jammers — er lag auf seinem Bett und wälzte sich darin voll Unruhe umher, flackernden Blicks und von Fieber gepackt. Sofort gab ich dem Jungen Befehl, durch meinen Vater den Arzt der benachbarten Stadt herbeizurufen; dann wandte ich mich dem alten Kranken zu.

Erst kannte er mich nicht, aber dann kam eine tiefe Ruhe über ihn, und sein Blick ward wieder klar.

„Ich wußte, daß Sie mich nicht im Stiche lassen würden in meiner Not, bevor ich nun meine letzte große Reise antrete — nein, sagen Sie nichts dagegen — ich weiß selbst am besten, wie's um mich steht! Aber mir liegt's noch so steinschwer auf der Seele; und bevor das nicht herunter ist, finde ich kein ruhiges Sterben. Ihnen, mein lieber junger Freund, will ich beichten, was auf meinem Leben lastet."

Digitized by Google

Es war ein Weilchen lautlos im Zimmer; nur sein schwerer, unruhiger Atem stöhnte und quälte sich jammervoll.

„Ich hatte die alte Schuld schon begraben und vergessen gewähnt — da tauchte sie wieder auf vor meiner Seele, riesengroß und gespensterhaft. — Und nun gibt sie mir keine Ruhe! Sie werden sich besinnen — vor ein paar Jahren — Ihr Verlangen, ich sollte meine Messer nach Ihnen werfen — das war's, das weckte sie wieder auf. O, junger Herr, das ist ein gefahrvolles Spiel, und das gibt gar manchmal Blut und Elend!"

Er schwieg überwältigt und erschöpft, und ich sagte kein Wort.

Da richtete er sich mühsam auf und zog mein Ohr dicht zu seinem Munde herab: „Hören Sie, diese Hände — diese alten Hände sind in Menschenblut getaucht!"

Mir stockten die Pulse vor Schreck. Wohl hatte ich es schon damals zu ahnen geglaubt; aber dies furchtbare Geständnis in solcher Stunde traf mich doch mit ganzer wuchtiger Schwere.

„Wenden Sie sich nicht ab von mir," flehte da der Alte, „und hören Sie nur alles, alles! Ich war mit meiner Truppe in Italien, mit Martha zusammen — Sie wissen, dem Mädel da an der Wand. Mein Blut war schon seit einiger Zeit in Unruhe; ich liebte und begehrte das Mädchen und sagte ihm doch nichts, da sie nichts davon zu bemerken schien. Und da packte mich zu allen anderen Qualen noch die Eifersucht. So'n junger Graf war's, schwarzlockig und leidenschaftlich, — Sie werden's sich denken können. Der hatte mit ihr gesprochen — wahrhaftig, das sind wir Artisten ja gewohnt, und doch quoll es da in mir auf, und ich fürchtete für das jung-unschuldige Blut, das mir anvertraut war, und — das ich liebte. Und er muß es ihr wohl angetan haben, und ich mußte ohnmächtig zusehen, wie sie Gefallen an ihm fand. Ich dachte nicht nur an mich, bewahre; es war nicht bloße Eifersucht, sondern das Gefühl der Verantwortung, die ich ihren toten Eltern gegenüber übernommen hatte. Sollte ich's zulassen, daß er ihre Reinheit besudelte und sie ins Unglück zog? Ich bat und warnte sie, konnte aber nicht hindern, daß sie wieder und wieder allein mit ihm zusammentraf, bei Tage und auch Abends, wenn ich beschäftigt war. Bald, bald fühlte ich's, wie ihr Blut in Aufregung war, und sah keine Rettung mehr, keine Rettung! Das ist furchtbar, Herr!"

Noch die Erinnerung daran griff ihn auf das grausamste an, und es dauerte eine Weile, ehe er fortfahren konnte.

„An einem Abend war's zur Zeit der wundervollen klaren Nächte, da hatten wir mit einer Anzahl anderer aus der Truppe eine nächtliche Ruderfahrt verabredet, einen Ausflug, der uns erst am andern Morgen zurückführen sollte. Am Abend selbst, während der Vorstellung, sagte mir Martha plötzlich, daß sie nicht mittun könne, da sie sich nicht wohl fühle und lieber ruhen wolle. Ich bedauerte das und erklärte sofort ahnungslos, daß ich dann auch zurückbleiben würde. Sie aber bat mich, ich möchte mir doch nicht ihretwegen das Vergnügen versagen, und als ich widersprach, — da wurde sie so aufgeregt, daß mich plötzlich ein furchtbarer Verdacht durchzuckte! — Unmittelbar darauf mußten wir beide unsere Waffenkünste vorführen. Da galt es kaltes Blut wahren, und eine unheimliche Ruhe kam über mich. Zum Schluß warf ich die Messer nach ihr. Und auf einmal —"

Seine Stimme versagte, und er schüttelte sich wie im Fieberfrost.

Da wandte sie ihre Augen zur Seite, und als mein Blick ihnen folgte, sah ich da den Grafen in einer Loge sitzen, ganz allein, und ihr ganz nahe. Und er sah sie mit einem Lächeln an, so häßlich, mit einem so gemeinen und genießenden Lächeln, daß ich meinen Verdacht bestätigt fand, und daß die höchste Wut mich packte und schüttelte."

Seine leise Stimme sank zum Flüsterton: „Im nächsten Augenblick saß ihm ein Messer zwischen Schulter und Hals, und lautlos sank er auf seinen Sitz."

Er schwieg und mir hämmerte das Herz. Ja, das war denn doch alles ganz anders, als ich es mir gedacht hatte! Auf einmal schrie er angstvoll auf mit gebrochener Stimme: „Sagen Sie, daß ich kein Mörder bin! Es war kein Mord, und ich weiß heut noch nicht, wie es kam, und wer mir die Hand führte!"

Das Mitleid mit dem Sterbenden siegte über mein anfängliches Entsetzen. „Das war kein Mord, mein armer, alter Freund. Wohl war es schwere Sünde, doch Gott vergibt den Reuigen, die ihre Sünde gebüßt haben."

„Ob ich gebüßt habe! Sogleich danach flüchtete ich, in Nacht und Nebel lief ich davon und ließ alles zurück, all meine Habe, all meine Hoffnung, all mein Glück, alles! Ich hatte einen Vorsprung, und man hat mich nicht ergriffen. Aber was für ein Leben war das dann, in Blutschuld und Angst und heißer Gewissensnot; und schwer habe ich daran getragen. Aber das Schwerste war: die, für die ich das Verbrechen getan habe, hat mich verabscheut und hat mich vergessen —!" Er schluchzte auf.

Ich legte meine Hand auf seine heiße Stirn: „Sei getrost mein Freund; du hast schwer gebüßt, Gott hat dir deine Schuld vergeben." Und dann kniete ich nieder und betete mit ihm und las ihm, wie er es begehrte, aus der Bibel vor und tröstete ihn mit den milden Worten und Sprüchen unseres Heilandes.

Da wurde er ganz ruhig.

Ein paar Stunden wachte ich bei ihm; dann schlief er ruhig und friedlich ein zum ewigen Schlummer.

„Martha!" war sein letztes Wort gewesen.

Als der Arzt kam war es zu spät. Er hätte auch nimmer mehr helfen können.

Digitized by Google

Birken

Fern verrinnen Hügelkämme,
Drauf das Dämmerblau verloht,
Fein, durch weiße Birkenstämme,
Lacht der Schonung Heiderot . . .

Düftetrunken schwebt ein Falter
Durch die stumme Einsamkeit,
Und dein Herz wird leis zum Psalter
Heiliger Geborgenheit . . .

Bruno Pompecki

Bücherbesprechungen

Anton Fendrich: **Emil Himmelheber.** Roman. Geheftet 3 M., gebunden 4 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Der Name Anton Fendrich ist der deutschen Leserwelt nicht mehr unbekannt. Nun tritt er uns zum erstenmal als Verfasser eines Romans entgegen, und wir freuen uns, in dem Dichter des „Emil Himmelheber" denselben prächtigen, frischen, gemütvollen und vorurteilslosen Menschen wiederzufinden, den wir aus seinen Sportbüchern und Aufsätzen kennen, außerdem aber einen Erzähler, der seine Menschen anschaulich und lebendig vor uns hinstellt und uns mit ihren Schicksalen so zu fesseln weiß, daß wir ihr Leben, Irren, Suchen und Finden miterleben müssen. Vielleicht fesselt er uns eben darum so sehr, weil es ihm gar nicht so um die äußere Handlung zu tun ist als um die innere Entwicklung der Personen, vor allem des jungen Gelehrten, nach dem der Roman den Namen trägt, und um die Lebensideale, die er über den mannigfach verschlungenen Lebenspfaden dieser Menschen als richtungweisende Sterne leuchten läßt. Süddeutsche Art und süddeutsche Landschaft — bis in die Alpen hinein — geben dem Buch seelische Atmosphäre und seine Umwelt, nicht in selbstgefälliger provinzialer Enge, sondern in der guten allgemeingültigen Prägung, die auch im Norden des Vaterlands so wohl verstanden und freudig begrüßt wird, wie etwa Fritz Reuters Art im Süden. Kein geringer Vorzug von Fendrichs Roman ist es endlich, daß er so ganz in dem geistigen Leben der Gegenwart steht; es ist kein äußerlicher, sondern aus der inneren Anlage des Buches organisch hervorwachsender Schluß, wenn Emil Himmelheber, ehe die ihm vom Schicksal erlorene Lebensgefährtin ganz die Seine wird, mit hinauszieht in den gewaltigen Kampf, den heute das deutsche Volk um seine politische und geistige Existenz zu führen hat.

Constanze von Franken: **Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte.** 19. verbesserte Auflage, 304 Seiten. Preis eleg. gebunden 2,50 M. Max Hesses Verlag, Leipzig.

Selbst der gesellschaftlich fein Gebildete wird beim Durchlesen des durch die eigenartige Anordnung des Inhalts unterhaltenden Werkes auf Regeln stoßen, die er bisher ganz oder teilweise außer acht gelassen hat und deren Befolgung auch für jeden, der etwas auf gutes Benehmen hält, unumgänglich notwendig ist. Die gewaltige Entwicklung, welche sich in den letzten 20 Jahren auf allen Gebieten zeigte, hat auch die Formen des guten Tones und der feinen Sitte nicht unberührt gelassen, die Verfasserin ließ es sich deshalb angelegen sein, ihr Buch genau mit den Forderungen der heutigen guten Gesellschaft in Einklang zu setzen, alles irgendwie Veraltete oder Ueberlebte wegzulassen oder umzugestalten und vieles, das erst in letzter Zeit Bedeutung gewann, in ihre Besprechung hineinzuziehen. Die Vorzüge, welche Constanze von Frankens Eigenart ausmachen: die knappe frische Ausführung, die, in Frage und Antwort gehalten, kein Alter, keinen Stand, keine Lebenslage unberücksichtigt läßt, die liebenswürdig witzige Art, in welcher die eigenen Ansichten dargelegt und mit einer Fülle launiger Zitate durchflochten werden, so daß das Buch zur angenehmsten Lektüre wird, und endlich das Bemühen, die Verfeinerung der äußeren Form stets mit der inneren Veredelung zu verbinden, Höflichkeit mit der Herzlichkeit Hand in Hand gehen zu lassen, werden auch der vorliegenden 19. Auflage viele neue Freunde gewinnen.

Hermann Aellen: **Die Heimat voran.** Sechs Erzählungen und Skizzen schweizerischer Schriftsteller aus der Kriegszeit. 125 Seiten, 8° Format, brosch. 1,50 Fr., geb. in Lwd. 2 Fr. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Der Krieg ist das gemeinsame Grundthema dieser in einem hübschen Bändchen vereinigten sechs Erzählungen. Ulrich Amstutz, Hermann Aellen und Jakob Bührer schildern an drei untereinander sehr verschiedenen schweizerischen Gestalten die opferbereite Vaterlandsliebe, wie sie von den großen Zeitereignissen geweckt wurde und zu einer seelischen Läuterung geführt hat. Isabella Kaiser, Hans Dettwyler und A. Attenhofer erzählen aus dem Ringen unsrer Nachbarvölker drei kleine, aber bedeutsame Episoden, ergreifende Beispiele von den durch die Weltkatastrophe hervorgerufenen Seelenkämpfen. Das Büchlein dürfte durch seine echten künstlerischen Werte, besonders aber auch durch seine taktvolle, würdige Stellungnahme dem Kriege gegenüber, die Sympathie vieler Leser gewinnen, sowohl auf unserm neutralen Boden, als auch in Kriegslanden.

Kurt Delbrück: **„Frau Heiternich und Tante München."** Familienroman aus dem Geschäftsleben der Gegenwart voll Ernst und Humor. Preis in gezeichnetem Einbande 5 M. Halle (Saale) 1915. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse).

Die Handlung des Buches führt mitten in das abwechslungsreiche Leben der Gegenwart hinein. Alle in ihm so anschaulich geschilderten Personen sind der Wirklichkeit entnommen und gewinnen in ihrem Wirken, in ihren Herzenskämpfen des Lesers warme Teilnahme. Wieviel Gesundheit und Fröhlichkeit atmet uns aus den Schicksalen der Familie Brinkmann entgegen, des armen Musikers, seiner schönen talentvollen Tochter Emma und der hilfreichen Tante Minchen — Frau Heiternich, nach der das Buch seinen Namen führt, vertritt den Standpunkt der Wirklichkeit gegenüber dem schwärmerischen Idealismus. Wie sie, die reiche hübsche Fabrikantenwitwe, deren Herz besser ist als ihre Musik, den armen verwitweten Komponisten Brinkmann heiratet und ihm zur Erfüllung seines Lebenswunsches zur Aufführung seiner Oper verhilft, ist prächtig geschildert. Frisch und anziehend wirkt das Buch durch seine in unserer Zeit so nötige starke Lebensbejahung in Erfüllung der Liebe und wahrer Freundschaft.

Spiridion Gopcewic: **Aus dem Lande der unbegrenzten Heuchelei.** Englische Zustände. Schlesische Verlagsanstalt, Berlin W 35.

Der Verfasser wendet sich ausdrücklich in der Vorrede gegen die Meinung, daß sein Buch vielleicht als „Schmähschrift" aufgefaßt werde. Weit entfernt davon erscheint

Digitized by Google

es trotzdem nicht, denn es strotzt von Haß gegen die Engländer und läßt im großen und ganzen kein gutes Haar an ihnen. Daß es auch treffende Urteile enthält, ist sicher richtig, und es kann durchaus nicht schaden, wenn sich recht viele Leser darin vertiefen, die sich immer noch nicht von einer gewissen Anglomanie frei machen können. Aber der Verfasser ist Ausländer, ein Deutscher hätte doch nicht diesen giftigen Ton angeschlagen, selbst wenn er die Meinung des Buches in allen Punkten teilte; man hat den Eindruck, daß die allzu große Leidenschaftlichkeit über das Ziel hinausschießt, etwas mehr Sachlichkeit und kühle Überlegenheit wirkt besser. Trotzdem — es läßt sich viel daraus lernen, und deshalb sei es empfohlen.

Dr. Erich Janke.

*

Geh nicht den Weg . . .

Geh nicht den Weg, den alten Weg!
Die roten Nelken blühn nicht mehr.
Kein Tüchlein winkt dir übern Steg.
Kein Dufthauch grüßt dich süß und schwer.

Geh nicht den Weg, — der Frühling starb,
Fahl starrt der Rain, einst blumenbunt.
Der Mund, der dort um deinen warb,
Vermodert in der Erde Grund.

Geh nicht den Weg ins Zauberland, —
Trägst selber nun ein Winterkleid
Und irrst verloren und verbannt
Vor Toren einst'ger Herrlichkeit.

Ad. Elisabeth Rohn.

* # Vermischtes *

Wie löst sich die „Frauenfrage" nach dem Kriege? Auf diese Frage antwortet eine Leserin unseres Blattes in folgendem Sinne:

Das Dichterwort, wonach der Mann hinaus muß ins feindliche Leben und der Frau der Wirkungskreis in Haus und Herd beschieden ist, hat sich durch epochemachende Ereignisse in das Gegenteil umgewandelt; denn während der Mann zum Schutze von Haus und Herd zur Waffe greifen und einem tückischen Feinde mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft wehren muß, hat die Frau sich in die Breschen im gewerblichen und kommunalen Getriebe gestellt und mit bewunderungswürdiger Anpassungsfähigkeit, mit Fleiß und Anspannung aller Kräfte die Lücken zu füllen und die Betriebshemmungen zu beheben gesucht, die der Krieg verursachte. Und man sah in kurzer Zeit, wie unendlich einfach und leicht sich das Problem der sogenannten „Frauenbewegung" löste, als machtvolle Ereignisse Leistungen von zarten und verwöhnten Frauenhänden erheischten, die sonst das Monopol des Mannes gewesen waren. In fast allen Berufen, als Beamtin im öffentlichen Leben, als Gewerblerin in der Industrie, als Wächterin der öffentlichen Ordnung und in so vielen andern Funktionen sah man die Frau. Und wo immer die Uniform so einer Unermüdlichen ich sah, füllte Hochachtung, ja Ehrfurcht mein deutschtumstolzes Herz. Wir haben Helden — aber wir haben auch Heldinnen und neben unsern Männern im feldgrauen Ehrenkleide wird auch die uniformierte Frau mit der großen Zeit in ruhmvoller Erinnerung fortleben.

Nur eines ist anscheinend noch zu erwägen: Wie wird sich die Beschäftigung der Frauen nach dem Krieg regeln, wenn die arbeitsfähigen Männer ihren Beruf wieder aufnehmen? Wird da nicht manche Frau einen liebgewonnenen Platz verlassen und vor allen Dingen als Witwe oder Waise einen zum Leben durchaus notwendigen Verdienst entbehren müssen? Und daraus folgend: Wird sich zwischen Mann und Weib nach Friedensschluß nicht ein Konkurrenzkampf auf Arbeitsgebieten entwickeln, die zur Zeit des Krieges von der Frau befriedigend bedient wurden? Und wird es da nicht soziale Probleme zu lösen und Spannungen zu beseitigen geben, die man bisher nicht gekannt? Und wird nicht mancher kriegsinvalide Mann, der seinen Posten aber noch versehen könnte, vor der eingearbeiteten Frau das Feld räumen und zur Unterstützung und Untätigkeit verurteilt sein müssen?

Ich sage Nein! Grundlos ist jede Sorge in dieser Beziehung! Der Friede wird uns die Frau als solche wiedergeben, der Friede wird unsere Frauen in ihre Domäne zurückführen, denn ganz andere Möglichkeiten zu Frauenberufen wird uns der Friede erschließen! Wie viel Kranke werden zu pflegen, wie viele Kinder werden zu lehren und zu versorgen und wieviel neugegründete „Kriegshaushalte" werden zu bedienen sein! Was alles wird nicht wieder eröffnet und aufgerichtet, was weibliche Domäne ist und augenblicklich durch das im Vordergrunde stehende eiserne Würfelspiel um die Weltherrschaft, brachliegt! Wie gerne wird die Frau sich wieder von der stärkern Hand schützen und hegen lassen, wie freudig wieder ihr Leben in die Obhut des für den so oft harten Daseinskampf ungleich besser geschaffenen Mannes stellen! Und wo das nicht möglich ist, wird sie sich gewiß ungleich lieber in den Dienst der Krankenpflege, der Kindererziehung und in den von Küche und Haus stellen, als in Wind und Wetter die Straßenbahn zu bedienen oder die Postpferde zu lenken! Die Natur, die Mann und Weib in ihrer unverwischbaren Eigenart geschaffen, wird auch wenn das bürgerliche Leben wieder im alten Geleise läuft Mann und Weib ihren Berufen und ihrer Bestimmung wieder zuführen, und beide werden im Vollbewußtsein der in ihnen schlummernden Kräfte und Werte doppelt stolz an ihr eigentliches Tagewerk gehen, das jedem nach seiner Bestimmung in einem neuerblühenden Deutschtum geboten werden wird.

Inhalt des Heftes 20: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — Beiblatt: Ein Weg. Gedicht von Zisla Luise Schember. — Alte Schuld. Erzählung von Hans Joachim Ehser. — Birken. Gedicht von Bruno Pompecki. — Bücherbesprechungen. — Geh nicht den Weg. Gedicht von Ad. Elisabeth Rohn. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke.
Ausgegeben am 12. Februar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 21

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

1. Fortsetzung.

„Darüber spreche ich ja auch nicht. . . . . Ich meine, du kannst ruhig das Resultat der Untersuchung abwarten. . . Ich weiß, wie du über diesen Punkt denkst. . . Na und offengestanden ist es ein Nonsens, daß man in solchen Fällen zur Pistole greifen und sich einem anderen als Scheibe aufbauen muß. Ich mache dir nur den Vorwurf, daß du schon jetzt, statt zum Oktober den Abschied nehmen willst. Dann hätten wir dich feierlich weggetrunken und du wärest als Reserveoffizier des Regiments unser lieber Kamerad geblieben. . . . . Jetzt", er zuckte die Achseln. „Die jüngeren Leute sind in heller Aufregung. Du hast nun mal die Äußerung getan. . . Man wird dich wohl zu einer verantwortlichen Erklärung darüber auffordern. . . Na und was dann folgt, weißt du. . ."

Lottermoser hatte sich in einen Stuhl geworfen. . . „Ich habe Reichel gebeten," fuhr der Hauptmann fort, „zu warten, bis ich mit dir gesprochen habe. Du hast die Worte wohl nur in großer Aufregung ausgesprochen, bei reiflicher Überlegung wirst du sie widerrufen."

„Ich danke dir, Kurt, aber das wird nicht geschehen. Ich gehe nachher zum Oberst und bitte ihn um Urlaub bis mein Abschiedsgesuch genehmigt ist. . . Und wenn er noch nichts weiß und mich nach der Ursache fragt, sage ich ihm offen meine Überzeugung. . . Ich will damit auch mein Abschiedsgesuch begründen."

„Ewald, plagt er dich! . . . Der Vorwand, daß du dich jetzt schon deinem Gute widmen willst, ist doch plausibel genug und im Grunde genommen auch keine Unwahrheit. . ."

„Nein, lieber Freund, jetzt, wo die Sache zum Klappen gekommen ist, will ich sie auch ehrlich durchfechten. Ich bin nun einmal ein Gegner des Duells. Ich kann es verstehen und will nicht in Abrede stellen, daß es Beleidigungen gibt, bei denen einem eine andere Sühne als mit der Waffe als unzureichend erscheint. Aber das ist im Grunde genommen ein Rachegefühl, dessen Befriedigung der Staat mit Recht bestraft. . . . Und nun vollends in solchem Fall wie dieser! Da kann ich meiner Vernunft nicht Gewalt antun und mich unter eine Sitte beugen, die uns Offizieren eine Preisgebung des Lebens zumutet, das im Ernstfall dem Vaterland gehört. . ."

„Geschenkt, lieber Ewald, geschenkt. . . Das haben wir ausführlicher schon oft genug in den Zeitungen gelesen, wenn mal ein unglückliches Duell die Gemüter der Herren Zeitungsschreiber aufregte. . . Aber wenn man Offizier ist, muß man sich auch den Sitten des Standes unterwerfen. Und wenn man das nicht tut, muß man die Folgen auf sich nehmen. . ."

„Darüber sind wir doch schon einig gewesen." Er stand auf. „Das wird also ein Abschied fürs Leben zwischen uns beiden."

„Ach, Unsinn, ich habe es doch schon gewußt, wie du denkst. . . Ich meine nur, du könntest und müßtest es vermeiden, eine Scheidewand zwischen uns aufzurichten, die es mir unmöglich macht, mit dir weiter zu ver-

Digitized by Google

kehren. Und auch eine Scheidewand zwischen dir und dem Regiment darf es nicht geben. Du willst doch wieder in unsere Reihen treten, wenn der Krieg ausbricht . . . und ich sage dir, das dauert nicht lange mehr. . .“

„Da haben wir es,“ rief er, als er aus der verschlossenen Mappe, die ihm der Bursche eben hereinbrachte, ein Schriftstück genommen und überflogen hatte. „Heute Abend Nachtfeldübung . . . scharfe Patronen usw. . . Das heißt, wir besetzten die Grenze, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein. . . Nun werde ich dir einen Vorschlag machen. Ich gehe auf die Schreibstube, fische mir den Reichel und sage ihm, du wärest bei mir gewesen und hättest mir gesagt, eine Äußerung von dir sei wohl falsch verstanden worden. . . Reichel nimmt die jungen Dachse beiseite. . .“

„Lieber Kurt, ein zerbrochenes Ei läßt sich nicht wieder leimen. . . Aber ich will dir nicht widersprechen. Ich will es nicht zum Bruch kommen lassen. Denn wenn der Krieg ausbricht, will ich mit dir und den anderen Schulter an Schulter stehen. Aber die Zeit.. es werden hoffentlich noch ein paar Monate vergehen, brauche ich, die brauche ich sehr nötig. . . Ich muß noch eine andere Angelegenheit ins Reine bringen, bei der ich als aktiver Offizier Schwierigkeiten zu überwinden hätte. . .“

„Ich glaube zu wissen, Ewald, was du vor hast . . . Hals- und Beinbruch. . . In einer Stunde steigt übrigens die Kiste, du mußt machen, daß du dich umziehst und auf den Kasernenhof kommst. . .“

Eine Stunde später rückte das Regiment vom Kasernenhof ab. Ein merkwürdiger Ernst lag über der Truppe. Die Mannschaften hatten drei Patronentaschen voll scharfer Munition empfangen. . . . Da ging auch dem Dümmsten ein Licht auf, worum es sich handeln könnte. . . . Krieg mit Rußland war ja schon damals im Frühjahr 1914 das Thema, das in Ostpreußen und namentlich an der Grenze fortwährend und überall in allen Volksschichten behandelt wurde. Nicht ob er losbrechen würde, sondern wann . . . Das war die Frage, die erörtert wurde. . .

Hauptmann Goller, der die erste Kompagnie führte, drehte sich vor dem Tor zu seinen Leuten um: „Kerls, singt mal ein Lied.“

Da setzte der Vorsänger mit heller Stimme ein: „Ich hatt' einen Kameraden . . . einen bessern find'st du nicht . . .“ Der Gesang griff nach hinten über, auch die anderen Kompagnien sangen das alte Lied. . . Die Einwohner des Städtchens traten vor die Türen. . .

Es waren Kundige darunter, die ganz genau wußten, warum die drei Patronentaschen gefüllt waren. . . „Sie zieh'n zur Bewachung der Grenze aus“, lief es von Mund zu Mund. . .

Erst mit Morgengrauen kehrten die Füseliere nach der Stadt zurück. . . Sie begegneten den Dragonern, die zu demselben Zweck an die Grenze ausrückten. . .

Am nächsten Vormittag begab sich Lottermoser zu seinem Oberst. Der alte Herr, frisch wie ein Jüngling, mit blitzenden Augen, schüttelte heftig den Kopf, als ihm der Oberleutnant den Zweck seines „Besuches“ mitteilte . . . „Sie wissen doch, wie es in der Welt steht. . . daß wir, vielleicht in ganz kurzer Frist auf den Ausbruch des Krieges mit Rußland gefaßt sein müssen.“

„Jawohl, Herr Oberst, und ich werde am ersten Mobilmachungstag pünktlich zur Stelle sein.“

„Na weshalb wollen Sie uns denn jetzt verlassen?“

„Wenn ich offen sein darf, Herr Oberst.“

„Ich bitte darum.“

„Es ist eine Angelegenheit, zu der ich volle Bewegungsfreiheit haben muß.“

„Na, doch nicht etwa ein Hindernis, das Sie uns dauernd entfremden könnte?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Sie wollen doch als Reserveoffizier bei Ihrem alten Regiment bleiben?“

„Wenn ich gehorsamst darum bitten darf.“

„Aber selbstverständlich. . . Und nun wollen Sie wohl bis zur Erledigung Ihres Abschiedsgesuchs Urlaub haben?“

„Ich möchte darum gebeten haben.“

Hauptmann Goller hatte es wirklich fertiggebracht, daß die jungen Offiziere sich mit seiner Erklärung, daß ein Mißverständnis vorliegen müsse, zufrieden gaben. Lottermoser war bei

Digitized by Google

der Rückkehr von dem schweren Gang zum Oberst bei ihm vorgesprochen. „Es geht mir zwar wider den Strich, daß die Geschichte im Sande verlaufen ist, aber es ist doch besser so ... wenigstens schmerzloser ... wenn nicht bloß nachträglich noch ein dickes Ende nachkommt."

„Das ist ausgeschlossen. Reichel hat die Sache sehr geschickt gedeichselt. .. Na, und mit dem Herrn Adjutanten verfeindet man sich nicht gern, besonders, wenn er so gut steht wie Reichel mit seinem Alten."

„Darf ich dich nächster Tage bei mir in Kurzontken erwarten? Die Birkhähne balzen sehr flott. .. Wir werden dir den besten Stand bauen. .."

„Wenn es sich machen läßt, gern, Ewald."

„Dann sind wir ja einig. Und nun, mein lieber Kurt .. " Er faßte seine Hand und sah ihm mit einem deutlichen Anflug von Rührung in die Augen, „nun laß dir danken, für deine treue Freundschaft, für all das Liebe und Gute, das ich in deinem Hause genossen habe. .."

„Ach Unsinn, Ewald, du tust ja so, als wenn es ein Abschied auf Tod und Leben ist. In ein paar Tagen bin ich bei dir. .."

„Darf ich mich noch bei deiner Gattin verabschieden? ... Ja noch eins. Ich gedenke in nächster Zeit eine längere Reise anzutreten. Wenn sich wider Erwarten im Kasino das Bedürfnis einstellen sollte, mich wegzutrinken ... ich lasse herzlich danken. Ich nehme es für genossen an und werde mir erlauben, später die Herren zu mir einzuladen. .."

Eine Stunde später saß er in seinem Wagen, den er sich telephonisch hatte kommen lassen. Als der Wagen auf der Rampe hielt, standen alle Instleute, Männer, Weiber und Kinder in festlicher Kleidung zu seinem Empfang bereit. ... Die Tür war bekränzt. ... die Treppe mit kleinen, gehackten Fichtenreisern und Blumen bestreut. Unter der Tür erwartete ihn Korff und seine Schwester Florentine ...

Auch der Tisch war festlich geschmückt. Eine Flasche Sekt stand schon im Eiskühler. Er reichte Korff die Hand. .. „Mein lieber, alter Korff, an unserem Verhältnis ändert sich nichts. Ich werde ein ganz bescheidener Lehrling sein. Sie behalten die Leitung nach wie vor und geben mir täglich meine Beschäftigung, bei der ich was lerne ... meinetwegen Roggen abmessen oder Wege bessern" ..

---

4. Kapitel.

Als nach der Frühjahrsbestellung eine Pause in der Arbeit eintrat, erbat sich Korff Urlaub, um seine Mutter, die in einem Adelsstift in Riga lebte, zu besuchen. Sein Vater war Geistlicher gewesen und hatte sich noch im besten Mannesalter, wie man annehmen mußte, in einem Anfall geistiger Störung erschossen. Der Vorfall hatte auf das Gemüt seiner Gattin erschütternd eingewirkt. Sie war schwermütig geworden. Sie floh aus der Welt in das Stift, wo sie nur die alte Person zu Gesicht bekam, die sie bediente. Selbst das Interesse für ihre Kinder war in ihr erloschen.

Trotzdem fuhr Korff jedes Jahr einmal zu seiner Mutter. Aber es war kein freudiger Besuch. Die alte Dame empfing ihn gleichgültig wie einen Fremden. Nach der Begrüßung saßen sich die beiden gegenüber ... Der Sohn erzählte. Schweigend hörte die Mutter zu, ohne durch eine Frage irgendwelche Teilnahme zu verraten. ... Die Saite in ihrem Innern, die sie mit der Außenwelt und mit ihren Kindern verband, war zersprungen ..

Diesmal wollte Korff den Versuch machen, seine Mutter mit nach Deutschland zu nehmen. Und was er schon am Abend seiner Ankunft im Adelscasino, wo er viel Bekannte traf, erfahren hatte, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Die russische Verwaltung war von einem fanatischen Haß gegen die deutschen Balten erfüllt. Eine namenlose Anzeige genügte schon, um den Verdächtigen ohne Untersuchung nach Sibirien zu verschicken ... Man lebte in einer fortwährenden Aufregung, wie die des französischen Adels zu Beginn der großen Revolution, in steter Gefahr, nachts von der Polizei aus dem Bett gerissen und weggebracht zu werden ...

In ganz vertrautem Kreise erfuhr er auch von den gewaltigen Rüstungen Rußlands, die doch nur Deutschland gelten konnten. Die russische Kriegspartei mit den Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch an der Spitze, machte

Digitized by Google

gar keinen Hehl daraus, daß sie eifrig zum Kriege rüstete . . .

Natürlich wurde Korff auch nach der Stimmung in Deutschland gefragt. Er sprach sich seinen Freunden gegenüber ganz rückhaltslos aus. An der Grenze sei jedermann von der Notwendigkeit des Krieges überzeugt, aber die Grenze sei in ihrer ganzen Länge völlig schutzlos, die Truppenzahl völlig ungenügend. Unter den Offizieren herrsche große Kriegslust und Selbstvertrauen . . . In Berlin dagegen würden immerfort Friedensschalmeien geblasen . . . Ja man gebe sich in den höchsten Kreisen den Anschein, nicht an einen baldigen Ausbruch des Krieges zu glauben.

Kopfschüttelnd hörte man ihm zu . . Man war dort über die Weltlage sehr gut unterrichtet, denn gewisse Kreise des baltischen Adels unterhielten rege Beziehungen mit dem russischen Hof, die noch aus den Zeiten Alexander II. stammten. Es galt als offenes Geheimnis, daß Rußland, Frankreich und England einen festen Bund geschlossen, um über Deutschland herzufallen und es niederzuwerfen. . . Ja, selbst über die Kriegsziele wurde offen gesprochen. Deutschland sollte räumlich stark verkleinert und zu derselben Ohnmacht verurteilt werden wie zu Zeiten des Deutschen Bundes unseligen Angedenkens. Ja man sprach davon, daß auch Italien mit von der Partie sein würde. Österreich wurde politisch und militärisch sehr gering eingeschätzt. Es wäre total vermorscht und innerlich ausgehöhlt. Die Czechen würden nicht mitmachen . . . die Polen auch nicht . . .

Am nächsten Tage machte Korff einen vergeblichen Versuch, seine Mutter mit sich nach Deutschland zu nehmen. Seine Freunde hatten ihm versprochen, der alten Dame einen Paß zu einer Badereise nach Deutschland zu besorgen. Aber alle Bemühungen Korffs, seine Mutter zur Reise nach Deutschland zu bewegen, scheiterten an ihrer Teilnahmslosigkeit . . . Er sprach auf sie ein, er kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und beschwor sie, ihm zu folgen. Sie erwiderte nur einmal: „Ich gehe nicht mehr in die Welt zurück. . .“

Tief erschüttert trat Korff die Rückreise an.

Lottermoser hatte sich daheim mit Feuereifer in die Wirtschaft gestürzt, das heißt er führte die Anordnungen aus, die Korff ihm bei seiner Abreise hinterlassen hatte. Er hätte sich gar nicht um die Wirtschaft zu kümmern brauchen und sie wäre doch gegangen, denn sein Verwalter war ein sehr tüchtiger Landwirt und hatte seine Leute eingespielt. Im Notfalle hätte es auch der alte Kämmerer Hoffmann, der sein ganzes Leben auf dem Gut zugebracht hatte, in Gang erhalten.

Der Gutsherr selbst war auch nicht ganz unerfahren. Er hatte schon von klein auf großes Interesse für die Landwirtschaft gezeigt und sich um alles gekümmert. Nur mit Widerstreben hatte er sich dem Wunsch der Mutter gefügt, die ihn im bunten Rock sehen wollte . . . Ein viel jüngerer Bruder sollte das Gut bekommen. . . Es war alles anders gekommen. Der Bruder war durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückt und gestorben. Auch die Eltern hatte ihm das Schicksal entrissen. . . . Da war es doch kein Wunder, daß er sich danach sehnte, als Herr über den eigenen Grund und Boden zu schreiten. . .

Auch noch etwas anderes hatte ihn nach Hause gezogen. Die Neigung zu Korffs Schwester Florentine. Eine große, schlanke Blondine mit stillen versonnenen Augen. Sie war nicht mehr ganz jung, über die Mitte der Zwanziger hinaus, und die Jahre, die ihr so herbes Leid gebracht hatten, waren nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen. Sie hatten ihr einen milden, frauenhaften Liebreiz gegeben. . . Das Haar trug sie ganz schlicht auf der Mitte gescheitelt und an den Schläfen glatt anliegend. . . Das gab ihr etwas Madonnenhaftes. . .

Lottermoser kam in der Dämmerung vom Felde heim. Durch die geöffneten Fenster des Inspektorhauses ertönten die Klänge des Klaviers, das Florentine meisterhaft beherrschte. . Er blieb stehen und lauschte. Er war gar nicht musikalisch. Er erkannte ein Musikstück selbst, wenn er es öfter hörte, nicht wieder. Aber die Töne ergriffen ihn . . . eine sehnsüchtige Klage . . . bald leise flehend, bald stark anschwellend wie ein Vorwurf gegen das Schicksal. Er fühlte, daß die Stimmung ihrer Seele in den Tönen lag. Ihre Sorge

Digitized by Google

um die Mutter, ihre Sehnsucht nach ihr. . . . Ihre Gedanken hatten durch die Töne gesprochen. . . .

Das Spiel verstummte. Da trat er leise an das offene Fenster. Sie saß noch vor dem Flügel . . . die schlanken Hände ruhten in ihrem Schoß. Der Kopf war vornübergebeugt. Er räusperte sich leise. Da sah sie auf, strich sich mit den Händen an Stirn und Schläfen und erhob sich. „Guten Abend, Herr Lottermoser."

„Guten Abend, gnädiges Fräulein. Ich muß mich entschuldigen, daß ich gelauscht habe. Aber das Verbrechen ist zu entschuldigen. . . Die Musik ließ mich nicht los. . ."

Sie war aufgestanden und ans Fenster getreten. „Wollen Sie mehr hören?"

„Gern, wenn ich für ein halbes Stündchen bei Ihnen eintreten darf. Was haben Sie für Nachricht von Ihrem Bruder?"

„Ein kurzes Telegramm. Mutter unverändert. Hoffnung gering. . ." Ihre Stimme zitterte ein wenig. „Das ist schrecklicher, als wenn der Tod sie uns entrissen hätte."

„Ich kann es Ihnen nachfühlen. Und dazu die räumliche Trennung. Sie würden es doch als ein Glück betrachten, wenn Sie die Mutter hier hätten und sie mit Liebe umgeben könnten."

Sie nickte stumm und wandte sich ab, um ihre Tränen zu verbergen. Er schritt durch die Veranda ins Zimmer. Da stand sie an den Flügel gelehnt. Er sah, wie ihr ganzer Körper in verhaltenem Schluchzen bebte. Einen Augenblick blieb er unentschlossen in der Tür stehen. . . Das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf. . . Eine Sekunde später stand er neben ihr und legte den Arm um sie. . . Sie folgte willenlos dem sanften Zug seines Armes, der sie an seine Brust zog. So standen sie wortlos. In ihm brauste ein Glücksgefühl. Was konnte diese stille, vertrauensvolle Hingabe anderes sein als der Ausdruck einer Neigung? Er kannte sie lange genug, um zu wissen, daß sie sich nicht das Geringste vergeben würde. . . Jetzt hatte die ungewöhnliche Betätigung seines Mitgefühls ihre Herzen zusammengeführt. . .

Jetzt richtete sie sich auf, trat einen Schritt zurück und strich sich mit der ihr eigentümlichen leisen Bewegung der Hände über das Haar an den Schläfen. „Herr Lottermoser."

Es lag keine schamhafte Verwirrung in ihrem Ton . . keine Abwehr . . nur eine leise Bitte um Schonung und etwas Dank. . . Und er verstand sie. Sie wollte die stille Trauer um die Mutter nicht entweihen durch das Glücksgefühl, das der geliebte Mann von ihr verlangen würde. . .

Er hatte ihre Hände gefaßt. Stumm sah er ihr in die Augen. . „Florentine?"

Da nickte sie stumm, aber ihre Augen sprachen. Sanft zog er ihre beiden Hände an seine Lippen. . „Wenn Edmund nach Hause kommt", sagte sie leise. Jetzt nickte auch er stumm, aber seine Augen waren so traurig sehnsüchtig und bettelten. Da lehnte sie sich an ihn und bot ihm ihren heißen Mund . . . In seinem Glück hatte er das Rollen des Wagens überhört, der auf der Rampe des Gutshauses vorfuhr. . „Du mußt gehen, du hast Besuch bekommen", sagte sie leise.

Er schien es nicht zu hören. „Morgen . . übermorgen . . alle Tage . .", flüsterte er. Noch einmal küßte er ihr beide Hände, die Augen, die Stirn, den Mund. . .

Hauptmann Goller stand schon auf der Diele, als der Gutsherr eintrat. „Verzeihung Kurt, ich bin noch ein wenig aufgehalten worden."

Goller drehte ihn mit der Hand um zum Licht. „Ewald, alter Junge . . wie siehst du aus, was ist dir passiert?"

„Kurt, ich habe eben das Glück meines Lebens im Arm gehalten. Ich habe mich mit Florentine von Korff verlobt. . . Ich habe mir ja den Akt etwas anders vorgestellt. . ."

„Die Tatsache ist jedenfalls vorhanden. Also meinen allerherzlichsten Glückwunsch. Das ist aber schnell gekommen."

„Ja, mir wars auch eine Überraschung. . Die Schilderung des Vorfalls wirst du mir wohl erlassen. Ich will dir nur verraten, daß weder das Wort: Liebe, noch etwas anderes derart dabei gefallen ist. . ." Er schmunzelte. „Ein Glück, daß du gekommen bist. Ich hätte sonst nicht gewußt, was ich an diesem Abend mit mir allein angefangen hätte."

Digitized by Google

„Ein bißchen kann ich dir nachfühlen. Ich bin auch einmal rechtschaffen wie ein Stint verliebt gewesen in meine bessere Hälfte."

„Hoffentlich bist du es noch. . ." Er faßte den Freund um und schwenkte ihn kräftig. . . Erstaunt sah die alte Wirtin, die in die Tür getreten war, um zum Abendbrot zu bitten, auf ihren Herrn. Er lachte sie übermütig an. „Heute ist großer Festtag, Mutter Uredat. Also erst ein paar Flaschen Rüdesheimer Hinterhaus und dann ein paar Flaschen Knallkümmel auf Eis legen. Stellen Sie an jede eine der holdseligen Küchenfeen und lassen Sie fleißig die Flaschen in Eis drehen. Du wirst gar nicht gefragt", wandte er sich an den Hauptmann.

„Ich wollte nur gehorsamst daran erinnern, daß wir morgen früh um zwei Uhr auf den Birkhahn gehen wollen."

„Selbstverständlich . . . es ist ja aber nicht nötig, daß wir vorher schlafen gehen."

Goller schüttelte in komischer Mißbilligung den Kopf. „Ich ergebe mich in mein hartes Schicksal."

„Es wird nicht zu hart werden."

Als sie nach dem Essen im Herrenzimmer saßen, begann Goller zu erzählen. „Die jungen Dachse haben sich noch immer nicht beruhigt. Besonders der kleine Wachtel ist ganz rabiat. Er behauptet steif und fest, du hättest dich klipp und klar gegen das Duell erklärt . . er kann aber nichts machen, weil Steindorff, den ich in Behandlung genommen habe, ihm widerspricht. . . Ich habe mich ein bißchen persönlich dafür eingesetzt. Du hättest bloß gemeint, daß in solchen Fällen, wo wie in deinem, keine Absicht, sondern nur ein Mißverständnis vorliegt, eine Forderung solange keine Berechtigung hat bis der andere Teil . . na sagen wir mal deutsch . . sich erklärt hat. . . . Ich konnte mit Recht darauf hinweisen, daß die Lage erschwert worden wäre, wenn sofort eine Forderung ergangen wäre. Zum mindesten hätte sie es dem Jüngling erschwert, die Sache durch eine ehrliche Erklärung aus der Welt zu schaffen. . ."

Ewald hatte mit halbem Ohr zugehört. „Verzeih, ich habe heute nicht die richtige Wertschätzung dieser welterschütternden Tatsachen. Heute kann mir die ganze Welt außer dir und einem anderen Wesen den Puckel runterrutschen. . . Nimm es mir nicht übel, Kurt, aber wie ist das alles hinter mir ins Wesenlose versunken. . ."

Mit einem verstehenden Lächeln sah der Hauptmann seinen Freund an. Er mußte an seine Verlobung denken. Da hatte er den ganzen Abend neben der Geliebten gesessen, und dieser gute Junge mußte sich mit der Erinnerung an einen kurzen Lichtblick des Glücks begnügen. . . Er fing wieder an zu sprechen.

„Weißt du schon, Ewald, dein verehrter Komparent von der anderen Coté-Seite hat sich an die jungen Dachse des Regiments mit Geschick und Erfolg rangeschlängelt. Gleich am nächsten Tage hat er Wachtel im Königlichen Hof getroffen. Wachtel grüßte oberflächlich. Gerlach trat an ihn heran mit der Bitte, ihm eine Erklärung über den unangenehmen Vorfall geben zu dürfen. Na, er scheint doch kein ganz übler Bursche zu sein. . Wachtel nahm ihn mit zum Dämmerschoppen. Am nächsten Abend schon war große Volksversammlung in Mallischken. Großartige Bewirtung, Getränke schlemmerhaft. . . Jedem wurde ein Bock zum Abschuß versprochen."

Goller merkte, daß sein Freund mit seinen Gedanken ganz wo anders weilte, aber er sprach weiter, erzählte Anekdoten und unglaubliche Jagdgeschichten und lachte vergnügt, als Lottermoser in seinem Ledersessel, den Kopf in die Hand gestützt, sanft einschlief. Er sah nach der Uhr. Es war schon eins, es lohnte sich also nicht, sich anzuziehen und schlafen zu gehen. Er steckte sich eine frische Havanna an und goß sich noch ein Glas Wein ein. Punkt zwei, als der Wagen vorfuhr, weckte er seinen Freund. Ewald sprang auf und sah sich verwirrt um. Dann erwachte sein Bewußtsein. . Er schmunzelte und sprach leise vor sich hin: „Heute . . . morgen . . . alle Tage. . ."

Es wurde ein wunderbarer Morgen. Ziemlich kühl noch, aber in der Natur lebte und webte es. . . Und beiden war Weidmannsheil beschieden. Goller hatte zwei Birkhähne, Lottermoser einen geschossen. Nach einem kurzen Frühstück fuhr der Hauptmann zur Stadt. . . Der Gutsherr aber ging in das Gewächshaus und plünderte alles, was blühte, mit unbarmherziger Hand. Den mächtigen

Digitized by Google

Strauß, der daraus erstand, erhielt Frau Uredat, seine alte Wirtin, mit dem strikten Befehl, ihn Punkt sieben in das Inspektorhaus zu schicken. Schmunzelnd nahm die Alte den Strauß in Empfang.

„Was ist dabei zu lachen, Uredatin?"

„Ach Gott, gnädiger Herr, ich lache ja nicht, ich freue mich bloß. . ."

„Worüber freuen Sie sich?"

Die Alte grinste über das ganze Gesicht. „Das wissen doch der gnädige Herr selbst am besten."

„Na ja, alte treue Seele, aber reinen Mund halten. In ein paar Tagen feiern wir Verlobung. . ."

Er nahm Stock und Mütze und ging hinaus aufs Feld, wo die Lerchen ebenso lustig sangen wie sein Herz. . .

---

5. Kapitel.

Drei Tage hatte Lottermoser auf die Krönung seines Glücks zu warten, bis Floras Bruder nach Hause kam. Er war nicht sonderlich überrascht, aber sehr erfreut, denn er war überzeugt, daß seine Schwester an der Seite dieses wackeren Mannes ihr Lebensglück finden würde. Ewald drängte darauf, den nächstmöglichen Termin für die Hochzeit anzusetzen und Korff stimmte ihm darin bei, schon mit Rücksicht auf den drohenden Krieg.

Für den Abend lud Korff seinen engsten Freundeskreis zur Verlobungsfeier ein. Grot mit Lena, Meybusch, der seinen Ortspfarrer Wollschläger mitbringen sollte. . . Lottermoser hatte nur den Hauptmann Goller benachrichtigt. Er wollte, wenn er sich auf anderer Stelle freimachen konnte, mit seiner besseren Hälfte kommen. . .

Kurz nach dem Abendessen, das in froher Geselligkeit verlief, kam Goller, aber allein. Das Ehepaar hatte sich teilen müssen. . . Nun begann Korff auszupacken, was er in Rußland gesehen und gehört hatte. Er hatte in den Straßen Rigas Truppen getroffen, die weit aus dem fernsten Osten, von der Grenze der Mongolei angekommen waren.

Goller wollte es nicht glauben; er wußte durch einen Freund aus dem Großen Generalstab, daß dort sichere Nachrichten vorlagen, daß Rußland zur Vollendung seiner Rüstung noch mindestens zwei Jahre brauchen würde. So leicht ließen sich die schweren Schäden, die durch den japanischen Krieg in der russischen Armee zu Tage getreten wären, nicht beseitigen. . .

Korff vertrat die Ansicht, daß die russische Kriegspartei beim geringsten Anlaß losschlagen werde. Sie sei von einem grenzenlosen Übermut erfüllt. Schon allein durch die gewaltige Übermacht werde Rußland Österreich und Deutschland zusammen erdrücken.

„Da wird es uns hier an der Grenze ein bißchen dreckig gehen", meinte Meybusch. „Aber schadet nichts. Einmal muß es doch zum Klappen kommen. . . Der Übermut der Russen ist nicht mehr zu ertragen. Erst im Frühjahr haben sie mir drei Gespanne, die angeblich einem russischen Fuhrwerk nicht ausgebogen sind, festgehalten. Es half mir nichts, ich mußte die ganze Rasselbande schmieren, um meine Knechte frei zu bekommen. Die halbe Ladung Gerste war natürlich verschwunden und die Kerle hatten noch die Frechheit, meine Leute zu beschuldigen, sie hätten die Gerste verkauft. . . Nein, die Bande muß heftige Senge bekommen. . ."

„Das wird hoffentlich recht ausgiebig von uns besorgt werden", erwiderte Lottermoser.

Korff schüttelte den Kopf. „Alle Hochachtung vor der deutschen Armee und ihren Führern, aber die Hoffnung vermag ich nicht zu teilen. Meine Herren, Sie unterschätzen die Macht und die Hilfsquellen Rußlands. Im besten Falle kann sich Deutschland dieses Kolosses erwehren, aber nicht, wenn es gleichzeitig noch von Frankreich angegriffen wird und seine Kräfte teilen muß."

„Dann wird es ein sehr schwerer Krieg werden", fuhr Hauptmann Goller ernst fort. „Aber Sie unterschätzen unsere Kraft. Den Respekt vor der Zahl kenne ich nicht. Ich will auch zugeben, daß die Russen zähen Widerstand leisten. Aber sie sind doch vor den gelben Affen wie die Hasen gelaufen. . ."

„Sie stellen aber nicht in Rechnung, Herr Hauptmann," entgegnete Korff, „daß England uns alle Zufuhren abschneiden wird. Wir werden bald nicht nur Mangel an Lebensmitteln, sondern auch an Munition haben."

Digitized by Google

„Dann ziehen wir den Leibriemen ein paar Löcher fester an", warf Meybusch dazwischen.

„Sehr schön gesagt, lieber Nachbar", erwiderte Korff. „Aber die Sache läßt sich leider nicht mit einem Witz abtun."

„Sie haben Recht, Herr von Korff, die Geschichte ist verteufelt ernst zu nehmen. Ich glaube aber nicht, daß England sich offen uns gegenüberstellen wird. Es hat zwar bei jedem Krieg auf dem Festland seine Hand im Spiel gehabt und dabei sein Schäflein geschoren. Es bleibt aber stets weit vom Schuß. Es wird den Russen und Franzosen allein die Aufgabe überlassen, uns anzugreifen. Und wenn der Krieg nur dazu führt, daß alle drei sich weiß bluten, dann hat es seinen Zweck erreicht."

„Blut ist dicker als Wasser", warf der Pastor Wollschläger ein. „Die Engländer sind doch unsere Vettern und die Blutsverwandtschaft wird sich doch nicht verleugnen. . ."

Meybusch klopfte ihm mit ironischer Anerkennung auf die Schulter. „Lieber Pastor, das ist sehr brav von Ihnen, daß Sie das geflügelte Wort des Kaisers uns vertrauensvoll wiederholen, aber Sie kennen die Engländer nicht so, wie ich sie kennen gelernt habe, als ich mich in meiner Sturm- und Drangperiode in allen Ländern und Erdteilen der Welt herumtrieb. . . Vom ältesten Herzogsgeschlecht bis zum jüngsten Clerc ein Krämervolk, das statt des Herzens einen Geldsack in der Brust trägt. Eingebildet, hochmütig, scheinheilig ohne jede sentimentale Schwäche. Bitte, lesen Sie mal aufmerksam die englische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte, dann werden Sie mir zugeben müssen, daß ich mich noch sehr gemäßigt ausgedrückt habe. . ."

Goller hatte inzwischen Korff gebeten, seine Nachrichten und Eindrücke aufzuschreiben und ihm zur Verfügung zu stellen. Er wollte sie an eine geeignete Stelle weiterbefördern. „Und nun wollen wir mal die leidige Politik für eine Weile an den Nagel hängen", rief Meybusch. „Grot, hast du schon gehört, was gestern in Orczechowken passiert ist?"

„Ach, du meinst die Maifeier, die Gebhard veranstaltet hat."

„Jawohl Herrschaften, das ist zum Piepen!" Er schüttelte sich vor Lachen. „Erzählen", rief es von allen Seiten. „Na unser guter Gebhard feiert also als überzeugungstreuer Parteimann den ersten Mai, den Weltfeiertag der Arbeiter. . . Die ganze Bevölkerung seiner beiden Güter tritt morgens festlich gekleidet auf dem Hof in Orczechowken an. Der Brenner trägt eine rote Fahne voran. . . Er selbst reiht sich mit Frau und Kindern unter seine Leute. So geht der Zug in sein Birkenwäldchen. Dort sind Tische und Bänke aufgeschlagen. Es gibt eine reichliche Bewirtung. Zum Trinken weniger, er soll aber doch ein paar Faß Braunbier spendiert haben. Dann schwingt er eine große Rede, die mit einem Hoch auf die völkerbefreiende, internationale Sozialdemokratie schließt. . ."

„Das ist ja staatsgefährlich", meinte Hauptmann Goller.

„Ach wo, Herr Hauptmann", erwiderte Meybusch lachend. „Unseren masurischen Tagelöhnern können Sie lange etwas vorreden, ehe sie es verstehen oder gar daran glauben. Die haben ehrfurchtsvoll ihre Mäuler aufgesperrt und sich über ihren Herrn gefreut, der so schön reden kann, aber sonst hat die Sache keinen Zweck. . . Daß sie an ihm hängen und bei der Wahl gern den Zettel abgeben, den sie von ihm erhalten, ist kein Wunder. Er sorgt für seine Leute so gut, daß er sich unter den Guten den Besten auswählen kann, wenn mal eine Stelle bei ihm frei wird."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

10. Fortsetzung.

Wieder nickte Schwarzhasel. Mit dem Monsieur war ja ganz vernünftig reden.

„Ja, nu käm' aber die Hauptsache! Ick sag' nich ja und sag' nich nee, mei Mädel lassen Se in Ruhe, bis ick als Vater sag': nu aber Parademarsch vor mei Liseken!"

„Herr Schwarzhasel, auf den Tag werde ich geduldig warten — und arbeiten! Wenn ich nur die Hoffnung haben kann, mich durchzubeißen!"

„Die können Se haben, un der Anton Schwarzhasel hält sein Wort! . . . Jebermorgen um zehn kommen Se wieder. Ick will jleich an mein'n Freund schreiben, bis dahin hab' ick Antwort!"

Zum Abschied drückte der Großschlächter Felgart die Hand und ging dann zu Frau und Tochter.

„Ick denk', et wird sich machen! Ruhe is nu die erste Bürjerpflicht, Liseken, een fröhlichet Jesicht will ick sehen, vastanden!"

Liseken seufzte zwar, aber sie wußte ganz genau, daß das Seufzen in nicht allzu langer Zeit ein Ende haben würde. Frau Schwarzhasel aber sah mit zusammengekniffenen Lippen ihren Anton an. In dem kannte sie sich aus. Der traf nun allmählich seine Vorbereitungen, um eines Tages das Geschäft an den Nagel hängen zu können! Und in diesem Punkte verstand sie keinen Spaß.

---

28. Kapitel.

Obgleich „die Armee" mitten in der Woche gelaufen wurde, ging Extrazug hinter Extrazug überfüllt nach Hoppegarten. Auf den Chausseen jagten die Automobile dicht hintereinander der Trainingzentrale zu. Schon vor dem ersten Rennen „konnte kein Apfel zur Erde".

Onkelchen gab das sonst einen Heidenspaß. Von Zeit zu Zeit einmal sich durch das Gedränge schieben und hübsche Mädchen und gute Toiletten bewundern, dafür hatte er eine ganze Menge übrig. Heute aber war ihm nicht sonderlich wohl zumute. Die Marjell an seiner Seite hatte nämlich Nerven bekommen. Die sah im Geiste schon ein riesengroßes Unglück passieren, aller Augenblicke schoß ihr das Wasser in die Augen. Und Tränen vertrug Alfred Wolfisheimb nicht. Und noch etwas wurde ihm klar, daß seiner Nichte die Liebe zu Sieglow sehr tief im Herzen saß. Also das konnte heute eine schöne Bescherung geben! Na, da war er auch noch da! Bei der Hitze in Markenzin auf der Veranda ein Bowlchen zu trinken, wär' ihm lieber gewesen. . . . Und wie die Augen der Marjell suchten — und nicht fanden. Da tat er das Schlaueste, was in diesem Augenblick zu tun war, er machte seiner Nichte einen annehmbaren Vorschlag.

„Du, wir stärken uns erst einmal in der Restauration!"

Onkelchen hatte ganz richtig kalkuliert, dort traf Ilse Bekannte. Er wurde vorgestellt, man kam ins Gespräch, seine Nichte mußte sich zusammennehmen, und ihre Gedanken wurden wenigstens etwas abgelenkt. . . . Bis die Startglocke das erste Rennen einläutete.

In den nächsten zwanzig Minuten lernte Onkelchen hundert Menschen kennen, darunter auch einige Offiziere von Sieglows Regiment, die sich natürlich über die Chancen von „Ahnfrau" und ihrem Reiter ausließen. Onkelchen sah, wie die Augen der Marjell anfingen, blank zu werden. Also drauflos geredet und die Herren nicht gleich wieder weitergelassen.

„Man kann wohl einen Goldfuchs auf — wie heißt der Schinder gleich? — richtig, ‚Ahnfrau', riskieren?"

Herr von Wolfisheimb wurde aufgeklärt, das — nach menschlichem Ermessen — die „Armee" das Rennen zweier Pferde sein würde — von „Ahnfrau" und „Scheinwerfer".

„So, so, na, da wollen wir's riskieren! Nicht wahr, Ilse?"

„Ich denke, Onkelchen!"

Sieglows Regimentskameraden sahen sich an, ein paar Mundwinkel zuckten verstohlen. . .

Vom Bahnhof her schallten Hurras! Jäh brach die Kapelle der Gardedragoner, die gerade einen lustigen Reitermarsch spielte, ab, Hälse wurden gereckt, Hüte und Taschentücher geschwenkt, die Nationalhymne setzte ein, Hurras

Digitized by Google

brausten über die Bahn, der Kaiser, die Kaiserin, das Kronprinzenpaar und noch einige Prinzen fuhren vor und begaben sich zum Fürstenpavillon. Dann wurde „der silberne Schild", ein Jockeyrennen, gelaufen. . . .

In ihrer Loge saßen Blaaks mit Frau von Karrein. Die war gar nicht mehr aufgeregt. Schlimm konnte die Geschichte mit dem Großschlächter nicht ablaufen, kam es hart auf hart, log sie sich heraus und schob die Schuld auf die Kartenlegerin. Es war doch die einfachste Sache von der Welt! Frau Dennert kannte sie von früher, aus der Pension her; sie hatte sich Felgarts angenommen, der Kartenlegerin geklagt, was nun aus dem um die Ecke gegangenen Offizier werden sollte, und da hatte die ihr gesagt, sie werde eine Partie für den Herrn suchen. Was weiter geschehen war, das ging sie einfach nichts an. Die gerissene Frau Dennert würde schon den einzig richtigen Ausweg finden. Die Hauptsache blieb für sie jetzt, daß Herr von Sieglow n i c h t siegte, und daß sie ihn möglichst bald Fräulein Blaak vorstellte. Womöglich noch heute, hier auf neutralem Boden! Und das würde sich schon machen lassen, denn Sülkings saßen mit der jungen Frau von Pollnow nur drei Logen von ihnen. Vorhin hatten sie sich recht herzlich begrüßt. Herr von Pollnow war gewiß jetzt mit Sieglow bei seinem Pferde; nachdem die „Armee" gelaufen worden war, kamen sie natürlich, und dann war's doch kein Kunststück beim Gratulieren, oder beim herzlichen Bedauern stammeln, Blaaks mit Sieglow bekannt zu machen. Das weitere spielte sich dann erst einmal unter vier Augen auf dem Viktoria-Luise-Platz ab, und kam man da nicht rasch genug zum Ziele, wandte man sich vertrauensvoll an Herrn von Pollnow als alten, guten Freund, — wenn nämlich am Fälligkeitstage Sieglow nicht bezahlte. Und das Mädchen sah heute in dem mattrosa, duftigen Kostüm wirklich ganz nett aus. Der erste Eindruck tut da ja so viel.

Dora Blaak saß mit ihrem Vater hinter ihrer Mutter und Frau von Karrein. Sie blätterte, ein versonnenes Lächeln um den breiten Mund, in dem Programm. Las immer wieder seinen Namen.

Sieglow! Sieglow! Wie schön der klang. Und wenn sie einen Offizier von seinem Regiment aus dem Menschengewühl auftauchen sah, legte sie sich stets die Frage vor, ob es gerade der sein könnte. In den Uniformen kannte sie sich ganz genau aus. Erst als viertes Rennen wurde die „Armee" gelaufen, sie konnte es gar nicht erwarten. Und Frau von Karrein war heute so liebenswürdig, immer wieder richtete sie das Wort an sie. . . . .

Nach den Totalisatorgebäuden war begreiflich der Andrang besonders groß. Schalter waren für die „Armee" reserviert, Neugierige versuchten herauszubekommen, welches Pferd am meisten gewettet wurde. Immer wieder wurde Nummer neun, das war die von „Ahnfrau", und Nummer elf, „Scheinwerfer", verlangt. Dann und wann einmal ein anderes Pferd.

Durch die Menschenmenge drängte sich gleich nach dem dritten Rennen Anton Schwarzhasel, seinen teuren Panamahut ins Genick geschoben, die Handschuhe hatte er zu Hause gelassen.

„Zweihundert Nummer neun", rief er dem Beamten zu.

Als der Großschlächter sich umdrehte, die Wettkarten in die Westentasche schob, stieß er mit einem anderen Großschlächter zusammen. Der rief ihm zu:

„Blühn de Jeschäfte, Anton?"

„Wunderscheen! Schon vom friehen Morjen an!"

In den ersten drei Rennen, er wettete bei jedem, hatte er ganz gut abgeschnitten, die zwei blauen Scheine, die er soeben auf „Ahnfrau" angelegt, hatte er schon am Toto „verdient".

„Wat haste denn jewettet?" fragte der „Kollege" weiter.

„Nummer neun!"

„Falsch! Vakehrt! Paß off! Elwe schafft's!"

Richtig, hundert Mark auf elf legte der Großschlächter an.

Schwarzhasel lachte ihn aus.

„Sieglow schafft et doch!"

„Denn kannste mir ja heute abend inladen, wenn et schief for mir jeht!"

„Sollste haben! Wenn elwe aber jewinnt, biste du dran!"

Digitized by Google

„M. w.! Vasteht sich! 'n janz ordentlichen Männertrunk in Erdbeerbowle!"

„Fein! Jenehmigt!! Und abjemacht!"

Und dann riß das Menschengewoge beide auseinander.

---

29. Kapitel.

Sieglow war schon am Vormittag nach Hoppegarten gefahren. Im Stall saß er auf der Futterkiste und beaufsichtigte selbst das Fressen „Ahnfraus" vor dem Rennen. Auch das letzte Körnchen nahm sie auf, den getreuen Lemke hatte er weggeschickt, mit seinen Gedanken und der braven Stute wollte er allein sein. Ja, wenn „Scheinwerfer" nicht im Rennen wäre! Dann hätte er nach menschlichem Ermessen jetzt schon den Sieg in der Tasche! Aber der hatte seine Kondition unter dem Wandsbecker Husaren noch verbessert. Seinem Freund, der ihn vielleicht heute — wenn auch unwissentlich — zur Strecke brachte. Da fuhr er sich mit zitternder Hand über die heiße Stirn. Jetzt nur nicht grübeln! Wer mit Nerven ein solch Rennen bestreiten wollte, der war aufgeschmissen! . . . Aber Gedanken lassen sich nicht kommandieren wie ein Jagdhund! Ob Ilse Wolfisheimb heute zur „Armee" erscheinen würde? Extra deshalb aus Hinterpommern hierher reisen? War's der Fall, dann hatte sie ihn lieb — dann hatte sie in Kämpfen mit den Eltern ihren Willen durchgesetzt. Tief atmete Erich Sieglow auf, sprang herunter von der Futterkiste und trat ins Freie. Ruhe mußte jetzt die Stute haben. Mörderisch brannte die Sonne vom Himmel. Hart war das Geläuf auf der Bahn. Für manches Pferd war das schlimmer als schlüpfriger Boden. Viele gaben dann einfach das nicht her, was in ihnen steckte. Es konnte für ihn von Vorteil, aber auch von Nachteil sein. Da drüben auf der Bahn fuhren die Sprengwagen hin und her. Jetzt einen Spaziergang im Waldesschatten gemacht, und die dummen Gedanken verbannt, die sich immer wieder meldeten. Vorläufig nicht gegrübelt über das, was nach dem Rennen sein könnte. Ruhig Blut — und „Scheinwerfer" auf der ganzen Fahrt nicht aus den Augen gelassen, das blieb die Hauptsache! Und möglichst rasch die Innenseite erwischt! Das hatte man ja schon immer an ihm gerühmt, daß er jeden Zoll breit Boden auszunützen verstand. Über den langen Kurs machte das eine hübsche Strecke aus. Da kam's freilich drauf an, welches Los er zog. In der Reihenfolge mußten sich die Pferde beim Start aufstellen. Eins ganz innen, elf ganz draußen! Wenn er wenigstens vier oder fünf erwischte, dann mochte es noch sein! . . . Würziger Kieferduft strömte ihm entgegen, Bienensummen schwirrte durch die Luft, ein Zug donnerte über die Schienen, Straußberg zu. Bald setzte die Völkerwanderung ein! . . . Im Walde warf er sich lang auf den Boden, die Hände unter dem Kopf gefaltet. Er gähnte, da sprang er wieder auf. Um Gottes willen, wenn er eindröselte, das Rennen verschlief. Der Waldesschatten brachte ihm auch keine Erholung. Er machte kehrt. Als er am Stall wieder ankam, ging der dicke Pollnow vor dem auf und ab.

„Na, Erich Sieglow, wie fühlen wir uns?"

„Hundemiserabel!"

Da sperrte der dicke Pollnow den Mund auf, machte ein dummes Gesicht.

„Du, in dem Zustand gewinnt man keine Schlachten! Komm' rüber zur Restauration, die Lebensgeister ein bißchen aufmöbeln!"

„Danke, guten Kognak hab' ich bei mir, mehr brauch' ich nicht!"

„Dann genehmige schleunigst einen tüchtigen Schluck. Wenn man dich so sieht, fällt einem ja das Herz in die Hosen!"

„Ach nee, da hab' keine Bange! Ich bin doch zäh wie Leder — und ich muß gewinnen! Muß — hörst du?"

Das klang ja reineweg verzweifelt!

„Du, wieviel hast du denn auf ‚Ahnfrau' angelegt?"

„Fünfzehn Tausender!"

Ganz ungläubig sah der dicke Pollnow Sieglow an.

„Mensch, du bist wohl übergeschnappt! So'n Batzen kriegt man doch gar nicht unter!"

„Mein voller Ernst ist's! Ich hab' den Batzen untergebracht, an verschiedenen, totsicheren Stellen und recht günstig!"

Aus den Augenwinkeln sah Pollnow den Freund an.

Digitized by Google

„Wohl letzte Rettung?"

„Allerletzte! Daß du's nur weißt! Und nun tu mir die Liebe und frag' nicht weiter!"

Der dicke Pollnow rückte an seinem Mützenschirm. Er hatte in seinem Leben auch in „elende Situationen" gesteckt, über die kam man nur weg mit einem dicken Fell und kaltem Blut und einer gehörigen Portion Schnoddrigkeit. Also letztere als Beruhigungsmittel gleich einmal angewendet.

„Mein Jungchen! Du siehst am hellen Tag Gespenster. So schnell sind wir doch nicht Matthäi am letzten! Dafür bin ich doch ein kleines, umfangreiches Beispiel! Also, das ist blanker Unsinn! Laß dich nicht verprellen, das ist das elfte Gebot, das Verheißung hat!"

„Ach, wenn es nur die Schulden wären!"

Ein Achselzucken vervollständigte den Satz.

Da pfiff der dicke Pollnow vor sich hin. Also die Liebe zu Ilse Wolfisheimb fraß ihm am Herzen! Das war allerdings eine recht aussichtslose Sache. Vieles Reden half da nichts. Wenn das Rennen gelaufen war, mochte es ausfallen wie es wollte, ließ er natürlich den Freund nicht eher aus den Fingern, als bis er ihn heute abend wie einen nassen Sack in seinem Bett verstaut hatte.

„Na, dann ist's was anderes, worüber wir gelegentlich uns aussprechen werden! Jetzt heißt es: ruhig Blut! Drüben auf den Tribünen klettern schon die ersten Zuschauer herum. Sehen wir zu, wie sich die Leutchen da rumdrängeln! Das ist ein bißchen stumpfsinnig, aber es schadet wohl nichts!"

Dreiviertel Stunden saßen sie da, nur wenige Worte wechselten sie. Sahen hinüber oder vor sich hin, Sieglow drehte nervös den Reitstock zwischen den Händen, hielt die Lippen zusammengekniffen, bis das erste Rennen gelaufen war, bis die Klänge der Nationalhymne verkündeten, daß der Kaiser den Rennplatz betreten. Da erhob sich Sieglow, reckte die Arme zur Seite.

„Es wird Zeit, wir wollen nach ‚Ahnfrau' sehen! . . . .

Der getreue Lemke machte sich schon an ihr zu schaffen, strich ihr die schwarze Mähne glatt. Er war in ausgezeichneter Stimmung. Die Knochen riß er zusammen, als die beiden Offiziere den kleinen Stall betraten, dankte für den Gruß mit heller Stimme — und lachte dann übermütig.

„‚Scheinwerfer' soll nicht gut gefressen haben und ist unruhig!"

Die beiden Offiziere sahen sich an, Sieglow war es so, als habe er einmal gehört, der Schimmel vertrage nicht zu viel Hitze. Aber seine Phantasie konnte ihm auch nur etwas vorgaukeln. Er zuckte die Achseln und sah zu, wie „Ahnfrau" die leichte Sommerdecke und das Kopfstück aufgelegte wurde. Wie ein artiges Kind ließ sie sich aus dem Stall führen und im Schatten auf dem Zirkel bewegen.

Gerade als die Stute rübergebracht wurde, auf die Rennbahn, nach dem Sattelplatz, kam Sieglows Bursche angelaufen. Er war ganz außer Atem.

„Was willst du denn hier?"

„Herr Leutnant, ich hab' ein Telegramm! Der Bote, der uns oft Telegramme bringt, sagte, ich sollte es nur gleich zum Herrn Leutnant tragen, er wisse zufällig, was drin stände!"

Sieglow riß es auf. Starr wurde sein Gesicht, bleich.

„Ihre Mutter soeben ganz plötzlich sanft verschieden. Telegraphieren Sie Ankunft."

Die Haushälterin hatte es gesandt.

Erich Sieglow schloß einen Augenblick die Augen. Der Atem pfiff ihm durch die Kehle. War es nicht Frevel, wenn er jetzt in den Sattel stieg? Aber woher sollte Pollnow zwanzig Minuten vor dem Rennen einen anderen Reiter finden? Und all die Leute, die ihr Geld angelegt hatten oder gerade jetzt auf seinen Ritt anlegten! Auf ihn! Weil er auf „Ahnfrau" saß. Und er selbst? Es sollte doch ein Ritt auf Tod und Leben werden! Mußte! Mußte! Trotz der Erbschaft, übertrieben viel würde nicht übrig bleiben, wenn er seine Schulden bezahlte.

Ilse Wolfisheimb! Ilse Wolfisheimb!

Er öffnete die Augen, Pollnow zog ihn zur Seite, fragte leise:

„Was steht denn drin? Du bist ja ganz toll erschrocken!"

Wie ein dampfendes Pferd, über das ein kühler Windstoß streicht, schüttelte sich Sieglow, reckte sich auf. Die Worte kamen stoßweise aus seinem Munde: „Nach dem Rennen — da sag' ich dir's! Nach dem Rennen — jawohl!"

Digitized by Google

30. Kapitel

Ein Fiebern kam in die Menschenmassen. Man ging nach dem Sattelplatz. Die elf Konkurrenten zur „Armee" machten „Toilette" für das Rennen. . . . .

Ilse Wolfisheimb drängte sich mit Onkelchen durch die Menge! Zwei Offiziere von Sieglows Regiment schritten an ihrer Seite, die waren gespannt, „wie die Situation" sich nun weiter entwickeln würde. . . .

Dora Blaak hatte sich von ihrem Vater das Fernglas geben lassen. Ihre Augen glänzten. Nun würde sie den bald aufgaloppieren sehen, der ihr vom „Schicksal" bestimmt war. Vor ihr saß die, die das fertig brachte. Da drüben Sülkings konnten das bestätigen. Sieben Offiziere der Gardekavallerie standen in dem Gang, der an der Loge vorbeiführte und unterhielten sich mit Ellen. Über Jahr und Tag, bei der nächsten „Armee", würde man ihr den Hof machen, denn daß dann „ihr Mann" auf eigenem Pferde um den Pokal des Kaisers ritt, das war ganz selbstverständlich! . . . Es war doch etwas Wunderbares um die Kartenlegerei! Was ihr Frau Dennert bis jetzt gesagt, war aber auch alles eingetroffen, warum sollte auch nicht das Letzte, das Schönste eintreffen?

Frau von Karrein wandte sich um, redete ihren Vater an.

„Wollen Sie denn nicht wetten? Auf Herrn von Sieglow! Ich gönne dem lieben Menschen den Erfolg! Und natürlich auch der jungen Frau von Pollnow den Sieg ihres Pferdes, wenn es ihr auch nicht allzu viel ausmachen würde, das Geld heimste ein anderer ein. Aber die Zeitungen schreiben ja, wenn Herr von Sieglow auf einem reellen Pferd sitzt, dann ist er kaum zu schlagen!"

Herr Blaak lachte und log.

„Gnädige Frau, das hab' ich schon besorgt! Ein blauer Lappen steht auf Herrn von Sieglow! Ich selbst dränge mich nicht gern durch die Menschen!"

„Ach so", sagte Frau von Karrein, stand auf, drehte sich um, führte die Lorgnette an die Augen, musterte Dora Blaak und fuhr dann wohlwollend fort: „Ich denke, es wird sich dann Gelegenheit bieten, die Herrschaften mit Herrn von Sieglow bekannt zu machen. Es ist Ihnen doch recht, liebes Fräulein?"

Da errötete das junge Mädchen, stammelte: „Ich würde mich sehr freuen! . . . Für die Rennen hab' ich immer viel übrig gehabt! . . . . Einen hervorragenden Rennreiter aber habe ich bis heute noch nicht kennen gelernt!"

Frau von Karrein lachte.

„Oh, das sind sehr verwöhnte Menschenkinder! Und ein bissel leichtsinnig sind sie auch! Nun, was ein guter Wein werden will, der schäumt doch als Most! Ich muß da gerade an einen denken," — sie sah nach der Sülkingschen Loge hinüber, — „der war ein ganz tüchtiger Bruder Leichtfuß. Als er aber eine vernünftige Frau bekam, die ihm ‚Bewegungsfreiheit' gestattete, dann wurde er solide, trug seine Frau auf Händen und tut's heute noch!"

So, das war genug für jetzt! Sie setzte sich wieder und unterhielt sich mit Frau Blaak.

Das junge Mädchen sah verstohlen ihren Vater an, um dessen Mund spielte ein zufriedenes Lächeln. . . . .

„Achtung! — Ach—tung!"

Der dicke Pollnow rief es, er ging vor seiner Stute her, die der getreue Lemke, in Decken gehüllt, zum Sattelplatz führte. Die vielen Menschen, das Geschrei und Gesumm hatten sie nervös gemacht. Sie wollte steigen, keilte aus. Da machten die Massen respektvoll vor den Pferdehufen Platz.

Hinter „Ahnfrau" ging Sieglow mit ernstem Gesicht. Er hörte seinen Namen wie aus weiter Ferne ans Ohr schlagen. Sonst hatte er freundlich gelächelt. Einer übermütigen Frage ein Scherzwort entgegengerufen. Dafür haben die Berliner Verständnis. Manche, die auf ihn gesetzt hatten, machten lange Gesichter. Was war denn heute in ihren Liebling gefahren? Er ging doch mit ausgezeichneten Chancen ins Rennen! Und wenn es sich dabei noch um den Ehrenpreis des Kaisers handelte! Jeder Reiteroffizier war doch gerade auf dieses Rennen versessen!

Sieglow rissen die widerstrebendsten Gefühle hin und her. War es nicht eine Versündigung, daß er in den Sattel stieg, nachdem er soeben die Nachricht bekommen, daß sie, fern von ihm verschieden, die ihn geboren? Es hätte einen Spektakel gegeben, wenn er vom

Digitized by Google

Ritt zurückgetreten wäre in der letzten Minute. „Sieglow reitet nicht", hätte man gerufen, „Schiebung — Schiebung", ehe der wahre Grund durch die Massen gedrungen wäre. Und da drüben sah der Kaiser dem Rennen zu! Und er hatte furchtbar hoch gewettet auf den Sieg von „Ahnfrau". Wenn sich auf die Stute ein anderer setzte und siegte, dann ging die Munkelei erst recht los! Er kannte doch die Berliner! Und sein Kommandeur fragte dienstlich: „Herr Leutnant von Sieglow haben Sie gewettet? . . . So? Wie hoch?" . . . Wenn er dann nur irgendwo in der Provinz „an die Luft gehangen wurde" und nicht zum Train kam, neben dem Stubenarrest, der zu ertragen sein würde, so konnte er von Glück sagen . . . Weiter seinen Gedanken nachzuhängen, kam er nicht, die Stimmen zweier Regimentskameraden schlugen an sein Ohr.

„Sieglow! Sieglow!"

Er hob den Kopf, seine Augen wurden groß. Da drüben stand Ilse Wolfisheimb!

Alles Blut strömte ihm zum Herzen. Kein Bedenken mehr, mit fünf großen Schritten war er bei ihr. Sie hatte ihn lieb! Sie war da, das war der Beweis!

„Mein gnädiges Fräulein!"

Sie hielt ihm die Hand hin. Herzhaft drückte er sie. Er fühlte, jetzt war er wieder der Alte.

Ilse Wolfisheimb war erst keines Wortes mächtig. Sie sah, wie er sich freute! Sie fühlte, wie er gebangt, ob sie auch kommen würde.

Dann riß sie sich zusammen, dabei zuckten die Lippen.

„Lieber Onkel, Herr von Sieglow!"

Und wenn der mitgekommen war, so würde das seine Gründe haben. Die Hand an der Feldmütze verneigte sich Sieglow. Onkelchen hielt ihm die Rechte hin, studierte das Gesicht. Etwas von Trauer, von Verzweiflung lag auf den Zügen. Der Teufel, man sollte nicht nach dem ersten Eindruck urteilen — und ließ sich doch immer wieder beeinflussen, weil man ein gutmütiger Kerl war. Sieglow gefiel ihm.

„Na, denn Hals und Beinbruch!"

Sporen klirrten, eine leichte elegante Verneigung, der junge Offizier gab seinen Regimentskameraden die Hand.

„O — o, ho — o, — ruhig mein Pferdchen," schallte es vom Zirkel, auf dem noch die meisten Steepler der „Armee" in den Decken gehüllt, in großen Abständen, bewegt wurden. Nur zwei machten schon im Ringe Toilette.

Der Wandsbecker Husar hatte es gerufen, „Scheinwerfer" war auch eben erst zur Bahn gebracht worden und benahm sich sehr ungebärdig.

Sieglow drehte sich halb um, rief dem getreuen Lemke zu: „Die Stute in die Mitte!" Dann sah er Ilse Wolfisheimb an, sagte leise: „Wenn der Schimmel nicht wäre!"

Sie zuckte zusammen, suchte in seinem Gesicht zu lesen.

Er hob die Schultern verabschiedete sich mit einem stummen Gruße, trat an „Ahnfrau" heran, klopfte ihr den Hals. Nur jetzt nicht weich werden, keine Nerven bekommen, denn ob es nur das Rennen dieser beiden Pferde war, blieb immerhin noch fraglich. Wer auf dem grünen Rasen kämpft, ist an Überraschungen gewöhnt . . . die Hauptsache blieb doch — sie war da! Also nun gezeigt, daß man ein ganzer Kerl war — . . . .

Pollnow hatte Sieglow von weitem beobachtet. Er brannte sich eine Zigarre an, wiegte sich in den Hüften. Da drüben ging es rapid der Entscheidung entgegen. Und das war gut so! Nur kein langes Hin- und Herzerren. Dann machte ein temperamentvoller Junge leicht Dummheiten! . . . Nun bewiesen, was man für ein guter Freund war. Zur rechten Zeit war der unbezahlbar. Und Sieglow war er noch eine Quittung schuldig. Wenn der vor zweieinhalb Jahren nicht die Hände über ihn gehalten, was wäre er dann heute? Brr, lieber nicht dran denken! So wie das Leben war, war es gerade ganz wunderschön!

Als Sieglow sich abwiegen ließ, begrüßte Herr von Pollnow Ilse Wolfisheimb und ließ sich Onkelchen vorstellen. Wenn sich die weiteren Dinge auf dem Umweg über diesen gemütlichen Agrarier abspielten, würde es wohl das Beste sein.

„Ja, mein Pferdchen und Sieglow drauf" sagte er und rieb sich vergnügt die Hände.

Onkelchen merkte gleich, der kleine Dicke war einer, mit dem er sich anbiedern konnte. Und daran lag ihm jetzt ungemein viel. Er

Digitized by Google

zwinkerte mit den Augen und redete drauf los wie ihm der Schnabel gewachsen war.

„Pollnow? J, das ist ja ein Nest in meiner Nähe!"

„Das wir schon seit achtzig Jahren los sind, Herr von Wolfisheimb. Wir haben uns nach Ostpreußen rückwärts konzentriert!"

Der Faden wurde lachend abgesponnen — bis die Startglocke zum Aufgalopp läutete, sich die Reiter in die Sättel schwangen, die Leute den Tribünen zueilten und sich an die Barrieren drängten.

„Vielleicht sehen wir uns noch mal, Herr von Pollnow!"

So, das hatte er gut gemacht, sie verstanden sich.

„Ich würde mich heillos freuen, Herr von Wolfisheimb! Auf Wiedersehen!" Und dann nickte er bei seinem Gruß Ilse Wolfisheimb freundlich zu, die verstand ihn auch, das Nicken sollte heißen: Auf deinen Onkel und mich ist Verlaß! Wir deichseln die Sache schon, wenn sie irgendwie zu deichseln ist!

Dann ging er zu „Ahnfrau". Sieglow saß schon im Sattel.

„Na, mein Jungchen, nun mache deine Sache gut! Und der Wolfisheimb aus Hinterpommern scheint mir ein grandioser Kerl zu sein!"

Ein ernstes Nicken Sieglows, er wandte das Pferd der Bahn zu, der dicke Pollnow lief schleunigst in die Loge seiner Schwiegereltern . . .

Auf Dora Blaaks Wangen brannten rote Flecke, so erregt war sie. Nun würde „er" gleich hier vorbeifegen. Er! . . . Da bog schon das erste Pferd in die Bahn ein, am Kaiserpavillon paradierten erst die elf Offiziere vor Seiner Majestät. Dann galoppierte einer nach dem anderen auf.

Da, das mußte er sein, der in den Bügeln stand, den Oberkörper weit auf den Pferdehals vorgeschoben. Wie ein Donnerwetter zog er dem Start zu. Und als er an der Tribüne vorbeikam, schwenkte ein großer, dicker Mann seinen Panamahut, brüllte:

„Hoch Sieglow — ho—och!"

Und Hunderte fielen ein.

Dem jungen Mädchen hüpfte das Herz in der Brust. Der also sollte für sie bestimmt sein? Wenn Frau von Karrein auch noch nicht direkt gesagt hatte, so waren doch Zweifel völlig ausgeschlossen, daß sie Sieglow meinte. Mit der Tür fiel man doch nicht in's Haus! . . . Und es war gut, daß niemand Frau von Karrein jetzt beobachtete, bleich, wie gelähmt, saß sie auf ihrem Platze. Der Panamahut — die Stimme, wahrhaftig, da unten stand der Großschlächter Schwarzhasel. Einen roten Kopf hatte er, lachte, anscheinend hatte er einen kleinen Schwips. Wenn der sie entdeckte? Einen Skandal konnte es geben! Am liebsten wäre sie aufgestanden und hätte Hoppegarten sofort verlassen. Aber das ging doch nicht, sie war auch jetzt dazu gar nicht imstande! . . . Da hielt sie den Kopf gesenkt, bis die Startglocke läutete, meldete, daß sich „das Feld auf die Reise begeben hatte" . . . .

Sieglow hatte Glück gehabt, er hatte die Startnummer drei gezogen, „Scheinwerfer" stand an fünfter Stelle von der Innenseite. Und die Hauptsache blieb, „Ahnfrau" benahm sich gar nicht ungebärdig, während der Schimmel stieg, hinten auspfefferte, sich im Kreise drehte. Er „verausgabte" ganz unnötige Kräfte. Und als die Bänder der Startmaschinen in die Höhe schnellten, zog Sieglow gleich in Front und hatte bereits die Innenseite als das Feld zum erstenmal an den Tribünen vorbei kam. . .

Dora Blaak war aufgestanden, das Glas zitterte in ihren Händen, nur „ihn" verfolgte sie, — ihn! Ihr Herzschlag stockte, als er als Erster den schweren Tribünensprung nahm. Sicher landete Sieglow, fegte im nächsten Augenblick davon und brachte noch ein paar Pferdelängen zwischen sich und den nächsten. Durch die Beifallsrufe klang laut Anton Schwarzhasels Stimme:

„Bravo Sieglow — bravo!"

„Bravo!„ . . . „Bravo!" rief man hinter ihm her.

Da hatte er schon den Bogen halb genommen, sein rechtes Knie streifte fast die Barrieren, die Flaggenstangen.

Wieder jagte ein eisiger Schauer über Frau von Karreins Rücken. Sie riß ihre Kräfte zusammen. Ach was, das war ja Unsinn! Sie verließ einfach die Loge nicht, der Großschlächter würde auch den Mund halten,

Digitized by Google

wenn er sie etwa entdeckte. Und außerdem war sie nicht schutzlos. Der Grobian wurde ihr schon vom Halse gehalten!

Da drehte sie sich um, lächelte dem jungen Mädchen zu und sagte:

„Nicht wahr, er reitet famos!"

„Himmlisch, gnädige Frau", erwiderte Dora Blaak mit dem Brustton der Überzeugung — und nahm dann schleunigst wieder das Glas an die Augen.

Da sah Frau von Karrein lächelnd Herrn und Frau Blaak an, nickte dann der Frau Geheimrat Sülking zu, die gerade herüber sah.

Hastig, etwas verlegen, grüßte Pollnow, seine junge Frau wurde rot und sprach schnell einen der Offiziere an, die hinter ihr standen..

Onkelchen hatte für sich und seine Nichte, gegenüber den Tribünen, an einer Barriere, Platz geschaffen. Mit den Ellenbogen und seinem umfangreichen Bäuchlein.

„Na, Marjellchen?" sagte er mit einem behäbigen Schmunzeln, „das ist ja ein Teufelsjunge, der Sieglow — alle Wetter!"

Ilse Wolfisheimb mußte sich schwer auf die Barriere stützen. Erschrocken war sie, wie das Feld an ihr vorbei gebraust war, vornweg Sieglow. Um Himmelswillen, wenn er stürzte! Sie hatte doch schon viel Rennen beigewohnt, aber noch nie war ihr das Bewußtsein gekommen, wie gefährlich diese Rennreiterei eigentlich war. Noch marschierte er an der Spitze. Das Beifallsrufen gab ihr Kraft. Also die Menge rechnete mit seinem Siege. Umso besser.

„Gnädiges Fräulein!"

Sie zuckte zusammen, wendete den Kopf. Einer von Sieglows Regimentskameraden war es, der vorhin am Sattelplatz bei ihr gestanden. Sie lächelte. Er verneigte sich leicht. Sie verstand ihn. Es sollte heißen: ich bleib in deiner Nähe! Wir wissen ja alle, wie es um Sieglow steht. Da streckte sie ihm die Hand entgegen.

Onkelchen gefiel das! Als Reservespieß hatte er ja auch einige Zeit weitergedient. Bis zum Oberleutnant der Landwehrkavallerie zweiten Aufgebots hatte er es gebracht, dann hatte er den Abschied genommen. Die ewige Überei paßte ihm nicht. Als tüchtiger Agrarier hatte er alle Hände voll mit der Bewirtschaftung von Markenzin zu tun. Kam man in die Jahre, überließ man das Dienen am besten jüngeren Leuten.

„Ei verflucht", sagte er zu dem Offizier, „das ist aber eine höllische Fahrt!"

„Herr von Wolfisheimb, sie hat schon nachgelassen — nachdem Sieglow erreicht hat, was er haben wollte — die Innenseite! Und den Schimmel ein bischen warm machen, der ist der allergefährlichste Konkurrent, wenn er auch noch im Hintertreffen marschiert!"

Die schlanke Ilse reckte den Hals. Wahrhaftig, so war es! Die Pferde wurden ein wenig verhalten.

„Da kommen ein paar Herren Sieglow immer näher," sagte Ilse Wolfisheimb ängstlich!

Der junge Offizier lachte und nahm das Glas an die Augen.

„O, die beiden werden ihm schwerlich etwas tun! Selbst wenn er sie an sich vorbeiläßt! Sieglow will den Schimmel näher heran haben! . . . Da sehen Sie „Ahnfrau" ist schon überholt — von zweien — von dreien!"

War das die Wahrheit? Ängstlich sah sie den Offizier an, aber aus dessen Gesicht wurde sie nicht klug. Der nahm das Glas nicht von den Augen . . .

In der Sülkingschen Loge wurden die Damen auch unruhig. Da unten in den Massen wuchs die Aufregung. Einige fingen an, sich zu streiten. Berliner sind nun einmal leicht hitzig. Noch ein vierter zog an Sieglow vorbei. Und dann ein Schrei! Ein Pferd sprang schräg über ein Hindernis, stürzte, ein zweites kugelte drüber weg. Und dann ein Rufen aus tausend Kehlen.

„Scheinwerfer! . . . „Scheinwerfer!"

Der Wandsbecker Husar setzte Dampf auf und war nach zweihundert Metern dicht neben „Ahnfrau"! . . . .

Fest hatte Sieglow seine Stute am Start zwischen seinen eisernen Schenkeln gehalten. Mit mächtigem Satze sprang er ab, als die Startbänder in die Höhe schnellten. Jetzt an nichts gedacht, wie an das Rennen! Wenn der blutjunge sächsische Husar auf „Scheinwerfer" gesessen, dann hätte er sich das Kommando bei der ganzen langen Fahrt nicht einen Augenblick aus den Händen nehmen lassen. Aber er kannte seinen Freund, den Wandsbecker

Digitized by Google

Husaren zu genau, der ritt gern auf „Warten". Besonders, wenn einer mit ihm im Rennen lag wie er — auf einem guten Pferd . . . Also nun erst die Innenseite erwischt! Es gelang ihm auch über Erwarten leicht. . . . Hinüber über die leichten Sprünge, dann die Stute versammelt für den Tribünensprung! Eine Lust war es wie das brave Tier das schwere Hindernis nahm. Der Beifall schlug an sein Ohr, als er den Bogen nahm. Willig galloppierte „Ahnfrau" auf dem recht harten Geläuf . . . Weiter, weiter, den Schindern dahinten nach Möglichkeit die Kehle zugeschnürt. Wenn die Massen schrieen, ging immer einer oder der andere koppheister! . . . Noch schienen nach den ersten zweitausend Metern alle im Sattel zu sitzen. Also ein bischen verhalten die Stute, um sie möglichst frisch für das Endgefecht zu halten, und dann erst einmal festgestellt, wo der Schimmel eigentlich stak. Was da an ihm vorbeiflitzte, das bekam er schon wieder in die Hand, sobald er ernstlich wollte! . . . Endlich schien es ihm, als käme „Scheinwerfer" heran. Natürlich war's so. Wirre Schreie drangen an sein Ohr. Ein wenig sah er seitwärts, rückwärts, richtig, da kam er an! Nur ein wenig freier gab er „Ahnfrau" den Kopf, es waren noch ein paar Hindernisse zu springen, die hohe Anforderungen an sein Pferd nach solcher Fahrt und nach drei- bis viertausend Metern stellten. . . .

Über das Gesicht des Wandsbecker Husaren war ein verschmitztes Lächeln gehuscht. Er kannte doch Sieglow, der wollte Katze und Maus mit ihm spielen! Dabei riskierte man, daß einem der Sieg vor der Nase weggeschnappt wurde. I nein, darauf ließ er sich nicht ein, jetzt war er vorn; bis es die „Gerade" hinunterging, dem Ziel entgegen hielt er sich hübsch auf seinem Platze und behielt im Auge, was vor und neben ihm galloppierte, und hörte mit scharfen Ohren, ob hinter ihm nicht ein Pferd lief, das noch verhältnismäßig frisch war. Solche „Überraschungssieger" sind ja keine Seltenheit auf dem grünen Rasen. Meistens heimsen sie den Erfolg ein, wenn sich einer an einem oder zwei Pferden zu sehr verbissen hatte und sein Reiten nach diesen Schindern richtete . . . Der Wandsbecker Husar erkannte sehr bald, daß die vor ihm, außer „Ahnfrau" nicht gefährlich werden konnten, eins davon ging sogar schon „in Nöten"! Und daß die andern vor ihm nicht auf und davon liefen, da paßte Sieglow schon auf . . .

Eingequetscht in den Menschenmassen stand die kleine Kartenlegerin. Unter dem Kapotthütchen ringelten sich die grauen Locken herunter, rahmten die rosa Bäckchen ein, die hellblauen Augen blickten freundlich in die Welt. Menschenkenner hätten sie für eine alte Jungfer gehalten, die sich, aus Gott weiß was für einen Grund, einmal ein Pferderennen ansehen wollte. . . Längst hatte sie Frau von Karrein in einer Loge mit dem „Objekt" entdeckt, sehr zufrieden stellte sie das fest. Eigentlich war sie nur deshalb hergekommen. Denn ob dieser Herr von Sieglow siegte, oder nicht, hätte sie ja doch schon in wenigen Stunden erfahren. Da brauchte sie ihre Empfangsdame nur an die nächste Filiale der „Morgenpost" zu schicken. Diese Frau von Karrein war doch ein Teufelsweib! Eine andere hätte einstweilen Reißaus genommen oder sich in ihrer Wohnung ängstlich eingeschlossen, die aber saß dreist und gottesfürchtig in der Loge und spann ihre Fäden um das „Objekt". Da war ja alles gut und schön. Wenn man anfing zu wackeln und sich an ein paar „Säulen" anklammern konnte, denen sehr viel daran lag, daß sie nicht mitwackelten, so hatte man für alle Fälle eine recht gute Stütze. Je höher man stand, desto übler war ein Skandal. Dann blieben einem die Kreise todsicher verschlossen, in die man sich so gern reingedrängelt hätte. Denn es war nun einmal so, hatten diese Herrschaften erst ein rundes Milliönchen hinter sich, fühlten sie sich in ihrer bisherigen Umgebung nicht mehr recht wohl. Wenigstens in Berlin war es so. Sie wußte Bescheid und hätte zwanzig Beispiele gleich hersagen können. . . Die Welt war nun einmal ein riesengroßes Theater, daran ändern konnte man nichts. Aber mitspielen konnte man! Wer es gut tat, kam ganz hübsch vorwärts. Ein sehr schönes Konto hatte sie auf der Bank, aber auf fremden Namen, es verwaltete ein alter Justizrat für sie. Denn man konnte nie wissen, was sich plötzlich ereignete. . . . Heute zum Beispiel hatte sie ihre Empfangsdame gar nicht weglassen wollen. Dieser Hasenfuß wit-

Digitized by Google

terte die Polizei! Mochte sie doch kommen — immerzu! Beweise mußte man haben, wollte man ihr an den Kragen. Mit Redereien von der Gegenpartei war nichts getan. Die „entkräftete" man mit einem Lächeln und ausgezeichneter Kenntnis des Strafgesetzbuches. . . . Gleich nach diesem Rennen wollte sie wieder nach Hause fahren, denn daß ein Pferd schneller laufen konnte als das andere, hatte sie schon gewußt, als sie vier Jahre alt gewesen war. Endlich mußte doch die Hopserei ein Ende nehmen, sie reckte den Hals, stieß einen dicken Mann an, der einen neuen Panamahut trug, der Mann wackelte, schon von dieser geringen Berührung, sah aus rotem, gedunsenem Gesicht auf sie herab und lachte dann.

„Frau Jeheimrat, dat wer'n mer jleich haben!" Stieß einen Jüngling, der schräg vor ihm auf einem Stuhle stand herab. „Verzeihen Se, junger Mann, aber erst kommen de Damens, besonders wenn se so klein und niedlich sind wie die da!" Auf einmal fühlte sich die Kartenlegerin in die Höhe gehoben, stand auf dem Stuhle und der dicke Kerl sagte lachend. „Keene achtzig Pfund Lebendjewicht! Det Ausschlachten lohnt nich!"

Ein paar lachten, ein paar sahen den dicken Mann mißbilligend an, die allermeisten aber verfolgten aufgeregt das Rennen, denn die Entscheidung nahte, zwei Drittel des Weges hatten die Pferde zurückgelegt. . .

Als die Kartenlegerin von Anton Schwarzhasel auf den Stuhl gehoben worden war, entdeckte sie auch Frau von Karrein, die immer wieder nach dem Großschlächter hinschielte. War das Zufall? Das war doch kaum anzunehmen! . . Hatten sich die beiden gar kennen gelernt, und die gerissene Frau hatte den groben Kerl eingewickelt? Zuzutrauen war es der Kartenlegerin schon. Natürlich wars so! Und warum war der Großschlächter auf den Leim gekrochen? Weil er öfters einmal auf den Viktoria-Luise-Platz kommen wollte. Was der Mann sich bloß einbildete! Nun, wenn einer verliebt war, dann wurde man auch mit ihm fertig. Nur hier, auf dem Rennplatz, durfte die Bekanntschaft keinesfalls fortgesetzt werden. Und das würde sich schon vermeiden lassen. Da wich alle Schwäche von der Kupplerin. Das Rennen weiter beobachtet — und wenn Herr von Sieglow nicht siegte, sollte es eine gute Vorbedeutung sein. . . .

Dora Blaak hatte auch gerade für einen Moment die Augen über die Menge schweifen lassen. Ihr Kinn rutschte vor. Das Glas flog wieder an die Augen. Wahrhaftig! auf dem Stuhl stand die Kartenlegerin! In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. War das ein Wink des Schicksals? War „Das Fluidum" wirklich eine so geheimnisvolle Kraft, die unsichtbare Kreise ziehen konnte? Die zusammenhämmerte, was sie zusammenbringen wollte? War es so, daß es zwischen Himmel und Erde Kräfte gab, von denen sich unsere Schulweisheit noch nichts träumen ließ? Da schlug dem jungen Mädchen das Herz bis zum Halse hinauf. Jetzt nicht darüber grübeln, dazu war später Zeit. Jetzt „ihn" beobachtet, der in kraftvoller Männlichkeit da unten über den schweren Tribünensprung wie über eine Selbstverständlichkeit gesetzt war. Siegen sollte er, und dann da drüben zu Sülkings in die Loge kommen — und dann ihre Bekanntschaft machen. . . Und dann? Und dann? . . . Sie mußte die Augen schließen, schwer ging ihr der Atem. . . . Ach was, die Kartenlegerin dort unten auf dem Stuhle bewies ihr's ja, sie wurde seine Frau.

Da sah sie schnell wieder nach — ihm. . .

In der Sülkingschen Loge hatte man keinen Blick von Sieglow gewandt. Die junge Frau von Pollnow wurde unruhig.

„‚Ahnfrau' steht nicht über den Kurs", sagte sie seufzend zu ihrem Manne.

Der lachte sie aus, obgleich auch er nicht frei von Bedenken war.

„Aber Geliebtes! Er will sich nur ein bißchen mit dem Schimmel amüsieren! Nur Geduld! Was vor ihm ist, das holt er schon wieder!" . . .

Vergessen war Ilse Wolfisheimb — vergessen die tote Mutter. Was wußten die Tausende von Zuschauern, welch wollüstiger Reiterrausch das war, wenn zwei tüchtige Kerle auf guten Pferden miteinander Katze und Maus spielten!

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Lied der Mutter

Mein Kindlein in der Wiege
Wie schlummerst du so schön!
Dein Vater muß im Kriege
Auf schwerem Posten stehn.

Dein Vater muß dort draußen
In bitterkalter Nacht
Auf harter Erde hausen —
Und morgen tobt die Schlacht.

Und morgen leuchtet nieder
Ein blutig Abendrot.
Dann streckt er seine Glieder,
Dann ist dein Vater tot.

Mein Kind du, in der Wiege,
Ach, schlummre sanft und schön!
Einst mußt auch du im Kriege
Auf schwerem Posten stehn.

Martin Borns.

Die Allerärmste / Skizze von Marie Pego

Man hatte von der Kriegsorganisation aus bei mir über sie Klage geführt. Ja, die kleine Geheimratstochter, die mir die Geschichte erzählte, ging in ihrer sittlichen Entrüstung soweit vorzuschlagen, einer Frau, die dergleichen sagen könne, fernerhin überhaupt keine Beschäftigung mehr zuzuweisen.

Ich besah mir die empörte junge Dame mit leiser Belustigung. War sie wirklich die geeignete Person, dergleichen zu entscheiden? Ihre Eintragungen ins Register zu machen, dazu mochte sie taugen mit ihrer zierlich-saubern Schrift, aber von äußerer Not und innerem Elend wußten ihre wohlbehüteten achtzehn Jahre kaum anders als von Hörensagen.

„Und wie kam jene Frau Schäfer dazu, einen so ungeheuerlichen Ausspruch zu tun?" fragte ich. Das kleine Fräulein sann einen Augenblick nach, dann schien ihr der Sachverhalt wieder gegenwärtig. „Nun, das kam so," berichtete sie überlegend, „die junge blonde Schneidersfrau aus der Langen Straße, wissen Sie, war gerade bei mir und verbreitete sich darüber, wie sauer ihr das Durchkommen werde ohne den Mann, der ihr alle Röcke gearbeitet habe, während sie fast nur auf Taillen eingeübt sei. Da trat Frau Schäfer herein, stellte sich ein Stück weiter hin an den Tisch und wickelte, scheinbar ohne unser Gespräch zu beachten, ihre abzuliefernden Hemden aus. Ich mochte sie nicht warten lassen, winkte sie zu mir heran, aber mürrisch nur schob sie sich näher, und als die freundliche Schneidersfrau dennoch den Versuch machte, sie mit in die Unterhaltung zu ziehen, gab sie plötzlich dem Hemdenpack einen Stoß, daß es beinahe zu Boden fiel und fuhr die Frau an: „Lassen sie mich zufrieden mit dem Gejammer. Ich schufte, was ich kann und komm' dabei zehnmal besser durch als mit dem Herumlungerer von Mann auch noch auf der Tasche. Von mir aus mag der wegbleiben, so lange er will, und wegen meiner Kinder auch!"

Damit riß sie den Ablieferungsschein, den ich mittlerweile ausgeschrieben, an sich, warf mir ein Kopfnicken hin und ging." —

Soweit der Bericht von Fräulein von F. Mit diesem Tatsachenmaterial im Kopf begab ich mich wenige Tage später zu Frau Schäfer, um im Auftrag der Organisation einmal bei ihr nach dem Rechten zu sehen.

Ich traf sie zu Hause und blickte nicht ohne Erstaunen auf die mir gegenüber so hart Beschuldigte. Unwillkürlich hatte ich mir unter ihr ein robustes Kraftweib vorgestellt, eine von jenen Megären, die mit derben Fäusten und einem noch derberem Mundwerk begabt, in der Tat oft leicht und gern des Mannes entraten können. Anstatt dessen stand eine kaum mittelgroße, skelethagere Frau vor mir, mit von Lungenleiden nach vorn gebogenen Schultern, eingehöhlten Wangen und tiefen Schatten unter den durchsichtig braunen Augen. Der Mund sprang aufgeworfen und brennend rot aus dem blassen Gesicht, und es lag etwas so trotzig Herbes

Digitized by Google

auf diesen Lippen, daß ich ohne weiteres begriff, sie könnten die hart-abweisenden Worte gesprochen haben, die Fräulein von F. ihnen schuld gab.

Bei meinem Anblick runzelte Frau Schäfer ein wenig die Brauen. Sie erriet scheinbar sofort, weshalb ich hier stehe. „Ach so," nickte sie mit leichter Ironie, „die Dame kommt nachsehen. Alle Frauen im Hause hier kriegen seit langem schon ihre Besuche, bloß ich nicht, weil ich bisher ja nur Arbeit, nicht Unterstützung vom Verein annahm." „Da sie aber das letzte Mal sogar vergaßen, sich neue Arbeit auszubitten, bin ich beauftragt worden, mich einmal durch den Augenschein zu überzeugen, ob sie denn wirklich so famos allein durchkommen, — ohne den Mann, — wie Sie sich rühmen."

Mein Herz meinte nicht ganz, was mein Mund sprach. Ich konnte in Wahrheit kein Gefühl der Entrüstung aufbringen, angesichts dieser verkümmerten, vom Stempel des Leides und des Leidens gezeichneten Gestalt, deren Jämmerlichkeit wohl nur dem ungeübten Auge des kleinen Fräuleins entgangen war, weil auf den bleichen Wangen zwei rote Flecke brannten die ihr Gesundheit vorgetäuscht haben mochten. Doch ihren Spott durfte ich nicht dulden, da weder ich persönlich ihn verdiente, noch der Verein, in dessen Auftrag ich hier stand.

Sie begriff auch sofort. Die roten Flecke verbreiterten sich zu einer flüchtigen Glut der Scham. „Ach Gott," murmelte sie bedrückt, „ich weiß schon, ich weiß. Es fuhr mir so heraus, neulich, als ich die andere prahlen hörte, die Blonde, wissen Sie, die Schneiderfrau." Ein Ausdruck von Haß trat auf ihr Gesicht. „Prahlen?" fragte ich erstaunt, „man sagte mir, sie habe geklagt?" Frau Schäfer zuckte die Achseln, antwortete nicht, zog aber anstatt dessen einen Stuhl hervor und schob ihn mir hin. „Wenn die Dame vielleicht Platz nehmen will", meinte sie dabei. Dann fuhr sie mit rascher Gebärde unter ein ganzes Knäuel zusammengekauerter Kindergestalten im Hintergrund der Küche, in der wir uns befanden, und drängte sie durch eine offenstehende Tür in eine anstoßende halbhelle Kammer. „Dableiben" kommandierte sie dabei. "Sieben!" wandte sie sich dann an mich und Erregung brannte in ihren Augen, „Sieben Stück, die am Leben sind, und jedes Jahr ein neues dazu, das nach ein paar Wochen wieder eingeht, einfach weil's keine Kraft zum Gedeihen mehr mitkriegt von so Einer, wie ich bin", sie strich an ihrer elenden Leiblichkeit herunter, „und der Mann?" ihre Hand ihre Hand machte die Bewegung des Glasleerens, „alle Sonnabend in der Gosse und der Wochenlohn mit. Hab' ich da Unrecht, wenn ich sag', daß er von mir aus bleiben kann wo er ist?"

Sie lehnte sich wie von der Erregung entkräftet gegen die Tischkante. Ihre Augen bohrten sich in mein Gesicht, als wollten sie mich zwingen zu ehrlicher Antwort. Und die gab ich, Angesichts dieser abgerackerten Lasttiergestalt, der Gruppe schlottrig dünner Kinder, die mein Blick vorhin flüchtig aufgenommen, der nackten Dürftigkeit des düsteren Küchenraumes hatte ich weder Mut noch Lust zu wohlgesetzten Ermahnungsreden. Ich sah die zähe Energie in diesen fleischlosen Zügen, sah die knochigen, verarbeiteten Hände, gewahrte in dem Raume um mich her die Spuren vergeblichen Bemühens, das unaufhaltsame Zugrundegehen dieses erbärmlich schlechten Hausrats zu verhindern. Peinlich sauber war das Wenige, was noch vorhanden, wenn auch auf Schrank und Tisch längst keine Farbe mehr saß. Die dünne Gardine vor dem Fenster war über und über, wie mit einem zweiten Muster, von Stopfstellen bedeckt, und aus dem Waschfaß ragte Kinderwäsche.

Leise, müde, schüttelte ich den Kopf. „Nein, Sie haben nicht Unrecht", sagte ich traurig, „machtlos ankämpfen gegen den Verfall, den ein anderer Mensch herbeiführen hilft, das macht bitter. Aber bitter war's auch, was sie da sagten, bitter und grausam hart. Wenn er nun wirklich draußen bliebe, Ihrem Wunsche gemäß, gar nicht wiederkäme, Ihr Mann, — was meinen Sie, wie solche Nachricht Sie treffen würde?"

Die Frau senkte den Blick. Deutlich las ich von ihrem gequälten Gesicht, daß sie selbst schon diese Frage bei sich erwogen hatte. Sie war kein stumpfes, gedankenloses Tier, diese Frau, sie war ein denkender Mensch, mehr denkend sogar, urteilte ich, als fühlend, und eben deshalb wohl hatte der Haß gegen ihren Peiniger so groß werden können in ihr.

Nun fuhr sie mit der Hand wie wegwischend hastig über die Stirn. „So gut ist der liebe Gott gar nicht, daß er sich um meine Wünsche bekümmert," stieß sie trotzig heraus, „sonst hätte er längst . . . ."

Ihre Worte verloren sich in Gemurmel; ich aber erriet ihren Sinn und erschauderte. Ein Gefühl des Grauens fast überkam mich vor diesem steinharten Groll. Lebte denn nicht ein letzter Funke weicheren Empfindens mehr in dieser dürren, ausgebrannten Gestalt? Ich suchte nach einem linden, aufrührenden Wort, das die Asche fortblasen sollte, . . . als plötzlich eine Hand von draußen ungeschickt an die Wohnungstür stieß und gleich darauf ohne eine Aufforderung abzuwarten eine Frau hereinstürzte, ein blasses, schmales, kinderjunges Geschöpf, daß sogleich auf der Schwelle unter wild hervorbrechenden Schluchzen seinen Jammer herausprudelte: „Mein Mann . . ach Gott, . . mein Mann, . . er ist . ." Sie konnte das Wort noch nicht aussprechen, erstickte daran. Ohne mich zu sehen stürzte die Weinende, einen Brief in der Hand schwingend, auf Frau Schäfer zu und warf sich quer über den neben ihr stehenden Tisch. Es war ein Bild von erschütternder Beredsamkeit. Einer Erklärung bedurfte es nicht. Ich sah bald auf das wimmernde junge Menschenkind, bald auf Frau Schäfer, die mit einer ruhigen

Digitized by Google

mütterlich guten Gebärde stumm einen hölzernen Bock heranzog und ihn der Schluchzenden unterschob. Alles Harte schien aus ihrem Gesichte weggewischt, mit welchem Blick strich sie mehrmals hintereinander über den armen blonden Kopf, der sich da in die über den Tisch geworfenen Arme zu verbergen suchte. „Meine Nachbarin," sagte sie leise, „vor drei Wochen kriegsgetraut, und nun . ." Ein Seufzer hob ihre Brust. „O diese Zeit," murmelte sie, als habe sie des eigenen Elends ganz vergessen. Staunend hörte ich's. Welch ein Rätsel war diese Frau! Eben noch so spröde, so herb und schroff, daß es ans Unmenschliche zu grenzen schien, und nun eine Nachbarin, zu der man flüchtete in seiner Not, eine Mitschwester, die fremdes Leid nachzufühlen vermochte.

Langsam erhob ich mich, ungewiß, tastend. Ließ ich diese beiden nicht am besten jetzt allein? Da flüsterte Frau Schäfers Stimme plötzlich dicht an meinem Ohr mit dem alten, spöttischen Klang: „Wie schön das weinen kann," und ihre Hand wies mit verächtlicher Gebärde auf die zuckende Gestalt, „so jung, so dumm — —"

Nah brannten ihre Augen mir ins Gesicht, ein böser Blick stand darin, genau so, wie zuvor, als sie von der anderen redete, von „der Blonden", der Schneiderin. Und auf einmal begriff ich, erriet, enträtselte alles: Neid war's. Neid! Der hatte sie damals die schroffe Abfertigung finden lassen, jener gegenüber, deren Klagen über des Mannes Fernsein sie als ein verstecktes Rühmen ihres sonstigen Eheglücks empfunden, ein „Prahlen" wie sie es mir gegenüber genannt. Neid auf fremdes Glück, nichts als das war ihr Ausbruch gewesen. Und jetzt, hier, angesichts dieser Verzweiflung, die sich ausweinte an ihrem Tisch? Ein tiefes, verstehendes Erbarmen faßte mich. Stumm Abschied nehmend, machtlos, zu helfen oder nur zu reden, haschte ich nach der Hand der Frau, und streichelte sie. „Du Arme, o du Allerärmste", dachte ich dabei, „Neid sogar empfinden zu müssen auf den Schmerz einer Andern, — — kann es größere Armut geben?" —

*

Nocturno

Beim stillen Mahle sitzen wir zu zweien,
Das alte Schweigen senkt sich auf uns nieder,
Und zwingt in seinen starren Bann uns wieder,
In freudelosem Beieinandersein.

Der Zeiger rückt — wie diese Stunde schleicht!
Die laue Maiennacht auf Zauberschwingen
Will düfteschwer zu uns ins Zimmer dringen —
Uns kann kein Frühlingstraum Erlösung bringen —
Und meine Hand am Glase zittert leicht.

*

Der Jüngste / Von Paul Alexander Schettler.

Zwei Brüder von ihm waren draußen, im Westen der eine, der andere im Osten. Nur er, der Jüngste, mußte noch die Schulbank drücken, durfte seinem sehnsüchtigen Wunsche nicht nachgeben, mit hinaus zu können, um seine jungen Kräfte dem Dienst des Vaterlandes zu weihen.

Lange Monde dauerte nun schon der Krieg. Er, der Jüngste, hatte alles tief im Innersten miterlebt, was die Großen durchzitterte in der schweren, ernsten Zeit. Als die Brüder Abschied nahmen, wie hatten ihre Augen geleuchtet. Wie hatten Vater und Mutter zu ihren Söhnen emporgeschaut. Nur er, der dritte, der jüngste, stand abseits. Man reichte auch ihm die Hand und beachtete ihn doch kaum. Und keiner vermeinte wohl, wie heiß auch in ihm die Sehnsucht der anderen brannte, mit hinaus zu dürfen, um sich als ein Held und Mann zu bewähren.

Nach den gewaltigen ersten Tagen des Sturms hieß es für ihn, sich wieder in die alltägliche Ordnung einzufügen, tagaus und tagein in die Schule gehen, „büffeln", als gäbe es nichts Wichtigeres zu tun für einen deutschen Jüngling. Aber er war ja der Jüngste.

Es kamen die Feldpostbriefe der Brüder. Man schrieb ihnen wieder und schickte ihnen Pakete ins Feld. Auch er schrieb ihnen, und es war die verhaltene Sehnsucht nach dem außerordentlichen Erlebnis, das ihm die Feder führte. Und einmal teilte er Herbert, dem Ältesten, seine heißen Wünsche mit: ob er in seinem Alter nicht als Kriegsfreiwilliger angenommen werden könne? Herbert schrieb ihm, daß er doch noch älter werden müsse. Der Krieg sei kein Spiel, der brauche ganze Männer, keine Halberwachsenen. Er möge versuchen, Vater und Mutter die schweren Stunden leicht zu machen und die Sorgen zu verscheuchen. Nicht jeder könne an der Front stehen. Aber jeder könne sich in seiner Weise verdient und nützlich machen.

Digitized by Google

Dieser Brief des älteren Bruders hatte ihn tief verletzt. Sah es nicht so aus, als ob er ein unreifer Bursche wäre, ein halbes Kind noch? Aber sie hatten ihn ja immer noch als ein Kind behandelt. Oh, sie sollten sehen, daß er seinen Mann stand trotz seiner Sechzehn. Aber freilich, wie wollte er das ihnen zeigen? Er mußte warten, sich gedulden. Der Krieg ging ja nicht zu Ende. Vielleicht kam auch seine Zeit noch. Nur umso tiefer bohrte der Ehrgeiz und Wunsch in ihm, es den Brüdern gleich zu tun.

Monate währte der Krieg. Beide Brüder hatten sich längst das Eiserne geholt. Im Westen der eine, der andere im Osten. Nur der Jüngste saß noch daheim, die brennende Hoffnung im Herzen. Da schlug auch ihm die Stunde der Befreiung.

Zu seinem siebzehnten Geburtstage hatte er nur den einen Wunsch geäußert, der nun schon monatelang sein Herz bewegte: sich freiwillig stellen zu dürfen. Vater und Mutter waren ernst geworden. Dann hatten sie gemahnt, geraten, gebeten, er solle wenigstes warten, bis das Vaterland ihn rufe, und Mutter hatte sogar geweint, daß sie ihren Jüngsten noch hergeben müsse. Aber Erich war standhaft geblieben. Er hatte still und heiß um die Zustimmung gekämpft, hinaus zu dürfen. Und die Zustimmung wurde ihm endlich vom Vater erteilt.

Nun sollte sein langgehegter Wunsch in Erfüllung gehen. Das Infanterieregiment, das in der Nachbarstadt garnisoniert war, hatte ihn genommen. Morgen schlug die Stunde der Freiheit und der neuen, größeren Pflicht. Dem jungen Rekruten schlug das Herz, als es hieß, das nötigste zusammenpacken, um morgen in aller Frühe auszurücken.

Noch eine Nacht, die letzte Nacht, würde er im Vaterhause, in dem vertrauten Raume seines Zimmerchens schlafen, dann ging es hinaus in das große Unbekannte, das düsterlockende Manneserlebnis, den Krieg.

Als er jubelnd das Ergebnis seiner Gestellung den Eltern mitteilte, hatte ihr uneingestanden bedrücktes Wesen ihn plötzlich stumm und ernst gemacht. Schweigend hatten sie zu dritt am Mittagstisch gesessen. Er hatte kaum aufzublicken gewagt, da er das Auge der Mutter oft auf sich gerichtet fühlte.

Dann war er in seine Stube gegangen. Seltsam, wie hatte er sich auf diese Stunde gefreut, wie hatte er diesen Tag herbeigesehnt, da es Abschied nehmen hieß, und hinausziehen als Mitkämpfer im gewaltigsten der Kriege. Und nun, da seine Erwartungen zu Erfüllungen wurden, da sein Traum Wirklichkeit geworden, war ihm so eigen dumpf, so schwer zumute, daß es ihm alle Freude benahm.

Er ging in seinem Zimmer auf und ab, und blieb vor seinem Bücherbrett stehen. Er nahm den Homer vom Brett herunter und blätterte in den Seiten. Die Schule tat sich vor ihm auf. Der alte Professor Kirchner stand wieder neben ihm, hüstelnd und mit dem Kopfe nickend: „Präparieren, Helbig, präparieren!" Neben ihm aber saßen die Kameraden erregt und zerstreut, und wie ein leises Raunen ging es durch die Reihen der Bänke: ein neuer Sieg. . .

Zwischen den Zeilen des griechischen Dichters aber sah er das Schlachtfeld ausgebreitet und die stürmenden feldgrauen Kolonnen. Sein Herz klopfte laut, und das Blut schoß ihm heiß in die Schläfen, vor seinen Augen flimmerten und tanzten Farbenflecke, und er stockte in der Übersetzung. . . .

Ja, ja, Herr Professor, jetzt heißts nicht mehr präparieren, dachte Erich, und schob den zerlesenen Schulband in die Lücke der Bücherreihe. Aber obwohl er fast triumphierend lächeln mußte, bei dieser Erinnerung blieb sein Herz doch bedrückt und und belastet.

Abschied nehmen hieß es. Wer weiß, auf wielange, wer wußte überhaupt, ob er . . . doch nein, jetzt nicht, diese Gedanken! Gewiß würde er wiederkommen, und wenn er dann wieder hier einträte, dann sollte auch seine Brust das Eiserne schmücken. Und das Zimmer, das alte Bett, der Schrank, der Ofen, die Studierlampe mit dem Gußeisenfuß, bei der er so oft „gebüffelt", sollten über ihn staunen. Selbst das Spielzeug, das da oben auf dem Schranke noch verstreut umherlag und verstaubte!

Er reckte den Arm und seine Hand ergriff wie zufällig eine kleine verrostete Luftbüchse. Verbeult und verbogen hatte sie jahrelang da oben gelegen. Kinderhände hatte sie einst gespannt und gehandhabt, wie jetzt die sehnige Faust des Jünglings das Gewehr umspannen würde.

Dieses Kindergewehr — mit welcher Wonne hatte es einst der Knabe unter dem Weihnachtsbaum hervorgeholt! Deutlich stand ihm das Bild jetzt wieder vor Augen: und jetzt, Gerümpel, nichts weiter. Und doch hing so mancher goldene Kindertraum daran, und als er es nun wieder an seinen Platz legte, beschlich es ihn, wie eine wehe Rührung.

Aber nicht nur Bücher und Spielzeug, alles, was er hier zurückließ, das fühlte er, war mit seinem bisherigen Leben durch feine, unsichtbare Fäden verbunden.

Er stieß die Kommode auf, in deren schweren, wurmstichigen Schubladen die Jugendjahre so viel aufgestapelt hatten. Schulhefte, die Briefmarkensammlung, die ersten Gedichte, Briefe. . .

Ach ja, die Briefe mit dem seidenen, kreuzweis umschlungenen Bändchen! Was brauchte er darum noch einmal zu erröten? Warum begann sein Herz noch einmal so hastig zu klopfen? Das war doch alles vorüber, längst — das heißt, vor einem halben Jahre schon. Ob „sie" an ihn denken würde, wenn er morgen früh . . .

Digitized by Google

Aber ihre Briefe konnte er natürlich nicht hier zurücklassen. Wie leicht mochte ein anderer darüber kommen, wenn er erst draußen war. Keine ruhige Minute würde er im Felde haben bei dem Gedanken, daß diese beredten Dokumente der schönsten Zeit seines Lebens „entweiht" werden könnten. Er konnte die noch immer so heimlich nach Reseda duftenden Briefchen, die er aus der verborgensten Ecke der Schublade hervorgeholt, nicht fremden Augen und Händen überlassen, und selbst der Mutter Augen nicht. Schon der Gedanke trieb ihm die Röte der Scham ins Gesicht. Und mitnehmen? Daran war nicht zu denken, nein!

Ob er sie sogleich verbrannte? Das war leichter gedacht als getan. Sie waren ihm doch wie ein Heiligtum gewesen, wenn jetzt auch alles aus war. Der alte Ofen würde der verschwiegenste Verwahrer seiner Geheimnisse sein. Wie er verschmitzt knisterte, der rußige Gesell! Erich zögerte das Päckchen Briefe und Gedichte in der Hand wiegend.

Da — klapperten Schritte die knarrende Treppe herauf. Mutter kam. Erich riß die Ofentür auf und stopfte das Päckchen in die Glut. Rasch warf er den eisernen Riegel zu. Beinahe hätte er sich verbrannt dabei.

Hei, wie das Feuer im Ofen emporschlug, wie die Flamme nach den zarten Liebesbeweisen züngelte, wie sie schnalzend und kichernd den Dokumentenstoß seliger, junger Leidenschaft aufzehrte. Und der sonst leidenschaftslos vor sich hinflackernde Ofen wurde mit einemmal rot, seine schwarzen Backen glühten so purpurn auf, als mache ihm, dem Alten, soviel ungewohnte Herzensergießung auf einmal den Kopf warm. . .

„Aber Erich," sagte die Mutter, die indessen zur Türe eingetreten war, „was treibst du denn, Kind, ganz gerötete Augen hast du bekommen, mein Junge?"

„Ach, der Ofen qualmt nur so," sagte Erich heiser, „aber nicht wahr, Mutter, du sagst nicht mehr Kind zu mir, jetzt, wo ich —"

Er stockte und lag plötzlich, er wußte nicht, wie, schluchzend an der Mutter Schulter; der Mutter Hand aber strich leise zitternd über sein Haar.

Wieder knarrten die Treppenstufen.

„Vater!" fuhr Erich auf und rieb sich die Augen.

„Dacht' ich's mir doch, daß ich euch hier finden würde," brummte der Vater, als er zur Tür hereintrat, „na, Mutter, so verstört? Und du, Erich? Ihr habt doch nicht etwa —"

„Der Ofen —", sagte die Mutter mit verschleierter Stimme und tupfte sich die Augen.

„Ja, er qualmt so!" stammelte Erich.

„Das stimmt, im ganzen Hause riecht es verbrannt," sagte der Vater, „aber nun kommt! Wir wollen den Abschied von unserem Nesthäkchen bei einem Glase Wein feiern und auf baldigen Sieg und Wiederkehr trinken. Donner und Doria", wetterte er und wischte sich mit dem Ärmel über die Augen — „Dieser Ofen qualmt wirklich ganz infam!"

Und sie schritten selbdritt die knarrende Treppe hinab.

*

Deine Heimat

Ich möchte dir den Frieden geben,
Und bringen dir den Sonnenschein,
Und Rosen streuen in dein Leben . . .
Ich möchte dir die Heimat sein!

Dein Pfad war ohne Licht und Helle,
Und unruhvoll und friedelos.
Komm' über meines Herzens Schwelle!
Dann bist du nicht mehr heimatlos!

Dann pflück' ich Rosen, sie zu streuen
Auf deinen Weg mit leiser Hand.
Tritt ein, der Sonne dich zu freuen!
Oh! komm! oh! komm ins Heimatland!

Die düstern Schatten geh'n und weichen.
Vorbei ist unruhvoller Schmerz.
Oh! Laß dir Rosen, Rosen reichen!
Sieh! deine Heimat ist mein Herz!

Elisabeth Haspelmacher.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Anton Fendrich: **Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916.** Mit Beiträgen von Karl Bröger, Dr. H. Dekker, Karl Ettlinger, Dr. Ludwig Finckh, Dr. Kurt Floericke, Gorch Fock, P. Langbein, Hermann Löns, Alfons Petzold u. a. Mit Zeichnungen von Fritz Bergen, R. Oeffinger und Willy Planck. Preis 40 Pf., Sammler-Ausgabe 1 M. Stuttgart, Frankhsche Verlagshandlung.

Ein Streit in einer bayerischen Kompagnie. Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend an die köstlichen Hebelschen Kalendergestalten des Zundelfrieders und des Zundelheiners? Sie sind, wenigstens nach ihrer guten Seite hin, auferstanden in der von dem bekannten volkstümlichen Schriftsteller Anton Fendrich entdeckten und in seinem neuen, soeben erschienenen, mit vielen guten Bildern geschmückten „Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916" (Frankhsche Verlagshandlung, Stuttgart, 40 Pf. Sammler-Ausgabe 1 M.) geschilderten Gestalt des Max Bosch. Mit diesem Namen bezeichnet Fendrich einen wackeren deutschen Feldgrauen, und es sind höchst lustige Dinge, die er von ihm zu berichten weiß, lauter gute, treuherzige, oft sogar ganz „barbarische" Stücklein, wie man sie von einem solchen Prachtkerl auch gar nicht anders erwartet. Außer seinen eigenen Streichen berichtet uns Max Bosch aber auch eine nette Unterredung zwischen zwei seiner Kompagniekameraden, beide Bayern, die miteinander Streit bekommen hatten. Sagt der eine: „Gelt, hast heut' auch noch kein' Backzähn' g'schluckt?" Antwortet der andere: „Und du bist auch no nit auf em Verbandplatz aufg'wacht!?" Meint wieder der erste: „Wenn d' nit ruhig bist, kannst di morgen in d'r Verlustlisten lesen!" Und der andere drauf: „Und wenn du no Gruß an deine Hinterbliebenen ausz'richten hast, dann beeil di!" Der Bosch, der alles das hört, nimmt ein Stück Holz uno fängt an, daran herumzuschnitzen. Fragt der erste der Bayern: „Was machst da?" Sagt der Bosch: „Ich mach' nur grad noch die G'abschrift: Hier ruhen zwei treuherzige Bayern." — Auf den übrigen reichhaltigen Inhalt des Kalenders mit seinem schönen Titelbild-Kunstblatt und den vielen andern guten Bildern sei nur kurz hingewiesen: auf den für jedermann, besonders aber für den Feldsoldaten wertvollen astronomischen und zoologischen Teil, den jedes Monatsblatt bietet, auf die guten Erzählungen, die „Feldpredigt", endlich auf die den Feldsoldaten ganz besonders anregenden Stücke: „Sonne, Mond und Sterne als Wegweiser" (mit zwei Bildern) und: „Eine Kugel kam geflogen", eine lehrreiche Betrachtung über des menschlichen Körpers Wund- und Wunderheilkraft, den deutschen Feldsoldaten gewidmet (mit vier Bildern) usw. — Bei Bezug des Kalenders in größerer Anzahl zum Versenden ins Feld treten Partiepreise ein.

Mit unsern Mörsern gegen West und Ost. Aus dem Kriegstagebuch eines Bataillonskommandeurs. Mit 9 Abbildungen. 1916. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Preis 1,25 M.

Unsere schwere Artillerie hat in diesem Kriege in der offenen Feldschlacht wie in den Kämpfen um „unüberwindliche" Festungen die größten Triumphe gefeiert. Daher sind Schilderungen aus dem Bereiche dieser erfolgreichen Waffe, deren vernichtende Wirkung wir daheim so oft staunend und jubelnd begrüßt, während sie bei unseren Feinden Schrecken und Verderben verbreitete, von vornherein einer besonders dankbaren und beifälligen Aufnahme sicher. Kann man doch hoffen, daraus genaue Nachrichten und Aufschlüsse über ihre Tätigkeit zu empfangeu. So wird man namentlich diese persönlichen Kriegserlebnisse eines Bataillonskommandeurs der Fußartillerie willkommen heißen und mit Spannung lesen. Der Verfassnr gibt seine vielseitigen Kriegserfahrungen und Eindrücke sehr unterhaltend und packend wieder. Er hat sie, während er von einer schweren Verwundung genas, für den Druck bearbeitet. Wir begleiten das „bespannte Mörserregiment" auf seinem Vormarsch und zur Feuertaufe, erleben den Fall von Longwy und die Kämpfe gegen die Sperrforts im Westen, lernen die Einwohnerschaft in Feindesland im Verkehr mit unseren Truppen kennen. Später kämpft das Regiment auf dem östlichen Kriegsschauplatz und unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Hindenburg. Mehrere Abbildungen schmücken die fesselnden Aufzeichnungen, die sich den im gleichen Verlage erschienenen andern auserlesenen Kriegstagebüchern von Mitkämpfern würdig anschließen.

Vermischtes

Über das „Eiserne Kreuz" finden sich in den Denkwürdigkeiten des preußischen Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen einige interessante Zeilen. Bei der Schilderung der Vorgänge im Anfang des Jahres 1813 heißt es dort: „Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König Friedrich Wilhelm jetzt auch mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dies die Stiftung des Eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königs, sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung, selbst in Händen gehabt. Es war dies in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigentümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigeu Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand, und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Wert und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsch ihn zu erwerben, mehr als eine kühne Tat." Wenn auch heute das Kreuz nicht mehr lediglich für kühne Taten, das heißt „im Feuer" erworben, sondern auch allgemein für Verdienste auf dem Kriegsschauplatz oder in der Etappe verliehen wird, so darf man doch Boyens Ausführungen auch jetzt noch voll beistimmen, denn die Originalität des Gedankens ist so augenfällig, daß unsere Feinde es im „Kriegskreuz" Frankreichs, im „Viktoriakreuz" Englands nachgeahmt haben, und der „Eiserne Halbmond" hat es ins türkische übersetzt.

Inhalt des Heftes 21: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Die Kartenlegerin. Roman von Horst Bodemer. — **Beiblatt:** Lied der Mutter. Gedicht von Martin Borns. — Die Allerärmste. Skizze von Marie Pego. — Nocturno. Gedicht. — Der Jüngste. Von Paul Alexander Schettler. — Deine Heimat. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 19. Februar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 22

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

2. Fortsetzung.

„Dazu kann ich einen Beitrag liefern", warf jetzt Grot ein. „Ich war heute Nachmittag in der Stadt. . . Ich kehre nach alter Gewohnheit beim Kaufmann Gonschorowski ein, wo die Sozialdemokraten . . unter den kleinen Handwerkern der Stadt gibts 'ne ganze Menge davon . . ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Während ich meine Besorgungen im Laden aufgebe, kommt ein Reiter vor die Tür gesprengt. Wer ist's? Der Brennereiführer von Orczechowken, Rostek. . Fein in höchster Gala, wie ein Oberinspektor. ‚Mensch, Rostek', sage ich zu ihm. ‚Plagt Sie der Deuwel? Sie tragen die sozialdemokratische rote Fahne? ‚Ja, Herr Grot, sagt er, was soll man machen? Es ist ja kein Zwang dabei, aber er ist doch nun einmal der Herr. . . und ich muß das schon der Leute wegen.' ‚Mensch,' sage ich, ‚sind Sie denn Sozialdemokrat?' . . ‚Ach wo, kein Gedanke, Herr Grot,' sagte er. Ich lache. ‚Was sind Sie denn nach Ihrer Überzeugung, wenn man fragen darf?' . . . ‚Herr Grot, ich bin streng konservativ. . .' ‚Na, na,' erwiderte ich. . . ‚Aber Sie können mir glauben, ich bin doch Vorsitzender des Kriegervereins in Bialla. . . . Deswegen bin ich heute reingekommen. Wir haben außerordentliche Sitzung . Bei der letzten Versammlung ist ein Kerl beim Kaiserhoch sitzen geblieben, den wollen wir heute rausschmeißen."

Der Erzähler kam nicht weiter, denn es erhob sich ein ungeheures Gelächter. . . „Das ist vorzüglich. . . Der Mann kann sich für Geld sehen lassen", rief Lottermoser.

„Nein," erwiderte Meybusch ernst, „er glaubt seinem Herrn gegenüber die Pflicht erfüllen zu müssen. Im Grunde genommen versteht er von der Politik ebensoviel wie der Esel vom Harfenspiel. Er ist konservativ, weil das, sagen wir mal, als selbstverständlich gilt, daß die Konservativen mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen. Wären die Nationalliberalen Regierungspartei, würde er ebenso selbstverständlich nationalliberal sein. Er würde in die schwerste Verlegenheit geraten, wenn Sie ihn nach dem Unterschied zweier Parteien, da, wo sie es können, ähnlich machen, Mann, der einen großen technischen Betrieb leitet. Nun stellen Sie sich aber erst die Tagelöhner und Bauern vor. Ich entschleiere doch kein Geheimnis, wenn ich sage, daß die letzte Wahl nur durch Schnaps gemacht worden ist. Ich will übrigens zugeben, daß die anderen Parteien, da, wo sie es können, ähnlich machen das heißt von ihren Machtmitteln Gebrauch machen. Ich weiß, daß fortschrittliche Gutsbesitzer ihre Leute ebenso geschlossen zur Wahlurne geführt haben, wie die Konservativen."

„Sie nicht?" warf Lottermoser ein.

„Nein, lieber Freund", erwiderte Meybusch. „Das kann mir mein Pastor bezeugen, daß ich es durchaus vermieden habe, auf meine Leute einzuwirken. Ich habe sogar meinem Vogt, der mir durch Verteilung fortschrittlicher Stimmzettel einen Gefallen zu erweisen glaubte, das Handwerk gelegt."

„Dann bist du ein weißer Rabe", lachte Grot.

Digitized by Google

„Ach nee, Hans, bloß ein ehrlicher Kerl. Ja, was ich noch sagen wollte, die Maifeier wird für Gebhard noch einen metallischen Nachgeschmack haben. . . Gegen Abend erschien der Gendarm auf dem Festplatz, schrieb sich alle erwachsenen männlichen Teilnehmer auf und löste die Versammlung auf. Im vorigen Jahr hat er hundert, der Fahnenträger fünfzig und jeder Teilnehmer fünfzehn Mark Ordnungsstrafe wegen Übertretung des Versammlungsgesetzes blechen müssen. Wahrscheinlich wird der Landrat diesmal die Preise noch ein bißchen anziehen. Gebhard bezahlt den ganzen Schwamm kalt lächelnd aus seiner Tasche und schickt . . . das ist eine sehr feine Bosheit gegen den Landrat . . . genau denselben Betrag an seine Parteikasse."

„Wie ist der Mann bloß zu dieser politischen Gesinnung gekommen?" fragte Goller.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, Herr Hauptmann", erwiderte Meybusch. „Sein Vater stand schon sehr weit links. Der alte Herr hielt sich hier zur Fortschrittspartei. Er betonte aber stets, daß er eigentlich auf dem Boden der süddeutschen Demokraten stände. Der Waldemar, sein Sohn, hat also schon die demokratische Gesinnung sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Er war schon auf der Schule . . ich habe mich ja ebenso wie Grot bis zur Prima Schulter an Schulter mit ihm gescheuert . . still und versonnen. Dabei für alles Schöne und Gute begeistert. Dann ging er nach Berlin und hat dort alles Mögliche studiert. Dabei ist er in den Kreis jugendlicher Schwärmer geraten, aus denen eine ganze Anzahl sozialdemokratischer Führer hervorgegangen ist, mit denen ihn noch jetzt eine intime Freundschaft verbindet. Er hätte schon längst Abgeordneter sein können, aber das will er nicht, er trägt nur hier seine Haut als Zählkandidat zu Markte. . ."

„Es muß auch solche Käuze geben", warf der Pastor ein.

„Der Ausdruck dürfte auf meinen Freund Gebhard schlecht passen", erwiderte Meybusch eifrig. „Das ist ein Idealist von reinstem Wasser, der durch seine Parteinahme für die Sozialdemokraten seinem Volk und der ganzen Menschheit am besten zu dienen glaubt. Ein bißchen Tragik ist auch dabei. Er hat sich, als er das Gut übernahm, in ein bildhübsches Mädel, das kaum die Kinderschuhe vertreten hatte, die Tochter seines Vogts, heftig verliebt. Solche Vorkommnisse auf Gutshöfen pflegen meistens anders zu verlaufen. Gebhard brachte das Mädel bei einer sehr verständigen alten Dame in der Stadt unter, wo sie einen sehr sorgfältigen Privatunterricht erhielt. . . . Mit zwanzig Jahren war ihre Erziehung abgeschlossen und da heiratete er sie. Eine kluge, feine, gebildete Frau. . . Nur ein Posten stimmte in seiner Rechnung nicht: die Frau teilt seine politische Überzeugung nicht. . . Ja Gebhard hat mir, natürlich im Vertrauen mitgeteilt, daß sie auch die beiden Söhne von achtzehn und siebzehn Jahren auf ihre Seite gezogen hat."

„Ein eigenartiges Schicksal", meinte Goller nachdenklich. „Wenn man so überlegt, dann könnte man wirklich dazu kommen, die freie Willensbestimmung des Menschen auszuschalten. Unsere Überzeugung, unsere Willensäußerung sind doch alles nur die Folgen der Ideen, die uns von frühester Jugend an suggeriert worden sind und über uns Macht gewonnen haben."

„Erlauben Sie mal, Herr Hauptmann," warf jetzt der Pastor eifrig ein, „Sie vergessen die Vorsehung, die alle unsere Schritte lenkt. Dadurch allein schon ist unser Wille gebunden."

„Mensch, Pastor, Sie reden sich um Hals und Kragen. Ich müßte Sie eigentlich wegen falscher Lehre beim heiligen Konsistorium verklagen. Nach Ihrer Lehre könnte ja jeder Dieb, jeder Mörder sich damit entschuldigen, daß er für sein Verbrechen nichts kann. . . . Die Vorsehung habe seinen Willen gelenkt."

„Ungefähr so weit sind wir schon", warf Grot ein. „Es gibt doch keinen größeren Strafprozeß mehr, wo nicht ein halbes Dutzend Sachverständige zugezogen werden, die den Verbrecher auf seinen Geisteszustand untersuchen müssen."

„Ja, sehr richtig," fiel Lottermoser ein, „und in Berlin sollen mindestens einige hundert Verbrecher rumlaufen, die, wenn sie gefaßt werden, sich darauf berufen können, daß sie schon mal wegen Verrücktheit freigesprochen worden sind."

Digitized by Google

Die drei Damen hatten sich, wie es in Ostpreußen Sitte ist, nach dem Abendessen von den Herren abgesondert und fleißig im Wohnzimmer musiziert... Dann brachte Frau Meybusch, eine sehr lustige und temperamentvolle Dame von etwa vierzig Jahren das Gespräch auf Herrn von Gerlach. „Sag mal, Lena, was tut der Jüngling den ganzen lieben Tag?"

Lena lachte. „Ist der junge Mann so interessant, daß du dich auch mit ihm beschäftigst?"

„Na, erlaube mal, als Mutter einer beinahe erwachsenen Tochter..."

„Ach so", erwiderte Lena lächelnd. „Na, dann kann ich dir nur sagen, daß der Tag bei Herrn von Gerlach nicht sehr lang ist. Er kommt erst gegen Mittag zum Vorschein. Dann reitet er aufs Feld. Gegen Abend führt er die Büchse ein Stündchen spazieren..... Beim Dunkelwerden erscheint er bei uns, um sich vom Vater Bericht erstatten zu lassen."

„Und dann fährt er nach der Stadt, um erst im Morgengrauen wiederzukehren...." fiel Frau Meybusch ein.

„Eigentlich selten... Meistens bekommt er Besuch von jungen Offizieren... Auch die Dragoner haben sich mit ihm angefreundet. Aber ein paarmal in der Woche sitzt er mutterseelen allein zu Hause."

„Dabei müssen ihm ja Hörner wachsen."

„Ach nein, Tante, er studiert fleißig landwirtschaftliche Bücher..."

„Oder er schmökert pikante Romane... Lena... Lena, ich fürchte, du schnappst uns Müttern den fetten Bissen vor der Nase weg. Solch ein wohlwollendes Mitgefühl mit einem Jüngling ist sehr verdächtig..."

„Aber Tante, ich bitte dich..." Lena war rot geworden bis in die Stirn hinein. Sie stand heftig auf, wandte sich ab und trat ans Fenster...

---

6. Kapitel.

Grot war jetzt mit seinem jungen Herrn sehr zufrieden. Er empfand es als eine Aufmerksamkeit, daß Gerlach ihn nicht zu sich bitten ließ, sondern selbst zu ihm kam, um sich mit ihm über die Wirtschaft zu besprechen. Das Besprechen bestand darin, daß der alte Inspektor seinem Herrn etwas erzählte und daß dieser dazu nickte. Eines Abends fragte Gerlach nach den neugekauften Pferden. Grot lachte grimmig.

„Sie haben sie ja in der Hürde gesehen. Die waren alle mit Kalk gefüttert, darum sind sie so eingefallen, und der zweite Rappe ist gemailacht, das heißt er ist durch Abfeilen der Zähne jünger gemacht... Nach meiner Schätzung hat er mindestens dreizehn, vierzehn Jahre."

Gerlach nickte nur. Eine Weile saß er schweigend. Dann raffte er sich zusammen und sagte: „Sagen Sie mal, lieber Herr Grot, ich habe eine Frage an Sie, die eine Bitte enthält: könnten Sie mich nicht in Ihren Umgangskreis einführen?"

Der alte Herr sah überrascht auf. „Das könnte ich schon, ich fürchte nur, Sie werden nicht viel Vergnügen davon haben. Mein Freund Meybusch ist ein furchtbarer Speilzahn und Sie haben bei der ersten Bewegung auf dem Pferdemarkt nicht gerade sein Wohlwollen erregt."

Gerlach lächelte. „Das muß ich leider zugeben. Aber lieber Herr Grot, Sie müssen sich auch in meine Lage versetzen. Ich komme aus dem Westen ganz fremd hierher. Der ganze Zuschnitt Ihres Lebens und Ihrer Anschauungen, kurzum alles, was mir entgegentritt, ist mir neu .. und ungewohnt... und ich kann mich nicht ganz leicht hineinfinden."

„Das will ich schon glauben."

„Na ja, sehen Sie mal, lieber Herr Grot, ich habe wohl auch nicht in den ersten Wochen das richtige Verhältnis zu Ihnen gefunden. Ich habe mich zu Ihnen etwa so gestellt, wie mein Vater zu seinen Werkmeistern in der Fabrik..."

„Das habe ich gemerkt", lachte Grot.

„Na ja, das müssen Sie auch schon durch meine Unkenntnis der Verhältnisse entschuldigen."

„Was hat Sie denn eigentlich hierher verschlagen?"

„Das will ich Ihnen offen sagen.... Meine Familie stammt aus Ostpreußen. Mein Großvater war hier ansäßig. Mein Vater, ein unruhiger Geist, ging in die Welt und wurde mit Hilfe seiner Heirat Fabrikbesitzer.

Digitized by Google

Er schwärmt noch immer für Ostpreußen. Na und als ich aus Übersee zurückkam und so gar keine Begabung zum Geschäftsmann zeigte, machte er mir den Vorschlag, nach Ostpreußen zu fahren und mich hier anzukaufen. Das habe ich getan und nun sitze ich hier. . ."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich habe mir das Leben hier vergnüglicher gedacht. Große Geselligkeit. . ."

„Daran mangelt es Ihnen doch nicht . . . Sie können doch jeden Tag mit den jungen Offizieren zusammen sein. . ."

„Das ist auch kein ungetrübter Genuß", bekannte Gerlach lachend. „Die jungen Herren simpeln entweder Fach oder sie sprechen über die Jagd, von der ich auch nichts verstehe. Und dann jeuen sie stundenlang mit dem größten Eifer um Markstücke. . ."

Der alte Herr sah überrascht auf. „Ich dachte, Sie jeuen auch gern?"

„Ach lieber Herr Grot, mutzen sie mir doch nicht die Geschichte vom Pferdemarkt auf. . . Da war nur der ‚biedere' Alkohol, wie Sie sagen, daran schuld. Ich bin es gewohnt, einen leichten Schoppen Mosel zu trinken und in fröhlicher Gesellschaft auch zwei oder drei . . . Aber hier der schwere Rotwein und dann wird zur Abwechslung Grog getrunken und dazwischen noch ein Kognak oder Korn. ." Er schüttelte sich. „Das vertrag ich nicht. . . Das schmeckt mir auch nicht. . . Wenn wir jungen Leute mal über die Schnur schlagen wollten, machten wir uns eine leichte Bowle oder tranken französischen Champagner. . ."

Grot lachte. . . „Wie wär's Herr von Gerlach. . . Ich pflege um diese Zeit immer ein Schlubberchen Grog zu trinken. Das regt so milde an und gibt Appetit zum Abendbrot. . Wollen Sie mithalten?"

„Sehr gern, Herr Grot. . ."

Der alte Herr drückte auf einen Knopf, der die Verbindung mit einem dienstbaren Geist herstellte. . . Kaum eine Minute später trat Lena mit einem Teebrett ein, das bereits zwei Gläser enthielt. „Ich war gerade im Nebenzimmer und hörte, was du sagtest. Guten Abend, Herr von Gerlach. . . Wohl bekomms."

Während sie nachdenklich den Zucker mit heißem Wasser verrührten, begann Grot: „Ich möchte mich mal Ihnen gegenüber offen aussprechen. Die Sache mit dem Turbineneinbau und der Elektrizität ist leider schon im Gange. Aber mit dem Bauen möchte ich Sie doch bitten, noch ein Jahr zu warten. . ."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Mein Freund Korff, der vor wenigen Tagen aus Riga zurückgekommen ist, behauptet steif und fest, daß wir noch in diesem Jahr Krieg bekommen werden."

„Die Offiziere sprechen auch davon. Aber da ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens."

„Na, es scheint doch ziemlich sengerig zu stehen. Da wäre es Leichtsinn, Geld in die Gebäude zu stecken," die noch ganz gut zehn Jahre stehen können."

„Wenn Sie das meinen, Herr Grot. Ich habe so wie so in diesen Tagen eine größere Zahlung für ein teures Auto, das ich mir angeschafft habe. . . Schütteln Sie nicht den Kopf, lieber Herr Grot. Ich habe nun mal eine leichte Hand, mein Geld auszugeben, aber da ich eben durch Ihren Rat einige hunderttausend Mark erspart habe. . . Außerdem wird das Auto sehr gute Dienste leisten, wenn wir vor den Russen ausrücken müssen."

Nach einer Weile erschien Lena mit heißem Wasser für das zweite Glas Grog . . und als das ausgetrunken war, bat sie zum Abendbrot. „Herr von Gerlach, wenn Sie mit einem einfachen Butterbrot vorlieb nehmen wollen?"

„Sehr gern, gnädiges Fräulein."

Es war selbstverständlich, daß Gerlach auch nach dem Abendbrot im Inspektorhaus blieb. Er erwies sich als ein Mensch, der angenehm und geschickt zu plaudern verstand. Die blasierte Miene war von ihm abgefallen. Er lachte lustig, wenn Grot eine seiner in der ganzen Umgebung berüchtigten Jagdschnurren zum besten gab. Schließlich kam er mit der Bitte hervor, Lena möchte ein bißchen musizieren. Sie ließ sich nicht nötigen, sondern setzte sich an den Flügel und spielte. . . Als sie an den Tisch zu den Herren zurückkehrte, fragte sie Gerlach, ob er auch musikalisch wäre.

„Ja und nein", erwiderte er lachend. „Ich kenne keine Note, aber ich spiele Klavier." Er erhob sich und setzte sich an den Flügel. „Wollen Sie mir mal irgendein Lied sagen."

Digitized by Google

„Die Sänger von Finsterwalde", rief Vater Grot. . . Im nächsten Augenblick schon griff Gerlach in die Tasten. Lena richtete sich erstaunt auf und lauschte. Das war ja der richtige Trauermarsch. . . Schwermütige Moll-Akkorde, aber die Melodie war unverkennbar. Sie sah, daß der Spieler fast nur die Obertasten benutzte. . . Mit einemmal verfiel er in die triviale Melodie selbst. . . und dann spitzte er den Mund und begann zu pfeifen . . mit einem Wohlklang, den Lena noch wie von einem Menschenmunde vernommen hatte. Doppeltöne, Triller, die nur so rollten. . .

„Herr von Gerlach," rief Grot, als das Spiel verstummte, „Sie können nie untergehen, wenn Not am Mann ist, treten Sie in Berlin im Wintergarten auf. . . Aber nun bitte ich noch um das schöne Lied: „Ach da sitzt eine Flieg' an der Wand, Flieg' an der Wand, Flieg' an der Wand."

„Das kenne ich leider nicht."

„Lene, spiel es mal vor." Lachend folgte die Tochter Aufforderung, und nun war sie selbst erstaunt, was Gerlach aus der einförmigen kindischen Melodie machte. . .

Es war ziemlich spät geworden, als Gerlach sich verabschiedete, denn der alte Herr hatte unbändiges Gefallen an dem Pfeifen gefunden und stellte ihm immer neue Aufgaben. Beim Abschied sagte Lena:

„Sie besitzen ein sehr großes Talent, das Sie nicht stecken lassen sollten. . . Sie müßten nach Noten üben. . ."

„Wozu, gnädiges Fräulein? Sie brauchen mir nur ein Musikstück zwei- oder dreimal vorzuspielen, dann habe ich es im Gedächtnis und spiele es Ihnen nach. . ."

„Um so mehr müßten Sie diese große Fähigkeit ausbilden."

„Dazu müßte ich aber einen Flügel haben." In seinen Augen blitzte es auf. „Wissen Sie was, gnädiges Fräulein? Wir fahren mit meinem Auto nach Königsberg. . . Sie helfen mir, einen guten Flügel aussuchen und abends gehen wir in die Oper. . ."

„Immer forte piano, immer forte piano", rief Vater Grot dazwischen. „Und wer fährt als Ehrendame mit?"

„Florentine", erwiderte Lena und ihre Augen leuchteten.

„Florentine? Das ließe sich hören."

„Florentine will doch so wie so in nächster Zeit nach Königsberg, um ihre Aussteuer zu kaufen. . ."

„Hm, hm . . so würde ja die Sache passen. Aber die Sache muß erst eingefädelt werden. Sie müssen nämlich erst in Kurzontken Visite machen und . . . na, wollen mal sehen und uns erst die Sache beschlafen. Gute Nacht, Herr von Gerlach. . . Du, das wird noch mal ein ganz vernünftiger Kerl", sagte er zu seiner Tochter. „Er hat heute mit mir ganz vernünftig gesprochen."

Eine starke Röte stieg in Lenas Gesicht, aber der alte Herr schien es nicht zu bemerken, als er ihr seine struppige Backe zum Gute-Nacht-Kuß hinhielt.

Die Fahrt kam wirklich zustande. Lottermoser wollte zuerst ablehnen, als Korff ihm mitteilte, daß Grot seinen Herrn von Gerlach nach Kurzontken bringen und damit einen Verkehr einfädeln wollte. Aber schließlich gab er nach, und als Gerlach wegen des Vorfalls noch eine Entschuldigung anbringen wollte, schnitt er ihm lachend das Wort ab.

„Sie haben eine mir sehr angenehme Entwicklung beschleunigt, und ich habe auch schon vernommen, daß Sie unseren Getränken nicht gewachsen sind. Die Sache ist vollkommen vergessen."

Das neue Auto, in dem die Mallischker gekommen waren, ein mächtiger Kasten mit zahllosen Pferdekräften, wurde gebührend bewundert und dann eine Spazierfahrt durch das Feld gemacht. Als man abends gemütlich beisammen saß, rückte Gerlach mit seinem Vorschlag heraus und hatte vollen Erfolg. Florentine war erfreut, daß Lena ihr beim Einkaufen behilflich sein wollte. Aber mit einem Tag würde es nicht abgetan sein. . .

„Dann möchte ich Herrn Oberleutnant auch bitten, uns zu begleiten. . ."

Nun war die Sache im richtigen Geleise und am andern Morgen holten Gerlach und Lena das Brautpaar ab. Die Fahrt verlief sehr angenehm und schnell. In knapp drei Stunden war man in Königsberg. Abends wurde die Oper und das Theater besucht, wo man ein sehr zum Lachen reizendes Lustspiel sah, und als man nachher vergnügt zum Abend

Digitized by Google

speiste, schlug Gerlach für den nächsten Tag noch eine Fahrt durch die Badeorte an der samländischen Küste vor: Cranz, Neuschen, Warnicken. . .

Es wurde ein sehr genußreicher Tag, von herrlichstem Wetter begünstigt.

Einige Tage später feierte Grot seinen 60. Geburtstag, wozu sich natürlich sein Freundeskreis ungeladen einfand. Nach dem Abendbrot sonderten sich Grot, Meybusch und Korff im Arbeitszimmer des Hausherrn ab, um in aller Ruhe und Gemütlichkeit ihren Skat zu dreschen. Gebhard wurde als Kiebitz zugelassen. Er sah gern zu und verfolgte das Spiel mit Interesse, aber er rührte grundsätzlich keine Karte an.

In einer Spielpause, als Grot herausgegangen war, fragte er Korff, ob er wirklich daran glaube, daß Rußland gegen uns rüste. Korff bejahte und erzählte kurz, was er in Rußland gesehen und gehört hatte.

„Sie geben sich falschen Befürchtungen hin", erwiderte Gebhard. „Kriegsparteien und eroberungssüchtige Herrscher haben ihre Rolle ausgespielt. Es gibt keine Kriege mehr."

„Aber, lieber Freund, wer soll Rußland daran hindern?"

„Die Furcht vor der Arbeiterbevölkerung. Sobald die Truppen an der Front stehen, bricht in allen großen Städten die Revolution aus."

„Das wollen wir doch nicht so schroff hinstellen", erwiderte Korff.

„Nun dann will ich Ihnen noch was sagen." Gebhard war aufgestanden und gestikulierte lebhaft mit seinen Händen. „Allein kommt Rußland nicht gegen uns auf, das ist ausgeschlossen. Es kann uns nur angreifen, wenn Frankreich mitmacht. . . Das wird aber nicht geschehen, das verhindert die Sozialdemokratie."

„Ach nee, glaubst du das wirklich?" fragte Meybusch ironisch lächelnd.

„Dazu braucht man keinen Glauben, das ist Tatsache. Sobald die organisierte Arbeiterschaft erklärt, wir machen nicht mit, ist jeder Krieg unmöglich. Das wird in Frankreich geschehen, das wird in England geschehen."

„Ein ganz winziges Körnlein Wahrheit steckt in Ihrer Ansicht", meinte Korff. „Aber Sie verkennen die französischen Sozialdemokraten völlig. Wenn es gegen Deutschland gehen soll, sind sie Feuer und Flamme."

„Dann wird unsere Sozialdemokratie die Regierung zwingen, nachzugeben und sich mit den Gegnern in Frieden zu einigen."

Jetzt brauste Meybusch auf. „Mensch, Gebhard, hüte deine Zunge! Du redst dich um Kopf und Kragen. Weißt du, was die friedliche Einigung uns kosten würde? Auf der einen Seite Elsaß-Lothringen für Frankreich und hier unser Ostpreußen für die Russen und womöglich unsere Kolonien für England." Er lachte bitter auf. „Was meinst du dazu? Würde dir das passen, unter der russischen Knute zu leben?"

„Du malst zu schwarz."

„Nicht im geringsten", warf Korff ein. „Ostpreußen ist das mindeste, was Rußland einstecken will. Und das sind ganz plausible Gründe. Stellen Sie sich einmal vor, daß wir den Unterlauf zweier großer Ströme, der Weichsel und der Memel in der Hand haben, deren Ober- und Mittellauf sich in Russisch-Polen befindet."

„Und England haßt uns, weil wir es auf dem Weltmarkt verdrängen. Es will nicht nur unsere Machtstellung, sondern auch unseren Welthandel von Grund aus zerstören", fügte Meybusch hinzu. „Und da wagst du es, auszusprechen, daß deine Partei das Vaterland im Stich lassen könnte, wenn es zu einem Kampf auf Leben und Tod gezwungen wird? Wenn du das für möglich oder wünschenswert hältst, dann sind wir geschiedene Leute, lieber Gebhard. Du weißt, ich habe dir immer die Stange gehalten, weil ich selbst wegen meiner politischen Gesinnung von den Konservativen angefeindet werde. Aber in diesem Punkt hört jede Freundschaft und Rücksicht auf. Übrigens hat deine Partei nicht die Mehrheit im Reichstage, und Eure Leute werden im Kriege genau so brav ihre Pflicht tun wie alle anderen Deutschen."

„Das will ich nicht in Abrede stellen. Wenn ein Krieg uns aufgezwungen wird. . ."

„Na also. . . Wozu der Lärm? Und als alter Freund darf ich dir wohl noch den guten Rat erteilen, in deinen Äußerungen vorsichtiger zu sein. Wir wollen nicht darüber sprechen, nicht wahr Korff? Aber bei anderen

Digitized by Google

Leuten kannst du doch schlimme Erfahrungen machen. Du gibst Karten", rief er dem eintretenden Grot entgegen. „Ich habe das ewige Kriegsgeschrei bis zum Halse satt!"

---

7. Kapitel.

Der erbetene Abschied war Lottermoser mit verblüffender Schnelligkeit bewilligt worden, aber ohne die Versetzung zu den Reserveoffizieren des Regiments. Die Sache kam ihm nicht ganz unerwartet, weil Goller ihm bereits mitgeteilt hatte, daß seine Äußerung gegen das Duell durch weibliche Mitwirkung ihren Weg zum Ohr des Regimentskommandeurs gefunden hatte. Er litt innerlich sehr darunter, obwohl er es nicht zeigen wollte. Korff mußte es den Gutsleuten verbieten, ihn „Herr Leutnant" anzureden, wie es allgemein üblich war. Erst als er sein innerliches Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sprach er sich zu seiner Braut darüber aus. In den Augen der Gesellschaftskreise, zu denen er bisher gehörte, sei ihm ein Makel angeheftet worden. . .

Florentine schloß ihm den Mund mit einem Kuß, und dann flüsterte sie ihm ins Ohr: „Ich bin sogar glücklich darüber, denn wenn jetzt der Krieg ausbricht, brauchst du nicht mitzugehen."

„Du irrst dich sehr," erwiderte er ruhig, „mit dem Augenblick fallen alle solche Kindereien von unserem Heer ab. Und wenn ich *nicht* als Offizier wieder angenommen werden sollte, melde ich mich als Gemeiner. Das wäre ja noch besser, wenn ich aus diesem Vorfall die Berechtigung herleiten wollte, meine Pflicht gegen das Vaterland zu versäumen. Du bist nicht in unseren Anschauungen aufgewachsen, mein Liebling, ich nehme es dir auch nicht übel . . . Aber du wirst es mir nachfühlen, wenn ich auf Beschleunigung unserer Hochzeit dringe . . . Dann fahren wir fort in die weite Welt . . ."

„Aber Ewald, meine Aussteuer ist noch lange nicht fertig." . . .

„Die brauchen wir ja auch nicht." . . .

Die Hochzeit fand in aller Stille statt. Meybusch als Standesbeamter traute das Paar. Eine Stunde später, nachdem sich die Neuvermählten umgekleidet hatten, segnete Pastor Wollschläger das Paar in der kleinen Dorfkirche ein. Die einzigen Zeugen waren Grot und Korff. . . Als die Sonne zur Rüste ging, saß Lottermoser mit seiner jungen Gattin bereits im D-Zug, der sie nach dem Westen entführte. . . In Berlin wollte man sich einige Tage aufhalten und dann weiterreisen nach Oberbayern, Tirol und Salzburg und überall, wo es ihnen gefiel, einige Zeit verbleiben.

Mit Herrn v. Gerlach ging in der nächsten Zeit eine deutliche Wandlung vor sich. Die Besuche der Offiziere dehnten sich nicht mehr bis zum Morgen aus, weil die Truppen an der Grenze damals schon in einer Art Kriegsbereitschaft lebten und ziemlich oft zu Nachtübungen ausrückten, die in Wirklichkeit dem Schutz der Grenze dienten. Die fieberhafte Aufregung, von der die ganze Provinz erfaßt war, hatte in verschiedenen Städten zu einem Ansturm auf die Sparkassen geführt. . .

Ab und zu fuhr Gerlach nach der Stadt, kehrte aber immer zu guter Zeit zurück. . . Mit seinem alten Gutsverwalter hatte er sich angefreundet. . . Er gab sich redliche Mühe, Interesse für die Landwirtschaft zu bekunden. Sehr oft erschien er morgens mit Sonnenaufgang auf dem Hof und begleitete Grot durch die Ställe und auf das Feld. Den Bau des elektrischen Kraftwerkes beschleunigte er mit allen Mitteln und Grot war damit sehr einverstanden. Denn das war entschieden eine Verbesserung, die den Wert der Besitzung erhöhte. Das alte unterschlägige Wasserrad hatte nur gerade zum Betrieb einer Mahlmühle ausgereicht, während die Turbine nicht nur Kraft und Licht für das ganze Gut, sondern auch noch einen Überschuß von Kraft liefern würde, mit der man das Mahlwerk nach wie vor betreiben konnte.

Überall, selbst in den Instkaten wurde bereits die elektrische Leitung gelegt. Auf dem Hof standen schon die Masten der Bogenlampen, die den Platz taghell beleuchten sollten. Das häufige Beisammensein der beiden Männer brachte es von selbst mit sich, daß Gerlach täglich mehrmals im Inspektorhaus erschien. Fast regelmäßig brachte Grot seinen jungen Herrn zum Schweinevesper mit. Wenn er sich dann an seinen Schreibtisch setzte, leistete

Digitized by Google

Lena dem Gast Gesellschaft... Dann setzte sich Gerlach ans Klavier und spielte ein Stückchen aus der Schule vor, das er sich mühsam nach Noten eingeübt hatte... Aber öfter ließ er seiner Phantasie und Fertigkeit die Zügel schießen und spielte die drolligsten Variationen über irgend eine triviale Melodie...

In dem alten Herrn war noch der Gedanke lebendig, daß sich zwischen den beiden jungen Menschen nähere Beziehungen entspinnen könnten, aber die harmlose Art, in der sie miteinander verkehrten, deutete wenig auf diese Möglichkeit hin... Auch mit der Form, die sein Verhältnis zu dem Brotherrn angenommen hatte, konnte er zufrieden sein. Gerlach gab freimütig zu, daß er sich mit den russischen Pferden bekauft hatte. Die Gäule sahen erbärmlich aus, sie hatten ihr glänzendes Aussehen und ihre künstliche Rundung verloren und standen trüb im Stall...

Die eine Erfahrung schien bei Gerlach hinreichend gewirkt zu haben. Er ordnete sich in allem freiwillig dem älteren Mann unter. Der Umbau der Ställe wurde vorläufig aufgegeben..

Zur Vollendung des elektrischen Werkes plante der junge Gutsherr ein großes Fest. An der Mühle wurde ein Festplatz mit Tischen und Bänken hergerichtet... Alle Haus- und Stalltüren sollten bekränzt werden... Grot hatte die Einladungen ergehen lassen. Bald nach Vesper stellten sich die Gäste ein... Die Gutsleute in Festtagskleidern waren schon auf dem Festplatz versammelt... Erst traten die älteren Herren einen Rundgang an, um die bis zum letzten Nagel fertige Einrichtung zu besichtigen. Währenddessen wurde der Kanal, der um die Mühle herum das Wasser abgeleitet hatte, durch Sandsäcke geschlossen und die Schleusen zur Turbine geöffnet... Bei Einbruch der Dämmerung flammte überall das elektrische Licht auf... Ganz Malischken war in ein Lichtmeer getaucht...

Auch der Gutsherr strahlte vor Freude, als ihm die älteren Herren unumwunden ihre Anerkennung aussprachen. Grot hatte ihnen durch Zahlen den Beweis geliefert, daß die Kosten der Anlage, soweit sie das Gut betrafen, sich nicht nur verzinsen, sondern in angemessener Zeit amortisieren würden. Was Herr von Gerlach noch darüber hinaus in der luxuriösen Beleuchtung der Häuser geleistet hatte, war sein Privatvergnügen.

Er führte selbst Lena und eine Zahl junger Mädchen durch das helle Haus, knipste eigenhändig die Kronleuchter und Stehlampen an. Und dann kam die Überraschung, die er sich bis zuletzt aufgespart hatte. Er führte die jungen Mädchen in das Inspektorhaus, wo die Monteure während der letzten Stunden sehr eifrig und heimlich geschafft hatten, um die Beleuchtung weit über das von Lena gewünschte Maß hinaus zu vervollständigen.

Lena wurde verlegen und rot, denn sie merkte, daß ihre Freundinnen sich anstießen und vielsagende Blicke tauschten. Auch die Ausrufe: „Haben Sie sich aber angestrengt, Herr von Gerlach, das ist feenhaft" usw. bedeuteten dasselbe.

Er lachte gutmütig. „Ist mir die Überraschung gelungen, Fräulein Lena?"

„Nur zu sehr, Herr von Gerlach... Wenn ich es geahnt hätte, wäre die Wohnung verschlossen gewesen." ...

Er setzte eine komisch betrübte Miene auf. „Habe ich das wirklich verdient? Ich wollte Ihnen und ihrem lieben Vater eine Freude bereiten und werde dafür ausgescholten."

Ein junges Mädchen tröstete ihn mit spitzbübischem Lächeln. „Ach, Herr von Gerlach, Lena meint das nicht so schlimm, das ist bloß die Überraschung." ...

Am andern Morgen machte Grot seinem Herrn freundschaftliche Vorwürfe, daß er sich für das Inspektorhaus in solche Unkosten gestürzt hätte. „Ach, lieber Herr Grot, gönnen Sie mir doch die Freude", erwiderte Gerlach herzlich... „Die Menschen würden Glossen darüber machen, wenn ich Ihr Haus dürftig ausgestattet hätte." ...

„Ich fürchte, sie machen jetzt mehr Glossen."

Der junge Mann wurde merklich verlegen. „Das habe ich nicht gewollt, lieber Herr Grot. Ich bin nur meinem natürlichen Empfinden gefolgt.... Ja, lieber Herr Grot, es ist wohl am besten, wenn ich Ihnen auch über meine Beweggründe ein offenes Geständnis ablege. Ich empfinde für Ihr Fräulein Tochter eine herzliche Verehrung und möchte Sie um Erlaubnis bitten, mich um ihre Neigung bewerben zu dürfen."

Digitized by Google

Der alte Her war stehen geblieben und hatte sich mit beiden Händen auf seinen Krückstock gestützt. „Sie bringen mich durch diese Bitte in die größte Verlegenheit. . Das kann die Ursache werden, daß ich mich von Ihnen trennen muß."

Gerlach nickte. „Sie scheinen anzunehmen, daß ich nicht hoffen darf, die Neigung Ihres Fräulein Tochter zu erringen."

„Das will ich damit nicht gesagt haben, aber . . ."

„Aber Sie wollen nicht?"

„Sie müssen meine Worte nicht falsch auslegen, Herr von Gerlach. Ich kenne Sie doch noch zu wenig, um einen so schwerwiegenden Entschluß zu fassen."

„Das heißt. . . Sie mißtrauen mir . . . und ich will offen zugeben, daß Sie ein Recht dazu haben. Aber ich kann Ihnen nur meine Versicherung entgegenhalten, daß ich mich bemühe, ein verständiger Mensch zu werden." . . .

„Das will ich nicht bestreiten, Herr von Gerlach. Sie müssen sich aber in meine Lage versetzen. Erstens bin ich der Vater und zweitens Ihr Angestellter, und wenn ich Ihre Werbung begünstige . ."

„Das habe ich gar nicht von Ihnen verlangt. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich alles vermeiden werde, um Fräulein Lena nicht zu beunruhigen. Glauben Sie zu bemerken, daß ich auf Erwiderung meiner Neigung hoffen kann, dann wissen Sie, daß ich mich ehrlich um Ihre Tochter bewerbe. Andernfalls ziehe ich mich so unauffällig zurück, daß in unserem Verhältnis nicht die geringste Änderung einzutreten braucht." . . .

Fortsetzung folgt.

✱

Die Kartenlegerin / Roman von Horst Bodemer

Schluß.

Der Wandsbecker Husar kniff die Lippen zusammen, sein Gesicht verzerrte sich, nun mit einem „Ruck", wie man in der Sportsprache sagte, „Scheinwerfer" neben „Ahnfrau" geworfen. Ein energischer Schenkeldruck, die Zügel etwas nachgelassen — und heran an die Stute. Aber Sieglow hatte scharf acht gegeben. Bevor ihn der Husar einholte, munterte er „Ahnfrau" auf. Wie Schatten glitten die beiden an dem einen der vorderen Pferde, das zurückfiel, vorbei. . . .

„Jetzt setzen sie Dampf auf," schrien ein paar, Bewegung kam in die Menschenmassen. Näher und näher schoben sich „Ahnfrau" und „Scheinwerfer" an die beiden Führenden heran. Noch drei Hindernisse, erst ein schweres, und dann zwei leichte, und dann begann der Endkampf die Gerade herunter, an den Tribünen vorbei, durchs Ziel.

Der Kronprinz stand auf dem Richterhäuschen und beobachtete das Rennen. . . Das Gesumm der Abertausende von Menschen schwoll an, Rufe wurden laut:

„Scheinwerfer!" . . . . „Ahnfrau!" . . . . „Ahnfrau!"

An den beiden Führenden waren sie vorbei, nur die Hürde, die im Einlauf als letzte stand, war noch zu springen. Verhältnismäßig frisch gingen die Pferde noch, deutlich sah man es durch die Ferngläser. . . . Nun, das letzte Hindernis, die Hürde, wie die genommen wurde, daran konnte man sehen, welches der beiden Pferde noch das Meiste in sich hatte. . Ein tausendstimmiger Schrei hallte durch die Luft. Wie ein Pfeil flog Sieglow nach vorn und „Ahnfrau" blieb nach Nehmen des letzten Hindernisses stehen, mit gebrochener Fessel. Der harte Boden, eine nur etwas unebene Stelle, vielleicht ein Maulwurfsloch, das in der letzten halben Stunde gewühlt worden war, der unglücklichste Zufall den man sich denken konnte, hatten ihn um die guten Siegesschancen gebracht. Als Sieglow nach vorn flog, in den drei Sekunden, jagten sich seine Gedanken.

„Das ist die Strafe für den Frevel! . . . Deine tote Mutter! . . . Ilse Wolfisheimb! Ilse Wolfisheimb! Zieh den Kopf nicht zwischen die Schultern! Brich dir das Genick! Dann hat die Qual ein Ende!"

Digitized by Google

Und dann tat er's doch, schlug hart auf und kugelte wie ein Ball über den grünen Rasen, blieb liegen, ein Ziehen im Kopfe. Die Sinne fingen ihm an zu schwinden. War's vorüber? Hoffentlich! Hoffentlich. . . .

Die Kartenlegerin aber kletterte schleunigst von ihrem Stuhle. Hier hatte sie nichts mehr zu suchen. Tot würde Sieglow schon nicht sein. Wenn jeder Sturz auf dem grünen Rasen ein Genickbruch wäre, da ließ es mancher beizeiten bleiben, sich auf solche Sachen einzulassen. Sie hörte noch, wie der dicke Mann, der sie auf den Stuhl gehoben, hinter ihr her brummte.

„Wenn eenem ooch so'ne olle Spinne ieber 'n Weg zappelt!" . . .

Frau von Karrein drehte sich jäh um, sah ganz entsetzt Dora Blaak an und sagte:

„Mein armer Freund! . . . Der liebe Sieglow!"

Und jubelte doch heimlich! Nun war er ihr ans Messer geliefert! . . . Und dem jungen Mädchen kamen wahrhaftig die Tränen! Da hielt sie ihm die Hand hin. Schnaubte sich dann voller Rührung in ihr Battisttaschentüchlein und sah nach der Sülkingschen Loge. Herr von Pollnow stürmte mit seinen Regimentskameraden die Tribüne hinab, während „Scheinwerfer" als Sieger in langen Sätzen unter gedämpftem „Bravo" durchs Ziel ging.

Der junge, sächsische Husar stand in Zivil, den Arm in einer schwarzen Binde, an einer Barriere und heulte wie ein Kind. Weil er das Rennen nicht hatte bestreiten können, weil er den Kaiserpokal nicht bekam, weil er „die Armee" nicht für Sachsen hatte aus dem Feuer reiten dürfen. . . . Auf den Geldpreis pfiff er.

---

31. Kapitel.

Sieglow war in Ohnmacht gefallen. Als ein Arzt versuchte, ihm ein Stückchen Eis zwischen die Zähne zu schieben, schlug er die Augen auf. Neugierig sahen ihn ein paar hundert Augen an. Daß man ein paar Minuten wie ein „geprellter Frosch" auf dem grünen Rasen lag, war ihm schon öfters passiert. . . Unterstützt von Pollnow und einigen anderen Regimentskameraden erhob er sich. Erst sah er sich wie irr um. Ein Ziehen spürte er im Kopfe, daß er sich schleunigst an ein paar Schultern festkrampfen mußte. Äther wurde ihm unter die Nase gehalten, mühsam schluckte er etwas Kognak hinunter, da wurde ihm besser. Tief atmete er auf. Rücken, Nacken und Kopf schmerzten ihn, mit den Händen fuhr er sich über den Mund, kein Blut hatte er an den Fingern, etwas gebrochen oder eine schwerere innerliche Verletzung hatte er sich anscheinend nicht zugezogen. Da stand die Bahre, er zwang sich zu einem Lächeln, sah Pollnow an.

„Nichts passiert! . . . Aber Ahnfrau!?"

Er drehte sich um, ging gestützt auf zwei Regimentskameraden zu der Stute, bei der der getreue Lemke mit feuchten Augen stand.

Und gerade in diesem Augenblick blies die Musik Tusch. Ein verzerrtes Lächeln lag auf Sieglows bleichem Gesicht. Also kaum ein paar Minuten konnte er ohnmächtig gelegen haben. Bravos schallten von den Tribünen herüber. Ihm hätten sie noch ganz anders zugejubelt, er kannte doch seine Berliner. Ein tüchtiger Haufen Geld würde auf ihn verloren gegangen sein. Das alte Reiterlied zuckte ihm durch den schmerzenden Kopf: Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab! . . . Ach ja, das Lied paßte auch noch auf unsere Tage. Da stand er vor „Ahnfrau". Der Bahntierarzt untersuchte die rechte Fessel.

„Gebrochen!" Und dann zeigte er auf eine Stelle drei Meter weiter dem Hindernisse zu. „Eine Wühlratte hat da gerade einen Gang gegraben. Sehen Sie da — und da — und da — Herrschaften, treten sie doch ein bißchen zurück — steht die Rasendecke höher! Ein heilloses Pech!" Ein Futteral zog der Tierarzt aus der Tasche, den Revolver barg es. „Soll ich? Letzte Wohltat!"

Ernst nickte Pollnow, klopfte dabei seiner Stute noch einmal den Hals.

„Armes, gutes Tier!"

Die Menschen liefen schleunigst weg. So etwas sah man nicht gern. Der getreue Lemke fuhr sich wieder mit den Fingerknöcheln in die nassen Augenwinkeln, nur ein paar Offiziere und einige andere Herren blieben stehen.

Digitized by Google

Sieglow hob die Hände, die Stute leckte sie, dann legte er sie auf die Augen des braven Tieres, wie ein Lamm stand es da, aber den ganzen Körper in Schweiß gebadet. Ein Knall, gut saß der Schuß hinter den Ohren, „Ahnfrau" wälzte sich auf dem grünen Rasen, schlug noch ein paarmal mit den Beinen wild um sich, — es war vorüber. . .

In diesem Augenblick kam das Sülkingsche Automobil heran.

„Sieglow, ich fahre dich nach Hause", sagte Pollnow.

Der nickte nur. Zwei andere Regimentskameraden wollten ihn begleiten, aber Sieglow wehrte ab.

„Nein, danke! Herrschaften, es ist ja weiter nichts nur ein bißchen ramdösig bin ich!" . . .

Ilse Wolfisheimb hatte laut aufgeschrien, als sie den Sturz sah. Onkelchen und Sieglows Regimentskamerad waren sofort neben sie getreten, führten sie nach der Restauration. Sie mußte sich stärken. Ein paar Bekannte trafen sie dort. Alfred Wolfisheimb überließ sie denen, er wollte feststellen, wie es um Sieglow stand. Als er die Bahn betrat, kam Pollnow mit ihm im Automobil angefahren. Da war Onkelchen kurz von Entschluß. Er trat heran, es fuhr ganz langsam.

„Nehmen sie mich mit, Herr von Pollnow!"

„Herzlich gern!"

Er sah wohl, wie über Sieglows Gesicht der Unwillen zuckte, aber das war ihm jetzt einerlei. Wenn einer den Schaden einrenken konnte, dann war es dieser Herr von Wolfisheimb. . . .

Ganz langsam fuhr das Automobil nach Sieglows Wohnung. Der saß, den Mantel umgehangen, zusammengesunken in einer Ecke. Er wollte denken, aber er konnte nicht. Nur so viel war ihm klar, er mußte mit dem Nachtzug unbedingt nach Kassel reisen. . . .

„Na, nun leg dich erst mal hübsch lang auf die Chaiselongue", sagte Pollnow zu Sieglow, als sie dessen Wohnung betraten.

Der trank hastig ein paar Kognaks, nachdem er den beiden welche angeboten. Onkelchen hatte seinen Lebtag keinen guten Tropfen ausgeschlagen, und der war ganz ausgezeichnet.

Sieglow riß sich zusammen. Der hinterpommersche Agrarier sollte schleunigst die Türklinke wieder in die Hand nehmen. Er erzählte von dem Telegramm, seiner Wette, daß er sich das Geld geborgt habe.

„So, da hab ich nun die Quittung über den Frevel! Ja, Herr von Wolfisheimb, Sie setzen sich ja! Ich dachte, Sie wären schon draußen!"

Wenn einer so mit ihm sprach, dann konnte Onkelchen antworten. Der Ton lag ihm.

„Ich geh gleich! Aber ich denke, wir sehen uns wieder! Also, wenn Sie ihre Mutter begraben haben und klar über Ihre Verhältnisse sehen, dann schreiben Sie mir! Ich komme ganz gern mal wieder auf einen Katzensprung nach Berlin!"

Sieglow hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

„Sie wollen mich fürs erste gründlich einwickeln, Herr von Wolfisheimb, damit ich nicht noch weitere Dummheiten mache!"

„Nee! Ganz und gar nicht", entgegnete Onkelchen schmunzelnd. „Wäre ich sonst mitgefahren? Ich bin nun mal ein verrückter Knopp! Hab was übrig für Menschen, die einen hohen Einsatz wagen! In unserer pflaumenweichen Zeit kommt das nämlich nicht allzuhäufig vor! . . . Tja — a, allerlei Gedanken hab ich! Also über die sprechen wir, wenn wir uns wiedersehen! Und mein Beileid! Und lassen Sie den Kopf nicht hängen! . . . Herr von Pollnow Sie sind vielleicht dabei, wenn wir deutsch miteinander reden!"

„Das wäre für mich eine reine Freude, Herr von Wolfisheimb!"

„Ich denke, die werden Sie haben können!"

Onkelchen drückte den beiden herzlich die Hand und ging.

Pollnow legte Sieglow beide Hände auf die Schultern.

„Armer, lieber Kerl! . . . Aber ich denke, hinter den Wolken wird für dich die Sonne noch ganz tüchtig scheinen!"

Da warf sich Erich Sieglow endlich auf die Chaiselongue und schloß die Augen. Über sein Gesicht lief ein Zucken.

---

32. Kapitel.

Frau von Karrein hatte auch weiter getan, als ob sie fürchterlich aufgeregt über Sieglows

Digitized by Google

Sturz wäre. Und als das Automobil mit ihm und Pollnow langsam an den Tribünen vorbei, dem Ausgang zu fuhr, hatte sie sich Tränen aus den Augen gewischt.

„Gott sei Dank, daß es noch so glimpflich abgelaufen ist! Das arme Pferd! Nun Pollnows können den Verlust verschmerzen! Aber eine niederdrückende Enttäuschung bleibt es doch! Ja, ja, liebes Fräulein Blaak, wer einen schneidigen Offizier heiratet, der muß mit allerlei ‚Möglichkeiten' rechnen! Nur gut, daß ernstliche Stürze so selten vorkommen!"

Dora Blaak glaubte sich von der starken Seite aus zeigen zu müssen. Trotzdem sie sich ärgerte, daß sie nun heute Hern von Sieglow nicht kennen lernen würde.

„Ich bewundere die Passion! Ich habe Verständnis für sie!"

Da lag schon wieder das liebenswürdige Lächeln um Frau von Karreins Lippen.

„Das freut mich! Die jungen Damen von heute sind meistens entsetzlich nervös! Sieglow hat es mir noch neulich gesagt. Für sein Leben gern würde er heiraten, aber er habe Bedenken. Er glaubte seine Frau würde es nicht gern sehen, wenn er auch als Ehemann in den Sattel steigt. Ausgelacht hat er mich, als ich ihm gesagt habe, er irre sich, es gäbe genug junge Mädchen, die ihm keine Schwierigkeiten wegen der Rennreiterei machen würden. Ja, hat er mir geantwortet, anfangs, da sagen das die jungen Mädchen so, später, wenn man verheiratet ist, machen sie einem Szenen!" Und da es wohl besser war, Fräulein Blaak erwiderte auf diese lange Auseinandersetzung nichts, fuhr sie fort: „Da kommen zwei Herren von Sieglows Regiment in die Sülkingsche Loge, gehen wir also auch hin und erkundigen uns! Ich hab der lieben Geheimrätin sowieso heute noch nicht die Hand gedrückt!"

Blaaks war das recht, sie erhoben sich. . .

Anton Schwarzhasel war nach dem Totalisatorgebäude gegangen, er wollte wissen, was es für „Scheinwerfer" auf Sieg gegeben, und was ausgezahlt worden wäre, wenn „Ahnfrau" das Rennen gelandet hätte. Er brauchte sich gar nicht vorzudrängen, einer von den glücklichen Wettern kam vom Totalisator zurück und rief einem Bekannten zu:

„‚Ahnfrau' hätte 37 für 10 Mark gegeben!"

Donnerwetter, eine so hohe Quote hatte Anton Schwarzhasel nicht erwartet. Er hätte für seine zweihundert Mark siebenhundertundvierzig bekommen! Da wurde er sehr ärgerlich. Er suchte seinen „Kollegen", der ihn, wenn „Scheinwerfer" siegen würde zu einem anständigen Männertrunk eingeladen hatte. Also der war fällig! Aber wie er sich auch umblickte, er konnte den Kollegen nicht entdecken! Sollte der vielleicht auf die Tribünen hinaufgeklettert sein? Nachsehen konnte er ja und dabei ein bißchen die langhaarigen Geschöpfe mustern, hübsche Frauen sah sich doch ein Kerl wie er gerne an . . . und auf einmal machte er den Mund auf vor Staunen. Das war doch die Frau von Karrein, die da oben mit hochnoblen Leuten und einigen Gardekavallerieoffizieren zusammenstand. J, da sollte doch gleich der Teufel rein fahren! Das junge Mädchen neben ihr sollte wohl auch verkuppelt werden! Ach so! Er begriff. Für einen um die Ecke gegangenen Infanterieoffizier war eine Großschlächterstochter gut genug, für die Herren Leutnants von der Gardekavallerie suchte man im Tiergartenviertel die passende Partie. Zum Ärger kam der Schwips, dunkelrot wurde sein Gesicht, ganz dicht trat er heran, schrie: „Das is se ja, die Kuppelmutter! Die da!"

Den Zeigefinger, auf dem der dicke Siegelring mit dem blutroten Sie'n funkelte, streckte er aus und wies auf Frau von Karrein hin. Bestürzung zeigte sich auf den Gesichtern der Herrschaften. In den Nebenlogen drehte man sich um, stand auf. Und ehe ihm einer der Herren in die Parade fahren konnte, schrie er wieder los:

„Die is en janz infamigtes Frauenzimmer! Vakuppeln tut se, mit 'ner Kartenlegerin off die Invalidenstraße zusammen! Ick weeß et, der Jroßschlächter Anton Schwarzhasel aus Weißensee!"

Die Offiziere sahen sich an, warfen einen Blick auf Frau von Karrein, die halb ohnmächtig an der Wand lehnte, einen Schimmer hatten sie ja, auf welche Weise sich diese Frau durchs Leben schlug, im Kasino nahm man sich nicht immer ein Blatt vor den Mund und solange so etwas nicht an die große Glock kam,

Digitized by Google

mochte es sein. Sie traten auf den Großschlächter zu, einer sagte:

„Herr Sie irren sich! Bitte, mischen Sie sich nicht in unsere Unterhaltung und gehen Sie!"

Da kamen sie aber bei Anton Schwarzhasel an den Falschen! Nun wurde er erst recht wild, mit den Händen fuchtelte er durch die Luft.

„Ick mer irren! Ick kenn se doch janz persönlich! War doch bei se off den Viktoria-Luise-Platz! Ick bin der Jroßschlächter Schwarzhasel, vastehen Se? Und Frau Dennert heeßt die Kartenlegerin off die Invalidenstraße! Kennen Sie die vielleicht ooch?"

Herrgott, war das fatal! Im Laufschritt kamen die Leute herbei, die sich den Skandal mit anhören wollten, Dora Blaak versuchte sich schleunigst zu drücken, der Großschlächter sah es, brüllte:

„Die da kennt de Kartenlegerin Dennert ooch, un wer von de Herren is denn pleite?"

Unterdrücktes Lachen, neues gütliches Zureden der Offiziere machten Anton Schwarzhasel vollends wild.

„Ick, laß mir dat Maul nich vabieten! Injesteckt muß dat Weibsbild werden, sofort! Polizei! . . . Poli—zei", schrie er aus Leibeskräften.

Die junge Frau von Pollnow fiel in Ohnmacht, man bemühte sich um die, ein tolles Gejohle brach aus, ein paar Landgendarmen und Kriminalpolizisten drängten sich durch die Menge, führten Schwarzhasel hinweg.

„Ick soll mitkommen! Jut un scheen! Dann nehmen Se aber ooch jleich die da mit! 'ne Kupplerin is se und heeßt Frau von Karrein!"

Die riß die letzte Kraft zusammen. Nur jetzt weg von hier, von diesen Leuten, aus dem wüsten Geschrei. Sie wandte sich an einen Landgendarmen.

„Bitte, nehmen Sie mich mit! Ich bin bereit, sofort Rede und Antwort zu stehen!"

Verfolgt von einer johlenden Menschenwoge wurden die beiden in ein Zimmer unter den Tribünen gebracht, in dem schon zwei Taschendiebe saßen, die auf frischer Tat ertappt worden waren.

Den Großschlächter ließ man gleich wieder laufen, da er sich ausweisen konnte, verwarnte ihn nur, sonst könnte es ihm passieren, daß er künftighin keine Rennbahn mehr betreten dürfe, das weitere werde er erfahren.

So einfach lagen die Dinge bei Frau von Karrein nicht. Sie konnte sich nicht ausweisen. Ein Kriminalbeamter ging nach der Sülkingschen Loge, um von dem Geheimrat nähere Auskunft einzuholen. Der war mit seinen Damen gerade im Begriff aufzubrechen. Blamiert bis auf die Knochen hatte man ihn! Wenn diese Frau ihre Hände schon in Heiraten steckte, dann wäre es zum mindesten ihre Pflicht gewesen, sich nicht mit „unmöglichen Menschen" einzulassen. Daß sie aber sogar mit einer Kartenlegerin zusammenarbeitete, war unerhört. Sein Auto hatte er seinem Schwiegersohn überlassen. Herr Blaak bot den Sülkingschen Damen Plätze in dem seinen an. So unangenehm es dem Geheimrat war, er nahm an, damit Frau und Tochter möglichst rasch von hier wegkamen. Er selbst wollte mit der Bahn nach Berlin zurückfahren.

Leise sprach der Kriminalbeamte auf ihn ein.

„Ja, ja, es stimmt! Hier ist meine Visitenkarte! Und da, die beiden Herren," er zeigte auf die Offiziere, die sich mit langen Gesichtern im Hintergrunde hielten, „können mich ausweisen! Mein Schwiegersohn dient als Leutnant in dem Regiment!"

Das genügte. Auch Frau von Karrein wurde entlassen. Sie verließ schleunigst die Rennbahn, bis zum Ausgang begleitet von einer Schar Neugieriger, die sich vor dem Zimmer aufgebaut hatten. . . .

Auf dem Hoppegartener Bahnhofe trafen der Geheimrat, der Großschlächtermeister und Frau von Karrein wieder zusammen. Anton Schwarzhasel steckte die Hände in die Hosentaschen und lachte die beiden schallend aus. Der Geheimrat drehte Frau von Karrein ostentativ den Rücken zu, sobald er sie sah . . . Zehn Minuten später stiegen die drei in den Zug, jeder in ein anderes Abteil. . . .

Der Großschlächter steckte sich eine Zigarre an und paffte wütend vor sich hin. Er war gerade in der richtigen Stimmung. Jetzt ging er zur Kartenlegerin und verjohlte der das Leder. . . . Auf dem Bahnhof „Börse" stieg er aus und bummelte nach der Invalidenstraße.

Digitized by Google

Je näher er der Wohnung der Kartenlegerin kam, um so wütender wurde er. Das Weibsstück sollte ihn kennen lernen! . . .

Als die Empfangsdame auf sein Klingeln öffnete, packte er sie gleich fest beim Arm. Und wenn Anton Schwarzhasel zupackte!

„Marsch zur Kartenlegerin!"

„Aber Frau Dennert. . . ."

Weiter kam sie nicht. Sie wagte auch gar nicht zu schreien, die Angst war ihr ins schlotternde Gebein gefahren. Die Kartenlegerin hatte ihr noch eingeschärft, sich ja „gesetzt" zu benehmen, wenn etwa die Kriminalpolizei kommen sollte. Kein Aufsehen dürfe erregt werden, aus „Geschäftsinteresse", sie würde die Leutchen schon sehr schnell wieder die Treppe hinunterkomplimentieren.

Der Großschlächter hatte noch ein bißchen stärker zugegriffen, da war die Empfangsdame folgsam gewesen und hatte ihn in das „Sitzungszimmer" geführt und dann schleunigst die Tür von draußen zugemacht.

Anton Schwarzhasel blieb an der Schwelle stehen und rieb sich die Augen. Er hatte ganz sicher heute nachmittag ein bißchen viel getrunken und der Arger war ihm auch tüchtig ins Geblüt gefahren, er sah noch einmal die beiden Gestalten an, die ihm gegenüber am Fenster standen, nein, es war kein Irrtum. Die eine war die Frau von Karrein und die andere die kleine Dame, die er vor einer Stunde draußen in Hoppegarten auf den Stuhl gehoben hatte. Was doch in einer Stunde alles passieren konnte, und wie total verrückt es manchmal in der Welt zuging! Und dann mußte er lachen. Wie ängstlich ihn Frau von Karrein ansah. Die Kartenlegerin aber hatte Mut. Sie trat einen Schritt vor, sagte energisch:

„Verlassen Sie sofort Zimmer und Wohnung, sonst werde ich Sie wegen Hausfriedensbruches verhaften lassen!"

Das wurde Anton Schwarzhasel doch zu toll. Ob er es heute noch ein zweitesmal mit der Polizei zu tun bekam, war ihm herzlich einerlei. Er packte die Kartenlegerin an der Schulter, schüttelte die kleine Person so hin und her, daß der die grauen Ringellöckchen um die Nase flogen, und gab ihr dann eine Ohrfeige. Sie flog über den Kartentisch, und im nächsten Augenblick lag auch Frau von Karrein auf dem, er drehte sie um und hieb mit seinem Spazierstock unnachsichtig auf deren Rückenfortsatz herum.

„So ihr verfluchte Bagage! Der Anton Schwarzhasel zahlt euch jetzt de Provision aus for de Heiratsvermittlung!"

Er hieb zu, bis der Stock in Stücken ging.

Der Spektakel, das Schreien der Frau von Karrein, lockte einige „Ratsuchende" an die Tür, ein paar kugelten zur Seite, als der Großschlächter mit krebsrotem Gesicht die Tür aufriß, und wie er die Frauen da stehen sah, lachte er hell auf.

„Ick habe de Karten jelegt! Zwee Damen liegen off den Tisch! Un wat for welche!"

Und dann ging er befriedigt in die nächste Restauration, trank zwei Weißen und fuhr dann nach Hause. . . .

Die Kartenlegerin sprang an die Tür und riegelte sie zu, sobald Schwarzhasel das Zimmer verlassen hatte, fuhr Frau von Karrein an:

„Schreien Sie doch nicht so! Sie verderben mir ja auf alle Zeiten das Geschäft!"

Der hingen die Haarsträhnen ums Gesicht, ihr schöner Reiher geknickt auf die Stirn herein, mit beiden Händen rieb sie sich den Rückenfortsatz und wimmerte vor sich hin.

Da riegelte die Kartenlegerin wieder auf, die Frauen fand sie noch vor. Wenn ihr die linke Backe auch noch wie eine dunkelrote Rose glühte, in der Gewalt hatte sie sich wieder vollständig.

„Gehen Sie jetzt, bitte, der Überfall dieses betrunkenen Flegels wird sein Nachspiel in Moabit haben! Ich muß jetzt die Anzeige aufsetzen, morgen bin ich wieder für Sie zu sprechen. Gegen sinnlose Gewalt wird mich das Gericht zu schützen wissen!"

Sie hatte es in ihrer ruhigen Art gesagt. Das machte doch Eindruck auf die Frauen. Handgreiflichkeiten gehören ja nicht gerade zu den Seltenheiten. Besonders in trunkenem Zustande. Die drei Frauen gaben allerlei gute Ratschläge. Jede wußte, wo der beste Rechtsanwalt wohnte. Die Kartenlegerin aber sagte nur:

„Ja, ja, danke!" und komplimentierte die drei zur Korridortür hinaus. . . .

Anton Schwarzhasels Wut war verraucht, als er nach Hause kam. Seinem Grundsatze,

Digitized by Google

niemand etwas schuldig zu bleiben, war er getreu geblieben. Er fing an über sein Leben nachzudenken. Von was für Zufälligkeiten doch der Mensch abhängig war. Mein Gott, er hatte es doch eigentlich gut getroffen. Und wem verdankte er das? Seinem Hanneken! Die war die letzten Jahre doch recht gealtert. Sie kam ja nicht von den Büchern weg. Die drei Häuser wuchsen ins Geld und ein anständiges Konto lag auf der Bank . . . Und sein Mädel! . . . Na, es würde sich alles finden. .

Am übernächsten Tag kam die Antwort des Rittergutsbesitzers. Wenn Felgart arbeiten wolle, könne er getrost kommen. Aufsicht sei bei dem Großgrundbesitzer der halbe Verdienst. So war's bei größeren Unternehmen ja überall. Je weiter die Entfernung, um so mehr mußte man Acht geben.

Als Felgart kam, gab er ihm den Brief zu lesen. Der sagte erregt:

„Herr Schwarzhasel, wenn Sie mir dazu verhelfen wollten?"

„Ja det will ick! So lange et jut jeht — vastanden?"

„Es wird gut gehen!"

Menschenkenntnis hatte der Großschlächter sich in seinem umfangreichen Betriebe erworben.

„Na also, morjen frieh jeht et los!"

Da sprang Felgart auf, hielt ihm dankbar die Hand hin.

„Sie wissen ja gar nicht, wie viel Gutes Sie an mir tun!"

„Nee, heute nich! Aber vielleicht später weeß ick det!"

Felgart mußte sich umdrehen, das Wasser schoß ihm in die Augen. Schwarzhasel stand auf, rief Frau und Tochter herein. Die beiden jungen Menschenkinder warfen sich einen Blick zu und der gefiel Anton Schwarzhasel ausgezeichnet.

„Also morjen fährt er, Liseken! Un hinterm Rücken — also det jibt's nich! Abwarten und wie ick immer sage: ick bin keen Unmensch! . . . Un nun jebt euch die Hand und sagt adjeh!"

Und als sie das getan hatten — mit feuchten Augen — stopfte Anton Schwarzhasel lachend Felgart drei Hundertmarkscheine in die Tasche. Sagte dabei:

„For die Ausstattung und den Anfang!"

Nachdem Felgart gegangen, schickte er seine Tochter aus dem Zimmer, hielt seiner Frau die Hand hin.

„Hanneken, ick hätt manchetmal besser zu dich sein können! Wenn der Jung einschlägt, un ick jloobe et, dann machen wa hier Schluß! Un ziehen off's Land! Un zeigen der Welt, wie aus 'nem hinterpommerschen Hütejungen durch 'ne brave Frau 'n Ritterjutsbasitzer wird!"

Hanneken liefen ein paar Tränen die Backen herunter. Es fiel ihr schwer sich von dem Geschäft zu trennen, aber irgendwo da draußen würde sie ihren Anton dann ganz für sich haben. Wenn der Felgart einschlug, mochte es sein.

Unter Tränen lächelnd hielt sie ihrem Manne stumm die Hand hin. Der zog sein Hanneken an die Brust und sagte ausnahmsweise einmal gar nichts. Und gerade das war ihr recht. Sie kannte sich in ihrem Anton aus.

---

33. Kapitel.

Sieglow war schon nach einer Woche aus Kassel zurückgekehrt. Die Wirtschafterin seiner Mutter sollte vorläufig die Wohnung instand halten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden, wußte er noch nicht. Erst hieß es von der Erbschaft seine Gläubiger befriedigen. Nach Erledigung aller Verpflichtungen blieben ihm noch siebzigtausend Mark übrig. Eine Summe, von deren Zinsen ein Gardekavallerieoffizier natürlich nicht leben konnte neben seinem Gehalt. Und Schluß mit dem leichtsinnigen Leben wollte er auf jeden Fall machen. Also sich bei Zeiten umgesehen, wie er sein Vermögen nutzbringend anlegen und sich dabei Arbeit verschaffen konnte, die es ihm ermöglichte über Jahr und Tag Ilse Wolfisheimb zu heiraten. Das würde nicht einfach sein. Die Geliebte war verwöhnt und der Vortragende Rat gab seine Tochter keinem, der nicht völlig standesgemäß seine Frau ernähren konnte. Denn auf mehr als eine anständige Aussteuer und einen monatlichen Zuschuß, vielleicht ein kleines Vermögen, durfte er nicht rechnen. Da hieß es vor allen Dingen deutsch mit ihrem Onkel aus Hinterpommern gesprochen. Der würde ihm helfen den richtigen Weg zu finden, falls Ilse

Digitized by Google

Wolfisheimb mit ihm den Sprung ins Dunkle wagen wollte.

Als er gerade Postanweisungen schrieb, er war noch beurlaubt, besuchte ihn Pollnow. Schüttelte ihm teilnehmend die Hand und ließ sich dann seufzend in einen Sessel fallen.

„Weißt du schon, Sieglow?"

„Was denn?"

„Sie haben mich an die französische Grenze zu den gelben Ulanen gesteckt!"

„Nanu? Wie kommt denn das?"

„Dir gegenüber brauche ich mir ja kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Kaum waren wir aus Hoppegarten fort, hat es einen Skandal gegeben!" Er erzählte ausführlich und schloß mit den Worten: „Mein Schwiegervater ist total aus dem Häuschen! Denn ein Mann wie er hat natürlich Neider dutzendweise. Und meine Frau heult den ganzen Tag! Elftes Gebot! Laß dich nicht erwischen! Solange man mit einem behäbigen Schmunzeln munkelt, ist es nicht weiter schlimm! Aber daß die Karrein ein solches Filou war und sich mit 'ner Kartenlegerin eingelassen hat, das ist die üble Soße an dem Braten!"

„Du, die Geschichte wird doch nicht etwa gerichtlich?"

„Nee! Da käme zu viel Gestank und zu wenig strafbares heraus. Diese Kartenlegerin, Dennert heißt sie, muß mit allen Hunden gehetzt und mit allen Wassern gewaschen sein! Mein Schwiegervater hat sich's was kosten lassen und sich hintenrum erkundigt. Ihre Schliche und Pfiffe kennt man im Polizeipräsidium ganz genau, aber zum Zufassen langt es nicht. Die Kriminalpolizei hat ihr erst vor ein paar Tagen wieder einmal einen Besuch abgestattet, die Frau soll auf jede Frage die richtige Antwort gehabt haben!"

„Und Frau von Karrein?"

„Verduftet! Aber ein Anwalt hat mir in ihrem Auftrag einen Brief geschrieben! Da ist er! Inhalt: Du möchtest die Schuld an ihn zahlen, er habe Vollmacht, das Geld in Empfang zu nehmen!"

„Wird noch heute geschehen, Pollnow!"

Da kratzte der sich hinterm Ohr.

„Nun hab ich dir noch zweierlei zu sagen, wovon Nummer eins sehr unerfreulich für dich ist. Mag der Himmel wissen woher, jedenfalls hat der Kommandeur erfahren, daß du hoch gewettet hast! Er hat's mir auf den Kopf zugesagt, — in beträchtlicher Wut — und ich hab das Schlaueste getan, was man in solcher Lage tun kann, nämlich den Mund gehalten!"

Sieglow zuckte die Achseln.

„Meinethalben! Ich schnür sowieso mein Bündel!"

„Ein bißchen langsamer, lieber Kerl", sagte der dicke Pollnow und streckte die Beine lang. „Wir haben gleich fünf, da wechselt hier nämlich der hinterpommersche Wolfisheimb ein. Als ich deinen Brief erhielt, hab ich ihm gleich telegraphiert und vorhin war er ein Stündchen bei mir. Na also kurz und gut und bündig. Des Lebens Spiel sieht sich gar heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen fühlt. So ungefähr sagt irgend ein Dichter!"

Erich Sieglows Augen wurden ganz groß.

„Du, ist das auch wahr?"

„Wenn du vernünftig bist, totsicher! Denn die Ilse Wolfisheimb, die ist ein ganzer Kerl und ihr Onkel erst recht!"

„Ja, du, drück dich doch ein bißchen deutlicher aus!"

„Nee, das mag der Hinterpommer tun! Wenn dir's recht ist, er hat mich darum gebeten, hör ich zu! Vor allem stell dem guten Mann aber den Kognak in erreichbare Nähe!"

Sieglow hielt sich den Kopf.

„Das ist mir wirklich zu hoch!"

Da schmunzelte der dicke Pollnow. Sein Fell trug ihn schon über die Klippen. Sieglow war mit zarterer Haut behaftet.

„Nun ja, mein Jungchen! Man soll nicht sagen was 'ne Harke is! Und Glück muß der Mensch haben, sonst ist er aufgeschmissen! Dir scheint es gerade zu rechten Zeit zu blühen. J, da klingelt's ja, das wird der Hinterpommer sein! Sperr also die Ohren auf und sei vernünftig!"

Alfred Wolfisheimb wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Es war eine harte Arbeit, die das Marjellchen und ich gehabt haben, aber Herr von Sieglow, wenn Sie der Kerl sind, für den ich Sie gern halten möchte, kann noch alles ganz leidlich werden, falls nämlich das wahr ist, was Sie Herrn von Pollnow geschrieben, daß Sie

Digitized by Google

über siebzigtausend Mark nach Bezahlung sämtlicher Schulden verfügen!"

„Das kann ich jederzeit nachweisen, Herr von Wolfisheimb!"

„Ja, nu mal ganz ruhig Blut und nichts übelnehmen! Sie müssen raus aus ihrem bisherigen Fahrwasser!"

„Zu der Erkenntnis bin ich auch gekommen!"

Da trank Onkelchen erst einmal einen Kognak und rieb sich dann seine umfangreiche Glatze.

„Dahin, wo keine Startglocke läutet, wo man nicht in zehn Minuten durch telephonischen Anruf ein kleines Spielchen zusammenbekommt!"

Sieglow machte ein erstauntes Gesicht. Sollte er in die Wüste geschickt werden, wie weiland Johannes der Täufer und sich von Heuschrecken und wilden Honig nähren? Er würde ja hören, seine Energie erwachte.

„Herr von Wolfisheimb, Sie können mir getrost sagen, welchen Plan Sie mit mir haben. Halt ich den Weg für gangbar, freue ich mich!"

„Das ist mir lieb zu hören! Da kommen wir rasch ins Reine! .... Gar nicht weit von mir wohnt ein Oberst Müritz. Wir sind gut Freund! Reich ist er! Der hat sich vor Jahren eine Farm in Südwest gekauft! 'n großzügiger Mensch! 'n Patriot. Meinte, wer es dazu hat, der soll das Neuland erschließen helfen! Seinen Ältesten hat er hingeschickt, der soll den Betrieb famos vorwärts gebracht haben, vor einem halben Jahre ist der gute Junge gestorben! Nun möchte der alte Müritz die Farm verkaufen. Sie ernährt einen tüchtigen Kerl, ich habe Einblick in die Bücher genommen. Also mit meinem Freunde würde ich schon handelseinig. Ihr Vermögen langt! Da unten kann einer zeigen was er wert ist!"

Sieglow kniff die Lippen zusammen. Ein solcher Gedanke war ihm nicht im Traume gekommen. Aber, daß man da unten zeigen konnte, was in einem stak, war sonnenklar. Da kam die Totenruhe über ihn, die sich immer einstellte, wenn er ein scharfes Rennen ritt.

„Ich muß offen sein! Es handelt sich doch nicht nur um mich — auch um ihr Fräulein Nichte!"

„Mein Gott, die hat Sie lieb, hat gesundes Blut! Die geht mit Ihnen durch dick und dünn!"

Da stand Erich Sieglow schon vor Alfred Wolfisheimb, ganz versammelte Kraft.

„Ich danke Ihnen, führen Sie den Handel!"

Ernst erhob sich Onkelchen und hielt Sieglow die Hand hin.

„Habe einen zurückgerissen vom Abgrund! Hoffentlich lohnt es sich! Das tut einer wie ich gern! Also kommen Sie morgen mit nach Markenzin. Und dann fahren sie natürlich erst allein los. Meine Nichte will gern warten, bis Sie mir schreiben: Nun kann Sie kommen! Bin ich wohl und munter, bringe ich sie Ihnen rüber!" ...

Sieglow nahm Abschied vom herrlichen Reiterleben. Die Jugend versank. Für den Mann galt's ein Heim zu erwerben für sein Weib, eine Wiege für seine Kinder.

---

34. Kapitel.

Fünf Jahre waren ins Land gegangen, da ließ sich eine tief verschleierte Dame bei der Kartenlegerin melden.

Die Empfangsdame sagte zu Frau Dennert: „Die Stimme kommt mir bekannt vor!"

Noch ein bißchen kleiner war die Kartenlegerin geworden, die Last der Jahre hatte ihr den Rücken krumm gebogen, aber die grauen Ringellocken rahmten noch das schmaler gewordene Gesicht ein, der zarten Röte auf den Bäckchen schien nachgeholfen zu werden. Aber die hellblauen Augen, die so gutmütig und teilnehmend die „Ratsuchenden" anblicken konnten, hatten von ihrer Kraft noch nichts eingebüßt. Es war nichts Besonderes, daß alte Bekannte, nach Jahren einmal wieder zu ihr kamen.

„Ich lasse bitten!"

Eine in tiefe Trauer gekleidete Dame trat ein, schob den Schleier hoch.

„Frau von Karrein!"

„Nein! Verwitwete Gräfin di Basso!"

Die Kartenlegerin schlug die Hände zusammen.

Digitized by Google

„Aber so erzählen Sie doch — und setzen Sie sich!"

„Damals, als ich Berlin plötzlich verließ, ging ich nach Florenz. Dort lernte ich meinen Gatten kennen, einen alten, sehr vornehmen Herrn." Ein Achselzucken, dann fuhr sie fort: „Vor einem halben Jahre ist er gestorben, ich bin heute eine sehr reiche Frau! Wir sind durch die Welt gezogen, viel mehr habe ich nicht erlebt! . . . Aber nach Berlin wollte ich wieder einmal, Sie sehen! Denn schließlich, wie ich das Leben angepackt habe, verdanke ich Ihren Ratschlägen! Wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre!"

„Meine Ratschläge waren also ganz gut!"

Wieder ein Achselzucken.

„Wenigstens bin ich soweit zufrieden! . . Und wie geht es Ihnen?"

Da lag das bezaubernde Lächeln von ehemals auf dem Gesicht der alten Sünderin.

„Ich bin auch zufrieden! Mitunter hat man natürlich seine Aufregungen! Als mir damals die Kriminalpolizei auf den Hals kam, hatte ich ein paar unangenehme Stunden! Aber man hat es immer noch nicht fertig gebracht, ‚die gerissene Kartenlegerin' zu fangen. Weil ich eben an alle Möglichkeiten beizeiten denke!"

„Und das Geschäft blüht weiter?"

„Besser denn je zuvor! . . . Als die Leute erst merkten, daß mir die Polizei nichts tun konnte, kamen sie in hellen Haufen. Die Wellen schlagen immer weiter! Jetzt werde ich sogar von Generalsfrauen und Damen der Hofgesellschaft eifrig konsultiert!"

Beide Hände hob die Gräfin di Basso hoch.

„Nein, was sind Sie für eine Frau! Reich geworden müssen Sie doch sein!"

„Sehr reich sogar! Das ahnt natürlich niemand!"

„Da würde ich doch aber das Geschäft an den Nagel hängen!"

Die grauen Ringellocken flogen, so energisch schüttelte die Kartenlegerin den Kopf.

„Nein, das tue ich nicht! Da bräche ich zusammen! Ich amüsiere mich königlich über die Dummheit der Menschen! Freilich eines habe ich hinzugelernt, seit dem Skandal mit dem Großschlächter. Ich habe jetzt für jede „Gesellschaftsklasse" eine Vermittlerin. So flott und anstandslos wie nun, sind die Heiraten früher nie geschlossen worden."

„Und was ist aus den Leutchen von damals geworden? Wissen Sie das?"

Die Kartenlegerin lachte.

„Aber ja! Das wird Sie interessieren! Herr von Sieglow hat sich eine Farm in Südwest gekauft, ein Jahr später hat er ein Fräulein von Wolfisheimb geheiratet, sie sollen sehr glücklich leben.

Dora Blaak ist mit einem Hochstapler durchgegangen und über Jahr und Tag an Geld völlig erleichtert und mit einem Kinde wieder nach Hause gekommen.

Herr von Pollnow wurde nach Lothringen strafversetzt und ihr Freund Felgart spielt auf dem Rittergut seines Schwiegervaters, des Großschlächters Schwarzhasel, den Verwalter! Wird stramm gehalten. Bevor der Alte nicht tot ist, werden Sie ganz sicher nicht zu ihrem Geld kommen!"

„Das habe ich schon längst in den Rauchfang geschrieben!"

Die Kartenlegerin wiegte den Kopf hin und her.

„Erlebe ich's noch, treib ich's Ihnen ein!"

Nach einer Stunde ging die Gräfin di Basso. Sie warf einen Blick in das „Wartezimmer". Gerappelt voll saß das! Wie dumm, wie furchtbar dumm waren doch die Menschen!

Die Kartenlegerin aber ließ, wie seit vielen Jahren, die Leute mit der linken Hand dreimal nach dem Herzen zu abheben, fragte sie gerissen aus, log ihnen vor, wie es für ihren Geldbeutel am besten war, schob Heiratslustige zusammen, hamsterte die Tausende ein und amüsierte sich köstlich dabei. . . .

Und so macht es nicht eine Kartenlegerin in Berlin, hunderte, nur daß sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit allmählich aus dem armen Norden in den reichen Westen verlegen. Denn dort sind die Leute reicher — und auch nicht gescheiter!

Digitized by Google

Volksblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Frühlingsglaube

Um eines Hügels Flor
Sah ich die Kinder reigen,
Sah fröhlich sie empor
Und wieder abwärts steigen.
Wie jauchzten da entzückt,
Die hoch im Lichte standen!
Wenn auch die Letzten ihrem Blick entschwanden,
In Krümmungen des Wegs, es hat sie nicht bedrückt:
Sie wußten ja, sie reichten sich die Hand.

Da flog mich an so mild
Ein lenzliches Vertrauen,
Als dürft in diesem Bild
Der Menschheit Los ich schauen:
Wir, noch auf Lebenshöh'n,
Wir sollen's froh empfinden!
Deckt auch die Lieben Nacht auf dunklen Pfadgewinden,
Sie bleiben uns doch nah, auch wenn wir sie nicht sehn:
Wir fühlen noch, sie reichen uns die Hand.

So finde uns die Zeit,
Da wir der Lust ermatten,
Voll Zuversicht bereit,
Zu steigen zu den Schatten.
Dann wird der Liebe Bund
Sich nochmals treu erproben:
Die Geister, früh verklärt, im sel'gen Lichte droben,
Sie führen uns hinauf aus dunklem Talesgrund.
Und wieder fügt der Reigen Hand in Hand ...

Bernhard Schäfer.

Der Gefangene / Von Friedrich Kipp

Was der Krieg alles in sich birgt, welches Leid, welchen Kummer er hervorbringt, welche Tiefen des menschlichen Herzens bloßlegt und welche Erschütterungen der Seele er mit grausamer Unbarmherzigkeit verursacht, davon machen wir „Zurückgebliebenen" uns wohl die geringste Vorstellung. Und wenn es im rauhen Kriegerleben nicht hin und wieder auch Momente heiteren Inhalts gäbe, die wie leuchtende Lichtblitze dem aufgerüttelten Innern eine andere Wendung gäben, das Leben, da draußen an der Front wäre dann wohl gar nicht zu ertragen.

Leutnant Zernitz, der schmucke Reiteroffizier, mit der Schußwunde in der Schulter, meint es wenigstens so, — und er soll wohl Recht haben. —

Ich will ihn in diesen Blättern eine kleine Episode erzählen lassen. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Klatsch, — klatsch, — klatsch! — Mein Gott, was ist das doch immer? —

Schlaftrunken reibe ich mir die Augen und richte mich ein wenig auf.

Ach so! — Hier, weit in der polnischen Ebene, in einer alten, halbzerschossenen Bauernhütte befinde ich mich — und eben war ich noch, im Traume, in meiner westfälischen Heimat. — Saß im Nachen und klimperte auf der Mandoline, glücklich, — selig, — weltvergessen, — und sah der kleinen, braunäugigen Else unseres Nachbars in die schelmischen Kirschenaugen.

Ich richte mich vollends auf.

Bei der schwachen Beleuchtung sehe ich nur undeutlich sein gutmütiges Gesicht.

„So du, Wilhelm!" sage ich gähnend. „Ist es denn schon Zeit zum Aufstehen?" —

„Höchste Zeit, Herr Leutnant", sagt der Gute, mit lächelnder Miene. „In einer halben Stunde muß der Transport schon hier sein."

„Aber Junge, warum hast du mich denn nicht eher geweckt?" frage ich ein wenig erregt und fahre in die Beine. „Nun heißt es sich sputen!"

„Ach, Herr Leutnant schliefen so schön — und die Strapazen! Herr Leutnant hatten in der letzten Zeit so wenig geruht." —

Wie weich das klang! War eine liebe, gute Seele, dieser Bursche! —

„Es ist gut so, Wilhelm; ich bin gleich fertig." Und gerührt, von so viel Liebe und Fürsorge, klopfte ich dem Braven, der doch die gleichen

Digitized by Google

Fährnisse und die Widerwärtigkeiten alle mitgemacht hatte, auf die Schulter. —

Er stiehlt sich, ohne ein Wort zu sagen, aus dem einfachen Gemach.

Wie dankbar ich dem guten Jungen bin! Schon des Traumes wegen! — —

Ach, Else! —

Draußen geht es weiter: Klatsch, klatsch! — Es regnet in Strömen und trommelt gegen die durchlöcherten Fensterscheiben. Heimat und Lieb werden vergessen. Die rauhe Wirklichkeit ruft mit schriller Stimme. — — — — — — — — —

Wir sind gesattelt. —

Meine Husaren, alle in schweren, schützenden Mänteln, halten stillschweigend neben mir. —

Der Regen hat ein wenig nachgelassen und im Osten dämmert ein matter Schein. Wir spähen dem Lichte entgegen. Von dort muß der Trupp der Gefangenen kommen. — —

Ein Husar muß einen Witz gemacht haben; — ich höre lustiges Lachen hinter mir.

O, sonnige, deutschen Herzen, die ihr es nicht verlernt habt, in all' dem Leid eure Seele aufzufrischen an einem heiteren Wort! — Mit solchen Leuten ist gut siegen. — — — — —

Und nun sehen wir es kommen! —

Weit draußen am oberen Horizont. Über den endlosen Sand. —

Wie eine riesenhafte, gigantische Schlange, so ringelt es sich, grau und träge, heran. —

Der Anblick ist überwältigend. —

Immer näher kommt die Schlange und windet sich, ohne Ende, ohne Aufhören aus dem Dunkel, da hinten heraus. — Wir recken uns in den Steigbügeln und sind begierig auf den Anblick, den Ruriks Söhne in der Gefangenschaft uns bieten werden. Viertausend sind es, die ich mit meinen Husaren weiterbefördern soll. — Nun sind die ersten heran. — Ein Kommandoruf des führenden Offiziers; — eine kurze Begrüßung — und ich habe die Verantwortung. — —

Eine Stunde sollen die Gefangenen rasten. Sie haben seit der Schlacht noch nichts genossen und hier ist Proviant.

Blöde lächelnd, wie gehorsame Haustiere, schauen sie um sich. — Kreaturen mit knechtischer Gesinnung. Knute und Pope ihre höchsten Autoritäten! Jetzt im bangen Zweifel über ihr Schicksal. Der Deutsche soll ja noch tausendmal schlimmer sein, wie Mütterchen Rußland mit seinen Einrichtungen. —

Jetzt schlingen sie mit heißer Gier ihre Brotrationen hinunter, schielen und glotzen lüstern, wie knurrende Hunde, auf die Stücke ihrer Kameraden und möchten sich gegenseitig ihr Teil streitig machen. Aber sie schweigen und blicken scheu zu den deutschen Husaren auf, blinzeln nach den drohenden Karabinern. — Doch was ist das da hinten? —

Ich höre lautes Sprechen meines Wachtmeisters.

Wie Schimpfen klingt es.

Rasch dränge ich meinen Fuchs zu der Stelle und sehe einen Russen mit erhobenen Händen im Sande rutschen.

„Was will der Gefangene?" frage ich interessiert.

„Fort will er! Was weiß ich?" knurrt der Wachtmeister. „Ich verstehe ihn nicht!" —

Da drängt sich mein Bursche zu mir. —

Wilhelm ist aus Wanne gebürtig, von Beruf Bergmann; er hat mit Polen verkehrt und versteht ihre Sprache.

„Er möchte zu seiner Mutter, Herr Leutnant! Sie wohnt keine zwei Stunden von hier. Nur auf einen Augenblick will er zu ihr."

„Das geht aber doch nicht, mein Junge! Was könnten alle Gefangenen sagen!" —

Ich sehe mir den Gesellen genauer an. Er hat intelligentere Züge, wie seine Kameraden, schöne blaue Augen und ein frisches Gesicht.

„O, Herr Leutnant, nur einmal meine alte Mutter sehen! — Nur einmal! — Dies ist meine Heimat. — Habe sie in drei Jahren nicht mehr gesehen, stand bei einer sibirischen Truppe. Meine Mutter ist alt und gut und sehnt sich nach ihrem einzigen Kind! Nur ihr einmal in die treuen Augen schauen, nur ihr sagen, daß es mir gut geht! — O, darf ich, darf ich, Leutnant? —

Stück für Stück übersetzt mir Wilhelm mit bebender Stimme das Gestammel des Polen. Ich sehe es dem guten Jungen an, er ist gerührt und hat Mitleid mit dem Gefangenen. — Auch er hat eine alte Mutter, da hinten im fernen Westfalenlande. —

Doch was soll das Mitleid? — Auch mir wird es hart, dem Russen seine Bitte abschlagen zu müssen. Aber ich kann nicht anders! — Es muß sein! —

Krieg! — — — — — —

„Sag ihm, Wilhelm, daß es unmöglich ist."

Ich wende mich, um stark zu sein. Rührung ist nicht am Platze! — Im Kriege werden alle Befehle ausgeführt und das Herz muß schweigen. —

Doch wiederum! —

Eine neue Bewegung! —

Was ist das? —

Hinter dem Buschwerk drüben taucht ein Mann auf. Er schwenkt einen weißen Fetzen in der Hand.

Ich schicke zwei Husaren hin.

Sie kehren mit dem Menschen zurück.

Ein russischer Kanonier. — Er spricht deutsch. —

Ein Überläufer. — Will sich freiwillig in Gefangenschaft begeben. — Hat schon eine Weile umhergeirrt wie er sagt. Er weiß es, daß es in deutscher Gefangenschaft besser ist, als im moskowitischen Dienst. —

Schnell wird er eingereiht und kommt neben den heimwehkranken Polen zu stehen. — — — —

Digitized by Google

Ich befinde mich an einer anderen Stelle, muß meine Augen ja überall haben. Da kommt mein Bursche auf mich zugaloppiert. „Herr Leutnant, bitte, kommen Sie doch einmal nach vorne, der neue Gefangene hat Ihnen etwas zu sagen!"

„Na nun!"

Ich werde stutzig, aber reite sogleich hin.

„Herr Leutnant", hebt der Kanonier an, „darf dieser Mann einen Augenblick zu seiner Mutter?"

„Schon wieder die alte Leier", denke ich und werde böse, denn das Gerede hat ja doch keinen Zweck. Ich fahre ihn an und sage kurzweg „nein".

„Auch nicht, Herr Leutnant, wenn ich ihnen dreißig Russen dafür verschaffe, die sich willig gefangen nehmen lassen?" —

Ich horche auf. —

„Dreißig Gefangene! Wie wolltest du das anstellen?" —

„Wenn mir Herr Leutnant sein Wort geben, daß dieser Gefangene für ganz kurze Zeit drüben zum Gutshof darf, unter Bedeckung natürlich, dann hafte ich mit meinem Leben dafür, daß Sie binnen einer Stunde die Leute haben."

„Warum sind sie denn nicht schon hier, wenn sie freiwillig in Gefangenschaft gehen wollen?" herrsche ich den Russen an.

„Sie glaubten mir nicht, daß es bei den Deutschen gut ist. Unsere Offiziere sagten uns, alle Gefangenen würden von unseren Gegnern erschossen!"

„So, so!" —

Ich überlege. — Darf es ja eigentlich nicht! Aber dreißig Gefangene. —

Da liegt auch schon wieder der Pole auf den Knien vor mir und fleht: „Bitte, Leutnant, nur einmal zur Mutter!"

Ich sehe mich im Kreise um, schwanke immer noch. — Dienst! — Pflicht! —

Da fällt mein Blick auf Wilhelm. Ich sehe eine Träne in seinem Auge schimmern. Das gibt mir den Rest. —

„Los!" befehle ich. „Wachtmeister, reiten Sie mit einigen Leuten zu dem Gutshof, der da hinten irgendwo liegt und nehmen Sie die beiden Gefangenen mit. Aber, seien Sie vorsichtig! Lassen Sie sich erst die dreißig Russen überweisen und nachdem Sie sie in sicherem Gewahrsam haben, bringen Sie diesen Mann zu seiner Mutter!" —

Die beiden Russen werden je auf ein Pferd gesetzt und dann reiten sie in scharfer Gangart in seitlicher Richtung voraus. Zuvor schärfe ich aber dem Wachtmeister ein, sich nicht lange aufzuhalten, und in schräger Richtung wieder hinter uns herzukommen, so daß sie im Laufe des Tages wieder bei uns eintreffen, denn, liegen bleiben und auf sie warten darf ich auf keinen Fall.

Wir sind denn auch noch keine vier Stunden marschiert, als der Wachtmeister wohlbehalten mit seinen Leuten und den angekündigten Gefangenen wieder bei uns eintrifft.

Das gibt ein Halloh und ein Gelächter. —

Alles hatte sich so verhalten, wie der russische Kanonier berichtete. Die Leute hatten in einem großen Kellergewölbe gesteckt und sind nun froh, daß sie zu essen und zu trinken bekommen.

Von Wilhelm lasse ich mir dann das Zusammentreffen von Mutter und Sohn schildern. Der gute Junge, der absolut mitwollte, ist ganz gerührt und sieht mich mit seinen ehrlichen Augen dankbar an. —

„Ist doch ein herrlicher Mensch, der deutsche Soldat", denke ich, und blase den Rauch meiner Zigarette in die Luft, „selbst die größte Mühsal, Entbehrung und Todesmut nimmt ihm den Edelmut und das mitfühlende, erbrennende Herz nicht, so daß es trotz alledem noch Liebe zum Feinde in sich birgt". —

Ich sehe nach dem Polen, der rüstig in der Reihe der Gefangenen einherschreitet. Seine Augen leuchten und seine Gestalt hat sich gestrafft. Er hatte seine alte, geliebte Mutter in den Armen gehalten, nun ist er glücklich.

„Matka, Matka", flüstern seine Lippen, als die Gegend hinter einer hügeligen Sandwelle vor unseren Blicken verschwindet. — —

Langsam reiten wir weiter; mein Herz ist vor Sehnsucht geschwellt. Aber vor uns liegt mit eiserner Hand die Pflicht, und das gibt uns Mut zu neuem Leben."

*

Friede

Aus grauen Lande hebt ein Berg sein Haupt,
Frührotumflammt und eichenüberlaubt.

Der Friede schaut vom hohen Berge weit;
In seinem Auge steht die Ewigkeit.

Wie seine Hände segnen, weicht das Grau,
Und heil'ges Licht fließt über Stadt und Au'.

Ein Glockenklangmeer wogt im Land empor,
Wogt überm großen Menschenfeierchor.

Sonnauf wächst des Gesanges Herrlichkeit;
In Tiefen rauscht befreit ein dunkles Leid.

Kreuzträgervolk und Gottes Siegvolk singt;
Aus seinem Lied sein neues Leben klingt.

Sein neues Leben:

Deutschheit, die kein Sturm zerbricht
Und Heldensehnsucht in das Licht.

Reinhold Braun.

Digitized by Google

Die Geige / Von Hans Binder

Dem Stanislaus Giza sein liebster Kamerad war der Gefreite Hugo Grimm.

Der Krieg hatte sie zusammengebracht, sonst hätten die beiden sich im Leben wohl nie kennen gelernt; denn der Giza war in Friedenszeiten Musiker bei einer kleinen ungarischen Kapelle, die die kleinen Städte der Bukowina bereiste und, wenn es hoch kam, mal in einer dunklen Weinwirtschaft aufspielte.

Hugo Grimm war der Sohn eines Großkaufmanns in Prag, hatte die Matura bestanden und wollte Kunstgeschichte studieren.

Auch äußerlich waren die beiden sehr verschieden.

Grimm war ein großer, grobknochiger Mann. Eine eiserne Ruhe gab seinen Bewegungen etwas Sicheres, Bestimmtes, während der zierliche Giza mit seinen flackernden Zigeuneraugen Hast und Unruhe in seinen Gesten offenbarte.

Die beiden hatten monatelang mit ihrem Truppenteil die Karpathen durchstreift. Im pfeifenden Kugelregen, im krachenden Granatenhagel wichen sie nicht voneinander. Bei tosenden, todbrohenden Sturmangriffen blieben sie Seite an Seite.

Im meterhohen Winterschnee hatten sie mit frosterstarrten Gliedern vor dem Feind gelegen und die oft kargen Lebensmittel brüderlich geteilt. Lang, lang hatte der Winter in den rauhen Bergen gedauert.

Und als der Schnee schmolz, sagte Giza: Nun sieht die Erde so ärmlich aus. Die Schneedecken an den Hängen haben Löcher und Flecken wie die Decken armer Zigeuner.

Und Giza wurde sehr traurig.

Als dann aber eines Tages die Knospen sprangen, als ein wunderblauer Himmel über der Erde hing und die Sonne ihr goldenes Licht über die Fluren streute, da stand in den Augen Gizas ein helles Leuchten. Und an einem milden Frühlingsabend, als ganz fern der Geschützdonner brummte, als aus einem unversehrten Kirchlein in der Nähe Glockentöne ins Land wanderten, als die silbernen Sterne am Sammetmantel der Nacht aufflimmerten, summte Giza eine kleine Melodie. Und plötzlich im Überschwang der Gefühle sagte er zu seinem Kameraden: ich wünsche jetzt, ich hätte eine Geige hier, denn alle Schönheit der Welt lebt in einem einfachen Lied.

* * *

Nicht lange Zeit hernach kam für den Giza ein Feldpostpaket an, das durch seine Größe und absonderliche Form auffiel.

Die Kameraden neckten: Du, Stanislaus, irgendwer hat dir einen Kindersarg spendiert, schau mal nach, was drin ist!

Aber der kleine Giza sah das Paket immer nur an. Er wußte: Das war die Geige, die ihm sein Kamerad Grimm, durch einen Bekannten aus Wien, hatte schicken lassen. Als er ganz allein war, packte er das Paket aus, und er bebte vor Freude, als seine zitternden Finger die Verschnürung lösten. Er drückte die Geige an sich und streichelte ihren braunen Leib zärtlich, wie man eine wiedergefundene Geliebte streichelt.

Und Giza vergaß den Krieg.

Vor seinem Unterstand, angesichts eines Schutthaufens, der einst ein Dorf war, saß er mit seinem Kameraden und spielte auf seiner Geige ein Lied, ein einfaches Volkslied, wie es in seiner Heimat die Mädchen beim Abendgang durch die Felder singen.

Leise schwebten die Töne ins Weite.

Die Augen Gizas hatten den Glanz verloren und weilten weltbefreit im Zeitlosen.

Und sein Kamerad, der blonde Riese, mußte sich auf die Zähne beißen, um nicht loszuheulen. Aber die Tränen rollten ihm über die wettergebräunten Wangen. Als das Lied verklungen war, drückte er dem Geiger stumm die Hand . . .

Nun kamen die anderen Kameraden, und Giza mußte spielen. Soldatenlieder, Märsche und „Gott erhalte Franz den Kaiser" einmal, dreimal, zehnmal, immer wieder. So ging dann das alle Tage, und Giza spielte gern und freudig.

Aber oft, wenn nur sein Kamerad Grimm ihm zuhörte, ließ er seine Geige gar eigene Weisen singen, und Krieg und Welt versank, vergessen durch eine kleine, erlösende Melodie.

* * *

Der Krieg ging weiter.

Es war eine tiefe Sommernacht. Hoch hingen die schweigenden Sterne im blauen Gewölbe des Himmels.

Eine Schlacht war verdröhnt auf der schattenschweren Erde. Schweigen lastete im Raum, todtdunkles Schweigen.

Beißender Rauch stieg aus Trümmerhaufen.

Bäume und Häuser bewegten sich mit verschwommenen Umrissen, wie zerfließend auf dem dunklen Grunde der Bergwand, und ein Tannenwald zackte in den Himmel hinein, unheimlich schwarz, wie ein riesenhafter Fittich.

Und durch dieses Dunkel irrte ein einsames Licht . . .

Nach langem Suchen hatte Giza seinen Kameraden gefunden. Kalt und steif lag er auf dem blutfeuchten Boden. Giza beleuchtete des Toten verzerrtes Gesicht. Wie eine Fratze starrte es ihn an. Stumpf brach sich das flackernde Licht an den Augen.

Digitized by Google

Giza stellte die Laterne neben den Toten und ging zurück und holte seine Geige.

Dann saß er auf einem Wegstein, zu Häupten seines gefallenen Kameraden und spielte ihm seine Abschiedsweise.

Das einfache Lied von damals lebte in einer Seele, die Heimweh hatte nach Friede und Glück, und der Wind nahm es auf seine Schwingen und trug es in die Nacht hinaus, hinauf zu den einsamen, zuckenden Sternen.

Und als die letzten Töne wie ein Hauch verweht waren, umkrampften die sehnigen Finger Gizas den Hals der Geige, und mit zusammengebissenen Zähnen zerschlug er das Instrument auf dem Stein, daß die zerspringenden Seiten aufschrien wie in wildem Schmerz.

Zu Hause

Mutter, daß ich bei dir bin,
Altgewohnte Pfade
Wie als Knabe gehe hin,
Ist nur Gottes Gnade.

Mutter, daß ich bei dir bin . . .
Da wir ostwärts zogen,
War uns siegesfroh zu Sinn.
Unsre Fahnen flogen.

Dachten nicht an Heim und Haus,
Wollten Schlacht und Taten.
Todesengel flogen aus:
Kugeln und Granaten.

Brüder sanken rechts und links.
Tod macht uns nicht schaudern.
Zum bekränzten Ziele ging's
Weiter ohne Zaudern.

Mancher Tag und mancher Mond
Reihte sich zum Jahre . . .
Manchen Freund, ich blieb verschont,
Trug man auf der Bahre.

Mutter, daß ich bei dir bin
Ist des Höchsten Wille.
Laß uns — Zeit ist bald dahin —
Dankbar sein und stille.

Hans Anton Schütt.

Bücherbesprechungen

Aus Emanuel Geibels Schülerzeit. Von Professor Adolf Stoll, Oberlehrer am Kgl. Friedrichsgymnasium in Kassel. Mit 4 Abbildungen. Kassel, Pillardy & Augustin. Preis 0,75 M.

War Geibel auch keiner unserer Großen in der Literatur, so war er doch und ist er auch heute noch einer der besonderen Lieblinge unseres Volkes, das dem „Herold des Deutschen Reiches" in unwandelbarer Treue anhängt. Nicht nur viele seiner Kriegslieder sind in unsern Tagen wieder auferstanden und aufs neue gesungen worden, seine ganze, formenschöne leichtflüssige Lyrik ist noch immer im Munde des Volkes lebendig. Stoll bringt uns Schilderungen aus Geibels Schulzeit, die ohne die sonst bei Geistesgrößen, wie es scheint, notwendigen Reibungen hingeflossen ist und auch bei dem Dichter selbst im Gegensatz zu größren Brüdern im Apoll keine unangenehmen Erinnerungen hinterlassen hat. Er war ein guter Schüler und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Stoll bringt sehr viele hübsche Einzelzüge und sogar eine reiche Fülle ungedruckter Gedichte und ein Jugendbildnis, das alle Backfischherzen höher schlagen lassen wird. Aber auch allen sonstigen Verehrern des Sängers so vieler schöner Lieder sei die hübsche Gabe bestens empfohlen.

Ernst von Possart. Erstrebtes und Erlebtes, mit 11 Bildertafeln. Berlin 1916. E. S. Mitter & Sohn, Berlin.

Es werden so viele „Theaterromane" geschrieben und gedruckt, die uns die Bretter, die die Welt bedeuten, näher bringen in ihrem buntem Kulissenzauber, der seinen Reiz immer wieder auf die Menge ausübt — sie alle können nicht diese prächtigen Schilderungen ersetzen, die hier ein Berufener von seinem gelebten „Roman" gibt Es war ein schwerer Aufstieg zur Höhe, den der berühmte Darsteller machte, aber dafür sind ihm Erfolg und Ehren zuteil geworden, wie sonst wenigen, eine Fülle der bekanntesten Namen strömt uns entgegen. Nicht zuletzt fesseln die Mitteilungen über den unglücklichen Bayernkönig Ludwig II., in dessen seltsamen Separatvorstellungen Possart wirklich eine „Hauptrolle" spielte und vieles ganz neues Material beibringen kann über den Träumer und Romantiker auf dem Thron der Wittelsbacher. Menschlich echt und herzerfreuend in ihrer Schlichtheit sind seine eigenen Bühnenschicksale und -erlebnisse geschildert, und wenn die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, so kann man nur wünschen, daß die Mitwelt diesem Buch ihr reichstes Interesse entgegenbringe.

Hellmuth Unger: **Sturm im Osten.** Verlag Gottlob Koezle, Chemnitz.

Den Lesern der Romanzeitung ist der Verfasser längst durch seine stimmungsvollen Gedichte und Skizzen bekannt — in dem angezeigten Bändchen gibt er uns flotte Bilder aus dem Feldzuge der deutschen Südarmee, bei der als Arzt tätig war. Es sind keine eigentlichen Kampfschilderungen, mit denen wir nun allmählich überreich versehen worden sind durch die große Zahl der schreiblustigen Teilnehmer, deren jeder gerade seine Erlebnisse für unbedingt druckreif hält. Unger gibt mehr kurze, packende Ausschnitte und vermeidet dadurch die Gefahr, oft gesagtes zu wiederholen. denn Drahtverhaue, Schützengräben und Sturmangriffe müssen sich schließlich auf allen Kampffronten gleichen. Er ist mehr Impressionist als liebevoller Kleinmaler, wenn auch solche charakterischen Striche nicht fehlen,

Digitized by Google

die uns Volk und Land trefflicher zeichnen. Hier und da hätte man eine größere Tiefe der Darstellung gewünscht, etwas mehr Gedanken, die über das gewöhnliche Maß hinausgehen, etwas kraftvollere Selbsterlebnisse der schildernden Persönlichkeit, kurz — mehr Gestaltung als Wiedergabe. Aber das Büchlein wird auch so seine Leser finden und sei daher empfohlen. Dr. Erich Janke.

Florentine Gebhardt: Des Schwertklangs Wiederhall. Lieder und Gedichte aus den Tagen des großen Krieges. Berlin. Verlag von Schall und Rentel. Preis 50 Pfg.

Unsere Mitarbeiterin vereinigt in diesem schmalen Bändchen eine ganze Reihe packender Kriegsgedichte, von denen viele zum erstenmal im Beiblatt der Romanzeitung gestanden haben. Warmherzige Empfindung und großer Schwung der Sprache zeichnen die Verse Florentine G.'s auch besonders aus und in der Flut der Kriegsgedichtsammlungen verdient das vorliegende Werkchen nicht übersehen zu werden, namentlich für patriotische Abende oder Schulfeiern findet sich manches packende Stück darin, das seine Wirkung beim Vortrag nicht verfehlen dürfte. Dr. Erich Janke.

Adolf Schafheitlin: Lehrbuch des Lachens. Spiegel der Modernität. Eine Lebensprüfung. 344 Seiten, 8° Format mit 2 Porträts. Preis 7,50 Fr. (6 M.) gebunden in Lwd. 9 Fr. (7,20 M). Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

In diesen ernsten Kriegszeiten ein Lehrbuch des Lachens zu publizieren? — Welch ein kurioser Kauz! Er ist dies aber vielleicht doch nicht ganz, wenn man erfährt, daß der Verfasser dieser Lachkunst in seinem vierundsechzigsten Lebensjahre steht, ergo keine Zeit mehr hat zu warten. Bekannt ist der Verfasser (Konstanzer), außer in literarischen Fachkreisen, wohl kaum, ob er gleich seit einigen dreißig Jahren — (freilich der Heimat fern, in Italien lebend) — ernst und unverdrossen geschaffen und publiziert hat. Daß er trotz dieses eigentümlichen „Erfolges" nicht die gute Laune verloren, beweist das vorliegende Buch, das über die ganze Modernität Streiflichter wirft, aber noch mehr ist: ein Abschiedsgruß, ein Vermächtnis. Die ernste Zeit hat auch darin ernste Schatten hinterlassen; aber trotzdem ist die Stimmung des Ganzen, wie es der Titel verlangt, heiter — und endet, wie es der Verfasser mit einem stillen Seelenwunsch für sein Leben hofft: sonnig.

L. Besch: Für große Zeit ein großer Glaube. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Kart. 1 Mark.

Ein Wegweiser für „Gottsucher" in der Gegenwart. Das Bedürfnis nach religiöser Festigung, nach einem kräftigen Halt in der Not des Lebens macht sich überall fühlbar. Dies ist kein Zeichen von Schwäche, sondern von echter Mannhaftigkeit im Sinn von Arndts Wort: Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut. — Gebildete Leser sind ins Auge gefaßt, viele Zitate aus Carlyle, Hebbel, Ibsen, Hilty, Kierkegaard, Roscher, Bismarck u. a führen in hohe Regionen und geben die schärfsten Beweise für den Kampf des Geistes und den Sieg des Glaubens.

Diedrich Speckmann: Der Anerbe. Erzählung. Berlin, Martin Warneck. Preis 3,50 M., gebd. 4,50 M

Der Verfasser von „Heidehof Lohe" erzählt uns in seinem neuesten Buche, wie das Leben einen unter dem Druck unglücklicher häuslicher Verhältnisse verkümmerten Hoferben in seine Schule nimmt, um inneren und äußeren Widerständen zum Trotz einen brauchbaren und seiner Aufgabe gewachsenen Menschen aus ihm zu machen. Unter den Lehrmeistern, die es ihm stellt, nimmt der kleine verkrüppelte Imker Klaus Ohm die hervorragendste Stelle ein. Vor allem diese mit Liebe und glücklichem Humor geschaffene Gestalt wird das Buch dem Leser wert machen. Die Erzählung ist äußerlich und innerlich auf das reichste bewegt. Wieder ein echter Speckmann, reich an Menschenkunde und gemütvoller Lebensanschauung.

* Briefkasten *

Alte Leserin in Hessen. Die Gedichte zeigen stellenweise große Gewandtheit, aber sie sind in Form und Inhalt noch nicht reif für die Öffentlichkeit. Immerhin bin ich gerne bereit, später neue Proben durchzusehen. **A. P. in Kiel.** Gutgemeinte Reimversuche ohne besondere Begabung. Ihre Wünsche entsprechend sind die Gedichte vernichtet worden. **R. St. in W.** Darüber läßt sich erst nach erfolgtem Friedensschluß ein Urteil abgeben. **F. K. in Köln.** Es sind eine ganze Reihe guter Kriegsbücher erschienen, aber das beste davon anzugeben ist wirklich zu viel verlangt. Für Ostpreußen kommen in erste Reihe die Bücher von Fritz Skowronnek in Frage. **W. R. in Frankfurt a. M.** Die näheren Bestimmungen über die Unterrichtskurse für Kriegsprimaner werden durch das Kultusministerium bekanntgegeben. Wenn Ihr Sohn nicht mehr felddienstfähig ist, ist es vielleicht möglich ein entsprechendes Urlaubsgesuch einzureichen. Am besten setzen Sie sich mit der betr. Schuldirektion in Verbindung. **Georg S. in Duisburg.** Das kann ich unmöglich im Briefkasten erörtern. **Frau M. D. in Be.** Derartige Zuschriften aus dem Leserkreis sind mir stets willkommen, ich bin gern bereit, Ihren Aufsatz zu prüfen. **„Hindenburg."** Wir wollen das beste hoffen, aber dem Feldmarschall zu Liebe von dem Abdruck Ihren Gedichtes absehen, wir dürfen ihm jetzt nicht stören. **Kurt G. in Berlin.** Derartige „literarische Kurse" sind in den meisten Fällen wertlos, ich empfehle Ihnen das gründliche Studium einer guten Literaturgeschichte; über die deutsche Lyrik gibt es ein gutes Werkchen in der Sammlung Göschen. **Elly St. in Stettin.** Es fehlt ein origineller Gedanke, sonst sind die Verse flüssig. Vielleicht das nächste Mal. **K. W. in S., Mauerblümchen in L., Primaner in E., F. W. in K.,** leider nicht druckreif. E. J.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte **stets „an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Jankes Verlag.** Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 23: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Die Kartenlegerin (Schluß). Roman von Horst Bodemer. — **Beiblatt:** Frühlingsglaube. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Der Gefangene. Von Friedrich Kipp. — Friede. Gedicht von Reinhold Braun. — Die Geige. Von Hans Binder. — Zu Hause. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Bücherbesprechungen. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 26. Februar 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 23

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

3. Fortsetzung.

Grot ging langsam weiter. Gerlach ging stumm an seiner Seite. „Es wäre besser gewesen, wenn Sie mir nichts gesagt hätten, jetzt zwingen Sie mir die Rolle eines heimlich Verbündeten auf."

Gerlach faßte nach seiner Hand. „Das wäre das beste, was mir passieren könnte."

„Sie sind sehr hartnäckig."

„Daraus können Sie doch ersehen, daß es mir Ernst ist", erwiderte der junge Mann mit einem schwachen Lächeln.

„Herr v. Gerlach, ich habe im Leben keine Reichtümer gesammelt, meine Tochter ist ein armes Mädchen." . . .

„Aber, lieber Herr Grot, daran habe ich noch mit keinem Gedanken gedacht, was Ihre Tochter als Mitgift von Ihnen zu erwarten hat. Und ich empfinde es als ein Glück, daß mein Vermögen es mir gestattet, frei meinem Herzen zu folgen." . . .

„Ihr Vermögen dürfte aber in den Augen meiner Tochter ein sehr ernstes Hindernis sein."

Schweigend gingen sie wieder eine Strecke weiter. . . Durch das Hoftor kam ihnen der Briefträger entgegen. Er schwenkte von weitem aufgeregt mit der Hand. „Der Kronprinz von Österreich ist durch einen Serben in Serajewo ermordet."

„Das ist der Krieg, Herr von Gerlach", sagte Grot, ehe er die Zeitung entfaltete und vorlas. . . Ohne an den Abschluß ihrer Unterredung zu denken, gingen beide in das Inspektorhaus, wo Lena gerade den Frühstückstisch deckte. . . Sie hatten sich noch nicht gesetzt als Korff angeritten kam und hastig eintrat. . . .

„Wissen Sie schon? Das ist der Funke ins Pulverfaß." . . .

„Glauben Sie wirklich, daß daraus der Krieg entstehen kann"? fragte Gerlach.

Korff zuckte die Achseln. „Das wird auf Österreich ankommen. . . Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Mord von den offiziellen Kreisen Serbiens angestiftet ist. Der Bursche soll ja schon eingestanden haben. . . Da muß Österreich energisch Genugtuung fordern, wenn es sich nicht vor der ganzen Welt blamieren will. Dann mischt Rußland sich ein, und damit tritt der Bündnisfall für uns ein . . Frankreich und England greifen ein."

„Sie sind ein unverbesserlicher Schwarzseher, lieber Korff", erwiderte Grot. . . Aber innerlich dachte er so ziemlich das gleiche. . . Er sah besorgt sein herziges Mädel an. . . Die Kriegserklärung konnte ganz plötzlich erfolgen und ehe man hier hinten an der Grenze davon erfuhr, konnten die Russen ins Land gebrochen sein. Am besten, wenn er sie sofort nach Berlin zu seiner Schwester schickte. . .

Lena mochte ihm seine Besorgnis vom Gesicht abgelesen haben, denn sie sagte lächelnd: „Ich bleibe bei dir, Väterchen."

„Das möchte ich doch nicht raten", fiel Korff ein. „Sie kennen die Russen nicht, was das für eine zuchtlose Bande ist. Ich weiß nicht, ob wir Männer daran gut tun, hier zu bleiben, wenn die Russen über die Grenze brechen." . . .

„Meine Herren, vorläufig ist es doch noch nicht so weit, daß wir uns darüber schlüssig

Digitized by Google

machen müssen", warf Gerlach ein. „Aber beim ersten Anzeichen eines Krieges mit Rußland setzen wir uns alle in mein Auto und sausen davon."

„Und unsere Leute?" fragte Grot mit Nachdruck. „Wenn unsere Leute hierbleiben müssen, bleibe ich auch hier." . . .

„Ach die packen wir auf unsere Leiterwagen und nehmen sie mit."

„Und das Vieh? Sollen wir unsere kostbaren Kühe im Stich lassen? Heute haben wir schon die Molkerei elektrisch betrieben. Wir brauchen zwei Margellen weniger, die ich in die Feldarbeit nehmen kann." . . .

„Es kommt bloß darauf an, ob wir so viel Militär an die Grenze werfen können, um die Russen aufzuhalten, bis wir alles in Sicherheit gebracht haben", fuhr Korff fort. . .

„Meine Herren, Sie tun ja gerade so, als wenn wir schon in den nächsten Stunden die Kriegserklärung von Rußland zu erwarten haben", fiel Gerlach ein. „Soweit ich die Österreicher kenne, werden sie ein bißchen mit dem Säbel rasseln. . . Unser Kaiser wird sich für den Frieden ins Mittel legen und der Sturm im Wasserglas ist vorbei."

„Der Himmel erhalte Ihnen den tröstlichen Glauben", erwiderte Korff lachend, aber mit deutlich ironischem Ton. „Ich habe keine Ruhe, ich reite nach der Stadt. . . Vielleicht erfährt man dort was Neues."

„Ich komme mit, wir fahren mit meinem Auto. . . Sie kommen auch mit, Herr Grot."

Als die Heren abgefahren waren, nahm Lena den Brief von Florentine vor, den ihr die Herren mitgebracht hatten. Die junge Frau schrieb sehr glücklich. Sie waren in München angelangt und bummelten dort vergnügt herum. „Meinem Gatten schmeckt das bayrische Bier an der Quelle so gut, daß er mir eben erklärt hat, nicht früher weiterfahren zu wollen, bis er alle Sorten gründlich durchgekostet hat. Er will sich sehr fleißig daranhalten, damit die Kostprobe in acht Tagen erledigt wird. . . und die ganze Umgebung abklappern. . . Ewald hegt den Plan, im Herbst nach München zurückzukehren und dort den Winter über zu bleiben. Ich habe jetzt schon Heimweh nach unserem lieben Ostpreußen. Aber ich will mich gern fügen. Ich muß darauf Rücksicht nehmen, daß ihm die Heimat verleidet ist." . . .

Lena hatte die Hände mit den Brief in den Schoß sinken lassen. Die energische Florentine, die sieben Jahre ihren Bruder und das ganze Gut wie ein absoluter Herrscher regiert hatte, schien ja keinen eigenen Willen mehr zu besitzen. Ob das allen Frauen, die wirklich ihren Gatten lieben, so geht? Sie lachte über ihre eigenen Gedanken, denn eben hatte sie gedacht, daß der Mann, dem sie sich unterordnen sollte, einen sehr starken Willen haben müßte, und beinahe ehrfurchtsvoll müßte sie zu ihm aufschauen können.

Der unbewußte Kontrast, der ihre Lachluft gereizt hatte, war der gleichzeitig auftauchende Gedanke an Herrn von Gerlach. . . Aus reinem Zufall hatte sie ihn beim Frühstück voll angesehen, da war ihm eine feine Röte ins Gesicht gestiegen. Sie stand auf und sagte ganz laut zu sich: „Ach Unsinn", und begann den Tisch abzuräumen.

---

8. Kapitel.

Die Aufregung begann sich allmählich zu legen. Am meisten trug dazu die Nordlandreise des Kaisers bei, die er auch in diesem Jahre um dieselbe Zeit antrat. Das war doch ein sicheres Anzeichen, daß eine drohende Kriegsgefahr nicht vorhanden war. Die Landwirte hatten auch nicht viel Zeit, sich mit Politik zu befassen, denn die Heuernte, die sehr gut zu werden versprach, war in vollem Gange.

Eines Morgens erhielt Herr von Gerlach telegraphisch die Nachricht, daß sein Vater bedenklich erkrankt wäre und ihn zu sprechen wünsche. Er kam mit der Nachricht selbst in das Inspektorhaus, um Abschied zu nehmen. Er war ernst und bewegt und sprach die Befürchtung aus, daß sein alter Herr schwer krank sein müsse, wenn er ihn zu sich berufe.

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich für längere Zeit dort festgehalten werde. Ich lasse Ihnen für alle Fälle mein Auto hier und bitte, davon recht oft Gebrauch zu machen, damit der Chauffeur das Fahren nicht verlernt. Vor allem bitte ich dringend darum, daß Sie, lieber Herr Grot, sich mit Fräulein Lena sofort in

Digitized by Google

Sicherheit bringen, wenn von der Grenze Gefahr droht. Wenn die Leute sich in Sicherheit bringen wollen und können, bitte ich, ihnen Vorschub dabei zu leisten. Das übrige überlasse ich alles Ihrem Ermessen."

Zum Abschied hatte er Lena mit einer schnellen Verbeugung die Hand geküßt. . . Am nächsten Tag schon kam aus Barmen telegraphisch die Nachricht, daß sein alter Herr vom Schlage gerührt sei. Die Ärzte gäben wenig Hoffnung. . . Einige Tage später kam ein ausführlicher Brief. Die Ärzte hätten etwas Hoffnung gegeben, aber selbst im besten Fall werde sein Vater nicht imstande sein, die Fabrik weiter zu leiten. Ein alter Freund habe ihm geraten, das ganze Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und bloß einen kleinen Anteil zu behalten. Es könnten aber noch keine vorbereitenden Schritte getan werden, ehe der Kranke nicht seine Einwilligung gegeben hätte. Das Geschäft ginge sehr flott, die Umwandlung würde auf keine Schwierigkeiten stoßen. Er bäte um Nachricht, wie es in Mallischken stände und legte Grot wieder ans Herz, alles für den Fall einer eiligen Flucht vorzubereiten. In den Fabrikantenkreisen des Westens rechne man mit einem baldigen Kriege. Es sei ihm auch schon unter der Hand ein sehr vorteilhaftes Angebot einer großen Firma unterbreitet worden. Daraus entnähme er, daß er mit einer Aktiengesellschaft weitaus mehr erzielen könnte.

„Merkwürdig," meinte Grot, als er den Brief Lena hinreichte, „wie man sich in einem Menschen täuschen kann. In den ersten vier Wochen benahm er sich so, als wenn er nicht schnell genug sein Geld unter die Leute bringen könnte und jetzt erwägt er kühl, wie ein alter Geschäftsmann, was ihm mehr einbringen könnte."

Lena blickte auf. „Väterchen, ihm hat bloß eine verständige Anleitung gefehlt. Das ist dein Werk."

Sie sah erstaunt ihren Vater an, der in ein dröhnendes Gelächter ausbrach. „Das wäre ein feines Rezept, Mädel. . . Man gibt jedem jungen Verschwender einen gesetzten alten Herrn zum Berater."

Unwillkürlich stimmte Lena in das Lachen ein. „Du hast recht, Vater, das wird nicht bei jedem helfen. Bei Gerlach muß also ein guter Grund vorhanden gewesen sein."

„Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, was diese Wandlung hervorgebracht haben kann", erwiderte Grot, nahm Stock und Mütze und ging hinaus. Der gute alte Herr hatte keine Ahnung, daß seine Tochter den Grund, an den er dachte, erraten könnte. . .

Einige Tage später kam wieder von Gerlach ein Brief. Ihm sei von demselben Agenten, der ihm den Kauf von Mallischken vermittelt habe, ein kleineres Gut bei Elbing angestellt worden. Die näheren Angaben darüber folgen anbei. Grot möchte sofort im Auto hinfahren, und wenn es im allgemeinen der Schilderung entspräche, den Kauf abschließen.

„Ich rechne ganz bestimmt mit dem Ausbruch eines großen Krieges", schrieb er weiter. „Wenn es Ihnen gelingen sollte, unsere Viehbestände nach dem Westen in Sicherheit zu bringen, dann finden sie dort Unterkunft, denn das Gut soll zum größten Teil aus guten Wiesen bestehen. Also handeln Sie nicht zu sehr, der Vorteil liegt auf unserer Seite. Was wir in Mallischken an Getreide liegen haben, verkaufen Sie nicht, sondern schaffen Sie es nach Klautken." Zum Schluß berichtete er, daß sein Vater die Sprache wiedergewonnen und selbst zur Bildung einer Aktiengesellschaft geraten habe. Er sei von den Verhandlungen so sehr in Anspruch genomemn, daß er sich nur mit größter Anstrengung auf den Beinen halte. . .

„Hat er das nun aus sich selbst oder wer bläst ihm das alles ein?" fragte Grot kopfschüttelnd, als er den Brief gelesen hatte.

„Na wer soll ihm das einblasen, Väterchen?, fragte Lena mit deutlichem Widerspruch in der Stimme. „Er muß doch wohl fest davon überzeugt sein, daß wir bald Krieg bekommen, und ich finde es sehr nett von ihm, daß er dafür Vorsorge trifft." Damit nahm sie ihrem Vater den Brief aus der Hand, um ihn selbst zu lesen. Als sie ihn zusammenfaltete, fand sie auf der Rückseite noch eine Nachschrift, die der Vater übersehen hatte.

„Mein Vater ist mit dem Plan, den ich Ihnen vor kurzem vorgetragen habe nicht nur einverstanden, sondern er wünscht sehr, daß er seine Ausführung noch erlebt. . . Ich bitte Sie dringend, mir umgehend zu schreiben, ob

Digitized by Google

ich es wagen darf, ihn zur Ausführung zu bringen. Herzlich Ihr G."

„Was ist das für ein Plan, den Gerlach dir vorgeschlagen hat? Hier steht's, das hast du wohl übersehen."

Grot hatte mit einem Blick die wenigen Zeilen überflogen. . . „Einen Plan?" erwiderte der alte Herr. . . daß ich nicht wüßte. . . Ja doch . . . ja, ja . . . einen Plan . . . Er wollte . . . er besprach etwas mit mir. . . Zum Deuwel, Mädel, was brauchst du das zu wissen." . . .

„Das wär das erstemal, daß du vor mir ein Geheimnis hast, Alterchen. Darf dein Geheimschreiber es nicht wissen?" Sie stand auf, lehnte sich an ihn und streichelte ihm das Kinn.

„Dumme Margell, laß mich zufrieden! Das geht dich nichts an."

„Ach, Alterchen, wer wird sich so verstellen?"

„Ich verstelle mich gar nicht. . . Laß mich zufrieden. Es ist besser, wenn du nichts weißt."

„Ich verstehe bloß nicht, weshalb du auf einmal so kratzbürstig wirst, Alterchen. Das muß etwas ganz Sonderbares sein, was du mir nicht sagen kannst oder willst. Soll ich mal raten?" . . .

„Ich verzichte darauf. . . Ich muß gleich dem Chauffeur Bescheid sagen. . . Morgen früh muß ich fahren. . . Willst du mitkommen?"

„Gern, aber der Chauffeur läuft dir nicht weg, und ich laß dir keine Ruhe, bis du mir den Plan verraten hast."

Er wehrte ihre Hand ab und stand auf. „Da kannst du lange warten."

„Na dann beantworte mir nur die eine Frage: hängt dieser Plan etwa mit einem Fräulein Lena Grot zusammen?"

„Du bist . . . ich hätte bald was gesagt. . . Also Kind, quäle mich nicht."

Lena faßte ihn rund um. „Also, nun werde ich es dir sagen. Gerlach hat bei dir angefragt, ob er sich um meine Hand bewerben darf."

Grot schob sein Kind mit beiden Händen ein Ende von sich ab und sah sie verblüfft an. „Woher weißt du das?"

„Das errät man schon aus gewissen Anzeichen. Ich habe euch bei einem Gespräch auf dem Hof beobachtet. . . Ich brauchte bloß dein Glas vom Schreibtisch zu nehmen, um in euren Mienen zu lesen. Ihr saht beide so feierlich ernst aus. Da habe ich mir gleich das Richtige gedacht. Aber nun möchte ich wissen, was du ihm geantwortet hast."

„Kind . . . na nun hilft es nichts mehr, wenn ich auch schwindeln wollte. Ich habe ihm gesagt, daß der Abstand im Vermögen zu groß sei, du würdest dich daran stoßen."

„Weiter."

„Weiter? Na ja. . . Ich habe ihm angedeutet, daß du vielleicht Zweifel in seinen Charakter setzen könntest, die das Erwachen einer Neigung verhindern würden." . .

„Hast du das wirklich gesagt, Vater?" . . .

„Ich gebe dir mein Wort darauf."

„Na da muß ich dir meine Anerkennung aussprechen. Der Freiersmann ist mir als Gatte noch zu jung, obwohl er sieben Jahre älter ist als ich, und ich denke ganz genau so wie du. . . Er ist kein übler Mensch, aber eine Neigung für ihn würde ich solange mit aller Energie in mir unterdrücken, ehe ich nicht volles Vertrauen zu ihm gewonnen habe."

Grot lächelte und dachte: „O, du Kindskopf. . . Wenn du ihn wirklich schon von Herzen liebtest, würdest du nicht so altklug reden." Laut aber sagte er, indem er sein Kind in die Arme schloß und zärtlich ihre blonden Haare streichelte: „Du bist mein verständiges Mädel. . Hast Recht. . . Wollen die Sache nicht überstürzen. . . Vielleicht kommt inzwischen ein anderer, der Rechte, wie man zu sagen pflegt, der dein Herzchen im Sturm erobert. Ich werde ihm schreiben, daß sich der Plan nicht beschleunigen ließe. . . Ist dir das recht?"

„Sehr recht, lieber Vater. . . Und morgen fahren wir durch ganz Ostpreußen spazieren. Das wird herrlich werden."

Es war wirklich eine herrliche Fahrt, wie im Flug durch das Land zu fahren. Grot genoß die Gegenden mit den Augen des Landwirts. Fast überall lag das Heu schon gemäht in Schwaden auf den Wiesen. . . Der Luftzug brachte ihnen den kräftigen Duft entgegen. Das Wintergetreide stand schon hoch in Ähren. Mit fabelhafter Schnelligkeit kam der Kirchturm, der eben vor ihnen aufgetaucht war, näher. . . Bäume und Häuser flogen nur so an ihnen vorbei. . . Sie wußten es gar nicht,

Digitized by Google

daß das Auto die ebene Steinstraße mit einer Geschwindigkeit von mehr als siebzig Kilometer in der Stunde durchlief.

Es war noch nicht Mittag, als der Wagen von der großen Straße abbog und nach wenigen Minuten auf einem Gutshof hielt. Aus einem kleinen schmucken Haus kam ihnen ein alter weißhaariger Herr entgegen und begrüßte sie freundlich. Eine Depesche von Gerlach hatte den Besuch seines Bevollmächtigten bereits angekündigt. . . Noch vor dem Mittag vertieften sich die beiden alten Herren in die Geschäftsbücher. Der Kauf war unter allen Umständen vorteilhaft. Früher hatte der Besitzer eine Abmelkwirtschaft betrieben und die Milch zu sehr guten Preisen nach Elbing und Marienburg geschickt. . . In den letzten Jahren hatte er sich darauf beschränkt, das Heu zu verkaufen. Nun war ihm vor einem halben Jahr sein einziger Sohn gestorben. Er sehnte sich nach Ruhe und wollte verkaufen. Ein älterer einfacher Inspektor war vorhanden. . .

Die Besichtigung nach dem Essen nahm nicht lange Zeit in Anspruch und noch vor dem Kaffee war der Kauf abgeschlossen. Für die Zwecke, die Gerlach im Auge hatte, war das Gut wie geschaffen. Die jetzt leerstehenden Ställe boten für den Notfall genügend Raum für das Mallischker Vieh. . .

Abends fand Lena zu Hause einen Brief von Florentine aus Wien vor. Sie waren, als die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers sie in Salzburg traf, nach Wien gefahren, um den Ereignissen, die sich vorbereiteten, näher zu sein. Im Auftrage ihres Gatten berichtete Florentine, daß die Aufregung in der österreichischen Kaiserstadt ungeheuer sei. In den Zeitungen, wie in den Kaffeehäusern, wo sich die öffentlichen Meinungen so deutlich kundgaben, wurde mit ungewöhnlicher Energie verlangt, daß Serbien durch ein scharfes Ultimatum zum Kriege gezwungen und ganz energisch bestraft werden müsse.

„Man befürchtet nur," schrieb sie weiter, „daß die drohende Haltung Rußlands lähmend auf die führenden politischen Kreise einwirken könnte. Jeder Reichsdeutsche, den man an der Sprache erkennt, wird als Freund und Bundesbruder gefeiert. Im Hotel, wo wir wohnen, grüßen uns alle Menschen, als wenn wir etwas außerordentliches wären. . . Mein Mann hat alles ausführlich meinem Bruder geschrieben, er möchte, wenn irgend möglich und die Sache brenzlich wird, die teuren Pferde, die Remonten und das Vieh nach dem Westen in Sicherheit bringen. Und Ihr nehmt Euch auch in Acht. . . Heute ist das Ultimatum an Serbien abgegangen, und wenn es, wie man allgemein annimmt, abgelehnt wird, kann nach der Kriegserklärung an Serbien Rußland an Österreich und Deutschland sofort den Krieg erklären. Wenn mein Brief bei Euch ankommt, werdet Ihr schon mehr wissen als ich heute. Ewald, der es doch als alter Soldat wissen muß, läßt Euch sagen, daß unsere Truppen den Ansturm der Russen erst hinter der masurischen Seenkette erwarten können. Der ganze Streifen zwischen den Seen und der Grenze muß den Russen preisgegeben werden."

Lena hatte den Brief dem Vater vorgelesen. Er verzog keine Miene. Aber er schüttelte mehrmals den Kopf. . . „Der Kaiser ist zurückgekehrt und hat die Sache in die Hand genommen. Das Ultimatum ist von Serbien in der Tat abgelehnt worden. Ich habe es eben durchs Telephon gehört. Aber der Brei wird hoffentlich nicht so heiß gegessen werden." . . .

„Hoffentlich nicht, Vater. Aber du könntest doch schon das Vieh wegbringen lassen."

„Das wird heute Nacht geschehen. Sobald es dunkel wird, marschieren immer zwei Mann mit sechs, sieben Stück ab. Zwei Wagen fahren mit den Remonten und den besten Pferden, und morgen sause ich mit dem Auto hinterdrein. Du kommst mit. In Klautken finden wir die nötigsten Möbel und Betten. Du mußt nur Bezüge mitnehmen." . . .

Es war Grot wirklich gelungen, den wertvollsten Teil seiner Viehbestände nach dem neuen Gut zu schaffen. Zwei Tage später kam die Anordnung, daß die Bevölkerung sich ruhig zu verhalten habe und ihre Wohnsitze nicht verlassen dürfte. . . Es war der Tag, an dem der Kaiser bereits die Kriegsbereitschaft angeordnet hatte. . . Die Russen mußten über unsere Truppenbewegungen im Dunkel gelassen werden. Deshalb durfte nicht eine allgemeine Flucht ausbrechen. In der nächsten Nacht lo-

Digitized by Google

derten bereits im Osten und Südosten nach der Grenze zu die ersten Brände auf. Die Kosaken waren eingebrochen und hatten Strohschober und einzelne Abbauten in Brand gesteckt. Durch den Fernsprecher erzählte man sich von den entsetzlichen Greueltaten der Russen. Niemand dachte daran, sich zur Nachtruhe niederzulegen.

Gegen Morgen erschien in Mallischken eine Kompagnie Füsiliere, die sofort Patrouillen nach der Grenze zu fortschickten. Da ließ Grot die Pferde, die angespannt vor dem Leiterwagen standen, wieder in den Stall führen. Er selbst blieb mit Hauptmann Goller, der die Kompagnie führte, noch lange in ernstem Gespräch sitzen. . . Erst gegen Morgen warf er sich angekleidet auf den Divan im Wohnzimmer, um einige Augen voll Schlaf zu nehmen.

---

9. Kapitel.

Doch der Schlaf wollte nicht kommen, obwohl sein Körper müde war. Die „Gedanken hatten ihn bekrochen" und gingen ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herum . . . immer im Kreise. . . Hauptmann Goller hatte ihm erzählt . . . nicht was er wußte, denn das, was er wußte war herzlich wenig . . ., sondern was die Offiziere vermuteten. . . Nur das eine war sicher, daß unsere paar Regimenter einer ganz unermeßlichen Übermacht gegenüberstanden. Die Dragoner waren schon seit achtundvierzig Stunden nicht aus den Sätteln gekommen, kaum, daß man die Gäule getränkt und gefüttert hatte. Unaufhörlich ritten sie an der Grenze hin und her, um dem Feind eine größere Zahl vorzutäuschen und die Kosaken zu verjagen, die unermüdlich bald hier, bald dort auf ihren flinken Pferden auftauchten und entsetzliche Schandtaten verübten.

Die Füsiliere hatten ebenso schweren Dienst. Nur ein kleiner Trupp blieb am Unterstützungspunkt zurück, während der größte Teil auf Patrouillengängen unterwegs war.

Was hinter ihrem Rücken vorging, war auch den Offizieren nicht bekannt. Wurden hinter ihrem Rücken größere Truppenmengen zusammengezogen, um den Russen mit Erfolg eine Schlacht anbieten zu können? Oder wollte man, wie allgemein geglaubt wurde, Ostpreußen bis zur Weichsel den Feinden preisgeben? Auf jeden Fall war es doch das Richtigste, wenn er am anderen Morgen alle seine Wagen anspannte, mit den wertvollsten Sachen belud und fortschaffte. . . Vielleicht war es möglich, die Sachen irgendwo auf einem Gut einige Meilen rückwärts abzuladen und noch eine Ladung zu holen. Er wollte wieder aufstehen und alles anordnen. . .

Aber sein Geist hatte die Macht über den Körper verloren, er war eingeschlafen. . . Er glaubte im Traum, Schüsse zu hören. . . Im Nu war er wach und richtete sich auf. . . Es war kein Traum gewesen, sondern Wirklichkeit. . . Wieder fielen drei, vier Schüsse. . . . Waren die Russen mit Übermacht angerückt?

Er trat ans Fenster, stieß es auf und lauschte. Im Osten stand bereits die Morgenröte am Himmel, flammend rot . . . kein Mensch war auf dem Hof zu sehen. Er überlegte einen Augenblick, ob er seine Tochter wecken sollte. Sie hatte bis spät in die Nacht gepackt und sich dann in Kleidern auf ihr Bett geworfen. Sie mußte wohl die Schüsse nicht gehört haben, sonst wäre sie heruntergestürmt. Um so besser. Er nahm Stock und Mütze und ging hinaus, um den Chauffeur zu wecken. In der Küche stand die Wirtin bereits am Herd und kochte Kaffee. Die Spatzen lärmten in den Bäumen, die Schwalben schossen pfeilschnell hin und her, ein Bild des tiefsten Friedens. . .

War Hauptmann Goller mit seinen Füsilieren abgerückt? Aber dann hätte er ihn doch geweckt? . . . Aus dem Pferdestall kam ein Knecht, halb angezogen, rieb sich den Schlaf aus den Augen und ging zum Brunnen, um sich zu waschen. Er rief ihn an: „Michel, wo sind unsere Soldaten geblieben?"

„Ich weiß nichts, ich habe nichts gehört."

Er ging zum Herrenhaus und klopfte an das Fenster, wo der Chauffeur schlief. „In einer Viertelstunde müssen Sie vorfahren."

Als er sich umwandte, kamen zwei Soldaten durch das Tor herein. Sie führten einen Mann, der mehr stolperte als ging. Der Kopf hing ihm nach vorn über . . . Sie kamen näher . . . Er sah schärfer hin . . . Sollte das

Digitized by Google

wirklich Gebhard sein, sein alter Freund? Mein Gott, wie sah der aus! Die Haare auf der linken Seite von Blut verklebt. . . Im Ärmel klaffte von der Schulter bis zum Ellenbogen ein Riß. . . „Mensch, Waldemar, bist du es wirklich? . . . Mensch, was ist geschehen?"

Wie abwehrend machte Gebhard mit der rechten Hand eine kleine Bewegung. . . „Die Kosaken sind hinter ihm her gewesen. . . Einen haben wir vom Pferd geschossen, dem anderen haben sie das Pferd erschossen und werden ihn wohl greifen", erzählte einer der Soldaten. . .

Grot hatte die Soldaten mit ihrer Bürde in das Wohnzimmer geführt, wo Gebhard auf den Divan niedergelegt wurde. Er lag schwer stöhnend mit geschlossenen Augen. Ein paar Tränen perlten aus den Augenwinkeln herab. . . „Waldemar, hörst du mich? was ist geschehen?"

„Gib mir ein Glas Wein", murmelte der Verwundete tonlos. Als Grot ihm den Kopf hob und das Glas an die Lippen setzte, schlug Gebhard seine Augen, denen die Brille fehlte, auf. . . Es lag ein so grenzenloser Jammer in dem Blick, daß Grot ihn sanft zurücklegte, nachdem er ihm das Glas eingefüllt hatte. . . In diesem Augenblick trat Lena ein. Sie fragte nicht, sie warf nur einen Blick auf den Verwundeten, dann lief sie hinaus. Sie kehrte nach kurzer Zeit zurück, mit einer Schüssel warmen Wassers und einem Flausch Watte in der Hand. „Essigsaure Tonerde, schnell, Vater . . . und das Verbandszeug aus dem Kasten. . ."

Eine Viertelstunde später lag Gebhard sauber verbunden wie in leichtem Schlummer, der aber nichts anderes war als tiefe Erschöpfung. Grot saß neben ihm und hielt seine Hand. Er war, während Lena den Verwundeten verband, draußen gewesen und hatte von einem Füsilier erfahren, daß gegen Morgen das Nachbargut, es konnte also nur Orczechowken sein, in Flammen aufgegangen sei. Kurz vorher hatte man Schüsse gehört. Was mochte dort vorgegangen sein? Wo war Gebhards Frau und Töchterchen? Ein herziges Mädel von vierzehn Jahren. . .

Hauptmann Goller war sofort mit dem Rest seiner Kompagnie nach Orczechowken abgerückt. . . Vielleicht hatte er den Frauen noch rechtzeitig Hilfe gebracht? . . . Eine halbe Stunde hatte er so bei seinem Jugendfreund gesessen, als Hauptmann Goller eintrat. . . . Einen fragenden Blick Grots beantwortete er mit einem Achselzucken. . . Man konnte es ihm ansehen, daß er nur mühsam seine tiefe Erregung bemeisterte. . . Ganz leise flüsterte er mit heiserer Stimme: „Ein Dutzend von den Mordbrennern haben wir noch erwischt. Ist Ihr Freund bei Bewußtsein?"

„Ja", antwortete Gebhard selbst. „Gib mir noch ein Glas Wein, Hans, ich brauche es. . ." Nach einer Weile versuchte er, sich aufzurichten. Plötzlich überwältigte ihn die Erinnerung. Er schlug die Hände vor das Gesicht. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seine Brust. . . Mit starker Willenskraft überwand er den Anfall und setzte sich auf. „Herr Hauptmann, haben Sie nichts von meinen Angehörigen erfahren?"

Ehe Hauptmann Goller antworten konnte, trat Leutnant Wachtel ein. Der Hauptmann ging mit ihm hinaus. Als er nach einigen Minuten wiederkehrte, setzte er sich neben den Verwundeten, legte ihm den Arm um die Schulter und sagte leise: „Herr Gebhard, eins kann ich Ihnen mit voller Bestimmtheit sagen: Ihre Frau und Tochter sind nicht von den Kosaken weggeschleppt worden. . ."

Gebhard bewegte wie zustimmend den Kopf. „Das ist ein schwacher Trost, aber es ist ein Trost. . . Meine gute tapfere Eva. . . meine herzige liebe Martha. . ."

Lena hatte sich am Fenster hingesetzt und weinte leise. Gebhard wandte den Kopf nach ihr. „Ja, ja, Lenchen, die werden wir nicht mehr wiedersehen." Er nickte ein paarmal mit dem Kopf, wie in Gedanken verloren. „Ist alles verbrannt, Herr Hauptmann?"

„Alles, der ganze Hof ist ein Trümmerhaufen. Alles Vieh in den Ställen."

„Und meine Lieben auch" . . fügte Gebhard leise hinzu. . . Eine Weile herrschte drückendes Stillschweigen im Zimmer. Niemand wagte die Frage zu tun, die unaussprechlich auf aller Lippen schwebte. Endlich brach Grot das Schweigen. „Lena, sorg für einen starken Kaffee. Das wird dir auch gut

Digitized by Google

tun, Waldemar. . . Und wenn du kannst, erzähl."

Gebhard hatte die Hände zusammengeschlagen und sah starr vor sich zur Erde. Dann begann er zu sprechen, langsam, mit langen Pausen, in denen er seine Erregung niederkämpfen mußte. „Kurz nach Mitternacht kam eine Patrouille von vier Mann und stellte sich hinter der Scheune auf. Nun hielt ich uns für genügend beschützt und schickte meine Frau mit Martha schlafen. Sie sollten sich angekleidet wenigstens hinlegen, um zu ruhen. Ich nahm ein Buch vor und las. . . .

„Etwa eine halbe Stunde später fallen Schüsse. . . Ich stürze ans offene Fenster. Unsere Soldaten kommen über den Hof gelaufen. Von der Stallecke schießen sie noch mal auf die Kosaken. die durch das hintere Tor hereingebraust kommen. . . Einige Pferde stürzen. . . Zwanzig, dreißig Kerle sprengen auf den Hof hinter unseren Soldaten her. Die anderen sitzen ab. . . Ein paar Schüsse krachen, die Kugeln schlagen in die erleuchteten Fenster meiner Stube. . . Im nächsten Augenblick stürzen zwei Kerle zu mir rein. Einer schreit mich auf polnisch an: „Aus dem Haus ist auf uns geschossen worden. . ."

Ich antworte ruhig: „Ihr habt doch gesehen, daß es eine deutsche Patrouille war." In dem Augenblick holt auch schon der Zweite mit dem Säbel aus. . ."

Er preßte die Lippen aufeinander und schwieg. . . „Ich mußte wohl unwillkürlich die Augen geschlossen und den linken Arm erhoben haben", fuhr er langsamer fort. „Da fühle ich meine Frau vor mir stehen. . . Ich höre den Hieb . . . gräßlich . . . ein zweiter Hieb, der mich am Kopf trifft. . . Eva bricht zusammen. . . Da steht plötzlich Martha zwischen mir und den Russen und streckt schreiend die Hände nach ihnen aus."

Er machte mit der Hand eine Bewegung und biß die Zähne zusammen. . . „Ich sah nur noch den Säbel durch die Luft zucken . . . dann brach ich zusammen. . . Nach einer Weile erwachte ich. . . Ich fühle wie im Traum, daß mich jemand um die Brust gefaßt hat und halb schleppt, halb trägt. . . „Ich bin's, der Rosocha", sagte mein Kämmerer. . . „Wenn Sie man ein bißchen gehen könnten, daß wir schneller wegkommen. . . Es wird schon ganz hell von dem Feuer."

„Ich reiß mich zusammen. . . Rosocha führt mich an der Gartenhecke entlang. Da schwinden mir wieder die Sinne, ich falle hin. . Als ich wieder aufwache, liegt Rosocha neben mir tot. . . Dann habe ich mich aufgekrabbelt und bin im Chausseegraben nach Mallischken zugegangen. . . Wie betrunken . . . Nicht weit vom Hof sind noch ein paar Kosaken hinter mir her gewesen, die sind aber von Ihren Leuten abgeschossen worden. . .

„Herr Hauptmann, könnte man nicht den Schutthaufen durchsuchen lassen?"

„Ich werde sehen, was sich machen läßt, Herr Gebhard. . . Aber nun das Wichtigste. Lena Sie müssen sofort weg und Herrn Gebhard mitnehmen. Sie fahren mit dem Auto. . Ich gebe Ihnen einen Passagierschein mit. . . Am besten durch bis Lötzen. . . Dort werden Sie mit der Bahn weiterkommen. . . Das Auto muß der Militärbehörde abgeliefert werden. . . . Wollen Sie nicht auch mit, Herr Grot?"

„Nein, ich bleibe hier, bis die Wagen beladen sind und fahre erst mit meinen Leuten."

„Wie Sie wollen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß ich jeden Augenblick den Befehl bekommen kann, zurückzugehen."

„Wir werden uns beeilen, Herr Hauptmann."

Fünf Minuten später fuhr das Auto vom Hof. Lena hatte einen kurzen Augenblick wortlos an der Brust ihres Vaters gelegen. . . Ein Händedruck mit dem Hauptmann. . . Lenas Reiseziel war zunächst Klautken. Von dort sollte sie Gerlach Nachricht geben. Sobald ihr Vater nachkam, sollte sie weiterfahren, nach Berlin zur Tante.

Eine Stunde später kam Korff angeritten. Er hatte Dragoner im Hause. Im Morgengrauen waren seine Wagen hoch aufgepackt weggefahren. Bald darauf war ein Knecht auf einem abgesträngten Pferd zurückgekommen mit der Nachricht, der Gendarm habe sie angehalten. Sie dürften nicht weiter fahren, sondern sollten aufs Gut zurückfahren. Da war er nach der Stadt geritten, hatte den Landrat herausgetrommelt und mit ihm eine sehr energische Unterredung geführt. Der

Digitized by Google

Landrat hatte die Achseln gezuckt und sich auf den Befehl der Militärbehörde berufen. Niemand dürfe ohne die Aufforderung der Behörde flüchten. Nun hatte er seine Wagen in den Wald fahren lassen und die Pferde nach Hause kommen lassen. . .

„Können Sie mir nicht helfen, Herr Hauptmann?" Goller zuckte die Achseln. „Ich kenne die Verfügung nicht und habe auch nicht die Macht, Ihnen zu helfen. Aber nach dem, was in Orczechowken bei Gebhard geschehen ist, läßt sich dieser Befehl nicht aufrecht erhalten."

Er hatte kaum ausgesprochen, als draußen eine Salve krachte. . . „Es ist nichts", sagte er finster, „ich habe die zwölf Mordbrenner, die wir in Orczechowken gefangen haben, erschießen lassen. Daß man noch an dies Gelichter eine ehrliche deutsche Kugel verschwenden muß. . . Die sind kaum wert, aufgehängt zu werden. Aber wir werden es ihnen einträuken. Ich habe meinen Leuten kein Wort gesagt, es ist aber auch nicht nötig, denn ich glaube kaum, daß noch ein Kosak lebend gefangen genommen wird."

Er nahm seinen Helm und ging hinaus. . Als er zurückkam, sah er noch finsterer aus. „Ich habe soeben Befehl bekommen, mich bei Jucha mit dem Regiment zu vereinigen. Es ist also wohl ein starker Vorstoß der Russen mit weit überlegenen Kräften zu erwarten. . . Unter diesen Umständen glaube ich, es verantworten zu können, daß ich Ihnen selbst nahelege, uns zu folgen. Sie müssen sich aber beeilen, in einer Stunde rücken wir ab."

Grot ging hinaus zu den Leuten, die vor dem Pferdestall in einem Haufen beisammen standen. Er rief ihnen zu: „Die Pferde raus. . . Wer noch was mitnehmen will, Betten und Kleider, muß sofort nach Hause gehen und in einer halben Stunde wieder zurück sein. Das Militär rückt ab."

Die Leute hörten ihn schweigend an, ohne sich zu rühren. „Na nu, was ist denn mit Euch los?"

„Wi bliwe hier", rief ein alter Instmann. „Uns ware de Russen nuscht nähme, denn es ös nuscht da to nähme und wat se dem Herr nähme, deiht em nich weh, de hat genug Göld."

„Wie Ihr wollt . . . das ist Eure Sache, aber die Knechte spannen sofort die Pferde an. . ."

„Wi bliwe ok hier. . .", erwiderte einer der Knechte frech.

„Da soll doch gleich das heilige Donnerwetter reinschlagen." Der alte Herr war mit einem Satz an dem Knecht und packte ihn an der Brust. „Wollt Ihr gehorchen oder nicht?"

„Ne, wi sind nu unsre eignen Herrens." Dem Inspektor zuckte der Stock in der Hand. Aber er bezwang sich und wandte sich ab. Langsam ging er ins Haus zurück. „Herr Hauptmann, wäre es nicht möglich, daß Sie die bepackten Wagen mitnehmen?"

„Nein, lieber Herr Grot, das liegt nicht in meiner Macht. . . Wir werden wahrscheinlich auf dem Rückmarsch mit den nachrückenden Russen ins Gefecht kommen . . . und wenn ich die Wagen unterwegs stehen lassen müßte, hätte das doch auch keinen Zweck. . . Spannen Sie sich einen Wagen an und kommen Sie mit."

„Nein, Herr Hauptmann, jetzt muß ich hier bleiben."

„Dann will ich Ihnen noch einen guten Rat geben. Beseitigen Sie alle Ihre Jagdwaffen und Munition. Darauf sollen die Russen schlimm sein."

Die Füsiliere waren noch keine hundert Schritt marschiert, als Grot einige Kerle über den Hof nach dem Herrenhause zugehen sah. Er steckte seinen geladenen Browning ein und ging ihnen nach. . .

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

Frau Katharina Karavelow saß an ihrem Schreibtische und verklebte einen Brief. „Der Brief muß sofort besorgt werden, Pettko," wandte sie sich an ihren Mann, der, ein Kind auf dem Arme, im Zimmer auf und ab ging, und das laute Geschrei des Kindes durch beruhigende Zuflüsterungen zu stillen suchte.

„Nimm mir nur den Jungen wieder ab."

„Gleich! Ich habe noch ein paar Worte aufzuschreiben, die du bei Georgeschew im Vorbeigehen abgeben kannst; ich muß seine Frau sprechen." Sie schrieb hastig und faltete das Blatt. „Hier!"

Der gehorsame Ehegatte nahm Brief und Zettel und reichte dafür das Kind seiner Mutter. Dann warf er seine zerrissene Hausjacke ab und hüllte seine magere Gestalt in einen unmäßig weiten braunen Rock, der in Zuschnitt und Farbe genau zu den Beinkleidern paßte, die für einen Falstaff gemacht schienen. Von diesem Anzuge ging die Sage, daß er für den Diener eines hohen Herrn verpaßt und von Karavelow billig erstanden sei. In ganz Philippopel war der Exminister als ein Knicker bekannt; aber er mußte sich auch nach der Decke strecken. Er bekleidete zu dieser Zeit, zwischen seinem ersten und zweiten Ministerium, die wenig einträgliche Stelle eines Bürgermeisters in Philippopel; war es da ein Wunder, wenn die angeborene bulgarische Sparsamkeit etwas ausartete? Nachdem die Verwandlung seines Kostüms vollzogen, schickte er sich an, den Auftrag seiner Frau auszuführen.

„Vergiß nicht, Pettko," rief sie ihm nach „daß in einer Stunde die Versammlung stattfindet!" Dann war Frau Katinka allein. Sie legte das Kind in die Ecke eines Divans, wo es einschlief, und ging mit großen Schritten in dem langen, türkisch niedrigen Gemach auf und ab. Ihre etwas überschlanke Gestalt, in ein unscheinbar graues Gewand gehüllt, hatte die blitzschnellen Bewegungen einer Eidechse, und die feurigen schwarzen Augen, welche in dem keineswegs unschönen und sehr ausdrucksvollen Kopfe hin- und herrollten, erinnerten an die glänzenden Äuglein jenes zierlichen Tierleins. „Wo nur die beiden Burows bleiben," redete sie vor sich hin, „sie wollten vorsprechen, ehe sie nach Sofia zurückreisen; ich muß sie benutzen, um an den Fürsten zu kommen."

Der Schlag des eisernen Klopfers an der Haustür unterbrach ihren Gedankengang. Sie eilte, selbst zu öffnen und grüßte sichtlich erfreut die Eintretenden. „Ich dachte gerade an euch, und ob ihr abreisen würdet, ohne von mir Abschied zu nehmen", redete sie die beiden schlanken graziösen Mädchen an, während sie dieselben in die Stube schob.

„Aber Frau Karavelow, wie konnten Sie nur so etwas denken", riefen beide zugleich; „wir kommen im Gegenteil, Ihnen unsere Dienste anzubieten, soweit Sie darüber verfügen wollen."

Frau Katinka machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ihr wißt, was ich in betreff einiger Verbesserungen in Philippopel wünsche. Vom Generalgouverneur ist nichts zu erreichen; deshalb möchte ich den Fürsten dafür interessieren."

„Aber der Fürst wird sich nicht in ostrumelische Angelegenheiten mischen", warf das ältere der Mädchen ein.

„Meinst du? Es käme auf euch an, denke ich, ob ihm ein Interesse dafür abzugewinnen wäre. Man sagt, die beiden Fräulein Burow ständen sehr hoch in der Wertschätzung des Fürsten."

Beide Mädchen erröteten. „Die Schwester zeichnet er allerdings bei jeder Gelegenheit aus", bemerkte Ljuba, die jüngste.

„Nein, du bist es, die er vorzieht," wehrte Sonja ab, hat er nicht schon zweimal den Kotillon mit dir getanzt?"

„Es muß ihm allerdings schwer werden, hier eine Wahl zu treffen", meinte Frau Katinka schmeichelnd. „Wollen wir einmal einen Prüfstein anlegen? Hier sind zwei Briefe von mir an den Fürsten; sie sind gleichen Inhalts. Eine schnelle Beförderung, direkt in die Hände des hohen Herrn sowie eine möglichst prompte Antwort wären mir erwünscht. Dir, Ljuba,

Digitized by Google

einen der Briefe; dir, Sonja den andern, und nun versucht euer Heil!"

Hastig griffen beide Mädchen nach den Briefen, froh der guten Gelegenheit, einen neuen Berührungspunkt mit dem Fürsten Alexander gefunden zu haben. Auf einigen Hofbällen hatte er sie wohl ausgezeichnet, sich aber sonst nicht sonderlich um sie gekümmert. Schon erwogen sie im Geiste, in welcher geheimnisvollen Weise sie mit dem, von allen Frauen und Mädchen angebeteten Fürsten verkehren könnten. Den Kopf voll romantischer Pläne verabschiedeten sie sich von ihrer Auftraggeberin, die ihnen spöttisch nachsah.

„Auch zwei von denen," murmelte sie, „die so lange um das Licht flattern, bis sie sich die Flügel verbrennen."

Mit einer Miene der Befriedigung rieb sie die feinen, mageren Hände. „Sicher bin ich, daß er die Briefe erhält; sie werden alles daran setzen und einer wird es gelingen. Er wird lesen und zur Einsicht kommen, daß es sich nur mit Karavelow regieren läßt. Wir müssen nach Sofia an den Hof! In diesem Philippopel als Frau Bürgermeisterin halte ich es nicht länger aus." Sie warf einen Blick durchs Fenster. „Ha, dort kommt mein Mann zurück, und Nicolajew mit ihm; bin begierig, wie weit die Sache gediehen ist."

Eigenhändig öffnete sie den Männern die Tür. „Willkommen, Nicolajew, was bringen Sie Neues?"

Bevor der Gefragte noch zu antworten vermochte, zeigte sich eine andere Gruppe von Männern, die gleichfalls dem Hause zueilte.

„Heute ist man pünktlich! das liebe ich," bemerkte Frau Katinka, indem sie alle Gäste einließ. Dann wiederholte sie ihre Frage an Nicolajew.

„Sie sollten fragen, was gibt es Altes?" Frau Katinka, es ist immer dieselbe Geschichte. Der russische Generalkonsul versucht sich in offener Propaganda für den Zaren, will den Leuten begreiflich machen, daß nur durch Rußland das Heil zu finden ist und das ein Loslösen von türkischer Oberhoheit nur mit einem Unterschlupf unter die russische enden kann."

„Das freilich ist 'ne alte Geschichte! Aber daraus wird nichts," entgegnete Frau Karavelow, „dagegen würde sich doch jedes Bulgarenherz auflehnen. Hat man uns einen Fürsten gegeben, damit er eine Puppe bleibe in den Händen Rußlands!"

„In anderen Händen wäre er besser aufgehoben", rief Nicolajew lachend. „Seien Sie ganz ruhig, Frau Katinka, Sie werden Bulgarien noch wieder regieren."

„Pst," machte die Dame und sah sich nach den übrigen um, welche mit ihrem Manne debattierten; „reden Sie nicht solchen Unsinn."

Nicolajew legte die Hand auf den Mund und verbeugte sich stumm, aber seine Mienen sprachen deutlich aus: „Ich kenne deinen Ehrgeiz."

„Ja, lieber Karavelow", rief einer der anderen Herren laut, „es ist völlig aus mit den Russen; was erwartest du noch von ihnen! Mit immer größerer Rücksichtslosigkeit treten sie gegen uns auf. Seit dem Tode Alexander II fehlt dem Fürsten in Petersburg jede persönliche Unterstützung. Daß der regierende Zar ihm nicht geneigt ist, zeigt sich in allen Handlungen unserer russischen Beamten. Hat nicht Aksakow dem Fürsten zu sagen gewagt: „Wir haben nichts gegen Sie persönlich, aber wir werden nicht ruhen, bis wir Ihren Sturz durchgesetzt haben, weil Sie ein Deutscher sind."

„Pah, das sind Redensarten, lieber Stransky, Anwandlungen, des Augenblicks, welche vorübergehen. Wir können die Russen nicht entbehren."

„Was sagst du, Pettko," fuhr Frau Katinka dazwischen, „wir können sie nicht entbehren? Besinne dich, wir müssen ohne sie fertig werden; nur Bulgaren sollen Bulgarien regieren."

„Freilich, freilich", beschwichtigte der ergebene Gatte; „nur muß Bulgarien erst stärker sein. Noch ist's ein Kind, welches kaum laufen gelernt hat und der starken Hand bedarf, die es leitet."

„Und die es zugleich schlägt, nicht wahr?" unterbrach ihn Stransky. „Wie viel sparsamer könnte unsere Finanzwirtschaft eingerichtet werden, wenn nicht alle Verwaltungsämter durch Russen besetzt wären, deren Verschwendung keine Grenzen kennt."

„Sie müssen fort!" entschied Frau Katinka. Leise fügte sie hinzu: „Laßt mich das Heft nur wieder in Händen haben."

Digitized by Google

Eine halbe Stunde verging mit Erörterungen, wobei Frau Katinka stets ihre entscheidende Stimme abgab. Klopfen an der Tür kündete neue Besucher an. „Es sind Giorgieévs Frau und Stambulows Kusine," sagte Nicolajew, der durchs Fenster gespäht hatte.

„Ha, ich vergaß! rief Frau Katinka; das sind meine weiblichen Verschwörer, mit denen ich allein beraten muß."

„Und warum nicht mit uns im Verein? wenn doch die Damen zu den Verbündeten gehören", fragte Stranski.

„Damit Sie keine Gelegenheit finden, der schönen Ranà Giorgieév den Hof zu machen, mein Herr Major, und darüber ernstere Dinge außer Augen zu lassen." Mit diesen Worten verschwand Frau Katinka.

„Sie kann es nicht leiden, wenn ein anderer neben ihr so zur Geltung kommt," brummte Nicolajew, und kaute an seinem Schnurrbart.

Die Frau Bürgermeisterin empfing indes mit allen Zeichen der größten Freundschaft die beiden Angekommenen und führte dieselben in ihr Privatgemach, einen kleinen unfreundlichen Raum, mit Teppichen an den Wänden und mit dunklen Vorhängen, welche das Tageslicht zur Dämmerung hinabdämpften. Olga Risew, eine kurz und kräftig gebaute Bulgarin mit unregelmäßigen, energischen Zügen, pflegte das dunkle Boudoir, den Verschwörungswinkel zu nennen und fühlte sich sehr heimisch darin. Auf Ranà Giorgieév indes machte es einen unheimlichen, niederschlagenden Eindruck, den sie vergebens abzuschütteln suchte. Heute brannte wenigstens ein helles Feuer im Kamin, welches dem finstern Gemach einen etwas wohnlicheren Anstrich gab, und zu diesem Feuer flüchtete sich Ranà, ließ sich auf einem Strohstuhl nieder und wartete, was Frau Katinka ihr zu sagen habe. Aber diese sagte vorläufig nichts. Sie horchte mit Interesse auf die lebhaften Worte Olgas, welche ihr einen Besuch bei Gavril Pascha schilderte.

„Sie wissen, Frau Karavelow, die Schulangelegenheit war nur ein Vorwand, mich an ihn zu machen. Es ist immer gut, wenn man die Leute recht genau kennt, denen man ein Bein stellen will. Ich habe mich diesmal gründlich bei ihm umgesehen und ebenso gründlich umgehört. Nichts leichter, als den alten Herrn zu überrumpeln. Er lebt in so vollständig ahnungsloser kindlicher Sicherheit, daß er aus den Wolken fallen wird, wenn es einmal losgeht."

Frau Katinka nickte. „Er muß in diesem Sicherheitsgefühl erhalten werden; wir müssen alles, was nur den leisesten Verdacht in ihm wecken kann, sorgfältig vermeiden."

„Es wird meinerseits vermieden", entgegnete Olga; „wann soll es denn losgehen?"

„Wir dürfen nichts übereilen, Olga, wir müssen erst die Ausgabe unseres Blattes besorgen; hast du die Abschriften fertig?"

„Fertig bis aufs letzte Tittelchen." Olga zog ein Päckchen Papiere aus der Tasche und reichte sie der Dame. Diese warf einen Blick hinein. „Gut, sehr gut," lobte sie, „so kann es gehen. Was sagen Sie dazu, Frau Giorgieév?" Ranà hob die dunklen ernsten Augen zu der Sprecherin auf.

„Ich sagte Olga bereits meine Meinung. Sie hätte sich in ihren Ausfällen gegen die Russen mäßigen sollen. Sie waren doch immerhin unsere Befreier und wir sind ihnen gewisse Rücksichten, um nicht zu sagen Dank schuldig!"

„Dank!" fuhr Olga auf, „dafür, daß sie uns unter der harten Hand halten und uns bevormunden? Oh, Sie waren nicht wie ich in Rußland, Frau Giorgieév, Sie wissen nicht, wie man dort über Bulgarien denkt."

„Sie sind eine Nihilistin, Olga Risew, ich fürchte, unsere Ansicht über gewisse Punkte wird nie dieselbe sein."

„Wenn sie sich nur in dem einen gleicht, in welchem jedes guten Patrioten Wünsche gipfeln", warf Frau Karavelow ein. „Übrigens könnte man hie und da einen krassen Ausdruck mildern," fuhr sie fort, indem sie abermals das Manuskript prüfte; „ich werde die Änderung besorgen."

„Fürchten Sie nicht, daß das Blatt gleich nach seinem Erscheinen mit Beschlag belegt werde?" fragte Ranà.

„Pah, das wollen wir abwarten."

„Bestellten Sie mich hierher, nur um meine Meinung zu hören?"

Digitized by Google

„Nein, ich habe mit Ihnen über Schulangelegenheiten zu reden. Unsere gute Olga ist durch politische Tätigkeit so in Anspruch genommen, daß sie ihres Lehramtes nur unvollkommen walten kann; wir müssen eine geeignete Hilfslehrerin ausfindig machen."

„Ich werde Ihnen leider nicht mehr behilflich sein können," entgegnete Ranà nach einigem Zögern, „meine Wirksamkeit als Vorsteherin hört auf; ich verlasse Philippopel in einer Woche."

Olga und Frau Katinka schwiegen eine Weile; stumm vor Erstaunen.

Endlich brach Frau Karavelöw in die Worte aus: „Und das erfahren wir erst jetzt?"

„In der Tat eine wichtige und unerwartete Neuigkeit", sagte Olga spöttisch.

„Darf man fragen, welches die Ursache?"

„Mein Mann wird in das Alexanderregiment versetzt", erklärte Frau Ranà.

„Was ins Alexanderregiment?" Die Augen der Frau Bürgermeisterin glänzten unheimlich. „Da werden Sie ja an den Hof kommen, meine Liebe."

„Und jedenfalls eine Rolle spielen", fügte Olga mit neidischen Blicken auf die schöne Frau hinzu.

„Ich eigene mich schlecht zu einer Rolle am Hofe", entgegnete Ranà. In einfachen Verhältnissen aufgewachsen, liebe ich die Zurückgezogenheit und werde mich so viel als möglich vom Hofleben fernhalten."

„Aber nicht von der Politik, bemerkte Frau Katinka, und eines geht nicht ohne das andere."

„Ich werde versuchen, eines vom andern zu trennen", entgegnete Ranà ruhig.

Frau Karavelow betrachtete die Sprecherin kopfschüttelnd. „Also ins Alexanderregiment tritt ihr Mann ein? Als simpler Leutnant also, denn die höheren Chargen sind doch alle von Russen besetzt."

Ranà zuckte die Achseln. „Es ist sein Wunsch so; er wird wissen, warum."

Dann erhob sie sich: „Ich habe noch manches für den Umzug zu ordnen; entschuldigen Sie mich für heute."

Frau Katinka begleitete die junge Frau zur Tür; als diese sich hinter ihr geschlossen hatte, kehrte sie eilends zu Olga zurück, welche mit einem bösen Blick in den schwarzen Augen am Kamin kauerte. „Sie geht nach Sofia", murmelte sie.

„Du beneidest sie, Olga?"

„Ja, ich beneide sie. Es ist der Traum meines Lebens, nach Sofia zu kommen und ihn zu sehen."

„Den Fürsten? Ha, ha, ha!" Frau Katinkas Lachen klang unheimlich.

„Du würdest nicht ruhiger werden, nachdem du ihn gesehen. Er ist eine männliche Loreley. Seine Schönheit ist den Mädchenherzen verderbenbringend. Gar manche schon treibt ihren Kahn um die Klippe, auf der er thront."

„So wird es auch Ranà tun."

„Ranà? Wenn sie es wagte!" Das Gesicht der Frau Bürgermeisterin nahm einen drohenden Ausdruck an; die Eidechsenaugen funkelten.

„Sie ist so schön!" seufzte Olga, „und überdies ist das Andenken an ihre Jeanne d'Arc Periode noch nicht erloschen."

„Meinst du, das würde sie dem Fürsten interessant machen? Da könnte man sie ja als Werkzeug benutzen."

Olga unterbrach die bereits wieder Pläne schmiedende Dame: „Ich finde doch, daß sie sich in letzter Zeit auffallend kühl gegen alle unsere Unternehmungen verhalten hat: sie nützt uns nichts mehr, selbst der Zeitung nichts; sie hat manchem unserer Pläne einen passiven Widerstand entgegengesetzt."

„Du hast recht; die freudige und unbedingte Ergebenheit, mit der sie mir anfangs entgegenkam, hat aufgehört, ich kann mich nicht mehr unbedingt auf sie verlassen. Hier hätte ich sie überwachen können aber sie entschlüpft mir."

„Sie werden ihr bald nachfolgen, Frau Katinka."

Die Dame zog die Brauen zusammen. „O, daß es erst so weit wäre!"

---

2. Kapitel.

Hofball in Sofia. Die Räume des neuerbauten, fürstlichen Konaks strahlten im Lichterglanze! Uniformen und dunkle Zivilanzüge

Digitized by Google

bewegten sich im bunten Gemisch durch die geöffneten Zimmerreihen zum Saale hin, wo die Blüten der bulgarischen Mädchenwelt der Tänzer harrten.

„Hast du ihn schon gesehen, Sonja?" fragte die jüngere Burow ihre in weißen Krepp gehüllte, stattliche Schwester, indem sie eine Blume feststeckte, die sich von ihrem, tiefausgeschnittenen Kleide gelöst hatte. „Ja, dort steht er, mit dem Doktor Valenta und dessen rothaariger Tochter. Es fehlt gerade noch, daß diese serbische Sonnenblume von Pirot hierher kommt, um uns die Tänzer und wer weiß wen noch abspenstig zu machen."

„Meinst du, sie könne dem Fürsten gefallen?"

Sonja zuckte die Achseln. „Wer kann für den Geschmack der Männer einstehen? Sie ist pikant mit ihrem rötlichen Haar, mit den schwarzen Augen und einer Haut wie Milch. Schon, daß sie anders aussieht wie die meisten Mädchen, verleiht ihr Reiz. Siehst du, wie die Offiziere nach ihr hinstarren? Sie warten nur auf das Zurücktreten des Fürsten, um sich auf sie zu stürzen."

„Aber er tritt nicht zurück; schon beginnt die Musik; er wird sie zum Walzer führen!" Ljuba stampfte mit den kleinen Füßen heftig auf. Der Walzer war ihr Lieblingstanz und ihn mit dem Fürsten zu tanzen ihr höchster Ehrgeiz. Sie tanzte ja auch so wunderbar gut, und wenn sie mit dem Angebeteten dahin schwebte und er ihr sagte, sie sei leicht wie eine Elfe, dann war sie ganz glücklich. Und nun flog er mit der fremden Serbin dahin und führte auch diese, als sei sie federleicht und nicht eine volle, üppige Mädchengestalt, die ihm entschieden schwerer im Arm liegen mußte, als sie, die feingebaute, graziöse Ljuba. Mit ziemlich mürrischer Miene nahm sie die Einladung eines jungen Offiziers zum Tanze an. Zerstreut horchte sie seinen galanten Reden; ihre Augen folgten überall dem Fürsten und seiner Partnerin. Endlich war dieser Walzer zu Ende. Sie ließ ihren Tänzer in etwas unzeremonieller Weise stehen und drängte sich in die Nähe des Fürsten. Wollte er sie denn gar nicht bemerken diesen Abend? Ja, jetzt fiel sein Auge auf sie; er näherte sich ihr; wie ihr das Herz schlug.

„Guten Abend, meine liebenswürdige Walzertänzerin. Ich hatte der Höflichkeit gegen einen fremden Gast zu genügen; werden Sie mich durch den nächsten Tanz entschädigen?

„Entschädigen! Hoheit! ich Sie? Es kann nur von einer Entschädigung für mich die Rede sein, die ich mit Freuden annehme", rief Ljuba aus. Triumphierend sah sie sich nach ihrer Schwester um, welche in nächster Nähe mit einem russischen Offizier plauderte. Sonjas finstere Miene zeigte ihr, daß diese den Vorzug, welcher der jüngeren Schwester wurde, bitter empfand.

„Ich bin so glücklich, Hoheit," sagte Ljuba, als sie mit ihrem Tänzer die erste Runde gemacht hatte, „sobald nach meiner Rückkehr von Philippopel mich eines Auftrages an Sie entledigen zu können."

„Ah, Sie haben einen Auftrag an mich! Lassen Sie hören!"

„Es ist nichts dabei zu sagen; im Briefe steht alles." Ljuba tat mit der feinbehandschuhten Rechten einen Griff in den tiefen Ausschnitt ihres Kleides und zog das etwas zerknitterte Schreiben der Frau Bürgermeisterin daraus hervor. Sogleich erfaßte es der Fürst und schob es unter die Uniform. „Der Brief hatte einen beneidenswerten Platz; möge er jetzt hier ruhen." Er legte die Hand auf die Brust, und Ljuba errötete vor Vergnügen über diese Auszeichnung.

„Ich habe noch eine Bitte, Hoheit."

„Und die wäre?"

„Ich möchte eine baldige und gute Antwort haben."

„Für den Schreiber dieses Briefes?"

„Für die Schreiberin."

„Ah, also eine Damenhand. Da werde ich gewiß nicht mit der Antwort zögern. Soll ich dieselbe an Sie richten?"

„Ja, an mich!" sagte Ljuba entschieden. Der Fürst lächelte; er glaubte zu wissen, was der Brief enthalte.

„Und wie wollen Sie die Antwort in Empfang nehmen?"

„Ich reite täglich spazieren. Hoheit reiten doch auch?"

„Ein vollständiges Rendez-vous", dachte der Fürst; „die Kleine ist wirklich naiv." Laut

Digitized by Google

fügte er hinzu: „Ich werde es einzurichten wissen."

Ljuba war entzückt von den Errungenschaften dieses Tanzes. Als sie nach Beendigung desselben auf die Schwester zuschritt, strahlten ihre Augen und ihr ganzes Wesen drückte die höchste Befriedigung aus.

Wie eine kalte Dusche trafen sie daher die Worte der Schwester: „Du bist unverantwortlich unvorsichtig gewesen. So vor aller Augen dem Fürsten einen Brief zuzustecken! Was glaubst du, was die Welt davon denket?"

„Was soll sie davon denken?" fragte Ljuba kleinlaut.

„Daß es ein Billet-doux sei, nicht mehr und nicht weniger. Du hättest bedenken sollen, daß der Fürst kein gewöhnlicher Tänzer ist, daß auf ihn und seine Dame alle Augen gerichtet sind. Hättest du die rothaarige Valenta gesehen, wie sie eine Grimasse schnitt und ihren Tänzer, den russischen Major mit einem Fächerschlage auf dich aufmerksam machte. Es wird ein Gerede geben." Sonja war sehr aufgeregt.

„Wirds?" fragte Ljuba, welche bereits ihre Sorglosigkeit wiedergewonnen hatte; „dann umso besser. Ein halbes Dutzend unserer Damen wird vor Neid platzen, mich ins Pfefferland wünschen und sich selbst an meine Stelle. Du obenan." Damit drehte sie sich auf den Spitzen ihrer zierlichen Atlasschuhe um wie eine Balleteuse und suchte sich durch geschicktes Manövrieren wieder in die Nähe des Fürsten zu bringen. Sonja biß geärgert die Lippen. Wie keck und offen Ljuba mit dem Vorzuge prahlte, den ihr der Fürst bewiesen. Aber hatte er ihr diesen Vorzug denn freiwillig gewährt? War er nicht vielmehr von ihr dazu herausgefordert worden? Welcher galante Kavalier und wäre er selbst ein regierender Herr, weist ein so offenbares Entgegenkommen zurück? Ljuba hatte ihren Zweck erreicht; wie sollte nun sie, Sonja, es machen? Sie faßte nach dem Brief, welchen sie in der Tasche ihres seidenen Unterkleides trug. Er knisterte unter der nervösen Bewegung ihrer Finger. Abgeben mußte sie ihn; es war Ehrensache für sie, sich nicht von der Schwester ausstechen zu lassen. Sie sann darüber nach, wie seine Abgabe unbemerkt geschehen könne. Ein neuer Tanz begann; sie ließ sich willig in den wirbelnden Reigen ziehen; dann schützte sie Kopfweh vor und zog sich in ein Nebenzimmer zurück. Vor wenigen Minuten hatte sie den Fürsten dort verschwinden sehen; als sie eintrat, war er nicht mehr da. Enttäuscht ließ sie sich auf einen Divan fallen und wehte sich mit dem Spitzenfächer Luft zu. Aus dem Saale klangen die Töne einer Mazurka zu ihr hinüber; sie hörte das Scharen der tanzenden Füße und dachte, daß der russische Offizier, mit welchem sie engagiert war, sie jetzt suchen werde. Sie aber wollte sich nicht finden lassen. Aufspringend durcheilte sie ein zweites Gemach und die dunklen Vorhänge eines Erkers zurückschlagend, barg sie sich hinter denselben. Aber der suchende Tänzer hatte ihre Flucht bemerkt; eilige Schritte nahten, die Vorhänge wurden auseinandergeschoben und Sonja sah dicht vor sich das erhitzte Gesicht Leutnant Maximows.

„Ah, hier lassen Sie sich finden, schöne Sonja; so weit entflohen dem Getümmel des Tanzsaales? Darf ich das als gutes Zeichen betrachten und mich eines tête-à-tête mit Ihnen erfreuen?"

Sonja warf den Kopf in den Nacken: „Wenn ich mich hierher flüchtete, so geschah es um allein zu sein, nicht um Sie nachzuziehen, Leutnant Maximow."

„Wer Ihnen das glaubt!" Der Leutnant zog die Vorhänge hinter sich zu und warf sich auf den Divan, welcher den Erker ausfüllte. „Ein herrliches Plätzchen für ein Schäferstündchen", flüsterte er. „Sie konnte kein besseres wählen." Er hatte seinen Arm um Sonjas Taille geschlungen und suchte sie zu sich hinabzuziehen.

„Geben Sie mich frei, augenblicklich! Oder ich schreie um Hilfe", sagte Sonja zornbebend.

„Ah pah, Sie treiben die Komödie zu weit, Sonja; wozu jetzt das Prüdespielen, nachdem sie selbst die Gelegenheit so schön gemacht haben." Der Leutnant näherte sein heißes Gesicht den schneeweißen Schultern des Mädchens. Sonja suchte sich loszumachen, und als er sie nur umso fester faßte, stieß sie einen lauten Hilferuf aus.

Digitized by Google

„Was geht hier vor?“ fragte eine weiche Baritonstimme, während eine Hand die Vorhänge zurückschob.

„Diable, le prince!“ murmelte der Russe und ließ das Mädchen fahren.

Sonja ward sich des Vorteils ihrer Lage sofort bewußt.

„Befreien Sie mich von diesem Zudringlichen, Hoheit, ich bitte darum,“ sagte sie stolz erhobenen Hauptes und mit vor Zorn bebender Stimme.

„Leutnant Maximow, Sie sehen, daß das Fräulein ihre Gegenwart nicht wünscht; Sie werden mich verbinden, wenn Sie sich sofort entfernen.“

Das klang sehr höflich und war sehr deutlich. Der Leutnant verneigte sich stumm und mit einem bösen Blick auf Sonja verließ er das Gemach.

„Oh, mein Fürst, tausend, tausend Dank, Sie kamen zur rechten Zeit.“

„Wollen Sie mir gestatten, Sie in den Tanzsaal zurückzuführen, den Sie besser nicht ohne Schutz verlassen hätten“, entgegnete der Fürst kühl; „es ist gefährlich für ein junges Mädchen, die Einsamkeit zu suchen.“

„Ich hatte einen triftigen Grund, Hoheit; ich suchte Sie in dieser Einsamkeit.“

„Mich?“

„Ja, mein Fürst, ich hatte Sie in diesen Gemächern verschwinden sehen und folgte Ihnen.“

„Ah und darf man fragen, zu welchem Zweck?“ Um die Lippen Alexanders spielte ein Lächeln, welches die gewöhnlich ernsten Züge noch verschönte.

„Ich habe einen Brief für Sie, Hoheit, aber ich wollte ihn nicht vor aller Augen übergeben, wie meine Schwester.“

„So wissen Sie, daß Fräulein Ljuba — —

„Ein Schreiben für Sie hatte? Gewiß! Es gilt sozusagen eine Wette, wer von uns den meisten Erfolg hat. Ach, Hoheit, ich flehe untertänigst, antworten Sie mir, lassen Sie Ljuba ohne Antwort.“

„Aber was in aller Welt enthalten diese Briefe?“ fragte der Fürst amüsiert.

„Hoheit werden ja sehen.“ Hastig zog Sonja das Schreiben aus der Tasche. Der Fürst nahm es und schob es mit einem Lächeln zu dem anderen unter die Uniform.

„Und die Antwort, Hoheit?“ fragte Sonja gespannten Blickes.

„Sie wird nicht ausbleiben. Gestatten Sie jetzt, daß ich Sie in den Saal führe und die Mazurka mit Ihnen beschließe!“

„Ein wunderschönes Paar,“ murmelte der Doktor Valenta, als der Fürst mit seiner graziösen Tänzerin die eleganten Wendungen der Mazurka ausführte.

„Welches ich eben in einem Tête-à-tête gestört habe“, flüsterte Maximow der schönen Tochter des Doktors zu. Valeska zog die üppigen Lippen spöttisch zusammen. „Diese Burowschen Schwestern scheinen ein Wettrennen anzustellen um die Gunst ihres schönen Landesvaters; schade, daß ich nicht in Sofia bleibe, um zu erleben, welche von ihnen um eine Nasenlänge siegt.“

„Wenn Sie in Sofia bleiben, mein Fräulein, so würde es Ihnen beschieden sein, alle zu überholen,“ entgegnete Maximow verbindlich.

Valeska nahm das Kompliment als selbstverständlich hin, und als bald darauf der Fürst sie abermals zum Tanz führte, blickte sie mit so siegesgewisser Miene um sich, daß die Stimmen, welche bereits im Saale über die Bevorzugung der Burows geflüstert, sich auf einmal laut zugunsten der schönen Serbin erklärten.

Der Ball war zu Ende. Mit der ihm eigenen gewinnenden Liebenswürdigkeit hatte der Fürst seine Gäste entlassen. Jetzt saß er am Schreibtische seines Arbeitszimmers, hatte die Uniform aufgeknöpft und hielt die beiden Briefe in der Hand, welche ihm auf so überraschende Weise in die Hände gespielt waren. Um seine Lippen stahl sich ein Lächeln. Die beiden schönen Schwestern warben recht augenfällig um seine Gunst, welcher sollte er jetzt den Vorzug geben? Die eine war zierlich, graziös und keck; die andere stolz, vornehm und anmutig zugleich. Er hätte kein junger Mann sein müssen, um nicht ein herzliches Wohlwollen für beide zu empfinden; aber er war Fürst genug, um sich zu sagen, daß dieses Wohlwollen trotz allen verlockenden Entgegenkommens, gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfe.

Digitized by Google

Er riß die Briefe auf, beide zugleich; warf einen Blick in den einen; dann in den andern; ward plötzlich sehr ernst und lachte im nächsten Augenblicke leise vor sich hin. Oh, über diese Enttäuschung! Da wo er sich den kleinen, blinden Gott mit geschärftem Pfeil aus jedem Worte hervorzielend gedacht hatte, starrte ihm plötzlich das Wort „Politik" entgegen. In keinem Augenblicke seines Lebens war er weniger geneigt, sich mit demselben zu befassen, als jetzt nach dem Balle. Eine kleine, mädchenhaft zärtliche Epistel wäre gerade noch annehmbare Lektüre gewesen; darüber hätte sich sanft einschlafen und süß träumen lassen; aber mit den runden, energischen Buchstaben Frau Katinka Karavelows vor den Augen, mit dem Inhalt ihrer Briefe im Kopf, würde das Bett zu einem Dornenlager werden.

Der Fürst seufzte; ließ die Schreiben fallen und beschloß das nähere Eingehen auf den Inhalt bis nach gehaltener Nachtruhe zu verschieben. Doch die runden energischen Buchstaben schienen eine eigentümliche Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Nach kurzem Besinnen ergriff er die engbeschriebenen Blätter aufs neue und las sie mit Bedacht; dann faltete er sie sorgfältig und verschloß sie in einem Geheimfach seines Schreibtisches. „Die Frau hat recht; in vielem hat sie recht; es spricht ein männlicher Geist aus ihr und eine energische Feuerseele", murmelte der Fürst. „Ihr Einfluß ist nicht zu unterschätzen; ich muß sehen, wie ich sie zufrieden stelle."

Er seufzte noch einmal tief auf. Wie allein fühlte er sich doch auf seinem Thron! Umgeben von ehrgeizigen Strebern, von mißtrauischen Landeskindern und spionierenden Russen. Er gedachte der Zeit, wo er als leichtherziger Offizier in der deutschen Hauptstadt lebte, wo ihm keine Sorge drückte als vielleicht die, wie er Einnahme und Ausgabe in richtiges Gleichgewicht zu bringen hatte, und vor seinem Auge tauchte ein Bild auf, ein blondes Bild wie aus weiter Ferne; ein Nebelbild, welches zerfloß, sobald er es festzuhalten suchte — unerreichbar — das wußte er wohl; aber doch wie ein Schutzengel ihn umschwebend.

Ein wildes Heimweh erfaßte ihn plötzlich; er preßte seine Hand gegen die Stirn, als schmerze ihn der Druck einer unsichtbaren Dornenkrone; konnte er sie nicht von sich schleudern? Nein, das wäre feig, das wäre unmännlich gewesen! Das Schicksal, welches durch den Mund eines Volkes gesprochen, hatte ihm diese Krone angewiesen, er hatte sie angenommen; jetzt galt es, sie mit Ehren tragen, wenn auch unter harten Kämpfen und herber Entsagung. Mit diesen Gedanken begab sich der Fürst zur Ruhe. Frau Katinka hatte die Amoretten mit den Rosengewinden verscheucht und kleine schwarze Teufel mit Brennesseln an das nächtliche Lager Alexanders gezaubert. Wie sie die schlanken, mageren Hände gerieben haben würde, wenn sie es gewußt hätte.

---

3. Kapitel.

„Willst du schon wieder ausreiten?: fragte Sonja Burow die jüngere Schwester, welche in einem kleidsamen Reitanzuge in der Tür des Wohnzimmers erschien.

„Warum nicht? Ich kann doch unmöglich zu Hause bleiben, bis die Migräne vorüber ist, die du vom letzten Balle mitgebracht hast."

„Es ist nicht gut, daß du soviel allein reitest."

„Allein? Ich habe Januſch mit mir, und Papa hat nichts dagegen."

„Der würde dich freilich mit Januſch bis ans Ende der Welt reiten lassen."

„Wenn ich mich nicht für den langen Ritt bedankte." Ljuba schlug mit der Gerte gegen die zierlichen Reitstiefel.

„Du handelst unrecht an ihm, Ljuba; er hofft, dich zum mindesten durchs Leben begleiten zu dürfen; du nährst diese Hoffnung und — — —"

„Nur keine Predigt", bat Ljuba. „Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ich diese Hoffnung nicht nähre. Januſch weiß ganz genau, woran er mit mir ist. „Ah, da kommt er. Guten Morgen, mon ami, sind die Pferde bereit?" Sie streckte die eine unbehandschuhte Hand dem Eintretenden, einem jungen hellhaarigen, breitschultrigen Manne entgegen, dessen intelligenten Züge durch eine finstere, unjugendliche Falte zwischen den schöngeschwungenen Brauen entstellt wurden, und erlaubte ihm gnädig, diese Hand zu küssen.

Digitized by Google

„Die Pferde sind bereit!" war die kurze, im militärischen Tone gegebene Antwort.

„So komm." Ljuba nahm die Schleppe ihres Reitkleides auf und verschwand mit ihrem Begleiter. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Sonja aufsprang und ans Fenster eilte. Nachdem ein Blick auf die Straße sie überzeugt hatte, daß die Reiter im Sattel saßen, griff sie nach Hut und Mäntelchen und begann ihre Toilette vor dem großen Wandspiegel zu ordnen.

„Sie ritt bisher vergebens," murmelte das schöne Mädchen, indem es den kleidsamen Hut mit kleinen Nadeln befestigte, „möchte sie es auch heute tun! O, dieser dummer Janusch, ob er es wohl nicht merkt, was diese Ritte bezwecken? Übrigens begreife ich den Fürsten nicht — keine Antwort! weder ihr, noch mir; was wird Frau Katinka davon denken?" Sonja war fertig und fand, daß sie sehr gut aussehe. „Wenn er mir nur heute begegnen möchte", dachte sie. „Er pflegte sonst häufiger um diese Stunde durch den Park zu gehen. Ich kann diese einsamen Spaziergänge nicht oft wiederholen, ohne aufzufallen." Sie zog die Handschuhe an, nahm den seidenen Sonnenschirm und eilte auf die Straße. Nur wenige Schritte trennten sie von dem Park. Bald befand sie sich auf den gut gehaltenen Wegen unter frühlingsgrünem Gesträuch und knospenden Bäumen. Sie hemmte ihre Schritte, betrachtete hier einen Zweig, dort eine frischerschlossene Blattknospe und spähte dabei nach allen Seiten mit unruhig forschenden Augen. Plötzlich stand sie still. War das nicht Leutnant Maximow, der den Weg heraufkam, ihr gerade entgegen? Schon wollte sie den Fuß wenden zu schleuniger Flucht, als sie bedachte, wie gerade das dem Offizier verdächtig erscheinen müsse, und so raffte sie allen Mut zusammen, um ihm mit ruhiger Miene entgegen zu gehen. Ihr Herz pochte in beschleunigten Schlägen, als sie näher kam und das spöttische Gesicht Maximows vor sich sah. Kühl und vornehm erwiderte sie seinen Gruß; kühl und vornehm wollte sie an ihm vorüberschreiten. Doch der Offizier vertrat ihr den Weg: „Sie suchen seit einiger Zeit die Einsamkeit, mein Fräulein," redete er sie in spöttisch-höflichem Tone an, „es ist seit kurzem das zweite Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie so allein anzutreffen. Werden Sie heute gnädiger gegen mich sein als neulich auf dem Balle, und mir gestatten, Sie eine Strecke auf Ihrer Promenade zu begleiten?"

„Ich bedauere, Herr Leutnant, auf Ihre Begleitung verzichten zu müssen, ich erwarte eine Freundin." Sonja errötete; nicht über die Lüge, sondern vor Ärger, daß ihr keine bessere Entschuldigung eingefallen war. Wie zweideutig diese den Ohren des Russen klingen mußte, sah sie aus dem Lächeln, welches sich um seinen Mund stahl, hörte sie aus der spöttischen Frage: „Ist vielleicht wieder der Fürst in der Nähe?"

„Ersparen Sie sich irrige Voraussetzungen", entgegnete sie geärgert „und lassen Sie mich allein."

„Nicht eher, als bis wir die Freundin gefunden haben."

„Sie sind zudringlich, Leutnant Maximow."

„Gestatten Sie mir, Revanche zu nehmen für den Rückzug von neulich!"

„Sie könnten heute einen zweiten zu verzeichnen haben."

„Und Sie glauben, daß ich mich gutwillig darein finde, wie dort im Palast? Hier ist neutrales Gebiet, welches ich behaupten werde."

„So muß ich es räumen und nach Hause gehen. Wollen Sie bis dahin neben mir laufen, tant pis, ich kanns nicht wehren."

„Sie sind grausam, Sonja! Einst ließen Sie mich hoffen, daß meine Gegenwart Ihnen nicht unangenehm sei."

„Aber jetzt ist sie es."

„Das war deutlich! Hüten Sie sich, mein Fräulein, es ist noch nicht aller Tage Abend und der Battenberger sitzt nicht so fest auf seinem Thron, daß schöne Frauen allein ihn zu halten vermöchten."

„Was soll dieser Ausfall? Er gehört nicht hierher." Sonja warf den Kopf in den Nacken und maß den Russen mit einem kalten, bösen Blick.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Nach dem Ende

Und war im Leben vieles Schein,
Wie solls beim Tode anders sein —
Ist just das Wetter hell und klar
Folgt mir wohl eine große Schar,
Geht klagend mit zur offnen Gruft
Und denkt an Tod und Moderduft —
Man betet wohl für meine Ruh,
Wirft mir ein Häuflein Erde zu,
Nimmt auch den Hut noch einmal ab,
Dann wendet man sich schnell vom Grab —
Ich bin allein. —

War vieles Schein;
Wem hab' ich's nun wohl recht gemacht?
Dem trieb ich zuviel Kleiderpracht,
Dem hatt' ich zuviel Eigenwill,
War da zu laut und dort zu still,
Mit einem Worte klipp und klar
Es war an mir kein gutes Haar —
Und ließ ich viel und vielmehr hier,
Zu wenig dünkt's den Erben schier,
Setzt keiner mir wohl Kreuz und Stein —
So wird es sein. —

Doch sieh, da kommt der Herrgott mein
Und hüllt mein Grab in Sonnenschein
Und Himmelstau und linde Luft
Umschmeicheln zärtlich meine Gruft; —
Und mählig blüht ein Röslein auf
Und Falter kommen dann zu Hauf
Und jauchzend über Grab und Ried
Singt eine Nachtigall ihr Lied —
Was gilt mir nun Vergessensein?
Was frag ich noch nach Kreuz und Stein
Im Sonnenschein. — —

F. Wagenknecht.

*

Hinter den blauen Bergen / Von Margarete Vieth

Es war im April.

In dem schmalen Vorgärtchen am letzten Haus des Dorfes blühten die Veilchen, und über der lebenden Hecke lag es wie ein hauchdünner, lichtgrüner Schleier. Weich und feucht strich der Atem des Lenzes über Berg und Tal.

An der Gartentür lehnte ein Mädchen mit wundersam tiefen, stillen Augen; die zarte zierliche Gestalt schien kaum dem Kindesalter entwachsen. Vor ihr stand ein schlanker Siebzehnjähriger mit Bündel und Wanderstab, das junge Antlitz strahlend von Frohmut und gesunder Lebensfrische; er hielt ihre Hand.

„Willst du wirklich fort?" fragte sie leise. „Ich werde sehr einsam sein, Heinz. Was treibt dich nur hinweg?"

„Ich weiß nicht", sagte er und lachte. „Es ist in mir, ich kann nicht dagegen an. Vielleicht erst nach Jahren komm' ich einmal wieder; vielleicht nie. Die Welt ist weit, und das Dorf ist so eng. Ich geh' und suche das Glück. — Was meinst du? Meinst du, ich finde es nicht? — Ich denk' es wird mein! Dort hinter den blauen Bergen, da liegt's — irgendwo. Ich bin jung und stark, und mir ist, als müsse ich mir die ganze Welt zu Füßen zwingen. — Willst du mit?"

Digitized by Google

Sie schüttelte den Kopf und unterdrückte das Schluchzen, das ihr in der Kehle emporsteigen wollte.

„Wie kann ich? Du weißt ja, die Mutter — — und ob ich dir da draußen helfen könnte? Vielleicht wär' ich dir gar im Wege, und du stießest mich fort. — Ja, die Welt ist groß — o Heinz, wenn dir ein Leid geschähe!"

Wieder lachte er. „Sei ruhig, Kind, ich komme nicht um. Großes will ich tun, Ihr sollt noch von mir hören! — Leb' denn wohl — ich gehe!"

Und nun ließ er ihre Hand fahren, schwenkte fröhlich seinen Hut und ging festen, leichten Trittes davon. Nur einmal noch grüßte er zurück. Sie aber stand und schaute ihm nach, so lange sie ihn zu erspähen vermochte, und schwer lag ihr das Herz in der Brust.

* * *

Mittsommerglut!

Zwischen den Talwiesen dahin, auf denen das duftende Heu aufgeschichtet lag, schritt ein blondes Mädchen. Sie schien nichts von der brütenden Sonnenhitze zu spüren, ihr Antlitz war kaum gerötet; der Fuß hob sich gleichmäßig, ungebeugt trug sie den Nacken, und ihre tiefen, stillen Augen schauten nicht in den Staub der Straße, sondern festen Blicks hinüber zu den blauen Bergen, den blauen Bergen, hinter denen das Glück liegt — irgendwo.

Eine schwarze Gestalt kam ihr entgegen. Als sie zusammentrafen, erkannte sie den Pfarrer; sie neigte sich, küßte ihm die Hand und bat um seinen Segen.

„Wohin gehst du, Kind?" fragte er.

„Ihn will ich suchen — Heinz", sagte sie. „Hier braucht mich niemand mehr, nun die Mutter tot ist, vielleicht aber kann er mich brauchen. Jahr um Jahr ist verronnen, seit er fortzog, den blauen Bergen dort drüben zu; wir hörten nie von ihm."

„Hast du dies auch überlegt, mein Kind? — Die Welt ist rauh, du bist ein schwaches, schutzloses Mädchen. Wie willst du ihn finden?"

„Ich weiß nicht", sagte sie. „Aber haltet mich nicht, hochwürdiger Herr. Fürchtet auch nicht für meine Schwäche, ich fühle Kraft genug in mir."

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und der Pfarrer sah in ihren stillen Tiefen eine Fülle von Liebe und einen unbeugsamen Entschluß leuchten.

Da machte er das Zeichen des Kreuzes über sie.

„Geh mit Gott, mein Kind!" sagte er leise. „Seine Engel mögen dich behüten!"

Sie lächelte still, berührte nochmals seine Hand mit den Lippen und wandte sich von ihm. Fest, leicht, hocherhoben sah der Pfarrer die feine junge Gestalt von dannen schreiten, den blauen Bergen entgegen.

* * *

Suchend, fragend, nimmermüde, durchstreifte sie Stadt und Land; überall öffneten sich ihr die Herzen, die Rohheit verstummte vor ihr, ihrem Lächeln, dem Klang ihrer Stimme vermochte keiner zu widerstehen.

Der Sommer verging, und der Herbst, der Winter kam mit Schnee und Eis, und sie fand nicht, den sie suchte. Sie ward ein wenig blasser und trauriger, aber ihre Liebe, ihr Mut, ihre Hoffnung blieben so stark, wie sie gewesen.

Schon hoben sich die Schneeglöckchen aus der Erde, den Frühling einzuläuten — da kam ihr eines Tages Kunde. Und sie verfolgte die Spur, die sie zu einer fernen, großen, prächtigen Stadt leitete.

Nach langem, mühseligem Wandern erreichte sie ihr Ziel. Es war spät abends, feucht und weich wehte die Nachtluft, Wolken verhüllten den Glanz der Sterne. Sie lehnte mit gesenktem Haupt an dem hohen Gitter eines Gartens, aus dem süßer Veilchenduft emporstieg. Es mochte um dieselbe Jahreszeit sein, in welcher der Verlorene einst aus der Heimat gezogen war, den blauen Bergen entgegen, hinter denen das Glück liegt — irgendwo.

Aus den breiten Fenstern des Hauses fiel heller Lichtschein, gedämpft durch goldfarbige Vorhänge. Dort oben am Balkon schien die Tür geöffnet — jetzt erhob sich da Gesang, schwangen sich silberne, süß lockende Töne hinaus in die aufhorchende Nacht; es mochte wohl die Stimme jener wunderschönen Frau sein, in deren Armen der Jugendgespiele all seine stolzen Pläne vergessen hatte. . . .

Das einsame Mädchen empfand auf einmal keine Müdigkeit mehr. Ihr Körper straffte, ihre Stirn hob sich; sie verließ ihren Platz, öffnete die unverschlossene Gartenpforte und schritt dem Hause zu; kaum knirschte der Kies auf den breiten Wegen unter ihrem leichten Fuß.

Sie stieg nicht die mit Lorbeerbäumen besetzten Stufen zum Haupteingang empor, sondern umschritt das Gebäude; da fand sie eine kleine Seitenpforte offen, trat ein, und gelangte durch einen schmalen Zugang in die Vorhalle des Hauses.

Nur einen Augenblick sah sie sich in dem weiten, saalähnlichen Raum um, dessen hohe Spiegelwände das Licht kristallener Leuchter blitzend und blendend zurückwarfen; dann schritt sie ruhig die teppichbelegte Treppe hinauf, ohne ihre Hand auf das goldglänzende Geländer zu legen.

Ein Diener in goldgesticktem Rock kam ihr entgegen; er faßte die fremde, stumme Gestalt scharf ins Auge und wollte ihr den Weg verwehren — da hob sie im Lichtkreis eines Armleuchters die Lider und blickte ihn an. Er stand verwirrt, und sie ging leise an ihm vorüber.

Droben nahm sie ein breiter, langgestreckter Gang auf. Aus den Räumen zur Rechten tönte Tafellärm, Musik und Gelächter; da wandte sie

Digitized by Google

sich nach der andern Seite. Eine unsichtbare Macht leitete sie; ohne Hast, ohne Zögern schritt sie den Gang hinab bis zur letzten Tür, streckte die Hand aus, drückte die Klinke nieder, öffnete und trat ein.

Und nun stand sie in einem reichgeschmückten Raum, den der matte Schimmer einer Hängeampel überhellte. In einer breiten, geschnitzten und vergoldeten Bettstatt lag eine jugendschöne Gestalt in tiefem Schlummer hingeworfen, das braunlockige Haupt in seidene Kissen eingewühlt; ein Arm hing schlaff über den Rand des Lagers hinab. Der Schlafende atmete schwer und unruhig, ab und zu hob ein Stöhnen seine Brust.

Das Mädchen stand sekundenlang reglos neben der Tür, ihr Herz erbebte, und ein Zittern durchlief ihre Glieder — sie hatte ihn gefunden.

Dann trat sie heran. Sie neigte sich über den Schlummernden und sah, daß sein Antlitz blaß war und seine Züge nicht mehr so rein wie ehemals — selbst das Rosenlicht der Ampel vermochte nicht den Schein der Gesundheit auf seine Wangen zu lügen.

„Heinz!" flüsterte sie.

Er regte sich ein wenig, ein schwacher Seufzer glitt über seine halbgeöffneten Lippen, aber er erwachte nicht.

Sie beugte sich noch tiefer über ihn und wiederholte seinen Namen.

Da hoben sich langsam seine Lider, er blickte ungewiß in das zu ihm herabgeneigte Antlitz; dann zuckte er zusammen und murmelte: „Es ist ein Traum — ein Traum."

„Steh auf, Heinz," sagte sie sanft und fest, „ich bin gekommen, dich zu holen. Es ist dunkle Nacht draußen, aber gib mir deine Hand, so will ich dich führen."

Er gehorchte. Willenlos, wie ein Schlafwandelnder richtete er sich empor, ließ seine Hand erfassen und sich von der ihren leiten — über die Schwelle des Zimmers, die Treppe hinab, aus dem Hause.

Niemand hielt sie auf.

Draußen umfingen sie Dunkel und Einsamkeit. Das Mädchen hatte den Arm des stummen Gefährten umfaßt, der noch immer wie im Traum, einem Trunkenen gleich, ungewissen Schrittes an ihrer Seite ging, und so führte sie den Wiedergefundenen durch die stille, laue Frühlingsnacht, fort von der Stadt, über einsame Feldpfade, bis sie zu einem Walde kamen.

Erst da sprach sie wieder.

„Hier laß uns ruhen, du bist wohl müde, und ich bin's auch."

Sie setzte sich zwischen den Wurzeln einer Eiche nieder, lehnte den Rücken gegen den Stamm und nahm das Haupt des Jünglings in ihren Schoß. Er war bald wieder in Schlummer gesunken. Sie aber konnte nicht schlafen, sie saß wach durch die ganze Nacht, durch die kein Stern flimmerte, und starrte hinaus ins Dunkel, während wilder Schmerz und Glück- und Dankgefühle in ihrem Herzen um die Herrschaft stritten.

Endlich wich die Nacht, und graue Morgendämmerung erfüllte den Wald. Da schlug der Schlummernde die Augen auf, und schaute verwirrt in das bleiche, großäugige Mädchenantlitz empor; dann erkannte er sie plötzlich und lächelte sie an.

„Wie kommen wir hierher?" fragte er. Mich dünkt, ich habe lange, lange geschlafen — und geträumt — Träume, die erst süß waren, und mich dann mit Ekel und Verachtung erfüllten; Träume von Glanz und Pracht und Frauenliebe, darin all meine Kraft verging." Ein Schauder schüttelte seinen Körper.

Sie sah ihn an mit ihrem reinen, ernsten, liebevollen Blick.

„Du hast nicht geträumt," sagte sie, „das alles war Wirklichkeit."

Da kehrte ihm auf einmal das volle Bewußtsein zurück. Weit öffneten sich seine Augen, und mit einem dumpfen Laut zu ihren Füßen niederstürzend, umklammerte er ihre Kniee mit beiden Armen und stammelte schluchzend:

„O du — du!"

Sie legte still ihre kühle Hand auf seine Stirn, die wie in Fieberglut brannte, da stöhnte er auf:

„Erlöst hast du mich, befreit aus dem unseligen Bann, in dem ich gefangen lag durch Jahre — ein williger Gefangener — und doch — — o, alle Reue, aller Schmerz, alle Wünsche kommen zu spät — Schuld und Makel: nichts, nichts, nichts auf der ganzen weiten Welt wäscht sie je wieder von mir ab!"

Sie umfing sein lockiges Haupt mit beiden Händen und drückte es fest an sich, und ein schönes, heiliges, versöhnendes Lächeln lag um ihre Lippen.

„Aber du selbst kannst sie zudecken, gutmachen," sagte sie mit ihrer sanften Stimme, „und ich will dir helfen. Laß das Vergangene versunken sein. Und nun blicke auf und sei getrost: sieh, dort im Osten steigt die Sonne empor, mit ihr ein neuer Tag und, willst du selbst, ein neues Leben!"

Digitized by Google

Es war einmal

Es war einmal! In fernen Kinderzeiten
Da horcht' ich auf, erklang dies Märchenwort,
Und meine Seele zog in frohe Weiten
Zu Wunderseen und goldnen Bergen fort.

Es war einmal! Ich folg' in leisem Sinnen
Den alten Klängen selig froher Zeit,
Und laß mich gern vom Zauber noch umspinnen,
Der einst das holde Kinderheim geweiht.

Es war einmal! — Nicht wenn die Jugend schwände
Mit ihrer Lust und Schönheit trüg ich Leid,
Doch wenn der Sonnenglanz sich nicht mehr fände,
Der ganz in Gold getaucht die Wirklichkeit!

A. Elisabeth Rohn.

*

Deckung / Von Alfred Richard Meyer*)

Schützengraben, Unterstand, Scherenfernrohr, Trommelfeuer, Trichterrand, Deckung — alles Worte, die erst seit den Augusttagen 1914 für die deutsche Sprache da sind, und die auch für diejenigen von uns, die solche Wesensart nur aus den Zeitungen kennen, ihre besondere Bedeutung haben.

„Deckung nehmen!" Befehl und Warnung zugleich. Die Sache wird brenzlich. „Volle Deckung!" d. h. auch die Nase hat am Boden zu liegen — die feindliche schwere Artillerie spritzt verdammt „dick" herüber. „Fliegerdeckung!", d. h. entweder feldgrau, wie man ist, unverzüglich stehen zu bleiben und, eben noch ein sich langsam bewegender Punkt, im Gelände zu verschwinden oder mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes im nächsten Keller oder Unterstand unterzutauchen. Sturmangriff. Plötzlich das Kommando: „Deckung nehmen! Eingraben!" Niemals ist die kleine Schaufel so schnell wie jetzt tätig gewesen. Niemals hat man das bißchen Erde mehr geliebt, das man mit fliegender Hand in den kleinen Sandsack tut, der nun dem krampfhaft herabgebogenen Kopf das verleiht, was befohlen ist: Deckung!

Man kann dieses Wort nicht mehr vergessen. Den Rekruten wird es bereits in der „Kinderstube" von ihrem Feldwebel eingeimpft. Man kriecht hinter eine Bank, hinter einen Kohlenkasten, hinter ein Kommißbrot und wird doch durch das nächste Wort, das unter dem unheimlichen Schnauzbart des „Spieß" hervorpreßt, „kalt" gemacht. Man kann dieses Wort nicht mehr vergessen. Selbst in einem Kriegslazarett, in dem Kranke und Verwundete ihre müden oder zerschmetterten Glieder strecken, ertönt oft abends, wenn die Krankenschwestern sich still von ihrem schweren Tagewerk zurückgezogen, von den Lippen der schon Genesenden der warnende Ruf: „Deckung!" Und schon sausen schwer und grau wie Minen, freilich etwas langsamer und etwas weniger unheimlich und in ihrer Schlußwirkung etwas geräuschloser als feindliche Minen, Kopfkissen durch die Luft. Wenn es ganz schlimm kommt, ist das Opfer ein zerklirrendes Limonadeglas oder eine Vase, die von Schwester Martha noch vor einer halben Stunde mit Maiglöckchen gefüllt wurde. „Deckung!" Man lächelt. Es fallen einem mit einemmal alle möglichen Erlebnisse ein, die in der Erinnerung fast alles von ihrem Schrecken verloren haben.

Ein Junimorgen vor Ypern. Gewitter liegt schwer in der Luft. Man hat allerlei Material, Pfähle, Balken, Bretter durch den Polygonenwald zum vordersten Pionierdepot zu tragen. Man löst sich in Wasser auf. Man muß öfter, als einem selbst lieb ist, „fünfzehn machen". Man atmet schwer. Man hockt auf einem Baumstumpf. Man weiß nichts mehr als die eine Tatsache, daß man heute denselben Weg über zwanzig, fünfundzwanzig zerstörte englische Schützengräben hinweg, hügelauf, hügelab, noch ein paarmal gehen wird, gehen muß. Man atmet schwer. Alles lastet. Man richtet sich nicht um einen Zentimeter hoch, als einige Schrapnellkugeln durch die zerfetzten Äste prasseln. Wie wenn ein Eichhörnchen einen Tannenzapfen heruntergeworfen hätte! denkt man vielleicht. „Auf! Auf! Sonst kommen wir heute überhaupt nicht mehr hin!"

*) Zurzeit im Westen.

Digitized by Google

Eine lange hohe Mauer, merkwürdig unversehrt — für diese Gegend. Wilder Wein klettert lustig. Eine Steinbank. Davor ein Tisch mit Marmorplatte, etwas ausgezackt, wie ein Zellengewebe lieblich rosa geadert, wie — ja, ja, Gardasee, Salo, Villa Halkyone, Otto Erich Hartleben. „Hier müßten Rosen stehen!" Hier müßte eine Pfirsichbowle getrunken werden. Hier sind viele Pfirsichbowlen getrunken. Abends. Im Schatten der Abende. „F—i—i—e—t!" saust eine Gewehrkugel über die lange, hohe Mauer. „Peng!" sitzt sie schon in einem zu einer phantastischen Palme zersplitterten Fichtenstamm.

Alles ist abgeladen. Endlich. Man ist auf dem Rückweg. Den man heute zweimal oder dreimal machen wird. Man geht ganz langsam. Wie wenn man einem lieben Toten die letzte Ehre zu erweisen hätte. Man schleicht.

Irgendein Geräusch oben zwischen dem blaugrauen Himmel. Ist das natürlicher Donner? Ist das künstlicher Donner? Alles gleich. Alles gleich. Man denkt nicht im entferntesten daran, Deckung zu nehmen. Wenn's trifft, trifft's. Wen's trifft, trifft's.

Man wippt über Weidengeflecht, das vor ein paar Monaten, als die Wasser im Frühling kamen, hier den Weg überhaupt gangbar machte. Den Weg! Ich verstehe immer: Weg! Man stolpert über Baumwurzeln. Ja, das ist doch Donner, ganz richtiger Donner.

Gerade als man an den kleinen Teich kommt, prasselt der Regen hernieder. Des Himmels größte Brausen sind aufgedreht. Mitten auf dem Teich schaukelt ein Kahn. „Au!" lachen ein paar Soldaten, die ganz nackt sind, und springen aus dem Kahn schnell ins Wasser. Viele von uns tun es ihnen mit einer kinoartigen Geschwindigkeit nach. Rock, Hose, Stiefel, Hemd müssen unter dem nächsten Baum einen wenn auch noch so bescheidenen „Unterstand" finden. Das, was sich eben noch schwerfällig in ihnen bewegte, ist schon in dem perlenden, mousserenden Spiegel untergetaucht, das „Feldgraue" wird langsam Braun, Gelb, Weiß. Man hat „Deckung" gefunden gegen den plötzlichen Überfall der Natur. Man lacht. Man jachtert. Man juchzt. Zwischen den einzelnen herabpolternden Donnerschlägen. Das bißchen Blitz dazwischen! Das Lachen, Jachtern, Juchzen ist viel heller.

Ein anderer Donner. Jeder weiß: Granaten! „Dicke Luft!", der gegenüber die bisherige, uns schon reichlich dicke Luft ein „Mailüfterl" zu nennen ist. Eisen, Holz, Erde spritzt umher. Einschlag auf Einschlag. Schwerstes Kaliber. Nicht ein einziger Blindgänger! Deckung!

Niemand hat gerufen. Niemand hat den Befehl gegeben. Im Nu sind auch die letzten von uns im Teiche. Jeder bildet sich ein: Im Wasser ist Deckung. Jedesmal, wenn der eine, nur zu gut bekannte, unheimliche Ton sausend und schleifend herüberkommt, verschwinden alle Köpfe im Wasser, sind nach einigen Sekunden wieder da und rufen: „Kuckuck!" der schon krepierten Granate nach. Es ist wie ein Versteckspiel. Blindekuh. Gott sei Dank sind die Granaten recht blinde Kühe. Sie zerplatzen vor Wut, daß sie nicht finden, was sie doch suchen sollen.

Nach zehn Minuten sind die beiden Gewitter vorüber, das eine und das andere. Wir lachen. Wir lachen alle. Keiner fehlt, der nicht mitlachen könnte. Am meisten aber lachen wir jetzt über unsere Vogel-Strauß-Politik eben, die wir unter dem Wasser das suchten, was uns im Leben, und sei es noch in einem viel heißeren Leben als jetzt, erhalten sollte: Deckung!

Erlebnisse. Erinnerungen. Deckungen. Erde und nochmals Erde. Aber fühlten wir nicht oft, daß uns etwas viel Stärkeres, Größeres als Erde deckte?

„Wir schaun auf dich,
Gar treuelich,
Der uns in Angst und Not
Erlöset hast
Zu jeder Stund',
Ja, auch noch von dem Tod!"

heißt es in einem der Geusenlieder aus dem „Nederlandschen Gedenck-clanck" des Adrianus Valerius.

*

Zum Tage

Auf leisem, weichem Fittich schwingt,
Die Nacht sich an ein fernes Tor;
Dort rauscht ein heller Wind und singt,
Seltsame Märchen ihr ins Ohr.

Sie lauscht ihm kaum, sie glaubt ihm kaum,
Sie lehnt in süßem Stillesein
Und säumt und träumt den goldenen Traum —
Und draußen bricht der Tag herein.

Franz Lüdtke.

*

Digitized by Google

Neue Bücher

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau. Von Prof. Dr. A. Grotjan. Preis 0.60 M. Verlag A. Marcus & Weber.

Die heilige Zeit und ihr Narr. Von Agnes Günther. Verlag J. Steinkopf, Stuttgart.

Während des Weltkrieges. Von E. Käthe König. Verlag C. E. Meinhold & Söhne.

Frühling und Liebe. Gedichte von Eduard Krebser. Preis 1 M. Verlag Bruno Folger, Leipzig.

Bunter Blumenstrauß. Gedichte von W. Michaelis. Preis 1 M. Verlag Bruno Folger, Leipzig.

Vom Sehnen. Gedichte von Ferd. Norb. Natanson. Preis 1 M. Verlag Bruno Folger, Leipzig.

Der Kompagniehund. Von Felix Fanoke. Verlag Wilhelm Korn, Breslau.

500 Rätsel und Rätselscherze für jung und alt. Von Joseph Frick. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Himmelsvolk. Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott von Waldemar Bonsels. Verlag Schuster & Loeffler, Leipzig.

Die Heilige. Von Karl Joh. Friedrich. Preis 1,50 M. Verlag Friderich Andreas Perthes A. G., Gotha.

Das Friedewünschende Teutschland. Ein Schauspiel aus dem dreißigjährigen Kriege von Johann Rist, von Heinrich Stümcke. Preis br. 1 M. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Gott erhalte. Von Leo Heller. Kriegsgedichte aus dem Kriegsjahr 1914—15. Verlag Reuß & Itta, Konstanz.

Die deutsche Frau im Weltkrieg. Einblicke und Ausblicke von Thea von Harbou. Verlag Hesse & Becker, Leipzig.

Vom währenden Weltkrieg. Von Gustav Goebel. Verlag J. Steinkopf, Stuttgart.

Ein neues Heilverfahren.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß unter allen lebenerhaltenden Faktoren der Sauerstoff der bei weitem wichtigste und unentbehrliche ist. Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Säftemasse verunreinigen, die Blutbewegung erschweren und die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Die Zufuhr konzentrierten Sauerstoffs zum Blute und somit die Verwendung dieses lebenswichtigen Gases zu Heilzwecken gehört zu den Aufgaben, welche lange Zeit für unlösbar gehalten wurden. Erst der modernen Chemie ist es gelungen, in Gestalt eines weiß aussehenden und leicht einzunehmenden Pulvers ein Präparat herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechsel-Krankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Magen-, Nierenleiden, Darmträgheit, Hämorrhoiden, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind, selbst noch in sehr schweren und veralteten Fällen, ganz vorzügliche und überraschende Heilerfolge erzielt worden. Bei längerem Gebrauch der Präparate konnte häufig eine vollständige Regeneration des Körpers mit all den erfreulichen Symptomen des wiedererwachenden Wohlbehagens, der Lebensfreude und des Betätigungstriebes konstatiert werden. Zahlreiche Aerzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben.

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." — Dr. med. H. in H.: Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mußten, will ich . . ." — Dr. med. F. in G.: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist."—F. Sch.: „Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., p. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bädern usw., für welche ich mehr als 1000 Mark während dieser Zeit verausgabte, brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Ihr Superoxyd wirkte geradezu wunderbar. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — E., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das Gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können sie stets versichert sein, und ermächtige ich Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Heilberichte gibt eine Broschüre, welche das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W 35 C, 6 kostenlos versendet.

Inhalt des Heftes 23: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Nach dem Ende. Gedicht von F. Wagenknecht. — Hinter den blauen Bergen. Von Margarete Vieth. — Es war einmal. Gedicht von A. Elisabeth Rohn. — Deckung. Von Alfred Richard Meyer. — Zum Tage. Gedicht von Franz Lüdtke. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke, Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 4. März 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 24

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

4. Fortsetzung.

10. Kapitel.

Bis Lötzen war das Auto glatt durchgekommen. Gleich zu Beginn der Fahrt hatte Lena dem Verwundeten etwas Kaffee und Kuchen aufgenötigt, den sie in ihrer großen Handtasche mit sich führte. . . Dann war er fest eingeschlafen. . . Mit Mühe hatte sie ihre Tränen niedergekämpft. Bloß wenn sie auf den Mann sah, in dessen Gesicht die wenigen Stunden tiefe Furchen gezogen hatten, stieg es ihr wie ein Knäuel im Halse hoch.

Vor dem Bahnhof wurde das Auto angehalten. Ein Mann des Doppelpostens trat an den Schlag und forderte barsch zum Aussteigen auf. . . Lena bog sich zu ihm raus und sagte ruhig: „Sehen Sie sich doch den Herrn an. Er ist von den Russen schwer verwundet. Ich muß ihn erst ins Krankenhaus bringen."

„Damit werden Sie wohl wenig Glück haben, Fräuleinchen", erwiderte der Landstürmer etwas freundlicher.

„Wir haben auch einen Ausweis", rief Lena aus und übergab ihm den Passierschein von Hauptmann Goller.

„Hier hat bloß der Herr Oberst zu befehlen," meinte der Mann gleichgültig, „und jedes Privatauto müssen wir in Beschlag nehmen."

„Bitte . . . wir wollen ja das Auto hier abliefern, aber dann müssen Sie für den verwundeten Herrn sorgen. . ."

Ein Major, der vom Bahnhof kam, hatte die Szene beobachtet. Er trat näher und fragte den Landstürmer, was los sei. Mit kurzen Worten erzählte ihm Lena den Sachverhalt. Er schüttelte den Kopf. . . „Hier wird der Verwundete nicht bleiben können. Aber ich will Sie zur Kommandantur begleiten" . . Er setzte sich neben den Chauffeur und gab ihm den Weg an. . . In den Straßen der Stadt wimmelte es von Soldaten, so daß Lena unwillkürlich denken mußte: „Könnten die nicht an der Grenze stehen? Dann wären die Russen nicht bei uns eingebrochen."

Es dauerte ziemlich lange, bis der Major aus der Kommandantur zurückkehrte. . . „Es hat noch mal gut gegangen", sagte er freundlich lächelnd. „Hier haben Sie einen Passierschein bis Rastenburg. Dort werden Sie für den Herrn ein Bett im Lazarett finden. Glückliche Reise. . ."

Auf der Weiterfahrt war Gebhard munter geworden. Weniger der Säbelhieb, der sich vier Zoll lang über den Kopf hinzog als die beiden Gläser Wein hatten ihn so müde gemacht. . . Als Lena ihm mitteilte, daß sie schon über Lötzen hinaus wären und nach Rastenburg unterwegs wären, leuchtete es in seinen Augen auf. „Da werde ich doch meine Jungens wiedersehen." Im nächsten Augenblick flog wieder ein tiefer Schatten über sein Gesicht: „Wie werde ich ihnen das bloß beibringen."

„Onkel Waldemar, das werde ich ihnen erzählen."

„Nein, mein Kind, ich danke dir für deine Güte, aber das kann ihnen nur der Vater er-

Digitized by Google

zählen. Am besten, wenn ich gleich bei ihrer Pensionsmutter absteige. Sie wird hoffentlich ein Plätzchen übrig haben. . ."

Kaum hielt das Auto vor dem Hause am Markt, wo Gebhards Jungen in Pension waren, als ein blutjunger Feldgrauer aus dem Hause stürzte. „Vater, wo kommst du her? Wo ist die Mutter und Martha? . . Weshalb hast du sie nicht mitgebracht? . . ."

Ohne Hilfe war Gebhard aus dem Wagen gestiegen und hatte seinen Sohn umfaßt. „Wie siehst du aus?"

„Von der Prima ist keiner zurückgeblieben", erwiderte Walter stolz. „Auch der Wolfram ist angenommen. Er wird eben eingekleidet. Nachmittag haben wir schon exerzieren. Aber nun sage bloß, was macht die Mutter?"

„Die läßt euch beide noch vielmals grüßen", erwiderte Gebhard ruhig. Nur Lena merkte, welche Mühe ihm diese wenigen Worte kosteten.

„Aber du bist ja verwundet Vater?"

„Jung frag nicht so viel. Ich erzähl euch nachher alles, nur Geduld. . . Du könntest übrigens sofort auf den Bahnhof gehen und dich erkundigen, wann der nächste Zug abgeht. Lena will weiterfahren."

„Ich habe die Uniform doch bloß zum Reinigen mitbekommen, Vater, ich darf damit noch gar nicht auf die Straße. Ich habe sie bloß anprobiert . . ."

„Narrenspossen", sagte Gebhard etwas schärfer als es vielleicht nötig gewesen wäre. „Dann ziehst du dich sofort um und gehst zum Bahnhof . . ."

Nun kam auch die Pensionsmutter dazu und führte die unerwarteten Gäste ins Haus. Sofort wurde ein Arzt geholt, der Gebhard die Wunde nähte und ihn dann sofort ins Bett steckte. Dann ließ der Vater seine Söhne zu sich rufen. . .

Aus den munteren Knaben, die mit blitzenden Augen zu ihrem Vater in das Zimmer traten, waren nach einer Stunde zwei ernste Jünglinge geworden. . . Gegen Abend ging Lena zum Bahnhof. Um sieben Uhr sollte ein Zug abgelassen werden, der nach Königsberg ging. Aber es wurde zehn, es wurde zwölf. . .

In dem Wartesaal herrschte eine entsetzliche Luft. Alle Räume waren von Flüchtlingen überfüllt, die den Zug benutzen wollten. Manche schleppten Berge von Gepäck mit sich, andere hatten nur ein kleines Bündelchen oder gar nichts mitnehmen können. Viele waren im Arbeitskittel mit Holzpantoffeln an den Füßen vor den Russen ausgerückt. Die meisten hatten den Weg von der Grenze bis hierher zu Fuß zurückgelegt. . . Hungrige Kinder weinten oder schrien mit kräftiger Stimme. Für die Kleinsten, die noch die Flasche bekamen, war keine Milch da. . . Ein Zulp mit gekautem Brot und Zucker wurde ihnen in den Mund gesteckt. . .

Endlich gegen zwei Uhr morgens fuhr ein Zug vor. Ein furchtbares Gedränge entstand. Viele stiegen durch die offenen Fenster des Bahnhofes. . . Im Nu waren die Wagen gefüllt, nein überfüllt. . . In einem Wagen entstand ein lauter Streit. Eine Anzahl großer Gepäckstücke flog auf den Bahnsteig hinaus und eine Stimme schrie: „Bleibt doch bei euren Sachen. . . Menschen sind doch mehr wert als alte Koddern."

Lena war als eine der Letzten aus dem Wartesaal herausgekommen. Ein wenig ratlos schritt sie am Zug entlang. . . Da öffnete sich in einem Wagen, der die Inschrift: „Nur für Militärpersonen", trug, die Tür eines Abteils. Ein weißköpfiger Offizier rief ihr zu: „Kommen Sie nur zu uns herein, wir machen Ihnen Platz."

Ein blutjunger Leutnant stand auf und bot ihr seinen Platz an. . . Erst gegen Mittag des nächsten Tages war der Zug in Königsberg. Erst abends konnte sie weiterfahren. Diesmal traf sie es nicht so gut. . . Sie mußte bis zum andern Morgen in einem überfüllten Wagen vierter Klasse stehen. . . Eingekeilt zwischen Menschen, die so dicht zusammengepfercht waren, daß sie sich nicht mal zur Seite wenden konnten. . . Neben ihr wurde eine Frau ohnmächtig. . .

Sie schloß die Augen und wankte. . . Da legte sich ein Arm um sie, eine Männerstimme sagte: „Fräuleinchen, umfallen geht hier nich. . dazu ist kein Raum. Ich werde Ihnen halten, bis Ihnen besser ist. Am besten, Sie nehmen en Schlubberchen. . ." Eine Flasche wurde ihr

Digitized by Google

an den Mund gehalten und geneigt. . . Halb wider Willen nahm sie einen Schluck. . . Es war ganz gemeiner Kartoffelinski, wie ihn die Leute auf dem Gut bekamen. Das Zeug roch schlecht und schmeckte noch schlechter. Aber es lief ihr wie ein Feuerstrom durch die Adern. Sie straffte ihren Körper. „Ich danke Ihnen, jetzt ist mir wieder gut. . . Aber die Hitze ist nicht zu ertragen. . . Weshalb werden nicht die Fenster geöffnet?"

„Ja, weshalb werden nicht alle Fenster aufgemacht?", rief ihr Beschützen mit Stentorstimme. Eine Frau erhob Einspruch wegen der Kinder, die würden sich erkälten. Aber nun griffen mehrere Männer ein. Ein frischer Hauch zog durch den Wagen. . .

Auf dem Bahnhof in Elbing erwischte sie einen Jungen, der zu Rad nach Klaukken hinausfuhr und ihr den Wagen bestellte. Dann versuchte sie, an Gerlach zu telegraphieren. Es war aber nicht möglich. Die Leitung war vom Militär mit Beschlag belegt. . . Erst abends als sie gründlich ausgeschlafen, schrieb sie ihm einen Brief, der viel länger ausfiel als sie beabsichtigt hatte und die Ereignisse der letzten Zeit recht ausführlich schilderte. . .

Vergebens wartete sie in den nächsten Tagen auf ihren Vater. Tag für Tag verging in entsetzlicher Einförmigkeit. Sie begann sich um die Wirtschaft zu kümmern, ohne sich an die scheelen Augen der alten Mamsell zu kehren, die ihre Alleinwirtschaft bedroht glaubte.. Das Lokalblättchen, das der Inspektor hielt, brachte gar nichts über die Vorgänge an der Grenze. Sie mußte annehmen, daß der Vater sich nicht mehr vor den Russen hatte in Sicherheit bringen können. . . Auch von Gerlach kam keine Antwort. . . Endlich brachte die Zeitung die Nachricht von einem Sieg bei Gumbinnen. Über 8000 Russen waren gefangen genommen. . . Doch schon am nächsten Tage wandelte sich die Freude in Schrecken. Unsere Truppen hatten sich trotz des Sieges zurückgezogen. Der Inspektor brachte ihr selbst die Zeitung und machte sie auf einen Artikel aufmerksam. Darin stand mit dürren Worten: Die Niederungen an der Weichselmündung sollten unter Wasser gesetzt werden, um dem Feind das Vordringen zu erschweren. „Dann sind wir hier abgeschnitten. Ich muß ja hierbleiben, aber Fräulein müßten sofort abreisen."

Schweren Herzens entschloß sich Lena zur Fahrt nach Berlin. Sie hatte eine unbestimmte Angst vor der Millionenstadt. Auf dem Bahnhof wurde ihr geraten, über Danzig und Stettin zu fahren. . . Diesmal dauerte die Reise drei volle Tage, aber durch ihre Erfahrung gewitzigt, hatte sie sich einen Futterkorb mitgenommen. . . Tante Auguste, die Schwester ihres Vaters, war nicht erstaunt, aber erfreut, als ihr die Nichte aus Ostpreußen ins Haus schneite. . .

„Das ist doch merkwürdig," meinte sie sofort bei der Begrüßung, „daß der Hans kein Lebenszeichen gegeben hat. Na aber er kann wohl nich. Die Russen sind ja schon tief drinn in Ostpreußen. In den Zeitungen steht so was nicht, aber ich war heute vormittag in der Versammlung der Flüchtlinge. . . Da traf ich Bekannte aus Labiau, aus Drengfurt . . . na von überall, und überall sind schon die Russen. Ich fürchte, das wird noch sehr schlimm werden. Na morgen gehen wir wieder hin und lassen den Hans ausrufen. Vielleicht findet sich wo ein Bekannter."

Am andern Morgen machten sie sich schon frühzeitig auf den Weg, aber als sie zu den Festsälen in der Kommandantenstraße kamen, standen die Menschen schon bis auf die Straße. Und immer neue strömten noch hinzu. Doch Tante Auguste, die ihren heimatlichen Dialekt noch in voller Natürlichkeit sprach, schaffte Rat.

„Härrschaften, laßt uns man durch. Die arme Margell, meine Nichte, will ihren Vater ausrufen lassen."

„Ja, dann laßt man das arme Margellchen durch", rief ein Herr lachend.

„Na Sie sind doch e Pillkaller, das hört man auf zehn Schritt", erwiderte Tante Auguste schlagfertig. Aber sie wären doch nicht weit gekommen, wenn ihnen nicht einige Herren vom Ausschuß die Bahn durch das Gedränge geöffnet hätten. Die Herren waren den meisten schon vom Ansehen bekannt, und man öffnete ihnen, wenn es auch schwer fiel, eine Gasse. Den letzten hielt Tante Auguste

Digitized by Google

am Rockschoß. . . Sie drückte ihm auch den Zettel mit dem Namen ihres Bruders in die Hand.

Zuerst wurden von der Bühne herab die Mitteilungen bekanntgegeben, die dazu bestimmt waren, in dem Chaos Ordnung zu schaffen. Zuerst verkündete der Vorsitzende, daß sich der Ausschuß der Flüchtlinge in der alten Bibliothek einige Schreibstuben eingerichtet hätte. Dort könnte jeder Auskunft erhalten. Dann schickte er Bogen herum, auf denen jeder seine Adresse und seinen Namen aufschreiben sollte.

Noch eine ganze Anzahl von Bekanntmachungen ähnlicher Art folgten. Schließlich verlaß der Vorsitzende die Namen der Vermißten, nach denen gefragt wurde. . . Nur einmal rief einer aus der Versammlung: „Ja, ich kann Auskunft geben. . . Ich habe ihn auf dem Bahnhof in Königsberg getroffen." Dann drängten sich der Anfragende und der Erteiler der Auskunft durch die Menge. Als Grots Name ausgerufen wurde, blieb alles still. Endlich rief jemand: „Aus der Gegend sind fast gar keine Flüchtlinge hier, aber geh'n Sie doch noch in den oberen Saal."

Mit Tante Auguste als Bahnbrecher voran, wanden sich die beiden Frauen aus der Menge heraus. Aber auf dem Flur und der Treppe nach dem oberen Saal stand ebenso dicht die Menge Kopf an Kopf. Mit einemmal schrie Lena auf: „Herr Pastor! Herr Pastor Wollschläger." Der Gerufene stand auf der Treppe. Er drehte sich um, Lena winkte ihm mit der Hand. . . „Lena, wo kommst du her?. . . Wartet draußen auf der Straße." Allmählich begann die Menge nach außen zu fluten. Die beiden Säle leerten sich etwas. . . Aber nun begannen erst die Leiden der Ausschußmitglieder. . . Zehn, zwölf Hände streckten sich nach jedem aus . . . ebenso viele Fragen kamen zu gleicher Zeit. „Wissen Sie vielleicht, ob unser Dorf abgebrannt ist?" Ohne nach dem Namen des Dorfes zu fragen, erwiderte der Gefragte: „Nein, da ist nichts abgebrannt." „Herr Gott und wie wir raus mußten, brannte schon die Schule."

„Die ist gelöscht."

„Goldener, trautester Herr, wo ist doch die Sparkass, wo wir auf unser Buch Geld kriegen?" Zu gleicher Zeit flüstert ihm eine Frau von hinten zu: „Kann ich nicht etwas Wäsche bekommen? Ich gehe schon vierzehn Tage in demselben Hemd . . ." „Ach Gott, und ich brauche Schuhe, ich bin auf Klotzkorken aus dem Haus gerannt. . ."

Pastor Wollschläger hatte die beiden Frauen auf der Straße getroffen und in eine kleine Bierstube geführt. „Onkel Eduard, weißt du was vom Vater", fragte Lena zaghaft. „Ja, mein Kind, ich weiß etwas. Ich möchte es dir gar nicht erzählen, denn das ist doch alles dummes Zeug, was ich gehört habe. . ."

„Ist er . . . tot?"

Der Pastor hob die Schultern. „Das glaube ich nicht. . . Nun nimm dich mal zusammen und hör zu. . . Wir stehen alle in Gottes Hand. . . Dein Vater auch. . . Wenn es auch manchmal so aussieht, als ob er seine Hand von uns abzieht, aber nicht, um uns zu strafen, sondern um uns zu prüfen und zu läutern."

„Weißt Du was, lieber Wollschläger, das Predigen kannst Du in der Kirche abmachen," platzte Tante Auguste heraus, „hier sollst Du bloß erzählen. Na ja," fuhr sie grollend fort, „Du spannst doch bloß die arme Margell auf die Folter. . ."

„Das habe ich nicht beabsichtigt, mein Kind", fuhr Wollschläger fort. „Also dein Vater ist wegen Landesverrat verhaftet worden."

„Nu schlag Gott den Deuwel tot, das ist die höchste Zeit," rief Tante Auguste, so daß das ganze Lokal schallte. „Weißt Du noch mehr solche Märchen?"

„Es ist leider kein Märchen, liebe Freundin, sondern Tatsache. Der Lehrer von Kurzontken ist dabei gewesen, wie dein Bruder von den Dragonern gebracht wurde. . . Also, meine Liebe, es kann nur ein Irrtum sein, aber er besteht. . . Ich erzähl ja schon", fuhr er schnell fort. „Also aus Mallischken ist ein Knecht nach Kurzontken gekommen, wo die Dragoner lagen und hat gemeldet, daß in Mallischken etwa zwanzig russische Dragoner abends eingerückt sind. Da soll dein Vater nicht nur dem Offizier erzählt haben, wohin unsere Truppen abgezogen waren, sondern er soll ihm auch auf der Karte alles gezeigt haben."

Digitized by Google

„Ja wer kann denn das gehört haben?", rief Lena dazwischen.

„Das Stubenmädchen, die mußte Flaschen Wein reinbringen. . . Die Dragoner haben sich sofort aufgemacht, haben euer Haus umzingelt und die Russen und deinen Vater gefangen genommen. Am nächsten Tage wurden die Leute in Mallischken verhört. . . Abends mußten die Dragoner zurück, da nahmen sie auch deinen Vater mit. . ."

Lena hatte mit großer Energie ihre Tränen zurückgedrängt. „Aber da war doch Korff da, der kennt doch meinen Vater. . ."

„Ja, darüber weiß ich nichts. . ."

„Der Vater ist doch Amtsvorsteher, da konnte doch der Landrat Auskunft geben. Nein, das ist das Tollste. . . Mein Vater ein Verräter?" Sie lachte grell auf. „Eher fällt der Himmel ein und schlägt alle Spatzen tot. . . Was meinst du, Onkel Eduard? . . . Was hat der Himmel an dem alten Mann zu läutern, der wissentlich nie die kleinste Unwahrheit gesprochen hat? . . ."

Sie verstummte, über ihre Heftigkeit erschrocken. Da tönte von der Straße der Ruf herein: „Extrablatt. . . Großer Sieg über die Russen . . ." Ein Mann kam hereingestürzt. „Hindenburg hat die Russen bei Tannenberg vernichtet. . . 60 000 Mann gefangen, paar Hundert Geschütze erbeutet . . . Hurra!" Alles erhob sich und stimmte in den Ruf mit ein. Auch Lena war aufgestanden. Fest und laut ertönte ihre Stimme: „Hurra!" . . .

---

11. Kapitel.

Kaum war der erste Begeisterungssturm vorbei, als Lena sich erhob. „Komm Tante, wir müssen nach Hause. Ich fahre mit dem nächsten Zug, den ich erwische, nach Hause, nach Ostpreußen."

„Du wirst wohl nicht weit kommen", meinte der Pfarrer. . . „Du kommst höchstens bis Allenstein und wie dann weiter? Fuhrwerk gibt's dort nicht."

„Das ist meine Sorge. Ich werde schon hinkommen, wenn ich erst in Allenstein bin."

„Ne, ne, das geht nicht, ich laß dich nicht fahren", fiel Tante Auguste ein.

„Aber Tante . . . sag mal, wenn es sich um deinen Vater handelte, würdest du hier bleiben und keinen Finger rühren?"

„Wahrhaftig, lieber Pastor, die Margell hat Recht. Aber allein wirst du doch nicht fahren. Ich fahre mit."

Zwei Stunden später waren sie mit einem kleinen Handkoffer, der ihre Wäsche barg, und einem ausgewachsenen Handkorb, der mit Mundvorrat sehr reich geladen war, auf dem Bahnhof Alexanderplatz. Nach langem Umherfragen wurden sie endlich zu einem älteren Herrn gewiesen, der den beiden Frauen freundlich, aber mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch zuließ, eröffnete, daß der Bahnverkehr nach dem Osten noch für vierzehn Tage völlig gesperrt sei. „Wo wollen Sie denn hin?"

„Noch hinter Oletzko, nach der Grenze zu."

„Aber, meine Damen, soviel ich weiß, finden dort gerade jetzt noch lebhafte Kämpfe statt. . . Vielleicht, wenn die Russen dort rausgeworfen sind und die Sperre aufgehoben wird. . . Dazu müßten Sie aber vor allem einen Paß und einen Erlaubnisschein vom Generalkommando haben. . . Hinter dem Gießhause 3. . ."

„Da fahren wir gleich hin", meinte Tante Auguste energisch. „Das müßte doch mit dem Deuwel zugehen, wenn wir nicht bis Allenstein kommen sollten. Da kaufen wir uns, wenn's nicht anders geht, einen Einspänner und jockeln mit ihm los."

Auf dem Generalkommando erhielten sie den Bescheid, daß sie am andern Morgen zwischen acht und neun kommen müßten. Sie waren mit militärischer Pünktlichkeit zur Stelle und hatten das Glück, zuerst vorgelassen zu werden. Ein alter Herr in Majorsuniform erhob sich und lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. „Womit kann ich dienen?"

Tante Auguste sah dem alten Herrn verwundert ins Gesicht. „Herr Gott, ist das möglich? Herr Oberlandesgerichtsrat Wohlgemut. . Wie kommen Sie in die Uniform?"

Der Rat lachte. „Nun erkenne ich Sie, Frau Bachmann. Was führt Sie hierher?"

„Kurz und rund: zwei Pässe für uns nach Ostpreußen. Das hier ist meine Nichte, die

Digitized by Google

Tochter meines Bruders." Mit zwei schwungvollen Armbewegungen stellte sie vor: „Lena Grot . . . Herr Oberlandesgerichtsrat Wohlgemut."

Mit feinem Lächeln in seinem Antlitz verbeugte sich der alte Herr. „Also zwei Pässe wollen Sie haben. . . Aus welchem Grunde wollen Sie denn jetzt nach Ostpreußen fahren?"

„Ja das ist 'ne dolle Geschichte, Herr Rat. . . Denken Sie sich, mein Bruder ist wegen Verrat festgenommen worden, von unseren Soldaten, Herr Rat . . . mein Bruder . . können sie sich so was denken? Sie kennen ihn ja auch, er war gerade zu Besuch, als Sie mir mal die Miete brachten. . . Sie wollten das Wohnzimmer neu gemacht haben."

„Sie haben ein gutes Gedächtnis, Frau Bachmann, ja, ja, ich erinnere mich jetzt an Ihren Herrn Bruder . . . ein kleiner dicker Herr. Es kann sich doch wohl nur um ein Mißverständnis handeln."

„Ich vermute eine falsche Anzeige aus Rache", warf Lena ein.

„Das wäre traurig. Und nun wollen Sie selbst nach Ostpreußen fahren, um sich über das Schicksal des alten Herrn Gewißheit zu verschaffen? Es wäre vielleicht möglich, daß ich Ihnen die Erlaubnis zu der Fahrt verschaffte, aber wir können leichter zum Ziel kommen durch eine telegraphische Anfrage, die ich dienstlich tun will." Lachend fügte er hinzu: „Sie sind mir damals so liebenswürdig entgegengekommen, daß ich mich Ihnen noch jetzt zu einem Gegendienst verpflichtet fühle. Aber nun das Wichtigste: von welchen Truppenteil ist Ihr Herr Vater verhaftet worden?"

„Das sollen Dragoner gewesen sein, also die elften, andere waren dort nicht an der Grenze." Sie erzählte kurz den Vorgang. Der alte Herr schrieb sich dabei einige Bemerkungen auf. „Morgen früh können Sie bei mir nachfragen lassen." Er erhob sich und bot den Damen die Hand. Aber für Tante Auguste war die Unterredung noch zu kurz gewesen. „Na und wie ist es Ihnen so lange ergangen, Herr Rat?"

„Danke, sehr gut, ich bin schon seit einigen Jahren Präsident."

„Aber Herr Präsident", rief Tante Auguste vorwurfsvoll aus . . ." weshalb haben Sie das nicht gleich gesagt? Nun habe ich immer Herr Rat gesagt."

Der alte Herr lachte herzlich. „Das ist kein Unglück, Frau Bachmann. Ich habe mich gefreut, nach langer Zeit mal wieder Heimatsklänge zu hören."

Tante Auguste sah ihm starr ins Gesicht. „Hei . . .? Heimatsklänge, Herr Präsident? dann sind Sie womöglich aus Abelischken?"

„Stimmt auffallend, mein Vater hatte die Domäne."

„Und meiner war Förster in Schmilgen." Lena hatte sie leise angestoßen. „Ja, ja, mein Kind, wir gehen gleich. . . Man freut sich doch, wenn man einen Landsmann aus derselben Gegend trifft. . . Aber Herr Präsident, nicht wahr? was ein bißchen was ist, hier in Berlin, das ist aus Ostpreußen."

Lachend geleitete sie der alte Herr zur Tür. Draußen stellte sich die Tante Auguste auf stemmte die Hände in die Seiten und fragte mit Nachdruck: „Na Kind, haben wir das nu gut getroffen oder nicht?" . . .

„Ja, Tante, ich bin ja so froh. . . Wir hätten den Herrn bloß nicht so lange aufhalten müssen."

„Ach Gott Kind, er hat uns das nicht übel genomen."

Sie waren an die Hauptwache „Unter den Linden" gekommen. Tante Auguste blieb stehen und wies mit der Hand hinüber. „Lena, dort drüber das Gebäude, das wie eine Kommode aussieht, ist die alte Bibliothek. Da wollen wir mal reingehen und uns den Rummel ansehen, und dann gehen wir in die Versammlung. Man kann doch nicht wissen, vielleicht trifft man wen, der uns was erzählen kann."

In einem Menschenstrom gingen sie die breite Steintreppe empor. Der Saal war bereits überfüllt. In einem von Tischen abgegrenzten recht großen Raum standen und saßen mehrere Herren. . . Tante Auguste schob sich bis zur Tür durch. Kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen als sie auch schon laut über die Köpfe hinweg rief: „Was ist das für eine Ordnung? Die paar Herren brauchen mehr als die Hälfte des Raumes und wir müssen uns hier drängeln." Einige lachten,

Digitized by Google

mehrere stimmten zu. Auch die Herren vom Ausschuß hatten den Ausruf gehört. „Die Frau hat Recht", sagte einer lachend. „Wir können die Tische zurückrücken."

Nun gab es Raum und Tante Auguste kam bis zur Tischreihe vor. Einer der Herren trat auf sie zu und fragte nach ihrem Begehr.. In demselben Augenblick hörte sie einen Herrn sagen: „Wir können Sie bloß in einem Massenquartier unterbringen."

Das gab ihr die Antwort. „Ich kann en paar Familien aufnehmen. Ich habe hier ein Haus in Berlin. . . Aber nu machen Sie mal die Klappe auf und lassen Sie mich rein." Bereitwilligst wurde ihr der Durchgang geöffnet, Lena ging mit hinein. „Also ich habe eine Wohnung von fünf Zimmer leer stehen. Möbel habe ich, auf der Lucht stehen genug." ..

„Das ist ja sehr erfreulich. Wir werden Ihnen noch heute ein paar Landsleute zuschicken. Darf ich mir Ihre werte Adresse aufschreiben?"

„Ach das ist nicht nötig. . . Ich suche mir die Menschen, die ich in mein Haus nehmen will, selbst aus." . . .

Und sie fand wirklich Leute, die ihr gefielen. Eine Jugendbekannte mit zwei erwachsenen Töchtern, und die hatte sofort eine Freundin bei der Hand. . . Schließlich hatten sich zehn weibliche Flüchtlinge um sie versammelt. Tante Auguste stand zwischen ihnen wie ein Feldherr und hielt eine Ansprache. „Aber gekocht wird Reihe um . . . denn wenn drei Weiber auf einem Herd kochen, gibt's am ersten Zank." . . . Mit großem Gefolge zog sie nach der Neuen Philharmonie, wo fortan die Versammlungen stattfinden sollten. . . Sie hatte noch Zeit gefunden, dem Vorsitzenden zu erzählen, daß ihr Bruder unter dem Verdacht des Verrats verhaftet worden wäre. . .

Das gab den Anlaß zu einer energischen Kundgebung der ostpreußischen Flüchtlinge, die durchaus berechtigt war. „Die Berliner," sagte der Vorsitzende in seiner Ansprache, „haben noch keinen Begriff davon, was der Krieg in Wirklichkeit ist. Wir haben ihn kennen gelernt. Wir haben von Haus und Hof fliehen müssen, haben teure Angehörige durch die russischen Mordbrenner verloren, haben auf der Flucht schreckliche Leiden ausgestanden. Zum Dank läßt man uns hier um fremde Hilfe betteln."

Nachdem sich die sehr stürmische Zustimmung gelegt hatte, fuhr er fort: „Aber damit nicht genug. Man bewirft uns hier noch mit Schmutz. Hier habe ich," er entfaltete ein Zeitungsblatt, „den Beweis. Da steht, daß wir unsere eigenen Soldaten schlechter aufgenommen haben als die Russen. Für solche Anwürfe habe ich nur schweigende Verachtung."

Ein Beifallssturm tobte durch den Saal. „Aber damit nicht genug. Wir Ostpreußen sollen den Verrat geübt haben. Da wird erzählt, ein Müller hätte durch Drehen der Flügel seiner Mühle den Russen die Bewegungen der deutschen Truppen verraten. . . Liebe Landsleute, der Mann, der das in die Welt gesetzt hat, scheint noch keine Mühle gesehen zu haben. . . Das ist allenfalls mit einer kleinen Bockmühle möglich, aber nicht mit den großen Holländern, die wir in Ostpreußen haben. Da besorgt das Einstellen der Flügel der Wind. Der Müller hat gar keine Macht darüber. Und solche Geschichten werden nicht nur in die Welt gesetzt, sondern, was noch schlimmer ist, geglaubt. . . Nun wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, allen solchen Verdächtigungen auf den Grund zu gehen. . . Heute ist mir wieder ein Fall gemeldet worden! Da ist ein ehrenwerter Mann, den viele von Ihnen kennen, durch eine falsche Anzeige verdächtigt worden. . . Ich hoffe, daß ich Ihnen schon in den nächsten Tagen mitteilen kann, daß die Beschuldigung falsch gewesen ist." . . .

Tante Auguste hatte so laut ihren Senf dazu gegeben, daß ihre Nachbarn aufmerksam wurden und sie fragten, ob sie was von der Geschichte wüßte.

„Selbstverständlich! Das ist doch mein Bruder, der Inspektor Grot aus Mallischken."

„Aber den kennen wir ja sehr gut," riefen gleichzeitig einige Stimmen vom Nebentisch, wo die Oletzkoer saßen. „Der Mann hat keinen Verat geübt."

„Wissen Sie vielleicht was Näheres?" fragte Lena erregt.

„Ja und nein", erwiderte ein Herr. „Er ist nach Lötzen gebracht worden. . . Sie sind

Digitized by Google

wohl die Tochter? Na dann ängstigen Sie sich nicht. So ein Mann wie Ihr Vater wird nicht gleich auf eine falsche Aussage hin für schuldig befunden. Es sind auch gleich einige Herren aus der Stadt, die ihn kennen, mitgegangen, um für ihn gut zu sagen."

Lena reichte dankend dem Herrn die Hand und lächelte durch ihre Tränen hindurch. Jetzt stand auf der Bühne, wo die Ausschußmitglieder saßen, ein schlanker junger Mann mit frischen und lebhaft blitzenden Augen auf und trat ans Rednerpult.

„Herr Gott, das ist ja der Ede Kenkel" rief Tante Auguste aus. Auch der so Bezeichnete hatte den Ruf vernommen. Er winkte grüßend mit der Hand und rief halblaut: „Nachher Tante." . . .

Eine halbe Stunde später war die Versammlung beendigt. Der junge Mann kam mit ausgebreiteten Armen auf Frau Bachmann zu. „Tante Auguste, du auch in Berlin?"

„Erst seit fünfzehn Jahren. Na und du?"

„Ich beinahe ebenso lange. . . Und da mein Geschäft vorläufig seinen Betrieb eingestellt hat, arbeite ich im Ausschuß für unsere Landsleute. . . Also wenn du was brauchst. . . Ich habe Wäsche, Kleider, Hüte, Schuhe . . . auch feine Ballschuhe. Du bist warscheinlich die alte Dame, die heute im Ausschuß so energisch aufgetreten ist. . . Er verbeugte sich gegen Lena: „Kenkel."

„Tut man nicht so fremd. Das ist deine richtige Kusine Lena . . . die Tochter meines Bruders Hans." Ehe Lena sich's versah, hatte sie einen gehörigen Schmatz weg. „Na, na, Ede, du gehst ja gleich scharf ran."

„Hat nichts zu bedeuten, Tantchen, ich bin schon angesengt, ich bin sehr stark verheiratet und habe schon zwei Jungens. Sag mal, handelt es sich vielleicht um Onkel Hans, der verhaftet ist? Wirklich? Na dann werde ich heute abend euch noch Nachricht geben können. Ich sprach heute in der Versamlung der Lyker den Rechtsanwalt Rohr, der sich damit befaßt, all den Anschuldigungen gegen die Ostpreußen auf den Grund zu gehen. . . Gestern sagte er mir: bis jetzt wäre noch kein Fall erwiesen."

Den ganzen Nachmittag war Lena hoffnungsfreudig gestimmt und half der Tante eifrig, die leerstehende Wohnung für die Flüchtlinge, die gegen Abend sich einfinden sollten, einzurichten. Abends, als bis 9 Uhr keine Nachricht gekommen war, wurde sie unruhig, und die Nacht war schlecht. Sie las so lange, bis ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen, aber schon nach ein paar Stunden war sie wieder wach und quälte sich mit ihren Gedanken.

In solcher Stimmung trat sie am nächsten Morgen den Weg zum Generalkommando an. Sie war zu früh gekommen, aber das war ihr Glück. . . Der Major sah sie, als er ankam und rief ihr schon entgegen: „Alles in Ordnung liebes Fräulein."

Er nahm sie an der Hand und führte sie in sein Zimmer. „Ihr Vater ist schon am dritten Tage freigelassen, weil sich seine Unschuld herausgestellt hat. Der russische Offizier, der mit ihm gefangen wurde, hat ausgesagt, daß Ihr Vater sich geweigert hat, irgendeine seiner vielen Fragen zu beantworten. . . Hier ist das Telegramm. Sie können es für einige Tage mitnehmen, müssen es mir aber wieder zustellen. . Es freut mich, daß ich Ihnen so gute Auskunft geben kann."

„Aber wo ist bloß mein Vater geblieben?"

„Ach mein Kind, darüber machen Sie sich keine Sorgen. Er ist wahrscheinlich irgendwo in Sicherheit."

„Dann hätte er mir sicherlich Nachricht gegeben."

„Liebe kleine Landsmännin, es gehen jetzt Briefe verloren oder kommen mit großer Verspätung erst an. Manche Orte sind auch außer aller Verbindung mit der Welt. . . Eben sind wieder mehrere siegreiche Gefechte gemeldet. . . Die Russen werden unaufhaltsam zurückgedrängt. . . Machen Sie sich also keine Gedanken und Sorgen. Wir stehen alle in Gottes Hand. Und lassen Sie es mich wissen, wenn Sie von Ihrem Vater Nachricht erhalten. . . Grüßen Sie mir auch Ihre Tante." . . .

„Ach Gott, Herr Major, mir war es gestern so peinlich."

„Weshalb mein Kind? . . . Ihre Tante ist eine prächtige Frau, die Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat, und ich als Landsmann verstehe ihre Vorzüge zu würdigen. Nochmals alles Gute, mein Kind." . . . Lena

Digitized by Google

beugte sich tief auf seine Hand. Er entzog sie ihr schnell und strich ihr über die Backe. „Sie sind ein liebes tapferes Mädel . . . eine richtige ostpreußische Margell."

---

12. Kapitel.

Der ganze Kreis, der vor dem Krieg so behaglich zusammenlebte, war auseinandergesprengt. Niemand wußte vom anderen, ob er noch lebte, und wenn er noch in diesem Dasein war, wo er in aller Welt steckte. Lena hatte noch einmal an Gerlach geschrieben, aber keine Antwort erhalten, was sie sich am allerwenigsten erklären konnte. Selbst wenn er irgendwo im feldgrauen Rock steckte, konnte doch auf den ersten Brief schon ein Lebenszeichen von ihm gekommen sein. Auch ein Brief an Gebhard nach Rastenburg war unbeantwortet geblieben. Von Korff wußte sie nur, daß er an dem Tage, als ihr Vater verhaftet wurde, noch in Kurzontken gewesen war.

Ebenso waren Lottermoser und Florentine spurlos im Weltgetümmel verschwunden. Sie hatte auf gut Glück einen Brief an ihre letzte Adresse nach Wien gerichtet, wartete jedoch vergeblich auf ein Lebenszeichen.

In ihrer Sorge um den Vater war sie noch einmal allein auf das Generalkommando gegangen, und der alte Herr hatte ihr die Nachricht verschafft, daß Mallischken mitten in den feindlichen Stellungen liege und stark zerschossen sei. Damit erlosch die Hoffnung, daß ihr Vater sich dort aufhalten konnte. Er mußte auch keine Möglichkeit haben, ihr Nachricht über seinen Aufenthalt zukommen zu lassen, sonst hätte er ihr doch ein Lebenszeichen gegeben.

Lena war keine von den Naturen, die ihren Schmerz auf der Außenseite tragen. Sie ging still vor sich hin und betätigte sich im Haushalt, während Tante Auguste täglich alle Möglichkeiten erörterte, die das Verschwinden ihres Bruders erklärlich erscheinen ließen. Schließlich bekam bei ihr die Lesart die Oberhand, Grot habe sich nach seiner Freilassung nach Insterburg gewandt und sei dort von den Russen eingeschlossen.

Den Besuch der Flüchtlingsversammlungen betrieb sie wie einen Sport. Mit Hilfe des amtlichen Telegramms hatte sie vom Vorsitzenden des Ausschusses die Unschuld ihres Bruders feierlich verkünden lassen und sich von Herzen gefreut, als der Herr, ein bekannter Insterburger Großkaufmann hinzufügte, daß das niemand einem so ehrenwerten, in weiten Kreisen der Provinz bekannten Manne zugetraut hätte. . .

Auch in die kleinen Versammlungen, wo sich die Flüchtlinge nach Kreisen und Städten zusammenfanden, ging sie regelmäßig. . . Man kannte sie schon überall, man wußte, daß sie im Stillen viel für ihre unglücklichen Landsleute tat und erwies ihr gern den Gefallen, vom Vorstandstisch nach dem Schicksal des Inspektors Grot aus Mallischken zu forschen. Überall hatte sie alte Bekannte getroffen und neue kennen gelernt, mit denen man über die geliebte Heimat plaudern konnte.

Bei einer Versammlung in der neuen Philharmonie, als der Vorsitzende zum soundsovielsten Male die Frage nach dem Verbleib des Inspektors Grot tat, meldete sich im Hintergrunde des Saales eine kräftige männliche Stimme mit lautem „hier."

Lena hatte sofort Herrn von Gerlach an der Stimme erkannt und sich vom Stuhl erhoben.

„Was wissen Sie uns über Herrn Grot zu berichten?" fragte der Vorsitzende unter lautlosem Schweigen der Versammlung.

„Ich weiß leider nichts, ich wollte nur die Gelegenheit zur Frage benutzen, ob vielleicht Fräulein Lena Grot hier anwesend ist?"

Ehe Lena antworten konnte, rief Tante Auguste: „Hier steht sie in Lebensgröße. . . Lassen sie mal den jungen Mann durch."

Mit Mühe hatte sich Gerlach durch die Menge gewunden, nun stand er mit freudestrahlender Miene vor Lena.

„Ganz zufällig habe ich heute früh in der Zeitung gelesen, daß hier eine Versammlung der ostpreußischen Flüchtlinge stattfindet. Meine Hoffnung, Sie wiederzutreffen, hat mich nicht betrogen.. Was wissen Sie von Ihrem Hern Vater?"

„So gut wie gar nichts. Seit dem 8. August ist er spurlos verschwunden."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

1. Fortsetzung.

„Es war ein Gedankensprung. Sollten Sie nicht imstande sein, ihm zu folgen?"

„Ich bedauere." Wie kühl, wie abweisend das klang. Dem Offizier schwoll die Zornesader unter den blonden Locken; die dunkelblauen leidenschaftlichen Augen blitzten, und er war im Begriff, dem jungen Mädchen eine Beleidigung ins Gesicht zu schleudern, als dieses plötzlich mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehs von seiner Seite verschwand, um einer Bank zuzueilen, auf welcher sich soeben eine Dame in einfacher, dunkler Kleidung niedergelassen hatte. So beruhte die Geschichte mit der Freundin dennoch auf Wahrheit? Maximow stand zögernd still, er musterte die hohe schlanke Gestalt der Dame, welche sich bei Sonjas Nahen erhoben hatte und überzeugte sich, daß es keines der jungen Mädchen sei, welche er kannte. Wer war sie also? Mit nachdenklicher Miene schlenderte er den Weg entlang; er mußte sich diese Fremde doch etwas näher ansehen. Indeß begrüßte Sonja die Retterin aus der Not, welche ihr so unverhofft erschienen war, mit einem Jubel, der keineswegs durch die oberflächliche Bekanntschaft gerechtfertigt war, welche sie mit ihr in Philippopel verknüpft hatte.

„Sind Sie es wirklich, Ranà Giorgieév, wirklich Sie? Kaum traute ich meinen Augen, als ich Sie in der Ferne erblickte", rief das junge Mädchen und faßte die Hände Ranàs mit zärtlichem Drucke. „Wie kommen Sie nach Sofia? Und wie geht es unserer gemeinschaftlichen Freundin? Gab Frau Karevelow Ihnen keinen Auftrag für uns? Sie müssen kommen, uns zu besuchen; es wird Ljuba auch freuen; sie hat eine heimliche Schwärmerei für Sie. Nicht wahr, Sie kommen? Heute noch, jetzt gleich? Ja, ja, jetzt gleich. Ich nehme Sie sofort mit mir."

Noch hatte Ranà keine Zeit gefunden, den Redefluß Sonjas zu unterbrechen, als Leutnant Maximow an der Bank vorüberging. Er legte die Hand grüßend an seine Mütze und hielt einen Augenblick den Schritt an, als wollte er die Damen anreden. Doch er begnügte sich mit einem langen, fragenden und zugleich bewundernden Blick auf die fremde Erscheinung und bog dann in einen Nebenweg ab, wo ein alter grauhaariger Diener, welcher augenscheinlich zu jener Fremden gehörte, wartend auf- und niederschritt.

„He, guter Freund, auf ein Wort", redete Maximow ihn an, „du kannst mir gewiß sagen, wer jene schöne Dame in Schwarz ist, die dort bei einer anderen ebenso schönen auf der Bank sitzt?" Er suchte in seiner Tasche, um ein Geldstück herauszufinden.

„Das kann ich schon", brummte der Diener, „auch wenn Ihr die Kröten da stecken laßt. Der alte Ivanschkow nimmt kein Geld für eine so einfache Auskunft. Das da ist Stefan Giorgieévs Frau und die Tochter einer Heiligen, daß Ihrs wißt."

„Ei, ei! So ist sie wohl selbst eine Heilige? Sie sieht ganz so aus mit dem braungoldigen Haar und der reinen weißen Stirn", scherzte der Offizier. Ivanschkow schüttelte den Kopf. „Nicht wie die Mutter, nicht wie Chriska Sofroni; es ist mehr Menschliches an ihr."

„Um so besser," dachte Maximow, indem er einen spähenden Blick zu den Frauen hinüberwarf.

„Aber eine Patriotin ist sie," fuhr Ivanschkow fort, den das Alter gesprächig gemacht hatte, „eine Patriotin, wies keine bessere gibt; wenns nach ihr ginge." Ivanschkow unterbrach sich und sah den Offizier fragend an; „der Herr Leutnant ist doch gewiß auch Patriot mit Leib und Seele?"

„Versteht sich," antwortete Maximow zerstreut, „Blut und Leben für meinen Herrn, den Zaren."

Ivanschkows Gesicht verzerrte sich zur Grimasse; „kein Bulgare also?" Ein Blick Maximows in die finsteren Augen des Alten belehrte ihn, daß er unvorsichtig gewesen sei und der Vertrauensseligkeit des Dieners selbst ein unerwünschtes Ziel gesetzt hatte. Er suchte sein Versehen gut zu machen, indem er erklärte, daß er zwar Russe, aber als bulgarischer Offizier die wärmsten Sympathien für

Digitized by Google

das durch Rußland frei gewordene Volk hege. Es half nichts; er hatte verspielt.

Ivanschkow maß ihn mit mißtrauischen Blicken und ließ seinen fest zusammengekniffenen Lippen keinen Laut mehr entschlüpfen. Der Offizier entfernte sich, ärgerlich über sich selbst, aber mit der Überzeugung, daß er in den Giorgieévs bulgarische Streber zu sehen habe, denen die Russen im Lande ein Dorn im Fleische sind.

Während seiner kurzen Unterredung mit dem Diener hatte Sonja alle Überredungskünste spielen lassen, um Ranà zum Mitgehen zu bewegen, und diese, durch eine kurze Abwesenheit ihres Mannes auf sich allein angewiesen, hatte nach einigem Zögern eingewilligt, das Frühstück der Schwestern zu teilen.

„Auch Papa ist abwesend," sagte Sonja und wenn Ljuba nicht den Janusch mitbringt, so werden wir ganz unter uns sein."

Sie schob ihren Arm vertraulich unter den der jungen Frau und zog dieselbe mit sich fort an Ivanschkow vorüber, dem sie zurief, daß er nach Hause gehen könne. Der alte Diener riß seine kleinen, unter dicken Brauen versteckten Augen weit auf und stand da wie ein lebendiges Fragezeichen. „Wie er mich ansieht," lachte Sonja, „als ob ich ihm etwas ganz Unerhörtes zumutete."

Ich bin noch nie ohne seine oder meines Mannes Begleitung ausgegangen", erklärte Ranà.

„Oh, das sind alte Gewohnheiten! Man fängt an, sich von ihnen zu emanzipieren." Ranà nickte. „Gehe immerhin, Ivanschkow, und hole mich in zwei Stunden aus dem Burowschen Hause ab." Ivanschkow entgegnete kein Wort; er blieb wie angenagelt auf seinem Platze und sah den Frauen nach mit dem Blick eines wachsamen Hundes, dem sein Herr befohlen hatte, zu Hause zu bleiben.

„Sie werden sehen, Sonja, daß er mir dennoch folgt," sagte Ranà, „er wird mich nicht aus den Augen lassen, bis er mich in ihrer Wohnung verschwinden sieht." Während sie den Kopf wandte, um ihre Vermutung bestätigt zu sehen, hatte Sonja vorwärts geblickt. Ein plötzliches Zucken ihrer Hand auf Ranàs Arm, machte diese aufmerksam.

„Was gibts, Sonja?"

„Sehen Sie dort, der Fürst." Des Mädchens Stimme zitterte, über ihr sonst so blasses Gesicht hatte sich ein Glutschein ergossen.

„Der Fürst!" wiederholte Ranà, „ich sah ihn nicht, seit er seinen Einzug in Tirnovo hielt. Welch eine stattliche, männliche Erscheinung!"

Raschen Schrittes näherte sich Alexander den beiden Frauen; als er Sonja erkannte, legte er seine Hand grüßend an die Mütze.

„Er geht vorüber", dachte Sonja seufzend.

Aber nein, plötzlich hemmte er den Schritt, machte eine kurze Schwenkung nach den Damen zurück und redete Sonja an: „Wo haben Sie Ihre Schwester, Fräulein Burow; hoffentlich ist sie nicht krank?"

„O nein, Hoheit, sie ist ausgeritten."

„Allein?" Um die Lippen des Fürsten stahl sich ein Lächeln.

„Nicht allein, Hoheit. Janusch Wieslowitsch begleitet sie."

„Und darf man fragen, welch eine liebenswürdige Begleiterin Sie sich erwählt haben?" Die Augen des Fürsten streiften bewundernd die schöne Frau, welche in ruhiger Haltung neben dem jungen Mädchen stand.

„Das ist die Frau Stefan Giorgieév's."

„Wie? Des neuen Leutnants in meinem Alexanderregiment? Seien Sie willkommen in Sofia, Frau Giorgieévs. Weshalb mußten wir Sie auf dem letzten Hofballe vermissen, sollte Ihnen noch keine Einladung zugestellt sein?"

„Doch, die Einladung kam, aber ich tanze nicht, und bitte daher um die Erlaubnis, mich von den Hoffestlichkeiten fernhalten zu dürfen."

„Diese Erlaubnis kann ich Ihnen nicht erteilen, schöne Frau, ich rechne bestimmt auf Ihr Erscheinen beim nächsten Balle; auch wenn Sie nicht tanzen."

„Hoheit!" Ranàs Rehaugen richteten sich bittend auf das Antlitz des Fürsten. Sie begegneten einem warmen, bewundernden Blicke aus den schönen Augen Alexanders und senkten sich plötzlich, während eine heiße Röte bis unter das goldige Haar emporklomm. Mit neidischen Gefühlen hatte Sonja das Zwischenspiel beobachtet. Das fehlte noch, daß Ranà als Nebenbuhlerin auftrat; gab es nicht

Digitized by Google

deren schon genug? Sie fühlte instinktmäßig, daß diese die gefährlichste werden könnte.

„Sie müssen Frau Giorgieévs schon entschuldigen, Hoheit," ergriff sie das Wort, „auch in Philippopel lebte sie fern von aller Geselligkeit, nur für ihren Mann und für — nun — für das Vaterland, um gleich den weitgehendsten Begriff zu wählen."

„Eine gute Patriotin also; um so besser; da werden wir uns schnell verstehen, schöne Frau, und um so mehr hoffe ich, Ihnen bald wieder zu begegnen." Der Fürst grüßte militärisch und wollte sich entfernen. Sonja erbleichte. „Hoheit," stotterte sie, „ich habe noch keine Antwort."

„Oh, ich vergaß," entgegnete der Fürst, „die Antwort ging direkt an die Schreiberin jener Briefe. Sie war zu wichtig, um sie den Händen so junger, unerfahrener Diplomatinnen anzuvertrauen. Sagen Sie das auch Ihrer Schwester." Mit nochmaligem Gruße und einem mokanten Lächeln in den schönen Augen, setzte Alexander seinen Weg fort. — Das junge Mädchen stand einen Augenblick sprachlos. Hatte sie deshalb viele Wochen Migräne geheuchelt? War sie deshalb stundenlang einsam im Park herumgeschlendert, um zuletzt zu hören, daß die Antwort ohne ihre Vermittlung an die Autfraggeberin abgegangen sei. Der einzige Trost lag noch in dem Gedanken, daß auch Ljuba getäuscht sei. Was würde sie sagen, wenn sie es erfuhr? Wortkarg ging sie neben Ranà her; auch diese sprach nicht. Beide waren zu sehr von eigenen Gedanken in Anspruch genommen, um die gegenseitige Zerstreutheit zu bemerken.

Vor der Tür des Burowschen Hauses trafen sie mit Ljuba und ihrem Begleiter zusammen. „Hallo, wen haben wir da gefischt," rief die Reiterin, indem sie ihr Pferd mit einem kurzen Ruck zum Stehen brachte und sich gewandt wie eine Katze aus dem Sattel gleiten ließ.

„Frau Giorgieévs, so wahr ich Auge im Kopfe habe." Sie hielt Ranà die Hand hin und wandte sich dann mit spöttischem Ton an die Schwester: „Deine Migräne hat dir erlaubt auszugehen?"

„Ich hoffte, die Luft würde mir wohltun."

„Und diese Hoffnung ging in Erfüllung?"

„Nein; aber ich bringe wenigstens etwas heim von diesem Ausgange, erstens unsere Freundin und zweitens —" sie flüsterte etwas in Ljubas Ohr, was einen flüchtigen Schatten auf dem hübschen, fröhlichen Gesichte derselben hervorrief. Aber der Schatten schwand bald und machte einem amüsierten Ausdruck Platz: „Also keine von uns gewonnen, weder rouge, noch noir? Das ist lustig und gegen alle Regeln. Ich werde dafür auf Rache sinnen. Also Sie werden mit uns speisen, Frau Ranà," wendete sie sich an diese; das ist schön! Wir haben auch einen Kavalier. Janusch! So laß doch die Pferde dem Stallknecht. Hierher!"

Der junge Mann näherte sich. Er sah nicht mehr finster aus wie beim Beginn des Rittes, sondern sehr selbstbewußt und unternehmend.

„Herr Janusch Wieslowitsch," stellte Ljuba vor; „ein Sohn von Papas Jugendfreund; unser Jugendfreund; Serbe von Nation; Deutscher von Erziehung und Bulgar aus Neigung; ein sehr gelehrter junger Mann, vor dem man Respekt hat, Frau Giorgieév."

Ranà verneigte sich lächelnd. Herr Janus Wieslowitsch sah aus, als ob er Ljubas Lobeserhebungen ablehnen wolle, aber er überlegte, daß er dieselben vollkommen verdiene und schwieg. Ljuba trieb ins Haus hinein und Janusch schloß die Tür sorgfältig hinter den Damen.

Als nach Verlauf einiger Stunden Ranà das Burowsche Haus in Begleitung des alten Ivanschkows verließ, der während der ganzen Zeit das Haus wie eine treue Dogge umkreist hatte, atmete sie erleichtert auf. Sie war so gar nicht befähigt in dem oberflächlichen Gesellschaftston zu reden, in welchem sich die beiden Schwestern als in ihrem ureigensten Elemente ergingen. Ihre Erziehung war eine so einsame und ernste gewesen, ihr ganzes Sein war von dem einen großen Interesse in Anspruch genommen, welches das Lebensziel ihrer verstorbenen Mutter bezeichnete. Die tiefe Trauer über dem plötzlichen Tod derselben und das Hinscheiden des geliebten Vaters, der den Verlust seiner Chriska nur um ein Jahr überlebte; ihres Mannes Hang zur Zurückgezogenheit, das alles hatte dazu beigetragen, jede fröhliche Jugendlust, jedes heitere Sichgehenlassen, wie

Digitized by Google

es sonst bei einer so jungen Frau natürlich gewesen wäre, im Keime zu ersticken. Mehr und mehr neigte sie jener idealen Schwärmerei zu, von der das ganze Wesen ihrer Mutter durchdrungen gewesen war. Hatte diese geträumt von einem aus der Knechtschaft befreiten Bulgarien unter dem, aus dem Berge erlösten Zaren, so träumte sie jetzt von einem vereinigten Reiche unter demselben Manne, den Chriska sterbend als den Befreier der Nation bezeichnete. Keinen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß die Prophezeiung der Mutter eine irrige sein könnte, am wenigstens heute, wo ihr der Fürst als das verkörperte Ideal schöner kraftvoller Männlichkeit entgegengetreten war. Ja, wenn einer, so war er es, der Bulgarien groß machen konnte, und wenn sie und Stefan ihm dabei zur Seite stehen durften — nein — das war ein törichter Gedanke! Sie konnten beide für eine große Idee in den Tod gehen, aber dieselbe klug und sicher zur Ausführung bringen, die tausend wirren Fäden diplomatischer Intriguen zu einem festen Knoten zusammenschürzen, das vermochten sie nicht. Als Ranà ihre Wohnung erreicht hatte, kam ihr Stefan entgegen: „Ich bin früher zurück, als du erwarten durftest, mein Weib, und ich bringe eine Neuigkeit mit, die bald in ganz Sofia verbreitet sein wird. Karavelow kommt wieder nach Sofia." Er wartete auf einen Jubelruf aus Ranàs Munde, aber vergebens.

„Wir werden auch Frau Katinka wiederhaben mit ihrem klaren Kopf und ihrer energisch durchgreifenden Hand. Ihr Einfluß auf den Fürsten ist unschätzbar. Freut dich das nicht, meine Ranà?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Was sie gestern noch ersehnt, freute sie heute nicht mehr. Sie wußte selbst nicht warum. —

---

4. Kapitel.

Das Jahr fünfundachtzig war angebrochen. Karavelow befand sich bereits seit sechs Monaten wieder in Sofia und leitete das Ministerium, während seine kluge Frau ihn leitete. Er saß in einem großen Zimmer seiner jetzigen Wohnung, dessen weiter Raum nur spärlich durch zwei Bücherschränke, zwei Tische, zwei Divans und zwei Strohstühle ausgefüllt wurde und hörte andächtig einem Vortrage seiner Frau zu, welchen dieselbe stehend abhielt. Als Frau Katinka geendet hatte, fragte sie: „Wie denkst du darüber, Petko?"

Der Minister besann sich eine Weile, dann antwortete er mit einer Gegenfrage: „Glaubst du, daß uns die Giorgiéevs absolut nötig sind?"

„Für den Augenblick — ja — später könnte man sie beiseite schieben."

„Es sieht so aus, als ob das Ehepaar dem Fürsten besonders gefiele."

„Aber ich sagte es ja längst. Daß ihr Männer auch dafür gar keine Augen habt! Natürlich heißt's auch hier: cherchez la femme, denn der Mann wird nur nebenher beachtet."

Ich hätte nie geglaubt, daß Frau Ranà irgendwie Einfluß gewinnen könnte, trotz ihrer Schönheit."

„Ich auch nicht." Frau Katinka ging mit kurzen erregten Schritten im Zimmer auf und ab: „Da trau einer dieser Frauen, die wie Heiligenbilder aussehen und sich mit erhabenen Ideen in den Wolken bewegen. Vom Hofe zurückhalten wollte sie sich, nur in der Stille für das eine, uns gemeinsame große Ziel wirken und jetzt" —

„Jetzt ist sie auf des Fürsten ausdrücklichen Wunsch auf einem einzigen Hofball erschienen, weiß und kühl wie eine Schneekönigin; ich sehe darin keine Gefahr."

Bewahre! weil du überhaupt nichts siehst. Hättest du beobachtet gleich mir, so würdest du bemerkt haben, wie diese Schneekönigin aufglühte bei der Begrüßung des Fürsten; wie sie zwar ablehnte mit ihm zu tanzen, ihn dafür aber in ein längeres Gespräch zog. Den Inhalt desselben erfuhr ich durch Ljuba Burow, die sich in der Nähe hielt. Sie sprach ihm von ihrer Mutter, jener schwindsüchtigen Priesterfrau, die in einem Anfalle von Extase weissagte, daß Fürst Alexander der wieder ans Licht getretene Zar sei, von dem die Sage erzählt, daß er im Berge hause. Sie sprach ihm von ihrer traurigen Jugend im Dorfe Arbanasi, von ihrem und ihres Mannes Anteil an den Freiheitskämpfen — gerade genug — um den Fürsten aufs höchste zu interessieren."

„Ich sehe auch hierin nichts Schlimmes. Im Gegenteil, die Hinweisung auf jene

Digitized by Google

Prophezeiung wird den Ehrgeiz des Fürsten stacheln; er wird sich mehr als je berufen fühlen ein Wiedererwecker des alten Bulgarenreiches zu werden und somit geneigt sein, allen unseren Plänen entgegenzukommen."

„Möglich! Aber ich sähe lieber, es geschähe ohne den Einfluß dieser Frau."

„Warum? Dieselbe ist doch weiches Wachs in deinen Händen."

Frau Katinka widersprach nicht. Sie durfte ihren Mann nicht merken lassen, daß sie jeden Einfluß auf Ranà verloren habe. Sie selbst war sich dessen wohl bewußt, vom ersten Augenblicke an, wo sie die junge Frau in Sofia wiedergesehen. Sie hatte nichts unversucht gelassen, ihre Macht über dieselbe wiederzugewinnen, aber vergebens. Jetzt haßte sie die Freigewordene und beneidete sie zugleich. In ihrem erfinderischen Gehirn jagten sich tausend Pläne, wie sie die schöne Frau in den Schatten zurückdrängen könne; keiner schien ihr ausführbar. Der einzige, der möglichen Erfolg versprach, bestand darin, die Eifersucht Giorgieévs zu wecken. Je mehr sie darüber nachdachte, desto sicherer erschien ihr die Wirkung; sie mußte es versuchen; hatte sie doch mit Männern bisher leichtes Spiel gehabt." Ein Klopfen an der Haustür unterbrach sie in ihren Gedanken. Sie ging, wie es ihr Gewohnheit war, um selbst zu öffnen und den Besuch zu examinieren. Je nach dem Ausfall dieses Examens wurde der Besuch eingelassen oder abgewiesen. Der heute erscheinende war eine Karikatur, wie sie drolliger nicht gedacht werden kann. Das kugelrunde, kaum mehr als ein Meter hohe Männchen, trug einen dicken Kürbiskopf auf einem fetten, dicken Halse und wiegte seine tonnenähnliche Figur auf verhältnismäßig dünnen, kurzen Beinen. Mit kurzsichtigen, blöden Augen starrte der Gnom an Frau Katinka in die Höhe und fragte nach dem Minister. — „Ich glaube, bester Ivanow, mein Mann ist zu beschäftigt, um Besuche empfangen zu können; wollen Sie mir sagen, was Sie auf dem Herzen haben?"

„Nichts auf dem Herzen, aber etwas in der Tasche," antwortete der Kleine, indem er gegen die rechte Seite seines gewölbten Brustkastens schlug. — „Ihr einziges Taschentuch, nicht so Direktorchen," spottete Frau Katinka.

Das Gesicht des Telegraphendirektors färbte sich purpurn, wie der Kopf eines Puters. Diese Anspielung auf die knappe Anzahl eines bei andern Leuten reichlich vorhandenen Wäscheartikels, war ihm ärgerlich. Er drehte Frau Katinka mit einer gewissen Ostentation den Rücken und zeigte ihr damit zugleich das an den Schoßknöpfen seines Rockes aufgehängte Taschentuch, welches, vollständig durchnäßt, dort einen Trocknungsprozeß durchmachte.

„Also auf dem Trockenplatz und nicht in der Brusttasche," lachte Frau Katinka; „na, da möchte ich doch sehen, was Sie haben."

Mit Eidechsenschnelligkeit hatte sie sich an den ungelenken Telegraphendirektor geworfen und ihm eine Depesche aus der Tasche gezogen.

„Also das wars? Und darum bemühen Sie sich in eigener Person. Zu liebenswürdig, bester Ivanow; das hätte ja auch der Telegraphenbote besorgen können."

„Aber es ist eine chiffrierte Depesche," stöhnte der Kleine.

„Deren Inhalt Sie gern wüßten — oh — ich begreife! Aber diesmal müssen Sie sich gedulden. Mein Mann hat wirklich keine Zeit; er muß sogleich in die Kammer."

Der kleine Telegraphendirektor brummte wie ein Bär, den man seinen Honig genommen und trabte in den Volksgarten, wo er bei eifrigen Auf- und Abgehen, den Trocknungsprozeß seines im Winde flatternden Anhängsels beschleunigte.

Kaum hatte Frau Katinka ihrem Manne die Depesche übergeben, als es abermals läutete. Die Wächterin mußte auf ihren Posten.

„Laß mir das Telegramm liegen, Petko; ich will es nachher mit Muße entziffern," lautete die Weisung.

„Ah, Sie sind es," rief sie dem eintretenden Stefan entgegen, „wollen Sie zu mir oder zu meinem Manne?"

„Zu Ihnen beiden, denn Sie sind nicht wohl getrennt zu denken," entgegnete Giorgieév lächelnd. „Ich habe Nachrichten aus Philippopel.

„Wir auch. Eine chiffrierte Depesche ist soeben eingegangen, deren Inhalt ich noch nicht kenne."

Digitized by Google

„Man will losschlagen, Frau Katinka; der Most gährt und sprengt das Faß, wenn er keinen Ausgang findet."

„Pah! er wird sich dreimal bedanken, ehe er ohne unsere Erlaubnis eine so tolle Heldentat unternimmt; und diese Erlaubnis kann ihm noch nicht werden."

„Und warum nicht jetzt so gut wie später?"

„Weil der Fürst noch nichts davon wissen will."

„Ich dachte, es solle ohne Vorwissen des Fürsten —

„Ja, bis vor kurzem dachte ich es auch, da ich an seiner Einwilligung verzweifelte; jetzt aber glaube ich, daß sie zu erlangen wäre."

„Und durch wen?"

„Wie unschuldig Sie tun, als ob Sie nichts gemerkt hätten."

„Gemerkt? Ich? Ja, was denn?"

Die klugen Eidechsenaugen Frau Katinkas schillerten in grünlichem Lichte, als müsse von ihnen der elektrische Funke ausgehen, der in Stefans argloser Seele, das Licht der Erkenntnis anzünden sollte. Sie schwieg eine Weile und sah ihn prüfend an. Als sie kein Aufleuchten des Verständnisses in seinen Augen bemerkte, schüttelte sie den Kopf und sagte in verächtlichem Ton: „Wie blind doch die Männer sind."

„Ich habe nie bezweifelt, daß die Augen einer Frau schärfer beobachten, besonders diejenigen Frau Katinkas," entgegnete Stefan mit gutmütiger Galanterie, und ich lasse mich gern belehren über meine Kurzsichtigkeit."

„Aber haben Sie denn wirklich nicht gesehen, wie der Fürst Ihre Frau auf dem Hofball ausgezeichnet hat? Wir andern waren ja gar nicht mehr für ihn vorhanden. Die kleinen Burows weinten fast vor Eifersucht und Ranà strahlte wie eine siegende Sonne."

Giorgieév lachte: „Was doch die eifersüchtigen Augen der Frauen alles entdecken?"

„Ich denke, die Männer sehen gerade so viel, wenn sie eifersüchtig sind."

„Aber ich bin es nicht und kann es nie werden."

„Mit welcher Zuversicht Sie das sagen, Stefan Giorgieév, gerade, als ob Sie der Mann einer grundhäßlichen Frau wären, für den nichts zu befürchten stände."

„Beruhigen Sie sich, Frau Katinka, es steht auch so nichts zu befürchten." Auf dem hübschen männlichen Gesichte Stefans zeigte sich auch nicht der leiseste Schatten von Besorgnis; das ärgerte die Dame. Sie hatte gehofft, daß der erste kleine Giftpfeil, den sie auf die Gemütsruhe des jungen Mannes abschoß, haften werde; statt dessen war er abgeprallt an einer unerschütterlichen Zuversicht. Sie mußte auf wirksamere Mittel sinnen.

„Wenn Sie so denken, Giorgieévs, so werden Sie nichts dagegen haben, wenn wir Ihre Frau mit der Mission betrauen, den Fürsten für unsere Pläne zu überreden."

„Nicht das mindeste, sobald Ranà einverstanden ist."

Es läutete wieder. Frau Karavelow steckte den Kopf durch die Tür des kleinen Vorzimmers, in welchem sie die voraufgehende Unterhaltung mit Giorgieév gepflogen. „Sehr gut, da ist Januſch Wieslowitſch! Ich habe ihm notwendig einige Worte zu sagen," rief sie ins Zimmer zurück. „Gehen Sie so lange zu meinem Mann, Stefan, aber halten Sie ihn nicht auf; er muß in die Kammersitzung. Begleiten Sie ihn durch die Hintertür, damit er nicht neuen Besuchern in die Arme läuft — und noch eins — vergessen Sie nicht, mir Ranà zu schicken."

Giorgieév nickte und verschwand im Arbeitszimmer des Ministers. Nun wurde Januſch Wieslowitſch vorgelassen. Er war dunkelrot, und die Falte zwischen den Brauen lag tiefer als gewöhnlich.

„Guten Morgen, Januſch! Heiliger Georg, was ist Ihnen? Sie sehen ja aus wie eine Bombe, die losplatzen will; ich werde mich in gemessener Entfernung halten." Frau Karavelow nahm einen Rückzug gegen das Fenster und hielt wie schützend die Hände vor sich ausgebreitet.

„Sie haben gut spotten, Frau Katinka," entgegnete der Serbe finster; „aber wenn Sie wüßten —"

„Und wer sagt Ihnen, daß ich nicht weiß?" Die Dame ließ ihre Hände sinken und näherte sich dem jungen Manne, der sie erstaunt und fragend ansah.

„Ja, ja, ich weiß," fuhr sie fort; „ein Fall aus den Wolken, nicht wahr? Eine kleine Szene mit Ljuba, welche Ihnen verschiedene Lichter

Digitized by Google

aufgesteckt hat, die mir schon lange leuchten. Lassen Sie sich das nicht quälen; es hat nichts zu bedeuten."

„Nichts zu bedeuten, wenn sie mir sagt, daß ich neben dem Fürsten eine reine Null sei? ich, der ich in meinem Kopfe einen Wissensschatz berge, von dem der ehemalige Gardeleutnant nicht einmal einen Schimmer hat?"

„Aber Sie können doch nicht leugnen, daß Ljuba dieses Faktum zu andern Zeiten und vor Zeugen lobend anerkannt hat!"

„Pah, was nützt es, wenn sie es unter vier Augen widerruft?"

„Junge Mädchen haben Launen. Warten Sie, bis die gereizte Stimmung Ljubas gewichen ist und sie wird Ihnen wieder schrankenlose Anerkennung zollen," tröstete Frau Katinka.

„Ich will aber nicht warten! Sie soll es jetzt schon tun; soll es immer tun, oder —"

„Oder?"

„Ich verlasse Bulgarien."

Frau Katinka lachte laut auf. „Sie werden der Narr nicht sein, Ihre eigenen Interessen im Stiche zu lassen, aus keinem anderen Grunde als weil Eifersucht an ihrem Herzen nagt."

Der junge Mann nagte die Spitzen seines Bartes in schlecht verhaltener Aufregung. „Kann es mir gleichgiltig sein, wenn man in der Stadt von einer Liebschaft des Fürsten mit der mir bestimmten Braut redet?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Ach, das ist ja 'ne alte Geschichte!"

„Eine alte Geschichte! Und das sagen Sie in einem Tone, als wärs ein Ammenmärchen?"

„Ist auch eines. Die Leute sind sich ja nicht einmal einig, ob Sonja oder Ljuba die Bevorzugtere ist."

„Und wie denken Sie darüber? Sagen Sie mir die Wahrheit, Frau Katinka."

„Ich sage, es ist ein Unsinn; es ist keine mehr von Beiden, es ist eine dritte."

„Wie? Vielleicht meine schöne Landsmännin — die Valenta?"

„Auch diese nicht, sondern — Ranà Giorgiéev." Sie richtete bei dieser Mitteilung die glänzenden Augen fest und prüfend auf des jungen Mannes Antlitz und der verblüffte Ausdruck desselben verursachte ihr ein unbeschreibliches Behagen.

„Unmöglich!" rief Janusch ungläubig; „Ranà, die kühle Heilige!"

Die Dame lachte hell auf: „Ein Mann wie der andere! Weil Sie den Berg mit Schnee bedeckt sehen, meinen Sie, es könne darin kein Feuer glühen und sind dann sehr erstaunt, wenn plötzlich feurige Lohe daraus hervorsteigt."

„Ihre Weisheit in Ehren, Frau Katinka, aber ich glaube nicht, daß Frau Giorgiéev uns die Ueberraschung eines plötzlichen vulkanischen Ausbruchs bereiten wird."

Die Ministerpräsidentin zuckte ungeduldig mit den Achseln: „Gleichviel, eines steht fest, daß sie es ist, welche augenblicklich das leichtbewegliche Herz des Fürsten beschäftigt. Daher Ljubas Verstimmung, aus welcher ein Umschlag zu Ihren Gunsten erfolgen wird, sobald sie ihre gänzliche Hoffnungslosigkeit nach der anderen Seite hin einsieht."

„Es wird schwer sein, sie zur Einsicht zu bringen."

„Vielleicht nicht allzu schwer. Einstweilen können Sie ja damit beginnen, dem Gerede der Leute eine andere Richtung zu geben, indem sie die Aufmerksamkeit unserer skandalsüchtigen Gesellschaft auf den neuerschienenen Stern zu lenken."

„Das ist ein guter Rat, den ich sogleich befolgen werde." Janusch ergriff seinen Hut und stürzte davon. Mit spöttischem Blicke sah ihm Frau Katinka nach. „Da läuft er hin, brennend vor Eifersucht wie eine Kienfackel, indes der andere —" sie blickt in das Arbeitszimmer ihres Gatten — „wahrhaftig, er ist mit Petko fortgegangen! Na warte, dir wollen wir schon noch einheizen, du vertrauensseliger Stefan. Die erste glühende Kohle bietet schon Janusch dem Winde, der den Brand weitertragen soll."

---

5. Kapitel.

Die Sitzung der Volksvertreter gestaltete sich an diesem Tage zu einer besonders lebhaften. Die Regierung machte eine Eisenbahnvorlage und die Opposition ließ, indem sie dieselbe bemängelte, nicht undeutlich durchblicken, daß sie der Regierung unredliche Absichten zu-

Digitized by Google

traue. Eine, in diesem Sinne gehaltene Rede empörte den Ministerpräsidenten. Er sprang von seinem Sitze auf und rief heftig: „Wenn die Sobranje solchen Reden noch weiter zuhören will, so verlasse ich den Saal." Zu seiner großen Überraschung hatte diese Erklärung nicht das gewünschte Resultat. Der Redner sprach ruhig weiter; die anderen hörten zu und gaben hier und da Zeichen des Beifalls. Empört sah Karavelow sich genötigt, seine Drohung wahr zu machen; er verließ die Versammlung, in die er erst vor fünfzehn Minuten eingetreten war. Auch dies machte keinen Eindruck. Der Minister knirschte mit den Zähnen. Er fing an, es sehr ungemütlich zu finden, daß man ihn so wenig respektierte. In diesem jungen Reiche, wo jeder dem anderen gleich zu sein glaubte, wo der Sohn eines Schweinehirten mit Aufwand von vielem Patriotismus und ein wenig Verstand zu hohen Würden gelangen konnte, war es so schwer, eine wirkliche Autorität zu erlangen. Und doch mußte er sie haben; wenn nicht anders so — mit Gewalt! Er kehrte in den Saal zurück und rief seinen Anhängern zu: „Was steht ihr und hört ruhig mit an, wie man die Regierung der Unredlichkeit zeiht! Werft den Redner hinaus!"

Der Redner ließ sich nicht beirren; er redete weiter! Da warf sich einer der Anhänger Karavelows von rückwärts auf ihn und suchte ihn von der Tribüne zu stoßen; ein anderer ergriff einen Stuhl und schlug ihm denselben gegen den Kopf. Im nächsten Augenblick sauste er mitsamt der Tribüne, den Lampen und Stühlen hinab, gefolgt von den Gegnern, welche das Gleichgewicht verloren. Unten entspann sich ein Handgemenge; es floß Blut. Die Opposition wich der Übermacht und führte ihren verwundeten Kämpen aus dem Saale. Die zurückbleibende Partei erhob ein Triumphgeschrei; man beantragte die Vertagung der Sitzung. Es wurde abgestimmt. Der Antragsteller hatte die Wahrheit für sich; die Quästoren erklärten das Gegenteil. Rufe von der Gallerie erschallten: „Das ist eine Lüge; er hat die Wahrheit gesagt!! Empörung unter den Quästoren!! „Wer wagt zu sagen, daß wir lügen! Haltet die Verleumder! Haut sie durch!"

Die Galerie wurde gestürmt, einige der Ankläger durchgeprügelt und auf die Straße geworfen. Nach diesem Zwischenspiel setzte die Sobranje ihre Beratungen fort.

Stefan Giorgiéw, welcher als stummer Zuschauer der Szene beigewohnt hatte, fühlte sich peinlich berührt. Er wandte sich seinem Nachbar zu und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Welch ein Auftritt! Wenn ich sehe, wie wenig sich die Vertreter unseres Volkes zu beherrschen wissen, so frage ich mich, ob wir reif sind für die Freiheit, welche wir erstreben." Der Angeredete, ein breitschultriger, untersetzter junger Mann mit gebieterischen Augen unter seiner mächtigen Stirn, warf einen stolzen Blick auf den Zweifler, und antwortete:

„Ich hör' den jungen Most im Fasse gären,
Zu edlem Wein möcht' er sich gerne klären.
Ich seh' ein Volk sich in dem Wunsch verzehren,
Ein ganzes Volk zu sein, wer will's ihm wehren?"

„Ach, gehen Sie mir mit Ihren poetischen Anschauungen, Stambulow! Nicht jeder, und wäre er ein noch so guter Patriot, sieht mit Ihren Augen. Wenn ich, wie heute, zu meiner schmerzlichen Überraschung bemerke, wie viel Schmutz und Schlacke den Auserwählten der Nation anhaftet, so fürchte ich —"

„Fürchten Sie nichts," unterbrach ihn Stambulow, „auch den Edelstein muß man aus dem Quarz heraushauen, oder hätten Sie ihn je rein und geschliffen im Berge gefunden? Unser Volk war durch Jahrhunderte ein unterdrücktes — ein Bauernvolk, um dessen edlen Kern sich eine harte Kruste von rauher Unbildung, von lächerlichem Aberglauben und von sehr wohlgerechtfertigtem Mißtrauen geschlossen hat."

„Aber Mißtrauen gegen den selbsterwählten Fürsten, und ein Ausdruckgeben desselben in so —"

„In so gemeiner Weise, wollen Sie sagen. Wer ist schuld daran? Der Minister selbst." Erneuter Lärm auf der Tribüne machte die leise Rede Stambulows unverständlich.

„Gehen wir hinaus!" sagte Stefan. „Mich widert dieses Treiben an."

Mit einem Lächeln willfahrte ihm sein Gefährte. Er faßte den Arm des Leutnants und, außerhalb des Sitzungssaales mit ihm auf- und niedergehend, sprach er lebhaft auf ihn ein.

Digitized by Google

„Sie müssen nicht denken, Giorgieév, daß ich diese Vorgänge billige," sprach er, „aber ich finde sie ziemlich begreiflich. Auch das Mißtrauen gegen den Fürsten läßt sich rechtfertigen. Er ist doch immer nur ein, dem wilden kräftigem Stamme aufgepfropftes Reis, von dem man noch nicht weiß, ob es mit demselben verwachsen wird."

„Und wie kann es mit demselben verwachsen," entgegnete Stefan mit aufsteigender Heftigkeit, „wenn der Stamm, der Mark und Saft hergeben soll, um es zu nähren und zu erhalten, überall wilde Schößlinge treibt, die dem edlen Reis die Kraft entziehen."

„Ein guter Gärtner schneidet die wilden Triebe ab", bemerkte Stambulow mit klugem Lächeln.

„Es wird Zeit, daß er sich fände, denn sonst krankt das Reis und verkümmert.

„Es wird sich finden! Bei St. Demetrius, er wird sich finden!" Die Augen des energischen Mannes leuchteten wie Feuer und seine untersetzte Gestalt streckte sich. „Denken Sie nicht, Giorgieév," fügte er flüsternd hinzu, „daß ein Aufstand in Rumelien, welcher Alexander zum Fürsten über das vereinigte Bulgarien macht, ebenso gut wirkt, wie ein scharfer Schnitt mit der Gärtnerschere? Mit einem Schlage werden alle Auswüchse vernichtet. Blut und Saft des nun doppelt kraftvollen Stammes werden üppig und allein der Krone zufließen und das aufgepfropfte Reis wird wachsen, gedeihen und Früchte tragen." Er hatte den letzten Satz mit erhobener Stimme hinausgerufen und erschrak nun, als plötzlich hinter ihm in kraftvollem Baß die Worte ertönten: „Wenn nur das Reis nicht früher abgehauen wird."

Mit einem jähen Ruck machte Stambulow sich von Giorgieévs Arm los und wandte sich gegen den Sprecher: „Ach, Sie sind, Leutnant Maximow? Haben Sie uns belauscht?"

„Pah, man braucht nicht zu horchen, wenn Sie schreien wie ein Besessener", war die im impertinenten Tone gegebene Antwort.

Stambulows Augen funkelten; er machte eine Bewegung, als wollte er sich auf den Russen stürzen; Giorgieév hielt ihn zurück.

„Wenn Leutnant Maximow nur die letzten laut gesprochenen Worte gehört hat, so kann er unmöglich wissen, wovon die Rede war und seine Bemerkung ist daher ohne Tragweite."

Der Russe zuckte die Achseln: „Wissen! Allerdings nicht, aber vermuten, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß vom Fürsten die Rede war."

Stefan trat einen Schritt zurück. „Ich wußte nicht," sagte er kühl, „daß ein Offizier in des Fürsten Dienst, Befürchtungen wie die eben ausgesprochenen, hegen könne."

„Sie vergessen, daß ich kein Bulgare bin."

„Aber Sie sollten es in gewissem Sinne sein, da Sie unserem Fürsten dienen."

„Ich diene ihm auf Befehl des Zaren. Wenn der Zar mir morgen befiehlt, ihn zu stürzen, so stürze ich ihn."

„Das dürfte so leicht nicht sein," entgegnete Stefan, mühsam seinen Zorn zurückhaltend; „hinter dem Fürsten steht sein Heer."

Der Russe lachte höhnisch auf: „Ein Heer von russischen Offizieren einexerziert, von russischen Befehlshabern geleitet! Ich möchte wissen, was ihr ohne uns anfangen wollt? Zieht der Zar seine Hand von euch ab, so stürzt ihr ins Nichts zurück, aus dem er euch erhoben."

„Das wird sich finden, wenn es so weit kommen sollte. So lange diese Hand einen Säbel schwingen kann, so lange schwingt sie ihn für Alexander und Bulgarien! Und es gibt viele Hände wie die meinigen, Leutnant Maximow, seien Sie dessen versichert." Stefan machte eine kurze verächtliche Schwenkung an dem Russen vorbei und zog Stambulow mit sich fort. Dieser bebte vor Aufregung.

„Da liegt die Gefahr," zischte er zwischen den Zähnen hervor, „abhauen möchten sie uns unseres Stammes kaum errungene Krone, damit wir kopflos unter ihre zermalmenden Füße sinken. Nimmermehr darf das geschehen! Hinaus aus dem Lande mit diesen Russen, die uns nur befreiten, um uns unter ihre Knechtschaft zu zwingen. Hinaus! sage ich!"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Winter am Müggelsee

Von weichem, weißem Nebel eingewiegt
In stummes Dämmern sich die Müggel schmiegt.

Kein Wellchen spielt. Es ist, als ob der Wind
Längst schlafen ging . . . Ganz fein der Regen rinnt . . .

Wir wandern still. Wir bleiben manchmal stehn
Und schaun hinaus: Kein Ufer rings zu sehn —

Nur endlos weite, wehe Einsamkeit,
In die vielleicht ein müder Vogel schreit.

Sag, scheint's nicht so, da jede Linie fehlt,
Daß drüben See und Himmel sich vermählt,

Und daß die Ferne, die in Grau zerfließt,
Wie eines Meeres ewiges Rätsel grüßt?

Ein Glockenhall haucht leise durch den Raum,
Fast märchenhaft . . . Wir lauschen . . . atmen kaum . . .

Uns ist so seltsam-feierlich zu Mut — —
Sacht fällt der Abend auf die weiße Flut.

Aus Hütten hier und da glimmt scheu ein Licht —
Nacht deckt den See . . . Wir beide spüren's nicht;

Wir fühlen nur, wie perlenübersäumt
Im weichen Nebelbett die Müggel träumt . . .

Franz Lüdtke.

*

Krieg und Familie / Von Paul Baumann

„Das Treiben der Schuljugend auf den Straßen bietet gegenwärtig dem Beobachter nur allzu häufig ein Bild zunehmender Zügellosigkeit; es hat fast den Anschein, als seien die Kinder Herren der Straße!"

Diese Worte stammen aus einem Aufruf der Breslauer Städtischen Schuldeputation an die Bürgerschaft; und im weiteren Verlaufe des Aufrufs werden die Bürger Breslaus gebeten bei solchen Fällen von Zügellosigkeit und Roheit der Schuljugend auf der Straße selbständig einzuschreiten und die Schuljugend in die ihr zukommenden Grenzen zurückzuweisen. Mit welchen Mitteln, ist nicht angegeben. Es klingt aber doch entfernt wie im Zusammenhang mit solchen oder ähnlichen Aufrufen, wenn man kürzlich in der Zeitung lesen konnte, daß ein Bürger (übrigens kein Breslauer und nicht in Breslau) gerichtlich freigesprochen wurde, der einen ihm fremden Jungen wegen Ungebührs auf der Straße gezüchtigt hatte. Solche Urteile sind meines Wissens im Frieden nie vorgekommen, und es muß schon ziemlich schlimm stehen, wenn das Gericht von seiner alten Praxis, nach der dem Bürger kein Züchtigungsrecht an fremden Kindern zusteht, abweicht.

Es ist zu erwarten und zu wünschen, daß es sich auch hierbei nur um eine „Kriegsmaßnahme" handelt, die damit entschuldbar ist, daß (wenigstens scheinbar) ein wirklicher Notstand vorliegt. Es ist ferner zu wünschen, daß solche Freisprechungen oder besser noch solche Züchtigungen sich nicht anhäufen, denn einerseits ist ja noch nicht bewiesen, daß man Roheit und Zügellosigkeit mit Prügel austreiben kann, anderseits muß doch meines Erachtens diese „ultimo ratio" der Pädagogik denen überlassen bleiben, die mit den Eigenarten des betreffenden Kindes in seelischer und körperlicher Hinsicht vertraut sind. Auch Eltern, die durchaus Anhänger der Prügel-Pädagogik sind, dulden doch

Digitized by Google

oft nicht (und mit Recht) ein Eingreifen Fremder in dieser Hinsicht. Solche Erziehungsmaßnahmen bleiben doch immer Sache der Familie.

Ist die Familie aber jetzt in der Kriegszeit imstande, ihren Erziehungspflichten nachzukommen? Das ist die Frage. Und der Aufruf der Breslauer Schuldeputation (dem inzwischen andere, ähnliche oder noch schärfere Aufrufe z. B. in Kassel gefolgt sind) scheint das zu verneinen. Und wie in solchen Fällen die Staats- oder Bürgerhilfe eintritt — nach dem Grundsatze: wir Deutschen sind jetzt während der schweren Kriegszeit alle eine große Familie; alle für einen, einer für alle! — so auch hier. Die Bürgerschaft insgesamt soll Erzieher der Jugend insgesamt werden, weil nun so vielen Familien der Erzieher, der Vater fehlt. Wie der fehlende Ernährer durch Staatsbeihilfe ersetzt werden soll, so auch der fehlende Erzieher. Und das gibt der Bürgerschaft das Recht, in die Familienerziehung einzugreifen. (Hierbei will ich indessen, um Irrtümern vorzugreifen, betonen, daß von einem Züchtigungsrecht der Bürgerschaft an fremden Kindern in keinem dieser Aufrufe die Rede ist. die Art des Eingreifens ist meist nicht eingehend erläutert.)

Das ist zweifellos der eine Grund zur Verwilderung der Jugend in der Kriegszeit: daß der Vater fehlt, der nun doch mal der Erzieher zu größerm Ernst ist. Dazu kommen aber noch andere Unzuträglichkeiten, Schwierigkeiten für die Familienerziehung. Auch die Mütter, von denen so viele sonst ganz ihren Kindern lebten, sind heute zum weitaus größten Teil der Familie entzogen, haben die Arbeit des Mannes übernommen und verdienen den Lebensunterhalt für die Ihren. Wenn sie nach Hause kommen —, ja, die Männer sind ja auch immer müde und abgespannt von der Arbeit gekommen und keiner hat es ihnen verdacht, wenn sie dann zu Hause ruhen wollten, mehr Freude denn Arbeit und Ärger an den Kindern erleben wollten. — Und die Kinder selbst? Viele, die sonst vertrauensvoll an die Mutter jederzeit sich wenden konnten, oder auch an den Vater, haben jetzt nichts. Ihr Heim ist leer. Fürs Essen vermag die Mutter noch zu sorgen, für den Leib, aber für die Seele doch nur in den seltensten Fällen. Tatsächlich: was bleibt dieser Unzahl von Kindern anderes, als — die Straße. Dort sind ja auch Kameraden und Freunde. Sorgen die für die Seele?

Das ist es eben, was die Kinder in dieser Zeit brauchen, was ihnen die Familie früher gab oder geben sollte, heute aber nur so ganz unvollkommen geben kann, Seelsorge. Nicht im üblichen, engen, kirchlichen Sinn, sondern in weitem, menschlichem. Die Schule hat es früher bis zu gewissem Grade getan und versucht; aber es ist selbstverständlich, daß sie uns heute mehr als je dabei im Stich lassen muß, da die Lehrer ja auch zu so außerordentlich hohem Prozentsatz Kriegsdienste tun und da die seelische Erziehung durch die Kriegsstimmung nicht leichter, sondern noch so sehr viel *schwerer* geworden ist. Wieviel „Dummheit", die dann vor dem Strafrichter zu verantworten ist, wird von den Jungens allein aus „Kriegsstimmung" begangen! Es schneidet einen ins Herz, wenn man in der Statistik liest, wie stark die „Kriminalität" der Jugendlichen zwischen 12 und 14 Jahren (!) im Jahre 1915 gestiegen ist! Wieviel davon entstammt der „Kriegsstimmung", die noch durch unpassende *Kriegslektüre* geschürt wird, durch eine Kriegslektüre die der im Frieden schon so scharf verurteilten schlimmsten Schundliteratur aufs Haar gleicht. Hier wird der Krieg nicht dargestellt, wie er *ist*, nicht als das, was er ist (als ein unnatürlicher Zustand für die Kulturmenschheit), nicht das Heldentum, das sich in ihm äußern kann, wird gefeiert, sondern der Krieg als solcher, der Feindeshaß und die Feindesvernichtung als solche werden gefeiert und dadurch Gift in die Kindesseele gestreut. Daß eben dadurch die Seele verrohen und verwildern kann — das dürfen wir nicht vergessen! Denn vom Triebleben des Kindes aus gesehen ist diese ganze „Verwilderung" nur Betätigungstrieb, also etwas ganz Natürliches, das man nicht unterbinden kann und darf, das man nur nicht (wie es eben jetzt durch die mannigfachen Kriegsumstände leider geschieht) in (seelisch) falsche Bahnen geraten lassen darf.

Wenn man also helfend eingreifen will, — die körperliche Betätigung der Jugend darf man nicht dabei unterdrücken. Man kann nicht einfach alles dadurch unmöglich machen, daß man zum Beispiel die Kinder einsperrt (in Stuben oder Gefängnisse) um sie dadurch vor Verwilderung zu bewahren. Denn dort würde sich der Betätigungsdrang zu noch ganz anderer Kraft aufstauen und sich bei Gelegenheit (und irgend welche Gelegenheit kommt immer mal) in noch viel schlimmerer Weise Ausbruch verschaffen. Es bleibt auch hier nur das eine Mittel, den Trieb, der durch Krieg und Großstadt in falsche Bahnen gekommen ist, wieder in die richtigen Wege zu leiten.

Auf dem Lande ist das einfach; in der Stadt ist das schwer. Denn der natürliche Tummelplatz der Jugend, die Natur, ist dem Städtekind so sehr verschlossen. Umso mehr bleibt es Aufgabe der Familie die Gelegenheiten hierzu zu verschaffen und zu benutzen. Und hierbei kann der Bürger die Familie unterstützen. Wir haben ja vor dem Kriege schon Organisationen der Stadtjugend hierfür gehabt: Wandervögel, Pfadfinder, Jugendwehr usw. Sie suchen die Natur auf, wo sie rein und schön ist. Auch Sportvereinigungen, soweit sie den Sport edel und vernünftig betreiben, helfen mit dazu, den Betätigungstrieb der heranwachsenden Jugend zur Auslösung zu bringen. Innerhalb dieser einzelnen Bestrebungen kann man ja den Kindern möglichst freie Wahl lassen. Sie werden dann schon das ihnen am meisten zusagende im allgemeinen ihrer Natur entsprechend herausfinden. Aber Pflicht der Familie ist es, solche Gelegenheiten zur edeln, ver-

Digitized by Google

nünftigen körperlichen Betätigung zu unterstützen, und die Bürgerschaft kann durch Entgegenkommen (statt Anfeindungen) für solche wandernde Jugend viel nützen! Der „Wandervogel" ganz besonders scheint in seinem Werte noch bei weitem nicht richtig erkannt zu sein. Gerade diese Bestrebung, die ganz aus der Jugend hervorgegangen ist, gehört in Hinsich körperlicher und seelischer Erziehung mit zum denkbar Besten. Hier finden wir wahre Freude, wahres Verständnis für Volk und Natur. Hier können auch die schlechten seelischen Wirkungen des Krieges abgeschwächt werden. Denn Gesang, Frohsinn und Sonnenschein treiben nicht zu Haß und Rachsucht. Vor nichts aber müssen wir die Kinderseele mehr behüten, als vor dem Feindeshaß! Wehe unserer Zukunft, wenn Völkerhaß und Roheit schon in den Seelen der Kinder Platz greifen! Wollen wir das vor den Vätern verantworten, die an der Front den Völkerhaß nicht kennen, deren Seele rein ist von Rachsucht und Roheit auch im Kriege? Wenn sie an ihr zu Hause denken, tritt ihnen dies als die Stätte der Liebe und des sonnigen Friedens vor Augen. Und kommen sie nach Hause, wie wollen wirs verantworten können, wenn sie dann dort in der Seele ihrer Kinder Roheit und Völkerhaß finden?

Es läßt sich ja auch das so leicht vermeiden durch etwas Überlegung und Fürsorge. Dadurch vor allem, daß man die Jugend mehr von der Liebestätigkeit des Krieges sehen läßt und sie in eigener Liebestätigkeit für die Krieger unterstützt. Wer z. B. Feldpostpakete oder -päckchen fortschickt, lasse das nach Möglichkeit durch Kinder tun. Es geschieht das ja schon und wieviel anregender, freundlicher Briefwechsel hat sich schon zwischen Soldaten und Kindern entwickelt!

Daneben natürlich muß auch Fürsorgetätigkeit im Lande treten. Nur so läßt sich der Aufruf der verschiedenen Schuldeputationen deuten. Wo solche „Verwilderung" auf der Straße angetroffen wird, begnüge sich der Bürger nicht mit Schelten und Strafen, sondern er gehe der Sache auf den Grund indem er den häuslichen Verhältnissen der betreffenden Kinder nachforscht und sehe, was sich hierin ändern läßt. Er versuche, im angedeuteten Sinne zu helfen, die Betroffenen in gute Kameradschaft anderer zu bringen, die nicht in Verwilderung, sondern in Sport und Natur ihre Kräfte üben. Wie überall, so muß es auch hier heißen: positive Arbeit, nicht bloße Kritik. Helfen, nicht schelten! Nie dürfen wir vergessen, wie schwer die Kinder unter den Zeitverhältnissen leiden müssen. Nie, daß sie ihr trautes Elternhaus dem Krieg opfern. Nicht mit Vorwürfen ists getan, — denn im Grunde: was können die Kinder für diese Zeitumstände? Sie trifft doch keine Schuld! Gestehen wir es uns offen, daß wir heute der Jugend nicht geben können, was sie zu beanspruchen hat: das Elternhaus, den Vater, die Mutter. Und fühlen wir voll und ganz die Verantwortung, die für diese Jugend im besonderen auf uns lastet. Dann werden wir helfen und eingreifen, gewiß, wo wir Verwilderung und Verrohung auf der Straße finden. Aber nicht mit dem Selbstbewußtsein des überlegenen Erwachsenen, der schuldlos ist und nun einen Sünder vor sich zur Aburteilung hat, sondern mit Liebe und Verständnis. Greift die Bürgerschaft ein, was unter diesen Umständen gut ist, dann soll sie es tun mit dem Bewußtsein, daß die Kinder selbst an dieser Verrohung nicht schuld sind. Daß wir gerade diesen Kindern gegenüber, die schon so unendlich viel durch den Krieg entbehren müssen, in erster Linie nicht die elterlichen Strafen, zu ersetzen uns bemühen sollen, sondern die elterliche Liebe, die viel schwerer entbehrt wird und die ein viel wirksameres Erziehungsmittel ist. Wir sind verantwortlich für das Treiben der Jugend auf den Straßen, gewiß. Wir sind verantwortlich den Vätern in der Front, den Müttern in der Volkswirtschaft, in Munitionsfabriken und Staatsbetrieben gegenüber, die auch im Kriegsdienste sind. Aber: wir sind verantwortlich. Und die volle Verantwortung für diese Jugend müssen wir spüren. Nicht für das gesittete Straßenleben an sich sind wir verantwortlich, sondern für die Seele der Kinder, die darin zum Ausdruck kommt. Und diese Verantwortung besteht niemals darin, daß wir Richter sind. Freunde müssen wir sein!

*

Ich warte

Und neig' ich gern mein Ohr auch treuem Wort
Und weiß Vertrauen für Vertrauen zu spenden,
Doch berg' ich scheu mein Herz den fremden Händen
Und gebe nie den letzten Schleier fort.
Ein heimlich Mahnen hält mir dies verwehrt.
So hab' in meiner Seele tiefsten Falten
Ich lebenslang ein Letztes rein erhalten
Für Einen, — der vielleicht es nie begehrt.

*

Digitized by Google

Wandlung / Von Hedwig Forstreuter

Die Dämmerung füllte das Mädchenzimmer mit grauem Schein, nur vom Ofen her kam ein rotes Licht und bestrahlte den unruhigen kleinen Fuß, der über dem Teppich auf und nieder wippte. — Jetzt beugte sich ein Männerkopf in den Lichtkreis, schmal und ganz jung, eine Stimme klang „Willst du wirklich bei deinem Willen bleiben? Das ist hart von dir, Vera — bedenk doch, er hat mein Leben gerettet."

Die Antwort klang gequält: „So hast du ihm zu danken, nicht ich. Ich mag nun einmal nichts wissen von diesem Menschen, den ihr alle bewundert, als wäre er ein Halbgott. Denn er ist nichts als eitel, grenzenlos eitel; das läßt ihn seine Taten vollbringen, reißt ihn zu Verwegenheiten, die nachträglich wie Heldenmut aussehen. Seine Reimerei tut dann das Übrige. — Ihr staunt ihn an und wenn er nach dem Kriege zurückkommt, wird sein Hochmut noch unerträglicher geworden sein."

„Aber Vera!" — Der Bruder dehnte die Worte so lang, daß die Schwester fühlte, sie hatte zuviel gesagt, und in dem Wunsche, gleichgültig zu erscheinen, sprach sie schnell weiter: „Ist das unfreundlich gedacht? Nun — ich kann mich ja irren. Also nimm ihm etwas mit, dem Oberleutnant Ritz. Vater wird dir mit Freuden seinen Zigarrenschrank öffnen; nur eins: von mir bestell kein Wort dazu und verlange nicht, daß ich einen Brief schreibe."

„Mutter hätte es getan" . . . Wie hartnäckig der Bruder sein konnte! Vera schwieg trotzig, aber dann überwog das Mitleid, der junge Offizier hatte ja der geliebten Mutter Krankheit und Tod erst im Felde erfahren, als alles vorbei war.

„Lieber Wolf," die Schwesterhand lag auf dem Ärmel des grauen Rockes, „wenn ich nur wüßte, warum dir so viel an diesem Manne liegt."

„Sollte das meine kluge Schwester nicht erraten?"

Sie nahm die Hand fort. „Wegen dieses Rätsels strenge ich meinen Kopf nicht an."

Da öffnete sich die Türe, vom Flur fiel ein Strom goldenen Lichts herein und ein kleines Mädchen rief: „Wollt ihr nicht kommen, Vater hat schon dreimal nach euch gefragt."

Am anderen Morgen, als der Diener die Koffer im Vorsaal bereit stellte, zog Wolf noch einmal die Schwester beiseite. „Ist es dein letztes Wort, Vera? Ledenke, Ritz wartet auf etwas. Und sieh, ich habe auch eine Gegengabe, ein Buch, in dem allerlei steht, das dich interessieren könnte."

War es der Schein des Morgens oder erbleichte Vera so tief? „Ich weiß nichts, Wolf, was mir aus diesen Händen willkommen wäre."

So matt klang die Stimme, so weh. Aber Wolf biß die Zähne zusammen. „Vera, du versündigst dich; du hast Ritz vor seinem Auszuge nicht sehen wollen, als er so flehentlich bat; du stößt jetzt zum zweiten Male seine Hand zurück, die Hand eines Mannes, der stündlich vor dem Tode steht. Mädchenlaunen sind das, das Häßlichste und Kleinlichste, was es geben kann in dieser Zeit." — Er stampfte mit dem Fuße auf. — „Zu schade ist der Mann für dich, tausendmal. Du hättest ihn sehen sollen im Kampf, — ich bin nicht poetisch veranlagt — aber er fuhr wie ein Engel mit dem Schwerte unter die Feinde, das sah auch ich. Zum Jauchzen war es! — Und du grollst seiner Eitelkeit! Kindisch ist das. Das Buch bekommst du nun nicht und wenn du fußfällig darum bittest . . ."

Vera stand auf, der Vater erschien in der Türe. „Der Wagen! — Was ist dir, Kind?"

Die Tochter lächelte ihn an, bleich, mit großen Augen, die doch nichts zu sehen schienen, sie glitt zu dem Bruder, küßte ihn, heftig, wie sie es nie getan, dann bog sie den Kopf zurück, wollte etwas sagen und vermochte es nicht, wie im Traume wandelnd verließ sie das Zimmer.

„Was war das?" sagte der Vater, „so sah ich Vera noch nie, wenn es Abschied nehmen galt."

Wolf überlegte. „Willst du mir helfen? Ich habe hier etwas, das ihr gehört, ein Buch, aber sie darf es erst bekommen, wenn sie sich nach ihm sehnt, ich erzähle dir im Wagen davon."

Und während die kleine Schwester sich weinend an den Bruder klammerte, der nun wieder ins Feld sollte, verschloß der alte Herr ein kleines graues Buch in seinen Schreibtisch, kopfschüttelnd über die Geheimnisse seiner Kinder.

Wenn er aber nach der Erzählung seines Sohnes glaubte, Vera nun verändert zu sehen, so irrte er sich gründlich. Das schlanke braune Mädchen war so lebhaft wie zuvor, sie tollte mit der kleinen Schwester durchs Haus und fand eine Menge an der Jüngeren zu erziehen. Sie las die Zeitungen vor und schneiderte für die Dorfarmen. Nur einmal fand der Vater die beiden Töchter in stummer Niedergeschlagenheit.

„Ich habe Vera erschreckt," beichtete die Jüngere kleinlaut und wies, ehe es die Schwester wehren konnte, ein Zeitungsblatt vor —: Vermißt: Oberleutnant Ritz vom . . . Bataillon.

„So war Wolf auch im Feuer," sagte der Vater erschreckt und sah dann nach dem Datum; das lag zwei Wochen zurück und reichte ins Wolfs Urlaubszeit hinein. Erleichtert sah er auf und begriff dann erst. Vera blickte eigentümlich starr vor sich hin, als brennten Tränen unter ihren Lidern.

Digitized by Google

Er sah Ritz vor sich, den eleganten selbstsicheren Mann, der allen Frauen gefiel, der mit einem Lächeln, ein paar Versen die Kühlste verwirrte. Vera war ihm ausgewichen, der Vater hatte es mit Genugtuung gesehen. Aber nun — das kleine Buch in seinem Schreibtisch. — Sollte er es Ritz so leicht machen? Sein preußischer Sinn, der die Härte als beste Lehrmeisterin betrachtete, half ihm: „So so, als den hats auch gehascht; wahrscheinlich ist er in Gefangenschaft. Für den Offizier tut mirs leid, dem Menschen schadet dieses Schicksal vielleicht nicht. Es war nicht viel an ihm."

Er sagte es gegen seine Überzeugung, nur für Vera, und wie richtig hatte er gerechnet!

Sie nahm sich zusammen. „Nein," sagte sie „es war wirklich nichts an ihm, ich hab ihn nie leiden mögen." Und dabei zuckte ihr Mund. Noch nie hatte der Vater bemerkt, wie liebreizend seine Tochter aussehen konnte. Aber nur jetzt keinen zärtlichen Blick, der alles verdarb. Er wandte sich zu seinem Zimmer und ließ die Türe ziemlich unsanft ins Schloß fallen.

Vera litt. Und die Zeitungen schwiegen. Auch von Wolf kam keine Nachricht. Oberleutnant Ritz blieb verschollen. „Dieser unangenehme Mensch," hatte Vater ein paar Tage nach dem ersten Gespräch gesagt, „ich sehe ihn noch, wie er die jungen Mädchen peinigte. Heute machte er dieser den Hof und morgen einer anderen. Die Männer nahmen ihn ja nicht ernst. Vielleicht war er klug. Es wurde behauptet. Aber für diese Art Menschen ist der Krieg das Einzige, um wieder zurecht zu kommen. Sie sollten Gott für ihn danken und wenn ihnen beide Beine weggeschossen werden. Das ist nicht so schlimm wie eine verkrüppelte Seele."

Vera war empört. Aber was wollte sie! Es waren fast dieselben Worte, die sie oft geäußert hatte, nachdem — Sie wurde rot und bloß. Ach, das Buch! Hätte sie doch wenigstens das Buch genommen. Es könnte gewiß manches erklären. Obgleich es ja im Grunde einerlei war; ein gleichgültiger Mensch wurde vermißt. Ihretwegen brauchte er niemals gefunden zu werden. Es war nur für das Vaterland schlimm. Jeder Offizier, jeder Mann war kostbar.

Der Vater fuhr nach Berlin. Seit Mutters Tod war fast ein Jahr verflossen. Aber es wurde ihm schwer, allein zu fahren. Vera wurde „abkommandiert". Und da sie jetzt fügsamer war, aus Gleichgültigkeit gegen alles, tat sie, was von ihr verlangt wurde. Am Tage machte sie in der Hauptstadt Einkäufe, holte den Vater von seinen Versammlungen und Geschäftsgängen ab und aß abends mit ihm im Hotel.

Eines Tages war sie besonders müde und still, sie sehnte sich heim. Auch der Vater schien zerstreut. Ihr fiel seine Unruhe auf, seine beobachtenden Blicke von ihr zu einem Tisch junger Offiziere ihnen gegenüber.

Sie folgte seinen Augen, sah eine hohe dunkle Stirn, eine Wangenlinie, eine Schulter. Ihre Hand sank vom Fuße des Glases, sie sah noch einmal hinüber, blickte den Vater an. „Wir wollen gehen, bitte, laß uns gehen."

Bebend schob sie ihren Stuhl zurück, da schnellte drüben eine Gestalt in die Höhe, näherte sich, sie sah es deutlich, trotzdem ja alles nicht wahr sein konnte. Er wurde ja doch vermißt, lag irgendwo in Polens Erde. Darum konnte sie auch ganz gleichgültig nicken und dann den Kopf wegdrehen. Was ging sie dieser fremde Herr an. Freilich die Stimme, auch die Stimme war ähnlich!

Das konnte sie nicht ertragen, sie ließ sich nicht quälen, sie wollte fort!

Steif, gerade stand sie auf, schritt, ohne ihren Vater anzusehen, hinaus, vorbei an all den glitzernden hellen Tischen. Die Garderobenfrau legte ihr den Pelzmantel um. An der Treppe wankte sie: „Ein Wagen," sagte sie noch. Und dann war Vater da und half ihr. Sie lächelte, also hatte er auch gemerkt, daß der fremde Herr nicht Ritz war.

Am anderen Tage stand Vera nicht auf. Sie fieberte und zeigte immer den überlegenen Ausdruck, den ihr Gesicht getragen hatte, als sie vom Tische aufstand und fortging.

Am dritten Tage wurde sie unruhig. Der Arzt erlaubt ihr, sich auf das Sofa zu betten. Gegen Abend lag Vera allein; sie spielte mit einem seidenen Taschentuch, daß sie um ihre Hand wickelte. Gerade drückte sie die Lippen auf die verbundene Hand. „Tut es sehr weh? Auch jetzt noch? Nein, nun nicht mehr, Liebling, nun nicht mehr?" — Da ging die Türe auf und in ihrem Rahmen stand der fremde Herr, vor dem sie geflüchtet war. Er kam auf sie zu, langsam, sie sah Linie um Linie in seinem Gesicht. Dann legte sie den Kopf in die Kissen und schloß die Augen, denn natürlich träumte sie. . . . Als es still blieb, begann sie wieder die verbundene Hand zu liebkosen: „Nun ist's wieder gut, Liebes — so — so!" Als spräche sie zu einem Kinde.

Da war ein Ton neben ihr, ein entsetzter banger Laut und sie sah in zwei Augen, die sagten, daß sie nicht träume. Denn in diesen Augen war Angst um sie. Mit dem blitzschnellen Instinkt der Kranken hatte sie begriffen, daß der Fremde an ihrem Verstand zweifelte. Und sie sagte, daß sie schon wisse, wie alles wäre, er sei wohl ein Verwandter von dem — dem Vermißten und wolle mit Vater sprechen, aber sie wäre allein und er solle nur gehen.

„Sehen Sie mich doch an, Traute, ich bin es, ich selbst, der dir wehe tat. Aber du wolltest mich nicht hören und auch nicht lesen, was ich für dich geschrieben hatte. — Aber du mußt, hörst du, denn wozu wäre ich sonst wohl leben geblieben in diesem mörderischen Kugelregen."

„Nicht verwundet?" fragte Traute und drückte die Hand mit dem Taschentuch an seine Wange, und

Digitized by Google

nun wußte er plötzlich, mit wem sie gesprochen hatte, als er ins Zimmer trat.

Er lachte wie ein Knabe und wies auf eine Narbe an der Stirn und nun ging alles in einem Taumel von Glückseligkeit unter, denn Traute war zu schwach, um ihm jetzt zu widerstehen.

Erst nach einer Woche, als sie wieder gesund war und umher ging, wollte das alte Mißtrauen wiederkommen, zu sehr hatte sie einst unter seiner Flatterhaftigkeit gelitten. Sie war blaß und ernst, und wollte sich nicht küssen lassen, da brachte ihr der Liebste ein Paket, das seltsamerweise den Stempel der Heimat trug, und ließ sie allein.

Papierhüllen fielen; in Seide gebunden, sah ihr ein Buch entgegen, befleckt und zerdrückt. „Kriegstagebuch" stand am Anfang, sie lächelte, denn sie kannte die Hände, die diesen Einband schufen.

Sie begann zu blättern: Marschschilderungen, Schlachttage, kurze, knappe Worte. Einmal: Ich habe von Traute geträumt. Dann ihr Name. Nur ihr Name. — Ein eingeklemmtes Blatt „braun wie ihr Haar" darunter geschrieben. Dann lange Zeit nichts, endlich dies: „Man soll seine Sehnsucht nicht an Frauen hängen, wenn das Vaterland ruft. Ich will jetzt nur kämpfen und wenn ich falle, weiß ich, daß ich nicht wert war, zurückzukehren. Oder nein, ich müßte es als unverdientes Heldentum nehmen, so köstlich sterben zu dürfen, nachdem ich meine reichen Lebenstage verschwendet habe. — Ich hatte kein Ziel in mir, jetzt habe ich's gefunden."

Nach einer Verwundung: „Ich glaubte zu sterben, aber nun fühle ich, ich komme wieder, Traute. Und du wirst mich hören, denn ich weiß nun das Echte und Unechte zu unterscheiden, ich bin ein Mann geworden, wenn auch vielleicht kein Held."

Und zuletzt, da ihre glückseligen, schwimmenden Augen die Tür suchten, ob der Ersehnte nicht einträte, fand sie Verse. Sie bezwang sich, sie las sie noch, mit Herzklopfen und sah auch nicht auf, als ein Arm sich um sie legte. Nur ihre Wange schmiegte sie eng an die seine, während ihre Blicke die Worte tranken, die das Papier wies.

*

Die Sehnsucht

Feucht streicht die Nebelluft von Osten her.
Ein grauer Himmel lastet stumm und schwer.
Zwei Krähen einsam durch die Lüfte schweben.
Am Ackerwege ragen Busch und Baum,
Dran löst sich manchmal, wie aus leisem Traum,
Ein welkes Blatt, ein letztes Sommerleben.

Verdorrte Distel Rain und Hügel deckt,
Dort, wo ein Weiser seine Arme reckt,
Nach Dorf und Stadt den rechten Weg zu zeigen.
Verirrter Sehnsucht will er Führer sein
Zu Heimatglück im trauten Kämmerlein,
Zu Licht und Wärme aus dem öden Schweigen.

Feucht streicht die Nebelluft von Osten her.
Der Abend kommt. So traurig und so schwer
Hebt er sein Antlitz hinter roten Buchen.
Im staubbenetzten und beträuten Kleid,
Ein Wandervogel zieht die Sehnsucht weit,
Was ewig ist im Weh der Zeit zu suchen.

Ad. Elisabeth Rohn.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 24: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Winter am Müggelsee. Gedicht von Franz Lüdke. — Krieg und Familie. Von Paul Baumann. — Ich warte. Gedicht. — Wandlung. Von Hedwig Forstreuter. — Die Sehnsucht. Gedicht von Ad. Elisabeth Rohn.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 11. März 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 25

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

5. Fortsetzung.

Eine halbe Stunde später saßen alle drei in einer kleinen alten Weinstube unweit des Schlosses. Nun begann das Fragen und Erzählen. „Woher kommen Sie denn jetzt?"

„Ich komme von Schweden, wo ich mich drei Wochen in Geschäften herumgetrieben habe."

„Na so ein forscher junger Mann wie Sie, könnte doch eigentlich im grauen Rock stecken", meinte Tante Auguste.

„Ich bin leider nicht Soldat gewesen, gnädige Frau."

„Ich bin keine gnädige Frau. Ich bin Frau Bachmann, oder wenn Sie wollen: Tante Auguste."

„Ich werde von Ihrer gütigen Erlaubnis gern Gebrauch machen und Sie auch Tante Auguste nennen. Also liebe Tante Auguste: ich war, als ich mich als Einjähriger meldete, noch so schwächlich, daß ich nicht einmal bei den Bonner Husaren angenommen werden konnte."

„Aber jetzt haben Sie sich gut ausgewachsen und jetzt braucht man Menschen."

„Das weiß ich, aber ich bin wohl zum Kanonenfutter zu schade. Ich kann wahrscheinlich dem Vaterlande an anderer Stelle bessere Dienste leisten."

„Dazu haben wir die alten Kerls." . . .

„Sie haben gar nicht so Unrecht, und ich werde mich danach richten, was Sie sagen. Aber vorläufig braucht man mich noch. Ich habe in Schweden mit den alten Geschäftsfreunden meines Vaters Verträge über Lieferungen abgeschlossen. Sehen Sie, Tante Auguste, wir leben hier wie in einer belagerten Festung. Im Frieden strömte aus allen Ländern alles zu uns herein, was wir zu unserer Wirtschaft brauchten. Jetzt hat England uns fast ganz abgesperrt, nicht bloß, um uns auszuhungern, sondern auch, um die Einfuhr von Rohstoffen zu verhindern, die wir sehr nötig, ich will mal sagen, zur Erzeugung von Munition gebrauchen."

„Na so eine Bande", warf Tante Auguste in ehrlicher Entrüstung ein.

„Da müssen wir versuchen, die Stoffe von den neutralen Staaten hereinzubekommen, und deshalb bin ich in Schweden gewesen", fuhr Gerlach fort. „Außerdem müssen sie verarbeitet werden, und deshalb habe ich den Betrieb unserer Fabrik völlig umgestaltet. . . Wir stellen nicht mehr Messer und Scheren her, sondern Granaten. . . Aber sobald ich dort entbehrlich bin, will ich versuchen, mich bei einem Truppenteil zu stellen. Sind Sie nun zufrieden mit mir, Tante Auguste?"

Lena hatte schweigend zugehört. Eine leise Befangenheit war über sie gekommen. . . Sie mußte erst den Eindruck überwinden, den Gerlach heute auf sie gemacht hatte. Er war so ganz anders als zu Hause in Ostpreußen, wenn er in seinem Jagdanzug mit etwas junkerlichem Anstrich auf dem Hof herumspazierte. . . Den Anflug von Schnurrbart hatte er abrasiert. Er sah dadurch nicht nur etwas älter aus, sondern sein Gesicht hatte auch einen ernsteren schärferen Ausdruck bekommen. Und wie neben dem Ernst, mit dem er sprach,

Digitized by Google

ein schalkhafter Humor aufblitzte. . . Wie ein ganz anderer Mensch kam er ihr vor.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater?" fragte sie, um etwas zu sagen.

Gerlach sah sie dankbar an. „Es geht ihm verhältnismäßig gut. Er läßt sich in der Fabrik herumfahren und nimmt reges Interesse an allem, aber zur Leitung der Geschäfte langt seine Kraft noch nicht aus. Das habe ich übernehmen müssen. Ich habe heute früh im Kriegsministerium Bericht über den Erfolg meiner Reise abgestattet. Am Abend muß ich noch mal vorsprechen, um zu hören, wieviel Rohstoffe man mir überweisen wird, und dann muß ich nach Hause. Man wartet schon mit Sehnsucht auf mich." . . .

Er ließ den ganzen Nachmittag die Damen nicht los. Lena berichtete ihm ausführlich über Klautken, was an Vieh und Wertsachen dorthin geschafft worden war. Man sprach über die Zerstörung von Mallischken.

„Ich denke oft und mit großer Sehnsucht an Mallischken", meinte Gerlach mit einem versonnenen Klang in der Stimme . . . „An meine Heimat im Westen habe ich noch nie so zurückgedacht. . . Mallischken ist mir in den wenigen Monaten ans Herz gewachsen. Teils dieserhalb, teils außerdem", fügte er lächelnd hinzu. „Und nach dem Kriege bauen wir es uns noch schöner wieder auf. Ihr Vater wird dabei sein, Lena. Glauben Sie mir, ich habe das feste Gefühl, daß er sich irgendwo in Sicherheit gebracht hat. Verzagen sie nicht."

„Nein, Herr von Gerlach, ich warte bloß, bis die Russen zurückgedrängt sind, dann will ich sofort nach Ostpreußen."

„Ich warte auch darauf. Dann hole ich Sie hier ab. . . Tante Auguste nehmen wir natürlich mit". . .

„Na, denken Sie, ich werde hier bleiben?"

„Haben Sie schon daran gedacht, daß ihr Vater in russischer Gefangenschaft sein kann?"

Lena nickte. „Das ist der einzige Gedanke, der mich mit großer Unruhe erfüllt. Ich habe Flüchtlinge gesprochen, die mir aus eigener Anschauung berichteten, wie unmenschlich die Russen mit Zivilgefangenen umgehen."

„Leider kann ich ihnen nicht widersprechen. Aber Ihr Vater ist rüstig, er wird die Strapazen überstehen. . . Haben Sie schon irgendwelche Schritte getan, um den Aufenhalt Ihres Vaters festzustellen? Noch nicht? Na dann will ich mich heute noch erkundigen, ob es einen Weg gibt, zu erfahren, wo er sich befindet, sowie, wann er in russische Gefangenschaft geraten ist. Und dann werde ich sofort das Erforderliche veranlassen". . .

Mit freudigem Dank reichte ihm Lena die Hand. . . Bei Tante Auguste hatte Gerlach den Vogel abgeschossen. Der Nichte gegenüber erschöpfte sich ihr Urteil in dem kühlen Ausspruch: „Ein ganz verständiger junger Mensch." Zu ihrer Jugendfreundin Jettchen Minde, die als Flüchtling in ihrem Hause lebte, äußerte sie sich deutlicher.

„Du hast doch gesehen, Jette, was er für Augen machte, als er vor Lena stand. Mit dem ist es richtig. Und ich muß sagen: der Mensch hat Zartgefühl. Nicht mit einem Wort hat er was angedeutet. Auch mit den Augen nahm er sich zusammen, als wir nachher zusammensaßen. Aber man sieht doch, was los ist. Die Lena? Ja, da weiß ich noch nicht recht. Unangenehm ist er ihr nicht. Ich glaube, die war ein bißchen baff. Wie sie mir erzählt, war der Herr von Gerlach vorher ein bißchen Luftikus. Hat sich stark bekneipt und dumme Sachen angestellt. . . Und nun sah er aus wie ein Engländer . . . ne, ich will ihn nicht beleidigen . . . aber so kühl vornehm sah er aus. Wenn er so bei bleibt, kann er nach einem Jahre einen ganz guten Ehemann abgeben."

„Wieso erst nach einem Jahr, Auguste?" fragte die Freundin etwas maliziös. . .

„Mein Gott, Jettchen, der Krieg wird doch noch mindestens ein Jahr dauern". . .

Einige Tage später prallte Tante Auguste beim Verlassen ihres Hauses mit einem Herrn zusammen, der gerade seine Hand nach dem Türdrücker ausgestreckt hatte. „Suchen Sie jemand hier im Hause?"

Der Herr griff an den Hut. „Ja, verehrte Frau Landsmännin, ich suche eine junge Dame, Fräulein Lena Grot". . .

„Die brauchen Sie nicht weiter zu suchen. Das ist meine Nichte. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich bin der Gutsbesitzer Gebhardt aus Orczechowken". . .

Digitized by Google

„Ach Gott, Herr Gebhard. . . Ich kenne Sie ja noch nicht, aber die Lena hat mir alles erzählt. Na kommen Sie man mit, die Lena wird sich sehr freuen."

Sie hatte nicht zuviel gesagt. Lena flog dem Ohm Gebhardt um den Hals. Ihr war in dem Augenblick beinahe so, als wenn ihr eigener Vater vor ihr stände. „Onkel Waldemar, wo kommst du her?"

„Ich bin heute früh aus Königsberg angekommen und habe mir beim Ausschuß der Flüchtlinge deine Adresse geben lassen. Hast du noch keine Nachricht von deinem Vater?"

„Nein, aber woher weißt du das?"

„In den Königsberger Zeitungen standen große Aufrufe über die halbe Seite. . . Herr von Gerlach hat sie erlassen und tausend Mark Belohnung für die geringste Auskunft angeboten."

„Sieh da, das ist doch nett von dem jungen Mann, nicht wahr?" warf Tante Auguste ein.

„Wo sind deine Jungens, Onkel?"

„Der Walter steht in Königsberg, der Wolfram in Allenstein, beide werden wohl schon bald zur Front kommen. Mich hat man aus Königsberg ausgewiesen. Die Gefahr einer Belagerung durch die Russen ist wohl vorbei, aber die Militärbehörden haben Recht, wenn sie eine zu große Menschenansammlung in der Festung nicht dulden. Da habe ich zum Wanderstab gegriffen und bin hierhergekommen."

Während Lena von Gerlach berichtete und nach Korff forschte, von dessen Verbleib Gebhard auch nichts zu berichten wußte, klingelte es. Man hörte Tante Auguste erstaunt ausrufen: „Mensch, Meybusch, Berthold, wo kommst du her?"

„Na sag mal, Augustchen . . nun muß man hier so als elender Flüchtling das Pflaster der Reichshauptstadt treten und euch armen Berlinern noch das bißchen Sauerstoff wegatmen."

„Davon haben wir vorläufig genug. . . Wir werden euch auch noch mit Essen und Trinken satt machen."

„Ja, die Mildtätigkeit der Berliner bekundet sich in erhebender Weise", hörte man Pastor Wollschläger mit seiner salbungsvollen Stimme sagen. „Unsere verehrte Jugendfreundin geht darin. . ."

„Nu halt man die Luft an, Pastor . . . und macht, daß Ihr reinkommt . . . Hier ist noch einer aus eurem Winkel". . .

War das eine Überraschung, als die beiden ins Zimmer traten. . . Die alten Freunde umarmten sich und hielten sich eine ganze Weile wortlos umschlungen. Ihre Herzen sprachen ohne Worte miteinander. Und was der eine dem andern an Mitgefühl zu geben vermochte, bestand in einem kräftigen Händedruck. . .

Dann reichte der Pastor Gebhard seine Hand, legte seine Linke darüber und sprach salbungsvoll: „Der Herr, der diese Heimsuchung Ihnen auferlegt hat, wird Sie trösten in seiner unerschöpflichen Gnade."

Eine peinliche Stille entstand. Gebhard war vielleicht der Einzige, der hinter der Form die persönliche Anteilnahme fühlte. Meybusch wurde rot vor Ärger. Mit groteskem Pathos rief er aus: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen."

„Aber lieber Freund, wie können Sie bloß?" . . .

„Ja, wie können Sie bloß? Lassen Sie gefälligst ihren Herrn Prinzipal aus dem Spiel, wenn Sie mit mir und mit Gebhard reden. Wir vertragen das beide nicht. . . Geht dir das auch so, Waldemar? Mir ist immer, als wenn ich eine Ohrfeige kriege, wenn ich höre und sehe, wie man den alten Herrn da oben von allen Seiten in Anspruch nimmt. Wir werden mit Gottes Hilfe siegen, die Russen, die Franzosen, die Engländer tun ebenso, als wenn nur die Mitwirkung einer übernatürlichen Kraft ihnen helfen könnte. Zum Deuwel noch einmal, ich bin kein Heide, aber das verstehe ich nicht. Mir ist immer, als wenn man unsern braven Jungens das Rückgrat bricht. . . Die sind Manns genug, es aus eigener Kraft zu schaffen."

Er warf sich in die Sofaecke und brummte etwas Unverständliches vor sich hin. „Wir sind aber doch ein christlicher Staat, ein Volk von Christen, und wir tun nur, was uns unser Glaube vorschreibt, wenn wir die Gnade des Höchsten anrufen und uns seinem Schutz empfehlen."

Digitized by Google

„Das ist eine Annahme, lieber Herr Pastor, weiter nichts als eine aus vergangenen Zeiten stammende Annahme, daß wir ein Volk von Christen sind. Ich bin gar nicht im Zweifel, daß die weitaus größere Zahl aller Menschen sich innerlich völlig von dem, was Sie Glauben nennen, gelöst hat. Selbst diejenigen, die sich noch äußerlich zur Kirche halten". . .

„Das muß ich bestreiten", rief der Pastor dagegen. „Das wäre das größte Unglück". . .

„Ich betrachte es nicht als ein Unglück, daß der Mensch gezwungen wird, sich auf seine Kraft und seine eigene Verantwortung zu verlassen, anstatt in jedem Unglück nach der Hilfe einer unbekannten höheren Macht auszuschauen. . ."

Tante Auguste hatte kopfschüttelnd zugehört. Nun platzte sie los. „Herrschaften, wenn ihr euch darüber zanken wollt, dann müßt ihr das woanders machen. Und dazu habt ihr auch nachher Zeit. . . Jetzt will ich von dir hören, Meybusch, wo ist deine Frau, wo sind deine Kinder?" . . .

„Hier in Berlin, Auguschen. . ."

„Und du bringst sie nicht gleich mit?"

„Wir suchen ja Wohnung". . .

„Ist schon alles da . . . bei mir . . . morgen zieht die Hauptmannsfrau bei mir aus. Die arme junge Frau hat ihren Mann verloren. . . Na ja . . es ist Krieg . . . na ja, aber nu fix, Lena. . . Bring was auf den Tisch . . . und nu erzählt mal was Vernünftiges". . .

---

13. Kapitel.

Durch die Schlacht bei Tannenberg war der Nimbus der Zahl, der die russischen Heere noch schrecklicher erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, zerstört. Der Name: Hindenburg, der jetzt in allen deutschen Herzen lebte, war zu einem Evangelium geworden, zu einer frohen Botschaft, daß die russische Walze, die ohne Hindernis bis nach Berlin rollen sollte und wollte, nicht nur zum Stillstand gekommen war, sondern sich schon rückwärts bewegte. . . Es gab keinen und am wenigsten unter seinen Soldaten, der nicht von der festen Zuversicht erfüllt war, daß er die Russen mit eisernem Besen aus Ostpreußen hinausfegen würde.

Zunächst waren die Russen im Norden der Provinz zum Teil nach schweren Kämpfen zurückgedrängt worden. . . Insterburg hatten sie schon geräumt. . . Jetzt sollten sie auch bei Lyck, wo sie sich häuslich niedergelassen hatten, angepackt und über die Grenze zurückgeworfen werden. . . Von Nord und Nordosten rückte das deutsche Heer heran. . . Auch von Westen her war das Füsilierregiment, das vor dem Krieg in der Stadt gestanden hatte, bis an den Sunowo-See heranmarschiert. Die Offiziere und auch die älteren Mannschaften kannten hier jeden Fußbreit Boden. . . Sie hatten den engen Paß an der Mühle Bingen, der zwischen dem See und einem großen Sumpf hindurchführt, nicht besetzt gefunden. . .

Es war Abend geworden. Ein stiller milder Herstabend . . fast windstill . . der Himmel war klar, die Sterne begannen zu funkeln wie im Winter bei großer Kälte. . . Hauptmann Goller war die Aufgabe zugefallen, mit seiner Kompagnie die Feldwachen nach dem Feind zu auszustellen, eine Aufgabe, die jeder Offizier im Frieden schon hundertmal gelöst hatte. Zwischen See und Sumpf auf einer höchstens fünfhundert Meter langen Strecke hatte das zweite und dritte Bataillon einen Schützengraben und Verhaue angelegt. Da sollte sich das Regiment, wenn es zurückgeworfen werden sollte, bis zum letzten Mann halten. . .

In tiefem Schweigen lag das ganze Regiment. Wachfeuer durften nicht angezündet werden. . . Die Gewehre waren nicht zu Pyramiden zusammengestellt, sondern jeder Füsilier hatte sein Gewehr neben sich liegen. . . Hauptmann Goller hatte selbst die Feldwachen ausgestellt und jedem Mann die äußerste Wachsamkeit eingeschärft, obgleich es nicht sehr wahrscheinlich war, daß die Russen in der Nacht angreifen würden.

„Aber ein heißer Tag wird es morgen werden", sagte er zum Leutnant Wachtel, der ihn an einer arg zerschossenen Scheune erwartete. . ." Haben Sie noch ein Licht, Wachtel? Ich möchte noch einige Briefe schreiben. Ein paar Worte an meine Frau und an meine Mutter."

Digitized by Google

„Jawohl, Herr Hauptmann. Nur mit der Sitzgelegenheit sieht es schwach aus."

„Fußboden ist doch genug vorhanden, um uns zu setzen", meinte Goller lachend. ... „Wer schnarcht denn da? Ist das Reinbacher? Herr Gott, hat der Mensch eine Seelenruhe. Der ist zu beneiden. . ."

Beim schwachen Licht der Stearinkerze, die Wachtel hielt, schrieb der Hauptmann seine Briefe. „So, lieber Wachtel, ich danke Ihnen herzlich. Und nun gürten Sie Ihr Schwert um und machen Sie einen Rundgang zu den Feldwachen. . ."

Der Leutnant war im Dunkel verschwunden. . . Goller raffte einen Arm voll Stroh zusammen und trug es vor die Scheune. Dann setzte er sich darauf und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Es war ganz windstill und so hellhörig geworden, daß man die Geräusche aus der hochliegenden Stadt vernahm. Man hörte Hunde bellen, schwere Wagen über das schlechte Steinpflaster rattern. Sollten die Russen noch in der Nacht Truppenverschiebungen vornehmen oder zogen sie womöglich ab? Jetzt ging hinter der Stadt ein Feuerschein auf, der schnell höher stieg und immer heller wurde. Zuerst erschienen wie schwache Umrisse, die Konturen der Stadt mit dem hochliegenden gotischen Kirchturm vor dem erhellten Himmel, dann wurden sie deutlich und zuletzt hoben sie sich ganz scharf ab. . . Nicht weit hinter der Stadt mußte ein Dorf brennen.

Er sah von dem schaurig schönen Bild an der Erde zum Himmel auf, wo die Sterne unbeweglich standen und funkelten. Aus einer andächtigen Stimmung lösten sich einzelne Gedanken . . . sie kamen und gingen . . . So hatten die Sterne vor Tausenden von Jahren da droben gestanden . . . so würden sie nach Tausenden von Jahren noch immer stehen. War dort droben wirklich ein höheres Wesen, das sich um die winzigen Wesen, die hier auf dem kleinen Begleitstern einer Sonne wimmelten, bekümmerte? Waren die Menschen vor ihm mehr als die Mücken, die im Sonnenlicht tanzten? . . Mußte es sein, daß sich Millionen dieser Erdbewohner wütend bekämpften und zu Tausenden hinmordeten? . . . „Ja, es muß sein", sagte er laut vor sich hin.

Der Posten, der kaum zehn Schritt von ihm wie eine Erzfigur unbeweglich stand, drehte sich um. „Sagten Herr Hauptmann was?"

„Nein, mein Sohn. Ich habe nur laut gedacht". . . Ja, es muß sein, wiederholte er sich in Gedanken. Unser Leben muß einen Zweck haben . . . einen höheren Zweck als Essen und Trinken und Kinder in die Welt setzen, damit die Art nicht ausstirbt. Sonst wären wir nicht mehr als die Tiere. Er schloß die Augen. Da kam es wie eine Vision über ihn. Er sah sich selbst im Vorwärtsstürmen taumeln und vornüber stürzen . . . Er war tot und doch nicht gestorben . . . denn er erlebte alles, was mit seinem Leichnam vorging. Er sah, wie seine Leute ihm das Grab schaufelten und darauf ein schlichtes Holzkreuz setzten . . Er sah und hörte, wie sie weiterzogen . . . Leutnant Wachtel sagte mit lauter Stimme: „Kerls schleicht doch nicht so trübsinnig . . singt . ." . . . Und dann sangen seine Leute ein Marschlied . . . Da sagte sich sein Geist, der alles das beobachtete: es geht also auch ohne mich . . . Morgen werden wieder Hunderte fallen . . . aber man wird sie kaum vermissen . . . Auch mich wird man nicht vermissen . . .

„Alles in Ordnung, Herr Hauptmann . . . Wir werden wohl diese Nacht nicht gestört werden" . . . Leutnant Wachtel stand vor ihm. Goller fuhr zusammen und stand schnell auf . . . War das ein Traum gewesen? oder eine Vorahnung, die ihm den Tod anzeigte? . . . Er schüttelte sich. Mechanisch hob er die Hand an den Helm.

„Ich danke . . . Wachtel, haben Sie was zu trinken?"

„Jawohl, Herr Hauptman . . . Ich habe schon ein paar Buddelchen Rotspohn hier in der Scheune liegen . . ." Sie hatten sich nebeneinander gesetzt und mit den Bechern angestoßen . . . Nach einer Weile fragte Goller: „Wachtel, woran denken Sie jetzt?"

„Offengestanden, Herr Hauptmann, ich habe eben an Lottermoser gedacht. Wo der bloß jetzt stecken mag?"

„Na, sicherlich doch auch irgendwo im grauen Rock."

„Glauben Sie wirklich, Herr Hauptmann?"

Digitized by Google

„Selbstverständlich, aber weshalb fragen Sie?"

„Ich mache mir Vorwürfe. Ich bin doch, streng genommen, die Ursache gewesen, daß er seinen Abschied genommen hat."

„Darüber kann ich Sie trösten. Der Anlaß kam ihm sehr gelegen. Er wollte so wie so zum Herbst den Abschied nehmen, um sich zu verheiraten."

„Mußte er dazu abgehn?"

„Na besser war's . . . Der Vater seiner Frau, ein Pastor, hat sich erschossen."

„Ein Pastor, der sich erschießt?"

„Ja, es soll Konflikte geben, die sich nicht anders lösen lassen. Sein Schwager Korff hat ihm angedeutet, daß der alte Herr plötzlich aus der strengsten Rechtgläubigkeit heraus Atheist geworden war . . ."

„Das ist ja geradezu tragisch, Herr Hauptmann."

„Jawohl . . . Wenn Sie älter werden, machen Sie wahrscheinlich auch noch die Erfahrung, daß keinem Menschen solche Konflikte erspart bleiben. Auch Lottermoser stand in solchem Konflikt . . . Er war Duellgegner . . . nicht bis in die äußersten Konsequenzen."

„Dann habe ich doch seine Äußerung richtig verstanden", warf Wachtel schnell ein.

„Das will ich Ihnen gern zugeben, lieber Wachtel. Ich bin auch weit davon entfernt, Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, daß Sie sich dagegen zur Wehr setzten. Das war damals die Ehrenauffassung, die in jedem preußischen Offizierkorps herrschte und keine mildere Auslegung duldete . . . Mein Gott . . . ich sage: damals, und es ist kein halbes Jahr darüber verflossen . . ."

„Sie meinen, nach dem Kriege wird eine andere Auffassung Platz greifen?"

„Sie ist schon da . . . Jetzt wissen wir schon, welchen Wert jedes Menschenleben für unser Vaterland und vor allem das Leben eines Offiziers hat . . . Mir kommt der Ehrbegriff, den wir bisher gepflegt haben, wie ein Popanz vor. Und war es nicht ein Götze, dem wir blutige Menschenopfer brachten? Soll ich Ihnen nur aus unserem Bekanntenkreis ein paar Namen nennen? Nicht wahr, das ist nicht nötig? Wir haben im Frieden eine strenge Auslese gehalten und uns nur aus bestimmten Gesellschaftsschichten rekrutiert. Wir waren nahe daran, eine abgeschlossene Kaste zu werden."

„Wird denn das nach dem Krieg nicht wieder ebenso werden?"

„Ganz ausgeschlossen, mein lieber Wachtel. Denken Sie an mein Wort, was ich Ihnen jetzt sage. Wenn der Krieg noch ein Vierteljahr dauert, werden wir jeden Mann, der die persönlichen Eigenschaften dazu aufweist, zum Offizier machen. Wir werden nach dem Krieg Hunderttausende von Offizieren aus jeder Gesellschaftsklasse haben. . . Menschen, die sich nicht in unsere bisherigen Anschauungen einfügen lassen . . . Nein, den Götzen, den sich unser Offizierkorps im Ehrbegriff aufgerichtet hatte, wird der Krieg endgültig zertrümmern. Und glauben Sie mir . . . es geht auch ohne. Unsere Ehre liegt in uns, und nicht außen. Wir allein können sie beflecken."

Er trank seinen Becher aus und hielt ihn dem Leutnant zum Füllen hin. Wachtel hob seinen gefüllten Becher mit gewinktem Arm, als wenn er im Kasino bei Tisch säße. „Darf ich mir gehorsamst auf das Wohl des Herrn Hauptmanns einen ganzen erlauben?"

Auch Goller leerte seinen Becher bis zur Neige. Dann streckte er dem Leutnant seine Hand hin. Die beiden Männer wechselten einen festen Händedruck . . .

„Und nun wecken Sie Reinbacher, daß er einen Rundgang durch die Feldwachen macht." Wachtel war kaum in der Scheune verschwunden, als der Posten einige Gestalten anrief, die aus der Dunkelheit auftauchten . . . „Wir bringen bloß 'nen russischen Überläufer", schallte es zurück . . . Goller stand auf und trat dem Gefangenen näher. Er sprach ihn russisch, das er vollkommen beherrschte, an.

„Ich spreche deutsch," erwiderte der Russe, ein schlanker, junger Mann. „Ich bin aus den deutschen Bauerndörfern bei Saratow. Ich bin bis heute Bursche bei dem Major Sabludow gewesen."

„Weshalb sind Sie zu uns rübergekommen?"

„Weil ich nicht gegen meine Landsleute kämpfen will und weil ich schlecht behandelt wurde. Der Major hat mich nicht anders genannt als deutscher Hund und deutsches

Digitized by Google

Schwein. Heute abend schickte er mich mit einem Befehl zur Batterie . . ."

„Was war das für ein Befehl?" fragte Goller schnell.

Der Überläufer nahm seine Mütze ab und entnahm ihr ein zusammengefaltetes Papier.." „Wachtel", rief der Hauptmann, „machen Sie schnell Licht." Er ging in die Scheune. Der Leutnant hielt schon die brennende Kerze in der Hand . . . Mit fliegender Hast las der Hauptmann das Schriftstück . . . „Das ist sehr wichtig, Wachtel", sprach er noch im Lesen. „Die Russen erwarten unseren Angriff von Osten her und verschieben noch in der Nacht ihre Truppen dahin . . . Bringen Sie mal den Russen herein."

Mit der Kerze leuchtete er ihm ins Gesicht. Mit blitzenden Augen hielt der junge stattliche Mann die Musterung aus. „Herr Hauptmann, ich kann noch mehr erzählen."

„Zum Beispiel was denn?"

„Zwei Regimenter Infanterie und Feldartillerie sind schon heute abend aus der Stadt gezogen . . . Sie sollen erst hinter dem Fluß bei einem Gut, das dort liegt, Stellung nehmen . . ."

„Wissen Sie, ob nach Süden, nach Neuendorf, starke Truppenmassen vorgeschoben sind?" . . .

„Nein, das weiß ich nicht . . . das glaube ich auch nicht, denn die Berge bei Sybba sind stark befestigt und auch der Wald davor . . . Da sind Bäume kreuzweis gefällt . . . Es soll ein ganz dicker Verhau sein. Und auch der Bahnhof und der Kirchhof sind stark befestigt . . ."

„Das sind alles höchst wichtige Nachrichten. Wachtel, holen Sie mir den Vizefeldwebel Andres . . . Er muß mit zwei Mann den Überläufer sofort zum Regimentsstab bringen. Ich schreibe sofort Meldung an den Herrn Oberst. Er wird wohl schon Verbindung mit der Division haben." Diensteifrig sprang der Russe zu, nahm Wachtel das Licht ab und hielt es dem Hauptmann, der sich auf den Boden gesetzt hatte und auf dem über die Knie gelegten Tornister schrieb . . . Fünf Minuten später marschierte der Überläufer mit seiner militärischen Bedeckung zum Regimentsstab ab . . .

Goller hatte sich noch einen Becher Wein einschenken lassen. „Wenn es Ihnen so geht, wie mir, Wachtel, dann wird vom Schlafen nicht viel werden."

„Darf ich eine Partie Schach vorschlagen, Herr Hauptmann? Ich habe den Kasten auch mitbringen lassen."

„Das war ein guter Gedanke von Ihnen."

Das brennende Licht war auf einem Tornister angeklebt . . . Mit untergeschlagenen Beinen saßen die beiden Offiziere sich gegenüber, das Brett mit den Figuren zwischen sich. Schweigend taten sie von Zeit zu Zeit einen Zug oder sie hoben den Becher, den Wachtel stets frisch füllte . . . Nach einer Stunde war der Leutnant besiegt. „Das ist ein gutes Vorzeichen, Herr Hauptmann", sagte er ernst. „Ich habe mir gedacht, wenn ich matt werde, gewinnen wir morgen die Schlacht."

„Wollen das Vorzeichen annehmen", erwiderte Goller. In demselben Augenblick krähte nicht weit hinter der Scheune ein Hahn. „Na nu, wo kommt das Vieh hierher?" fragte Goller lachend. „Den werden wohl unsere Leute requirieren" . . .

„Nein, Herr Hauptmann, das ist unser Hornist Stomber und das bedeutet Wecken."

„Davon muß ich doch erst was wissen . . ."

„Entschuldigen Herr Hauptmann", erwiderte Leutnant Reinbacher eintretend. „Ich habe das angeordnet . . . Hier ist soeben Befehl vom Regiment gekommen. Wir werden abgelöst und marschieren mit dem Bataillon ab . . . Die Feldwachen werden schon von der sechsten übernommen . . ." Der Hauptmann nahm ihm das Blatt Papier aus der Hand. „Ein tüchtiger Marsch von drei, vier Stunden . . . Na dann los, meine Herren." Der Morgen graute, als die Spitze des Bataillons das Dorf Chroszczellen an der westlichen Bucht des Lycksees betrat . . . Von dort sollte aufgeklärt werden, ob das große, langgestreckte „Neuendorf", wo sich eine Brücke über den Lyckfluß befand, von den Russen besetzt war.. Dazwischen lag noch das Gut Malleczewen und das Dorf Barannen. Leutnant Wachtel hatte sich ausgebeten, die erste Patrouille führen zu dürfen. Er hatte den Befehl, sofort zurückzukehren, wenn er etwas vom Feinde entdeckte.

Digitized by Google

Hauptmann Goller stand mit mehreren anderen Offizieren am Ausgang des Dorfes. Es war schon so hell, daß man die Gläser gebrauchen konnte . . . Da sah man von den Sarker und Monker Bergen Marschkolonnen herniedersteigen . . . „Das sind Sachsen" rief der Major . . . „Schnell einen Meldereiter ihnen entgegenschicken. Das klappt, meine Herren! Erst gegen acht war das Eintreffen der beiden sächsischen Regimenter zu erwarten. Die müssen einen tüchtigen Marsch gemacht haben."

Auf dem nächsten Hügel tauchte eine Offizierspatrouille auf . . . Sie kam näher . . . Alle verstaubt bis auf die Stirn . . . Sie kam schnell näher . . . Der Offizier hob die Hand zum Gruß und rief im schönsten Ostpreußisch: „Guten Morgen, meine Härren."

Da löste sich Hauptmann Goller mit einem Sprung aus der Gruppe. „Lottermoser"! . . .

„Goller" . . . Die beiden Freunde hielten sich umschlungen.

---

14. Kapitel.

„Wo haben Sie sich das geholt, lieber Lottermoser?" fragte der Major Winter und wies mit den Augen auf das Eiserne Kreuz 1. Klasse, das Lottermoser an der linken Brust trug.

„Bei dem großen Rückzug an der Marne, Herr Major. Ich mußte mit meiner Kompagnie den Übergang über ein kleines Flüßchen bis zum letzten Mann halten . . . Mit 65 Mann, von denen noch einige leicht verwundet waren, bin ich davongekommen und habe noch gerade den Anschluß erreicht . . . Und dann wurden wir auf die Bahn verladen und sind Tag und Nacht hierher gefahren."

Der Major neigte mehrmals den Kopf. „Das war eine sehr starke Enttäuschung für uns, daß ihr dort zurückgehn mußtet. Na, wir werden mit den Russen hier schon fertig werden . . . Wenn wir sie heute hier rauswerfen, ist in einer Woche kein Russe mehr auf deutschem Boden. Es geht los, meine Herren." Damit wies er nach einem weißen Wölkchen in der Luft . . . Fast gleichzeitig schlug ein schwere Granate, kaum dreißig Meter von ihnen, in den See . . .

„Die stehen auf dem hohen Seeufer bei Sybba", rief Goller, „ein russischer Überläufer hat es heute Nacht ausgesagt."

„Na dann werden das auch unsere Bombenschmeißer wissen", meinte der Major, als hinter ihnen die deutsche schwere Artillerie von den Sarker und Monker Bergen zu donnern begann. „Aber hier wird's ungemütlich . . . Wir wollen uns doch in Deckung begeben." Eben war wieder eine schwere Granate kaum fünfzig Meter hinter ihnen eingeschlagen . . . Er wies mit der Hand nach dem Lycker Kirchturm, der mit seiner schönen Silhouette am Morgenhimmel stand. „Das ist der vorzüglichste Beobachtungsstand, von dem die Russen in meilenweitem Umkreis das Schlachtfeld . . ." Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Spitze des Turmes sich in eine Staubwolke zu verwandeln schien . . . Durchs Glas sah man, daß auch der größte Teil des Turmes im Innern zerstört war . . . Gleich darauf stiegen zu beiden Seiten des Turmes dicke Rauchwolken auf . . .

„Es ist traurig, aber nötig", sagte der Major. „Aber nun sehen Sie doch bloß die Kerls . . ." Drei Kähne voll Soldaten fuhren auf dem See umher. Man sah, wie die Feldgrauen mit den Händen große Fische aus dem Wasser holten, die von der Explosion der Granaten betäubt oder getötet waren.

„Das sind meine Masuren", rief Goller lachend. „Die hängen sich auf nach Fischen . ." Er lief ans Ufer und rief ihnen laut zu, heranzukommen . . . „Herr Hauptmann, die werden uns heute noch schmecken," rief ein Gefreiter und hob einen Hecht von mindestens zehn Pfund in die Höhe . . .

Jetzt kam der Befehl zum Antreten. Leutnant Wachtel war mit der Meldung zurückgekehrt, daß der Malleczewer Wald unbesetzt sei. Im Laufschritt wurde das ebene Feld bis zum Wald durchmessen . . . Eine halbe Stunde später lag das Bataillon ausgeschwärmt am Waldrand, dem langgestreckten Neuendorf gegenüber. Der Ort schien stark besetzt zu sein, überall knallte und krachte es aus den Scheunen und Ställen. Zweihundert Schritt davor lag ein Schützengraben der Russen, mit dem Bahnhofsgebäude in der Mitte . . . Davor in einer Ausdehnung von

Digitized by Google

etwa siebenhundert Meter ein freies, ebenes Feld, das die deutschen Truppen beim Sturmangriff überschreiten mußten.

Nach wenigen Minuten hatten die Füsiliere sich soweit eingegraben, daß sie gegen die russischen Kugeln geschützt waren . . . Major Winter, der erst vor kurzem aus einem anderen Regiment gekommen war, kroch zu Goller heran . . . „Sie kennen doch die Gegend, Herr Hauptmann. Was meinen Sie, werden wir hier durchkommen?"

„Ganz leicht wird es nicht sein, aber wir werden müssen, Herr Major." Er breitete hinter einen dicken Eiche, die mehr als ein Meter Durchmesser hatte, die Karte aus . . . „Hier vor uns im Dorf sind gerade zwei Brücken über den Lyckfluß . . . eine an der Mühle, uns gerade gegenüber, eine weiter rechts im Laufe der Chaussee. Die müssen wir haben, um den Russen hier den Rückzug zu sperren, wenn sie aus Lyck herausgeworfen werden . . . Dann bleibt ihnen nur noch der Weg über Mrosen und Regelnitzen nach der Grenze zu offen, denn der Lyckfluß ist von Neuendorf ab etwa eine Meile weit von sumpfigen Wiesen eingefaßt, die höchstens von Infanterie an ein paar Stellen, aber auch nur mit großen Schwierigkeiten überschritten werden können . . . Und da werden sie ja von den Sachsen empfangen."

„Wir können aber nicht eher vorgehen, bis Artillerie uns gehörig vorgearbeitet hat", meinte der Major. „Das wäre ja der helle Wahnsinn, auf dem ebenen Feld bei nahe einen Kilometer gegen den Graben und das große Dorf anzustürmen."

Wenige Minuten später begann es seitwärts von den Rostker Bergen im Süden des Dorfes zu krachen. Die deutsche Artillerie war aufgefahren und bestrich von der Seite den Schützengraben. „Das schafft Luft", rief Goller laut. „Nun noch das Dorf . . ." Aus der Spitze eines Baumes kam ein Unteroffizier herabgeklettert. „Von der königlichen Forst her kommen große Massen Russen über das Feld auf das Dorf zu", meldete er. „Sie laufen schnell . . . einige schwere Granaten sind schon in die dichten Massen eingeschlagen . . ."

„Sind die Kerle toll?" rief in diesem Augenblick der Major aus. Dichte Massen von Russen quollen aus dem Dorf . . . vier, fünf Staffeln hintereinander . . . Mit grauenhaftem Erfolg schlugen von der Seite die deutschen Granaten in die dichten Massen . . . Auf der ganzen Linie der Füsiliere begann ein wohlgezieltes Schnellfeuer. „Visier neunhundert Meter . . . Gut zielen", schrien die Zugführer und Unteroffiziere. Sie hatten den „Schinken" oft genug geübt und kannten genau die Entfernung.

Die ersten beiden Staffeln der Russen waren hingemäht worden. Die wenigen, die noch übrig geblieben waren, wurden von der dritten Staffel mitgerissen nach vorn . . . Noch hundert Meter über ihren Schützengraben hinaus trug sie die Sturmbewegung . . . Dann begannen die Massen zurückzufluten . . . Man sah, wie sie die Gewehre von sich warfen . . .

„Zum Sturm auf . . Marsch . . marsch!" . .

Auf fünfzig, sechzig Stellen zu gleicher Zeit hatten die deutschen Führer der Züge und Gruppen den Befehl gegeben . . . Ein tosendes Hurra aus tausend deutschen Kehlen . . . Gruppen, die ein Ende vorgeeilt waren, blieben einen Augenblick stehen, um zu feuern . . . Im russischen Schützengraben machten die Füsiliere zehn Minuten Pause, um zu verschnaufen . . Jetzt krachte es dumpf vor ihnen im Dorf, die Russen hatten die Brücke an der Mühle gesprengt . . . Wie ein Befehl wirkte der Krach . . . Die Füsiliere sprangen aus dem Graben . . . Laufend war der Zwischenraum bis zum Dorf in einer Minute zurückgelegt . . . Drüben aus den Schaluppen der Domäne krachten ihnen Schüsse entgegen. Aber schon waren die ersten im Fluß.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

2. Fortsetzung.

Eine wilde Energie leuchtete aus den Augen des jungen Mannes und zeigte sich in den festgezeichneten Linien des schöngeformten Mundes.

„Beruhigen Sie sich, Stambulow, noch brauchen wir die Russen; sie jetzt herauszufordern wäre Leichtsinn."

„Wir werden sie bald nicht mehr nötig haben. Der Schnitt mit der Gärtnerschere muß beschleunigt werden. Bulgarien mit Ost-Rumelien vereint, wird stark genug sein, sich selbst zu beschützen."

Stefan schüttelte bedenklich den Kopf. „Nicht ohne starke Verbündete."

„So schaffen wir uns diese! England zeigt uns Wohlwollen, schon aus alter Eifersucht gegen Rußland. Bemühen wir uns, dies bisher positive Wohlwollen in ein aktives zu verwandeln."

„Das liegt in der Hand des Fürsten und eines geschickt operierenden Ministeriums. Glauben Sie, daß Karavelow uns genügend unterstützen wird?"

„Wenn nicht er, so Frau Katinka," „et ce que femme veut, dieu le veut", meinte Stambulow, der mit einem Schlage seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Guten Tag, Giorgieév," fuhr er fort, „ich verreise morgen. Bald sollen Sie von mir hören." Stefan schüttelte die ihm dargebotene Hand und beide Männer setzten nach verschiedenen Richtungen ihren Weg fort.

---

6. Kapitel.

„Sie wollen nicht, Ranà, aber das ist unerhört! Und darf ich fragen, weshalb Sie nicht wollen?" Frau Karavelow ging mit auf dem Rücken gefalteten Händen im Zimmer auf und nieder und fixierte die Angeredete, welche in ruhiger Haltung dastand.

„Ich habe Ihnen schon in Philippopel gesagt, Frau Katinka, daß wir es mit den Russen nicht verderben dürfen; meine Ansicht ist seit dem unverändert geblieben."

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß Bulgarien nur groß werden kann, wenn wir die getrennten Teile vereinigen?"

„Gewiß, doch nur mit russischer Zustimmung."

„Die werden wir nie erhalten."

„Das fürchte ich auch; dennoch ist ein gewaltsames Vorgehen unrätlich. Wir setzen dabei das aufs Spiel, was wir schon errangen."

„Nun, wer wagt, gewinnt! Ich bin überzeugt, daß der Fürst, wenn er nur wagen wollte, bald die Königskrone Bulgariens auf seinem Haupt sähe. Welch ein Lohn aber würde derjenigen zuteil, die durch klugen Rat, durch liebevolles Drängen ihn dahin gebracht, den äußersten Schritt zu tun!"

Ranà hatte den Blick gesenkt. Vor ihrem inneren Auge erhob sich gleich einem Zaubergebilde, der Königsthron und auf demselben der jugendlich schöne Fürst, der ihr als das Ideal eines Königs von Volkes und Gottes Gnaden vorschwebte. Und war nicht sie die Tochter Chriskas? War es nicht ihre Pflicht, alles zu tun, um den herrlichen Traum, dem ihre Mutter nachgelebt, zur Wirklichkeit zu gestalten? War es nicht köstlich, der gute Genius eines Herrschers, einer ganzen Nation zu werden? Ja, sie wollte. — Plötzlich erhob sie das Auge, ihr Blick begegnete demjenigen Katinkas, welcher sie lauernd prüfte. Nein! Sie wollte nicht mehr! Das einen Augenblick vergessene Mißtrauen gegen jene Frau war unter dem falschen Blicke derselben mit verdoppelter Macht aufgetaucht. Sie erkannte deutlich die Verfucherin und wies sie von sich. Ihre Stimme klang kühl und ruhig, als sie mit leisem Spott und lächelnder Lippe sagte: „Sie sind uneigennützig, Frau Katinka, indem Sie mir eine so schöne Rolle im Schauspiel zuteilen, weshalb spielen Sie diese nicht selbst?"

Frau Karavelow biß die Zähne auf einander. Welch einen Widerstand hatte sie hier zu besiegen?"

„Ich würde mir dieselbe wahrlich nicht entgehen lassen," entgegnete sie scharf, „wenn ich nicht meinen Mann berücksichtigen müßte. Wie kann ich zu einem Schritte drängen, den er nicht billigt? Und gesetzt den Fall, ich wollte es dennoch tun, würde der Fürst nicht Mißtrauen

Digitized by Google

gegen die Aufrichtigkeit meiner Ratschläge hegen?"

„Fürchten Sie das nicht; Sie gelten ihm viel."

War das Spott? Die geärgerte Dame maß die junge Frau mit den Augen. Nein — sie meinte es ernsthaft; sie wußte offenbar noch nicht, daß Frau Kankinka wenig Einfluß mehr habe. Wie derselbe ihr so plötzlich unter den Händen weggeglitten war, sie konnte es ja selbst kaum begreifen. Aber gesetzt, sie hätte ihn noch, hier wollte sie nicht handelnd eingreifen; sie wollte ein Feuer nicht anblasen, an dem sie sich selbst verbrennen konnte; aber Ranà. Diese sollte, diese mußte es tun! Wurde sie das Opfer dann, um so besser! Die eifersüchtige Frau hielt in ihrer Zimmerpromenade inne und ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Der Himmel weiß, wie viel ich ihm noch gelte!" rief sie aus. „Er kümmert sich wenig mehr um die alte erprobte Freundin, seit eine jüngere und schönere ihn gefangen genommen hat. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen den Vorzug neide, Ranà, gewiß nicht! Ich halte Sie desselben würdig und eben deshalb betraue ich Sie mit einer Mission, deren Erfüllung jeden guten Patrioten zunächst am Herzen liegt — Versprechen Sie mir wenigstens bei Ihrer nächsten Unterredung mit dem Fürsten darauf hinzudeuten."

„Es ist weder klug noch gut, wenn das Weib sich in die Anlegenheiten der Männer mischt, pflegte mein Vater zu sagen. Ich bin geneigt, diesmal seinem Rat zu folgen, wenn ich auch nicht ganz so denke wie er."

„Ihr Vater hat nicht unrecht! Wenn die Männer wissen, was sie zu tun haben, so lassen wir die Hände besser davon; aber wissen Sie es denn? Eine kluge Frau hat schon oftmals mit Erfolg den Ausschlag in wichtigen Fragen gegeben."

„Ich scheue die Verantwortung."

„Ums Himmels willen nur keine Bedenklichkeiten! Fest auf das Ziel hingearbeitet und nur den glücklichen Ausgang im Auge. Sie haben doch schon einmal die Fahne vorangetragen, warum zögern Sie diesmal?" Ueber Ranàs liebliches Gesicht glitt eine heiße Röte.

„Der Kampf war entbrannt," entgegnete sie; „nicht ich hatte ihn angefacht. Damals war ich jung, sehr jung und stürzte mich blindlings in die nationale Bewegung. Heute, nachdem mehr denn ein Jahrzehnt verflossen, überlege ich mit gereiften Sinnen und warte."

„Warten! Ein ausgezeichnet bequemes System, bei dem man jedoch gewöhnlich den kürzeren zieht," erwiderte Frau Katinka mit verächtlichem Achselzucken. „Ich wollte, Sie besäßen noch den blinden Eifer Ihrer siebenzehn Jahre! Nur wer nicht wägt und bedenkt, vermag zu gewinnen. In Philippopel ist bereits alles für den Schlag vorbereitet; nur die Einwilligung des Fürsten fehlt uns; weigern Sie sich nicht länger wenigstens einen Versuch zur Erlangung desselben zu machen."

Ranà schüttelte den Kopf. „Geben Sie sich keine Mühe mehr, Frau Katinka, selbst wenn ich aus Ueberzeugung zu reden vermöchte, ich täte es doch nicht. Der Fürst weiß, was er zu tun hat; er weiß, welche Rücksichten er den Russen schuldig ist; und wird dieselben nicht außer Acht lassen, auf das Drängen eines Weibes hin."

„Aus Ihrem Munde spricht die ganze Nation zu ihm! Es wäre Ihre Sache, ihm das begreiflich zu machen. Reizt es Sie so wenig, Ihre Macht an ihm zu erproben?"

Ueber das Gesicht der jungen Frau glitt ein zorniger verächtlicher Zug. „Für was halten Sie mich? Bin ich eine Kokette, die ihr Spiel treiben soll?" Frau Katinka krampfte die Hände ineinander. „Wie zäh Sie ist?" glitt es unhörbar über ihre Lippen.

In diesem Augenblicke läutete es. Die immer wachsame Ministerpräsidentin streckte den Kopf zur Tür hinaus.

„Ah, Sie sind es, Stefan Giorgieév? Wissen Sie, daß ich nichts bei Ihrer Frau erreichen kann?"

„Das hatte ich halb und halb erwartet."

„Oh, treten Sie doch näher und lassen Sie sich ansehen. Liegt der Grund der Weigerung vielleicht bei Ihnen."

„Nicht im mindesten. Ich habe Ihnen meine Frau für alle nationalen Zwecke zur Verfügung gestellt, sobald sie sich selbst dazu hergeben will. Wenn sie sich weigert, so hat sie Gründe, die ich ehre und nach denen ich nicht einmal frage."

Digitized by Google

„Sie sind von einer unverbesserlichen Gleichgiltigkeit, Stefan; möchten Sie dieselbe nicht zu bereuen haben."

„Ich hoffe so," entgegnete der Offizier, indem er einen liebevollen Blick auf seine schöne Frau warf, die ihm dankbar zulächelte.

Als das Paar sich nach kurzer Zeit entfernte, schaute Frau Katinka ihm mit einem bösen Lächeln nach. „Sie weigert sich heute; morgen wird sie überlegen; übermorgen wird sie versuchen, wie weit die Macht ihrer Schönheit und Überredungsgabe reicht. Ich sollte die Frauen nicht kennen. Mit diesen beruhigenden Gedanken setzte sich die Ministerpräsidentin an den Schreibtisch ihres Mannes und verfaßte ein Aktenstück.

„Sie beurteilt alle Frauen nach sich selbst," sagte Stefan auf dem Heimweg, nachdem ihm Ranà ihre Unterredung mitgeteilt hatte. „Sie begreift nicht, wie eine schöne Frau, gleich dir, ohne Ehrgeiz, ohne Streben nach Macht und Einfluß sein kann. Ihr ist jene Vaterlandsliebe fremd, die zu den höchsten Opfern treibt, ohne Rücksicht auf die eigene Person. Aber bei ihr tritt, wie leider bei so vielen unserer maßgebenden Persönlichkeiten, das „Ich" in den Vordergrund und veranlaßt sie, beständig das Interesse der Nation mit dem eigenen zu verwechseln. O, dächten alle wie du und ich; es stände besser um unser Land, es würde besser um unseren Fürsten stehen. Ist er nicht genötigt, sich zwischen dem Mißtrauen der Volksvertretung und dem Uebelwollen Rußlands herumzudrücken, wie zwischen Tür und Angel? Wirft man ihm nicht immer neue Steine zwischen die Füße, zum Dank für seinen ehrlichen Willen und sein redliches Streben? Wie wird er aufatmen, wenn er jetzt seine Reise nach Franzensbad antritt und einmal wieder Mensch unter Menschen sein darf; ich hoffe, er wird sich neuen Mut und neue Ausdauer dort holen." — —

Ranà hörte ihrem Mann zu, ohne ein Wort zu erwidern. Die Nachricht, daß der Fürst verreisen werde, erfreute und beunruhigte sie zugleich. Welch neue Intriguen würde man in seiner Abwesenheit schmieden! Welche Willkür würden die Minister üben! Wie würden die Revolutionäre wirken und wühlen! Plötzlich wurde sie durch eine laute, wohlbekannte Stimme aus ihrem Nachdenken gerissen und sah Olga Risev vor sich. Es war derselben gelungen, durch Karavelows Einfluß das Ziel ihrer Sehnsucht, Sofia, zu erreichen. Auch hier wirkte sie an einer Schule, setzte aber ihre schriftstellerische Tätigkeit an einer antirussischen Zeitung fort und hatte dadurch die Mißbilligung des russischen Konsuls auf sich gezogen. Dieser veranlaßte ihre Entlassung, da eine Nihilistin nicht an einem öffentlichen Institute zu dulden sei.

„Oh diese Russen! wie ich sie hasse!" rief sie aus, nachdem sie die Geschichte ihrer Absetzung in fliegenden Worten erzählt hatte. „Sie haben Karavelow solange in die Enge getrieben, bis er ihnen zu Willen sein mußte. Soll ich mir das gefallen lassen? soll ich? Ich will doch sehen, ich gehe zum Fürsten." Sie hatte sich völlig außer Atem gesprochen und stand mit hochrotem Gesicht vor dem Ehepaare, wartend, was es zu dem ungeheuren Ereignisse sagen werde.

„Ich habe Sie früher oft gewarnt, Olga," entgegnete Ranà. „Sie haben es in letzter Zeit mit Ihren Hetzartikeln zu weit getrieben."

„Dennoch ist es eine jämmerliche Kleinlichkeit des russischen Konsuls," bemerkte Stefan, „in dieser Weise gegen eine Lehrerin vorzugehen"

„Habe ich Unrecht, wenn ich sage, die Russen müssen hinaus? „Werden wir Herren im eigenen Hause sein, so lange sie da sind?" eiferte Olga.

„Schreien Sie nicht und kommen Sie mit uns," forderte Stefan sie auf, „hier auf der Straße können wir uns schlecht besprechen."

Olga lehnte ab. „Ich muß zu Frau Katinka und dann — zum Fürsten."

Ranà war zufrieden damit. Das rasche männliche Wesen Olgas war ihr nicht sympathisch. Sie verabschiedete sich mit einem Händedruck und zeigte keine Freude, als Olga unaufgefordert versprach, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, um über den Verlauf ihrer Klage Bericht zu erstatten.

Als das Ehepaar die Tür seiner Wohnung erreicht hatte, kam ihm bereits der alte Ivanschkow entgegen. „Die Kinder sind schon alle da, Frau Ranà," rief er in vorwurfsvollem Tone, „sie lärmen und toben, und werden noch etwas zerbrechen, wenn Sie nicht gleich dazwischentreten."

Digitized by Google

Ranà lächelte und Stefan sagte scherzend: „Kannst du sie nicht in Ordnung halten, alter Bär?" Der Diener schüttelte den grauen Kopf.

„Ja, wenn es Jungen wären! Ein paar gut gezielte Hiebe und sie parieren schon; aber diese Mädchen, an die man keine Hand legen darf, mit denen nehme ich es nicht auf."

„Und doch regiert meine Frau sie mit einem Blick."

„Ja, den Blick, den hat sie von der Mutter," meinte Ivanschkow und schlug ein Kreuz; „die konnte mit ihren Augen wilde Bestien zahm machen."

Ranà war indes ins Haus getreten, hatte das niedere Erdgeschoß durchschritten und sich in den einzigen Raum begeben, der sich außer der Küche in demselben befand. Dieser Raum war angefüllt mit Mädchen der verschiedensten Altersklassen; einige gut, die meisten ärmlich gekleidet, aber alle mit einem lebendigen, intelligenten Ausdruck auf den frischen Gesichtern. Das war Ranàs kleine Privatschule. Sie hatte ihre Mädchentätigkeit auch hier wieder aufgenommen, zum größten Leidwesen des alten Ivanschkow, der sich manche Neckerei der tollen Schülerinnen gefallen lassen mußte."

„Wenn noch eigene Kinder dabei wären," murmelte er oft verdrießlich, „da ließe ich mirs gefallen; aber fremder Leute Nachwuchs" — hier stockte er immer, denn die traurigen Augen Ranàs sagten ihm deutlich genug, wie auch sie es beklage, daß der Himmel ihr den Segen einer eigenen kleinen Familie versagt habe, und daß es auch kein voller Trost sei, sich den Kindern anderer Leute zu widmen. Aber es war immerhin ein Trost; der Trost einer lohnenden Arbeit und so gab sie sich dieser Arbeit mit ganzer Seele hin.

Wie Stefan richtig gesagt hatte, ein Blick von ihr genügte, um die durcheinandertobende Mädchenschaar lautlos auf bestimmte Plätze zu bannen. Ranà nahm einen etwas erhöhten Sitz ein und begann den Unterricht. Stefan konnte es sich nicht versagen, in der halbgeöffneten Tür eine Weile zu lauschen, und wie er lauschte, stieg vor ihm ein Bild auf, malerisch lieblich; jenes Bild auf dem Klosterhofe unter dem alten Nußbaum, wo er Ranà zum ersten Male erblickte, ein Kind noch, unter Kindern. Wie herrlich hatte sich seitdem die Knospe zur Blume entfaltet! Wie vieles hatte sich mit ihr entwickelt, was damals, gleich ihr, unter Knospenhülle trieb und keimte. Aufgeblüht war mit ihr eine ganze Nation; emporgeschossen war mit ihr ein Thron. Das war die Blütezeit; aber wo blieb die Frucht? Dort saß sie und lehrte fremde Kinder, die Kinderlose. Ihm war, als sähe er in ihr ein Bild Bulgariens, aufgeblüht, um wieder zu versinken, ein Erbteil Fremder. Mit leisem Seufzer schloß er die Tür.

Als Ranà nach geschlossenem Unterricht zu ihm in sein Arbeitszimmer trat, fand sie ihn düster brütend im Armstuhle vor dem Schreibtisch. Sie strich mit weicher Hand die Falten von seiner Stirn und fragte ihn nach seinem Mißmut. Da brach es wie Klage von seinen Lippen, daß sie ihm keine Söhne geschenkt, um dereinst das Vaterland zu verteidigen; wenn Gefahr herannahe; „denn sie wird herannahen, ich sehe sie lauern im Auge jedes habsüchtigen, mißtrauischen Bulgaren, im Blick jedes übermütigen gewaltsamen Russen", rief er schmerzlich aus, „und dann wehe unserem jungen Lande und unserem jungen Fürsten."

Ranà tröstete und ermutigte, und es gelang ihr, die düsteren Gedanken Stefans zu verscheuchen. Als er sie aber verlassen hatte, um eine Dienstangelegenheit zu erledigen, da senkte sie den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich.

---

7. Kapitel.

Olga kam an jenem Tage nicht mehr, aber der folgende brachte ihren nicht sehr erwünschten Besuch.

„Ich werde meine Revanche haben," rief sie schon in der Tür aus; „Karawelow wird meine Mitlehrerin, eine Russin, als Fremde, entlassen. Das ist das Einzige, was er vor der Hand tun kann."

Ranà schüttelte den Kopf: „Eine unkluge Revanche, die zu nichts nützt, als Ihnen eine augenblickliche Befriedigung zu gewähren. Sie sind damit nicht wieder eingesetzt, Olga."

„Gleichviel! Man zeigt den Russen doch, daß man sich nicht alles ungerochen gefallen läßt. Und wir werden ihnen bald noch mehr zeigen. Ich kehre nach Philippopel zurück, um den Brand zu schüren; sie sollen mich nicht umsonst eine Nihilistin geheißen haben."

Digitized by Google

„Sprachen Sie den Fürsten, Olga?"

„Ob ich ihn gesprochen habe! Er ist ganz und gar, wie ich ihn mir gedacht habe. Ich wollte, er machte mich zum Zimmermädchen in seinem Konak, damit ich ihn nur alle Tage anschaun dürfte. Aber, ich glaube, er läßt sich nur von Männern bedienen, denn ich sah kein weibliches Gesicht weit und breit."

„So waren Sie im Palast?"

„Natürlich; es hat ja ein jeder dort Zutritt, der eine Klage anzubringen hat. Es waren eine Menge Landleute da; Bauern in Schafpelzen, die aus Respekt ihre Schuhe ausgezogen hatten. Ich habe mich mit dem Volk da herumgedrängt. Möchte wissen, in welchem zivilisierten Reiche es so idyllisch zugeht — unmittelbarer Verkehr des Fürsten mit seinen Untertanen! Heiliger Dimitri! Durch welch ein Spalier von Adjutanten und Hofchargen muß ein armer Bittsteller in anderen Ländern erst Spießruten laufen, ehe er zu seinem Fürsten und Herrn kommen kann, wenn man ihn überhaupt zu ihm läßt."

„Waren Sie denn jemals an anderen Höfen?"

„Ich war in Rußland; und da habe ich gar manches gehört und erfahren. Glauben Sie mir, Frau Giorgieév, ich weiß, wies in der Welt zugeht. Ich habe dort einmal eine Oper gesehen, in derselben gab es einen König, natürlich aus längst vergangener, sagenhafter Zeit, der saß auf seinem Throne und alles Volk war um ihn versammelt, und wer zu klagen hatte, der trat vor und klagte, und wer sich verteidigen wollte, der verteidigte sich. Dann sprach der König Recht und niemand murrte wider seinen Ausspruch. Das gefiel mir. So sollte es noch heute sein. Der König allein soll entscheiden und alles Volk sich beugen und ihm gehorchen. So denke ich! So habe ich immer gedacht. Und nun sagen Sie mir, mit welchem Rechte man behauptet, daß ich eine Nihilistin bin."

Ranà lächelte. „Im eigentlichen Sinne sind Sie es wohl nicht, aber den Russen müssen Sie jedenfalls so erscheinen. Ist nicht alles Nihilismus, was sich gegen ihre Gewaltherrschaft auflehnt?"

Olga warf die Lippen auf. „Gut. So bin ich eine Nihilistin, welche nur dem einen Ziele nachstrebt, Alexander den Ersten als König auf den Thron des vereinigten Bulgarien zu sehen."

„Von welchem Thron herab er dann Recht sprechen soll über alles Volk zu seinen Füßen, wie jener sagenhafte König?" fragte Ranà scherzend.

„Wenn es nach mir ging ganz gewiß."

„Da müßte er ein Gott sein oder — ein Tyrann."

„Und ist er nicht ersteres?"

„Er ist ein Mensch, ein guter, ein edler Mensch, vielleicht zu edel für die Aufgabe, welche ihm geworden. Er kann nie ein absoluter Herrscher werden in Ihren Sinn, Olga. Jener sagenhafte König aus längstvergangenen Tagen muß für unsere Zeit eine fromme Sage bleibe. Heut zu Tage finden die Herrscher zu viele kluge oder klug sein wollende Untertanen, welche ihnen ins Wort fallen und alle ihre Taten einer hemmenden Kritik unterziehen.

„Die Pest über diese Untertanen!" rief Olga; „könnte man sie nicht sämtlich deportieren? Sie sind sicherlich bei uns in der Minderzahl. Das Volk ist ganz geeignet für mein ideales Königreich. Sie hätten Sie heute sehen sollen, diese einfachen Leute, mit welchem Vertrauen sie ihre kleinen Beschwerden vor den Fürsten brachten, wie die Kinder vor ihren Vater, und wie sie dann fortgingen, wenn nicht gleich erhört, so doch getröstet und ganz erfüllt von dem Bilde ihres Herrschers."

„Wie Sie, Olga."

„Ja, wie ich; ich leugne es nicht. Er kommt mir vor wie der Schwanenritter in der Wagnerschen Oper, die ich in Petersburg sah. Sie kennen den Lohengrin natürlich nicht?"

Ranà kannte ihn nicht; ihr Fuß war nie über Bulgariens Gebiet hinausgekommen. „Erzählen Sie mir davon," bat sie.

Olga erzählte, lebhaft, enthusiastisch, wie es ihre Art war. Die junge Frau hörte zu mit träumerischen Augen. Als Olga schwieg, fuhr sie empor, faßte die Erzählerin bei beiden Schultern und starrte sie fast unheimlich an. „Er ging? Er zog fort von Bulgarien? Er überließ es seinem Schicksal, weil man ihm mißtraut, weil man ihn verraten? Woher weiß jener Mann, der die Oper schrieb, daß es so kommen muß?"

„Aber, Frau Giorgieév," rief Olga erschreckt, „besinnen Sie sich, Sie verwechseln die Begriffe, die Geschichte spielt in Brabant, nicht in Bulgarien." Ranà ließ die Hände sinken

Digitized by Google

und seufzte, als erwachte sie aus einem schweren Traum. „Sie sagten doch selbst, daß der Fürst dem Schwanenritter gleiche," hauchte sie verwirrt. „Äußerlich nur, brummte Olga. „Im übrigen ist er uns weder vom Heiligen Graal zugesandt, noch wird eine Schwanenbarke ihn uns wieder entführen."

„Wird hier konspiriert, dann ziehe ich mich gleich wieder zurück?" rief eine fröhliche Stimme zur Tür hinein, und Ljubas feines Gesichtchen zeigte sich zwischen den Falten des Vorhanges.

„Kommen Sie immer herein," ermunterte Olga, „hier wird nur ein Thema verhandelt, an dem Sie gleiches Interesse haben als wir, — dies Thema heißt: „Alexander".

Bitte, schweigen wir davon," sagte Ljuba, indem sie ihre zierliche Gestalt durch den Vorhang schob, „von diesem Thema sind mir die Ohren so voll, daß ich nichts mehr davon hören mag. Den ganzen Tag hat er mich damit traktiert."

„Er? Wer?" fragte Olga.

„Dieser unausstehliche Januschi mit seiner ewigen Großprahlerei," rief Ljuba, sich in einen Schaukelstuhl werfend und denselben heftig hin- und herbewegend, aber, wenn er mir die Unwahrheit gesagt hat, so soll er sich in Acht nehmen."

„Und was hat er Ihnen gesagt?" forschte Olga neugierig.

Ljuba blinzelte etwas mißtrauisch, dann zuckte ein schelmisches Lächeln um ihren Mund und sie kicherte nach einigem Besinnen die Worte hervor: „Januschi behauptet, der Fürst habe nur 50 Bände in seiner Bibliothek, und von diesen fünfzig Bänden habe er vielleicht zehn gründlich gelesen."

„Oh, welche Verleumdung!" rief Olga empört aus!

„Nicht wahr, das sagte ich auch. Da bot er mir eine Wette an; aber wer soll sie entscheiden? Ich kann doch den Fürsten nicht zum Examen befehlen?"

„Das ist ganz und gar lächerlich; wie konnten Sie eine solche Wette eingehen, Ljuba?" warf die junge Frau dazwischen.

Der Schaukelstuhl bewegte sich immer heftiger und das junge Mädchen blinzelte immer verdächtiger. „Wie gesagt, er ist ein unausstehlicher Mensch, der Januschi, und diese Behauptung hat er nur aufgestellt, um mir zugleich einzureiben, daß er eine Bibliothek von fünftausend Bänden besitze, die er alle gelesen habe. Jetzt frage ich Sie, ob es möglich ist, daß ein Mensch fünftausend Bände gelesen haben kann, der noch nicht dreißig Jahre alt ist."

„Na," meinte Olga, „es gibt eine Art, mit den Daumen zu lesen, die sehr schnell geht. Blättern nennt man das."

„Ja, das ist doch aber kein Lesen," beharrte Ljuba; „wenn ich nur selbst ein wenig mehr wüßte, da könnte ich ihn aufs Glatteis führen, aber so —" Der Schaukelstuhl stand still und das junge Mädchen schwieg nachdenklich.

„Wie wärs, wenn ich ihn einmal ins Verhör nähme," meinte Olga, die sich auf ihre Petersburger Studien viel zu Gute tat und in der Tat einen ungewöhnlichen Schatz von Schulweisheit in sich aufgehäuft hatte.

Ljuba sprang auf. „Das ist ein prächtiger Gedanke und gerade jetzt die beste Gelegenheit, ihn auszuführen. Januschi befindet sich bei Frau Katinka. O bitte, Olga, gehen Sie gleich und treiben Sie ihn in die Enge, so gut Sie können."

„Gut, gehen wir," entschied Olga.

„Ich gehe nicht mit."

„Aber es wird Sie amüsieren, dieses Hasentreiben ein wenig zu beobachten."

„Gar nicht. Sie erzählen mir später den Hergang."

Olga zögerte. Es schien, als wolle Ljuba sie nur entfernen. Diese hatte sich indes der jungen Frau zugewandt und flüsterte ihr zu, doch laut genug, daß Olga es hören konnte: „Der Fürst kommt heute Abend gleichfalls zu Karavelow."

Diese Nachricht wirkte wie ein Orkan; sie fegte Olga so plötzlich hinweg, daß ihre letzten Abschiedsworte nur kaum vernehmlich vom Vorplatz zurückhallten. Ljuba warf sich laut lachend in den Schaukelstuhl zurück. „Fort ist sie. Überlistet bei all ihrer Klugheit. Sie wird schelten, wenn sie die Täuschung bemerkt, aber dann habe ich meinen Willen gehabt, denn ich muß Sie allein sprechen Frau Giorgiéev." Ljuba war bei den letzten Worten plötzlich sehr ernst geworden, so ernst, daß Ranà verwundert fragte: „Aber was haben Sie, Fräulein, Sie sind ja plötzlich wie verwandelt?" Ljuba preßte beide Hände gegen die Brust und schaute die

Digitized by Google

Fragerin mit bewundernden Blicken an. „Wie schön Sie sind," quoll es plötzlich von ihren Lippen.

„Mußten wir allein sein, damit ich das von Ihnen höre?" fragte Ranà

„Nein, nein, ich bin ja kein Mann! Ich hätte Ihnen das auch vor Olga sagen können."

„Nun also?"

„Ach, dieser abscheuliche Janusch! warum hat er mir die bösen Gedanken ins Herz getröpfelt? Sie gehen darin um wie ein verzehrendes Gift und Sie allein können mir das Gegengift dafür geben."

„Welche Gedanken sind das? So reden Sie doch, Ljuba?"

„Wenn Sie mir vorher versprechen, daß Sie mir nicht böse sein wollen; versprechen Sie mir das, wollen Sie? Ich glaube ihm ja garnicht; ich habe mit ihm gewettet, daß alles nicht wahr sei — und doch —"

„Die Geschichte mit den ungelesenen Büchern? Ja, was habe ich damit zu tun?" fragte Ranà lächelnd.

„Ach, darauf habe ich ja garnicht gewettet! Das sagte ich nur so, wegen der Olga. Was gehts mich an, ob der Fürst seine fünfzig Bände gelesen hat oder nicht; er ist für mich darum nicht besser oder schlechter, aber wenn er — wenn er" — hier brach Ljuba plötzlich in ein sehr kindliches Schluchzen aus und der Schaukelstuhl geriet in so stürmische Bewegungen, daß Ranà warnend ausrief: „Sie werden sich überschlagen, Ljuba."

„Fällt mir nicht ein." Mit einem Satze war das junge Mädchen auf den Füßen und die strömenden Tränen trocknend, stellte es sich vor Ranà hin: „Also hören Sie, was Janusch sagt, was die ganze Stadt sagt, wie er behauptet." Diese Sätze waren kurz und energisch gesprochen; dann aber dämpfte sich der Ton und leise, kaum hörbar, kam es über die Lippen Ljubas, was die Stadt sich laut erzählte.

Ranàs zartes Gesicht überflog eine dunkle Röte bei diesen geflüsterten Worten: „Welch eine Infamie! Was hatte sie getan, um zu so erniedrigenden Gerüchten Veranlassung zu geben? Wie durfte man es wagen, ihren und des Fürsten Namen in einen solchen Zusammenhang zu bringen? Wußte Frau Katinka darum? Ja, sie mußte darum wissen, denn nur das konnte sie bewogen haben, ihr eine Aufgabe zuzumuten, die in jeder Beziehung zweideutig war." Kurz, abgebrochen, fielen diese Sätze von den Lippen der jungen Frau, als ob sie sie zu sich selber spräche. Ihr sonst so sanftes Auge leuchtete zornig und sie hatte die zusammengekrampfte Rechte erhoben, als drohe sie einem unsichtbaren Feinde.

Ljuba betrachtete die Erregte mit staunenden Augen; so hatte sie Ranà nie gesehen. Sie hatte sich nie vorstellen können, wie diese junge Frau mit ihrem weichen Liebreiz imstande gewesen sei, den Insurgenten die Fahne vorauf-zutragen; heute begriff sie es.

„Frau Giorgieév, seien Sie mir nicht böse," bat sie; ich wettete mit Janusch, daß das Gerücht lüge, ich glaubte ja nie daran."

„Ich bedauere Sie um diese Wette," entgegnete Ranà kalt," womit wollen Sie beweisen, daß Sie dieselbe gewonnen?"

„Aber wenn Sie mir schwören, daß kein wahres Wort daran ist?" Ljuba hielt den Schwurfinger in die Höhe und ihr Kindergesichtchen sah unendlich ernsthaft aus.

„Wenn ich Ihnen das schwöre, so wird es sonst niemand glauben, aber Sie wird es beruhigen; wird es das, Ljuba?"

Jetzt war die Reihe des Errötens an Ljuba; sie schlug die Augen nieder, seufzte leise und murmelte: „Wie soll es mich beruhigen? Er macht sich ja doch nichts aus mir."

Ranà hatte ihre ganze Ruhe wiedergefunden. Sie ergriff die Hand des jungen Mädchens und zog es zu sich auf einen Diwan nieder.

„Mir ist ein Verdacht aufgestiegen, Ljuba; wäre es nicht möglich, daß Janusch das Gerücht über den Fürsten und mich selbst erfunden und verbreitet hat, nur um ein anderes zu ersticken, welches Ihren und Ihrer Schwester Namen mit dem unseres Herrschers in Verbindung brachte."

Das junge Mädchen horchte auf. Plötzlich glitt ein Lächeln, wie ein durch Regenwolken zitternder Sonnenstrahl über ihr Gesicht und sie rief lebhaft aus: „O wie dumm ich war! Das hätte ich mir auch denken können! Es sieht ganz nach dem Janusch aus! Ja, ja, so wird es sein! Er ist schon lange eifersüchtig auf den Fürsten, den ich ihm immer als Vorbild edler

Digitized by Google

Männlichkeit hinstellte. Er möchte mich ihm abwendig machen, aber das wird ihm nie gelingen, nie!"

„Sie haben recht! Lassen Sie sich nie abwendig machen von ihm."

Ljuba sah die junge Frau erstaunt fragend an, meinte sie im Ernste, was sie sagte?

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Ljuba," fuhr Ranà fort. „Sie sind noch sehr jung, so jung wie ich es war, als ich mich voll Enthusiasmus für die Befreiung Bulgariens in Not und Gefahr stürzte. Der Enthusiasmus ist ja das schöne Vorrecht der Jugend, der sie treibt, ohne Berechnen und Wägen dem Impuls des Herzens zu folgen, möge danach kommen, was da wolle. Sie sind dem Impulse gefolgt, der Sie zum Fürsten hintrieb. Noch sehen Sie in ihm nur den jungen, den schönen Mann, umstrahlt vom Glorienschein des Herrschers; aber die Zeit wird kommen, wo Sie in ihm die Verkörperung unserer Nationaleinheit sehen werden, das fleischgewordene Ideal unserer Träume, und dann erst wird Ihre Verehrung den rechten Boden finden."

Ljuba seufzte. „Ich fürchte, ich werde den Mann nie vom Fürsten trennen können; er ist zu hübsch dazu."

Ranà lächelte. „Sie sind ein Kind, Ljuba; mit den Jahren werden Sie anders denken."

Das junge Mädchen schüttelte ungeduldig den Kopf. „Wenn ich nur nicht so viele Nebenbuhlerinnen hätte!"

Jetzt lachte Ranà hell auf: „Und wenn Sie keine hätten?"

„Dann wäre ich doch die einzige, die von ihm geliebt würde, die einzige, welcher er Aufmerksamkeiten erweist, mit der er die meisten Tänze tanzt, der er mit den Augen folgt, wenn sie über die Straße geht. Ach, es war so, eine kurze Zeit, und wie glücklich war ich! aber jetzt —"

„Gut für Sie, daß diese Täuschung bald ein Ende nahm, Ljuba, daß der Vorzug, welchen Sie genossen, sich bald als das erwies, was es war, nämlich der Ausfluß eines freundlichen Wohlwollens."

„Es war mehr!" rief Ljuba im eigensinnigen Tone.

„Und wenn es mehr war, dann um so besser für Sie, daß es ein Ende fand." Das war ernst, fast strenge gesprochen.

Ljuba blickte verlegen vor sich hin. Sie gedachte der Träume, die sie zuweilen geträumt und die sich als Schäume erwiesen.

„Meinen Sie auch, Frau Giorgieév, daß er eine Prinzessin heiraten muß?" fragte sie plötzlich?

„Ich denke, daß er das seinem Lande schuldig ist."

„Aber das wird dann sicher eine Konvenienzheirat, bei der sein Herz nicht mitspricht."

„Wer weiß, man sagt, daß es schon gesprochen habe."

„Daß es gesprochen habe? Für eine Prinzessin?" Ljuba war atemlos vor Ueberraschung.

„Für eine Prinzessin, aber man weigert sie ihm."

„Ist das möglich? Und weshalb?"

„Vermutlich, weil man seinen Thron nicht fest genug glaubt, um eine Dynastie darauf zu gründen."

„Und die Prinzessin?" Liebt sie ihn auch? Oh natürlich, sie muß ihn lieben; das ist ja nicht anders möglich. Wie unglücklich muß sie sein! Ljuba dachte eine Weile nach, dann rief sie aus: „Ach, das ist ja alles nicht wahr; das sagen Sie mir nur, um" — sie stockte — „um, nun ja, um mich von törichten Gedanken zu heilen."

„Nein," entgegnete Ranà ernst, „ich sage Ihnen, was mir aus guter Quelle zugeflossen ist; kann es dazu beitragen, Sie zu heilen, um so besser."

„Gut," rief Ljuba aufspringend, „ich werde mir alles durch den Kopf gehen lassen und mich bemühen, so vernünftig wie möglich zu werden. Aber dem Janusch soll es doch nicht zu Gute kommen; dem nicht. Gute Nacht, Frau Giorgieév, wollen Sie mir den alten Ivanschkow geben, daß er mich nach Hause begleite?"

Ranà rief den Diener; dann wandte sie sich zu Ljuba, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte im mütterlichen Tone: „Kommen Sie wieder zu mir, sobald Sie irgend etwas auf dem Herzen haben; ich will Ihnen eine treue Beraterin und Freundin sein, wenn Sie es nicht verschmähen."

Ljuba erwiderte das Anerbieten mit einer stürmischen Umarmung; dann stürzte sie wie ein Wirbelwind an Stefan vorbei, welcher in die Tür trat.

Digitized by Google

„Bei Sanct Dimitri! Die hats eilig! Wie kommst du zu diesem späten Besuch, Rana?"

Die junge Frau blickte mit ernsten Augen auf ihren Mann.

„Wußtest du, als du mich heute früh zu Frau Katinka gehen hießest, von dem Gerücht, das meinen Namen mit dem des Fürsten nennt?"

„Von einem Gerücht? Nein — ists schon so weit? Ich glaubte, die Frau Präsident wolle mich nur eifersüchtig machen, indem sie mir allerlei erzählte, was —"

„Was mich verdächtigte?"

„Das nicht, aber sie meinte, es sei allgemein bemerkt worden, wie sehr der Fürst dich auszeichnete."

„Und trotzdem ließest du mich gehen, überließest mich meiner Entscheidung, ob ich die Mission annehmen wollte oder nicht?"

„Trotzdem! War ich deiner nicht sicher wie meiner selbst?

„O Stefan, ich danke dir!" Das Haupt der jungen Frau sank auf die Schulter des Mannes. Er legte sanft den Arm um ihre schlanke Gestalt und preßte sie an sich: „Meine Rana, mein Weib; nie werde ich an dir zweifeln!"

---

8. Kapitel.

In dem großen, niedrigen Saale eines alten Konaks in Philippopel, waren die Mitglieder des Revolutionsausschusses versammelt. Bestürzung lag auf allen Gesichtern. Soeben war die Kunde eingelaufen, daß Zacharias Stojanow, einer der eifrigsten Verfechter der Vereinigung beider Bulgarien auf Befehl der Regierung gefangen gesetzt sei. Was hatte dies zu bedeuten? Hatte die Regierung von dem drohenden Aufstande Kenntnis erhalten? Würde sie denselben unmöglich machen, indem sie sich aller Anführer bemächtigte? Was war zu tun? Wie konnte man dem vorbeugen? Die Abgesandten, welche man an den Fürsten nach Varna geschickt hatte, wo derselbe auf seiner Besitzung Sandrowo die Herbstzeit zubrachte, waren noch nicht zurück. Was würde der Fürst sagen? Würde er mit ihnen gehen? Die Fragen flogen von einem zum andern und keiner wagte sie zu entscheiden. Da erhob sich Stambulow, die dunklen Augen flogen fast drohend über die Versammlung hin und mit fester Stimme sagte er: „Meine Ansicht ist, daß wir die Rückkehr des Abgesandten ebensowenig abwarten, als das mögliche Einschreiten der türkischen Behörden. Laßt uns losschlagen, sogleich! Ein Durcheinander von Stimmen erhob sich auf diesen Vorschlag. Hier klang es für, dort wider denselben. Stambulow setzte sich. Seine durchdringenden Augen gingen forschend von einem zum andern, dann blieben sie an der Tür haften. Er hatte den Drücker sich bewegen sehen. „Ich würde glauben, man behorche uns, wenn ich nicht wüßte, daß treue Wächter uns behüten," murmelte er. „Sie würden mir ein Zeichen geben, selbst wenn sie meuchlings überfallen würden."

Dennoch war eine Unruhe über ihn gekommen; er mußte sich überzeugen, was es draußen gäbe. Langsam näherte er sich der Tür; da sprang dieselbe plötzlich auf und ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, trat ein. In demselben Augenblick sah der Eindringling mehr denn zehn Revolver auf sich gerichtet. Lachend ließ er den Mantel fallen und schlug die Kapuze zurück, die den Kopf bedeckte. „Ich glaube, es fehlte wenig, so wäre ich von meinen eigenen Leuten niedergeschossen worden", rief er aus.

„Stojanow", klang es wie aus einem Munde; „du hier, wir glaubten dich gefangen in Tatar Basardschik."

„Ich war es", entgegnete der Ankömmling, „aber die Aufständischen befreiten mich, sobald sie von meinem Schicksal hörten!"

„Und der Grund der Gefangennahme", fragte Stambulow.

„Ich wüßte keinen andern, als daß die Regierung Wind bekommen hat von unserem Plane; deshalb heißt es handeln und das schnell."

„So sagte ich vor wenigen Minuten", sagte Stambulow.

„Und ihr andern?"

„Wir berieten den Vorschlag."

„So laßt ihn hiermit ausberaten sein. Wir haben wenig Zeit zu verlieren. Die Parole muß ausgegeben werden; seid ihr einig?"

„Wir sind es! Doch die Abgesandten sind noch nicht zurück vom Fürsten."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Lichtblick

Und doch bricht einst aus dunklen Wettern
Des Friedens goldner Sonnenschein,
Auf Hügel werden Rosen klettern,
Und Blut verwandelt sich in Wein. . .

Das Leben wird den Tod zermalmen,
Es wälzt den Stein von seiner Gruft
Und hebt in Millionen Halmen
Sich dürstend in die Sommerluft;

Und alle Wunden werden heilen,
Und alle Tränen löscht die Zeit,
Und ewig darf kein Weh verweilen,
Und ausgekämpft wird aller Streit;

Und wähnt der Haß, daß nichts verbliebe,
Und daß, was göttlich ist, zerschellt:
Er kommt, der große Tag der Liebe,
Und neuerschaffen jauchzt die Welt!

Bernhard Schäfer.

Die Puppe / Skizze von Wilhelm Pieper

Eisenhart ist die Zeit, und ihre Ereignisse sind Titanenwerke. Merkwürdig genug mag es da klingen, von einer Puppe zu berichten, von einer so ganz nebensächlichen, so absolut nichtssagenden leblosen Puppe zu reden, wo es doch keiner Menschenseele einfällt, von Kindern zu erzählen, nicht einmal von Männern, nur von Hünen, von Giganten der Tatkraft, die dieser Sturmeszeit eigen sind. Und dennoch blieb mir von all den grausen Geschehnissen da drunten im nördlichen Frankreich am lebhaftesten diese Puppe in der Erinnerung.

Es war da westwärts der Maas. Tagelang schon war die eiserne Palanx, waren Feuer und Schwert über das blühende Land hinweggestürmt und nur rauchende Schutthaufen blieben und zerschmetterte Leiber. Wohl um die Mittagszeit war es, als wir in ein Dorf einzogen. Sonnenstäubchen blinkten in der goldblauen Luft, und mit septemberlichem gelbröthlichen Laub bekränzten die wetterharten Baumriesen ihre Aeste und Zweige. Aber so seltsam dröhnte in diesen Herbstfrieden aus der Ferne die eherne Musik glühender Kanonenschlünde, und das Dörfchen schaute aus, daß sich Gott erbarm. Kein Haus blieb heil und keine Hütte und was der Eisenhagel nicht zerriß, das verzehrte die rote Flamme. Und gleichsam als Meilensteine himmelschreienden Elends säumten verwesende Leiber von Mensch und Tier die Straßen rechts und links. Da stand auch ein Haus inmitten des großen Ruinenfeldes, etwas zurückliegend von der Straße, in breiter, behäbiger Vornehmheit, groß, mit hohen Toren, ein ehrwürdiges Patrizierhaus. Breite Steinstufen führten zu den Portalen hinauf, aber drinnen und draußen blaute Tageslicht, und nichts ließ der grausame Krieg dem großen Haus und seinem stillen Frieden als die vier nackten rauchgeschwärzten Mauern.

So trafen wir das alte schöne Haus. Aber wie drollig in dieser Welt des Grauens: Zwischen den Blumenkästen, vor dem mächtigen Fenster über dem Portal sitzt eine große Puppe. Mit einem gelben Schleifchen an einem Haken der Fensterbank verankert sitzt sie zwischen den dunkelroten Geranienblüten, im himmelblauen Kleidchen und rosig glänzenden Bäckchen. Hellblond sind ihre Locken und weitausgebreitet die Aermchen. Längst vor dem Riesenbrand muß eine Kinderhand sie dort oben in luftiger Höhe hingesetzt haben, denn das Kleidchen ist angesengt. Und um die kleinen, winzigen Füßchen ringelt der Wind die roten Geranien und er spielt mit den blonden Locken und zaust am blauen Kleidchen und so seltsam schaut es aus, dieses blitzblanke Puppenkind einer glücklichen Kinderwelt. Und schließlich ertappt man sich dabei, die goldhaarige Puppenfee wie ein liebliches Wunder anzustaunen, man wird das Opfer eines gar zu

Digitized by Google

grimmigen Kontrastes. In dieser furchtbaren Wüste grausen Kriegsschreckens schuf der launige Kriegsgott eine Oase des Friedens. Und wie eine Gloriole legt sich jene Oase in hellem Schimmer um das Puppenkind und das große erloschene Fenster beginnt zu reden und hinter den düsteren, geborstenen Mauern regt es sich und die Geister derer, die ein- und ausgingen, durch das hohe Portal heben an zu walten und zu weben. Ob es wohl glückliche Menschen waren, denen das Haus einst zu eigen war? Es muß doch wohl so gewesen sein, denn wo Kinder sorglos ihrer Märchenwelt leben dürfen, da wohnen doch Friede und Freude. Und man sieht ein kleines, zierliches Franzosenmädchen vorsichtig die hochstufige Freitreppe herabtrippeln und fest hält es die Puppe an sich gepreßt und es zeigt ihr die schöne bunte Welt draußen, die strahlende Sonne, die leuchtenden Blumen, die scheuen Vöglein. Und immer weiter fügt die Phantasie Stein um Stein zu dem Zauberschloß mutmaßlicher Begebenheiten und mit ernstem Antlitz sieht der rastlos Bild zu Bild schaffende Geist den Vater der Kleinen die Stufen hinabsteigen. Ein letztes Händewinken und es ist, als klinge ein verhaltenes Schluchzen ans Ohr. Und durch das rote Blütengewirr hochoben lugt ein heißes Kindergesichtchen nach dem Vater aus. Die Sonne sucht ihr Ruhebett auf, den Vater bringt sie nicht. Und die Kleine setzt vor dem Schlummergebet ihr Puppenkind ans Fenster. Es soll den Vater willkommen heißen, damit er weiß, daß sein kleines Mädchen auf ihn gewartet hat. Der Vater kam nicht und dieweil brach das lärmende Kriegsgetümmel über das stille Dorf herein. Und der gierige Strudel des Kampfgewühls verschlang das zierliche Franzosenkind und man gäb Gott weiß was drum, zu wissen wo das kleine Mädchen blieb. So sehr beeilte es sich, daß es selbst die Puppe mitzunehmen vergaß. Nun sitzt das arme Puppenkind immer noch im Fenster über dem Portal, zwischen den rotblühenden Geranien. Die Aermchen hält es ausgebreitet, aber dem Beschauer will es fast bedünken, als wäre es seine niedliche Puppenmutter, die es viel sehnlicher erwarte, als des kleinen Mädchens Vater. Und dann steigt abermals das Elend rundum so greifbar ins Auge und man gedenkt der Flüchtlinge, die blutarm, als Heimatlose wiederkehren werden. Aber wiederum will einem ein lindes Trostgefühl überkommen, denn der graue Zug der Heimatlosen wird gewißlich ein zufriedenes, glückliches Wesen bergen, jenes Franzosenkind, daß händeklatschend seine Puppe begrüßen wird. Aber es wird sich sehr sputen müssen. Nicht nur Sonnenschein und Fruchtfülle beschert der Herbst, er bringt auch garstigen Sturm und kalten Regen. Und wer weiß, ob das verwöhnte, verhätschelte Puppenkind gefeit ist gegen die rauhen, naßkalten Sturmgesellen. — Wir sind fortgezogen, aber lange Zeit noch folgte mir das seltsame Bild, das ausgebrannte, zerstörte Haus und vor dem hohen Fenster im tiefblauen Kleidchen die große Puppe inmitten der leuchtenden roten Blumen.

*

Trost

Ob du in das Schweigen der Wälder flohst,
Dir wußte die Einsamkeit keinen Trost.
Ob du hilfesuchend zu Menschen gingst,
Verzweifelt dein Herz an Irdisches hingst,
Dir ward kein Hoffen, deine Seele blieb leer.
Du gingst voll Schmerz wie im Nebelmeer. . .
Erst als du endlich zur Tat dich errafft,
Schuf Arbeit dir Trost und hoffende Kraft!

Hans Anton Schütt.

*

Der fettlose Tag / Humoreske von Magda Trott

In der P . . . . Straße die im Norden von Berlin zwei Hauptgeschäftsstraßen miteinander verbindet, hatte sich seit Ausbruch des Krieges nicht viel geändert. Nur die beiden Speisehäuser, die sich an der Ecke der Straße gerade gegenüber lagen, hatten andere Namen bekommen, denn es erschien dem Herrn Stülpnagel unmöglich, seine Speisewirtschaft noch weiter „Grand Restaurant Versailles" zu nennen. Sein Gegenüber, der Herr Blümke, hatte ebenfalls sein Schild „Restaurant King Eduard" abgenommen, um einen anderen Namen zu wählen. Aber o Unglück. Gerade als Blümke das geänderte Schild zurückerhielt, hing Herr Stülpnagel das seine auf — — es trug denselben Namen wie das des Herrn Blümke „Speisewirtschaft Hindenburg". Blümke raste. Da hatte er nun drei Tage lang nachgedacht, wie er seine Speisewirtschaft taufen wollte und endlich hatte ihn Frau Berta auf den guten Gedanken gebracht, den Namen Hindenburg zu wählen, man könne doch dabei

Digitized by Google

das i, n, von King zu Hindenburg benutzen. Das geschah und nun kam man zu spät. Seit jenem Augenblick bestand eine Todfeindschaft zwischen den beiden Besitzern und ihren Frauen. Blümke blieb nichts anderes übrig, als seine Speisewirtschaft umzutaufen, sie bekam den Namen „Zum Dreiverband". Wenige Wochen später lachte Stülpnagel aus vollem Halse, denn Italien mischte sich in den Krieg und das Schild des Herrn Blümke wurde wieder entfernt.

„Nennen Sie es doch „Zur dicken Berta", höhnte Stülpnagel und wies auf die wohlbeleibte Gattin Blümkes der das Laufen ihrer Beleibtheit wegen recht schwer wurde. Frau Berta, die das hörte, war auch nicht auf den Mund gefallen und so warf man sich über die Straße die zärtlichsten Namen an den Kopf.

„Es ist eine Schande," schrie sie, „Ihrer Menagerie den Namen Hindenburg zu geben," und Stülpnagel wandte sich verächtlich lächelnd ab, indem er „ungebildetes Pack" murmelte.

Die „Menagerie" war der Frau Blümke schon immer ein Dorn im Auge gewesen, denn Stülpnagel hatte sich mit seiner Bildung gar zu sehr gebrüstet. Bis zum Ausbruch des Krieges hatte an dem Spiegelfenster seiner Speisewirtschaft das Wort „mangerie" geprangt, ein Wort, das er einmal von einem Franzosen aufgeschnappt haben wollte und das ihm als Verfranzösterung des deutschen Essens, wie Musik im Ohr klang. Daß Herr und Frau Blümke sich über diese „Menagerie" lustig machten, störte Stülpnagel nicht.

So lagen sich jetzt der „Hindenburg" und der „Deutsche Sieger" friedlich gegenüber an beiden Häusern prangte die Speisekarte und jeder suchte den anderen an Billigkeit und Güte zu übertreffen. Blümkes hatten es nicht so leicht. Sie mußten Fleisch und Fett teuer einkaufen während Frau Stülpnagel fünf Schwestern an Bauern verheiratet hatte, die den „Hindenburg" reichlich mit Fett, Speck, Fleisch und Wurst versorgten. Als nun das Fett immer teurer wurde, stieg aus der Brust der Frau Blümke mancher Stoßseufzer zum Himmel und als sie einst vor ihrem „Deutschen Sieger" stand und der Nachbarin ihr Leid klagte, tönte von drüben die höhnende Stimme des Herrn Stülpnagel: „Nehmen Sie doch en bisken von Ihrem eijenen Fett."

Das ging so Wochen lang, die Gastwirtschaft „Zum deutschen Sieger" wurde immer leerer, der „Hindenburg" immer voller. Blümkes machten alle nur denkbaren Versuche, die Kundschaft anzulocken, nichts half, die besser zubereiteten Gerichte Stülpnagels lockten mehr als alle Anpreisungen. Manche Träne aus Frau Bertas Augen fiel in den Kochtopf, aber man mußte keinen Rat.

Da trat eines Morgens der Gatte in die Küche und strahlte über das ganze Gesicht. Mit vor Aufregung oft überschnappender Stimme las er seiner Berta die neuesten Verfügungen vor, daß an den Montagen und Donnerstagen jeder Woche nur Speisen verabreicht werden dürften, die ohne Fett zubereitet seien.

„Die fettlosen Tage, Bertchen," jauchzte er, werden denen da drüben nicht gefallen. Die Bande versteht es ja nicht, ohne Fett etwas zuzubereiten." Die Laune der beiden Blümkes besserte sich zusehens als sie erfuhren, daß man drüben im „Hindenburg" sehr sorgenvoll den fettlosen Tagen entgegensähe.

Der fettlose Tag rückte immer näher, Frau Blümke war gewaffnet. Sie hoffte auf regen Zuspruch, denn die Kundschaft aus dem „Hindenburg" würde gewiß zu ihr kommen, denn drüben dürfte wahrscheinlich die Bude geschlossen werden müssen. Sie hatte einen Freund, der sollte punkt 12 Uhr an dem ersten fettlosen Tag im „Hindenburg" sein, sollte sich dort etwas zu essen bestellen und mit diesem Essen, daß ohne Zweifel mit Fett zubereitet sein würde, zur Polizei gehen, damit man den „Hindenburg" zumache. Sie aber, sie wußte, was sie einem Berliner Magen schuldig war. In riesigen Massen kaufte sie Rinderbrust und beschloß, eine wunderschöne Merrettigsose dazu zu geben und Herr Blümke malte bereits auf der schwarzen Tafel mit weißer Kreide eine lockende Ankündigung.

Der fettlose Tag kam, in riesigen Kesseln kochte im „Deutschen Sieger" die Rinderbrust. Herr Blümke stand hinter der Gardine am Fenster und paßte auf, ob der Freund auch pünktlich im „Hindenburg„ erscheine. Er kam, ging hinein — aber er kam nicht wieder heraus. Endlich erschien er und schlich sich auf Umwegen zu Blümkes. Der mußte mit zornsprühenden Augen hören, daß man drüben, im „Hindenburg" außer Rinderbrust auch Brühkartoffeln, gekochtes Schweinefleisch, Eier mit Spinat und gekochten Hammelschlegel haben konnte. Das war zu viel für Herrn Blümke. Er berichtete seiner dicken Berta alles und die weinte sich wieder die Äuglein rot, hoffte aber immer noch im Stillen auf die Gäste.

Sie kamen, aber nur spärlich. Große Massen Rinderbrust lagen unbenutzt in der Küche und der Schaden, den Blümkes dadurch hatten, war enorm. Was tun? Bei Blümkes herrschte eine verzweifelte Stimmung, die sich auch nicht besserte, als am Nachmittage die beiden Neffen, die draußen im Felde standen, unerwartet zum Besuch kamen. Wohl sorgten sie dafür, daß Rinderbrust und Merrettigsose abnahmen, aber einen Vorteil bot das für Blümkes nicht. Endlich fiel den beiden jungen Leuten der schwere Kummer auf, der aus den Augen der Tante sprach und nun erfuhren sie die traurige Geschichte von der ungegessenen Rinderbrust.

Ein guter Soldat weiß in allen Lebenslagen Rat und so kam es auch, daß die beiden Feldgrauen

Digitized by Google

ihre Köpfe zusammensteckten, tuschelten, lachten und schließlich der Frau Blümke erklärten, sie würden dafür sorgen, daß am nächsten fettlosen Tage die Rinderbrust verzehrt würde. Sie müßten aber sofort gehen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Sie erkundigten sich noch, für wieviel Personen Rinderbrust vorrätig sei und nickten lächelnd, als Frau Blümke mit Grabesstimme antwortete:

„Für etwa achtzig Personen."

Fünf Freiportionen machten sie sich unter der Bedingung aus, daß die übrigen fünfundsiebzig glatt verkauft werden würden.

Voller Zweifel erwartete man bei Blümkes den kommenden fettlosen Tag. Wieder prangte auf der schwarzen Tafel die Ankündigung, daß es heute vortreffliche Rinderbrust mit Merrettigsose gäbe. Die ersten Gäste, die sich einfanden, waren die beiden Neffen, die fünf andere feldgraue Soldaten mitbrachten.

„Das sind die Freiportionen," meinte der Artur und seufzend schickte sich Frau Berta an, das Gewünschte zu holen. Blümke stand indessen erwartungsvoll vor der Tür und harrte der Dinge die kommen sollten.

„Na," tönte es von drüben her, „bedienen Sie denn nicht mein Bester? Oder haben Sie keine Gäste."

„Bei uns ist ein vornehmer Betrieb," erboste sich Blümke und warf einen giftigen Blick zu Stülpnagel hinüber, „damit befaßt sich meine Frau."

Stülpnagel lachte aus vollem Halse. „Ihre Frau? Ja wissen Sie denn nicht, daß heute ein fettloser Tag ist? für heute ist doch Ihre Frau kaltgestellt."

„Meine Frau ist mir zehntausendmal lieber als Ihre, mit der sie morgen, an dem fleischlosen Tage Parade machen können." Gleichzeitig wandten sich beide und verschwanden hinter der Tür.

Es dauerte nicht lange, da kam der erste Gast, ein junges, schüchternes Mädchen und bestellte Rinderbrust. Sie errötete als sie die Soldaten sah. Wenige Minuten darauf kam wieder eine, noch eine, noch eine, jede einzelne bestellte Rinderbrust, jede einzelne schielte nach den Soldaten und so ging es fort. Aus der ganzen Wohnung schleppte man Stühle heran, der „Deutsche Sieger" war überfüllt und jeder Gast — es waren fast nur Damen, aß Rinderbrust mit Merrettigsose. Was aber das merkwürdigste dabei war, wenn die jungen Damen abgegessen hatten, blieben sie wie angeleimt auf ihren Stühlen sitzen und schienen auf etwas zu warten. Erst nachdem Frau Blümke mehreremale gefragt hatte, ob noch etwas gewünscht werde, gingen sie.

Die fünfundsiebzig Portionen Rinderbrust hatten wirklich ihre Abnehmer gefunden, die Töpfe in Frau Blümkes Küche waren leer. Als dann die letzten Mittagsgäste verschwunden waren, nahm sie ihre beiden Neffen beiseite und fragte, wie jene es fertig gebracht hätten, eine so zahlreiche Kundschaft anzulocken. Der Ältere lächelte verschmitzt.

„Ja, Tante, so ein paar Feldgraue, die haben heute Anziehungskraft, sorge nur dafür, daß du an jedem fettlosen Tage gehörig Rinderbrust vorrätig hast, denn die jungen Mädchen werden wohl in nächster Zeit immer wiederkehren."

Frau Blümke schüttelte verständnislos den Kopf. Die Neffen aber haben recht behalten und im „Deutschen Sieger" gibt es jetzt an jedem fettlosen Tage Rinderbrust und die Gäste fehlen nicht. Die zahllosen jungen Mädchen aber schauen noch immer mit sehnsüchtigen Augen nach dem Feldgrauen aus, der laut Annonce ein Weib sucht und nur so eine wählen will, die außer einem guten Herzen einer leeren Börse als Lieblingsgericht Rinderbrust mit Merrettigsose ißt und zwar ist als Treffpunkt der „Deutsche Sieger" in der P . . . . Straße bestimmt. Jener Feldgraue will dort an einem der fettlosen Tage erscheinen und unter den Rinderbrust essenden jungen Damen Umschau halten, um die Auserwählte später als Gattin heimzuführen.

*

Kreuzfahrer

Wir suchen nach dem gelobten Land
Im trabenden Trott unsrer Pferde,
Rings um uns nichts als Wüste und Sand . . .
O leuchtendes Grün dieser Erde!
Wo bist du träumendes Kanaan
Mit deinen schwellenden Trauben?

Wir reiten in tiefen Schweigens dann,
Die Wüste sengt unsern Glauben.
Hell glüht uns zu Häupten des Südens Kreuz,
So traurig wiehern die Pferde . . .
Kreuzfahrer sind wir — wir tragen das Kreuz,
Das eiserne Kreuz dieser Erde. —

Paul Friedrich.

*

Digitized by Google

Vermischtes

Kriegsanleihe und Bonifikationen. Die Frage, ob die Vermittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten, einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anläßlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittelnngsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Die eisernen Wehrmänner und die „genagelte Kunst." Nach dem Vorgange Wiens sind allerorten in Deutschland „eiserne Wehrmänner" errichtet worden. Die Berliner Akademie der Künste hat kürzlich gegen diese „genagelte Kunst" Verwahrung, vom künstlerischen Standpunkt aus, eingelegt. Bevor wir zu dieser Prinzipienfrage Stellung nehmen, sei einiges über die Denkmäler selbst vorausgeschickt. Die bemerkenswertesten derselben sind folgende: Der Kölnische Boor in Eisen am Gürzenich in Köln, der Bochumer Schmied (vom Münchener Bildhauer Bürgerling, ein Geschenk des Prof. Wulfstein und des Kommerzienrat Korte), St. Michel in Eisen in Bad Homburg im Taunus (modelliert von Prof. Knackfuß), der Eiserne Rohland in Bremen, der Eiserne Mann in Stuttgart („der wackere Schwabe forcht sich nit") modelliert von Josef Zeitler), der Eiserne Hindenburg in Berlin, der Eiserne Wehrmann in Leipzig, der Eiserne Mann in Straßburg, eine Nachbildung des aus dem Mittelalter stammende „Ysere man". Hierzu kommt das von Freiherrn Krupp von Bohlen und Halbach und Gemahlin der Stadt Kiel gestiftete Eisen-Mal für Otto von Webdingen, nach einem Entwurf des Architekten Lennertz, bestehend aus einem in der Art der Wikingerboote gehaltenem, auf einer Säule ruhenden Unterseeboote, auf der Germanen-Werft aufgestellt. Ferner der „Eiserne Emmich" bestehend aus einer künstlerischen Reliefstafel mit dem Bildnis des Eroberers von Lüttich, am 5. Dez. 1915 im großen Ehrenhof des Palais de Justice in Lüttich aufgestellt. Weiter das am 10. Oktober 1915 eingeweihte, von Prof. Riegelmann entworfene „Eiserne Schwert von Lichtenberg", aus Eichenholz, über 3 Meter hoch in Form einer mehrkantigen Säule mit der deutschen Kaiserkrone als Abschluß; jeder der vier Seiten zeigt ein im Relief heraustretendes mächtiges Schwert und um das Denkmal herum schlingt sich ein Spruchband mit der Inschrift „Deutsches Schwert schützt deutsche Erd". Endlich wäre noch zu nennen die ebenfalls zur Nagelung bestimmte Lippesche Rose in Detmold und die Hindenburg-Säule in Dresden.

Allen diesen Werken könnte man die Worte Jul. Kochs als Widmung mitgeben:

„Eisen ist das Wort der Zeit!
Deutschlands Kraft trägt eisernes Kleid.
Deutschlands Wille schließt eisenfest
Eisernen Ring gegen Ost und West.
Deutsches Eisen in deutscher Faust.
Flamme, von Jauchzen des Sieges umbraust,
Vaterlands Ehre zu preisen!
Eisen, heiliges Eisen!
Eisen ist die Not der Zeit!
Wo der Tod seinen Kampfruf schreit,
Packt er zu seinen eisernen Griffen,
Stößt er mit Waffen aus Eisen geschliffen,
Und mit den eisernen Kugeln und Scherben
Läßt er Hoffen und Sehen ersterben
Trauernden Witwen und Waisen!
Eisen, grimmiges Eisen!
Liebe ist der Stolz der Zeit!
Die uns das frendige Recht verleiht,
Alle, die vor des Todes Würfen
Für uns stehen, lieben zu dürfen
Mit des Dankes opfernder Tat!
Wir auch rufen! So kommt und naht,
Liebe und Dank zu erweisen
Wandelt in Liebe das Eisen!

Der Grundgedanke der Eisernen Wehrmänner, daß der Hölzerne Bursche durch die von Volkes Hand geschlagenen Nägel eine eiserne Rüstung erhält, wie er im folgenden Spruch zum Ausdruck kommt:

Vryheit deit ju openbar
De stenen Roland mennich jar
Dat de in juwen herten levet,
De vor die Vryheit allet ghevet,
Dat kan de holten Roland wisen,
Kricht bolde he en kled van isen.

ist ein guter, ist echt volkstümlich und ganz darnach angetan, den Sinn für die vaterländische Wehr zu beleben, und wach zu halten. In dieser Richtung ist also gegen die „genagelte Kunst" gar nichts einzuwenden; dazu kommt daß der Ertrag, der nicht unbedeutend ist, der Kriegsnotspende dient. Unseres Erachtens könnte also die Sitte, eiserne Wehrzeichen zu errichten, eine allgemeine werden, derart daß, jede Stadt und jedes größere Dorf je einen Eisernen Wehrmann hat, als Wahrzeichen der eisernen Zeit von 1914—15.

Als nun in Wilhelmshaven ein Denkmal des Admirals von Tirpitz aufgestellt nnd genagelt werden sollte, hat die Berliner-Akademie der Künste an den Oberbürgermeister von Wilhelmshaven ein Schreiben gerichtet, in dem es heißt: Die Akademie der Künste hält es für ihre Pflicht, die Stadt im künstlerischen Interesse vor der Ausführung eines solchen Planes zu warnen. In zahllosen Städten Deutschlands sind Nagelungen von Standbildern und Wahrzeichen zur Sammlung für die Kriegshilfe veranstaltet worden und es läßt sich vom künstlerischen Standpunkt aus schließlich wenig gegen die Fälle einwenden, bei denen es sich um ein ganz einfaches Gebilde, ein Eisernes Kreuz, symbolische oder heraldische Wahrzeichen usw. handelt. Künstlerisch unmöglich aber ist die Nagelung von Porträts. Das Beispiel des Hindenburgkolosses in Berlin sollte allen anderen Städten warnend vor Augen stehen. Es ist doppelt traurig, daß gerade die Ereignisse unserer großen Zeit einen Niederschlag in so minderwertigen Erzeugnissen untergeordneter künstlerischer Kräfte gefunden haben, und es wäre sehr zu beklagen, wenn der Geschmack des Publikums doch durch solche Verirrungen noch mehr verwirrt werden sollte."

Digitized by Google

Der Protest richtet sich also im Besonderen gegen die Nagelung von Porträtfiguren. Aber vor allem ist diesen Einwänden entgegenzuhalten, daß diese genagelten Standbilder und Wahrzeichen, gar nicht die Absicht haben, Werke der hohen Kunst vorzustellen. Und je einfacher, je weniger „gesucht", je naiver sie im Entwurf und Ausführung sind, desto besser werden sie ihren Zweck erfüllen. Wenn hier Kunst in Frage kommen darf, kann es nur primitive Kunst sein. Hinterher kann wohl hier und da ein großes Kunstwerk zustande kommen, aber von vornherein wird niemand mit künstlerischen Ansprüchen und Absichten an derartige Werke herantreten Und was die Porträtierung betrifft, so ist, unseres Erachtens auch gegen eine solche, vorausgesetzt, daß sie keine Kleinliche ist, sondern dem Wesen dieser Denkmäler entsprechend in großen Zügen erfolgt, nichts einzuwenden. Und wir möchten unsererseits gegen das von vornherein einen ablehnenden Standpunkt nahelegende Wort von der „genagelten Kunst" Verwahrung einlegen. Warum von „Kunst" sprechen, nur zu dem Zweck, sie strittig zu machen? Es bleibe bei den „genagelten Denkmälern und Wahrzeichen." Es bleibe bei den „Eisernen Wehrmännern." Der Zweck ist in erster Linie ein vaterländischer, in zweiter Linie ein wohltätiger. Die Kunst schaltet vorläufig aus. Inter arma artes silent. Wenn die Schwerter klirren, schweigen die Künste.

Das Wort „Kunst" ist ohndies zu Tode gehetzt und je mehr man von Kunst geredet hat, und je mehr man die Absicht gehabt hat, Kunst zu machen, desto kürzeren Bestand hat das gehabt, was dabei zustande gekommen ist. Jetzt handelt es sich darum, Wahrzeichen aus Holz aufzustellen, die durch die Nagelung ihre eiserne Rüstung erhalten. Auf die Hammerschläge, mit denen diese Nägel in das Holz eingetrieben werden, kommt es an. Mit heißem Herzen . . . glühend fürs Vaterland . . . eingedenk der Blutströme, die unsere Brüder auf dem Felde der Ehre vergießen . . . jederzeit bereit selbst die Hand fürs Vaterland ins Feuer zu legen . . . soll jedermann mithelfen, den hölzernen Burschen ihren eisernen Panzer zu nageln. Und dabei solls bleiben . . .

Zeichnet die vierte Kriegsanleihe!

Das deutsche Heer und das deutsche Volk haben eine Zeit gewaltiger Leistungen hinter sich. Die Waffen aus Stahl und die silbernen Kugeln haben das ihre getan, dem Wahn der Feinde, daß Deutschland vernichtet werden könne, ein Ende zu bereiten. Auch der englische Aushungerungsplan ist gescheitert. Im zwanzigsten Kriegsmonat sehen die Gegner ihre Wünsche in nebelhafte Ferne entrückt. Ihre letzte Hoffnung ist noch die Zeit; sie glauben, daß die deutschen Finanzen nicht so lange standhalten werden wie die Vermögen Englands, Frankreichs und Rußlands. Das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe muß und wird ihnen die richtige Antwort geben.

Jede der drei ersten Kriegsanleihen war ein Triumph des Deutschen Reiches, eine schwere Enttäuschung der Feinde. Jetzt gilt es aufs neue, gegen die Lüge von der Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit Deutschlands mit wirksamer Waffe anzugehen. So wie der Krieger im Felde sein Leben an die Verteidigung des Vaterlandes setzt, so muß der Bürger zu Hause sein Erspartes dem Reich darbringen, um die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu ermöglichen. Die vierte deutsche Kriegsanleihe, die laut Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums soeben zur Zeichnung aufgelegt wird, muß

der große deutsche Frühjahrssieg
auf dem finanziellen Schlachtfelde

werden. Bleibe Keiner zurück! Auch der kleinste Betrag ist nützlich! Das Geld ist unbedingt sicher und hochverzinslich angelegt.

Inhalt des Heftes 25: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Lichtblick. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Die Puppe. Skizze von Wilhelm Pieper. — Trost. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Der fettlose Tag. Humoreske von Magda Trott. — Kreuzfahrer. Gedicht von Paul Friedrich. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 18. März 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 26

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

6. Fortsetzung.

Die Sprengung hatte auch die Schleusen des Mahlganges zerstört. Ungehemmt stürzten die gewaltigen Wassermassen rauschend und brausend unter dem Mühlrad hervor . . . Das Werk begann zu arbeiten . . . Zu Vieren, Fünfen stemmten sich die Füsiliere mit den Schultern aneinander, um den Anprall der schäumenden Wogen zu überwinden, die ihnen bis zur Brust reichten. Pudelnaß klommen sie den steilen Uferberg empor . . . Jetzt lag frei vor ihnen die baumlose Hochebene, bis zur Forst von dichten Massen fliehender Russen bedeckt. Alle Ordnung war bei ihnen gelöst . . . Gewehr, Koppel mit Patronentaschen, Tornister . . . alles hatten sie von sich geworfen, um schneller laufen zu können . . .

Und es war genug, was sie zum Laufen trieb . . . Die schwere deutsche Artillerie war auf den Rostker Bergen aufgefahren . . . Ihre schweren Granaten sausten mit unerbittlicher Genauigkeit in die fliehenden Massen, und schon ratterten am Ausgang des Dorfes deutsche Maschinengewehre . . .

„Das buckige Masuren ist als Schlachtfeld geradezu ideal," rief der Major dem Hauptmann Goller ins Ohr. „Ueberall sieht die Artillerie von den Bergen ihr Ziel."

„Und sie kennt die Entfernungen ganz genau," erwiderte Goller . . . Seit einigen Minuten verspürte er einen eigentümlich brennenden Schmerz an der linken Backe . . . Er betastete sich mit der Hand, die Blutspuren aufwies . . . Er wandte dem Major seine linke Seite zu. „Was habe ich da?"

„Einen Streifschuß, einen regelrechten Durchzieher, wie auf der Mensur. Die Haut ist stellenweise aufgerissen und das linke Ohrläppchen ist futsch . . . Sie können von Glück sagen, lieber Hauptmann." Goller ging zurück zur Domäne, wo der „Pflasterkasten" der Kompagnie Leichtverwundete verband. Als er zurückkehrte, trug er eine weiße dünne Binde, die unter der Nase über den Schnurrbart um das Gesicht ging. Es sah aus, als wenn er eine Barkbinde umgelegt hatte.

Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um sich an die Spitze seiner nassen Kompagnie zu stellen, die sich eben in Marsch setzte . . . Auf dem Felde vor ihnen sprangen jetzt Russen wie Hasen auf, hoben die Hände und kamen auf die Füsiliere zugelaufen . . . Sie hatten sich vor dem Gewehrfeuer durch Niederwerfen in Sicherheit gebracht und wollten sich nun gefangen geben . . Hunderte wurden von wenigen Bedeckungsmannschaften nach rückwärts geführt . . .

In einer tiefen Senkung vor der Forst, die den Russen eine sehr gute Verteidigungsstellung hätte bieten können, blieb die Kompagnie halten, bis Patrouillen die Meldung brachten, daß der Wald unbesetzt sei . . . Nun marschierte die brave Erste vergnügt auf der Chaussee nach Sybba zu . . . Am Bahnwärterhaus, wo der Bauernwald, der die Chaussee auf der linken Seite begleitet, aufhört, ließ Goller halten . . . Wie ein Panorama lag der große Lycker See und drüben am hohen Ufer die Stadt Lyck vor ihnen . . . Seitwärts auf den Uferhöhen bei Sybba krachten Geschütze. Aber ein Blick durch

Digitized by Google

das Glas sagte ihm, daß es nur deutsche Geschütze sein konnten, die nach Osten, also auf die abziehenden Russen schossen . . .

Kurz vor dem kleinen, arg zerschossenen Dorf ereilte ihn der Befehl, nach rechts nach Osten abzuschwenken und die Verfolgung der Russen aufzunehmen . . . Schon krachten ihm von der Waldecke hinter dem Bahnwärterhaus der Prostker Bahn einige Schüsse entgegen. Kaum war die Kompagnie ausgeschwärmt, als sie sich wie auf Befehl in Trab setzte . . . Ein kurzes Ausruhen am Bahndamm, dann ging es mit Hurra herüber . . . Vorn zwischen den uralten Kiefern stand eine Abteilung Russen mit hochgehobenen Händen . . .

Unaufhaltsam ging es auf der Chaussee nach Regeln weiter . . . Alle paar Kilometer wurde eine Abteilung Russen gefangengenommen, die sich zur Aufhaltung der Verfolgung bis zum letzten Mann wehren sollten, es aber vorzogen, beim Herannahen der deutschen Spitzen die Hände hochzuheben . . .

Erst im Gutshof Regelnitzen, der einen Engpaß zwischen zwei Seen schließt, setzte sich ein russisches Bataillon ernsthaft zur Wehr . . . Eben erwog der Major, ob er seinen Füsilieren noch einen Sturmangriff zumuten sollte. Da kam eine deutsche Feldbatterie angerasselt und pfefferte einige Granaten in die von Russen angefüllte langgestreckte Scheune. Die Wirkung war verblüffend . . . Das russische Feuer verstummte . . . Kurz darauf kamen auf der Chaussee preußische Dragoner angeprescht . . . Hinter den Russen drein . . .

Die Schatten der Dämmerung waren herabgesunken . . . Die hungrigen müden Füsiliere des Bataillons streckten sich, wo sie standen, zur Ruhe nieder . . . Aber die Stimmung war vorzüglich, denn die Verluste waren sehr gering . . . und in jeder Kompagnie gab es einige unverwüstliche Gesellen, die jetzt vom Gutshof Holz heranschleppten und Wachtfeuer anzündeten.

Und nun kamen bei den Masuren der Gollerschen Ersten die gefangenen Fische zum Vorschein. Sie waren zerschnitten in die Kochgeschirre gewandert . . . Jetzt wurden sie nachträglich gereinigt und mit einem Stück Butter, Salz und reichlich Pfeffer aufs Feuer gesetzt. . . Auf einem Kartoffelfeld in der Nähe wurde eifrig gebuddelt . . .

Goller lag mit Wachtel am Wachtfeuer . . . „Was werden wir essen, was werden wir trinken, lieber Wachtel?"

„Nach allem diesen fragen die Heiden," gab der Leutnant lachend zur Antwort. „Ich bin wieder mal vorsichtig gewesen. Zwei Buddelchen Rotspohn habe ich im Tornister . . . und daß unsere Füsiliere uns nicht hungern lassen werden, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen . . ." Es verging kaum eine halbe Stunde da standen zwei Füsiliere vor ihnen. Der eine mit einem Kochgeschirr herrlich duftender Fische, der andere mit dampfenden Salzkartoffeln. „Dürfen wir die Herren Offiziere gehorsamst bitten, zuzulangen?"

„Aber Kinder," rief Gollert, „ich werde Euch doch nicht berauben."

„Ach Herr Hauptmann," erwiderte der eine, ein Gefreiter lachend, „für uns Fischer langt's reichlich . . ."

Goller und Wachtel hatten eben ihr Besteck hervorgeholt, als ein Reiter im Feuerkreis sichtbar wurde. Auf einem mageren Russenklepper eine große Gestalt . . . „Lottermoser," rief Goller, „du hast eine gute Nase . . ."

„Ich habe doch gesehen, wie die Fische gefangen wurden und kenne meine Masuren," erwiderte der Oberleutnant lachend, während er sich vom Gaul schwang. Leutnant Wachtel war aufgesprungen. Ihm war die Begegnung sichtlich peinlich. Lottermoser streckte ihm die Hand entgegen. „Ich freue mich, Sie wiederzusehen . . Ich hoffe, mich auch in Ihren Augen rausgepaukt zu haben."

„Ach Herr Leutnant, als Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse . . . Darf ich gehorsamst meinen Glückwunsch darbringen."

„Danke . . . habe es mir wirklich redlich verdient."

„Herrschaften, haltet euch nicht so lange bei der Vorrede auf," rief Goller; „mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen . . ." Er legte sich in den Deckel des Kochgeschirrs ein Stück Fisch und einen Berg Kartoffeln. „Ihr beide müßt gemeinsam aus dem Topf essen . . . aber friedlich . . ."

Nicht ein Krümel war übriggeblieben.

Digitized by Google

Schmunzelnd nahm der Gefreite ein Lob für seine Kochkunst in Empfang und ein halbes Dutzend Zigarren, das Lottermoser seiner sehr umfangreichen, gefüllten Tasche entnahm. Er reichte sie auch den beiden anderen.

„So, jetzt sind wir soweit," sagte Goller behaglich mit tiefer Stimme, nachdem er eine dicke Rauchwolke nach dem Feuer zu geblasen hatte. „Jetzt gib mal Hals, Ewald, wie du zu den Sachsen hinüber gewechselt bist. Aber zuerst, wie geht es deiner Gattin?"

„Danke gut . . . Die habe ich in München gelassen . . . Wir kamen nach einer zweitägigen Bahnfahrt von Wien am dritten August in München an. Florentine wollte mit nach Berlin, entschloß sich dann aber auf mein Zureden, dort zu bleiben. Ich fuhr weiter . . . ich wollte nach Ostpreußen zu Euch. In Dresden hatten wir einen unfreiwilligen Aufenthalt. Im Wartesaal laufe ich meinem jetzigen Regimentskommandeur Oberst Wahrmund in die Hände, den wir im vorigen Jahr auf der Generalstabsreise im Kasino kennen gelernt haben. Ich saß damals einige Stunden neben ihm. Er erkennt mich sofort wieder, fragt: woher und wohin . . . ein Wort gibt das andere . . . Ich schenke ihm natürlich reinen Wein ein."

„Was sagte der Herr Oberst darauf?" fragte Wachtel etwas zaghaft.

„Er meinte, das wären Dinge, die jetzt, wo das Vaterland jeden Mann brauche, abgetan sein müßten . . . Er brachte mich sofort in das Kriegsministerium und eine halbe Stunde später verließ ich das Gebäude als königlich sächsischer Oberleutnant . . . In der Nacht schon fuhr mein Regiment nach dem westlichen Schauplatz ab. Da habe ich den ganzen Rummel mitgemacht, bin dicht vor Paris gewesen . . . Beim Rückzug, wie ich Dir schon kurz erzählt habe, holte ich mir das Eiserne erster . . ." Er faßte nach dem Knopfloch, wo ein farbiges Band steckte . . . „Einen hohen Sachsen bekam ich auch noch dazu . . . Seit heute Abend bin ich Hauptmann . . . Ich habe bloß noch nicht den zweiten Stern auftreiben können . . ."

„Na dann prost, lieber Hauptmann Lottermoser," rief Goller und hob den Becher . . .

---

15. Kapitel.

Der Vorstoß auf Lyck, der sich sofort bis über die russische Grenze ausdehnte, bedrohte die nördlich der masurischen Seen stehende russische Armee mit einer ähnlichen Umklammerung, wie bei Tannenberg. Hindenburg hatte wieder einmal die Russen aus Ostpreußen „herausmarschiert". In vier Tagen hatten die Regimenter, die bei Lyck fochten, 150 Kilometer zurückgelegt . . . Jetzt marschierten sie mit derselben Schnelligkeit weiter. Da hielten es die russischen Kriegshelden für geraten, ihre Heere aus Ostpreußen hinter die schützenden Festungen Grodno und Kowno zurückzuführen.

Bereits am 12. September räumten die Russen Insterburg. Ihre beiden Führer, der General von Rennenkampf und der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch entflohen, nicht wie stolze Krieger, im Schmuck der Waffen hoch zu Roß, sondern in einem Räuberzivil bestieg jeder ein Auto und sauste nach der Grenze zu ab, ihren Truppen weit voraus . . .

Kaum acht Tage später rüsteten sich die Flüchtlinge aus Insterburg und Umgegend zur Rückkehr nach der Heimat. Den Behörden schien diese Rückwanderung nicht ganz genehm zu sein, wohl weil die Befürchtung bestand, daß die Ernährung der vermehrten Einwohnerschaft Schwierigkeiten bereiten könnte. Aber die Ostpreußen kehrten sich nicht daran. Jeder Zug, der Berlin verließ, war überfüllt.

Einige Tage später kam Gerlach in Berlin an und suchte Lena auf. Er hatte von Ostpreußen aus Befehl erhalten, sich als Armierungssoldat in Lötzen zu stellen. Es wäre ihm nicht schwer gefallen, sich für den Betrieb seiner Fabrik als unabkömmlich reklamieren zu lassen. Er hatte aber darauf verzichtet. Der Vater war schon wieder soweit, daß er die Oberleitung in die Hand nehmen konnte, und seine alten Beamten hatten sich in den neuen Betrieb eingewöhnt. Da wollte er sich nicht vor der Pflicht gegen das Vaterland drücken.

Tante Auguste sprach in ihrer derben Art das aus, was auch Lena empfand: das wäre brav . . . Wie auf Verabredung fanden sich auch Meybusch und Wollschläger ein, die eifrig bei Frau Bachmann verkehrten . . . Sie waren bereits entschlossen, eine Fahrt nach

Digitized by Google

Ostpreußen zu unternehmen, um sich davon zu überzeugen, was die Russen von Bielschowen übrig gelassen hatten. Vielleicht schloß sich auch Gebhard an. Er war ganz still und in sich gekehrt geworden. Nicht nur seine traurigen Erlebnisse, sondern auch der Gang der Weltgeschichte hatte ihn aus dem Gleichgewicht geworfen. „Er lernte um," wie er einmal mit einem leisen Anflug von Humor sagte. . . .

Auch Lena wollte mitfahren. Wenn es auch nicht sehr wahrscheinlich war, so lag doch immerhin die Möglichkeit vor, daß sie an Ort und Stelle irgendwelche Nachrichten über ihren Vater einziehen konnte. Diesem Grund gegenüber verzichtete Tante Auguste auf jeden Widerspruch, und da sie Lena nicht allein mit den Männern fahren lassen wollte, entschloß sie sich, die Reise mitzumachen.

Sie war sogar für die nächsten Tage die Hauptperson, denn sie besorgte von ihrem Freunde im Generalkommando die Erlaubnis zur Reise und die erforderlichen Ausweise. Dann kaufte sie Proviant in ganz ungeheuren Mengen ein, Würste, Speck, Schinken, Butter, Lichte, Salz und noch viele andere Dinge, an die eben nur eine vorsorgliche Frau denkt.

Einen Tag später saß die ganze Gesellschaft in dem kurz vor Mitternacht abgehenden D-Zug nach Königsberg. Gleich hinter dem Schlesischen Bahnhof kuschelte sich Tante Auguste in ihre Ecke ein, und bald verrieten ihre tiefen Atemzüge, die manchmal in ein gelindes Schnarchen übergingen, daß sie sanft eingeschlummert war. Lena lehnte mit geschlossenen Augen in ihrer Ecke und hörte den Reden der Männer zu.

Meybusch wollte seinen alten Freund Gebhard, der einen sehr niedergeschlagenen Eindruck machte, ein wenig aufrütteln. Er glaubte zu wissen, was ihm auf der Seele lag. Er fürchtete sich, den Trümmerhaufen wiederzusehen, unter dem die Überreste seiner Frau und Tochter lagen. Der Gedanke daran mußte auch für einen starken Mann grauenhaft sein. Und wie er sich mal mit unendlicher Bitterkeit zu Wollschläger, der ihn nach seiner Weise zu trösten versuchte, ausgesprochen hatte: es war nicht ausgeschlossen, daß sein Kind nur leicht verwundet worden war und noch lange qualvolle Minuten in dem brennenden Hause durchlebt hatte. Nun quälte er sich mit Vorwürfen, daß er nicht sofort, als er zur Besinnung gekommen war, umgekehrt war, um sein Kind zu retten, wenn es noch möglich war . . . Die Einwendung des Pastors, daß er nicht Herr seines freien Willens gewesen sei, wollte er nicht gelten lassen . . .

Von seinen trüben Gedanken wollte Meybusch ihn abbringen. „Sag mal, Gebhard, wie denkt man in eurer Partei über den Krieg? Bei der Bewilligung der Kriegskredite hat sie sich ja ganz verständig benommen."

„Sie hat nur das getan, was jeder Deutsche tun muß, wenn sein Vaterland angegriffen wird."

„Na ob das aus reinem Pflichtgefühl geschehen ist? Mir scheint, da war auch ein Teil sehr kluger Erwägung dabei."

Gebhards Miene belebte sich. „Das ist dieselbe ungerechte Beurteilung, der die Sozialdemokratie im Frieden ausgesetzt gewesen ist," erwiderte er scharf. „Ihr könnt das nicht begreifen, daß wir in allen Ländern einmütig dasselbe Ziel verfolgen: Die Bekämpfung der kapitalistischen Weltordnung, die wir durch eine soziale ersetzen wollen . . ."

„Das ist sehr schön gesagt, mein lieber Freund und Kupferhütchenstecher, aber was würde wohl jetzt aus uns werden, wenn uns der böse Kapitalismus nicht die Mittel zum Kriege geliefert hätte."

„In befreundeten Staaten, die den Kapitalismus abgeschafft oder sagen wir mal überwunden haben, gibt es keinen Krieg mehr."

„Daß ich nicht lach', Waldemar! Da wird es ebenso wie heute Neid und Mißgunst geben und politischen Haß wie jetzt, wo eure französischen Gesinnungsgenossen Elsaß-Lothringen wieder haben wollen."

„Mit dir ist schwer zu debattieren, Meybusch. Wir sind doch nicht dafür verantwortlich zu machen, daß die Franzosen noch immer von dem Revanchegedanken beherrscht werden."

„Nein, aber Ihr sollt den richtigen Schluß daraus ziehen und von eurem Aushängeschild die verdammte Internationale streichen. Das ist, was wir anderen Parteien in Deutschland nicht vertragen können. Das „Völkerbe-

Digitized by Google

freiende" will ich euch gern schenken, aber dieses aufreizende Betonen der Internationalität . . . Na die Quittung habt Ihr ja jetzt bekommen."

Gebhard zuckte die Achseln und schwieg. „Na ja . . . nu bist du mit deinem Latein zu Ende," fuhr Meybusch fort. „Na laß man gut sein, Alter, solch ein Mauserungsprozeß, wie du ihn jetzt durchmachen mußt, kann nicht ganz schmerzlos sein. Aber gesund ist er . . . Jawohl . . . und deine Partei wird verdammt anders aussehen, wenn erst die zurückkommen, die ihr Vaterland mit dem Gewehr in der Hand verteidigt haben. Die wissen und haben es begriffen, daß das nationale Hemd dem Leib näher ist als der internationale Rock."

„Sie werden ihre Blicke wieder auf die großen Ziele der Partei, die auch einst die Ziele der ganzen Menschheit sein werden, richten," erwiderte Gebhard ruhig.

„Wollens abwarten, aufs Prophezeien laß ich mich nicht ein, das ist ein brotloses Geschäft. Ich glaube aber, daß die Meisten, die zurückkehren, das stolze Gefühl in sich tragen werden, ein Deutscher zu sein, und damit wird deine Partei doch rechnen müssen. Ihr werdet gut tun, die Abschaffung der Monarchie vorläufig auf einige Zeit zu vertagen und euch mit der bestehenden Gesellschaftsordnung einzurichten. So ganz schlecht muß sie doch noch nicht sein, wenn sie einen solchen Puff aushält."

„Abwarten!" erwiderte Gebhard leise lächelnd. „Abwarten, lieber Fortschrittsmann. Der Fortschritt, den wir in diesem Kriege machen, wird auf unser Konto gebucht . . ."

„Ich weiß nicht, was du meinst."

„Das Durchbrechen der sozialen Gedanken. Die Beschlagnahme des ganzen Getreides, die gleichmäßige Verteilung des Brotes auf jeden Einzelnen, die unzweifelhaft bevorsteht, das sind doch Maßnahmen, die aus unserem Ideenkreis genommen sind . . . Und so wird es mit dem Fleisch und allen anderen Lebensmitteln gemacht werden müssen."

Meybusch sah seinen Gegner etwas verblüfft an. Dann brach er in ein lautes Lachen aus. „Nachtigall, ich hör dir laufen, aus das Bächlein willst du saufen. Erstens vergißt du, daß jeder Mensch seinen Unterhalt nach wie vor selbst bezahlen muß, und zweitens wird nach dem Kriege sofort damit aufgehört."

„Ich bin zufrieden, daß ein so gewaltiges Reich wie Deutschland zu dieser Maßregel gezwungen wird und hoffentlich den Beweis erbringt, daß sie durchführbar ist. Ich möchte sogar die Behauptung aufstellen, daß die soziale Gesetzgebung, die wir erzwungen haben, nicht ganz unwesentlich dazu beitragen wird, daß wir den Krieg gewinnen."

„Wie meinst du das?"

„Sehr einfach. Früher schleppte sich jeder Arbeiter mit einer Krankheit, bis sie ihn umwarf . . . Jetzt geht er zum Kassenarzt und läßt sich gesund machen."

„Ja, weshalb hat deine Partei gegen all diese Gesetze gestimmt? . . ."

„Weil sie uns nicht weit genug gingen."

„Herr Gebhard," mischte sich jetzt Gerlach ins Gespräch, „Sie sehen die Dinge einseitig vom Standpunkt der Arbeiter an. Die Regierung mußte darauf Rücksicht nehmen, daß die Arbeitgeber, unsere Industrie, nicht so stark belastet wurde, daß sie im Wettbewerb mit dem Ausland zurückblieb. Das wäre in erster Linie auf die Arbeiter zurückgefallen und hätte ihren Lebensstand herabgedrückt."

„Das haben Sie ganz gut gesagt, Herr von Gerlach," pflichtete Meybusch bei. „Die Kirche muß im Dorf bleiben."

„Ob meine Kirche noch im Dorf ist?" fragte der Pastor und lenkte damit das Gespräch auf die Heimat.

In Königsberg, wo man vormittags eintraf, war die Reise vorläufig zu Ende. Der nächste Zug in der Richtung Korschen-Lötzen sollte erst abends abgehen . . . Man zerstreute sich . . . Gebhard wollte in die Kronprinz-Kaserne, wo seine Jungen lagen, die schon in den nächsten Tagen an die Front kommen sollten. Tante Auguste wollte mit Lena auf die Hufen hinaus, um eine Halbschwester, die dort wohnte, zu besuchen. Meybusch wollte mit seinem Pastor im Blutgericht eine gute Flasche alten Rotspohn ausstechen . . .

Abends ging die Reise weiter. Bald nach Mitternacht war man in Lötzen, wo man den Rest der Nacht auf harten Stühlen im Wartesaal sitzend verbringen mußte . . . Doch mor-

Digitized by Google

gens wandte sich das Blättchen. Gerlach traf auf dem Bahnhof einen bekannten Offizier, der inzwischen Flieger geworden war und mit seiner Abteilung auf einem Dutzend großer Autos nach der Grenze zu abrückte. Er nahm die ganze Gesellschaft mit. Schon mittags war man in Oletzko. Die Verwüstung des Ortes war nicht bedeutend. Ein ziemlicher Teil der Bevölkerung hatte teils freiwillig, teils unfreiwillig die Russenherrschaft erlebt.

Hier begann bereits Meybuschs Machtbereich. Er trieb bei einem Fleischer ein zweispänniges Fuhrwerk auf und eine Stunde später war man in Bielschowen. Da sah es wüst aus. Die meisten Häuser zerschossen oder verbrannt. Aber auch hier lebten einige Arbeiterfamilien und der Gutsherr sowie der Pastor blieb bei ihnen . . .

Gegen Abend kam man nach Mallischken. Gebhard ging im Abendgrauen gleich weiter nach Orczechowken. Das Inspektorhaus lag in Trümmern, das Herrenhaus hatte nur ein Stück Dach am Giebel eingebüßt . . . Aber alle Räume waren von einer unbeschreiblichen Schmutzschicht angefüllt.

Tante Auguste schlug die Hände zusammen und schüttelte den Kopf. „So was ist mir noch nicht vorgekommen. Das sind ja keine Menschen, das sind Schweine . . . Was sag ich? Schweine? Nein dieses nützliche Haustier will ich durch den Vergleich nicht beleidigen."

Gerlach hatte die Tür zum Saal geöffnet und blieb starr vor Staunen stehen. Da standen kunstvoll verteilt nicht weniger als siebzehn, sage und schreibe, siebzehn Klaviere, Flügel und Pianos. Er ging hinein, setzte sich an einen Flügel und pfiff und spielte: „Ach du lieber Augustin, alles ist weg."

Noch im Abendgrauen ging er mit Lena zu der Mühle und von dort zu den Instkaten. Die Mühle und die Turbinen waren gesprengt und nur noch ein Trümmerhaufen. Ungehemmt strömte das Wasser durch die zerstörte Schleuse. Schweigend setzten sie ihren Weg fort . . . Gleich aus der vordersten Chalupp kam ein schwacher Lichtschimmer. Sie traten ein. Auf dem Herd brannte ein Kienspahn. Davor saß ein altes Weib, die Brille auf der Nase und strikte.

Lena kannte sie. Es war die alte Madeycka, die kurz vor dem Krieg hierher zu ihrem Sohn gezogen war. Lena rief sie an. „Seht Ihr nicht, daß der Herr gekommen ist?"

Die Alte ließ die Hände sinken und sah über die Brille weg finster auf die Besucher. „Na was will er hier? Hier ist nichts zu suchen. Ihr habt es gut gehabt, Ihr seid ausgerückt, aber wir, wir armen Leute haben es ausfressen müssen."

„Na aber nu ist der Herr hier, nun wird er wieder für Euch sorgen."

„Na wie wird er sorgen?"

Gerlach warf ihr einen Fünfzig-Mark-Schein in den Schoß. „Damit geht einer von Euch morgen nach der Stadt und kauft ein, was Ihr braucht."

Die Alte war wie umgewandelt. Sie erhob sich und holte zwei Stühle vom Tisch herbei. „Wollen die Herrschaften sich nicht bißchen setzen?" Eilfertig fuhr sie mit der Schürze über die Stühle.

„Sagen Sie mal, Madeyckasche, wissen Sie etwas vielleicht von meinem Vater?"

„Von dem Herrn Inspektor? Ja der blieb ja hier, wie Sie wegfuhren. Warten Sie mal, wie war das doch . . . Ja, nu besinne ich mich. Den holten zuerst doch die Dragoner ab."

„Das weiß ich. Ein Knecht hatte ihn fälschlich angezeigt."

„Ja der Woytek . . . Den hat die Minna, wo bei Ihnen diente, abgestempelt . . . Der Herr Inspektor hatte die Knechte mit dem Pistol aus dem Herrenhaus gejagt. Das wollten sie ihm eintränken. Schon die Nacht darauf, wo der Herr Inspektor weg war, haben die Knechte den Keller im Haus aufgebrochen und haben sich besoffen wie die Knüppel. Des morgens kamen Kosaken . . . Da wurden die Knechte, die noch nicht nüchtern waren, frech, und na da haben sie gleich sechs Mann an die Scheune gestellt und erschossen . . . Da wurden die anderen nüchtern . . . Na und die Minna hat auch ihren Lohn ausgezahlt gekriegt . . . Die konnte nie genug kriegen. Sie wissen schon, Fräuleinchen, was ich meine. An dem Tag hat sie genug gekriegt. Sie konnte nicht leben, nicht sterben, da haben ihr die Kosaken tot gemacht."

Digitized by Google

„Und von meinem Vater wissen Sie nichts mehr?"

„Aber ja doch . . . Das waren vielleicht acht Tage, da kam er wieder aus Lötzen . . . zu Fuß . . . mitten mang die Russen rein. Mein Gott, der Mann hat gar keine Angst gehabt. Vor dem Offizier hat er mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Na diesmal, da hat er es doch wohl zu doll gemacht, da stellten sie ihn an die Scheune und wollten ihn totschießen. Aber da kam noch gerade ein anderer Offizier und der hat ihn'n abgeredet."

„Er ist also nicht erschossen worden?" fragte Lena mit bebender Stimme.

„Ach wo Fräuleinchen . . . aber sie haben ihm mitgenommen, wie sie wegzogen nach der Grenze zu."

„Also gefangen . . ."

„Trösten Sie sich, Fräulein Lena," sagte Gerlach. „Ihr Vater ist rüstig, der wird die Strapazen überstanden haben, und Sie werden ihn gesund wiedersehen."

„Ja Fräuleinchen," fiel die Alte ein. „Trösten Sie sich man, dem Herrn Inspektor ficht nichts an. Der wird schon durchhauen."

In der kleinen Kammer nebenan wurde ein eigentümliches schlürfendes Geräusch vernehmbar. „Das ist Stefka, meine Enkeltochter," erklärte die Alte. „Wir haben noch eine alte Handmühle auf der Lucht gehabt, die haben wir runtergeholt und mahlen nu den Roggen darauf. Ja, ja, das arme Ding . . . wie im Traum geht sie rum und redet kein Wort."

„Was ist ihr denn passiert?" fragte Gerlach . . .

„Gnädiger Herr, was allen Mädchen und Frauen hier passiert ist. Aber sie hat gesagt: wenn das Wurm lebendig zur Welt kommt, würgt sie es mit ihren eigenen Händen ab."

Erschüttert wandte sich Lena ab. Was war ihr Kummer gegenüber diesem grauenhaften Unglück! Stumm schritten sie zum Herrenhaus zurück, aus dessen Fenster ihnen Lichtschein entgegenstrahlte . . .

---

16. Kapitel.

Tante Auguste hatte die Zeit in anderer Weise angewandt. Sie hatte drei Weiber, die wohl aus Neugierde auf den Hof gekommen waren, erwischt und am Schlafittchen gekriegt, wie sie sich im heimatlichen Idiom sehr richtig ausdrückte. Die Weiber hatten gar keine Lust zum Arbeiten gezeigt, aber damit kamen sie bei Tante Auguste nicht durch. Sie hatte bloß eine ein bißchen „gestukt", das hatte vollkommen genügt. Und dann waren Spaten, Eimer, Schrubber zum Vorschein gekommen. Aus einem Zimmer hatten sie schon den Dreck rausgeraggt. Ein Tisch und ein paar hölzerne Küchenstühle waren abgescheuert . . . Zwei Lichte klebten auf den Tisch.

„Als wenn der Bauer Hochzeit hat," sagte Tante Auguste lachend, als die beiden eintraten . . . „Was ist denn mit euch? Hast schlechte Nachrichten gekriegt, Lena?"

„Nein und ja Tantchen, der Vater ist gefangen."

„Na dann ist er doch wenigstens am Leben. Das ist doch keine schlechte Nachricht. Nun setzt euch man ruhig hier hin, wir nehmen noch das zweite Zimmer vor. In einer Stunde bin ich fertig. Dann gibt's auch was zu essen."

Im Ofen knisterte schon ein helles Holzfeuer. In Gerlachs Augen blitzte es auf. „Können Sie Feuer anmachen, Fräulein Lena?"

„Ich hab's wohl noch nicht verlernt."

„Na dann helfen Sie mir im Kamin, im Saal Feuer anzünden . . . Er raffte einen Arm voll Holz auf und ging voran. Einige Minuten später strahlte ein rötlicher Schimmer in dem weiten Raum . . . Schatten und Lichter jagten sich an der reichen Ornamentur der Decke.

Und dann setzte sich Gerlach an eins der Klaviere, pfiff und spielte. Zuerst: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen . . ." Lena hatte sich abgewandt von ihm auf einen niedrigen Hocker gesetzt . . . Ein paar Tränen schlichen sich ihr aus den Augenwinkeln. Ihr war das Herz zum Zerspringen voll. Sie mußte sich bezwingen, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. So töricht der Gedanke auch war, er hatte doch in ihr gelebt: den Vater hier wiederzufinden. Nun mußte sie die Enttäuschung erst verwinden.

Eben hatte Gerlach das Lied begonnen: „In der Heimat ist es schön." Aber sofort parodierte es komisch in Moll, daß es sich wie ein

Digitized by Google

komisches Pastorale anhörte. Da huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie mußte an die Tante denken, die so energisch an der Verschönerung der Heimat arbeitete. Sie stand auf und ging hinaus, um ihr zu helfen.

Sie kam gerade zu einer sehr komischen Szene. Tante Auguste hatte zwei Bettstellen in die Stube schaffen und aufstellen lassen. Jetzt stemmte sie die Hände in die Seiten und sagte zu den drei Frauen: „So nun geht und holt Betten und Bezüge."

Die Weiber sahen sich verstohlen an und schwiegen. Endlich sagte eine: „Ja, wo sollen wir Betten hernehmen?"

„Wo ihr sie verwahrt habt. Habt ihr denn nicht Betten und Leinenzeug aus dem Herrenhaus und der Inspektorwohnung in Sicherheit gebracht?"

Die Weiber wechselten wieder verstohlene Blicke. „Nee wir nicht, aber die Ludatsche hat welche auf der Lucht verwahrt."

„Na dann geht und holt sie . . . Das ist eine verständige Frau, die wird vom Herrn Belohnung kriegen."

„Die Kanaillen," sagte sie lachend, als die Weiber gegangen waren, die haben alles rausgeholt, was nicht niet- und nagelfest war und vergraben . . . Na das werden wir schon rauskriegen."

Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Weiber hochbepackt mit der Vierten, der Ludatschen wieder. Schon von weitem hörte man sie schimpfen. Nun gab es eine ergötzliche Szene. Die vierte zählte alles haarklein auf, was die anderen beiseite gebracht hatten. „Das wird alles hergebracht", donnerte Tante Auguste. „Sonst holt der Herr morgen preußische Soldaten und ihr werdet alle an die Scheune gestellt und totgeschossen. Auf Raub und Plünderung steht im Krieg Todesstrafe." Die Weiber stoben davon. Lachend bezog Tante Auguste mit Lenas Hilfe ein Bett nach dem anderen. Für Gerlach sollte das Bett im anderen Zimmerr, wo ein bequemes Sofa stand, gemacht werden.

Nach einer Weile kamen die Weiber zurück, aber nicht allein. Sie hatten ihre Männer mitgebracht. Die Kerle waren noch patzig. Sie hätten bloß die Sachen vor den Russen in Sicherheit gebracht und versteckt. Ob sie auch wegen des Korns und der Kartoffeln, das sie sich zum essen genommen hätten, bestraft werden sollten?

In demselben Auenblick ertönte von der Tür her die scharfe Stimme des Gutsherrn. „Ich bitte mir einen anderen Ton von euch aus, sonst lasse ich euch alle morgen verhaften und bestrafen. Er nahm eine Browning aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Das Ding ist gar nicht nötig, Herr von Gerlach", sagte Tante Auguste. „Den ersten, der sich gerührt hätte, hätte ich mit dem Schrubber über den Kopf gehauen. Das ist ja eine Rasselbande. Weshalb seid ihr nicht gleich gekommen, wie wir auf den Hof fuhren und habt gesagt: Herr wir haben Sachen gerettet und verwahrt. . . Dann wäret ihr schlau gewesen. Aber nun, Herr von Gerlach, keine Rücksicht. Ihr seid ja nicht besser als die Russen. Nun bringt mal gleich alles her, was ihr verwahrt und vergraben habt. Marsch, pascholl. . . Aber es muß nicht zu lange dauern." . . .

„Das hat ja doch keinen Zweck", meinte Herr von Gerlach. „Wir müssen morgen weg."

„Ich denke nicht daran", erwiderte Tante Auguste. „Ich bleibe mit Lena hier. . . Wir sind manns genug, um die Bande in Ordnung zu halten."

„Was wollen Sie hier, wenn ich fragen darf?"

„Na wenn Sie uns hier rausschmeißen. . ."

„Sie haben mich total mißverstanden, Tante Auguste. Ich meinte nur, Ihr hierbleiben hat doch keinen Zweck."

„Da bin ich doch anderer Meinung. Es muß doch für die Leute gesorgt werden, wenn sie es auch nicht verdient haben. Geben Sie der Gesellschaft Geld in die Hand, dann ist es auch weg. Dafür wird aus der Stadt Schnaps geholt. . . Weiter: die Kerle und Weiber müssen beschäftigt werden. Womit? Das wird sich schon finden. Wir machen das ganze Haus rein, wir kalken die Obstbäume, wir flicken den Giebel aus. Wir dreschen, wenn noch was vorhanden ist, wir graben Kartoffeln."

„Tante Auguste, Sie sind . . ."

„Die Schwester Ihres Inspektors Hans

Digitized by Google

Grot. Nun, wo er nicht da ist, muß ich ihn doch vertreten."

In heiterer Stimmung wurde das Abendbrot eingenommen, wobei die weise Vorsicht der Tante in hellen Licht erstrahlte. Während sie saßen, tappte es im Nebenzimmer. Da wurden die geretteten Sachen niedergelegt... Und dann kam ein graubärtiger Instmann ins Zimmer und bat um gut Wetter. Die Leute hätten alle geglaubt, die Russen würden nicht mehr rausziehn aus Ostpreußen und von der Herrschaft würde niemand wiederkommen. Da hätten die Leute gedacht, ob die Russen das wegschleppten, oder sie. . .

„Ihr seid ja reichlich damlig," unterbrach ihn Tante Auguste. „Habt ihr wirklich gedacht, daß wir die Russen nicht klein kriegen werden? Und die hätten euch aufgehängt, wenn sie die feinen Sachen bei euch gefunden hätten. Na nu geht man, ich werd' den Herrn bitten, daß er diesmal noch Gnade für Recht ergehen läßt." . . .

Die Gnade war sehr reichlich ausgefallen. Der Gutsherr hatte jedem nicht nur den baren Lohn für die verflossenen Wochen ausgezahlt, sondern noch reichlich darauf gelegt, um die erlittenen Entbehrungen zu vergüten. Tatsächlich hatten die Leute nur von Mehl, das sie sich auf Handmühlen schroteten, und von Kartoffeln gelebt. Als Salz hatten sie das auf dem Speicher liegende Viehsalz verwandt. . . Er versprach ihnen auch, wenn irgend möglich, von Lötzen Vorräte zu schicken. . . Da drängten sich die Mäner um ihn, um ihm die Hände zu küssen, so daß er sie nach oben strecken mußte. Die Weiber heulten laut. „Nee das hätten wir von dem Herrn nich gedacht. . . Na, nu is alles gut. Und der gnädigen Frau und dem Fräulein werden wir schon gehorchen. Die war ja auch immer so gut mit uns."

Eine Stunde später nahm Gerlach Abschied. Er wollte zu Fuß nach Oletzko und dort sich den Fleischermeister mit seinem Wagen zur Fahrt nach Lötzen mieten. . . Er sollte dann gleich Kaffee, Zucker, Petroleum, Seife, Lichte und noch vieles andere, was Tante Auguste ihm aufgeschrieben hatte, mitbringen.

Zum Abschied hielt er Lenas Hand einige Augenblicke länger als üblich in seiner. Dann beugte er sich und küßte sie. Lena entzog sie ihm nicht. Sie sagte nur leise: „Alles Gute, Herr von Gerlach."

„Und Ihnen binde ich es aufs Herz, sich mit Fräulein Lena und den Leuten rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, sobald irgendwelche Gefahr droht", sagte er zu Tante Auguste. „Sollten unsere Truppen zurückgeworfen werden, was ich nicht annehme, aber möglich ist es ja doch, dann kommt zuerst die Bagage hier durch. Dann ist es aber Zeit, sich auf den Weg zu machen."

„Sie können sich darauf verlassen, ich laß mich nicht von den Russen greifen," erwiderte Tante Auguste halb lachend, halb gerührt. „Und nun auf Wiedersehen Herr von Gerlach. Schipp schipp hurra!"

Er lachte auf, winkte noch einmal mit der Hand zu Lena und schritt davon. Tante Auguste sah ihm wie in Gedanken nach. „Du Lena . . . den Luftikus hat er an den Nagel gehängt, das ist ein Mann geworden. Nun wollen wir uns mal den alten Michallek zum Vogt bestellen und an die Arbeit gehn."

Es lief in Mallischken alles wie am Schnürchen. . . Am dritten Tage kam der Fleischermeister mit einer großen Wagenladung von Vorräten, von denen die Tante sofort die einzelnen Familien beteilte. Dem Meister gab sie noch den Auftrag, ein fettes Schwein oder zwei zu besorgen, Preis Nebensache. „Sie können auch einen Hammel oder ein Rind bringen, wir können es brauchen." . . .

Schon am nächsten Tage kam gegen Abend Einquartierung. Gleich zwei Munitionskolonnen auf einmal. . . Die beiden Offiziere bekamen jeder ein Zimmer und ein reines Bett. Die Leute schliefen in einem Stall. In der großen Küche wurde ihnen das Essen, was sie mitgebracht hatten, gekocht. Und nun kam fast jeden Tag Besuch von Feldgrauen. Autos oder Wagen, die von der Front kamen, hielten in Mallischken an. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß man dort gutes Quartier fand.

Die Gutsleute hatten alles Mögliche „gerettet", Bilder, Leuchter, Nippsachen. Das gab, an Ort und Stelle gebracht, den Zimmern wieder ein behagliches Aussehen. Tante Au-

Digitized by Google

guste hatte die unglückliche Stefka, die Enkelin der Madeycka, in die Küche genommen. Das Mädchen blieb ernst und schweigsam, aber es arbeitete fleißig. . .

Eines Tages kam eine Truppe Husaren von der Grenze durch Mallischken. Sie führten an hundert russische Beutepferde mit sich. Lena erstaunte nicht wenig, als sie die Tante mit dem Michalek unter den Russenpferden herumgehen sah. Es war aber so, wie sie vermutete. Tante Auguste war auf den Pferdehandel ausgegangen. Zu lächerlich geringem Preis kaufte sie ein halbes Dutzend Gäule. Einige Leiterwagen wurden instand gesetzt und geschmiert... Am nächsten Tage wurden sie mit etwas Hafer und Roggen beladen. Dann ließ Tante Auguste die überflüssigen Betten und Leinenzeug aufpacken. „So nun kann es losgehen", sagte sie ruhig zu Lena.

„Sind das bloß Vorsichtsmaßregeln oder weißt du was Bestimmtes, Tante?"

„Ich weiß, was ich weiß", erwiderte sie geheimnisvoll. Eine Stunde später kam ein langer Bagagezug, der auf dem Hof Rast machte, um die Pferde zu füttern. „So jetzt wollen wir die Leute benachrichtigen und abziehen."

Diesmal weigerten sich die Instleute nicht, mitzuziehen. . . Sie packten noch etwas von ihren Habseligkeiten auf die Wagen und dann zog man ab. . . Hinter ihnen, von der Grenze her, grollte es wie ferner Donner. Aber es war kein richtiger Donner, es war das Poltern und Brummen der Geschütze.

. . . Herr von Gerlach war glücklich bei seiner Schipperkolonne angelangt, die nördlich von Angerburg die Befestigungen am Westufer der Angerapp ausbaute. . . Es war eine schwere Arbeit und für den, jeder körperlichen Anstrengung entwöhnten jungen Mann noch schwerer. Die Hände waren schon am ersten Abend voll Blasen. Er war so müde, daß er nichts zu essen vermochte, nur ausgestreckt liegen . . . Aber trotz der entsetzlichen Müdigkeit vermochte er nicht einzuschlafen. Er war etwas kleinmütig geworden. Wenn das so Tage und Wochen weitergehen sollte. . . Da hatten es die Soldaten doch besser. Alle Glieder taten ihm weh. Er wälzte sich hin und her. . . Durch das Stroh fühlte er den harten Bretterboden.

Da warf sich neben ihn ein ungeschlachter Kerl ins Stroh. „Kannst nicht einschlafen vor Müdigkeit, Kleiner? Na laß man gut sein, morgen wird's schon besser gehen. Du hast dich heute mit der Arbeit übernommen. Immer langsam powoli . . . nichts überstürzen. Wir werden immer fertig." . . .

Am andern Morgen war Gerlach noch wie zerschlagen. Aber nun befolgte er den Rat seines Nebenmannes und schonte sich. Er sah bald, daß die andern es ebenso machten. Als sie sich von der Gulaschkanone mittags ihr Essen holten, kam von der Stadt her ein kleiner dicker Mann. Er trug einen langen, etwas schäbigen schwarzen Bratrock und ein rundes Hütchen. Aus dem runden bartlosen Gesicht lachten vergnügt ein paar kleine Äuglein. . .

„Da kommt der dicke Kantor", . . . rief einer lachend. . . Gerlach sah, wie sich der Mann zwischen ein paar Schipper setzte. Mit komischem Schwung fuhr seine rechte Hand in die Brusttasche und reichte dem Nachbarn zur Rechten eine Zigarre. Dann ebenso dem linken. „Der Überschuß meines heutigen Kantorgehalts", sagte er feierlich. Alles lachte. „Lacht Jungens, das ist gesund. Dazu komme ich ja nur her, damit ihr das Lachen nicht verlernt. Kennt ihr schon das Märchen von dem ehrgeizigen Spaten?" . . .

„Nein, nein, erzählen", rief es von allen Seiten. In schlichtem Ton, wie wenn er zu Kindern spräche, erzählte der Kantor das Märchen, das ihm der Anblick eines zerbrochenen Spatenstiels eingegeben hatte. Wie der Spaten seinem Besitzer zuredet, den Stiel dünner zu schneiden. . . Er möchte nicht so plump aussehen wie die anderen Spaten. . . Die einfache Pointe der Geschichte war, daß der Stiel beim Heben eines Steines abbrach und daß der Spaten nun einen viel dickeren Stiel bekam als die anderen.

„So, nun habt ihr schön artig zugehört, meine Kinderchens. . . Nun werde ich euch noch die Geschichte von der edlen Krähe erzählen, die kein Pferdefleisch fressen wollte."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

3. Fortsetzung.

„Gleichviel! Vielleicht ist es gar besser so. Mit Tatsachen mag der Fürst besser rechnen als mit Absichten; auch habe ich Ursache zu glauben, daß er abraten würde."

„Das ist auch meine Meinung", warf Stambulow ein. Ich fürchte, er hat in Franzensbad den Warnungen des russischen Ministers Gehör geschenkt und wird sich auf nichts einlassen wollen, was die Anbahnung eines guten Verhältnisses mit Rußland hemmen könnte."

„Er wird bald einsehen, daß es eine Unmöglichkeit für ihn ist, ein solches zu unterhalten", rief eine andere Stimme.

„Aber Rußland selbst sieht den Aufstand mit günstigen Augen an, es weiß längst durch seine Spione, wie die Sachen hier stehen und es schreitet nicht ein dagegen", ließ sich ein Dritter vernehmen.

Stambulow lächelte. „Es schreitet nicht ein, weil es hofft, daß ein Aufstand den Thron Bulgariens umstoßen und doch mindestens den in Ungnade gefallenen Inhaber desselben beseitigen wird. Im ersten Falle würde es Bulgarien besetzen, im zweiten eine Puppe nach seinem Geschmack auf den erledigten Thron heben, die es dann an russischen Drähten tanzen läßt. Dahin darf es nicht kommen."

„Nein, dahin darf es nicht kommen", erscholl es aus allen Kehlen."

„Nun wohl, so laßt uns ans Werk gehen!" rief Stambulow aus. „Verteilen wir uns auf die umliegenden Dörfer. Wiegeln wir die Bauern auf und in der Nacht vom siebenzehnten laßt uns in die Stadt ziehen und den Gouverneur entsetzen. Die Truppen sind gewonnen; sie werden uns nicht im Wege sein."

„Abgemacht!" sagte Stojunow.

Kein Wort weiter wurde verloren. Die Verschworenen hüllten sich in ihre Mäntel und verließen den Konak durch eine Hinterpforte, welche auf Gärten mündete. Nur Stambulow blieb zurück. Seit er Sofia verlassen, wohnte er in diesem einsamen Konak, einem echt türkischen Gebäude mit niedrigen Holztreppen, weiten Gemächern und seltsam bemalten Wänden, in denen überall geräumige Schränke angebracht waren. Einige harte Diwans, mit bulgarischen Teppichen bedeckt, bildeten den einzigen Hausrat. Auf einem dieser Diwans hatte Stambulow sich ein nicht gerade bequemes Lager hergerichtet. Auf dieses warf er sich in voller Kleidung nieder.

„Ich habe mich heute mehr denn gewöhnlich abgehetzt", murmelte er; „eine Stunde Ausruhens darf ich mir gewähren." Er löschte das Licht und schloß die Augen; gleich darauf umfing ihn tiefer Schlaf. Als er erwachte, fühlte er sich neugestärkt. Er blickte in die sternenklare Nacht hinaus und überlegte, was er zunächst zu tun habe. Bald war sein Entschluß gefaßt. Er wollte in der Stadt bleiben und dort die Leitung übernehmen. Nachdem er eine Laterne angezündet und die Blende derselben vorsichtig so gedreht hatte, daß kein Licht nach außen dringen konnte, näherte er sich einem der Wandschränke und zog einen Bauernkittel aus demselben hervor. Diesen legte er an; dann verbarg er sein dunkles Haupthaar unter einer Pelzmütze, die er bis über die Ohren hinunterzog; steckte die Füße in ein paar riesige Stulpstiefel, und so verkleidet, verließ er den Konak auf demselben Wege, den die Verschworenen genommen hatten. Doch kaum war der Garten durchschritten und er schickte sich an, ein Pförtchen zu überspringen, welches ihn durch den Nachbargarten auf die Straße führen sollte, als er sich von zwei kräftigen Fäusten ergriffen fühlte.

„Bei Allah! Den hätten wir!" rief die rauhe Stimme eines türkischen Gendarmen. „Hilfe! Her zu mir!" Auf diesen Ruf leuchteten zwei Soldaten aus dem Dunkel auf und warfen sich auf den Widerstand leistenden Bulgaren. In einem Augenblick war er gebunden und auf den Weg zurückgebracht, den er gekommen.

„Habe ich euch nicht gesagt, daß hier herum ein Verschwörernest sein müsse", sagte der Gendarm triumphierend. „Dort ist der Konak. Sehen wir, ob sonst noch Leute darin sind." Vorsichtig näherte man sich dem dunklen Gebäude. Der Gendarm fand zu seinem Erstaunen die Tür unverschlossen. Er nahm einen seiner Leute mit sich, kehrte aber nach kurzer Zeit

Digitized by Google

sehr enttäuscht zurück. Er hatte nichts gefunden als Stambulows Zivilanzug. „Bringen wir diesen da in Haft; er wird sich morgen vor dem Gouverneur auszuweisen haben", sagte er etwas kleinlaut.

„Vorwärts", sagten die andern.

Stambulow folgte ruhig. Jede Einrede konnte seine Lage nur verschlimmern. Allem Anschein nach waren die übrigen Verschworenen glücklich durchgekommen, was lag an ihm allein. Glückte der Anschlag, so würde er ja bald wieder frei sein; bis dahin Geduld und Vorsicht!

Man steckte ihn in ein dunkles, schmutziges Gefängnis, in welchem er bereits einige Verhaftete vorfand. Sie waren gleichfalls als Revolutionäre verdächtig in der Nacht eingebracht.

Die Nacht verging und der folgende Tag. Die Gefangenen erwarteten bei jedem Klirren der Kerkerschlüssel daß man sie vor den Gouverneur führen würde, aber es war stets nur der Wärter, welcher ihnen ihre grobe Nahrung oder einen Krug frischen Wassers brachte. Die zweite Nacht brach an; es war die Entscheidungsnacht. Würde es den Aufständischen gelingen, die Stadt zu nehmen? Stambulows Herz schlug heftig gegen den groben Bauernkittel; er maß mit ungeduldigen Schritten den engen Raum, in dem er, der Tatendurstige, zu weilen gezwungen war. Er zählte in peinlicher Erregung die Stunden, bis endlich die Mitternacht herannahte Nun horchte er mit gespanntem Ohr; kein ungewöhnliches Geräusch ließ sich vernehmen. Die Straße unter ihm lag totenstill; seine Mitgefangenen schliefen fest. Da — war es nicht — als ob jemand an das Gitterfenster der Zelle klopfte? Nein — nur der Nachtwind schlug gegen die blinden Scheiben. Stambulows Ungeduld wuchs. Das Blut stieg ihm in die Schläfen, daß sie pochten, wie eiserne Hämmer; er fuhr mit beiden Händen durch das dunkle Haar wie ein Verzweifelter. „Ach, eingesperrt hier sitzen und nicht wissen, was draußen geschehen mag."

In dem morschen Fachwerk des Fensters bohrte ein Holzwurm. Den geschärften Sinnen des Gefangenen klang es wie Hammerschlag. Kam endlich jemand, ihn zu befreien? Törichte Hoffnung! Wer wußte denn, daß er hier eingesperrt saß? Träge schlichen die Minuten peinvollster Erwartung dahin! Er ballte die Hände vor Erregung und drückte sie gegen die schmerzenden Schläfen. Geschah denn nichts? War alles vereitelt? Plötzlich horchte er auf; war das nicht ein Klirren von Schlüsseln? Oder war es wiederum Täuschung? Nein, es wiederholte sich — er hörte deutlich das Knacken eines Schlosses — da — die Kerkertür drehte sich knirschend in ihren Angeln; eine Gestalt mit einer Blendlaterne in der Hand schob sich leise durch die halbe Öffnung. „Vetter Stambulow", rief eine gedämpfte Stimme, und die Gestalt schlug die verhüllende Kapuze zurück.

„Olga, bist du es?" Das junge Mädchen ließ dem Erstaunten keine Zeit, seiner Überraschung Herr zu werden.

„Gut, daß du wach und in den Kleidern bist, folge mir schnell."

„Und meine Mitgefangenen?"

„Für die ist keine Zeit; ich will ihnen die Tür offen lassen; mögen sie sehen, ob sie davon profitieren können."

Stambulow rüttelte einen der Schläfer auf: „Wecke die andern und flieht!" flüsterte er ihm zu; dann folgte er der ungeduldig drängenden Befreierin.

„Was geht draußen vor?" fragte er.

Olga antwortete nicht. Mit der einen Hand hielt sie die Laterne, mit der andern zog sie den Befreiten über einen weiten Vorplatz, über enge, niedrige Treppchen, in einen Hof, durch eine Pforte, die sie entriegelte, auf die Straße hinaus.

„Wohin führst du mich?" fragte er wieder. Jetzt endlich antwortete sie: „In meine Wohnung."

„Und weshalb?"

„Weil du dort sicher bist."

„Ist etwas geschehen, Olga? Ist die Verschwörung vereitelt?"

Das junge Mädchen stieß ein höhnisches Lachen aus.

„Ein Wunder wärs nicht, wenn sie im Sande verliefe. Die Gendarmen sind auf den Beinen und eure Vorhut mag schlecht dabei wegkommen."

„So muß sie gewarnt werden."

„Zu spät! Es kam bereits zum Handgemenge."

„So will ich daran teilnehmen."

Digitized by Google

„Keinen Schritt von meiner Seite." Olga faßte die Hand ihres Begleiters mit eisernem Griff. „Wenn du dich jetzt in den Kampf mengst, so könntest du leicht in kurzer Zeit den Weg zurücknehmen, den wir soeben gekommen sind, und ich könnte dich ein zweites Mal nicht so leicht befreien."

„Aber ich will dabei sein, sage ich dir; will es jetzt." Er machte rauh seine Hand los und wollte davoneilen.

„Einen Augenblick noch", bat Olga; sie hielt ihn an dem weiten Ärmel seines Kittels und zog ihn in den Schatten eines Mauervorsprungs. „Hörst du den Lärm? Gleich werden sie vorüberkommen."

Und sie kamen vorüber. Gendarmen trieben mit rohen Stößen die gefangenen Insurgenten vor sich her. Rauhe Stimmen und Flüche erschallten und dazwischen Stöhnen und laute Seufzer. „Wir sind verraten."

„Sind wir das wirklich?" fragte Stambulow, sich an Olga wendend.

„Eure Proklamation ist den Wächtern der Regierung in die Hände gefallen. Das hätte anders eingeleitet werden können, wenn ihr mich zu Rate gezogen hättet. Aber eifersüchtig auf eure Rechte, wollt ihr alles allein besorgen und vertraut nichts den Frauen."

„Und wie hättest du die Sache eingeleitet?" fragte er spöttisch.

„Dir das zu erklären, ist jetzt keine Zeit. Daß ich dich aus der Klemme gezogen, sollte dir Beweis genug sein von dem, was Weiblichkeit vermag. Jetzt komme, damit ich dich endlich in Sicherheit bringe." Stambulow folgte willig, und bald befanden sich die nächtlichen Wanderer vor einem niedrigen, ärmlichen Häuschen, in welchem die elternlose Olga mit einer alten, halbblinden Verwandten wohnte. Das Mädchen zog einen Schlüssel und öffnete geräuschlos; dann führte es seinen Gast in das einzige Stübchen des Erdgeschosses.

„Du kennst meinen Salon", sagte sie lächelnd, „mache es dir auf dem kleinen Diwan so bequem wie möglich. Willst du Licht?"

Ohne seine Antwort abzuwarten, zündete sie eine kleine Lampe an und bedeckte sie mit einem Schirm; dann wandte sie sich zum Gehen.

„Aber so sage mir doch, Olga, woher wußtest du, daß ich gefangen sei, und wie gelang es dir, mich zu befreien?" drängte Stambulow.

„Sehr einfach! Ich unterhalte schon lange eine Verbindung mit der Frau eines der Gefängniswärter, in der richtigen Voraussetzung, daß mir dies einmal von Nutzen sein könnte. Durch sie erfuhr ich, daß mehrere Gefangene eingebracht seien; der Zufall hatte es gefügt, daß sie deinen Namen behielten. Mir durch sie die Schlüssel zu verschaffen, war nicht schwer, besonders nicht in dieser Nacht, wo die türkischen Schließer einen dumpfen Rakirausch ausschlafen und nur ihr Mann, ein braver Bulgare, wacht."

„Und wird er nicht für seine Dienstverletzung zu leiden haben?"

„Pah! Wenn bis zum Morgen die Stadt in unsern Händen ist!"

„Ja, ist denn noch Hoffnung?" Stambulow war aufgesprungen, seine Augen leuchteten; er preßte Olgas Hände mit festem Druck. „Ist noch Hoffnung?" wiederholte er atemlos.

„Natürlich", entgegnete Olga kurz und machte sich fast ärgerlich ihre Hände los. „Ich gehe jetzt und sehe nach dem Rechten."

„Ich komme mit."

„Du bleibst! Du bist nun mein Gefangener."

„Was soll das heißen, Olga?"

„Das soll heißen, daß ich dich nicht mit Mühe und Not hierhergeschleppt haben will. Du mußt hier warten, bis der rechte Augenblick da ist; dann rufe ich dich."

„Ich würde es dir nie verzeihen, wenn du mich untätig hier ließest, während andere handeln."

„Sei ruhig, Vetter! Deine Freundschaft ist mir zu teuer, als daß ich sie verlieren möchte."

Er fixierte sie mit scharfen, mißtrauischen Augen. Wollte sie ihn verspotten? Nein, sie sah ungewöhnlich ernst aus, die tolle Kusine, deren Mangel an Weiblichkeit ihn oft unsympathisch berührt hatte. Er wollte ihr die Hand reichen, ihr danken, daß sie ihn befreit hatte, da war sie schon zum Gemach hinaus und hatte den Schlüssel abgezogen. „Hexe", brummte er und rüttelte an der Tür; dann horchte er, ob sie sich draußen noch rege. Nein, sie war fort; auch die schwere Haustür war ins Schloß gefallen. „Wo mag sie hin sein? Was hat sie vor?"

Digitized by Google

dachte er, indem er sich mißmutig in den Diwan zurücklehnte. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber umsonst, die innere Unruhe trieb ihn wieder empor. Auf dem Tische, über den die Lampe ein trübes Licht verbreitete, lagen Bücher, Albums und Papiere, in wilder Unordnung durcheinander. Er fing an, die Bücher zu durchblättern; aber seine Augen glitten unachtsam über die Seiten; endlich hielt er ein; er war auf ein Zeichen gestoßen, welches Olga an einer interessanten Stelle eingelegt hatte. Er schob es beiseite und sah, daß es ein Brief sei. Mit einiger Neugierde betrachtete er die feinen geraden Buchstaben; da fiel sein Auge auf die Unterschrift: Ljuba.

„Oh, die kleine Burow," murmelte er, „sollte die auch konspirieren?"

Er faltete den Brief auseinander. „Nein, das ist indiskret", und er legte das Papier an seinen Platz zurück. Aber die feinen Buchstaben tanzten ihm vor den Augen und mit ihnen tauchte plötzlich die kleine Hand auf, welche diese Buchstaben aufs Papier gemalt, und zu der Hand erschien dann, wie durch Zauber, die ganze feine Gestalt mit dem Kinderköpfchen. „Ob sie noch so verliebt in den Fürsten ist?" dachte er.

Wieder ergriff er den Brief, wieder faltete er ihn auseinander; die Versuchung war zu groß. Er enthielt gewiß keine Geheimnisse, sonst hätte Olga ihn nicht so offen liegen lassen.

„Beste Olga!" las er endlich, „ich bin gewiß eine pünktliche Person und halte mein Versprechen. Da ist meine Photographie zur Belohnung für den schmählichen Rückzug, zu dem Du den überklugen Janusch durch Deine noch größere Klugheit gezwungen hast. Ich spediere mein Konterfei durch Frau Katinka, die ja immer unter Sicherheitsschluß absendet, der Staatsgeheimnisse wegen. Da du diese nun alle durch sie erfahren wirst, so kann ich Dir höchstens noch Herzensgeheimnisse mitteilen, aber das einzige, welches ich habe, ist ja eigentlich kein Geheimnis mehr, da die ganze Stadt davon weiß. Ach, Olga, Du betest ihn ja auch an, aber Deine Anbetung kann nicht so vollständig sein, wie die meine, da Du niemals Walzer mit ihm getanzt hast. Ach wann kommt der Winter und mit ihm der Fürst, der noch immer in Varna weilt, und mit ihm dann die Hoffestlichkeiten und Bälle! Ich werde mich zwar furchtbar zusammennehmen müssen, der Frau Giorgieév wegen, die ein wachsames Auge auf mich haben wird. Sie ist jetzt meine Freundin, und was die Leute, das heißt „Janusch", von ihr sagen, ist alles erlogen. Sie sagt, ich müsse lernen, den Mann von dem Fürsten zu trennen; kannst Du das, Olga? Ich werde mir zwar schrecklich viel Mühe geben, aber ob ich es fertig bringe? Sonja grüßt Dich. Sie ist entsetzlich ernsthaft seit einiger Zeit und leidet beständig an Migräne. Vielleicht ich Leutnant Maximow Schuld daran, der ihr in beunruhigender Weise den Hof macht. Mir sollte er als Schwager schon recht sein, wenn er nur kein Russe wäre."

Mit spöttischen Lächeln legte Stambulow den Brief an seinen Platz zurück. „Wer weiß, ob es diesen Winter Hofbälle geben wird," murmelte er, „vielleicht laden uns die Türken zu einem weniger erfreulichen Tanz." Dann nahm er ein Photographiealbum zur Hand, welches zwischen Zeitungen vergraben lag, und schlug die Seiten um. Er kannte sie bereits alle, diese etwas groben Frauen- und Männergesichter; keines hatte sein Auge jemals gefesselt; wie würde sich Ljubas feines Profil unter dieser Bauerngalerie ausnehmen?"

Da strahlte es ihm von dem letzten Karton entgegen, lieblich, lebendig; die krausen Löckchen zierlich um die reine Stirn geordnet, die Lippen wie zum Lächeln geöffnet. Er starrte das Bild an, es war, als wenn es sich langsam unter seinen brennenden Blicken belebe; da sprang die Tür auf und Olga trat herein. Stambulow schlug den Albumdeckel zu; er hatte geträumt und sah nun die Wirklichkeit vor sich.

„Was bringst du, Olga?" fragte er hastig, fast verlegen.

„Gute Nachricht. Folge mir!"

Als sie auf die Straße traten, schlug eine Uhr die dritte Morgenstunde. Nur wenige Schritte hatten sie zurückgelegt, als sie angehalten wurden. „Bulgarien oder der Pascha?" donnerte es ihnen entgegen.

„Bulgarien," antwortete Olga kurz, und ungehindert ließ man sie ziehen.

„Ist die Stadt unser?" fragte Stambulow.

„Wir werden sehen," antwortete Olga. „Als ich fortlief, dich zu holen, war eine, von Konare anrückende Insurgentenschar in die

Digitized by Google

Stadt gedrungen, groß genug, um nicht so schnell geworfen zu werden. Wenn sich die Truppen derselben angeschlossen haben, so ist alles gewonnen."

Sie eilten nun dem Konak des Generalgouverneurs zu. Schon von weitem hörten sie lautes Geschrei: „Nieder mit den Unterdrückern!" „Es lebe die Vereinigung!" „Es lebe der bulgarische Fürst Alexander!"

Das klang ermutigend und belebend.

„Vorwärts! Vorwärts! Wir müssen dabei sein!" rief Stambulow.

„Wir?" Um Olgas Lippen spielte ein Lächeln der Befriedigung. Erkannte er es endlich an, daß sie mit dazu gehöre?"

Als sie die Mauer erreicht hatten, die den Garten der Pascharesidenz einfaßte, stießen sie auf Soldaten. Der Anführer derselben, ein junger Offizier, wollte eben den beiden Eilenden die Parole abnehmen, als er Stambulow trotz seiner Verkleidung erkannte.

„Du hier, Stambulow! Nun das trifft sich gut. Willst du mit?"

„Wohin?" fragte der Erstaunte.

„Ueber jene Mauer, damit wir dort im Garten für alle Fälle bereit sind."

„Sind wir der Truppen sicher?"

„Ganz sicher, denke ich."

„So möchte ich lieber vorne bei der Aktion sein."

„Wie du willst. Wir erwarten das Zeichen."

Mit raschem Schwung hatte der Offizier die Mauer genommen und seine Leute folgten ihm. Stambulow und seine Gefährtin gingen um den Garten herum. Vor dem Konak hatte sich das Volk gesammelt. Im Hofe stand das Regiment Nicolajews. Nur mit Mühe gelang es den Drängenden, sich durch die Menge zu winden und den Eintritt in den Hof zu erlangen.

„Wo ist der Major?" fragte Stambulow.

„Drinnen beim Pascha," war die Antwort.

Ohne Hindernis drangen Olga und ihre Begleiter in den Konak ein. Aus einem der Gemächer schallte ihnen ein Geräusch von Stimmen entgegen; sie gingen der Richtung nach. Bald stießen sie auf Nikolajew und mehrere Offiziere, welche den alten Pascha fast noch im Bette überrascht hatten, und hörten des Majors energisch gesprochenen Worte: „Sie sind abgesetzt und mein Gefangener."

Gavril starrte besinnungslos von einem zum andern, dann eilte er ans Fenster, um Hilfe zu rufen. Als er jedoch das Regiment Nikolajews im Hofe aufgestellt sah, ward es ihm klar, daß er der Uebermacht weichen müsse. Mit echt orientalischer Ruhe ließ er das Unvermeidliche über sich ergehen.

„Ihnen wird kein Haar gekrümmt werden," versicherte Nikolajew. Dann sich an Olga wendend, welche mit triumphierender Miene auf den Pascha blickte, sagte er: „Sorgen Sie dafür, daß unser Gefangener ungefährdet durch die Menge, seinem einstweiligen Bestimmungsorte zugeführt werde."

Olga nickte; sie ergriff einen an der Wand hängenden Säbel, zeigte auf den Revolver in ihrem Gürtel und leitete, begleitet von einigen Offizieren, den abgesetzten Generalgouverneur, durch die laut applaudierenden Truppen hindurch zu einem Wagen, der schon bereit stand. Der Pascha wurde hineingeschoben; Olga setzte sich neben ihn und befahl dem Kutscher, eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen, damit alles Volk sehe, daß der einstige Machthaber ein Gefangener sei. Erst, nachdem diese erniedrigende Schaustellung vollzogen war, brachte sie ihn nach einem nahegelegenen Dorfe, von wo er später in die Hauptstadt abgeführt wurde. Das Volk vor dem Konak zerstreute sich schnell; jubelnd durchlief es die Gassen. Das Militärregiment zog auf den Marktplatz. Der junge Offizier, der mit seinen Soldaten im Garten versteckt gelegen hatte, kam hervor und riß die Augen auf vor Erstaunen, daß alles ohne ihn fertig geworden war. „Es war nichts mehr zu tun," antwortete Stambulow auf seine Frage; „der Pascha war bereits Gefangener, als ich dazu kam."

„Und keine Verwundete, kein Blutvergießen?" rief der junge Offizier in ungläubigem Tone.

„Kein Tropfen Blutes ist vergossen."

„Beim heiligen Michael! Das ist die friedlichste Revolution, die je in Szene gesetzt wurde."

Stambulow lächelte sein mißtrauliches Lächeln: „Es kann nachkommen, die Türkei wird Truppen senden."

„Nun, so werden wir auch mit denen fertig."

Digitized by Google

Die Männer waren während dieses Gesprächs auf dem Marktplatze angelangt. Dort spielte sich eine ähnliche und nicht minder komische Szene ab, wie im Konak. Der Straßenlärm hatte den türkischen Kommandanten, einen christlichen Pascha der Miliz, aus völliger Ahnungslosigkeit aufgeschreckt; er erschien in voller Uniform, gewichst und geschniegelt wie immer, ein eleganter Salonoffizier, und fuhr seinen untergegebenen Major mit den strengen Worten an:

„Was geht hier vor? Was machen Sie mit dem Bataillon auf dem Marktplatz?"

Nikolajew musterte den eleganten Herrn mit geringschätziger Miene. „Das geht Sie nichts an; ich kenne Sie nicht."

„Wie? Sie kennen mich nicht? Das geht zu weit."

Statt aller Antwort rief der Major einen Gendarmen und befahl ihm, den Herrn nach Hause zu führen. Stambulow konnte sich eines Gefühls von Mitleid nicht erwehren, als der unglückliche Befehlshaber zwischen zwei Gendarmen an ihm vorüberschritt.

„Welch ein erbärmlicher Abgang und welche Folgen wird derselbe haben!" rief er aus. „Die Türken werden sich zunächst an ihn halten." Der junge Offizier lachte: „Ich denke, er verdients für die schlafmützige Sorglosigkeit, mit der er die Dinge so weit hat kommen lassen."

„Wohl uns, daß er taub und blind war," entgegnete Stambulow. —

Wie in Philippopel so glückte der Aufstand in der ganzen Provinz. Militär und Bevölkerung vereinigten sich und überall erkannte man die provisorische Regierung an. Um die allzu schnelle Verbreitung von dem erfolgreichen Aufstande nach dem Auslande hin zu hindern, hatten die Regenten den Telegraphen in Beschlag genommen, die Abfahrt der Lloyddampfer nach Konstantinopel verhindert, und die Eisenbahnbrücke an der Grenze bei Mustafa Pascha in die Luft sprengen lassen. Fürst Alexander erfuhr noch an demselben Tage, daß Rumelien von der Türkenherrschaft frei sei, und daß es sich unter seinem Szepter einigen wolle mit Bulgarien zu einem großen selbständigen Reich.

---

9. Kapitel.

„So mußte es kommen," sagte Frau Katinka Karavelow, „dem Fürsten haben wir die Geschichte über den Kopf weggenommen, nun muß auch Petko heran." Sie hielt eine Depesche in der Hand, und überlas dieselbe noch einmal. Vor ihr stand der kleine Telegraphendirektor Ivanow. Er sah bedenklich aus und schnäuzte sich vernehmlich mit den Fingern, die er dann an seinem Taschentuche säuberlich abtrocknete. „Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Katinka," keuchte er dann gleichsam aus der Tiefe des Schlundes herauf, „die Geschichte ist faul."

„Wie? Das wagen Sie zu behaupten?" Frau Katinka sah von ihrer Depesche auf und ihre klugen Augen blitzten den kleinen Mann in einer Weise an, daß er erschrocken einen Schritt zurückwich. Dennoch wiederholte er eigensinnig: „Die Geschichte ist faul."

„Und welchen Beweis haben Sie für diese Behauptung?"

„Beweisen kann ich vorläufig nichts, aber andere werden es tun. Glauben Sie, daß die Türkei sich so mir nichts dir nichts Rumelien wegnehmen läßt?"

„Genommen ist es nun schon und das Wiederholen hat lange Zeit. Sie sollten doch die Zögerungspolitik der Türken nachgerade kennen. Sie werden erst bei allen Mächten anfragen, ehe Sie nur einen Schritt vorwärts tun, und — Zeit gewonnen, ist alles gewonnen!"

„Das sagen Sie, verehrte Frau, und haben vielleicht auch Recht, was die Türken anbelangt; aber die Russen, wie stehts mit denen, he?"

„Nun, die werden sich finden."

„Jawohl, sie werden sich finden, aber nicht in Ihrem Sinne; sie werden uns ein Bein stellen, jawohl, ein Bein stellen."

„Lassen Sie das Reden, Direktorchen; wer bedenkt, kommt nie vorwärts. Wollen Sie eine Depesche an meinen Mann mitnehmen?" Der Direktor erklärte sich bereit. Frau Katinka setzte sich und schrieb; da fiel der Klopfer an der Haustür.

„Wollen Sie öffnen, Ivanow; ich selbst habe jetzt keine Zeit!"

Der kleine dicke Herr trollte hinaus und ließ Januſch ein.

Digitized by Google

„Mein Gott, wie Sie aussehen, Wieslowitz, haben die neuesten Nachrichten Sie so aufgeregt?“ —

Janusch strich das Haar aus der Stirn; er war auffallend bleich und seine Stimme bebte, als er entgegnete: „Neuesten Nachrichten, was für neueste Nachrichten?“ Dabei streifte ein drohender Blick den kleinen Telegraphendirektor und die Falte zwischen der Stirn vertiefte sich zu einem Abgrund.

„Was, sollten Sie wirklich noch nicht wissen?“ fragte Ivanow erstaunt. „Ich bin fertig, Direktor,“ rief eine Stimme von drinnen, „wo bleiben Sie?“

Der kleine Mann kugelte seine runde Gestalt schleunigst in das Zimmer zurück und rief der Dame entgegen: „Da ist Wieslowitsch, und er weiß von nichts.“

„Das sollte Sie doch nicht wundern, da ich selbst soeben erst —“

„Ja aber, er hört das Gras wachsen, und so eine Revolution wächst doch etwas hörbarer.“

„Pah, das Wachsen hat er schon bemerkt, nicht wahr, Janusch?“ wandte sie sich an diesen; „aber daß sie nun ausgewachsen und reif ist, das erfahren Sie jetzt und durch mich! Gratulieren Sie uns.“

Das Gesicht des jungen Mannes verlor nichts von den Schatten, die es bedeckten. „Wollen Sie sagen daß Rumelien frei ist?“

„Das will ich. Der Fürst wird zum Herrscher über das vereinigte Bulgarien ausgerufen; er hat sich entschlossen, diesem Rufe zu folgen.“

„Ich dächte, er habe die Abgesandten des Revolutionsausschusses mit dem Bescheide fortgeschickt, nicht loszugehn?“

„Das tat er und infolgedessen reiste mein Mann ruhig ab. Jetzt muß er wieder her, denn ohne ihn will der Fürst nicht vorgehen — natürlich!“

„Und will Karavelow mit dem Fürsten gehn?“

Über Frau Katinkas Gesicht glitt ein siegesbewußtes Lächeln. „Er muß.“

„Ce que femme veut, mari le veut!“ murmelte Wieslowitsch und sah womöglich noch finsterer aus.

„Sie scheinen weder überrascht noch erfreut durch die Neuigkeit,“ meinte der Telegraphendirektor.

„Darüber wundern Sie sich unterwegs, bester Ivanow,“ versetzte Frau Katinka, indem sie dem Kleinen einen vertraulichen Schlag auf die Schulter gab; „hier ist meine Depesche, und daß Sie dieselbe sofort und sicher spedieren!“

„Wie Sie befehlen“, keuchte der Dicke, und trollte ungesäumt zur Tür hinaus.

„Und nun, Janusch, da wir allein sind, was hats gegeben? Sie sehen ja aus wie eine Donnerwolke, entladen Sie sich.“

Wieslowitsch warf sich auf einen Binsenstuhl mit solcher Gewalt, daß der schwach gebaute Stuhl in allen Fugen krachte.

„Hol' der Henker die Weiber!“ stöhnte er.

„Ein hübsches Kompliment für mich.“

„Bah; Sie sind nicht gemeint, Frau Katinka; Sie sind ein Mann und wissen, was Sie wollen.“

„Und wer weiß es nicht? Ljuba etwa?“

„Sie sagen es.“

„Also hat es wieder etwas zwischen euch gegeben? Ich dachte, Sie wäre ganz zahm gewesen in letzter Zeit?“

„Das ist es ja eben. Sie weiß nicht, was sie will. Ein paar Wochen sanft wie ein Lamm und nun mit einemmale wieder wild — wild — nun, wie eine Katze.“

„Da haben Sie ihr gewiß wieder von Liebe und Heirat gesprochen; das kann Sie nicht vertragen.“

„Nun, einmal muß doch ernstlich davon geredet werden.“

„Sie dürfen nicht ungeduldig sein — abwarten — abwarten. Wozu wollen Sie die grüne Frucht gewaltsam abschlagen; sie wird ihnen noch reif in den Schoß fallen.“

„Wenn sie nicht vorher ein anderer geholt hat.“

Frau Katinka lachte: „Ja, seit wann haben Sie denn einen andern Nebenbuhler als den Fürsten?“

„Ich habe keinen andern, wenn ich nicht eine Frau als solchen betrachten muß.“

„Die Giorgiéev, meinen Sie? Lassen Sie sich das nicht kümmern.“

„Doch. Diese Freundschaft ist mir sehr unbequem. Wenn ich gewußt hätte, daß meine Mitteilungen über diese Schönheit bei Ljuba

Digitized by Google

einen, ganz dem erwarteten, entgegengesetzten Erfolg haben würden, ich hätte mich gehütet, Ihrem Rufe zu folgen, Frau Katinka."

„Das wäre das erste Mal, daß mein Rat nicht den gewünschten Erfolg gehabt hätte. Ich sage Ihnen: Warten Sie ab. Jetzt ist der Fürst längere Zeit abwesend gewesen, lassen Sie ihn nur erst wieder da sein, dann wird die gemeinschaftliche Anbetung, in welche die beiden Schönheiten sich hineinschwärmen, bald in helle Eifersucht ausarten und die Harmonie der Seelen in einen bedenklichen Mißakkord bringen — trauen Sie meiner Erfahrung."

Wieslowitsch' Stirn erhellte sich ein wenig. „Ich denke, nach dem, was ich eben erfahren, wird dem Fürsten keine Zeit bleiben, den Galanten zu spielen."

„Meinen Sie? Ich denke, der Herrscher über das vereinigte Bulgarien wird es diesen Winter an Festlichkeiten nicht fehlen lassen!"

„Wenn man ihm Ruhe dazu läßt."

„Und warum sollte man ihm diese nicht lassen?"

„Sie sind eine zu kluge Frau", entgegnete Januſch, sich spöttisch verneigend, „um sich diese Frage nicht selbst beantworten zu können."

Die Dame sah ihm mit einem durchdringenden Blick in die finstern Augen. „Glauben Sie wirklich, daß es nicht glatt abgehen wird?"

„Wie kann es? Der Fürst steht zwischen zwei Stühlen. Je mehr man ihm den einen unterzuschieben sucht, desto mehr wird man den andern von ihm abziehen, bis er daneben sitzt."

„Da gilt es nun, sich auf den einen festzusetzen, daß der andere entbehrlich wird." Januſch zuckte die Achseln.

„O, über diese Männer!" rief Frau Katinka aus; „wenn wir Frauen Pessimisten wären, wie sie, es gäbe keine schöne Begeisterung, keinen hochfliegenden Enthusiasmus mehr. Gehen Sie mir aus den Augen mit Ihrem Donnerwolkengesicht, Januſch! Sehen Sie, dort kommt einer, der eine rühmliche Ausnahme macht. Immer vertrauensvoll, immer bereit, das Beste zu glauben, immer Sonnenschein in den Augen, daß es einem wohltut, hineinzusehen."

Wieslowitsch trat ans Fenster und sah die hohe, schlanke Gestalt Giorgieévs über die Straße schreiten. Er lachte höhnisch auf.

„Den meinen Sie? Und haben doch selbst noch vor kurzem über seine unerschütterliche Vertrauensseligkeit gescholten."

Frau Katinka biß die Lippen. „Es ist wahr, in einer Beziehung paßte sie mir nicht — das heißt —"

„In bezug auf seine Frau", unterbrach Januſch, „o, ich weiß; aber was die Sache Bulgariens anbelangt, da kann er Ihnen nicht vertrauensselig genug sein. Nun, ich will nicht als störende Wetterwolke zwischen Sie und Ihren Sonnenschein treten, guten Tag, Frau Präsidentin."

Er rannte aus dem Zimmer und stürzte zur Haustür hinaus, atemlos an dem Eintritt begehrenden Stefan vorbei, der ihm mit jubelnder Stimme zurief: „Die Vereinigung ist vollbracht und Alexander wird beide Bulgarien beherrschen!" — — —

Dieser Ruf fand seinen Widerhall alsbald in ganz Sofia und brachte eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Die verschiedenen Parteien, russenfeindliche und russenfreundliche, steckten die Köpfe zusammen und fragten: „Wo soll das hinaus?" Aber trotz dieser Zweifelsfrage waren alle wie ein Mann bereit, für die Vereinigung einzustehen, mit Ausnahme des alten Zankow, der entschieden vom Festhalten an dieselbe abriet. Was konnte der Rat eines einzigen Mannes, wie groß auch sonst sein Einfluß war, ausrichten gegen die jubelnde Zustimmung einer ganzen Nation? Ebensogut hätte er versuchen können, mit einer Gerte den Lauf eines Stromes hemmen zu wollen, der hochgeschwollen über seine Ufer tritt. Depeschen und Zustimmungsadressen gingen aus allen Orten an den Fürsten ab, und als es bekannt wurde, daß derselbe eingewilligt habe, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, da ging ein Jubelschrei durch das ganze Land.

Digitized by Google

Volksblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Rübezahl

In meiner Kindheit horcht' ich gläubig auf
Wenn man vom Berggeist Rübezahl erzählte,
Wie er die Menschen liebte oder quälte,
Den Guten half, die Bösen aber schmälte,
Ein Weiser und ein Schalk im Erdenlauf.

Rothaarig, grimmig und ein Bild der Kraft,
Bald Fürst im Reich der Täler und der Koppen,
Bald schlichter Handelsmann beim Abendschoppen,
Bald schnurriger Hansnarr zum Leutefoppen,
Zuweilen gar Mitglied der Ratsherrnschaft.

So stehst du vor mir, alter Rübezahl!
Wie oft, wenn trübe Lebensstunden kamen,
Die Liebe fehlte und des Hasses Samen
Aufkeimen wollte, rief ich deinen Namen
Als Zauberwort ins öde Menschental!

Dann war's, als ob ein Lachen herzhaft sprang
Aus deinem roten Bart und aus verschmitzten
Gnomhaften Augen Spott und Weisheit blitzten;
Ich merkte wieder, nur für den Gewitzten
Hat dieses Leben keinen Alltagsgang!

Und dennoch, du, so mächtig und so schlau,
Gemischt aus Geisterkraft und Menschenschwächen —
Einmal gelang es doch, dich auszustechen,
Als es um Liebe ging, um ein Versprechen!
Du zähltest Rüben durch die List der Frau!

Wir alle zählen Rüben auf dem Feld —
Der Lebensacker, den wir eifrig graben,
Trägt Schmerz und Lust und hundert andre Gaben,
Was aber ist am Ende Soll, was Haben?
O, Rübezahl, erklär' mir diese Welt!

Erich Janke.

★

Kreuz Zehne / Von Eugen Stangen

Unverwandt blickt er durch den Spalt der Gardinen nach drüben, nach den Parterrefenstern.

Der „Budiker", ein braver alter Berliner in sauberen Hemdsärmeln und blauer Schürze, schläft in seiner Büfettecke. . . .

Jetzt, in dieser Nachmittagsstunde, ist das kleine Bierlokal leer.

Nur am Fenster sitzt ein Gast . . . der seltsame, herabgekommen aussehende Mensch, der unverwandt hinüberstarrt nach den Parterrefenstern. . . . Es liegt aber etwas in dieser Herabgekommenheit, in dem hageren, scharf markierten Profil, wie eine Grundlinie früherer besserer Zeit, die unverwischbar wahrzunehmen ist in all der Verlorenheit. . . .

Jetzt — rührt sich etwas drüben — —

„Lena" — —

„Jawoll ja, — wat denn", fährt der brave Gastwirt auf.

„Ein Bier noch, bitte", sagt der blasse, blonde Mensch schnell — und starrt wieder hinüber — mühsam die innere Erregung bezwingend. . . .

Eine junge, bildschöne Frau steht am Parterrefenster — — Lena. . . . Sein Weib. . . . Herrgott — wie ihre Augen lächeln und voll Glanz sind! Diese schwarzen großen Funkelaugen, die allen Männern der Kopf verdrehten . . . ihm auch. . . . Dann — — ja ja — dann hat er falsch gespielt — betrogen. . . . Es ging um eine Unsumme. . . .

Kreuz Zehne war Stich. . . .

Und als er in seiner Zelle saß — ein ganz kleines Stückchen blaues Himmelsauge über sich —, sang er oft, bis der Posten drunten ihm energisch Ruhe gebot, das Lied von den drei Wandrern.

„Ich steche mit Kreuz Zehne —
Ich bin der Schmerz . . ."

Digitized by Google

Die anderen Gefangenen, selbst die Aufseher gaben ihm den Spitznamen:: „Kreuz Zehne!“ — —

Manchmal hielt der Posten drunten auf dem Hofdreieck auch plötzlich den Schritt an, weil ein Lachen zu ihm herniederdrang — ein so eigentümlich blechernes, leeres erschütterndes Lachen.

„Ich steche mit Kreuz Zehne —
Ich bin der Schmerz . . .“

Lena hatte sich von ihm abgewandt! Und sie hatte ja recht — recht, sich von ihm abzuwenden, von ihm, dem Falschspieler, dem Betrüger — dem Sträfling. . . . Aber sie war doch sein Weib. N o c h war sie es doch! — Muß denn ein Weib nicht doch zum Manne halten trotz allem und allem — in Not und Tod? —

Als er aus dem Gefängnis kam, erkrankte er — lag lange krank.

Aber nun ist er gesund! Bleich noch — und das Kainszeichen der Gesunkenheit auf der Stirn; aber jung — jung noch!

Lebenshungrig! Seine Muskeln straffen sich — seine Adern strotzen wieder.

Er will sein Weib zurück! Er will die schwarzen Funkelaugen wieder leuchten sehen! Er will wieder zu leben anfangen — mit ihr. . . .

Daß sie bei Groppens sein würde, das dachte er sich; — mit Groppens war sie immer am vertrautesten.

Drüben verschwindet jetzt die junge Frau mit den wunderschönen Augen vom Fenster. . . .

Der seltsame Gast zahlt — sehr schnell — und geht hinüber — ins Haus hinein — und klingelt an der Tür des Hochparterres. . . .

Doktor Groppen öffnet.

„Sie wünschen?“ —

Kreuz Zehne lacht — jenes blecherne, leere Lachen, das selbst den Posten durchschüttert hat.

„Was ich wünsche, Herr Doktor? Ich möchte Frau Lena von Siegrot sprechen. . . .“

„Frau von Siegrot?“ — —

Drinnen ein Schrei — das Zuschlagen einer Tür. . . .

Mit aufsteigender Röte im Gesicht blickt der fremde Mensch in Doktor Groppens erstaunte Augen.

„Ja, ich will meine Frau sprechen!“ — —

Eine Tür geht auf. . . .

Frau Doktor Groppen rauscht in Seide heran. . . .

„Wie können Sie es wagen? Verlassen Sie sofort das Haus! Lena hat sich unter unseren Schutz begeben und bleibt unter unserem Schutz bis zur Scheidung.“

„So?“ — Ein Keuchen kommt aus des Mannes Brust. „Aber ich will mein Weib sprechen! N o c h i s t sie mein Weib!“ —

„Unverschämtheit!“

„Ich telephoniere nach der Polizei, wenn Sie nicht gehen“, zürnt Doktor Groppen und schlägt die Tür zu.

Man hört die Sicherheitskette vorlegen. — — In das Geräusch hinein ächzt ein heiseres, häßliches Lachen. — — — — — — — — — — — —

Wolf von Siegrot sitzt wieder drüben in der Gastwirtschaft. . . . Mit dem Zug von Rachsucht um den einst so stolzen, feinen, schmalüppigen Mund hat er etwas an sich von einem Raubtier. . . . Lauernd — unheimlich. . . .

Stunden verrinnen — — — Schräg schon steht die matte Frühlingssonne. . . .

Der Mann sitzt noch immer. — — —

Und jetzt verläßt Doktor Groppen mit seiner Gattin das Haus.

Lena erscheint am Fenster und lächelt ihnen noch einen Gruß zu — — dann verschwindet sie wieder. . . .

Eine verirrte Schwalbe schießt durch die Großstadtstraße in angstvollem Zickzackflug. . . .

Da geht Wolf von Siegrot hinüber — — ein Flackern im Blick, und den Zug der Rachsucht vertiefter um die Lippen. . . .

Er lächelt hämisch, als er vor der Korridortür steht. . . . Sorglich mag drinnen wohl die Sicherheitskette vorliegen — sicherlich. . . .

Lena muß allein sein, denn Groppens haben nur eine Aufwärterin — vormittags. Sonst niemanden. . . .

Der Mann fixiert das Guckerchen. . . . Das ist ein kleines rundes Loch wie ein Fünfmarkstück so groß . . . dünnes Glas. . . .

Wolf von Siegrot läutet. . . .

Schritte. . . .

Sie halten wie in der Mitte des Flurs inne. . . .

„Wer ist da?“

Kein Wort. . . .

Nur ein Hand — die rechte hagere Hand eines verlorenen Menschen krampft sich um den Griff eines langen spitzen Stiletts. —

Die linke reißt nochmals an der Klingel. . . . Drinnen lauscht man wohl — überlegt. . . .

Falkenscharf bohrt sich des Mannes Blick in das Guckloch der Tür. . . .

Man kommt zaghaft näher — Lena — ein Auge späht durch das Guckerchen — preßt sich so nahe an das Glasscheibchen, daß man die Iris funkeln sieht . . . . Und im Moment, gedankenkurz, fährt etwas durch die Luft — das Stilett — bohrt sich durch das dünne Glas, tief, tief, tief hinein in das schöne, schwarze, funkelnde Frauenauge. . . .

Ein markerschütternder, qualgefolterter, entsetzlicher Schrei. . . .

„Ich steche mit Kreuz Zehne — — —“

Im Lärm der Großstadtstraße verhallen flüchtende Schritte — verweht ein hämisches, heiseres, häßliches Lachen. . . .

Digitized by Google

Roseninsel

Komm aus der Welt verworrenem Gehege
Ein liebes Stündchen mit mir in den Traum;
Ich will dich Wege führen, weiche Wege
Durch Mondenzittergold und Blütenflaum.

Ist eine Roseninsel, leidverlassen,
Und nur die Mondnacht träumt in süßem Weh
Ein Märchen auf den alten Steinterrassen
Im Lorbeerhain an einem blauen See.

Und wo um weiße Säulen Rosen ranken,
Lehnt weltvergessen wie das Land, ein Paar,
Und wenn im See die schlanken Schwäne schwanken,
Küßt seine Sehnsucht stumm ihr schönes Haar . .

Ist eine Roseninsel, leidverlassen,
Und nur die Mondnacht träumt in süßem Weh
Ein altes Märchen auf den Steinterrassen
Im Lorbeerhain an einem blassen See.

Fritz Alfred Zimmer.

Die Narbe / Von Rose Raunau

Die wunderschöne Mama kramt Truhen und Schränke um. Nichts tut sie lieber. Es schmeichelt ihr immer aufs neue vor, sie bedeute etwas im Uhrwerk ihres Haushaltes, etwas anderes, als etwa die Brillanten auf einen Zeiger bedeuten. Der Bursche und das Mädchen haben auf ihr Geheiß Körbe vom Boden geholt. Darinnen waren Kleidungsdinge jeder Art verwahrt, zwischen duftenden Kampfer und Naphtalin, die sich jetzt aufdringlich melden. Zwar wußte sie natürlich damals schon, daß nichts davon beim Beginn des Winters sich noch brauchbar erweisen würde, aber ihr nicht zu hemmender Arbeitsdrang suchte damals und heute Betätigung.

Die schlanken Hände — sie duldet keinen Ring daran, der die Form der Finger verdecken könnte — heben jetzt unter dem quietschenden Deckel ein Wintermäntelchen und einen kleinen Anzug hoch.

„Was meinen Sie, Mine, ob das dem Portierjungen unten passen wird?"

„Det gute teure Zeug wollen gnä' Frau schon verschenken? Die Leute unten estemieren das ja im geringsten gar nicht. Gnä' Frau sind ein richtiger Engel."

Der richtige Engel lächelt, wie eben Engel lächeln und kramt und wühlt weiter. Was in Truhen war, wandert in Körbe, und was in Körben ruhte, wandert in Truhen, — ein altes Hausfrauenspiel!

— — Peter stürmt lustig lärmend ins Schrankzimmer. Er sieht leidenschaftlich gern zu, wenn Körbe geleert werden. Liebliche Erinnerungsbilder haben diese Schwärmerei vertieft; wenn er auch schon erfahren genug ist mit seinen sechs Jahren um zu wissen, daß Unterschiede bestehen. Es gibt gewöhnliche Körbe, die man bloß vom Boden holt, und wo man noch dabei niesen muß, sowie sie aufgemacht werden und die „überhaupt" meistens quietschen, und solche mit ganz viel Papier beklebte, die ein Kutscher oder ein Dienstmann bringt, wo er immer auf Geld dabei wartet.

„Erst auspacken," hatte er zum Erschrecken seiner Eltern noch zu allen Logiergästen gesagt, wenn sie ihn liebend begrüßen wollten. Nach dem Ergebnis der Inventur richtete sich dann in unverbildeter Kinderlogik seine Geneigtheit, Zärtlichkeiten über sich ergehen zu lassen.

„Mutter!" ruft er schon von draußen. Er ist gelehrt worden, „Mutter" zu sagen, — ein boshafter Onkel behauptet, weil das besser zur Einrichtung passe.

„Mutter, bitte, bitte, bloß noch kein' Wintermantel! Mir ist ja noch immer so mächtig heiß. Riech mal: riech ich nicht schon ganz versengt?"

Lachend zieht sie ihn zu sich heran. Sie weiß, sie sieht nie jünger aus und nie schöner, als mit dem braunen Knabengesicht neben sich, das ihre marmorne Haut noch heller leuchten läßt.

„Geh runter zu dem kleinen Portierjungen. Wie heißt er denn?"

„Das weißt du nicht? Aber Mutter! Maxe heißt er doch. Maxe Furchert. Und Räuber spielen kann er. Aber fein. Und alle meine Murmeln habe ich schon bei ihm verwonnen. So'n langen Spann hat er."

Und er spreizte dazu seine kleine Jungenhand.

„Siehst du, Mutter, das ist euch ganz recht. Warum schneid't mir Fräulein immer den Nagel vom Daumen und vom kleinen Finger, wenn ich auch schrei: ‚Um Gottes willen nich!' Nachher hab' ich nämlich bloß so'n kurzen Spann beim Murmeln. Und Spann ist die Hauptsache im Leben, hat Maxe gesagt."

„Ich will mir's merken, Peter. Aber nun geh und bringe deinem klugen Freunde hier den Anzug und den Mantel von dir."

„Mutter!" Stürmisch umhalst er den lächelnden Kopf, der sich zu ihm herunterbeugt.

Digitized by Google

Ein hinreißendes Leuchten kommt von dem prächtigen Kindergesicht, tiefinneres Freuen will die kleine Brust zersprengen. — — Flammen waren in Peters Augen und leuchteten ihm, wie er mit seinem Bündel hinunterging, leicht wie auf Wolken oder wie auf einer federnden Matratze, um ein Bild zu brauchen, das Peter vertrauter war. Entzücken war in ihm, daß er, er ganz allein, geben durfte und beglücken und „bitte" sagen.

Seine Phantasie eilte den kleinen Füßen voraus. Alle seine Gedanken waren schon unten bei Mare und seiner Freude. So schnell hatten die armen kleinen Beine mit aller Ungeduld nicht laufen können.

— — — Betäubt und blutend trug man ihn wieder hinauf. Betäubt und blutend. Trotz Wolkenwegen und Freudenflammen.

Von der steinernen Treppe, die in die Portierwohnung führt, ist das Blut aus der Stirnwunde nicht wegzuwischen, die Spur davon bleibt sichtbar, und die Herbstwonne lächelt darauf herunter.

Warum eigentlich lacht und lächelt die „gute" Sonne immer? Es muß doch ein trauriges Geschäft, ein trauriger Triumph sein, alles Häßliche mit seinem Lichte aufzudecken.

Lächeln tat ja nicht einmal der junge, schwarzhaarige Arzt, den sie holten, obschon er seit Monaten auf einen plötzlichen Unglücksfall in gutem Hause fast betend gewartet hatte. Neue kühne Lebenshoffnungen erfüllen ihn.

Aber in die Freudenblüte des armen eifrigen Menschen sollte Mehltau fallen.

Noch während er seine tadellose Naht verband — er versicherte, es würde eine ideal schöne Narbe geben —, erschien der telephonisch kommandierte Hausarzt.

Er fuhr auf Gummi vor, was ihn nicht hinderte, nach wie vor die Sinekure eines Armenarztes im vornehmsten Wesen zu bekleiden.

Es war derselbe Sanitätsrat, von dem einmal einer seiner Patienten aus der Armenpraxis resigniert behauptet hatte: „For die armen Leute, da is er keen richtiger Doktor nich, for die Männer och nich und for die Schwerkranken och nich!"

Peter war weder arm, noch ein Mann, noch schwerkrank, und so erschien der Herr Sanitätsrat im schwarzen Cutaway und der farbigen Weste vollberechtigt am Platze.

Er rümpfte beim Geruch des Jodoforms die vornehm grade Nase. Der Duft von Houbigant war ihm offenbar sympathischer. Dann zog er, der seltenen Schwere des Falles angemessen — er entschloß sich, trotzdem keinen Spezialisten mehr zuzuziehen —, die Glacés von den gepflegten Händen, langsam, einen Finger nach dem anderen.

Dabei maß er den „jungen Kollegen", der noch nicht für die Bedeutung der Spezialisteninstitution gereift war, und, man denke, selber genäht hatte, mit einem Blicke, einem Blicke — ich weiß in der gesamten Tierwelt keinen Vergleich dafür. — Denn eine Bulldogge, die einem klugäugigen Windspiel einen Knochen entreißt, ist doch nicht so perfide höflich dabei.

Dem Menschen hat die weise Vorsehung keinen Giftzahn gegeben. Der „junge Kollege" blieb am Leben. Er sollte doch in 25 Jahren selbst einmal Sanitätsrat werden.

Und wenn jetzt die wunderschöne Mama — Mamas, die nie zu denken brauchen, bloß lächeln, immer lächeln, bleiben ewig schön —, wenn diese wunderschöne Mama wieder einmal in Engelsgüte fortgeben will, was ihr im Wege ist, dann schnellt Peter nicht mehr strahlend und jauchzend auf.

Er hat seit jenem Ereignis, viel vor der Zeit, Farbe und Rhythmus von dem, Leben und Schönheit erhaltenden, Gleichmaß der Mutter angenommen.

Er sagt mit der abgeklärten Ruhe eines Weisen: „Schicke lieber Mine! Ja Mutter? Mich sticht's immer in der alten Narbe, wenn ich was wegschenken soll."

Armer Peter!

*

Die Morgenstunde

Ein offenes Fenster lichtumsäumt,
Noch schlafen im Hause Arbeit und Sorgen . .
Auf dem Bettrand ein Mädel sitzt und träumt
Hinein in den schweigenden Frühlingsmorgen . .

Die Linde vorm Fenster rauscht süß und sacht
Gold-grün in flimmerndem Schimmer —
Und heimliche Bilder der jüngsten Nacht
Geh'n leise noch, leise durchs Zimmer . . .

O Morgenstunde! — O Sonnenflut!
Ein Lüftlein spielt in blondem Haare . . .
Und selig rieselt durch junges Blut
Die Sehnsucht scheuer Mädchenjahre . . .

Bruno Pompecki.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Wilhelm Schäfers Pestalozziroman: „Lebenstag eines Menschenfreundes." München 1916 bei Georg Müller.

Wilhelm Schäfer steht in einem sehr glücklichen Verhältnis zur Vergangenheit, weitab von den gewöhnlichen Formen. Hat er aus den Schnitzeln und Spänen der Geschichte mit feinem Poetensinn das Kunstwerk seiner Anekdoten gemacht, so wählt er, um Menschen von historischer Bedeutung in ganzer Gestalt zu zeigen, die intimste Darstellungsweise, sei es Selbstbekenntnis, sei es Biographie, wie in dem vorliegenden Roman.

Ein Genie wie Pestalozzi, auf einem Gebiete, wo ein solches kaum erwartet wird, das aus jugendlichem Traumsinn gleichsam bestand zu dem ethischen Heldentum seiner Bestimmung gelangt — ein solches Genie will Schritt für Schritt, in der ganzen Leidensfülle, die ihm der Widerstand der stumpfen Welt bereitet, gezeichnet sein. In dieser Musterarbeit ist Schäfer Meister. In kurze Kapitel gefaßt, fügt Einzelheit sich zu Einzelheit, Umriß und Farbe dem entstehenden Romangemälde gebend, das mehr in geistige als in stoffliche Spannung versetzt. Mit gesteigertem Entzücken verweilt der Blick, wo die seelische Handlung ihre höchste Leuchtkraft gewinnt, z. B. bei der Schilderung des Eindruckes von Rousseaus „Emil" auf den Jüngling, die merkwürdigen Genesis von „Lienhard und Gertrud", die Beziehung zu dem Basler Menschenfreunde Iselin, die Begegnung mit dem Konsul Bonaparte in Paris und anderen Hauptpartien.

Die Lebensgeschichte erweitert sich zum Zeitbilde. Ein Epilog läßt den Helden noch über sein Dasein hinaus Umschau halten, wie weit sein wichtigstes Erziehergesetz wirksam geworden. Gesellschaftlicher Ausgleich durch die Macht der Bildung, heißt dieses Gesetz. Das heimatliche Zürich, das mit seinen Bodmer, Lavater, mit seiner Beziehung zur deutschen Klassik Pestalozzis Bildungsideal weckte, gab diesem Ideal auch die demokratische Richtung, da er unter dem Druck der aristokratischen Stadtverfassung einer der Vorkämpfer der von der Revolution erhofften Freiheit wurde, als Ehrenbürger der französischen Republik in einer Reihe erscheinend mit Schiller, Klopstock u. A. Erlangte von den Machthabern des helvetischen Freistaates sein Werk tatsächlich bedeutende Förderung, so erlitt es ebenso viel Schaden durch den Umschlag des revolutionären Geistes in Zügellosigkeit und Gewalt, als die Schweiz einer der Schauplätze seiner wilden Kriege wurde. Der Reiz der Landschaft kommt eindrucksvoll zur Geltung, so wenig auch Pestalozzi, mit Geist und Gemüt ganz der menschlichen Natur zugewandt, zu malerischen Exkursen Anlaß gibt. Doch ist jenes stille Leuchten des Firnlichts, wovon C. F. Meyer singt, in dem Buche, das nicht zuletzt durch seine Sprache, durch ihren ruhigen, von persönlichem Rhythmus und originaler Bildlichkeit belebten Fluß, sich als ein Kunstwerk in unserem Sinn ausweist. Josef Oswald.

Diedrich Bischoff: Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1916.

Der Verfasser, wie er selbst angibt, Leiter einer Lebensversicherungsgesellschaft, benutzt die 47 Seiten der vorliegenden Flugschrift, um sich über den „Geist von 1914" zu verbreiten. In der Einleitung zitiert er Heinrich von Treitschke und zwar Sätze, die einen derartig fremd und verschimmelt anmuten, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren kann. „Jedes Volk wird in langer Friedenszeit leicht der Verweichlichung und der Selbstsucht verfallen. Spießbürgerlicher Sinn oder weltmännische Rührigkeit, welche nur die Befriedigung der Lüste (!) des einzelnen im Auge hat, unterwühlt die Fundamente einer höheren sittlichen Weltanschauung und den Glauben an Ideale usw." Nun wissen wir also, was wir in den 44 Friedensjahren getrieben haben! Man kennt diesen Ton zur Genüge, er ähnelt aufs Haar den ewigen Klagen, die immer das jeweilige Alter über die „verdorbene Jugend" erhebt. Nicht eine plötzliche „innere Wiedergeburt", die wie ein Wunder vom Himmel fällt, hat uns stark gemacht, den Krieg so zu führen, wie wir ihn führen können und müssen, sondern gerade die verlästerte, lange, arbeitsreiche Friedenszeit hat das ermöglicht, ich möchte wohl wissen, wo wir sonst stehen würden! Der Krieg ist immer ein Unglück, auch der siegreiche, sagt Moltke irgendwo, und die „hohe erzieherische Bedeutung eines großen Kriegsgeschickes" vermag ich ohne weiteres nicht einzusehen, dann hätte der Dreißigjährige Krieg einen wahren Völkerfrühling hervorzaubern müssen, denn ein größeres „Kriegsgeschick" ist doch wohl selbst angesichts des jetzigen Weltkrieges nicht denkbar! Und wo steckt denn die Verweichlichung und Selbstsucht der langen Friedenszeit oder gar die „Befriedigung aller Lüste"? Vielleicht in dem glänzenden Aufschwung unserer sportlichen Jugenderziehung, unserer sozialen Gesetzgebung oder ist etwa der Sturm auf Lüttich und Dixmuiden nur als eine Folge der „Befriedigung aller Lüste" möglich gewesen? Nur die lange segensreiche zielbewußte Friedensarbeit trägt jetzt auch im Kriege, der uns aufgezwungen wurde, ihre Früchte, man verschone uns also mit dem Zitieren solcher Dummheiten, selbst wenn sie Heinrich von Treitschke gesagt hat. Man schiebe auch nicht in dieser unglaublichen Weise das ganze fleißige Schaffen der Generation unserer Väter einfach bei Seite, die uns führten und stählten aus der Einsicht heraus, daß es nicht genüge, nur sein Haus gebaut zu haben, wie Schopenhauer sagt, sondern daß man es auch zu schützen verstehen müsse. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu und der „Geist von 1914" ist kein Wunder aus Wolkenkuckucksheim, sondern die sauer durch unermüdliches Streben wohlerworbene Belohnung der Friedensjahre. In diesem Sinne wollen wir allerdings hoffen, daß wir sie dauernd behalten werden. Diese Einleitung der „Flugschrift" genügt eigentlich schon, um alles weitere darin zu beleuchten. Gut gemeintes, aber wertloses Wortgeklingel enthält diese „Tat"flugschrift, neben einer Fülle schiefer Urteile und Meinungen, die jedenfalls beweisen, daß der Verfasser von dem großen Kriegsgeschick offenbar noch nicht hart genug getroffen ist. Für die Zukunft faßt er einen „Bund von 1914" ins Auge, in dem der „Geist" dann entsprechend der üblichen Vereinsmeierei „gepflegt" werden soll, der Vorsitzende wäre ja nicht schwer zu finden! Dr. Erich Janke.

E. Bleeck-Schlombach: Allah il Allah. Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli. Ein starker Band mit vielen Bildern von Werner Godow. Geheftet 1 Mark, in Leinen 2 Mark. Verlag von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig.

Dem Verfasser war es vergönnt, als Kriegsberichterstatter den gewaltigen, nervenpeitschenden Seeangriffen der Verbündeten auf die Meerengen beizuwohnen. Die Schilderungen des Kriegslebens in den Schützengräben vor Sedd-ül-Bahr, vor Ari-Burnu und in den verschiedenen romantischen Feldlagern des Hauptquartiers sind von neuartigem, bestrickenden Reiz — Selbst der abendländische Leser, dem der Orient gänzlich fremd ist, wird von den Frontfahrten vom Goldenen Horn durch das Marmara-Meer nach dem Kriegsschauplatz einen lebendigen wie selbsterlebten Eindruck gewinnen, den die charakteristischen Originalbilder des jungen Künstlers W. Godow noch verstärken. „Allah-il-Allah" bedeutet eine ebenso verdienstvolle wie seltene Neuerscheinung auf dem Kriegsbüchermarkt; rückt uns das Buch doch wie kein anderes die größte Episode der türkisch-deutschen Waffenbrüderschaft mit vielen Einzeltypen von Soldaten und Offizieren greifbar vor Augen. — Eine erwünschte Zugabe bildet die genaue zeitliche Zusammenstellung und Übersicht über die Kämpfe vom Oktober 1914 bis zum Januar 1916.

Digitized by Google

Neue Bücher

Hahn im Korbe. Von E. von Dormann. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Das törichte Herz Roman von Alfred Maderno. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Verlag Carl Reißner, Hamburg.

Kampf hinter der Front. Kriegsaufsätze für Deutschtum im Leben und Kunst von Dr. Karl Stork. Preis geb. 2,50 M. Verlag Muth, Stuttgart.

Höhengänge Drei Erzählungen aus den Alpen. von Walther Rithack Stahn. Verlag J. Frick, Halle.

Trugsonne. Roman von Clara Dressel. Verlag Herrmann Hillger, Berlin-Leipzig.

Anno 15. Kriegsanekdoten aus Österreich, gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. Verlag Koppe-Bellmann, Prag-Smichow.

Der tanzende Pegasus. Ein Buch boshafter und lustiger Verse von Paul Altheer. Preis geb. 2,50 M. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Ein deutsches Herz, in großer Zeit. Von Lilly Braumann Housell. Preis kart. 1,80 M., geb. 2,50 M. Verlag Ferd Loewes, Stuttgart.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen von Kare Quenzel. Verlag Hesse & Becker, Leipzig.

Briefkasten

Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

Der Druckfehlerteufel hat leider im letzten Briefkasten einigen Schaden angerichtet. Unsere Leser werden die kleinen Fehler leicht selbst verbessert haben.

H. G. in M. „Militärzug" ist gut geschaut, aber noch nicht druckreif. Allmählich ist auch das Thema schon zu oft behandelt, vielleicht senden Sie neue Proben. **A. K. in S.** Ich verweise Sie auf die Einsendungsbedingungen, ich kann nur in ganz seltenen Fällen Ausnahmen machen. **E. F. in Kreuznach.** Zu einfach im Stoff. **K. H. in Halle.** Der Briefkasten wird wieder in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinen, ich bin gern bereit, Ihre Anfragen zu beantworten. **Wilhelm S. in G.** Ihre „Granatenballade" war ein Volltreffer in den Redaktionsunterstand „Papierkorb"! **A. K. in Pankow.** Der Stoff eignet sich nicht für unser Blatt. **Frau T. v. R. in B.** Ich kann Ihre hübsche „Kriegs"geschichte nach einigen Streichungen verwenden, obgleich an solchen Erzählungen noch immer Überfluß herrscht. Honorar und Belegehefte gehen Ihnen nach Erscheinen zu **A. D. in Z.** Leider keine Talentprobe. **M. D. in Leipzig.** Novellen in Tagebuchform kann ich nicht unterbringen. **C. F. E. in Schneidemühl.** „Todeswehen" ist nicht druckreif, außerdem ist es zu düster gehalten, es mag allmählich genug sein, der traurigen Bilder, die Leser suchen auch Zerstreuung! **H. L. in E.** Ganz unbeholfen. **v. W. in S.** Sie können gelegentlich neue Versuche senden. **E. H. in Helmstedt.** „Vorahnung" ist nicht besonders geglückt, vielleicht senden Sie neues. **F. A. Z.** Sie müssen mehr Gewicht auf die Form legen, das Herüberziehen der Sätze von einer Verszeile in die andere wirkt oft sehr häßlich, auch die Wortbildungen sind durchaus nicht immer glücklich. **M. R. in Löcknitz.** Ihr Gedicht „Heimkehr" stimmt mit einem ähnlichen aus der Sammlung „Heimatklänge" von Annemarie von Nathusius inhaltlich und teilweise sogar wörtlich überein („Violenblau der Himmel träumt", „das Lied — des Wandrers, der nach Hause zieht"), das geht denn doch wohl nicht! **Frau A. L. S. in Berlin.** Das ist nur Poesie „für's Haus", wenn auch ein warmes Herz aus den Reimen spricht, so fehlt doch jede Eigenart. Dr. Erich Janke.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 26 das zweite Vierteljahr des 53. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" schließt.

Für das dritte Vierteljahr des 53. Jahrgangs (April — Juni) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Arthur Achleitner, Stärker als Liebe.
Hedwig Schobert, Treibholz.

Auf diese zeitgemäßen und höchst spannenden Romane möchten wir unsere verehrten Leser besonders hinweisen.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 26: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Rübezahl. Gedicht von Erich Janke. — Kreuz Zehne. Von Eugen Stangen. — Roseninsel. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Die Narbe. Von Rose Raumau. — Die Morgenstunde. Gedicht von Bruno Pompecki. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 25. März 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 128 962 631

AP30
D378
V.53
PT. 1-2

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google